Predigten

des Herrn Magiſter

Sebaldus Nothanker

aus

ſeinen Papieren gezogen.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1774.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Den

Patrioten,

die einen Preis

auf das beſte

Lehrbuch für die Land- und Acker-ſchulen

ausgeſetzt haben,

ſey

dieſe Schrift

gewiedmet!

Vorrede
des Herausgebers.

Das hätte ich nicht gedacht, daß ich noch in meinen alten Tagen eine Vorrede ſchreiben würde! Aber freylich, wenn ich an den Plan zurück denke, den ich mir als Jüngling von meiner Reiſe durch dieſes Leben entwarf, und nun, an dem Ende meiner Wallfahrt, zurück ſehe, was für einen Weg ich wirklich gemacht habe: lieber Gott, wie viel' Dornhekken, durch die ich mich winden, und wie viel

Steine, die ich überſteigen, oder um die ich herumgehen mußte, ohne daran gedacht zu haben; aber auch, wie viel' fröhliche Pfade, die mich die Hand der Vorſicht führte, ohne daß ich ſie mir verſprochen hatte! — Wie ich nun dazu komme, dieſe Vorrede zu ſchreiben, das will ich unten erzählen. Da ich einmal angefangen habe, mit dem Publikum zu reden, ſo fühle ich eine gewiſſe Luſt, durch Hülfe dieſer Feder mit meinem ganzen lieben Vaterlande mich unterhalten zu können, und will mir dieſes Vergnügen ein halbes Stündchen gönnen.

Mein guter Horaz hat geſagt, daß ein Alter laudator temporis acti ſe puero wäre. Im Ganzen genommen, mag dieſer Zug charakteriſtiſch wahr ſeyn. Ich ſelbſt bin mit den Sitten und Grundſätzen jener Zeiten, da ich in die Welt eintrat, beſſer zufrieden, als mit den Sitten und Grundſätzen der gegenwärtigen Zeit. Es iſt wahr, etwas wild gieng es damals in den Geſellſchaften her, es war vieles noch ſo rauh, unſere Kleidung, beſonders der Frauenzimmer ihre, die Bauart und einiges andere noch gar zu gothiſch. Aber deſto mehr Redlichkeit, Tugend

und

und Frömmigkeit war im Lande. Viele Manieren und Moden der Franzoſen hätten wir ganz wohl annehmen können, wenn wir nur nicht zugleich ihre Flatterhaftigkeit, ihre Falſchheit, ihre Wolluſt angenommen hätten! Ihre Kochkunſt hat unſere deutſche Mägen ganz geſchwächt, unſere Säfte verdorben und unſere Nerven ſchlaff gemacht. Was werden itzt, beſonders in großen Städten, für ſchwächliche Kinder gebohren? „Die artigen Mädchen „Deutſchlands,„ ſchreibt unlängſt ein Mann, der auch ſonſten viel Gutes ſagt, *) „dieſe „Elfen der Fräa und Schweſtern der Veleda, „die unſere rauhe Groſsväter mit göttlicher „Achtung anſahen, ſie, deren Vorältern den „Buſen des Mannes zum Feuer der Schlach„ten entflammten, die ihrem Vaterlande Hel„den zeugten — erſchrecken itzt vor kleinen „Thierchen und zeugen dem Staate vielbedeu„tende Stutzer.„

Doch ſo groß auch dieſer Schade iſt, ſo möchte er allenfalls noch zu verſchmerzen ſeyn. Wenn man anfienge, jene Weichlinge zu verachten und zu verſpotten, ſo würden ſie viel-

*) Dorſet und Julie, S. 39.

leicht ſo lange ſich einſchließen und kräftige, ſtärkende Nahrung zu ſich nehmen, bis wieder deutſches Blut in ihren Adern flöſſe. Aber Frankreich hat ein weit ſchlimmeres Beyſpiel gegeben, das einen deſto ſchädlichern Einfluß hat, weil der Schwindelgeiſt nicht leere Stutzerköpfe, ſondern gekrönte Häupter eingenommen hat. Von den Zeiten Richelieu's an war dieſes Reich auf nichts anders bedacht, als ſeine Einkünfte zu vermehren, um deſto mehr Soldaten halten zu können. In kurzer Zeit ſtiegen ſie bis zum Erſtaunen, und mit ihnen wuchs das Heer. Nun hatte Frankreich ſeine Hände in allem, und ſchrieb faſt ganz Europa Geſetze vor. Dieſes gefiel, man ſah, daß es ſein Uebergewicht der großen ſtehenden Armee, und dieſe den erhöheten Einkünften zu danken hatte. Man fieng alſo an, eben die Geldquellen, die in Frankreich fließen, in andern Ländern zu eröffnen. Es werden alle Einkünfte ſo hoch, als möglich, verpachtet. Der Pachter will doch auch ſeinen Profit haben. So wird dem Unterthan das Fell über die Ohren abgezogen! Vieles, was jetzo zum Unterhalte des Lebens nothwendig geworden iſt, haben die Monopoliſten unter ihren Hän-

Händen, denen man es noch einmal, oder zwey- und mehreremal theurer bezahlen muß, als sonsten, und doch verdient man nicht mehr, viele vielleicht weniger, als sonsten.

Am sonderbarsten ist, jemehr die Fürsten von den Unterthanen zu ihren Ausgaben verlangen, desto mehr brauchen wir zu unsern eigenen. Mit der Macht des Staats steigt auch der Luxus, der jene nach und nach unterminiert. Weil uns nun unsere Weiber, unsere Kleider, unsere Vergnügungen immer mehr kosten, so ist uns auch kein Weg, auf dem wir unsere Einnahme vergrössern können, weder zu kothigt noch zu gefährlich. Daher unternehmen wir alles, und leiden alles. Das bischen Freyheit, das wir noch hatten, geht nach und nach vollends verlohren, die Rechte der Menschheit werden unterdrückt und die Stützen, die das Volk dem Despotismus noch entgegen stellen konnte, wie in Frankreich, über den Hauffen geworfen. Die Menschen verliehren alle Thätigkeit, allen Muth. Das sonsten frölliche Herz des Landmanns wird von den Sorgen, wie er alle seine Abgaben entrichten soll, ohne daß Weib und Kinder Hungers sterben, genagt, die allgemeine

Menſchenliebe ſtirbt immer mehr aus. Wie lachten alle Fluren, wenn ich vor funfzig Jahren in die ..... Länder kam! wie war alles ſo heiter und itzt — ich mag mir meine letzten Tage durch eine Reiſe dahin nicht mehr verbittern. Fangen nicht ſchon einzelne Länder Deutſchlands an, ſich als fremde anzuſehen? Spottet man nicht in dem einen Theile deſſelben über die Einfalt der Sitten, davon noch etwas in dem andern übrig geblieben iſt? Mit Einem Worte, die Menſchen entfernen ſich immer weiter von der Natur.

Und doch, meine Brüder, könnt ihr nicht anders glücklich ſeyn, als wenn ihr der Natur getreu ſeyd, und wenn ihr nur nach den Geſetzen, die ſie ſelbſt gegründet hat, regiert werdet. Meine Phantaſie erweißt mir oft den angenehmen Dienſt, mich in jene Zeiten hinauszuſetzen, wo das menſchliche Geſchlecht alle diejenige Glückſeligkeit genießen wird, deren es fähig iſt. Mit welchem Vergnügen habe ich nicht vor einigen Jahren das Jahr zwey tauſend vier hundert und vierzig geleſen, oder vielmehr, es gleichſam verſchlungen! und mit vielem Vergnügen verweile ich noch hier und da bey einzelnen Schilderungen! Die Theologen

logen werden sich nicht mehr verketzern und verfolgen und sich nicht mehr einbilden, daß sie allein den Schlüssel zum Himmelreich haben. Die Religion wird von Lehren gereinigt seyn, die der Gottheit unwürdig sind, und dagegen Gott in der Einfalt des Herzens verehren lehren. Die Künste werden nur die Tugend befördern, und unser Daseyn verschönern. Das andre Geschlecht wird überzeugt seyn, daß seine Bestimmung nur diese ist, gute Frauen und gute Mütter zu werden, und nicht, uns in Gecken zu verwandeln. Aus unsern Kindern werden wir keine Affen mehr machen, sondern gute Menschen und gute Bürger. Vor allen Dingen aber wird der Fürst seinem Volke keine andere Last auflegen, als die seinen Kräften gemäß ist, wird nicht unzählige Heere halten, um einen Einfluß in das Gleichgewicht Europens *) zu ha-

*) Die Politiker reden so viel von dem Gleichgewichte Europens. Es wäre eine hübsche Sache darum, wenn dieses Gleichgewicht alle Schwerdter in der Scheide hielte. Das Schwerd minder mächtiger Fürsten mag es wohl in der Scheide halten. Aber wenn ein Mächtiger Krieg anfangen will, dann haben wir dem Gleichgewichte Europens es zu dan-

haben; wird nicht viele tausend seiner Unterthanen auf die Schlachtbank schicken, um Völker am Ohio unglücklich zu machen; wird glauben, daß er so gut Pflichten gegen den Unterthan habe, als dieser gegen ihn, und sie ausüben. Einer Maitresse das Glück eines einzigen Mannes, geschweige einer ganzen Provinz oder eines ganzen Volks aufzuopfern, wird in jenen

danken, daß die Kriege allgemeiner werden, als ehemals. Wenigstens finden wir in keiner Periode so viel allgemeine Kriege, als seit einigen Jahrhunderten. Denn laßt einen ehrgeizigen Fürsten auf einem mächtigen Throne sitzen, er wird überall eine Zerstöhrung des Gleichgewichtes finden, wo sein Interesse oder sein Ehrgeiz sie ihn finden heißt. „Der Mann im Monde kann mit dem Mann„ne im Polarstern in einen Zwist gerathen, „Schah Cebal wird mit Hülfe seines Im„madulat Mittel finden, die Ehre seiner Re„gierung dabey betroffen zu glauben... Eigentlich liegt wol dem Menschengeschlechte nicht allzuviel daran, ob Einer über ganz Europa herrscht, oder ob es Zehn unter sich getheilt haben? Da die Regierungen fast alle nach gleichen Grundsätzen handeln, so kann es dem Unterthan gleich gelten, wem er seine Abgaben bezahlt.

jenen Zeiten etwas ſo unerhörtes ſeyn, daß man kaum glauben wird, daß es in unſern Zeiten geſchehen iſt. Statt den Landmann immer weiter zum Thiere herab zu würdigen, wird er ihn immer mehr zur angebohrnen menſchlichen Würde zu erheben ſuchen. Kurz, es wird nicht viel fehlen, daß nicht die Saturniſche Zeiten zurück kommen. Und wenn denn die Glückſeligkeit der künftigen Generationen eine Folge des Unglücks der gegenwärtigen iſt, wenn jene nicht dazu gelangen konnten, ohne über die Trümmer dieſer zu gehen: wer wollte nicht ſeinen Antheil der zu ertragenden Laſt ohne Murren auf ſich nehmen? Angenehmer wäre es freylich, wenn man den Wunſch, den der Verf. thut — ſeine Lebenszeit zu theilen, um die andere in dem glücklichen Jahrhunderte zu leben — *) realiſiren könnte.

Zwar

*) Epitre Dedic. Oh ſi je pouvois partager le tems de mon exiſtence en deux portions, comme je deſcendrois à l'inſtant même au cercueil! comme je perdrois avec joie le triſte aſpect de mes triſtes, de mes malheureux contemporains, pour aller me reveiller au

Zwar wenn der Verfaſſer gezeigt hätte, durch welche Revolutionen wol das menſchliche Geſchlecht gehen muß, um endlich ſeine Freyheit und ſeine Würde wieder zu erhalten, was die Sachen, ſo wie ſie jetzo ſtehen, nach und nach wahrſcheinlicher Weiſe für eine Wendung nehmen werden, welche Wege einzuſchlagen ſind, um ihnen die Richtung nach dem vorgeſteckten Ziele zu geben, und endlich, wer hauptſächlich Hand an das Werk legen muß? ſo würde uns ſein Buch noch ſchätzbarer ſeyn. Doch wird es ein Menſchenfreund, ungeachtet der ärgerlichen Noten, die ihn zuweilen zur unrechten Zeit oder zu lange von dem Texte abrufen, immer noch mit Vergnügen leſen.

Indeſſen, wenn es der Franzoſe nicht geſagt hat, ſo finden wir vielleicht bey einem Deutſchen, woher wir die Erleuchtung des menſch-

au milieu de ces jours purs, que tu dois faire éclorre, ſous ce ciel fortuné, ou l'homme aura repris ſon courage, ſa liberté, ſon indépendance et ſes vertus. Que ne puis-je te voir autrement, qu'en ſonge, Année ſi deſirée, et que mes voeux appellent! — —

menſchlichen Geſchlechts zu erwarten haben? „Religion, Philoſophie, und ihr liebenswürdigen Künſte der Muſen! Ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten Menſchen gezähmt, in Städte vereinigt, Geſetzen unterwürfig gemacht und mit der edlen Liebe eines gemeinſchaftlichen Vaterlandes beſeelt! — Eurer freundſchaftlich vereinigten Wirkſamkeit iſt es aufbehalten, das große Werk zur Vollendung zu bringen, und aus allen Völkern des Erdbodens — dieſes Sonnenſtaubs in dem gränzenloſen All der Schöpfung — Eine brüderliche Nation von Menſchen zu machen, welche durch keine Namen, keine Wortſtreite, keine Hirngeſpinnſte, kein kindiſches Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügigen Abſichten und verächtliche Privatleidenſchaften wider einander empört, ſondern von dem ſeligen Gefühl der Menſchlichkeit durchwärmt, und von der innigen Ueberzeugung, daß die Erde Raum genug hat, alle ihre Kinder neben einander zu verſorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunſt, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft, ſeit ſo vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden,

den, wie in ein allgemeines Magazin aufgehäuft haben. Eurer freundſchaftlich-vereinigten Wirkung iſt es aufbehalten, dieſes glorreiche Werk zu Stande zu bringen, ſage ich. Denn, getheilt, oder durch unſelige Vorurtheile entzweyet, und unter euch ſelbſt uneins, werdet ihr nimmermehr, nimmermehr das wahre Ziel eurer Beſtimmung erreichen. Getheilt werdet ihr wider eure Abſicht, Böſes ſtiften, vereinigt werdet ihr alle Menſchen glücklich machen.„ *)

Und nun, was haben wir für Ausſichten? Können wir hoffen, daß Religion, Philoſophie und die Künſte der Muſen nach und nach eine ſolche Geſtalt gewinnen werden, daß ſie die von ihnen erwartete ſelige Wirkungen hervorbringen? Fängt man an, ſie nach dieſem Zwecke zu bearbeiten?

Lieber Leſer! ich danke dem Himmel, daß er mir diejenige Biegſamkeit gegeben hat, ohne welche wir niemalen mit unſerm Zeitalter fortrücken werden, und daß er ſie mir bis in mein hohes Alter erhielt. Wie viele Jünglinge ſah' ich auf halbem Wege ſtehen bleiben? Wie

*) Beyträge zur geh. Geſch. des menſchlichen Herzens, Th. II. S. 229 folg.

Wie viele waren störrisch genug, **beym Alten zu bleiben**, und erhöhtere Einsichten zu verwerfen? Wie viele wagten es niemalen, weiter hinaus zu denken, als sie ihr Laster gelehrt hatte, und sehen noch aus eben der Ecke in die Welt hinaus, in welche er sie hingestellt hat? Daher unter uns noch alle die streitgen Anhänger eines veralteten Systems, das **zu ihrer Zeit Mode war.** Die Philosophie rückte weiter, aber die Isten und Aner nicht. Wenn nur einige nicht gar zurücke giengen! Kaum traute ich meinen Augen, als ich jüngst in dem Lektionskatalogus einer gewissen Universität Vorlesungen über die **Dialektik des Petrus Ramus** angeschlagen fand. — In der Theologie erw iterten einsichtsvolle Männer die Aussichten und räumten immer mehr Kompendienschutt weg, aber viele beten den Baier und Hollaz noch an. — Mir hingegen war — ohne Ruhm zu melden — alles Neue willkommen. Ich verwarf es nicht ohne es zu prüfen, sondern ich prüfte und nahm es an, wenn es gut war. Erst sang ich Lieder mit **Günther**, hernach mit **Hagedorn** und **Gleim**, sympathisierte einst mit **Wieland** in den ätherischen Gefilden, und

ſtieg dann mit ihm zu den Menſchenkindern herab, bewunderte vor dreyßig Jahren die Patriarchaden, aber den Meſſias hernach freylich noch mehr. So bin ich immer mit unſerm Zeitalter fortgerückt, habe alles geleſen, was unſere Litteratur und die menſchlichen Kenntniſſe betraf, habe alle die kleinen und großen Kriege um den Parnaß herum oder auf demſelben, die mit allerhand Arten von Waffen und von allerley Volk geführet wurden, mit angeſehen und gelächelt. Beſonders aber bin ich auf alles aufmerkſam geweſen, was dem menſchlichen **Verſtande ein Fortrücken** verſprach. Daher habe ich mir alle Data, wenigſtens die meiſten, denke ich, geſammelt, aus denen ich mir etwa prophezeyen könnte, was wir von unſerer Religion, Philoſophie und ſchönen Künſten zu hoffen haben, oder nicht? Und was iſt nun die Summe?

In der That, es ſcheint jezo in allen Theilen Deutſchlands eine gewiſſe Gährung zu ſeyn, die vieles **hoffen läßt**. Mit Freuden ſage ichs. Die **Erneſti**, die **Semlere**, die **Tellere**, die **Jacobi**, die **Töllnere** ꝛc. ſuchen mit eben ſo viel Einſicht, als Muth, die **Religion**

von

von dem ſcholaſtiſchen Wuſte zu reinigen. Wie viel mehrere und ſicherere Hülfsmittel hat man jetzo, die Schrift zu erklären? Was der Güte Gottes und ſeinen übrigen Eigenſchaften nicht entſpricht, was ein alter Syſtematiker, und tauſend ſeiner Anhänger nach ihm, uns, als eine Glaubenslehre, ohne welche niemand ſelig werden kann, aufgedrungen haben, was die Gewiſſen der Menſchen nur feſſelt, ohne ihre Herzen zu beſſern, alles das wird ausgemärzt, und die Religion ſcheint vielleicht bald denjenigen Glanz und jene edle Einfalt wieder zu erhalten, die ſie zur Zeit ihrer erſten Bekenner gehabt hat. Beſonders muß ich hier des Verdienſtes gedenken, das **Bahrdt** ſich um ſie erworben hat. Fiel es denn niemand auf, daß der gemeine Mann, und ſelbſt Leute, die ſonſten gelehrt, aber nur nicht mit dem Orient bekannt ſind, ein Buch, das **ganz im orientaliſchen Geſchmack** geſchrieben iſt, nicht leicht, oder vielleicht faſt gar nicht verſtehen? War es alſo nicht gut, daß ein Mann es ſo verdollmetſchte und es in eine ſolche Sprache übertrug, die **allen** verſtändlich iſt, weil ſie **unſere** Sprache, **unſere** Art uns auszudrücken, iſt? Nach einigen Jahren wird man ſich

wundern, wie man gegen ein ſolches Inſtitut ein ſo grauſames Geſchrey erheben konnte. Ob die gegenwärtigen Schreyer ſich wundern werden, wie ſie ſchreyen konnten, das will ich nicht ſagen, denn dazu müßte ich ihnen mehr **Biegſamkeit** zutrauen, als ſie nicht haben. Aber die übrige Welt, die entweder noch nichts davon weiß, oder übel unterrichtet, und daher gegen die **Neueſten Offenbarungen Gottes** eingenommen iſt — die wird ſich wundern. Das iſt gewiß, ob der wahre Sinn **überall** getroffen iſt, ob nicht hier und da noch einige Verbeſſerungen zu machen ſind, iſt eine andere Frage. Aber iſt denn ein ſolches **Werk mit dem erſtenmale vollkommen**? und **kann** es gleich vollkommen ſeyn? — Endlich glaube ich auch, nicht zu irren, wenn ich ſage, daß ſelbſt die Religionsparthеyen immer mehr des alten Religionshaſſes ſich ſchämen, immer mehr als Brüder ſich anſehen, immer mehr ſelbſt in ihren Sätzen und Meynungen ſich nähern. So ſehen wir alſo jener **Verbrüderung** des menſchlichen Geſchlechts, wenigſtens des polizirtern Theils deſſelben, von Seiten der Religion entgegen!

Von der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten will ich nichts ſagen.

gen. Wer weiß es nicht, daß unſre beſten Köpfe jene von Tag zu Tag gemeinnützigere zu machen ſuchen, und daß der Reiz dieſer immer nach und nach eine gröſſere Anzahl Liebhaber an ſich lockt, ſelbſt in Ländern, wo ſie bisher von ſo genannten **Realitäten** verdrungen oder gänzlich ausgeſchloſſen waren. Wenn mehrere **Schloſſer** aufſtehen, und das Volk auf eine leichte und angenehme Art ſeine Pflichten lehren, den Landmann auf ſich ſelbſt und auf die Dinge um ihn her aufmerkſamer machen, ihn etwas mehr ans Denken gewöhnen, und ſein Herz den Eindrücken der Natur, die ganz vor ihm ausgebreitet liegt, mehr öfnen: wenn noch einige **Gleime** und **Lavatern** dem Landmanne Lieder ſchenken, die er verſteht, ſingen kann, und die **ſeinem Stande angemeſſene Geſinnungen**, Menſchenliebe, Geduld, Dienſtfertigkeit u. ſ. w. ihm unvermerkt tief ins Herz drücken: dann kann man ſich verſprechen, daß, vielleicht nach einem halben Jahrhunderte, vielleicht — welches der Himmel wolle! noch eher die Philoſophie und ſchönen Künſte dasjenige ſeyn werden, was ſie ſeyn ſollen, nemlich Lehrerinnen und Wohlthäterinnen des menſchlichen Geſchlechts.

„Aber wenn auch Lieder genug für das Volk vorhanden wären, wenn auch die Philosophie ihr wahres Amt, die Menschen zu unterrichten, wieder angenommen hätte, wenn die Religion zu ihrer ersten Simplicität wieder zurückgebracht wäre: so fehlt doch noch viel, bis ihre wohlthätige Wirkungen allgemein ausgebreitet sind.„

Und wie können sie allgemein ausgebreitet werden? Ich glaube nicht anders, als durch neue Erziehungsanstalten. Mit welchem Vergnügen sehe ich daher, daß hier und da solche Anstalten gemacht werden? Der Mann, der sich durch sein Buch von der Erziehung des Bürgers um die Menschen verdienter gemacht hat, als wenn er die gelehrtesten Kommentarien über das Hohelied Salomons, über das Buch Esther, ꝛc. geschrieben hätte, hat den Plan gemacht. Noch vorher, ehe er ihn entwarf, hat Basedow seine Reformation unternommen, um welcher willen sein Name immer unter den Wohlthätern der Menschen wird angeschrieben werden, ungeachtet eine solche Unternehmung erst nach und nach unverbesserlich wird; haben die Felbigere, die Braune

und einige andere einſichtsvolle Katholicken beſſere Schulbücher geliefert, als wir zuvor hatten; hat Maier *) ſeinen Landmann im Feldbau unterrichtet.

Doch nicht nur beym Schreiben, oder frommen Wünſchen oder rühmlichen und patriotiſchen Unternehmungen einzelner Privatperſonen iſt es ſtehen geblieben. Man hat auch **höhern Ortes Hand angelegt.** Fürſten — und zwar mehr **Katholiſchen Fürſten, als Proteſtantiſchen** — hat man es zu danken, wenn nun nicht nur der Gelehrte, der Künſtler und der Kaufmann, ſondern auch der Landmann in denjenigen Wiſſenſchaften unterrichtet wird, die dem Stande und der Beſtimmung eines jeden angemeſſen ſind. Wem ſind nicht die **Maynziſche** und **Würzburgiſche** Anſtalten zur Bildung der Schullehrer, und die **Würtembergiſche Militairakademie** — deren Name nur kriegeriſch iſt, denn die Jünglinge lernen **alles**, was ſie wollen und wozu

*) **Maiers**, Paſt. in Kupferzell, **Ackerkatechismus**, der den einzigen Fehler haben mag, daß die Sprache etwas zu hoch iſt.

ſie **Genie haben**, und **können auch** den Stand wählen, der ihnen gefällt — Wem ſind ſie nicht bekannt? Wer hat nicht mit Entzücken die Nachrichten geleſen von den Schulanſtalten, welche die **weiſe Obrigkeit in Zürich** getroffen hat? Daß ein **Felbiger** zur Verbeſſerung der Schulen nach **Wien** berufen worden iſt? Endlich ſollte nicht auch die **Aufhebung des Jeſuiterordens** von dieſer Seite wohlthätige Folgen haben? In den Ländern ihrer Glaubensgenoſſen verfolgt, iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Väter ſich in diejenige Staaten retten werden, wo ſie ruhig leben können, z. E. in die Theile Pohlens, die itzt **Catharinen** unterworfen ſind. Vielleicht verbreiten ſie ſich von da weiter in diejenige Ruſſiſchen Provinzen, wo noch faſt Nacht iſt, und bringen nützliche Kenntniſſe unter die rohen **Sibirskier, Swijaſskier** und **Penſaer**, ſo wie zu Anfange dieſes Jahrhunderts die bey **Pultawa** gefangene **Schweden** nach Siberien, wo ſie Schulen errichteten. Und was läßt ſich nicht noch von einem Joſeph, von einem Guſtav, von einem Karl Auguſt und einigen andern Fürſten, die es zu ſeyn **verdienen**, mit der Zeit **hoffen**? Loben will ich ſie nicht —

was hälf' ihnen auch mein Leb? — Aber mich preise ich glücklich, daß mein Abend, und meine Nachkommen, daß ihr Morgen in die Tage ſolcher Fürſten fiel.

Denn freylich, von oben herein muß der Anfang der totalen Verbeſſerung gemacht werden. Von den Thronen herab muß ſie bis in die Hütten ſich fortpflanzen. Die Fürſten müſſen entweder ſich ſelbſt überzeugen, oder von Mentorn, die den Götzen, und von Miniſtern, die den Großſchlagen und Dahlbergen gleichen, ſich überzeugen laſſen, daß ſie deswegen auf den Thronen der Welt ſitzen, um das ihrige zur Glückſeligkeit des Ganzen durch Bildung der einzelnen Theile beyzutragen. Denn was kann Ein Privatmann? Anſchläge geben, Plane machen, bey der Ausführung Hand anlegen, kann er, aber die Erziehungsanſtalten eines ganzen Landes reformiren, das kann nur der Fürſt. Hat er alsdann zuerſt Lehrer gebildet, und hernach, ſo bald er eine hinlängliche Anzahl tüchtiger Lehrer hat, ſie in Städte und Dörfer geſetzt — dann kann er nach zehen bis zwanzig Jahren gewiß die herrlichſten Früchte, wenigſtens in der Blüthe, ſehen.

„Es iſt wahr, bisher beſtehet alles, was von dem Hermes dem Egypter an, durch die weiſeſten und wirkſamſten Geiſter, durch die Heroen, durch die Geſetzgeber, durch die Erfinder, durch alle Arten von Genien, durch alle Arten von Triebfedern der moraliſchen Welt, zum allgemeinen Beſten der Gattung noch gewürkt worden iſt, nur in Bruchſtücken, in Materialien, welche zum Theil noch roh, zum Theil mehr oder weniger bearbeitet da liegen. Aber es iſt eben ſo wahr, daß die Materialien nur auf die Vereinigung günſtiger Zufälle mit der zuſammengeſtimmten Activität großer Seelen„ (und beſonders ſtarker Seelen, deren Muth durch Schwürigkeiten und Hinderniſſe, die ſich in den Weg ſtellen, nicht unterbrochen wird, und die ihren Gang fortgehen, wie Luther, bis ſie am Ziele ſind) „warten, um zu dem Einzigen Werke, das würdig iſt, jede denkende und fühlende Seele zu begeiſtern, zu einem allgemeinen Tempel der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts aufgeführt zu werden.„

Welches Jahrhundert wird ihn aufgeführt ſehen, dieſen Tempel, zu welchem ſeit Jahr-

tau-

tauſenden nur die Materialien zuſammengetragen worden? Wenn werden in demſelben die reinſten herrlichſten Opfer dem Genius der Menſchlichkeit gebracht werden? Möchtet ihr bald aufſtehen, ihr großen Werkmeiſter, die ihr wenigſtens den Anfang des Baues zu machen beſtimmt ſeyd!

Aber ach! wie tief muß vielleicht erſt das menſchliche Geſchlecht erniedrigt werden? Wer weiß, ob nicht die Feinde, die ſich von je her der Aufklärung des menſchlichen Geſchlechts entgegen geſetzt haben, der Aberglauben, die Ignoranz, die Schwärmerey ꝛc. ꝛc. auch dieſesmal wieder ſiegen? Ich habe vorhin die Data berechnet, die uns hoffen ließen. Nun wollen wir auch ſehen, was für Affekten dieſe Hofnungen entweder faſt niederſchlagen, oder wenigſtens weiter hinausſetzen, als dem Menſchenfreunde lieb iſt. — Den größten Theil des menſchlichen Geſchlechts macht das Volk aus. Als Werkzeuge zur Aufklärung dieſes größern Haufen ſind die Gelehrten anzuſehen, die entweder von dem edlen Feuer des Patriotiſmus, oder von den Großen dieſer Erde, oder — welches freylich das beſte wäre —

von beyden Triebfedern zugleich in Bewegung gesetzt werden müssen. Reift nun auf dieser Seite das große Werk der Zeitigung entgegen?

Leider! sehe ich, daß der eine Theil der Gelehrten die Aufklärung des Volks für nicht rathsam, der andere für unmöglich hält, und ein dritter weiß wohl gar nichts davon, und wird so bald nichts davon wissen, daß unter Menschenfreunden von einem solchen Projekte die Rede ist. Von jeder Klasse einige Worte! „Worauf wird man noch verfallen, sprechen jene. Unsere Frauenzimmer sollen anfangen zu studieren. Da schreibt der eine Zeitungen, ein anderer eine Iris für sie. Was sollen sie mit Theorien der schönen Wissenschaften? Spinnen und nähen und kochen und stricken sollen sie lernen, wie unsere Großmütter, und das ist genug! doch, das möchte noch angehen. Aber daß man nun auch die Bauern zu Gelehrten machen will — was soll man dazu sagen? Sollen sie ihre Processe selbst führen lernen? Sollen sie selbst einander vorpredigen können? Hinten nach wird man sehen, was da herauskömmt. Hat der Bauer nur erst höhere Einsichten, so wird er bald nicht

mehr

mehr so gehorchen, und wer weiß, ob er nicht alsdann einmal auf die Untersuchung der Frage kömmt, ob er auch verbunden ist, so viele Steuern zu bezahlen? Der Bauer ist Bauer und soll es bleiben! die Welt ist bisher gut regiert worden, und oft am besten, je dümmer der Bauer war. Er mag es auch fernerhin seyn!„ Lieben Leute, ein Gelehrter in der bisherigen Bedeutung dieses Worts soll der Bauer nicht werden. Nur den **bestmöglichsten Gebrauch von seinem Verstande machen**, d. i. seine gegenwärtige und künftige Bestimmung einsehen, seine Pflichten so erkennen, daß er sie willig und aus Liebe zur Tugend erfüllt, seinen Acker und seinen Weinberg so bauen, wie sie ihm am einträglichsten, seine Kinder so erziehen, daß sie gute Christen und gute Bürger werden, die Religion so fassen, daß er die wahren Begriffe von Gott und seinen Werken bekömmt und daß sie mehr auf das Herz wirkt, als den Kopf mit mechanischen Formeln anfüllt — nur das soll er lernen. „Den bestmöglichsten Gebrauch von seinem Verstande machen und ein Gelehrter seyn, ist das nicht eins?„ Ich wünschte, daß es allemal eins seyn möge, aber es mag nun

eins

eins seyn oder nicht, so sehen Sie, meine trauten Herren, daß Sie nach obiger Erklärung von dem gekehrten Bauer ihre Steuern so gut erhalten werden, als von dem dummen.

„Aber es ist nicht möglich, rufen andere. Wie sollte das Volk zu höheren Einsichten gelangen? Wie denken lernen ꝛc. können?„ Das Gold, wie es aus der Erde gegraben wird, muß freylich erst durch die nöthigen Zubereitungen gehen, wenn es seinen Glanz erhalten soll. Der Landmann gleicht ungefehr einem Kinde, das in allen Stücken blos mechanisch und nach sinnlichen Trieben handelt, und über nichts weiter denkt, als was vor ihm liegt. Aber es hat doch den Keim aller Fähigkeiten in sich, der alsdann in der Folge, durch guten Unterricht erweckt, aufschießt und Früchte trägt. Sollte der Bauer unfähig seyn, über den Ackerbau denken, die Pflichten seines Standes einsehen und die Größe und Güte Gottes, besonders wenn sie ihm in den Objekten, die um ihn herum sind, gezeigt werden, begreifen zu lernen? Doch, was braucht es hier Widerlegung? Man hat ja Beyspiele genug von Landleuten, die

mehr

mehr Genie verrathen haben, als der Sohn des Profeſſors.

Die dritte Klaſſe ſind die **Ignoranten**. Es mögen ſonſten Männer ſeyn, die einer Fakultät Ehre machen. Aber in ihren akademiſchen Jahren haben ſie nichts davon gehört, oder hören jezo nichts davon, leſen, oder haben auch nichts davon geleſen, daß die **Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts von ſeiner allgemeinen Aufklärung** abhängt. Denn in die zwey Jahre ihres akademiſchen Zeitlaufes eingeſchloſſen, müſſen ſie über Hals und Kopf das lernen, was ihnen einmal, nach der itzigen Verfaſſung, Brod giebt. Der Lehrer preiſt ihnen nur die Pandekten und das Staatsrecht, d. i. ſeine Kollegia an. Nicht einmal der Gedanke hat Zeit in ihnen zu entſtehen, daß ſie ihre Seele durch das Studium des Schönen zu jeder geſellſchaftlichen Tugend und zum weiſen Genuſſe dieſes Lebens ausbilden ſollen: wie viel weniger alſo der Gedanke, mit der Zeit etwas zur Ausbildung der andern beyzutragen, das ſie immer könnten, wenn es auch gleich nicht ihr Beruf iſt. — Die Kenner wiſſen zu gut, daß für manche

kleinere

kleinere Seele, etwas Neues zu verwerfen, schon das Bewegungsgrund genug ist, **in ihren akademischen Jahren nichts davon gehört zu haben**, als daß ich noch mehr sagen sollte, um zu zeigen, wie sehr solche Ignoranten Stateren der hergebrachten Vorurtheile sind. Mithin; so wie die Jünglinge jetzo studieren, scheint wohl von ihnen für die künftige Aufklärung nichts zu erwarten, oder vielleicht gar vieles zu befürchten zu seyn. Ueberhaupt sieht man so gar nicht, daß unsere **Professionsgelehrte andere Anstalten machten, als ihre Großväter gemacht haben.** Immer noch sind sie **größtentheils** treue Bewahrer der angestammten Pedanterey und ihrer handwerksmäßigen Zünfte.

Doch sie möchten immer dabey bleiben, wenn nur die Universitäten keinen so großen Einfluß in die Erhaltung oder Vertreibung der Barbarey hätten. Von den Universitäten, vor deren Polarsternen die ganze Gegend umher erstaunt, verbreitet sich Licht und Finsterniß in das Land. Z. E. wenn in einem Lande ganz ernstliche Anstalten zur wirklichen Austreibung eines Teufels gemacht werden, wenn jedermann

mann mit heiligem Schauer von einem Bunde mit dem Teufel redet, den ein paar leichtſinnige Buben, aus bloßer Einfalt ihres Herzens, mit ihm machen wollten, wenn hier ein Prediger Geßners Idyllen verbrennt, dorten ein anderer den **Grandiſon** einem Jünglinge, als ein **zeitverſplitterndes Buch**, wegnimmt. Wenn man ſolche Urtheile fällen hört, „der **Prof. Abbt, dem Gott in der Ewigkeit gnädig ſeyn wolle!** habe eine **große Sünde** begangen, indem er in ſeinem **Auto da Fe fromme Männer Gottes** angegriffen habe;„ wenn ganze Geſellſchaften von **Schwärmern** zuſammen kommen, um einander mit großem Ernſte zu erzählen, der eine, was er beym Händewaſchen für einen Gedanken gehabt, der andere, wie und wie oft der Heiland an ſeinem Herzen angeklopft hat, der dritte, wie er heute geärgert worden, als er einige Jünglinge mit ein paar Mädchen ſpazieren gehen ſah ꝛc. ꝛc. Wenn unter ſolchen Schwindelköpfen einer auftritt, folgende Rede hält: „**Lieben Brüder!** In Iſrael iſt eine große Thorheit geſchehen. Sollen wir nicht unſer Fleiſch kreuzigen und alle Lüſten und Begierden in unſrer Seele ausrotten? Heißt

aber das sein Fleisch kreuzigen, heißt das den Geist von allen irdischen Hefen reinigen, wenn ein Böſewicht seinen böſen Lüſten und Begierden so sehr unterliegt, und den Verſuchungen des Satans so wenig zu widerſtehen vermag, daß er jüngſt — einen **Kalbskopf verzehrte** und — um seine Fleiſchesluſt noch mehr zu büßen — gar ein Nößel Wein dazu trank? Kannſt du es läugnen, unwürdiges Mitglied dieſer Verſammlung? Ich trage darauf an, meine Brüder, daß dieſer Gräuel aus Iſrael vertilgt, und der Ruchloſe aus der Gemeine ausgeſtoßen werde„ und dann die Gemeinſchaft dieſer Heiligen „Amen, ja es geſchehe!„ ſpricht: haben wohl Spalding oder Steinbart auf der Akademie dieſes Landes vor dreyßig Jahren gelehrt?

Von dieſer Seite alſo, nemlich von der **Seite der Gelehrten**, ſehen wir noch immer hier und da, und vielleicht in dem **größten** Theile unſers Vaterlands, Vorurtheile, Jgnoranz, Aberglauben und Schwärmerey gegen die allgemeine Aufklärung kämpfen. Zu dieſen Hinderniſſen kömmt noch ein mächtiges **von Seiten der Fürſten** dazu. Eben weil die

Für-

Fürſten, wie ich ſchon geſagt habe, gleich dem Privatmanne, immer mehr zu ihren Ausgaben brauchen, ſo iſt ihnen niemand willkommener, als ein Mann, der neue, ergiebige Quellen der Einkünfte entdeckt hat. Daher das in einigen Hauptſtädten ſo emſige Studium der Finanzſachen! Neue Erziehungsanſtalten nun können freylich nicht ohne, vielleicht große, Ausgaben gemacht werden. So komme dann der Patriot mit ſeinem Erziehungsplane, man wird ihn loben; ſo bald er aber Berechnungen von den Summen, die ſeine Ausführung koſten wird, vorlegt, wird man die Achſeln zucken, und die Sache in Ueberlegung nehmen. Oder wenn auch ſelbſt der Fürſt einige Luſt bezeugt, den Plan auszuführen, ſo kömmt wohl gar die Kammer mit unterthänigen Vorſtellungen ein, daß kein Geld vorhanden wäre, daß man auch keines aufzutreiben wüßte ꝛc. ꝛc. der Fürſt wird durch die Schwierigkeiten, die ſich zeigen, wenn nicht ein Feuer der edelſten Menſchenliebe in ſeinem Herzen glüht, wo nicht gar abſchreckt, doch lau.

Bis dahin also, nemlich, bis der Genius der Menschheit durch den unerschrockenen und unermüdeten, feuervollen Mann, auf dem der Geist eines Luther ruht, der Maschine den Stoß giebt, und durch wahre Fürsten in dem Gange erhält, bleibt dem Patrioten nicht viel mehr übrig, als — weil er nicht thun **kann**, was er **will** — indessen **für sich** in der Stille hier und da einen Stein zu dem künftigen Gebäude herbeyzutragen, dort etwas Kalk und Mörtel zu bereiten.

Ich weiß zwar nicht, ob **Rothanker** von dem großen Gedanken dieses künftigen Gebäudes beseelt war, und ob er wirklich die **Absicht** hatte, sein Scherflein **zu diesem Bau** in den Gotteskasten zu legen, wenn er „seine Predigten mehr **den Bedürfnissen seiner Gemeine**, als nach der Ordnung der Evangelien einrichtete, und wohl am Tage des Stephanus des **Märtyrers** von der ersten Pflicht wahrer Christen, seinen Nächsten zu lieben, predigte, um dadurch zwey Bauern, die in ärgerlicher Feindschaft lebten, zu vergleichen.„ *) Aber das glaube ich, daß er, vielleicht

*) Leben und Meynungen des Mag. Sebaldus Rothanker, Erst. Th. S. 4.

leicht unwiſſend, vielleicht auch nicht, bey ſeiner Gemeine, als Paſtor, gethan hat, was alle Paſtoren thun ſollten. In der That, wie verdient könnten ſich dieſe Herren um das menſchliche Geſchlecht machen, wenn ſie der künftigen Aufklärung, ſo viel ſie als Privatperſonen können, den Weg in ihren Gemeinen bahnten! Es iſt wahr, ein Fulda, der ſo viele Philoſophie mit der tiefſten Sprachkenntnis verbindet, ein Hahn, der findet, was Leibnitz vergebens geſucht hat, ſind Männer, die ihrem Vaterlande Ehre machen. Aber wenn die Maiere und Eiſen, in Liefland dieſer und jener im Hohnlohiſchen, den Landmann in der Oekonomie, im Feldbau ꝛc. ſo unterrichten, daß er darüber nachdenken lernt, wenn ſie Aberglauben und Vorurtheile aus ihren Gemeinen zu verbannen ſuchen, und das ganze Dorf in Wohlſtand ſetzen, ſo machen ſie, als Paſtoren, nicht nur ihrem Vaterlande, ſondern auch ihrem Amt', Ehre. Jene könnten Profeſſoren auf Univerſitäten ſeyn, und vielen Nutzen ſtiften, aber dieſe ſind gemeinnütziger. Denn ich finde den Gedanken — er iſt Abbts, wie ich glaube — gegründet, daß, je höher die Sphäre des

Geiſtlichen iſt, deſto eingeſchränkter iſt der Cirkel ſeines **Wohlthuns**. Der erſte Doktor der Theologie muß erſt warten, ob ſeine Zuhörer kommen, ob er aufmerkſam ſeyn, ob er ſeinem Lehrer glauben will. Er lehrt ihn gerade zu einer beſtimmten Stunde, wo das Herz des Jünglings nicht allemal der Wahrheit offen iſt. Er kann weiter nichts, als vorleſen und ermahnen. Er ſagt allen Zuhörern eben daſſelbe, der eine verſteht ihn, der andere nicht, der dritte halb. Würde jeder kommen, und ſich Erklärungen nach dem Bedürfniſſe ſeines Verſtandes oder Herzens ausbitten wollen, was hätte der Profeſſor nicht zu thun? Ganz leichtere Zugänge zu dem Herzen und Verſtande ſeiner Zuhörer ſind dem Paſtor geöfnet. Er kennt jedes Glied ſeiner Gemeine nach ihren Geiſtesgaben, er weiß, wo es jedem fehlt, oder nicht fehlt, ihm ſind die **allgemeinen** Mängel des Dorfs bekannt, die **beſondern** abergläubiſchen Meynungen und Handlungen und Vorurtheile, die faſt jedem Dorfe gleichſam als ein **Wahrzeichen**, eigen ſind. Ferner kann er jede Stunde zu ſeinem Unterrichte wählen, wenn er ſich Wirkung verſprechen zu können glaubt, jeden

den Ort, den er am bequemſten findet, die Linde des Dorfs, das freye Feld, oder die Kanzel, jede Gelegenheit, wenn ſein Bauer beſonders durch ein Hauskreuz gerührt iſt, oder eine beſondere Härte des Herzens zeigt. Sieht er, daß einer einen Armen trotzig von ſeiner Thüre hinwegjagt, findet er einen andern in dem Schatten eines Baums bey ſeinem Mittagsmahle, beſucht er ſeinen Nachbar, deſſen Frau tödtlich krank iſt, ſo wird er nicht unterlaſſen, die **hier angemeſſenſten Betrachtungen anzuſtellen**, und Eindruck machen. Und dieſer Eindruck wird um ſo ſtärker ſeyn, weil ihn ſeine Gemeine nicht als einen Feind ihrer Ergötzlichkeiten anſieht, weil er nicht jede Kleinigkeit den Bauern zum Verbrechen macht, weil er nicht alle **Familienumſtände** haſcht, um ſie den **nächſten Sonntag auf die Kanzel zu bringen**, ſondern, weil er ihr Freund und ihr **Vater** iſt, weil ſie ſehen, daß er es **herzlich gut** mit ihnen meynt, weil er ſie durch ſeine **freundliche** und redliche Ermahnungen und durch ſeinen **liebreichen** Umgang überzeugt hat, daß er nur ihr wahres Beſtes verlangt. Daher lieben ſie ihn, ihr ganzes Herz iſt ſein, und die Kinder laufen

nicht vor ihm, wenn ſie ihn kommen ſehen, davon, wie vor dem Schlottfeger, ſondern ihm entgegen, reichen ihm ihre kleinen Hände dar,

And plucked his gown, to ſhare the *good mans* ſmile.
His ready ſmile a parents warmthe expreſt,
Their welfare pleaſed him and their cares diſtreſt.
To them his *hearth*, his *love*, his griefs were given. *)

Welch ein wohlthätiger Mann kann der Paſtor ſeyn! welch hohe Verdienſte kann er ſich erwerben! Aber auch welch ein Kontraſt zwiſchen Nothanker und Frühlauts Vater!**) Ich mag das Bild ſolcher Paſtoren, die gröſtentheils nicht einmal die Neueſte Geſchichte der Religion wiſſen, die den Muſen den Zugang zu ihrem Herzen mit Heu und Stroh ver-

*) The deſerted Village, by Dr. Goldsmith. Darmſt. pag. 19.

**) S. Friderike, oder die Huſarenbeute, Erſter Th. S. 130.

verſtopft haben, und ſelbſt durch Vorurtheile, die ſie ausrotten ſollten, gleich dem Manne mit dem ehrwürdigen Kragen in der Sommerreiſe, ſo geblendet ſind, daß ſie eher Barbaren, als Menſchenfreunden gleichen — ich mag es nicht mahlen. Was könnten die Lehrer der Jugend in kleinen Landſtädten, was könnten die Schulmeiſter auf den Dörfern ſeyn! aber was ſind ſie itzt?

Doch, lieber Leſer, wir wollen durch die Hinderniſſe, die ſich dem allgemeinen Lichte noch entgegen ſetzen, unſere Hofnungen nicht ganz niederſchlagen laſſen. Zwar um unſerer Hofnungen und vielleicht ſelbſt um unſerer ſehnlichſten Wünſche willen wird Gott dem Gange des menſchlichen Verſtandes keine andere Richtung oder ſchnellere Bewegung geben, als er bisher gehabt hat. Seit einigen Jahrhunderten lieſt man z. E. die Griechen und Römer. Aber wie lange iſt es, daß man ſie nicht mehr blos als Männer lieſt, die Griechiſch und Römiſch geſchrieben haben, und daß man anfängt, in ihnen die kopirte Natur und das Schöne zu ſuchen? Wer weiß, ob nicht auch Jahrhunderte erfordert werden,

nur zur Ausfegung des alten Erziehungs- und Schulsauerteigs? Indeſſen iſt der Anfang doch gemacht, und es erſcheinen hier und da Schriften, die, wo nicht auf einmal, doch nach und nach, gute Wirkungen verſprechen.

Es iſt freylich wahr, dem Patriotiſmus mögen wir wohl nicht alle, oder wohl die wenigſten, Journale und Zeitungen zu danken haben, die itzt an allen Ecken Deutſchlands erſcheinen, und es iſt faſt lächerlich, daß wir beynahe mehr Schriften, die Urtheile über erſchienene Schriften enthalten, als Bücher ſelbſt leſen. Aber — den unläugbaren, wohl erſt in der Folge recht fühlbaren, Schaden, den die Ueberſchwemmung der kritiſchen Blätter verurſacht hat, abgerechnet! — ſo ſcheint doch ihre Menge den Nutzen zu haben, daß gute, gemeinnützige Bücher dem Publikum eher bekannt werden, und in die Hände kommen. Der Mann, der nur Deduktionen ſchreibt und Konſilien ſtellt, würde vielleicht nicht daran denken, eine Zeitung oder Bibliothek zu leſen, wenn nicht eine in ſeiner oder in der benachbarten Stadt herauskäme, und in Geſellſchaften, wo von gelehrten Sachen geſpro-

gesprochen wird, gröſtentheils nur erzählt würde, wie der Kollege in der oder jener Zeitung recenſirt iſt? Indem er nun nachſieht, ob etwa Pütter eine neue Sammlung ſeiner rechtlichen Bedenken veranſtaltet, oder Semler eine neue heterodoxe Paragraphe herausgegeben hat, fällt ihm mit unter die Anzeige eines goldnen Spiegels oder eines Fergusſons in die Augen. Er findet das Buch ſehr gelobt, es gefallen ihm einige angeführte Stellen, er möchte gerne die ausführliche Zeichnung des angegebenen Charakters leſen, er ſucht alſo das Buch entweder gelehnt zu bekommen, oder kaufts wohl gar. Denn, im Vorbeygehen geſagt! die Natur hat wirklich die Liebe zum Schönen unſerm Herzen zu tief eingeprägt, daß nicht der ernſthafteſte Profeſſor eines Brodſtudiums oder der Mann, der das ganze Jahr hindurch nur Olympiaden oder Kammergefälle berechnet, oder referirt, oder verjährte Diplomen enträthſelt, nicht mit Vergnügen die Reiſe Sophiens leſen ſollte, wenn nur entweder in dem Jünglinge das ſchlafende Gefühl des Schönen erweckt worden wäre, oder er auch noch itzt in ſeinen männlichen Jahren mit den ſchönſten

ſten Schriften bekannt gemacht würde. — Alſo, wenn ſonſten Jahre dazu gehörten, bis ein gutes Buch in allen Gegenden Deutſchlands bekannt wurde, ſo wird es itzt durch die große Anzahl der Recenſenten in wenigen Monaten überall bekannt.

So gieng es nun auch mit des **Mag. Sebaldus Leben und Meynungen!** In kurzer Zeit war das Buch bekannt, ausgebreitet und geleſen! und verdiente es. Ein Roman aus dem bürgerlichen Leben würde ſchon einiges Verdienſt haben, wenn er nicht mit der Hälfte der Feinheit, der Menſchenkenntniß und dem guten Erzählungstone geſchrieben wäre, wie **Nothanker**. Bey allen ſeinen Vorzügen aber hat er den beträchtlichen Fehler, daß der Verfaſſer gar zu geheimnisvoll iſt. Nicht einmal das Fürſtenthum, nicht das Dorf, wo **Nothanker** Paſtor war, nicht die Reſidenzſtadt hat er genennt. Wie kann denn nun der Leſer wiſſen, in welchen Gegenden der Welt er iſt? Beſonders wäre es auch ſehr gut geweſen, wenn der Verfaſſer ſich entſchloſſen hätte, eine **Landcharte** und eine **chronologiſche Tabelle** beyzufügen. Daß er das letztere

letztere nicht gethan hat, mag wohl seine guten Ursachen haben. Denn mit seiner Chronologie sieht es nicht gar zu richtig aus. — Doch ich will izt kein weiteres Urtheil fällen. Es ist ohnehin Zeit, daß ich sage, wie ich zu diesen Predigten des Magister Sebaldus Nothanker gekommen bin, und was mich bewogen hat, sie durch den Druck bekannt zu machen?

Vor einiger Zeit kam ein Dessauischer Jude zu mir, der, nebst andern Waaren, verschiedene Paar schwarze seidene Strümpfe, Halskrausen ꝛc. ꝛc. fast alles in beschriebenes Papier eingewickelt, mir zum Verkaufe anbot. „Aber, mein guter Mann, sprach ich, wie kömmt Er denn zu christlichen Halskrausen?„ In einem Dorfe nicht weit von hier, antwortete er, hat sie mir ein Bauer verkauft, der sie, vor einigen Jahren, nebst dem übrigen, an der Landstraße gefunden zu haben vorgab. Kurz vorher hatte ich Nothankers Geschichte gelesen. Gleich fiel mirs aufs Herz, ob die Sachen nicht von dem geplünderten Postwagen*) seyn möchten, kaufte ihm

*) Noth. Leb. und Meyn. S. 164. I. Th.

ihm eines und das andere ab, mit der Bedingung, daß er mir die um das übrige gewickelten Papiere überließ, und gab ihm anderes Papier zum Einwickeln, größtentheils Verlagsartikel aus der neuen **Hersfeldischen Buchhandlung**. Ich habe ohnehin den Fehler Yoriks, daß ich kein Papier, worauf etwas geschrieben ist, leicht weglegen kann, ohne es gelesen zu haben, sollte es gleich eine alte Rechnung aus dem dreyßigjährigen Kriege seyn. Kaum war also mein Jude fort, so ordnete ich die Papiere, so viel möglich, zusammen, und bracht' endlich die folgenden **sieben Predigten** und die zwey Fragmente heraus. Alle Umstände beredeten mich, daß die Predigten von **Nothanker** sind, und ich glaubte es um so lieber, weil ich wünschte, daß es Predigten von dem Manne, dem ich so herzlich gut bin, seyn möchten. Wie groß meine Freude über diesen Fund gewesen ist, brauche ich nicht erst zu sagen.

„Aber ob denn die Predigten **gewiß** von Nothanker sind!„ Ich zweifelte selbst daran, bis mir das Fragment von dem Tode fürs

Vater-

Vaterland *) vorkam, aber hernach keinen Augenblick mehr, und ich glaube nun, ſie ſo gewiß für Rothankers Predigten aufgeben zu können, als Herr Dohm den pſychologiſchen Verſuch für die Arbeit Bonnets. Der Verfaſſer ſeines Lebens ſagt zwar in der angeführten Stelle nichts davon, daß Rothanker Ausarbeitungen und Entwürfe von Predigten mit ſich genommen habe. Allein ſchon oben habe ichs auch erinnert, daß er mehrere Dinge verſchweigt. — — — Meine Freude wurde immer größer, als ich nach und nach mit dem Inhalte der Predigten mich bekannt machte. In meiner Gegend iſt ein kleines Dorf, das wörtlich wahr macht, was Rothanker S. 19 ſagt. Das Dorf ſelbſt führte vor einigen Jahren einen Proceß, der wenigſtens einige hundert Thaler koſtete, über einen Baum, der am Wege ſtand. Wie willkommen war mir alſo die Predigt wider die Proceſſe! Vielleicht dacht' ich, iſt auch in andern Gegenden ein ſo zankſüchtiges Dorf, deſſen Pfarrer Rothankers Predigten zu Geſichte bekömmt, und dadurch ermuntert wird, ſeinen Bauern das Proceſſiren abzurathen. In einem andern

*) S. 32.

andern Dorfe lebt ein Quackſalber, zu dem die Leute weit umher kommen, um ſich bey ihm Raths zu erholen. Wie? wenn den Prediger dieſes Dorfes das Beyſpiel **Nothankers** reizte, ſeine Gemeine aus den Händen eines ſolchen Mörders zu retten? Sey mir geprieſen, beſter Mann, rief ich bey der **Rede über die Glückſeligkeit des Landmanns** aus, der du dem Landmanne Fröhlichkeit ins Herz predigſt! der du ihn lehrſt, die Laſt, die auf ihm liegt, deſto williger tragen, weil ihn ſein Stand auf der andern Seite Glückſeligkeiten ſchmecken läßt, von denen der Städter nichts weiß. Die alten Weiſen prieſen durch ihre Lehren und Beyſpiele die laeta paupertas ſo ſehr an. Aber unter uns ſcheint ſie ausgeſtorben. Der Arme hält ſich ſchon deswegen für unglücklich, weil er arm iſt. Haſt du durch deine Predigt jene **fröhliche Armuth** in dein Dorf zurücke gebracht — wie groß wird dein Lohn ſeyn!„ Und ſo fand ich, daß faſt jede Predigt dem **Stande des Landmanns angemeſſen** war. Ob ſein Ausdruck nicht zu hoch iſt, und aus den Gründen die er anführen konnte, jedesmal die populärſten gewählt ſind, wird **Nothanker** in den Zeitungen

gen und Journalen leſen, wenn er anders noch lebt, oder Zeitungen und Journale lieſt, woran wir faſt zweifeln, ſeitdem er keine Wilhelmine mehr hat, die ihm die Litteraturbriefe vorläſe.

„Aber ſo profane Dinge auf die Kanzel zu bringen! Von der heiligen Stätte herab, wo nichts, als die Wörter, Zerknirſchung des Herzens, Durchbruch der Gnade, und dergleichen erſchallen ſollten, von Quackſalbern und Feldarbeiten und Eheſachen zu reden!„

Ich muß es bekennen, daß ich in einiger Verlegenheit wäre, auf dieſen wichtigen Einwurf zu antworten, wenn mich nicht Rothanker ſelbſt gegen ihn und gegen einige andere, die wohl gemacht werden könnten, rettete. Er hat nehmlich hier und da an dem Rande, oder ans Ende der Predigten, oder unten hin, einige Anmerkungen hingeſchrieben, ſo wie ſie ihm beygefallen ſeyn mögen, die beſtimmt ſchienen, in eine Vorrede zu kommen. Ich will ſie, ſo wie ſie ohne allen Zuſammenhang da ſtehen, abſchreiben.

„Ich danke meinem Gott alle Tage, daß er mich in einen Stand gesetzt hat, in welchem ich zur **Erleuchtung des Landmanns so viel** beytragen kann.„

„Weil ein feyerlicher Tag dazu bestimmt ist, weil zusammengeläutet und zuvor gebetet und gesungen wird, weil ich sonsten von Buße und Vergebung der Sünden von der Kanzel rede, sollte es deswegen Entheiligung dieser Stätte seyn, wenn ich an derselben auch Zufriedenheit lehre? Wer diesen Ermahnungen nicht den Namen der **Predigten** geben will, der nenne sie **Reden**, oder wie er will.„

„Nicht allemal habe ich **alles** gesagt, was ich über eine Sache **sagen konnte**, weil ich meine Predigten nur nach dem Bedürfnisse meiner Gemeine einrichtete, deren Lernbegierde und Gewohnheit über meine Predigt nachzudenken, mich der Mühe zuweilen überhob, weitläuftig zu seyn. Daher hier und da etwan Einer oder ein paar Hauptgedanken.„ *)

„Viele

*) Die ausspinnen mag, wer Lust dazu hat, so dünn und so fein, als Ilienthal Pauli Be-

„Viele meynen, alsdann wären ſie dem Landmanne ſchon verſtändlich, wenn ſie nur hübſch weitläuftig wären.„

„Ich weiß es zu gut, geliebteſter Leſer, weil ichs aus der Erfahrung weiß, daß ein Wort von der Kanzel geredet, weit mehr Eindruck macht, als was ich ſonſten ſage. *) Lange habe ich die einzelnen Glieder meiner Gemeine vor den Charletans und den Kuren der alten Weiber gewarnt, ohne ſonderliche Wirkung. Da ich aber die Sache auf die Kanzel brachte, ꝛc. ꝛc.„

„Einiges wird der Leſer zuweilen wiederholt finden. Allein er muß ſie (die Predigten) leſen, wie ich ſie gehalten habe, nehmlich nicht, als ein zuſammenhängendes Werk, ſondern als Reden, die heut', dann wieder über vier Wochen, dann nach einem halben Jahre ꝛc. ꝛc. gehalten wurden.„

Bekehrung, oder Krauſenek das Paete non dolet des Martial, im Leipz. Muſenalmanach. Der Herausg.

*) Z. E. S. 2. S. 31.

„Freylich stutzten meine Zuhörer anfangs gewaltig, als ich ihnen auf der Kanzel Gesundheitsregeln zu geben anfieng. Aber in der Folge freueten sie sich, wenn sie hörten, daß ich nächsten Sonntag nicht über das Evangelium oder die Epistel predigen würde.„

„Ich gebe meine Predigten nicht für Muster aus, wornach meine Kollegen sich bilden sollten. Wenn sie nur daraus absehen, was ungefähr sie vortragen ꝛc. ꝛc.„

„Wenn aber gar kein Text da ist, was wird aus der güldnen homiletischen Regel, daß man seinen Text erschöpfen solle?„

„Nicht allemal gleich hatte meine Ermahnung die gewünschte oder erwartete Wirkung. Nach der Predigt vom Aberglauben giengen immer noch einige zu weisen Frauen, aber nach und nach immer wenigere. Denn ein oft herabfallender Tropfen erweicht den Stein, und eine oft wiederholte Ermahnung das Herz des Bauers.„

Dieß ſind faſt alle, bis auf die weniger beträchtliche, Anmerkungen, die Rothanker vermuthlich einmal zuſammenhängen, und in die Vorrede bringen wollte, wenn er einige Predigten zum Gebrauche ſeiner Gemeine drucken ließ.

„Aber wenn er ſie wollte drucken laſſen, warum packte er ſein Reiſegeräthe in das Manuſcript ein?„

Erinnern Sie Sich nicht, mein Herr, daß er zu dem Leipziger Magiſter ſagt, daß er ſeine Predigten nur alsdann wollte drucken laſſen, wenn ſeine Gemeine es verlange.*) Nun da er nicht mehr ihr Prediger war, konnte ſie es nicht mehr verlangen, und mithin hielt er auch ſein Manuſcript für Makulatur. Aber dieſe ſeine Beſcheidenheit hindert nicht, daß nicht ein anderer etwas gemeinnütziges darinnen finde, und ſie dem Publikum bekannt machen ſollte. In denen wenigſtens, die der Leſer in gegenwärtiger kleinen Sammlung findet, iſt nichts zu ſpecielles, das auf Rothankers

*) S. 95.

ankers Gemeine einzig und allein paßte; und was darinnen war, hat der Herausgeber weggestrichen.

Und nun hülle ich mich in die Hofnung ein, durch die Herausgabe dieser Predigten etwas Gutes gestiftet zu haben, oder wenigstens in den Gedanken, die **Absicht gehabt zu haben, etwas Gutes zu stiften**, und sterbe heut' oder morgen vergnügt über die Aussicht in die Zukunft, weil ichs mich fest überzeuge, daß in den folgenden Jahrhunderten die Menschen **besser** seyn werden, weil sie **weiser** seyn werden, und daß sie **weiser** seyn werden, weil „ihre Väter und Mütter, Ammen, **Schulmeister**, Priester und übrigen Vorgesetzte durch **alle** Stufen, vom Gassenvogte bis zum **Könige** so weise geworden sind, als jedes, nach dem Maaße seiner Beziehung und seines Einflusses (auf das Ganze) seyn muß, um der Gesellschaft wirklich nützlich zu seyn.„

Wie aber, wenn die totale Aufklärung des menschlichen Geschlechts nur ein schöner Traum schöner Seelen wäre! — Dann antworte

ich,

ich, wieder mit den Worten meines Lieblings: *) „Nun so wissen wir, was wir von dieser sublunarischen Welt zu denken haben. So macht alles zusammengenommen eine so schaale, so burleske, so nonsensikalische Tragi-Comische-Pastoral-Farce, aus, daß man alle Harlekins, Mezzetins und Bernardons der Welt getrost aufbieten kann, eine schaalere zu erfinden! so sind alle Narren weise Leute, und die Sokraten und Aristoteles, die Epaminondas und Timoleone von jeher die einzigen Narren in der Welt gewesen! ——

Welches der Himmel verhüten wolle!„

*) Beyträge zur geh. Gesch. ꝛc. 2 Th. S. 231.

Geschrieben, den 19 April
1774.

Verzeichnis
der Predigten.

1. Von der Einigkeit in der Ehe S. 1—15
2. Wider die Proceſſe S. 16—30
3. Wider den Aberglauben S. 31—55
4. Von der Zufriedenheit S. 56—74
5. Von der Geſundheit S. 75—101
6. Von der Kinderzucht S. 102—136
7. Von der Glückſeligkeit des Landmanns S. 137—152

Fragmente
der zwey Predigten.

1. Von der Ewigkeit der Höllenſtrafen S. 153—164
2. Von dem Tode fürs Vaterland S. 165—167

Erſte

Erſte Predigt.

Von

der Einigkeit in der Ehe.

Nichts wünſche ich ſo ſehr, als daß ihr glücklich ſeyn möget. Ihr werdet es von mir überzeugt ſeyn, meine lieben Zuhörer, daß ich dieſes aufrichtig wünſche; denn ihr wißt, wie ich zu euch eile, um euch zu tröſten, wenn ihr traurig ſeyd, und wie gerne ich auch an euren Freuden Antheil nehme, wenn ihr einen fröhlichen Tag habt. Mein Amt und mein Herz macht mir dieſes zur Pflicht. Mein Amt, weil es mir zunächſt aufgetragen iſt, euch an meiner Hand durch die Bahn dieſes Lebens zu führen, und euch zu einem ſeligern Leben, das euch nach dieſem erwartet, zu bereiten. Aber auch mein Herz macht es mir zur

Pflicht,

Pflicht, weil ich euch aufs herzlichste liebe. Ein Hirte kann nicht so sehr seine Schafe, ein Vater nicht so sehr seine Kinder lieben, als ich euch.

Aber eben daher erwarte ich auch von euch, daß ihr zur Erfüllung meines Wunsches, euch glücklich zu sehen, das eurige beytraget. Ihr könnt es, so bald ihr wollet. Ich zeige euch den Weg zur wahren Glückseligkeit, und ihr müßtet entweder mich nicht lieben, oder gegen euren eigenen Vortheil sehr blind seyn, wenn ihr nicht auf demselben wandeln wolltet. Liebste Freunde, verstopfet ja nicht eure Ohren vor meinem Unterricht, und nehmet zu Herzen, was ich euch sage.

Es ist ein Unglück, wenn ihr böse Nachbarn habt. Noch unglücklicher seyd ihr, wenn ihr ein unzufriedenes Herz habt. Aber am allerunglücklichsten, wenn ihr in einer misvergnügten Ehe lebt. Und leider! ist der vergnügten Ehen unter euch eine kleine Zahl. Derjenige Stand, der das gröste Glück eures Lebens ausmachen sollte, ist den meisten unter euch eine Hölle. Mein Herz blutet mir, so oft ich hören muß, daß ihr Männer mit euren Weibern, oder ihr Weiber mit euren Männern gezankt habt. Ich kann auch nicht eher ruhig seyn, bis ich den Frieden und die Einigkeit in euren Häusern werde hergestellet haben. Was ich nun öfters dem einen und dem andern in meinem Hause oder in seinem eigenen Hause gesagt habe, davon will ich heute öffentlich zu euch reden, nehmlich, ich will

1. unterſuchen, woher die meiſten misvergnügten Ehen unter euch entſtehen?
2. Euch ſagen, wie ihr es anzufangen habt, wenn ihr in der Ehe vergnügter leben wollt, und
3. euch vorſtellen, wie glücklich ihr ſeyd, wenn ihr meinem guten Rath folget.

Eben weil mir euer Glück in der Ehe ſo ſehr am Herzen liegt, ſo habe ich öfters nachgedacht, woher die ſo häufige misvergnügte Ehen unter euch entſtehen? und habe gefunden, daß die Hauptquelle davon dieſe iſt, eure verkehrte und unrichtige Abſichten in der Wahl eines Weibes, nehmlich ihr ſehet zu viel auf Reichthum.

Von Jugend auf hört ihr immer, daß man denjenigen für glücklich hält, der reich iſt. Der iſt recht glücklich geworden, hört ihr oft ſagen. Und wenn ihr dann fragt, worinnen ſein Glück beſtehet, ſo antwortet man euch: er hat eine reiche Erbſchaft gethan, oder er hat viel an ſeinem Korn gewonnen, oder, er hat eine reiche Frau geheirathet, kurz, man redet euch ſo viel von dem Reichthum vor, daß es kein Wunder iſt, wenn ihr das gröſte Glück darein ſetzet. Daher fangt ihr, ſchon als Kinder, an, euch viel Güter zu wünſchen, und glaubt, euren Wunſch am beſten erfüllt zu ſehen, wenn ihr einſt eine reiche Heirath thut. Daher ſeht ihr euch, ſobald ihr in die mannbaren Jahre kommt, nur nach dem reichſten Mädchen im Dorfe um, und wenn eure Bewerbung um ſie

angenommen wird, bildet ihr euch ein, nun seyd ihr die glücklichsten Menschen von der Welt, nun fehle euch nichts mehr, nun könnt ihrs euch wohl seyn lassen, und lauter gute Tage haben!

So gar die Eltern, die doch durch eigene Erfahrung belehrt seyn sollten, erhalten euch in dem falschen Wahn, daß derjenige der glücklichste ist, der am reichsten heirathet. Ein reicher Vater, der einen Sohn hat, wird sich wieder um ein reiches Mädchen im Dorfe für seinen Sohn umsehen. Ein anderer alter Geizhals wird einen Freyer abweisen, wenn er nicht auch so viel Gut und Geld hat, als seine Tochter. Der Freyer mag dem Mädchen gefallen, er mag stille und arbeitsam seyn, er mag den Trunk und den Zank hassen, das hilft ihm alles nichts. Der Alte glaubet, seine Tochter könne nicht glücklicher seyn, als wenn sie einen heirathet, der so viel hat, als sie, oder wohl noch mehr.

O ihr Eltern! wenn werdet ihr aufhören, das Glück eurer Kinder eurem Eigennutz und eurem Geize aufzuopfern? O ihr jungen Leute! wenn werdet ihr aufhören zu glauben, daß euch der Ueberfluß in der Ehe glücklich macht? Ich will euch itzt nichts davon sagen, daß der Reichthum öfters eurer Seele höchstschädlich ist, daß er eine Versuchung ist zu allem Bösen, und daß unser weisester Lehrer sagt, daß die Reichen nicht in das Reich Gottes kommen werden. Daran will ich euch jetzt nicht erinnern, weil ich umständlich von der Schädlichkeit des Reichthums ausführlich

zu

zu euch geredet habe, und hoffe, daß ihr meine Rede in einem guten Gedächtnisse bewahret. Nur das will ich euch heute sagen, daß ihr durch den Reichthum, durch den ihr euch eine so glückliche Ehe versprechet, öfters am unglücklichsten werdet.

Ihr wißts — wenigstens habe ichs euch gesagt — daß zu einer glücklichen Ehe hauptsächlich dieses erfordert wird, daß die zwey Leute, die in Zukunft immer bey einander wohnen und mit einander leben sollen, Ein Herz und Eine Seele haben. Nun sagt mir einmal, hat das Mädchen, das am meisten Geld hat, auch die ähnlichsten Gesinnungen mit euch? Wird sie allemal bereitwillig seyn, das, was ihr von ihr verlangt, zu thun? Ist sie deswegen, weil sie reich ist, auch fleißig, zufrieden, gefällig, sanftmüthig? O! gehet umher im Dorfe und fragt nach, so werdet ihr von denen, die Erfahrung haben, hören, daß die Reichen zuweilen die Tugenden der Sanftmuth, des Fleisses, der Sittsamkeit und ein zufriedenes Herz am wenigsten besitzen. Was giebt es nicht da für Zank und Vorwürfe? Da heißt es oft: „Ich habe eben so viel zugebracht, als du.„ — Oder sagt wohl gar die reichere Frau dem ärmern Ehemann: „Was willst du? Was hast du mir denn zugebracht? Von wem kommt denn das Vermögen her?„ Was für ein bitteres Leben muß ein solches Leben seyn? Wie macht es ein Gatte dem andern so sauer? Mit welcher Wehmuth muß ich es sehen, oder gar hören, daß in euren Häusern, wo Friede und

Eintracht wohnen ſollte, ewiges Mißvergnügen herrſchet? Sehet, dieſes unruhige, unzufriedene Leben habt ihr gröſtentheils davon, wenn ihr nur nach Reichthum heyrathet.

Die andere Quelle, woraus ſo viel Uneinigkeit in der Ehe flieſſet, iſt die Kinderzucht. An der Wiſſenſchaft, eure Kinder gut und ihrer Beſtimmung gemäs zu erziehen, fehlt es euch noch am meiſten, meine lieben Brüder. Ihr wiſt nicht zu rechter Zeit weder gelinde noch ſcharfe Mittel zu gebrauchen. Bald ſtrafet ihr, wo ihr durch ein gutes Wort mehr ausrichten könntet, bald gebt ihr euren Kindern gute Worte, wo ihr ihnen die Ruthe geben ſolltet. Der Vater, der etwa den Knaben liebt, züchtiget die Tochter deſto empfindlicher. Die Mutter ſieht oft die Unart der Tochter mit gar zu mütterlichen Augen an und ſchützt ſie gegen den Zorn des Vaters. Oft erlaubt der eine Theil den Kindern einen Zeitvertreib, den der andere für ſchädlich oder gefährlich hält. Oft ſpricht die Mutter ein Kind von der Strafe frey, wozu es der Vater verdammt hat. Sehet, dieſes kann unter euch nichts anders als Verdruß erwecken, und, zum Schaden eurer Kinder, zankt ihr euch über ihre Erziehung.

Drittens entſpringt viele Uneinigkeit unter euch daher, daß ihr gemeiniglich mit euren Schwiegereltern unter Einem Dache wohnt. Es iſt mir leid, daß ich es ſagen muß, aber, leider! iſt es durch die Erfahrung gegründet, daß nur ſehr wenige Eheleute in Einigkeit leben, wenn ſie ihre Schwie-

Schwiegereltern bey ſich im Hauſe haben. Ihr würdet euch öfters nicht zanken, wenigſtens nicht ſo ſehr in Uneinigkeit gerathen, wenn nicht zuweilen eines der Schwiegereltern Oel ins Feuer göſſe. Die Schwiegereltern glauben, man könne ihnen immer nicht genug ſchmeicheln, man könne ſie nicht zu gut halten, und ihnen nicht dankbar genug ſich beweiſen. Sie ſind überzeugt, in allen Stücken alles beſſer zu wiſſen, als die jungen Eheleute, und wollen alles in dem Hauſe anordnen. Nichts kann man ihnen recht thun. Hierzu kömmt noch, daß das Alter ſie ohnehin mürriſch und verdrüslich und mit ſich ſelber und der ganzen Welt unzufrieden macht. Haben nun die Eheleute einen kleinen Zwiſt untereinander, ſo tritt der Schwiegervater oder die Schwiegermutter auf die eine oder die andere Seite und vergröſſert den Streit, ſtatt daß dieſe Alten ihn ſchlichten und die ſtreitende Partheyen verſöhnen ſollten.

Mehrere Quellen, woraus Zank unter euch entſpringt, will ich nicht anführen. Dies ſind wenigſtens die Hauptquellen, ſo viel ich euch und euren Zuſtand kenne. Denn daß z. E. eines das andere im Verdacht der Untreue hat, daraus entſteht unter euch, dem Himmel ſey es gedankt, nicht ſo viel Uneinigkeit, als unter den Stadtleuten, und ich bitte euch, die Reinigkeit der Sitten und der Unſchuld immer mehr zu bewahren.

Ich habe euch gezeigt, woher die Zwiſtigkeiten in der Ehe unter euch entſtehen. Nun will ich euch in dem zweyten Theile meiner Rede auch lehren, wie

ich glaube, daß ihr Eheleute friedlicher und vergnügter leben könnt.

Wann die Quelle, aus welcher ihr euer Wasser trinken wollt, unrein ist, so reinigt ihr sie, oder verstopft sie wohl gar, nach Befinden der Umstände. So müßt ihr auch die Quellen, aus welchen Bitterkeit auf eure Ehen fließt, verstopfen oder reinigen.

Ich habe euch gesagt, daß eure Sucht nach Reichthum die erste Ursache eurer unglücklichen Ehen ist. Daher müßt ihr nicht mehr nach Reichthum wählen, sondern, wenn ihr freyen wollt, so müßt ihr dasjenige Mädchen aufsuchen, von welcher ihr glauben könnt, daß sie tugendhaft ist, und eine gute und fleißige Haushälterin seyn wird. Ihr müßt also darauf sehen

Erstlich. Ob sie tugendhaft ist? Dies könnt ihr bald wissen. Ihr wachst ja mit einander auf, ihr spielet, als Kinder, mit einander, ihr geht mit einander zur Arbeit, ihr seyd beysammen beym Tanze und bey andern Lustbarkeiten, die euch vergönnt sind, fast täglich sprechet und sehet ihr einander. Kurz, ihr habt so viele Gelegenheit, einander kennen zu lernen, daß ihr von jedem Mädchen wissen könnet, was sie für einen Wandel führt? Wenn ihr nun sehet, daß das Mädchen, das ihr allenfals wegen ihres Reichthums oder wegen ihrer Schönheit Lust hättet zu heyrathen, mit andern jungen Leuten zu vertraut umgeht, unanständige Scherze, die wider alle

Scham

Scham und Erbarkeit ſind, gerne, oder wenigſtens nicht mit Erröthen anhört, oder wohl gar ſelbſt dergleichen vorbringt, wenn ihr ein jeder hübſcher, junger Menſch gleich gefällt, und ſie, beſonders in der Kirche, nach ihnen gafft, wiederum, wenn ſie auch einem jeden zu gefallen ſucht. — O meine lieben Jünglinge, eine ſolche müßt ihr nicht heyrathen, und wenn ſie noch ſo viel Geld hätte und noch ſo ſchön wäre! Sie wird euch niemalen aufrichtig lieben, und ihr werdet befürchten müſſen, daß auch eure Kinder nicht ſo tugendhaft von ihr erzogen werden, als ſie erzogen werden ſollten. Hingegen wenn ihr ſehet, daß ein Mädchen von jeher ſtill und ſittſam war, vor unartigen Geſellſchaften junger, lärmender Purſche, wie vor einer Schlange, floh, bey dem kleinſten, unanſtändigen Worte oder Scherze erröthete, in der Kirche, ſtatt herumzugaffen, andächtig iſt, und auf das, was ich ſage, merkt; ein ſolches Mädchen, ihr Jünglinge, müßt ihr ſuchen zur Frau zu erhalten, ſollte ſie gleich nicht das geringſte im Vermögen haben. Ihre Tugend iſt der größte Schatz, den ſie euch zubringen kan. Denn Tugend iſt mehr werth, als Geld, und köſtlicher, als Silber, und nützlicher, als Aecker und Wieſen. Denn die Arbeit einer tugendhaften Frau wird Gott ſegnen, und der Himmel wird zu allem, was ſie thut, ſein Gedeyhen geben. Eure Kinder werden in der Gottesfurcht von ihr auferzogen werden, und euch ſelbſt wird ſie die Laſt dieſes Lebens tragen helfen, indem ſie euch im Un-

glücke tröſtet, und an eurem Glücke den gröſten Antheil recht von Herzen nimmt.

Zweitens müßt ihr darauf ſehen, ob wohl das Mädchen, das euch gefällt, auch eine gute und fleißige Haushälterin ſeyn wird? Eine Frau, die man eine gute und fleißige Haushälterin nennen kann, greift jede Arbeit friſch an, und läßt nicht nach, bis ſie vollendet iſt. Indeſſen andere bey ihrer Arbeit müßig ſtehen, mit einander ſchwatzen, und die Leute im Dorfe durchziehen, legt ſie die Sichel oder das Grabſcheid nicht von der Hand. Sie weiß die rechte Zeit zu pflanzen und zu ſäen. Wenn es Regenwetter iſt, und ſie nicht ins Feld gehen kann, ſo bringt ſie das Hausweſen in Ordnung. In den langen Winterabenden laufen andere zuſammen, und treiben Unfug mit einander. Aber ſie ſitzt zu Hauſe, erzählt ihren Kindern beym Spinnrocken eine bibliſche Geſchichte, und unterrichtet ihre Knechte und Mägde in ihren Pflichten. Kurz, ſie läßt keinen Augenblick vorbey, in dem ſie nicht etwas thäte, das euch oder euren Kindern oder eurem Geſinde Nutzen ſchafft. Sehet, meine Lieben! Wenn ihr von einem ſolchen Mädchen hört, ſo dürft ihr euch alle mögliche Mühe geben, um ſie zu eurer Gattin zu erhalten. Sie wird euch vieles erſpahren, und wird alles in eurem Hauſe ſo zu rath halten, daß ihr euer gemächliches Auskommen haben werdet.

Allein deswegen rathe ich euch nicht, daß ihr eine ſolche Frau heyrathen ſollet, wann ihre

Spar-

Sparſamkeit zu weit gehet. So ſehr ich euch vor einer Verſchwenderin warne, eben ſo ſehr warne ich euch vor einem geizigen Weibe. Ein geiziges Weib kann euch zur Hölle werden. Sie wird euch quälen, euch nicht ſatt zu eſſen geben, eure Kinder gegen Kälte nicht genugſam bedecken, die Armen von eurer Thüre wegjagen, dem Nachbar ſein Stückchen Brodt mißgönnen, mit einem Worte, allen Fluch und Unſegen auf euer Haus laden. O! hütet euch Kinder! Hütet euch vor dem Geize! Er iſt eine Wurzel alles Uebels.

Die zweyte Quelle, woraus ſo viel böſe Ehen unter euch entſpringen, iſt, wie ich euch gezeigt habe, die Kinderzucht, nemlich weil ihr oft darüber uneins werdet, wie ihr eure Kinder erziehen ſollet? Was dieſen Punkt betrift, ſo will ich euch darüber zu einer andern Zeit Lehren geben, und wenn ihr dieſelben befolget, ſo hoffe ich, daß ihr nicht mehr mit einander über die Erziehung eurer Kinder zanken werdet.

Was endlich die dritte Quelle eurer Uneinigkeiten betrift, nemlich den Aufenthalt eurer Schwiegereltern bey euch, ſo will euch darüber folgendes ſagen. Eure Eltern nehmen in ihren alten Tagen ihre Zuflucht zu euch, um von euch gewartet und gepflegt zu werden, und um euch mit Rath und That an die Hand zu gehen. Damit ihr nun, ſtatt des Verdruſſes, Freude und Nutzen von ihrer Geſellſchaft habt, ſo ermahne ich euch

1. **sie in Ehren zu halten.** Ihr habt oft, als Kinder, alter, gebrechlicher Leute gespottet, und über sie gelacht. Das hättet ihr schon in den Jahren eurer Kindheit nicht thun sollen, aber itzo, da ihr mehrern Verstand habt, ist es vollends gar unverzeihlich. Wie wird es euch gefallen, wenn ihr auch einmal die Schwachheiten des Alters empfindet, und es spotten eurer lose Buben? Ihr müßt also die Fehler der Alten mit Geduld ertragen und sie zudecken.

2. **Müßt ihr ihrem guten Rath folgen, und ihnen gehorchen.** Die Alten sind länger auf der Welt gewesen, als ihr, mithin haben sie auch mehr Erfahrung. Sie wissen am besten, was in diesen oder jenen Fällen gut ist, was man thun oder lassen soll, was diese oder jene Handlung vor gute oder schlimme Folgen hat. Wenn sie also euch etwas befehlen, oder euch vor etwas warnen, so müßt ihr glauben, daß sie die Sache verstehen und es gut mit euch meynen, und mithin müßt ihr thun, was sie sagen, oder unterlassen, wovor sie euch warnen.

3. **Müßt ihr eurer alten Eltern warten und pflegen, und dieses erfordert die Pflicht der Dankbarkeit.** Wer hat euch, nächst

nächst Gott, in den Stand geſetzt, daß ihr euer Stückchen Brod verdienen könnt? Wer hat ſo manchen Biſſen ſeinem eigenen Munde entzogen, um euch erziehen zu können? Wer hat es ſich ſo ſauer werden laſſen, um euch etwas zu hinterlaſſen? Haben nicht eure Eltern dieſes alles gethan? Und erfordert es daher nicht eure Pflicht, ſie, da ſie nun alt und ſchwach ſind, es wieder genieſſen zu laſſen?

Wenn ihr dieſen meinen Erinnerungen folgt, ihr jungen Eheleute, ſo werden eure Eltern keine Urſach haben, mit euch unzufrieden zu ſeyn, und ihr werdet euch ſelbſt keine Verdrüslichkeiten zuziehen.

Aber auch von eurer Seite, ihr Eltern, erwarte ich, daß ihr den Ermahnungen, die ich euch zu geben habe, gehorchet. Ihr müßt von euren Kindern nicht zu viel und keinen blinden Gehorſam verlangen. Gebt ihnen von allem, was ihr ihnen ſagt, den Grund an, und überzeuget ſie durch freundliche Worte, daß ihr Recht habt, wenn ihr ſie warnet oder ihnen etwas befehlet. Seyd nicht mürriſch, und ſehet nicht ſcheel zu den Freuden, die euren Kindern ihre Jugend noch vergönnt. Gerathen die beyden Eheleute in Uneinigkeit, ſo ſchlagt euch auf keine Parthey, ſondern höret beyde mit Gelaſſenheit an, und gebt nur demjenigen Theile Recht, der wirklich

lich Recht hat. Kurz, behandelt eure Kinder so, wie ihr wünschet, selbst von euren Eltern behandelt worden zu seyn. Werdet ihr das thun, so werden sie euch ehren und lieben, und euch euer Alter erleichtern.

Lieben Brüder und Schwestern! Nun will ich euch noch mit wenigen Worten sagen, was für glückliche Leute ihr seyn werdet, wenn ihr alles das thut, was ich euch, aus väterlicher und brüderlicher Liebe zu euch, gelehret habe.

Da dieses Leben, wie ihr selbst wißt, nicht ohne Beschwerlichkeit und Sorgen ist, so wird euch eine vergnügte und zufriedene Ehe alles Ungemach erleichtern. Wenn ihr müde und von der Hitze und Last des Tages ganz entkräftet des Abends nach Hause kommt, so wird eure Frau mit offenen Armen eurer warten, euch auf das freundlichste empfangen, und euch den Schweiß von den Wangen abwischen. Ihr findet bey eurer Zurückkunft alles in der besten Ordnung, und dann freuet ihr euch, daß sie das Haus in so guter Ordnung erhielt, indessen ihr auf dem Felde arbeitetet. Eure wohlgezogenen Kinder werden um euch herum hüpfen, und euch wiederholen, was sie ihre Mutter an diesem Tage gelehrt hat. Dann setzt eure Frau euch vor, was sie zu eurer Erquickung bereitet hat, und erzählt euch ihre Geschäfte dieses Tages und würzt euch gleichsam durch ihre liebreiche und freundliche Gespräche eure Kost. Zuweilen besucht sie euch auf dem Felde und bringt euch einen Topf Milch oder

sonsten

ſonſten etwas, womit ihr euch ſtärken und erfriſchen könnt. Zu einer andern Zeit greift ſie die Arbeit mit an, und macht euch durch ihre Geſellſchaft viel munterer und friſcher zur Arbeit. An dieſer eurer Eintracht ſehen eure alte Eltern ihre Luſt, und danken dem Himmel, daß er eure Erziehung ſo gut gerathen ließ. So lange ſie noch leben, unterſtützen ſie euch mit ihrem Rath, tröſten euch in der Betrübniß und freuen ſich mit euch, wenn eure Arbeit gedeyht. Sterben ſie, ſo danken ſie euch für eure Vorſorge und Pflege, beten für euch zu Gott und hinterlaſſen euch ihren Segen, und Gott wird das Gebet der ſterbenden Eltern erhören.

Sehet, ſehet, wie glücklich ihr ſeyn könnet, wenn ihr in einer zufriedenen und einträchtigen Ehe lebt. Ihr werdet doch glücklich ſeyn wollen? — Nun, wenn ihr es wollt, ſo folget den Ermahnungen, die ich euch hier gegeben habe.

Zweyte Predigt.

Wider die Processe.

Eure Voreltern, meine lieben Brüder, lebten nicht so nahe beysammen, als ihr. Sie wohnten hier und da in Wäldern zerstreuet in ihren Hütten oder Zelten. Was um ihre Hütte oder um ihr Zelt herum war, eignete sich ein jeder zu. Da war wenig Recht, und das gröste Recht hatte derjenige, der am meisten Gewalt oder Stärke hatte.

So ist es heut zu Tage nicht mehr! Die Menschen leben nun gröstentheils zusammen in Gesellschaft. Sie haben die Aecker und Wiesen und Weinberge unter sich getheilt. Der Schwächste darf sich nichts mehr nehmen lassen, weil die Obrigkeit ihn in dem Besitze seiner Güter schützet. Ein jeder kann seinen Acker im Frieden bauen, und er darf nicht mehr mit dem Gewehr in der Hand, wie ehemals, pflügen. Der gegenwärtigen Einrichtung der menschlichen Gesellschaft habt ihr also eure Ruhe und Sicherheit zu verdanken.

Aber es ist doch, als wenn die Menschen niemals recht im Frieden leben könnten. Die Einrichtung, die euch von der einen Seite in Ruhe

setzte,

ſetzte, ſtürzt euch auf der andern Seite in eine beynahe eben ſo groſſe Unruhe. Wenn ihr von einem andern geſchimpft, oder geſchlagen, oder eines Guthes beraubt werdet, ſo habt ihr zwar nicht mehr nöthig, euch ſogar mit Gefahr eures Lebens Recht zu verſchaffen; allein auf der andern Seite gelanget ihr auf eine euch ſo verderbliche Art zu eurem Rechte, daß es faſt beſſer wäre, ihr bekämet nicht Recht. Nemlich ihr müßt eure Sache einem andern übergeben, der ſie in eurem Namen vorträgt, oder, mit einem Worte, ihr müßt einen Advocaten annehmen.

Im Anfange hatte es ſeine guten Urſachen, warum die Obrigkeit euch, die ihr keine Gelehrte ſeyd, einen Advocaten zum Beyſtand gegeben hat. Ihr verſtehet nemlich euren eigenen Vortheil nicht allemal ſelbſt, oder wißt eure Sache wenigſtens nicht ſo gut vorzutragen. Zuweilen möchtet ihr auch beym Vortrag eurer Sache allzuſehr in Hitze gerathen, und euch dadurch neue Verdrüslichkeiten zuziehen. Eure Perſon ſollte alſo ein Advocat vertreten, und es iſt billig, daß ihr ihn dafür belohnet. Aber eben deswegen, weil er dafür belohnet wird, iſt dieſe Anſtalt, die im Anfange zu eurem Beſten gemacht war, in euren groſſen und oft unerſetzlichen Schaden ausgeſchlagen. Um euch davon zu überzeugen, **will ich euch zeigen, welch einen Schaden für euch die Proceſſe nach ſich ziehen?**

Ich habe euch geſagt, daß dieſe Einrichtung mit den Proceſſen deswegen für euch ſchädlich geworden

iſt, weil ihr euren Advocaten für seine Mühe, die er für euch übernimmt, belohnen müſſet. Und dieſes gieng ſehr natürlich zu. Der Advocat müßte ein allzuunciennützeiger Mann ſeyn, wenn er euren Rechtshandel nicht ſo lange auszudehnen ſuchte, als es möglich iſt, um recht vieles von euch einzunehmen. Es hat zwar den Anſchein, als ob kein Advocat dieſe Abſicht hätte. Denn zuerſt ſucht er euch gemeiniglich mit eurem Gegner zu vergleichen, oder es wird, wie man ſich ausdrückt, ein Termin zur Güte angeſtellt. Habt ihr aber jemals gehört, daß ein Termin zur Güte einen erwünſchten Erfolg gehabt hat? Der Advocat müßte ſeinen Vortheil gar nicht verſtehen, wenn er nicht, ſtatt euch mit eurem Gegner zu vereinigen, in euch eine gröſſere Luſt erweckte, dem Rechte ſeinen Lauf zu laſſen. Da ſagt man euch vor, ihr hättet ſo groſſes Recht, daß keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt ſeyn müßte, wenn ihr nicht euren Proceß gewinnen ſolltet, eure Sache wäre ſchon wie ausgemacht, man wolle euch zu eurem Recht verhelfen, denn Recht müſſe ja doch Recht bleiben, und was dergleichen Redensarten mehr ſind. Sehet, ſo lockt man euch in die Falle, und ſo hintertreibt man jeden Vergleich mit eurem Gegner. Nun geht der Proceß ſeinen Lauf, nun wird Jahr und Tag über eine Sache geſtritten, die in einigen Stunden ausgemacht werden könnte, nun müßt ihr Advocatengebühren über Advocatengebühren bezahlen, und wenn ihr dann auch — welches oft ſehr zweifelhaft iſt — am Ende gewinnt, ſo werdet ihr

bey

bey Vergleichung der Proceßunkoſten mit dem Vortheil, den ihr von dem gewonnenen Proceß habt, gröſtentheils finden, daß jene dieſen überſteigen. Oft ſtreitet ihr um eine Kleinigkeit von einigen Thalern, und um dieſe Kleinigkeit zu erhalten, laßt ihrs euch zwanzig und mehrere Thaler koſten. Wie manches Dorf weiß ich, wo die Bauren in die tiefſte Armuth blos durch ihre Proceßſucht gerathen ſind? Wie manches Dorf, wo kaum ein Bauer iſt, der nicht vier oder fünf Proceſſe auf dem Halſe hätte? Nun berechnet es einmal, wieviel ein ſolcher Mann jährlich nur dem Advocaten geben muß? Wie gut könntet ihr mit euren Weibern und Kindern von dem Gelde leben, das ihr ſo elend wegwerfet? Wie mancher muß ſeinen beſten Acker oder gar Haus und Hof verkaufen, um ein Eckchen von einer Wieſe zu gewinnen? Habt ihr von einem ſolchen Rechtshandel Vortheil? Stürzt ihr nicht vielmehr euch in den äuſſerſten Schaden? Was iſt das für eine Wirthſchaft? Wie könnt ihr es gegen eure Kinder verantworten, wenn ihr ſie durch eure Proceßſucht in den Stand der gröſten Dürftigkeit ſetzet?

Doch dieſes, daß ihr all' euer baares Geld hingeben, es oft mit groſſer Mühe ausborgen, oder, um es zu erhalten, eure beſten Güther hingeben müſſet, dieſes ſage ich, iſt nicht der einzige Schaden, den ihr von eurem Proceſſiren habt. Nebſt dem Gelde verliert ihr auch noch viele Zeit. Oft müßt ihr nach Geld hin und her

gehen, oft müßt ihr zu dem Advocaten laufen, um euch bey ihm Raths zu befragen oder ein Schreiben abzuholen, oder sonsten etwas zu thun, mehrere Tage müßt ihr vor der Gerichtsstube zubringen. Welch ein Verlust der Zeit! Indessen daß ihr herumlauft, oder von dem Richter aufgehalten werdet, wie viele Arbeit könntet ihr in dieser Zeit verrichten? Wie vieles auf euren Aeckern oder Wiesen bestellen? An den Tagen, wo ihr oft das erwünschteste Wetter hättet, müßt ihr nach der Stadt gehen, den Tag darauf regnet es vielleicht, und nun müßt ihr ohnehin in der Stube sitzen. So werdet ihr in eurem Ackerbau zurückgesetzt. Ihr wißt gar nicht, welche schädliche Folgen ein einziger versäumter Tag nach sich ziehet. Ihr könnt heute nicht einholen, was ihr gestern versäumt habt. Der versäumte Tag ist auf ewig dahin!

Was soll ich endlich davon sagen, was diese Sucht zu processiren für einen schädlichen Einfluß auf euer Herz hat? Welche Verbitterungen, was für Feindschaften entstehen daraus unter euch? Wie sehr verfolgt ihr euch deswegen an allen Orten und Enden? Wie vielen heimlichen, oder wohl gar öffentlichen Schaden thut einer dem andern darüber an? Wie oft gönnt einer dem andern nicht einmal sein Stückchen Brod, oder sucht es ihm zu schmälern? Ihr könntet zuweilen vor diesem oder jenem Schaden gewarnet und eine Einbusse dadurch verhütet werden. Aber euer Nachbar, mit dem ihr im Processe liegt,

ist

iſt viel zu neidiſch, als daß ers euch ſagen ſollte, ihr wäret in Gefahr, dieſen oder jenen Schaden zu leiden. Ueber euren Proceſſen gerathen oft Eltern mit Kindern, Schwiegereltern mit ihren Schwiegerſöhnen oder Schwiegertöchtern, Brüder mit Brüdern, Männer mit ihren Weibern in die bitterſte Feindſchaften. Es iſt nicht zu beſchreiben, meine lieben Zuhörer, in welch einem zerrütteten Zuſtande eine ſolche Dorfſchaft oder Gemeinde lebt, die in ewige Streitigkeiten unter einander verwickelt iſt. Der Feind, der eure Häuſer plündert oder eure Felder zerſtöret, kann euch nicht ſo vielen Schaden zufügen, als ihr euch durch eure Händelſucht ſelbſt zufüget. Denn der Feind, der euch Schaden thut, macht, daß Ihr euch deſto eifriger zu Gott wendet und Buſſe thut. Aber die einheimiſche Feinde kehren euch immer mehr von euren Pflichten gegen Gott und den Nächſten ab, indem ſie eure Herzen mit Groll, Haß, Neid und Bitterkeit erfüllen.

Ihr ſehet alſo, was ihr für Schiffbruch an eurem Vermögen und an eurer Religion durch die Proceſſe leidet. Wollt ihr nun mich anhören, und mir gehorchen, ſo will ich euch ſagen, was ihr thun, und was ihr nicht thun ſollt, um allen dieſen Schaden zu verhüten. Ich fange bey dem letztern Punkte an.

Das erſte, was ihr nicht thun ſollt, iſt dieſes: Ihr müßt den Advocaten nicht glauben, wenn ſie euch etwa vieles von dem groſſen Rechte vorſagen, das ihr habet, und euch ermuntern,

daß ihr durch den Weg Rechtens das Unrecht, das euch ein anderer entweder wirklich angethan hat, oder angethan zu haben scheinet, zu rächen suchen sollt. Ich weiß es sehr wohl, daß es noch manche Advocaten giebt, die Gewissen haben, und niemanden aus Eigennutz zu einem Proceß rathen werden. Denn die Welt ist von tugendhaften Männern noch nicht so leer, daß es nicht in jedem Stande, selbst in einem solchen, der eben nicht in dem grösten Rufe der Ehrlichkeit ist, rechtschaffene und redliche Männer geben sollte. Allein der gröste Theil der Leute von diesem Stande scheint den Eigennutz zu seinem Gott gemacht zu haben, den er allein anbetet, und dem er Ehre, Gewissen, Redlichkeit, alles aufopfert. Solchen eigennützigen Leuten kömmt es nicht darauf an, ob ihr durch einen Proceß, den ihr auf ihren Rath anfanget, um Haab und Guth kommt, oder nicht, wenn sie nur ihre Absicht bey eurem Processe erreichen, nemlich mit eurem Gelde ihren Beutel zu füllen. Sie bedenken nicht, wie manchen sauren Schweiß es euch gekostet hat, um einige Thaler zu erwerben, und wie oft ihr, um einige Groschen zu verdienen, des Tages Last und Hitze ertragen habt. Wenn sie also euch rathen, ihr sollet den, der eure Ehre angetastet oder einen Eingrif in eure Güther gethan zu haben scheinet, gerichtlich belangen, so rathen sie euch zu einer Sache, die euch viel Geld kosten wird, und von der es noch ungewis ist, ob sie euch Vortheil bringt, das aber gewis ist, daß sie desto nützlicher und einträglicher für den Rathgeber seyn wird.

Eben

Eben daher müßt ihr zweytens auch nicht dem Rathe eines andern folgen. Z. E. ein Nachbar von euch kan einen Vortheil davon haben, euch in Proceſſe verwickelt zu ſehen, und räth euch daher dazu. Er hat etwa Luſt zu einem von euren Güthern. Er ſieht, daß ihr es nicht anders, als aus Noth gedrungen verkaufen werdet. Mithin ſucht er euch in die Nothwendigkeit zu verſetzen, daß ihrs verkaufen müſſet, und kauft es alsdann, wenn euch die Obrigkeit eure Güther wegen der Schulden, in die ihr durch euer Proceſſiren gerathen ſeyd, anſchlagen läßt. Oder wenn auch dieſes nicht iſt, wenn euch einer eurer Mitbürger nicht gerade aus Eigennutz zu einem Proceſſe räth, giebt es nicht ſo boshafte Gemüther unter den Menſchen, die ihren Nächſten in Schaden und Unglück zu ſtürzen ſuchen, blos, weil ſie ihre Luſt an anderer ihrem Unglücke ſehen? Es iſt zwar eine Schande für das menſchliche Geſchlecht, daß es ſo böſe Menſchen giebt. Aber ich wünſchte, daß es weniger wahr ſeyn möchte. Trauet alſo niemand, der euch zu Zank und Hader räth, und glaubet mir, daß derjenige es nicht redlich mit euch meynt, der euch wider andere aufzuhetzen ſucht.

Das Dritte endlich, was ihr nicht thun ſollt, iſt dieſes: Gehet nicht an diejenige Oerter, wo ihr leicht in Streit und Zank gerathen könnt. Ich will euch ſagen, daß ich nicht ſo ſehr darwider bin, wenn ihr nach der vielen Arbeit, die ihr die Woche über verübracht habt, an dem Tage

der Ruhe und Erholung, nach verrichtetem Gottesdienſte, euch in Geſellſchaft eurer Gevatter, Vetter und Freunde ergötzen wollt. Denn Gott will nicht, daß wir ihm mit traurigem Herzen dienen. Er iſt nicht ſo ein Tyrann, der ſeinen Unterthanen alle Quellen der Luſt entzögt. Gleich einem gütigen Vater erlaubt er ſeinen Kindern unſchuldige Ergötzlichkeiten, und er hat uns ſeine Geſchenke ausgetheilet, damit wir ſie genieſſen und uns daran vergnügen. Gleichwie alſo der Gebrauch der Güther euch erlaubt iſt, eben ſo viele Verantwortung ziehet ihr euch durch den Misbrauch zu. Den Wein und andere Getränke hat euch Gott gegeben, damit ihr euch durch vernünftigen Genus derſelben die Bitterkeiten dieſes Lebens verſüſſet. Aber wenn ihr ſie unmäſſig genieſſet, wenn ihr euch in den Schenken, ſtatt frölich bey einander zu ſeyn, zanket und mit andern hadert, wenn ihr, von der Stärke des Getränkes eurer Vernunft beraubt, ſo gar in Thätlichkeiten gegen euren Nachbar ausbrecht, ihn beſchimpfet und verläumdet — alsdenn verſündiget ihr euch an dem Geber alles Guten, und macht euch ſeiner Gaben unwürdig. Wie mancher iſt der beſte Menſch von der Welt, ſo lange er nüchtern iſt? Aber ſo bald er betrunken iſt, wird er ein Teufel. Er fängt mit jedermann Händel an, braucht ehrenrührige Worte und verfolget mit ſeinem unartigen Bezeigen einen jeden, der ihm in den Weg kömmt. Man antwortet ihm wieder auf die Reden, die er ausſtößt, und macht ihn dadurch noch toller. Und

ſo

ſo ſehet ihr euch am Ende in Streitigkeiten verwickelt, die von der Obrigkeit geſchlichtet und geahndet werden müſſen. Ihr glaubt, daß euch ein Advocat aus dieſen verwirrten Händeln heraushelfen könne, und der führt euch nur immer tiefer hinein. So wird derjenige Ort, an den ihr, um euch zu beluſtigen kamet, eine Quelle des Zanks und die gehoffte Luſt kömmt euch nur allzutheuer zu ſtehen! Vermeidet alſo alle Gelegenheit und alle Oerter, wo ihr in Uneinigkeit mit andern gerathen könnt.

Sehet, in dieſen drey Regeln iſt dasjenige enthalten, was ihr nicht thun ſollt, um euch für Proceſſen zu bewahren. Dasjenige hingegen, was ihr thun ſollt, ſchlieſſe ich in dieſs einzige Regel ein: Liebet den Frieden mit jedermann! Ihr lebt mit einander in Geſellſchaft. Als Leute, die in Geſellſchaft leben, ſeyd ihr verbunden, einer des andern Nutzen zu befördern. Dieſes zu thun, werdet ihr allezeit willig und bereit ſeyn, wenn ihr mit allen euren Nachbarn und Bekannten in Einigkeit lebet. Was kann für mich erfreulicher ſeyn, als wenn ich euch alle, als Brüder und Schweſtern, beyſammen leben ſehe. Wenn ich ſehe, daß einer den andern zu beſſern und frömmer zu machen ſich bemühet? Wenn ich ſehe, daß auch ein jeder den zeitlichen Nutzen des andern zu befördern ſucht?

Aber, ſprecht ihr, „ſollen wir denn alles Unrecht, alle Beſchimpfungen, die man uns anthut, ſo geduldig ertragen? Sollen wir es leiden,

wenn ein böser Nachbar uns auf unsern Güthern Schaden thut, oder uns etwas von unserm Eigenthum entreissen will?„ Hierauf antworte ich euch folgendes: Gesetzt auch, daß ihr Unrecht leiden müßtet, so wisset, daß es besser ist, Unrecht leiden, als Unrecht thun. Derjenige, der euch mit Ungerechtigkeit etwas von euren Güthern entreißt, kann bey dem Besitze derselben kein ruhiges Gewissen haben. Ihr hingegen, denen etwas geraubt worden ist, könnt ruhig dabey seyn, weil ihr wisset, daß ein Gott ist, der alle Ungerechtigkeiten zu seiner Zeit ans Licht bringen wird. Der ungerechte Räuber wird bey seinem Guthe, das er wider alle Gerechtigkeit besitzt, keinen Segen haben. Der andere hingegen, dem Unrecht gethan worden ist, darf überzeugt seyn, daß ihn Gott auf einer andern Seite desto mehr segnen wird. Wird einer von dem andern beschimpft, was braucht er grosses Lärmen darüber anzufangen? Kann mir ein anderer meinen guten Namen rauben? Wenn mich ein anderer einen Dieb nennte, und ich bin es nicht, muß mich nicht mein gutes Gewissen darüber beruhigen? Wenn es die ganze Gemeinde weiß, daß ich es nicht bin, so wird mich deswegen niemand, der nur ein wenig Verstand hat, verachten. Und verachtete mich jemand deswegen, was liegt an dem Urtheile unverständiger Leute? Wenn euch ein Ochse oder ein Esel in den Weg läuft, und stößt oder schlägt euch, fanget ihr deswegen eine Klage an? Eben also müßt ihr Beleidigungen oder Beschimpfungen, die euch von unvernünftigen Leuten angethan

gethan worden ſind, anſehen. Ueberhaupt aber müßt ihr verzeihen lernen. Am beſten könnt ihr dieſes lernen von dem göttlichen Stifter unſerer Religion. Bedenket, wie viel Schmach, Spott und Hohn Er von ſeinen Feinden ausſtehen mußte, wie ſehr ihn ſeine ganze Nation verfolgte, wie fälſchlich man ihn anklagte, wie ungerecht man ihn ſogar zum Tode verurtheilte. Und doch ertrug er nicht nur alles dieſes geduldig, murrte nicht gegen ſeine Verfolger, fluchte ihnen nicht, ſondern ſegnete ſie ſogar, vergab ihnen von ganzem Herzen, ja er bat auch Gott, daß er ihnen vergeben möchte. „Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.„

Aber, ſagt ihr ferner, „wozu iſt denn die Obrigkeit da, wenn wir uns nicht bey ihr über Beſchimpfungen oder Ungerechtigkeiten, oder kurz, über jede Art der Beleidigung beklagen ſollen?„ Ihr müßt mich recht verſtehen. Ich ſage euch nicht, daß ihr alles ungeahndet laſſen ſollet. Es giebt Uebertretungen der Pflichten, die ein jeder gegen die bürgerliche Geſellſchaft zu beobachten hat, und Verbrechen, die nothwendig um der allgemeinen Sicherheit willen geſtraft werden müſſen, und ihr ſelbſt würdet unrecht handeln, wenn ihr ſie der Obrigkeit nicht anzeigtet. Nur das ſage ich, nicht wegen jeder Kleinigkeit müßt ihr euch gleich in weitläuftige Streitigkeiten einlaſſen, die euch mehr Zeit und Geld koſten, als die Sache ſelbſt werth iſt. Ich kenne euch zu gut, als daß ich nicht wiſſen ſollte, wie nöthig dieſe Anmerkung iſt. Wo ihr nur einen Schein des Rechtens

tens habt, glaubt ihr ganz Recht zu haben, und bleibt alsdann so hartnäckig dabey, daß ihr unmöglich davon abzubringen, und zu überzeugen seyd, daß ihr nicht Recht habt. Einer unserer Poeten erzählt von einem Bauer, daß er glaubte, der Rein, der bey seinem Acker lag, gehörte ihm zu. Er fieng einen Proceß darüber mit seinem Nachbar an, und verlohr ihn bey dem ersten Gerichte. Er ließ noch nicht nach, trieb die Sache weiter und processirte so lange fort, bis ihm endlich wegen der Schulden, die er um des Processes willen hatte machen müssen, Haus und Hof angeschlagen wurden. Solche hartnäckige Köpfe seyd ihr fast alle, und ihr hört nicht eher auf, bis ihr ganz zu Grunde gerichtet seyd. Mit welchem Erstaunen habe ich sogar zuweilen aus eurem eigenen Munde die Worte gehöret! „Entweder muß mein Nachbar ganz zu Grunde gerichtet werden, oder ich.„ Wie? Sind das Worte eines Christen, die einander lieben sollen? Sind das Worte eines Bürgers, der das Beste seines Nächsten zu befördern schuldig ist? Sind das Worte eines Vaters, der seinen Kindern sparen, und nicht sie an den Bettelstab bringen soll?

O meine lieben Freunde! Hat einer eine Sache gegen den andern, so bitte, so beschwöre ich euch, daß ihr euch zu versöhnen suchet. Nehmet einen oder ein paar eurer guten Freunde mit euch, gehet hin zu dem, der euch beleidigt, beschimpft oder Unrecht gethan hat — es ist keine Schande,

zur

zur Verſöhnung den erſten Schritt zu thun — ſtellet ihm in Güte und Freundlichkeit vor, wie er ſich gegen Gott, gegen die ganze Geſellſchaft und gegen euch verſündiget hat. Bittet ihn, ja nicht hartnäckig in Erkennung ſeines Vergehens zu ſeyn, und ſaget ihm, daß ihr ihm von Herzen verzeihen wollt. Iſt er zu ſtörriſch, als daß er ſeinen Fehler oder die begangene Ungerechtigkeit bekennen ſollte, ſo ruft eure mitgebrachten Freunde zu Zeugen an, daß ihr von eurer Seite alles gethan habt, was ihr thun konntet, um euch mit dem Beleidiger zu verſöhnen. Dieſe Zeugen ſollen es alsdann der ganzen Gemeinde ſagen, welch ein unverſöhnlicher, hartnäckiger Mann euer Feind iſt, und die ganze Dorfſchaft wird ihn verabſcheuen und ſeine Geſellſchaft fliehen. Ganz und gar müßte ſein Herz, wie ein Stein, verhärtet ſeyn, wenn nicht alsdann der Abſcheu, den jedermann gegen ihn bezeuget, es erweichte, und ihn dahin brächte, daß er ſein Unrecht bekennet, und es euch abbittet oder den zugefügten Schaden erſetzet. Sehet, ſo müßt ihr einander zu beſſern, und nicht dem, der euch geſchadet hat, wieder zu ſchaden ſuchen. Denn was habt ihr davon, wenn auch er durch diejenigen, die ſo gerne Vortheil von euch ziehen, um das Seinige gebracht wird? Wird er deswegen ein frömmerer Mann werden? Aber alsdann, wann ihr ſein Herz durch euer ſanftes und gefälliges Betragen gegen ihn erweichet und macht, daß er in ſich gehet, dann habt ihr Ehre davon, und einſt in jenem Leben Belohnung dafür zu erwarten.

Am

Am Beſchluß meiner Rede will ich euch nur noch dieſes zu bedenken geben, meine lieben Brüder! Gott vergiebt euch ſo viele Beleidigungen, und ihr wollet eurem Nächſten nicht vergeben? Wie kann alsdann Gott euch vergeben? Ich hoffe es von eurer Liebe, die ihr gegen mich habt, daß dieſes Wort, das ich zu euch geredet habe, auf keine Felſenherzen, ſondern, gleich einem guten Saamen, auf ein gutes Land fallen und reiche Früchte bringen wird. Keiner gehe von meinem Angeſichte hinweg, der nicht feſt entſchloſſen iſt, allen Zank mit ſeinem Nächſten aufzuheben und heute noch zu ſeinem Feinde zu ſagen:

Komm, Bruder, komm, reich' her die Hand,
Mein Herze dir vergiebet, ꝛc.

Dritte Predigt.

Wider den Aberglauben. *)

Ungeachtet ich euch ſchon hin und wieder bey Gelegenheit ermahnet habe, alle das abergläubiſche Zeug, das ihr, an heiligen Abenden beſonders, unternehmet, ins künftige zu unterlaſſen, ſo habe ich doch vernehmen müſſen, daß an dem vorgeſtrigen Abend von einem und dem andern Mitgliede dieſer Gemeinde allerhand Aberglauben wiederum iſt getrieben worden. Wann wird doch der Landmann aufhören, ſich mit dergleichen unſinnigen Dingen zu beſchäftigen? Wann werdet ihr dem, in dieſem Stücke vernünftigern, Städter nachfolgen, der dergleichen Aberglauben längſt aus ſeinen Mauren verbannt hat? Mit allerhand leeren Einbildungen habt ihr eure Köpfe angefüllt, und ihr lieſſet euch lieber ich weiß nicht was, als eure Hirngeſpinſte, rauben. Gebt doch der Vernunft und dem geſunden Menſchenverſtande mehr Gehör, als den Träumereyen eurer Großmütter!

Aus-

*) Gehalten am zweyten Weyhnachtsfeyertage.

Ausführlich will ich heute von allerhand Aberglauben, der unter euch im Schwange geht, reden, und sehen, ob ichs nicht dahin bringen kann, daß ihr ihm entsaget. Erstlich will ich einige eurer abergläubischen Handlungen, und zweitens einige eurer abergläubischen Meynungen untersuchen, und euch zeigen, wie schlecht gegründet beyde sind.

Was eure abergläubische Handlungen betrift, so will ich nur einige derselben anführen. Ihr glaubt, z. E.

1. daß man vermittelst gewisser Formeln und Anstalten in unterirrdischen Höhlen oder in zerstöhrten Schlössern oder in Kellern oder an andern Orten Schätze heben könne. Weil ihr alle so sehr nach Reichthum dürstet und in denselben das ganze Glück eures Lebens setzt, so ist es in keinem Punkte leichter euch zu betrügen, als in diesem. Ein Mann, der sich in der Schenke ein geheimnisvolles Ansehen giebt, und von geheimen Dingen Wissenschaft zu haben scheinet, kann euch bereden, wozu er will. Er sagt euch, daß sich da oder dorten, zu einer gewissen Stunde des Nachts ein Feuer sehen lasse, daß nothwendig ein Schatz daselbst vergraben seyn müsse, und daß er euch helfen wolle, ihn zu heben. Meynt ihr denn nicht, wenn der Mann dieses könnte, daß er das Geld für sich behalten und euch nichts davon entdecken würde? Wie könnt ihr so leichtgläubig seyn? Und sollte ihr nicht aus allen

seinen

seinen Reden und Anstalten merken, daß er ein Betrüger ist? Er giebt vor, zur Einkaufung dieser und jener Sache einen Vorschuß von Geld nöthig zu haben. Ihr seyd gutwillig genug es herbeyzuschaffen, und eh ihrs versehet, ist der Schatzgräber mit dem Gelde fort. Sehet, wie derjenige, der nach Reichthum trachtet und nach mehrerm geizet, auch um dasjenige gebracht wird, was er hat! Habt ihr nicht schon so viele Erfahrungen von dergleichen Betrügereyen? Und ihr laßt euch doch immer noch betrügen? Was hilft euch denn alle Erfahrung, wann sie euch nicht weiser und vorsichtiger macht?

Gesetzt auch, es liege an dem Orte, wovon man euch sagt, der gröste Schatz verborgen. Glaubt ihr denn, daß ihr ihn durch blose Formeln, durch allerhand Figuren aus dem innersten der Erde herausholen könnt? oder glaubt ihr, daß ihr durch solche alberne, und zum Theil gottlose, Anstalten den Teufel, den ihr eben so thöricht für den Besitzer dieser Schätze haltet, nöthigen werdet, dieselbe herauszugeben?

Und gesetzt endlich, ihr erhieltet solche Schätze wirklich, was hättet ihr davon? Würder ihr dadurch glücklicher? „Ach! sprecht ihr, wenn ich nur einen Schatz fände, dann wollte ich mir recht wohl seyn lassen, dann dürfte ich nicht mehr arbeiten und könnte meine Tage in Ruhe beschliessen.„ Ihr sehet

alſo euer Glück in das Wohlleben? In den Müſſiggang? Iſt denn nicht arbeiten dürfen ein Glück? O wie bald würde euch das Müſſiggehen zur Quaal werden? Lieben Brüder, ſeyd doch zufrieden mit dem, was ihr habt und was euch Gott beſcheret hat. Zufrieden ſeyn, dies iſt die wahre Quelle des Glückes, und nur die Zufriedenheit wird euch glücklich machen, wenn ihr auch arm ſeyd. Sammlet euch hingegen Schätze, die weder Motten noch Roſt freſſen, da die Diebe nicht nachgraben noch ſtehlen, ſammlet euch Schätze für das zukünftige Leben, d. i. thut Gutes und ſeyd fromm, ſo wird es euch im Himmel zur Belohnung angeſchrieben, und da werdet ihr alsdann Schätze für euch bereitet finden, die euch auf alle Ewigkeit glücklich machen.

Was die wahren Schätze auf Erden ſind, beſonders für euch, ihr Landleute, das lernet aus folgender Erzählung. Einſt ſagte ein ſterbender Vater zu ſeinem Sohne: Sohn! nach meinem Tode grabe noch, ſo wirſt du einen Schatz finden. Er liegt in unſerm Weinberge vergraben. Bald darauf ſtarb der Vater, und nach ſeinem Tode hatte der Sohn nichts angelegeners zu thun, als daß er nach dem Schatz' im Weinberge grub. Er durchwühlte den ganzen Weinberg, kehrte jeden Stock um, und fand kein Geld. Aber nach einigen Jahren trug der Weinberg ſo reichliche Früchte, daß der Sohn

für

für ſeine Arbeit belohnt genug war. Nun erkannte er, was ſein Vater mit dem Schatz im Weinberge gemeynt hatte, nemlich, daß er fleiſſig in ſeinem Weinberge arbeiten ſollte und daß ihm alsdann dieſer Weinberg Schatzes genug ſeyn würde. Lernet hieraus, woraus eure wahre Schätze flieſſen, nemlich aus der fleiſſigen Arbeit. Wenn ihr eure Aecker und Weinberge fleiſſig bauet, ſo werdet ihr nicht nöthig haben, nach andern Schätzen zu graben.

2. Glaubt ihr, daß es gewiſſe Mittel giebt, wodurch man das Zukünftige erfahren kann, und ihr pflegt euch derſelben gemeiniglich in heiligen Nächten zu bedienen. Ich will dieſe thörichte Handlungen nicht anführen, aber ihr werdet ſelbſt wiſſen, was ihr zu thun pflegt, um zu erfahren, wer in dieſem Jahre ſtirbt, ob ihr eine Frau oder einen Mann krieget, ob das künftige Jahr fruchtbar ſeyn wird, oder nicht? Und dergleichen mehr. Wie iſt es möglich, daß ihr an ſolche Hirngeſpinſte Glauben haben könnt. Schon ſo oft ſeyd ihr von der Unwahrheit derſelben belehret worden, und ihr laßt euch doch nicht davon abbringen? Wie mancher lebt noch, der ſich den Tod in den vergangenen Jahren prophezeihet hat? Wie mancher hat noch keine Frau, dem die Anzeichen eine Frau verſprachen? Gebt nur dieſesmal, ich bitte euch, beſonders genau darauf Achtung, ob eure Prophezeihungen erfüllt werden? Und findet ihr

euch wieder, wie sonsten, in eurer Hofnung oder Furcht betrogen, so höret doch auf, euch so abergläubischer Mittel zu bedienen. Gott hat es nicht nöthig befunden, euch euer künftiges Schicksal voraus wissen zu lassen, und dieses aus den weisesten Absichten, die ihr theils erst in jenem Leben einsehen werdet, wenn ihr euer ganzes Leben und die ganze Führung Gottes übersehen könnt, theils aber auch itzo schon einsehen könnt. Wie mancher, der vorauswüßte, daß er glücklich seyn soll, würde sein Glück, durch Faulheit oder Unart verscherzen, weil er glaubte, daß es ihm nicht entgehen könne? Wiederum, wie mancher, dem ein Unglück bevorstehe, würde sich zum Voraus darüber abhärmen, und vor dem Schlag itzo schon zittern, den er, erst nach einiger Zeit fühlen wird? — Und wenn es auch Gott für gut befunden hätte, euch das Zukünftige voraussehen zu lassen, glaubt ihr denn, er würde es euch durch so thörichte Mittel kund thun? Es ist ja bloser Zufall, daß z. E. das Bley, das ihr giesset, diese oder jene Form bekömmt, und wie unzuverlässig sind die Erklärungen, die ihr von diesen Figuren machet? Ihr bildet euch nur ein, dasjenige zu sehen, was ihr zu sehen wünschet, und so betrügt ihr euch selbst durch eure thörichte Einbildungen.

3. Schreibt ihr auch andern Menschen geheime Wissenschaft von vergangenen Dingen zu. Wenn

Wenn einem etwas gestohlen oder sonsten ein Schaden ist zugefügt worden, von dem er den Thäter nicht weiß, so geht er hin, eine so genannte weise Frau, oder einen weisen Mann, gemeiniglich aber den Scharfrichter, zu befragen. Dem letztern besonders trauet ihr die Kenntnis der geheimsten Dinge zu. Warum? Das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ihr von solchen Leuten betrogen werdet. Wie können denn Menschen verborgene Dinge wissen? Welche Künste können ihnen entdecken, was in der Nacht begraben liegt? Glaubt ihr etwa, weil diese Leute euch allerhand Figuren und Charaktere vormachen, es stecke etwas dahinter? Wie seyd ihr so thöricht, daß ihr euch so augenscheinlich durch euren Aberglauben verführen laßt? Alles, was sie euch vormahlen, alle geheime Wissenschaften, die sie zu besitzen vorgeben, sind nichts als Betrug, und auf nichts weiter angesehen, als eurer Leichtgläubigkeit zu spotten und euch das Geld aus der Tasche zu locken.

Aber, sprecht ihr, wir haben doch Beyspiele, daß der Dieb, auf Befehl des weisen Mannes oder der weisen Frau, das Gestohlne wiederbringen mußte, und daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte, bis er es wiedergebracht hat. Ich will es euch erklären, wie dieses zugeht, damit ihr es nicht länger für eine Wirkung der angewandten Zaubermittel haltet. Erstlich ist der Dieb eben so sehr von dem Aberglauben einge-

nommen, als ihr selbst. Er hat etwa gehört, daß ihr euch der Zaubermittel gegen ihn bedienen wollet, er fürchtet sich davor, und so zwingt ihn die Furcht, euch das Gestohlne wieder zu bringen. Ihr werdet oft vergebens zur Zauberey eure Zuflucht genommen und alle Künste eurer weisen Leute werden nichts geholfen haben. Warum? Weil der Dieb wußte, daß ihr ihm durch geheime Künste keinen Schaden thun könnet, und mithin aller eurer Anstalten lachte. Durch euren weisen Mann wußte er gewis, daß er nicht entdeckt würde, und behielt also den Diebstahl zurücke. Hernach, wißt ihr nicht, welch eine Macht das Gewissen über den Menschen hat? Wißt ihr nicht, wie es den, dem es ein Verbrechen vorzurücken hat, Tag und Nacht quälet? Und wenn ihr tausend Lasterthaten begangen hättet, die kein Richter auf der Welt zu entdecken im Stande wäre, so habt ihr in eurem Herzen den Richter, der euch foltert und so lange peinigt, bis ihr, von der Marter eines bösen Gewissens zu sehr geplagt, euch selbst vor den Richterstuhl der Menschen darstellet. Kann nun nicht auch euren heimlichen Feind sein Gewissen so sehr geängstiget haben, daß er von selbst euch das Gestohlne wiederbringt? Und ihr schreibt dieses den geheimen Künsten zu, die ihr angewandt habt. Alle mögliche geheime Marter, die ihr eurem Feinde bereitet, hat schon Gott selbst ihn fühlen lassen, indem er ihn die Marter eines bösen Gewissens fühlen ließ.

Ich

Ich könnte vieles noch reden von allerhand abergläubiſchen Handlungen, die ihr bey Hochzeiten, bey Kindtaufen, bey Leichen, bey eurem Eſſen und Trinken beobachtet. Allein wie vieles hätte ich zu ſagen? Ich will daher zufrieden ſeyn, wenn ich euch heute nur davon überzeugt habe, daß euer Schatzgraben, eure Erforſchung eures künftigen Schickſals, eure Zuflucht zu Zaubermitteln eitel Thorheit und Betrug iſt.

Und geſetzt, ihr täuſchet euch ſelbſt nicht durch dergleichen abergläubiſche Handlungen, geſetzt auch, ihr würdet nicht von andern getäuſcht; habt ihr denn noch nie daran gedacht, wie ſehr ihr dadurch Gott beleidiget? Ihr misbraucht bey dergleichen Gelegenheiten ſeinen heiligſten Namen, ihr misbraucht ſein heiliges Wort, ihr ruft ihn an, daß er zu eurem ſündlichen Vorhaben ſeinen Segen geben wolle. Irret euch nicht, liebe Brüder, Gott läßt ſeiner nicht ſpotten. Nach ſeiner groſſen Langmuth ſieht er zwar euren Beleidigungen eine Zeitlang zu, aber je ſpäter er ſtraft, deſto härter iſt alsdann die Strafe.

Ich komme zum zweyten Theil meiner Rede, worinnen ich noch einige eurer abergläubiſchen Meynungen anführen und hauptſächlich von zweyen derſelben reden werde, nemlich von eurem Glauben an Hexen und Geſpenſter.

Ihr ſchreibt gewiſſen Leuten übernatürliche Kräfte zu, und glaubt, daß ſie mit Hülfe des Teufels Dinge ausrichten können, die ſonſten kein Menſch auszurichten vermag. Wenn eure

Kühe weniger Milch geben, als sonsten, wenn euch ein Stück Vieh im Stalle umfällt, wenn euch eine Krankheit befällt, deren Grund ihr euch nicht zu erklären wisset, kurz, wenn euch überhaupt durch eure eigene Ungeschicklichkeit oder Unachtsamkeit ein Unglück begegnet, so halter ihr es für ein Werk irgend einer Hexe. Ihr glaubt sogar, daß sie in einigen gewissen Nächten des Jahres eine Zusammenkunft mit dem Teufel, als ihrem Herrn und Obersten, halten, sich unsichtbar machen, und sich so geschwinde, wie ein Blitz, von einem Orte zum andern begeben können. Und dieses Unglück, in einem so übeln Rufe zu stehen, trift größtentheils die alten Weiber. Kaum ist eine Frau im Dorfe mit Ehren alt geworden, die nicht in euren Augen eine Hexe seyn sollte. Jetzo zwar, dem Himmel sey es gedankt! sind die alten Weiber nicht mehr so unglücklich, wie ehemals in alten Zeiten, da man sie vor den Richterstuhl schleppte und oft gar zum Scheiterhaufen führte. Aber so unglücklich sind sie blos deswegen nicht mehr, weil die Obrigkeiten weiser geworden sind, und endlich eingesehen haben, wie manche alte Frau ihr Leben unschuldig in den Flammen eingebüßt hat. Denn, daß man sie nicht mehr verbrennet, ist eure Schuld gewis nicht, die ihr immer noch in eben den Aberglauben versunken seyd, in welchen eure Voreltern staken. Sollte es denn nicht möglich seyn, ihn auszurotten? Sollte es denn auch auf dem Lande nicht endlich einer alten Frau, wie in den Städten, vergönnet seyn, ihre Tage

in

in Ruhe zuzubringen und von dem schlimmen Verdacht, in welchem sie bey euch stehet, befreyt zu leben? Bedenket folgendes, meine lieben Zuhörer!

Sagt mir, woher sollten Menschen eine solche Gewalt bekommen, daß sie Dinge ausrichten könnten, die alle menschlichen Kräfte übersteigen?. Hat sie Gott ihnen gegeben? Wie könnt ihr glauben, daß Gott dem Menschen eine Gewalt verleihen werde, die er nur dazu braucht, um seinem Nächsten Schaden zu thun? Denn wo hat man je gehört, daß eine Hexe irgendwo etwas Gutes gestiftet hätte? Ein frommes und tugendhaftes Weib ist bey euch nicht in dem Verdacht der Hexerey. Sollte also Gott einem boshaften Weibe desto mehr Macht über andere Menschen gegeben haben, damit sie ihre Bosheit desto mehr ausüben und ihre Nachbarn desto mehr quälen kann? Dieses ist von Gott, dem höchst gütigen Wesen, das die Menschen lieber glücklich, als unglücklich, siehe, nicht zu glauben. „So haben sie ihre übermenschlichen Kräfte dem Teufel zu danken!„ Wenn der Teufel dem Menschen übermenschliche Kräfte mittheilen könnte, würde er sie nicht weit mehrern mittheilen, als nur der kleinen Anzahl, die ihr für Hexenmeister und Hexen haltet? Da diese Gattung von Leuten ihrem Nächsten stets zu schaden sucht, würde nicht der Teufel die Macht zu schaden den meisten Einwohnern eines jeden Orts mittheilen, damit ein Freund den andern, ein Verwandter

den andern, ein Nachbar den andern ins Unglück stürzen könnte, so bald er wollte? Wie würden ihr überall die traurigen Wirkungen dieser ausgebreiteten Macht des Satans erblicken? Welch eine Lust wäre es für ihn, der den Untergang des menschlichen Geschlechts so sehr wünschet, wenn er durch seine Kreaturen so vieles Unglück auf der Welt anrichten könnte? Eine einzige Hexe, in welche Noth könnte sie nicht ein ganzes Dorf, eine ganze Stadt, ja ein ganzes Land bringen? Könnte sie nicht euer Vieh tödten, eure Häuser anzünden, euer Feld verwüsten? Wer wollte ihre Wuth hemmen? Würde eine Hexe sich mit solchen kleinen Streichen begnügen, als z. E. eurem Vieh die Milch zu nehmen? Würde sie nicht allen Schaden zufügen, der nur möglich ist? Da ihr nun aber nicht seht, daß an irgend einem Orte in der Welt solche Zerstöhrungen durch einen, mit übernatürlichen Kräften begabten Menschen angerichtet worden sind, wie könnt ihr glauben, daß der Teufel jemand so mächtig machen kann? Zudem, wie sollte es Gott zugeben, daß der Teufel durch seine Kreaturen auf Erden so tyrannisirte? „Ja, könntet ihr sagen, Gott giebt es vielleicht zu, damit die Menschen durch den Schaden, den sie durch die Werkzeuge des Teufels erleiden, aufmerksam werden, und sich desto eifriger zu ihm wenden.„ Sollte Gott dazu die Gewalt des Teufels nöthig haben? Sucht er nicht lieber durch Güte und Wohlthun euch zu sich zu locken, als durch Strafen? Und wenn er ja euch strafen

sen will, hat er nicht sonsten Mittel und Wege genug, euch zu züchtigen? Sind nicht die Menschen sonsten boshaft genug, einander zu schaden? Braucht es da erst eines Bundes mit dem Teufel? Und überhaupt, was ist ungereimter und widersinnischer, als zu glauben, daß Menschen mit dem Teufel einen Bund machen? Wenn zwey einen Bund oder einen Vertrag mit einander machen, so wißt ihr aus der täglichen Erfahrung, daß jeder einen gewissen Vortheil dadurch erhält. Z. E. einer macht mit dem Zimmermann einen Vertrag, daß er um ein gewisses Stück Geld ihm ein Haus baue. Hier hat jeder, wie ihr sehe, seinen Vortheil. Der eine braucht Geld, und der andere ein Haus. Derjenige, der das Haus braucht, giebt dem andern das Geld, und derjenige, der das Geld empfängt, bauet jenem dafür ein Haus, so erhalten beyde Theile, was sie wünschen. Aber bey einem Vertrag mit dem Teufel, was hätten da die Menschen für Vortheile? Was kann der Teufel den Menschen geben? Ihr glaubt zwar, daß der Teufel grosse Schätze besitzt, und seine Diener zu den reichsten Menschen machen kann. Allein woher sollte er denn die Schätze haben? Wo sind denn die Heren, die, nach eurer thörichten Meynung, so grosse Reichthümer von ihm erhalten haben? Und sollte es denn Menschen geben, die sogar unsinnig sind, daß sie in ihr gewisses schreckliches Verderben muthwillig hineinrennen, blos um einige Jahre in Wohlleben und Schwelgen zuzubringen? Denn das glaubt ihr, daß die Heren

für

für ein gewisses Stück Geld oder sonsten eines andern Vortheils willen sich dem Teufel mit Leib und Seele ergeben. O ihr Thoren! Weil ihr selbst alle so sehr nach Reichthum dürstet, so glaubt ihr, daß andere um Geld ihre ewige Glückseligkeit so leichtsinnig dahingeben können, und, um einige Jahre Geld und Guth zu haben, sich unaussprechlichen und schrecklichen Martern aus freyem Willen unterwerfen. Können denn Menschen, die doch von Gott Verstand und Ueberlegung erhalten haben, und sonsten so sehr auf ihren Vortheil sehen, so blind seyn, um nicht einzusehen, daß der kurze Besitz eines ungewissen Reichthums gegen Jahrtausende von Qualen kein Vortheil ist? Ihr sehet also, daß ein Bund der Menschen mit dem Teufel nicht Statt haben kann, weil die Menschen unmöglich einen Vortheil bey einem solchen Vertrag haben können.

„Aber, könntet ihr endlich sprechen, die Menschen haben diese übernatürlichen Kräfte weder von Gott noch von dem Teufel, sondern sie haben sie ihren Einsichten in die Geheimnisse der Natur zu danken.„ Was von den tiefern Einsichten in die Geheimnisse der Natur zu halten sey, habe ich euch schon gesagt. Gesetzt auch, es gebe Menschen, die durch höhere Kenntnisse solche Dinge ausrichten können, die ein anderer, der diese Kenntnisse nicht besitzt, kaum begreifen kan, woher sollten denn Leute von so niedrigem Stande, die oft kaum lesen oder schreiben können,

nen, ſolche Kenntniſſe erhalten haben? Nicht einmal die gemeinſten Begebenheiten, die in der Natur vorgehen, können ſie begreifen, oder erklären. Sie wiſſen weder wie der Blitz noch der Donner entſtehe, weder was das Erdreich fruchtbar, noch was es unfruchtbar macht. Wie ſollten ſie denn gar Ungewitter hervorbringen, dem Korn Wachsthum ſchenken, oder eure Aecker unfruchtbar machen können? Das Wetter, die Fruchtbarkeit und die Unfruchtbarkeit des Landes, Glück und Unglück, Schaden und Gewinn, alles kömmt aus Gottes Händen, und Menſchen ſind nicht im Stande, nur einen Tropfen Waſſers zu ſchaffen.

Da ihr nun ſeht, wie eure Hexen blos Hirngeſpinſte ſind, ſo laſſet doch dieſen thörichten Glauben fahren. Fürchtet euch nicht länger vor der Macht der Menſchen; ohne Gottes Willen kann euch der gröſte Böſewicht kein Haar eures Hauptes krümmen: fürchtet euch aber deſto mehr vor Gott, erwartet von ihm allein euer Glück und bereitet euch, auch das Unglück zu ertragen, womit ſeine Vaterhand euch zu züchtigen für gut findet.

Die zweyte abergläubiſche Meynung, von der ich mir vorgenommen habe mit euch zu reden, iſt dieſe, daß ihr Geſpenſter glaubt. Ihr glaubt nemlich, daß die Schatten der Verſtorbenen noch auf der Erde herumwandeln, und ſich zuweilen ſichtbar machen. Manches unter euch würde lieber ich weiß nicht was wagen, als bey

Nacht

Nacht oder schon des Abends auf den Gottesacker zu gehen. Ihr glaubtet wohl, alle Gräber würden sich aufthun, und alle Todte um euch herumtreten. Ein Haus, das eine Zeitlang nicht bewohnt worden ist, oder das ein altes Ansehen hat, haltet ihr für eine Wohnung der Gespenster. Sogar die Winkel und Keller eurer eigenen Häuser haltet ihr oft für unsicher, und getrauet euch nicht, im Finstern dahin zu gehen. Besonders herrscht unter euch der Wahn, daß die heiligen Nächte diejenige Zeit sind, in welcher die Geister am liebsten erscheinen. Sogar habt ihr ihnen gewisse Stunden der Erscheinung bestimmt, und fürchtet sie am meisten von Mitternacht an bis drey Uhr des Morgens. Ganze Stunden lang, hauptsächlich wenn ihr in den langen Winterabenden zusammenkommt, unterhaltet ihr euch mit Erzählungen, was sich hier und da hat sehen oder hören lassen, wie man einen kürzlich verstorbenen alten Geizhals noch sein Geld zählen hört, wie dorten einer mit Ketten rasselt, wie in jenem Hause öfters ein Gepolter auf dem Boden entsteht, und indem ihr dergleichen Geschichten erzählet, rückt ihr immer näher und näher zusammen, und befürchtet in dem Augenblick, daß ein Gespenst die Thüre öffne und vor euch sich darstelle. Das schlimmste dabey ist dieses, daß ihr auch eure Kinder mit dieser Furcht anstecket. Diese unschuldigen Kleinen würden nichts von Hexen und Gespenstern wissen, wenn ihr nicht so vieles davon vor ihren Ohren erzählet. Daher kömmts denn, daß sie oft schon in

der

der Dämmerung in eine abgelegene Kammer allein zu gehen sich fürchten, und überall, gleich ihren abergläubischen Eltern, Gespenster zu sehen sich einbilden. — Ich will es versuchen, ob ich euch diese leere Furcht benehmen kann.

Der Mensch, wie ihr wißt, besteht aus Leib und Seele. Nach dem Tode wird der Leib ins Grab gelegt, und die Seele geht an denjenigen Ort, den ihr der Richter unsers Lebens anweißt, entweder zur Versammlung anderer frommen Seelen, oder an einen Ort, wo sie für ihre Sünden büßt. Welcher Theil des Menschen soll nun nach ihrer Trennung erscheinen, der Leib oder die Seele? Der Leib kann nicht erscheinen. Denn wie kann er aus dem Grabe hervorgehen? Da liegt er und verweset, und nichts kann ihn aus diesem Aufenthalt hervorrufen, als die Stimme dessen, der ihm einmal zurufen wird: Erhebe dich, Staub, und werde wieder ein Körper. Auch die Seele kann es nicht seyn, die sich euch sichtbar darstellte. Denn, wie gesagt, sie ist, nachdem sie von dem Körper geschieden ist, entweder glücklich oder unglücklich. Ist sie glücklich, so wird sie den seligen Ort ihres Aufenthalts nicht zu verlassen gesonnen seyn. Was soll sie denn noch unter euch auf der Erde herumirren? Was hätte sie denn noch unter den Menschen zu thun? Ist sie aber unglücklich, so ist es ihr nicht erlaubt, von dem Ort, den ihr die Gerechtigkeit Gottes angewiesen hat, sich wegzubegeben. Denn sollte es Gott dieser bösen Seele

noch

noch erlauben, daß sie nach der Trennung von ihrem Körper auf der Erde herumspükte, um die Ruhe der Lebendigen zu stöhren, die sie so oft Zeit der Vereinigung mit dem Körper gestöhrt hat? Und wir wollen einmal zugeben, die Seele wollte oder könnte auf diese Erde zurückkehren, wie kann sie sich denn sichtbar machen? Sie ist ja ein Geist, und ihren irdischen Leib hat sie verlassen. Einen Geist könnt ihr nicht sehen, und wie soll sie einen andern Körper annehmen können?

Sehet also, lieben Zuhörer, was könnt ihr für Gründe haben, die Erscheinung der Verstorbenen zu glauben? Gewis keinen andern, als diesen, daß ihr von Jugend auf sehr vieles davon habt erzählen hören. „Es muß doch, sprecht ihr, Gespenster geben, da uns unser Lebtage so manche Erscheinung derselben von so glaubwürdigen Zeugen erzählt worden ist. Würde es denn meine Großmutter erzählen, wenn es nicht wahr wäre? Hat nicht der und der, und diese oder jene da oder dorten mit leiblichen Augen ein Gespenst gesehen oder gehört?„ Dieses ist alles ganz gut, und ich will glauben, daß mancher hier und da etwas gesehen hat, ob es aber die Seele eines Verstorbenen war, das ist eine andere Frage. Wie es kömmt, daß viele bey Nacht, an einem dunkeln Orte, in einem alten Gebäude oder wo es ist, etwas zu sehen oder zu hören glauben, das will ich euch erklären.

Erstlich,

Erſtlich, da ihr zum Voraus überzeugt ſeyd, daß es Geſpenſter giebt, ſo dürft ihr nur an einen ſolchen Ort kommen, wo es eurer Meynung nach nicht geheuer iſt, und den Augenblick werdet ihr ein Geſpenſt wirklich ſehen oder hören. Denn ihr geht mit den Gedanken an das Geſpenſt an den Ort hin, ihr bildet euch ein, daß ihr etwas ſehen oder hören müſſet, und, indem ihrs euch einbildet, überfällt euch die Furcht. Seyd aber einmal furchtſam, dann werdet ihr alles ſehen oder hören, was ihr wollt. Im Schrecken ſtellen ſich euch die fürchterlichſten Geſtalten dar, und ein Menſch, der kein Herz hat, zittert öfters vor ſeinem eigenen Schatten. Verſucht es einmal, geht an einen Ort, wo es ſpuken ſoll, mit unverzagtem Muth, waffnet euch mit Standhaftigkeit gegen alle Schrecken, und ihr werdet gewis etwas weder ſehen noch hören, oder, wenn ihr ja etwas ſehet oder hört, ſo habt nur das Herz näher hinzu zu gehen, ſo werdet ihr finden, daß es nur ein leerer Schrecken war. Nichts, als blos eure Furchtſamkeit, zeugt Geſpenſter, und eine Katze oder Ratte kann eure Sinnen ſo ſehr verwirren, daß ihr in der Angſt nicht wiſſet, wohin ihr euch retten ſollt. Wie viele Beyſpiele könnte ich euch nicht erzählen, daß ſo ſehr gefürchtete Geſpenſter im Ende blos als ein Betrug der Sinnen ſind erfunden worden, wenn hier der Ort und die Zeit dazu wäre!

Die zweyte Urſache, warum mancher Geſpenſter zu ſehen glaubt, iſt das böſe Gewiſſen ſo

vieler Menschen. Der eine hat einen heimlichen Mord begangen. Sein Gewissen quält ihn. Wo er geht oder steht, stellt es ihm die Gestalt des Ermordeten vor, die ihn verfolgt und ihm Rache droht. Tag und Nacht hat ein solcher Böswicht keine Ruhe. Blasse Schatten, mit Blut bespritzte Leichname schweben um ihn herum. Ist es also ein Wunder, wenn er glaubt, der Todte sey ihm erschienen. Ein anderer hat seinen Nächsten betrogen. Der Betrogene ist gestorben. Dem Betrüger sagt es sein Gewissen, daß er seinem verstorbenen Nachbar Unrecht gethan hat, und läßt ihn nicht ruhen. Er glaubt also, den Todten vor sich zu sehen, zu hören, wie er ihm die bittersten Vorwürfe macht. Mit Einem Worte, das böse Gewissen weckt gleichsam die Verstorbenen aus dem Grabe auf, und führt sie vor die Augen der noch Lebenden. Und dann bey Nacht kann man ohnehin leichter erschreckt werden. Sehr also, so gehts es zu, daß Leute, die ein böses Gewissen haben, bey der Nacht Gespenster zu sehen und zu hören, glauben!

Drittens läßt auch sehr oft die Bosheit der Menschen Gespenster erscheinen. Dieses geschah besonders zu jenen Zeiten, von denen sich so viele Gespensterhistorien herschreiben, nemlich, als noch unsere Voreltern der Lehre der päbstlichen Kirche anhiengen. Dazumal wurden für die Seelen unserer verstorbenen Vorfahren Messen gelesen. Je mehr Messen die Hinterlassenen für die Seelen ihres abgeschiedenen Freundes oder

Den

Verwandten bezahlten, desto seliger priesen ihn die Pfaffen. Hatte man aber nicht viele Seelmessen bestellt, so sprengten sie aus, der Verstorbene wäre verdammt, er habe keine Ruhe im Grabe, er erschiene seinen Verwandten, und quäle sie. Ja sie verkleideten sich wohl selbst in die Gestalt des Verstorbenen und setzten das Haus in Schrecken. Und diese Erscheinungen währeten gemeiniglich so lange, bis der Geiz der Geistlichen befriediget war. So kann ferner ein Dieb ein Haus für unsicher ausschreyen, damit niemand bey Nacht sich zur Thüre heraus wagt, und er desto sicherer stehlen kann. Oder einer, der zu dem Haus eines Verstorbenen Lust hat, sprengt aus, der Todte gienge darinnen um, so wird alsdann jedermann das Haus mit Schrecken ansehen, und der Betrüger kan es desto wohlfeiler kaufen. Und wer will alle Betrügereyen erzählen, die man mit Gespenstern spielt, und wer will alle die gottlosen Absichten errathen, welche die Menschen bey solchen falschen und erdichteten Erscheinungen haben? Aber hier sehet ihr, wie man eurer Leichtgläubigkeit spottet und wie öfters eure Furchtsamkeit und euer Aberglauben schuld ist, daß ihr hintergangen werdet und Schaden leidet. Verbannet daher alle eure Furcht vor den Todten aus eurem Herzen. Ach! Glaubt es mir, meine lieben Brüder! Von den Todten haben wir nichts zu befürchten, wenn nur die Lebende uns weniger verfolgten! Vor diesen nehmt euch in Acht, diese stöhren unsere Ruhe, die Todten nicht!

O ihr Menschen! Wie könntet ihr so ruhig leben, wenn ihr nicht selbst euch so vielen Unruhen aussetztet! Wenn euch auch andere nicht quälen, so ängstigt ihr euch selbst. Ohne Furcht könntet ihr zu allen Zeiten, an alle Orte hingehen. Aber ihr habt euch einmal eingebildet, daß die Schatten der Todten noch auf der Erde herumwandeln, und daher zittert ihr bey jedem Schritte. Menschen vermögen nichts über ihre menschlichen Kräfte, und, ohne Gottes Willen, kann euch der ärgste Böswicht nicht das geringste Leid anthun; aber ihr seyd einmal überzeugt, daß es Menschen giebt, die übermenschliche Dinge ausrichten können, und daher eure Furcht vor Hexen und Hexenmeistern! Wenn euer Verstand vernünftigen Vorstellungen Gehör gäbe, so würdet ihr die ausserordentliche Erscheinungen am Himmel mit Lust betrachten, und die Gröſſe des Schöpfers bewundern. Aber es herrscht einmal die Meynung unter euch, daß ein Nordlicht und ein Komet Strafen des Himmels, als Pest, Hungersnoth, Krieg u. s. w. verkündigen. Daher könnt ihr eine solche Erscheinung an dem Firmament nicht ohne Entsetzen betrachten.

Doch von diesem und andern Aberglauben will ich heute weiter nichts sagen. Ich wollte zufrieden seyn, wenn ich nur indessen diejenige abergläubische Handlungen und Meynungen, von denen ich redete, unter euch ausgerottet, oder wenigstens, wenn ichs nur so weit gebracht hätte, daß ihr dem, was ich vorgetragen habe, nachdächtet,

dächtet, und nur anfienget, an euren Erzählungen von Hexen und Gespenstern, vom Schätzegraben und andern dergleichen Dingen zu zweifeln! Denn so bald ihr nur zweifeltet, und sie nicht mehr, wie ein Evangelium, glaubtet, so würdet ihr die Sache genauer untersuchen, euren Geistern und Hexen auf der Spur nachgehen und am Ende finden, daß alles Täuschung, alles Blendwerk, alles lauter Betrug ist.

Zum Beschluß will ich euch noch folgende Ermahnungen geben, die ihr fleißig bedenken und widerholen müßt!

Haltet dieses für euren grösten Schatz, für den grösten aller Reichthümer, wenn ihr der Liebe Gottes versichert seyn dürfet. Denn wenn Gott euch liebt, so wird er euch segnen, und der Segen Gottes, ohne welchen alle eure Arbeit, alle eure Sorgen und euer Wachen vergeblich sind, ist ein dauerhafteres Guth, als alles Gold der ganzen Welt.

Aengstiget euch nicht wegen der Zukunft. Euer Schicksal hat Gott in seine Hand geschrieben, und es ist strafbarer Vorwitz, es erforschen zu wollen. Was euer Glück ist, wird er euch ohnehin geben, und wenn euch Unglück bevorsteht, so könnt ihrs dadurch nicht abwenden, daß ihr es voraus wißt. Setzt nur all euer Vertrauen wegen der Zukunft auf Gott. Er wird es mit euch aufs Beste machen.

Wenn euch jemand Schaden zugefügt hat, so suchet den Thäter nicht durch unerlaubte Mittel zu erforschen. Ueberlaßt alles Gott und der Zeit. Auf die wunderbarste Art kömmt oft etwas an den Tag, das im verbergensten Winkel geschehen ist. Vor den Menschen wird zwar manches Verbrechen nicht gestraft, weil es ihnen unbekannt geblieben ist. Aber Gott bleibt es desto weniger unbekannt, und er straft es gewiß.

Heget von niemand den Verdacht, daß er ein Diener des Teufels sey. Es ist allezeit besser, wenn ihr die Menschen für zu gut, als für zu gottlos haltet. Wenn euch ein alter Mann oder eine alte Frau eure jugendliche Thorheiten und Ausschweifungen verweißt, so glaubt, daß sie es aufs beste mit euch meynen. Ueberhaupt aber ehret das Alter, und macht den Alten ihre letzten Tage nicht noch saurer, als ihnen die Beschwerlichkeiten des Alters sie ohnehin machen. Wie würde es euch gefallen, wenn ihr einmal alt werdet, und die Jüngern begegneten euch so unartig. Habt allezeit diese Lehre vor Augen und im Herzen: **Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht.**

Von den Verstorbenen redet nichts, als das Beste. Euch vor ihnen zu fürchten, habt ihr nicht nöthig. Denn wer todt ist, kömmt nicht wieder. Bewohnet daher eure Häuser in Ruhe. Geht durch die dickste Finsternis ohne Furcht. Gott ist euer Schutz, ihr mögt

bey

bey Tage oder in der Nacht wandeln. Sehe den Gottesacker nicht an, als einen Ort, den man fliehen, und an dem man nur mit Zittern vorbeygehen muß. Beſuchet ihn fleiſſig, als einen Ort, wo ihr lernen könnt, wie flüchtig der Menſchen Leben iſt, und wie vergänglich alle Güther dieſer Welt ſind!

Ich will Gott bitten — und bittet ihr ſelbſt mit mir — daß meine Ermahnungen auf kein unfruchtbar Land gefallen ſeyn mögen. Ach! Wenn ich durch meine heutige Rede nur eines oder das andere Stück des Aberglaubens aus dieſer meiner geliebten Gemeinde verbannet hätte, wie vergnügt wollte ich ſeyn, und wie ſehr Gott danken!

Vierte Predigt.

Von der Zufriedenheit.

Wenn ihr darauf merkt, meine lieben Zuhörer, wohin alle Bemühungen der Menschen zielen, so werdet ihr finden, daß alle nur darauf arbeiten, sich glücklich zu machen. Diesen Trieb hat die Natur uns eingepflanzt, und sie versüßt uns alle Mühe, alle Arbeit, die wir deswegen auf uns laden, durch die Hofnung, unsern Zweck am Ende, bald später, bald früher erreicht zu sehen. Vielen gelingt es. Nach einer Bemühung, die sie sich nicht verdriessen ließen, nach Jahrelangem Hun- und Herrennen erhalten sie endlich, was sie wollen, und wähnen nun auf dem höchsten Gipfel der menschlichen Glückseligkeit zu stehen. Noch mehrere aber haben alle ihre Mühe und Arbeit vergeblich angewandt, und sehen sich zuletzt in allen ihren Hoffnungen getäuscht. Beyde sind unglücklich, jene, weil sie alle ihre Glückseligkeit in Geld und Guth, in die Ehre oder sonsten etwas irdisches setzen. Denn nach einiger Zeit hören sie auf, sich ihres eingebildeten Glückes zu freuen, ja, sie werden es allmählig überdrüßig. Diese sind unglücklich, weil sie alle ihre Mühe verlohren

ren ſehen, und weil es ſie kränkt, daß ſie allein ihren Zweck nicht erreichen konnten, indeſſen das Glück andere mit ſeinen Güthern und Schätzen überhäuft hat. Jeden Reichen, jeden geehrten Mann ſehen ſie mit ſcheelen Augen an, murren gegen den Urheber ihres Lebens, und fluchen in der Verzweiflung ihrem Schicksal. Jene fühlen, daß ihnen bey alle ihrem Glück noch etwas fehlt, und dieſe glauben, daß man ohne Geld und groſſes Anſehen nicht glücklich ſeyn kann.

Und warum ſind beyde unglücklich? Deswegen, weil ſie ihre Glückſeligkeit in ſolchen Dingen ſuchen, die uns keine wahre Glückſeligkeit verſchaffen können. Welch eine Qual muß mir die Armuth ſeyn, wenn ich glaube, daß mich nur der Reichthum glücklich machen kann? Wie ſehr muß es mich; wenn ich nach einem groſſen Anſehen ſtrebe, verdrieſſen, andere geehrter zu ſehen, als ich bin? Und wiederum, was nützt mich das Geld, wenn der Durſt nach immer gröſſerm Reichthum mir alle Ruhe raubt? Was für Vergnügen macht mir die Ehre, wenn mein Ehrgeiz noch einige erblickt, die über mich erhaben ſind?

Ihr ſehet alſo, Geld und Ehre, mit Einem Wort, die Güther dieſer Welt machen nicht wahrhaftig glücklich, wenn wir nicht zugleich ein zufriedenes Herz haben. Dieſes iſt die wahre Glückſeligkeit des Menſchen, und dieſes können wir nirgends anders finden, als in uns ſelbſt. Ich will euch heute

Von der Zufriedenheit, als dem höchſten Glück des Lebens

unterhalten, und euch zeigen

1. wie unglücklich die Unzufriedenen ſind,
2. wie glücklich hingegen die Zufriedenen, und
3. wie man dieſes Glück der Zufriedenheit erlangen kann.

Leute, die beym Beſitz der Güther dieſes Lebens keine innere Ruhe haben, oder die beym Mangel derſelben unglücklich zu ſeyn ſich einbilden, dieſe nenne ich unzufrieden, und ſage, daß ſie wirklich die unglücklichſten Menſchen ſind. Wir wollen erſt ſehen, wie der in euren Augen ſo glückliche Menſch dennoch unglücklich iſt. Euch zwar kömmt es ſonderbar vor, daß ein Mann, der alles hat, was ihr euch wünſchet, nicht glücklich ſeyn ſoll. Allein ihr wißt freylich noch nicht, daß der Beſitz aller irdiſchen Güther keine wahre Glückſeligkeit iſt, wenn man dabey ein unzufriedenes Herz hat. Und dieſes haben ſie größtentheils, jene reiche und angeſehene Leute, die ihr für ſo glücklich haltet. — Der Unzufriedene dankt Gott nicht für die Wohlthaten, die er ihm erwieſen hat, und daher genießt er ihrer auch nicht. Wenn er ſchon Reichthum beſitzt, ſo wünſcht er ſich immer noch mehr, ſinnt Tag und Nacht auf Mittel, ſeine Schätze zu vergröſſern, und hat keine Ruhe. Er wird ſeines Lebens nicht froh, weil er glaubt, daß ihm

ſtets

stets zu seiner Glückseligkeit noch etwas fehlt. Wenn Gott die Wünsche des unzufriedenen Ehrgeizigen erfüllt hat, so wird er aufs neue den Himmel um noch größere Ehre bitten. So bald er Eine Stufe erreicht hat, sieht er eine höhere vor sich, und will auch diese besteigen. Daher freuet er sich des Ansehens, das er gegenwärtig besitzt, nicht. Schenkt Gott dem unzufriedenen Menschen Freunde, die ihm Gutes thun können, und auch wirklich thun, so ist ihm das noch nicht Glücks genug. „Ja, denkt er, noch mächtigere, noch reichere Freunde wären die nützlicher, und könnten die mehr zur Erreichung deiner Absichten beisen.„ Indem er nun neue Freunde sucht, vergißt er darüber die alten, und hat am Ende gar keine mehr. Die neuen Freunde, die er gesucht hat, hat er nicht erhalten, oder sie meinen es nicht so redlich mit ihm, und die alten wollen weiter nichts von ihm wissen, weil er sie verachtet hat. Die beste Ehefrau macht den Unzufriedenen nicht glücklich, weil ihm dasjenige, was er besitzt, immer das schlechteste zu seyn scheint, und das, was andere besitzen, in seinen Augen immer einen größern Werth hat. Gebet alle, so mag Gott dem Unzufriedenen mitgetheilt haben, was er will, alles erweckt ihm kein Vergnügen, es ist ihm alles noch nicht genug. Weil ihm allezeit noch etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist ihm sein Leben selbst zur Last, und er ist eine der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn er gleich noch so viele Ehre besitzt, oder noch so viel Geld hat.

Und

Und wie unglücklich ist vollends der Arme, der gemeine Mann, wenn er mit seinem Schicksale unzufrieden ist? Er kann keinen Schritt aus seiner Hütte thun, daß nicht seine Unzufriedenheit sich vermehren sollte. Er mag seine Augen hinwenden, wo er will, so sieht er Menschen, deren Zustand er für beneidenswerth hält, so sieht er Dinge in fremden Händen, deren Besitz er sich so sehnlich wünscht. Wenn er hört, daß sein Nachbar sein so genanntes Glück gemacht hat, so ist es ihm ein Dolch in sein Herz. Der Geruch, der von den Schüssen der Reichen aufsteigt, ist für ihn Gift. Er ist sich selbst die gröste Qual, und diese schöne Welt, in der Gott alles aufs herrlichste verordnet, in der er uns so viele Augenweide, so viel Lust für unsere andere Sinnen bereitet hat, und die dem Rechtschaffenen ein Paradies ist, diese schöne Welt ist für den Unzufriedenen eine Hölle.

Aber öfters macht die Unzufriedenheit den Menschen nicht nur mürrisch, sondern sogar zum Böswicht. Er sieht z. E. das Geld eines andern mit scheelen Augen an, er wünscht, es selbst zu besitzen, und kann zuletzt der Begierde nicht länger widerstehn, es gar zu stehlen. Es ist alsdann seine Unzufriedenheit schuld daran, daß er dem Henker überliefert und vom Leben zum schmählichen Tode gebracht wird! Oder nimmt ers auch nicht mit Gewalt, so sucht er seinen Nächsten wenigstens um einen Theil des Geldes auf diese oder jene Art zu betrügen. Ueberhaupt einem andern das, was ihm

Gott

Gott geſchenkt, zu misgönnen, ihn darum zu beneiden, ſich den Beſitz dieſer Güther nur zu wünſchen, heißt das nicht wieder Gott murren, daß er ſeine Gaben dem Nächſten und nicht ihm mitgetheilt hat? Und iſt das nicht Sünde? Weit gröſſere Sünde iſt es daher, wenn dieſe Begierde gar zum Ausbruch kömmt, eine Sünde, die ſowohl hier von der Obrigkeit, als auch nach dieſem Leben beſtraft wird! Der Unzufriedene peinigt alſo durch ſeine Leidenſchaft nicht nur ſich ſelbſt, ſondern ſie treibt ihn auch andern zu ſchaden, und reizt ihn zum Laſter.

Siehe, liebſter Zuhörer, welch ein Unglück es iſt, ein unzufriedenes Herz zu haben! Am unzufriedenſten ſind zwar vielleicht diejenige, die in den Städten, und beſonders am Hofe, leben. Aber auch der Landmann iſt nicht frey von dieſer qualvollen Leidenſchaft. Wie mancher iſt unzufrieden, daß er nicht den Acker, die Wieſe, den Weinberg des andern hat? Wie mancher, daß er nicht das Haus beſitzt, in welchem der andere wohnt? Und du? — Warum biſt du dem Schulzen gram? Nicht wahr, weil du nicht Schulze biſt, und du würdeſt dich wohl keine Mühe verdrieſſen laſſen, würdeſt wohl gar ein Laſter deswegen begehen, wenn du ihn aus ſeinem Amte vertreiben und an ſeiner Statt Schulze werden könnteſt? Nimm dich in Acht, Unzufriedener! Hüte dich, daß du nicht das Verbrechen wirklich begehſt, wozu deine Unzufriedenheit dich antreibt. Höre auf, alles

was

was nicht dein iſt, mit ſcheelen Augen anſehen!

Aber, leider! iſt die Unzufriedenheit in euren Herzen gar zu tief eingegraben. Ihr habt den Grund dazu ſchon in eurer Kindheit gelegt, und mit den Jahren hat ſie zugenommen. Damals, ihr Unzufriedenen, da ihr, als Kinder, eines das andere wegen ſeines beſſern Spielzeuges, wegen ſeines neuen Kleidchens beneidetet, von der Zeit an hat ſich die Unzufriedenheit in euren Herzen eingeniſtet. Ihr ſeyd gröſſer geworden, ihr habt mehrere Dinge geſehen, deren Beſitz ihr für ein Glück hieltet, eure Wünſche ſind nun weiter gegangen, und mit euren Wünſchen hat ſich eure Unzufriedenheit ausgebreitet. Als Kinder wünſchtet ihr euch den ſchönern Rock eures Spielgeſellen. Ihr, als Männer ſeyd ihr unzufrieden, daß ihr nicht ſein Haus und ſeinen Hof habt. Anfangs hegt man nur den Wünſchen nach. Aber die Begierde wird nach und nach ſo ſtark, daß ſie zur Thätlichkeiten gegen den Nächſten ſich endiget.

Sollte es denn nicht möglich ſeyn, daß ihr mit eurem Schickſal und mit dem, was ihr habt, zufrieden ſeyn lerntet? Sollte euch nicht die groſſe Glückſeligkeit eines zufriedenen Herzens, von welcher ich nun im zweyten Theile reden werde, aufs ſtärkſte reizen?

Erſtlich, ein Zufriedener, er mag reich oder arm, angeſehen oder von geringerem Stande ſeyn, wird

wird von jedermann geliebt. Warum? Jedermann weiß, daß er einem jeden seine Glückseligkeit gönnt, darum gönnt ihm wieder jedermann das Beste. Der Zufriedene wünscht niemanden etwas Boses, darum warnt man auch ihn wieder vor Schaden. Der Zufriedene sucht seines Nächsten Nutzen zu befördern, wo er nur kann und weiß, darum ist wieder ein jeder geflissen, ihm zu dienen. Ist ihm ein Glück widerfahren, so freut sich jedermann mit ihm. Stößt ihm eine Noth an, so springt das ganze Dorf herbey, ihn zu retten. Er ist jedermanns Freund, und jedermann ist sein Freund. Daher genießt er

Zweytens eine immer gleiche Ruhe und Heiterkeit des Herzens. Er ist sich bewußt, daß er niemand um seiner zeitlichen Vortheile willen beneidet, deswegen kann er jedermann freundlich ansehen. Er hat niemand betrogen, oder etwas entwendet, weil er mit dem Seinigen, es mag so viel oder so wenig seyn, als es will, zufrieden ist. Daher sieht man in seinen lächelnden Mienen immer die Zeichen eines guten Gewissens. Siehet er einen Reichern, einen Angesehenern, so denkt er nicht: „ach wenn du nur auch so reich oder so „geehrt wärest!„ sondern, „vielleicht ist er nicht so „glücklich, wie du, vielleicht hat er kein so zufrie„denes Herz, als du.„ Hat ihm Gott Reichthum gegeben, so ist ihm nicht bange, wie er seine Schätze vor den Dieben sorgfältig genug bewahren soll. Die Angst, er möchte sie verlieren, raubt ihm keine Stunde von seinem ruhigen Schlaf

se.

se, indessen der Geizhals aufs ängstlichste bey seinem Golde wacht und alle Augenblicke vor Räubern zittert. Gefällt es Gott, sie ihm wieder zu nehmen, so weiß er, daß er die weisesten Absichten dabey gehabt hat, und spricht mit dem zufriedenen Hiob: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen. Der Nahme des Herrn sey gelobet!„ Hat ihn aber Gott in Armuth gelassen, so fühlt er, daß das zufriedene Herz, das er ihm gab, ein grösseres Geschenk ist, als alle Schätze der Welt. Dieses bewahrt ihn vor habsüchtigen Gedanken, und noch weit mehr vor ungerechten und gottlosen Unternehmungen gegen die Glücksgüter seines Nächsten. Er kann die Reichthümer entbehren, weil er überzeugt ist, daß sie öfters unglücklich, als glücklich machen. Haben andere mächtigere Freunde, als er, so ist er selbst darüber vergnügt, wenn sie Ursache haben, sich ihrer Freunde zu freuen, und beneidet sie nicht darum, noch weniger sucht er, sie ihnen abspenstig zu machen. Er hat nicht nöthig, sich auf die Freundschaft der Menschen zu verlassen, die oft ein Rohr sind, das demjenigen, der sich darauf lehnt, durch die Hand gehet, weil er den besten, den getreuesten und den mächtigsten Freund an Gott hat. Denn sein zufriedenes Herz macht

Drittens, daß er frömmer ist, als der Unzufriedene. Indessen dieser täglich, ja stündlich ihn durch sein Murren beleidiget, dankt ihm der Zufriedene für Glück und Unglück. Sein Herz hängt nicht an dem Irdischen. Daher strebt es

desto

deſto eifriger nach den ewigen Gütern. Seine Gedanken ſind nicht auf zeitlichen Vortheil oder auf zeitliche Ehre gerichtet, daher beſchäftigen ſie ſich deſto mehr mit dem Heile ſeiner Seele. Er ſorgt nicht ängſtlich, „werde ich genug zu eſſen haben, genug zu trinken haben, womit werde ich mich kleiden„ daher kann er deſto mehr Zeit der Betrachtung der göttlichen Fürſehung widmen. Theilt ihm der Reiche eine Gabe mit, ſo dankt er Gott, der ſie ihm durch ſeinen reicheren Mitbruder gegeben hat. Iſt er ſelbſt reich, ſo erkennt er die Abſicht, warum ihm Gott Reichthum geſchenkt hat, nemlich, damit er davon ſeinem dürftigen Nächſten etwas zufließen laſſe, und ſo ſammelt er ſich durch ſeine Wohlthätigkeit Schätze in dem Himmel!

Sagt mir nun, meine Freunde, giebt es ein gröſſeres Glück, als eine ſolche Beſchaffenheit des Herzens, die uns die Liebe aller unſerer Mitbürger erwirbt, die uns in fröhlichen und traurigen Tagen eine ſolche Ruhe giebt, die uns endlich unſere Reiſe nach der Ewigkeit ſo ſehr erleichtert? Wollt ihr dieſe ſo ſchätzbare Glückſeligkeit genieſſen, ſeyd ihr entſchloſſen, alle Unzufriedenheit aus eurem Herzen zu verbannen — und warum ſolltet ihr euch nicht entſchlieſſen, lieber glücklich zu ſeyn, als euch ſelbſt zu quälen? — ſo höret nur aufmerkſam zu, wenn ich euch nun im dritten Theile meiner Rede zeigen werde, wie man das Glück eines zufriednen Herzens erlangen kann?

„Aber, möchte einer sagen, ich kann nun nicht anders. Ich muß scheel dazu sehen, wenn mein Nachbar mehr Geld hat, oder wenn er mehr Korn eingethan hat, als ich. Was kann ich dafür, daß ich mit diesem unzufriedenen Herzen gebohren bin?„

Du, der du so sprichst, oder denkst in deinem Herzen, glaubst du denn nicht, daß dich Gott mit solchen Fähigkeiten hat lassen gebohren werden, die dich glücklich machen können? Dein Herz hatte die Anlage zur Zufriedenheit so gut, als ein anderes. Es ist ganz gewiß, daß uns Gott mit allem ausgerüstet hat, was wir zur Glückseligkeit auf dieser Welt nöthig haben. Daß er nun die Glückseligkeit des Menschen nicht in Geld oder Ehre gesetzt hat, kannst du schon daraus ersehen, weil es nicht in unserer Macht stehe, ob wir reich seyn wollen, oder nicht, ob wir geehrt seyn wollen, oder nicht? Aber hingegen unser Herz hat er uns in die Gewalt gegeben, dieses können wir lenken, wie wir wollen, und mithin ist unser Herz allein die Quelle unserer wahren Glückseligkeit. Hat nun von dem benigen, vielleicht schon in deiner Kindheit, die Unzufriedenheit Besitz genommen, so ist es deine Schuld, oder die Schuld derjenigen, die den ersten Keim der Zufriedenheit in deinem kleinen Herzen nicht erstickten. Je länger du diese Leidenschaft genähret hast, desto schwerer ist es freilich, sie auszurotten. Allein, so bald du überzeugt bist, daß sie dich an deiner Glückseligkeit auf dieser, und

wohl

wohl gar auch in jener Welt hindert, ſo wirſt du ſie mit allem Ernſte zu bekämpfen ſuchen.

Mit dem glücklichſten Erfolge wirſt du ſie bekämpfen, wenn du vor allen Dingen ein feſtes Vertrauen auf Gott ſetzen lernſt. Wenn ein Sohn gewiß weis, daß ſein Vater ihn liebt, wie wird er ſich gegen ihn verhalten? Wenn ihm der Vater etwas giebt, wird er etwa ein verdrießliches Geſicht machen, daß es nicht mehr iſt? oder wird er glauben, daß der Vater ihm dieſes Geſchenk machen mußte? wird er den Augenblick darauf wieder kommen, und um ein neues Geſchenk bitten? Was würde der Vater zu dem ungeſtümen und unverſchämten Bitten des Sohns ſagen? Nicht wahr? „Sohn! ich dachte, du würdeſt mit dem Geſchenke, das ich dir erſt kürzlich gegeben habe, zufrieden ſeyn, und nicht ſo bald wieder mich überlaufen. Weil ich aber nun ſehe, daß du nicht damit zufrieden biſt, ſo will ich, daß du mirs wieder zurücke giebſt.„ Der gehorſame Sohn weis alſo, daß er nur dadurch ſich neue Wohlthaten von ſeinem Vater zuziehen kann, wenn er mit den erſten zufrieden iſt. Mithin nimmt er die kleinſte Gabe mit dem innigſten Danke an, und ſagt ſeinem Vater, daß er auch dieſe nicht verdient habe. Der Vater freuet ſich darüber, daß ſein Sohn ein ſo zufriedenes Herz verräth, und giebt ihm bald wieder Gelegenheit es zu zeigen. Selbſt alsdann, wenn der Vater für gut findet, dem Sohne eine Bitte abzuſchlagen, wird der Sohn keine Unzufrieden-

heit bezeugen, und überzeugt seyn, daß er sie ihm nicht aus Mangel der Liebe, sondern aus weisen Absichten abgeschlagen hat. So, wie ein gehorsamer Sohn gegen seinen Vater, müssen sich die Menschen gegen Gott verhalten. Wie unendlich groß ist die Liebe Gottes gegen seine Menschen! welche überzeugende Proben davon giebt er ihnen täglich, ja stündlich! Mithin können sie versichert seyn, daß seine Führung die Führung eines gutgesinnten Vaters ist. Ihr bittet ihn z. E. um Reichthum. Entweder giebt er euch nicht so viel, als ihr wünschet, weil er voraussieht, daß euch der Ueberfluß in eurer Frömmigkeit träge machen, und euch von dem Wege zur Seligkeit abführen wird: oder er gewährt eure Bitte gar nicht, weil er weis, daß ihr die Güter, die er euch schenkte, nur misbrauchen würdet. Wenn ihr nun seit überzeugt seyd, daß er es in beyden Fällen gut mit euch gemeynt hat, so werdet ihr gegen ihn nicht murren, sondern vielmehr euren Willen in den Willen Gottes übergeben, d. i. ihr werdet zufrieden seyn. Sehet, so ist das Vertrauen auf Gott die erste und vorzüglichste Quelle der Zufriedenheit. Dem Frommen mag begegnen, was da will, er schläft unter den Stürmen in den väterlichen Armen Gottes so ruhig, wie ein Kind an der Brust seiner Mutter. Wenn andere die Wege der Fürsehung tadeln, und bald dieses, bald jenes an der Regierung der Welt zu bessern finden, so lächelt der tugendhafte Zufriedene über die kurzsichtige Urtheile seines Nachbars, ergiebt sich ganz der Leitung seines göttlichen Vaters, und

sieht

ſieht ſeinen Feinden, den Widerwärtigkeiten, die ihm drohen, ja ſelbſt dem herannahenden Tode mit Heiterkeit entgegen.

Zweitens wird der Menſch zufrieden ſeyn, wenn er den wahren Werth der Dinge dieſer Welt kennen gelernt hat. Was ſind denn alle irdiſche Güter? Was iſt Reichthum? was iſt Hoheit? was iſt Pracht? Verlohnt es ſich der Mühe, dieſen flüchtigen und vergänglichen Dingen ſeine ganze Ruhe, ſein gutes Gewiſſen, ſeine Heiterkeit der Seele aufzuopfern? Was ihr Jahre lang zuſammengeſcharrt habt, kann euch ein Dieb in einer einzigen Nacht ſtehlen. Nutzt es euch etwas zur Tugend, wenn ihr reich ſeyd? Seyd ihr alsdann beſſere Väter, beſſere Mütter, beſſere Ehemänner? Oder hindert euch die Armuth an der Ausübung tugendhafter Handlungen? Wenn der Reiche ein Böſewicht iſt, kann er ſich mit ſeinem Gelde ein gutes Gewiſſen kaufen? Wenn hingegen der Arme fromm iſt, hat er Geld nöthig, um ſein Gewiſſen zu befriedigen? Was haben alſo die Güter dieſer Welt für einen Werth? Keinen wahren Werth haben ſie, weil ſie uns keine wahre, keine bleibende, keine ewige Vortheile verſchaffen können. Bedenket dieſes fleißig! je mehr ihr es bedenkt, und je mehr ihr euch von der Nichtigkeit und dem geringen Werthe der irdiſchen Güter überzeugt, deſto zufriedener werdet ihr ſeyn können. Ein zufriedenes Herz überwiegt alle Schätze der Welt. Wie mancher große Mann würde al-

les dahin geben, was er hat, wenn er sich ein zufriedenes Herz damit erkaufen könnte. Wie mancher am Hofe beneidet einen Bettler, der voll Zufriedenheit seine Straße dahin geht, und seinem Schöpfer ein Loblied anstimmt!

Drittens wird auch derjenige zufrieden seyn, der sich öfters der Kürze dieses Lebens erinnert. Denn wenn er daran denkt, daß er bald seine Schätze verlassen, bald zum Staube werden muß, so wird er, statt mit Mühe und Arbeit vieles zusammen zu häufen, mit dem, was er zur Nothdurft dieses Lebens hat, zufrieden seyn. „Warum, spricht der Zufriedene, soll ich mir vieles sammeln? Wann ich auch noch so vieles besitze, so kann ich doch des Tages nicht mehr essen und nicht mehr trinken, als ich jetzo esse und trinke. Oder für wen soll ich sammeln? Für Erben, die, wenn sie mein Gut einmal in Händen haben, nicht mehr daran denken, daß sie es mir zu danken haben? Für meine Kinder? Vieles Geld möchte sie von dem Fleiße abziehen und auf die Seite des Lasters neigen. Ich denke ihnen ein besseres Erbgut zu hinterlassen, wenn ich sie lehre, so zufrieden zu seyn, als es ihr Vater war. Es bleibt dabey, nackend bin ich in diese Welt gekommen, nackend werde ich wieder dahin gehen, und bis ich dahin gehe, will ich mein zufriedenes Herz, das mir so viele vergnügte Stunden gemacht, so viele traurige Tage versüßt hat, als den größten Schatz, bewahren.„

Möchte

Möchte dieſes die Geſinnung eines jeden Mitglieds dieſer meiner lieben Gemeinde ſeyn! möchte jeder unter euch vergängliche Güter verachten, und dagegen die unvergänglichen deſto höher ſchätzen lernen! möchte endlich jedes unter euch ſich mit dieſem Gedanken beruhigen: es mag mir gehen, wie es will, ich mag haben, was ich will, ſo vertraue ich meinem Gott, er wird es wohl machen. Vor dieſem Gedanken wird alle eure Unzufriedenheit, wie der Nebel vor der Sonne, fliehen, und es wird ſtets, auch bey den gröſten Stürmen in eurem Herzen ſo heiter ſeyn, als die Luft am ſchönſten Sommertage. Ihr könnt ſo zufrieden ſeyn, wenn ihr nur wollet. Weit weniger Zufälle können eure Zufriedenheit ſtören, als die Zufriedenheit derjenigen, die in Städten, oder gar am Hofe leben. Da machen die Menſchen einander nichts, als Verdruß, da ſucht einer des andern Glück zu umgraben, da verfolgt der Ehrgeitzige den Unſchuldigen, und der Neidiſche den, der nach ſeinem Wahne glücklicher iſt. Aber ihr, die ihr auf dem Lande lebt, und von den Unruhen der Welt entfernt ſeyd, wie glücklich könntet ihr leben, wenn ihr nur mit eurem Zuſtande zufrieden leben wolltet!

Darum, ihr Reichen! geizet nicht nach gröſſerm Reichthume. Genießet, was ihr habt, und lobt Gott und danket ihm bey dem Genuſſe der Güter, die er euch geſchenket hat. Dann werden euch eure Mitbürger lieben, ihr werdet ſicher im Lande wohnen, und das ruhigſte, das zu-

friedenste Herz haben, weil ihr euch keine Vorwürfe zu machen habt, daß ihr unrechtes Gut besitzet.

Ihr Armen! die ihr es nicht durch eure Schuld seyd, freuet euch, denn das Himmelreich ist euer. Gott hat euch bey eurem Aufenthalte auf dieser Welt keine irdischen Güter gegeben, dafür hebt er für euch die kostbarsten, ewig dauernden Schätze auf. Wenn ihr daran denkt, so werdet ihr ohne Verdruß andere im Ueberflusse ſchen sehen.

Die ihr immer höher angesehen seyn wollt, als andere, wie seyd ihr zu bedauren, daß ihr um des Bischens Ehre willen euch so viele Mühe gebt, und den Augenblick die ganze Ruhe eures Herzens verliehret, wenn euch jemand, nach eurer Meynung, nicht ehrerbietig genug begegnet. Verlaßt den eiteln Ehrgeiz. Suchet vielmehr eure Ehre darinnen, daß ihr frömmer, gerechter und zufriedener zu seyn euch bemühet, als andere sind. Ich will euch eine kurze Geschichte erzählen, die euch lehren wird, daß die Zufriedenheit ein weit schätzbarers Gut ist, als alle weltliche Ehre. Einst hatte ein armer Kohlenbrenner einem mächtigen und reichen Fürsten einen sehr großen Dienst gethan. Der Fürst wußte nicht, wie er sich gegen den Kohlenbrenner dankbar genug bezeugen sollte, und glaubte endlich, ihn am besten zu belohnen, wenn er ihn mit an seinen Hof nähme. Der Kohlenbrenner dachte Wunder, was das für ein

Glück

Glück wäre, am Hofe zu leben. Anfangs gefiel es ihm ganz gut, und es schmeichelte ihm ungemein, daß man ihm so viel Ehre erwieß. Aber nach und nach wurde er der Ehre, die man ihm erwies, überdrüßig, und er sehnte sich nach nichts, als wieder nach seiner Hütte. Er ließ auch nicht nach, bis der Fürst ihm erlaubte, in seinen Wald zurücke zu kehren, und da fühlte er erst wieder das Glück der Zufriedenheit und der Ruhe, die er am Hofe verlohren hatte.

Ihr, die ihr mit eurem Stande zufrieden seyd, bleibt bey dieser bescheidenen Gesinnung. Sie bewahret euch vor viel Verdruß und erspart euch manche Unruhe, der sich der Ehrgeitzige ausgesetzt sieht.

Euch, ihr Neidischen! die ihr immer sauer seht, wenn dem andern etwas gelingt, euch erinnere ich nur an dieses einzige, daß ihr durch eure scheele Augen niemand schadet, als euch selbst. Euch läßt der Gedanke an das Glück eures Nachbars nicht schlafen, aber er schläft nur desto ruhiger. Ihr grämt euch über seinen Wohlstand und zehrt darüber ab, aber er genießt nur desto zufriedener, was er hat. Seyd doch euch selbst nicht so gram, gönnet jedem das Seinige, oder vielmehr, gönnet euch selbst die Ruhe, die ihr haben könnt, so bald ihr aufhöret, andere zu beneiden.

Ihr alle, liebsten Brüder, lebt so, daß ihr mit euch selbst zufrieden seyn könnet, und lebt so bey einander, daß jeder mit dem andern zufrieden ist. Freuet euch gemeinschaftlich eures gnädigen

und gütigen Gottes, muntert einander auf, ruhig und zufrieden zu seyn, und zeigt dem, der mit Gott und der Welt unzufrieden ist, durch euer Beyspiel, welch ein großes Glück ein zufriedenes Herz ist, und daß alles, was man sonsten Glück nennt, nichts ist gegen die Ruhe und Heiterkeit der Seele.

Gott, der du die Menschen so gerne glücklich machst, schenke jedem Mitgliede dieser Gemeinde die Zufriedenheit, die uns deine Gaben erst recht schätzbar macht. Schreibe diese Wahrheit, daß alles, was von dir herabkömmt, gut ist, tief in das Herz eines jeden. Wenn du uns züchtigest, wenn die Feinde unsere Häuser zerstören, wenn dein Donner unsere Felder verwüstet, so wollen wir nicht murren, weil wir wissen, daß du, wie ein liebreicher Vater strafst, nemlich, daß du uns dadurch bessern willst. Aber wir wollen auch mit dem, was du uns giebst, als gehorsame Kinder, zufrieden seyn, und nicht mehreres von dir ertrotzen, als uns deine milde Hand zu geben für gut findet. Vertilge die Laster aus unsern Herzen, die so oft unsere Zufriedenheit stören, und gieb, daß uns die Ausübung der Tugend, die allezeit eine heitere und mit deiner Führung zufriedene Seele zur Gefährtin hat, von Tage zu Tage leichter werde! Amen.

Fünfte

Fünfte Predigt.

Von der Gesundheit.

Die Pflichten meines Amtes, liebste Zuhörer, bringen es zwar hauptsächlich mit, daß ich für das Heil eurer Seelen und für eure ewige Wohlfahrt sorge. Allein sie schließen deswegen nicht aus, daß ich nicht auch eure leibliche Glückseligkeit zu befördern suchte. Einer, der im Aeußerlichen glücklich ist, kann auch Gott desto eifriger dienen, indessen ein anderer, den Krankheit oder andere Zufälle unglücklich machen, bereiter ist, gegen Gott zu murren, und sich von seiner allgemeinen Huld ausgeschlossen zu glauben, als seine Vatershand in Zusendung des Unglücks zu erkennen. Wenn ich also euch vor Unglück zu bewahren, und euch alles nur mögliche Glück zu verschaffen suche, so bahne ich mir in eure Herzen einen desto gewisseren Weg, und erfülle auf diese Art eine Pflicht, die mit meinen Hauptpflichten in einer genauen Verbindung steht.

Ueberdieß ist es ja ohnehin die Schuldigkeit eines jeden Menschen, die Glückseligkeit seines Nächsten zu befördern, und ihn vor Schaden zu warnen. Wer dem andern einen guten Rath, den er ihm ertheilen könnte, vorenthält, wer es dem andern nicht sagt, wie er seine gute Absicht am

am besten erreichen kann, wer seinem Bruder die Erfahrungen, die er gemacht hat und durch die er klüger und verständiger geworden ist, nicht mittheilt, der ist ein unnützes, ja ein schädliches Glied der menschlichen Gesellschaft, und verdient nicht unter den Menschen zu leben. Das ist ja einer der Hauptnutzen, den wir von der Gesellschaft haben, daß die Fehler anderer uns klüger und fürsichtiger, und die Einsichten anderer uns weiser machen.

Wenn ich also heute

Von der Gesundheit, von den Mitteln, sie zu bewahren, oder, wenn ihr sie verlohren habt, sie wieder zu erhalten,

zu euch reden werde, so erfülle ich die Pflichten, die ich theils als Seelsorger gegen euch zu beobachten habe, theils die mir die Menschlichkeit auflegt. Ihr habt hier niemand, der euch lehrte, wie ihr eure Gesundheit erhalten könnt, oder wie ihr euch in Krankheiten verhalten sollt. Die Aerzte wohnen in der Stadt. Sie herbeyzurufen, ist oft kostbar, oft nicht nöthig, oft zu spät. Zudem sorgen die Aerzte mehr dafür, wenn sie eine Krankheit, wenn sie schon da ist, abtreiben, als daß sie ihre Ankunft verhindern sollten. Die andern Leute, zu denen ihr gemeiniglich eure Zuflucht nehmt, verdienen euer Zutrauen nicht. Es bleibt also niemand übrig, der euch eure Gesundheit bewahren lehrte, als ich. Und ich finde es um so nöthiger, wie ein leiblicher Arzt, für eure Gesundheit

sundheit zu sorgen, da ihr auf der einen Seite so schlechte Maaßregeln beobachtet, wenn ihr krank seyd, und auf der andern für euch kein grösseres Gut seyn kann, als die Gesundheit, und kein grösseres Uebel, als die Krankheit. Wie manche Haushaltung ist durch die Krankheit des Hausvaters in Abnahme gerathen? Wie oft Mann und Kinder unglücklich geworden, weil die Frau seit Jahr und Tag gesiecht hat? Da eure und der Eurigen ganze Nahrung und euer leiblicher Wohlstand von der Arbeit abhängt, so muß das euer höchster Wunsch und eure eifrigste Bitte zu Gott seyn, daß er euch beständige Gesundheit verleihe. Man muß keinen Schatz sorgfältiger bewahren, als den, der leichter verlohren, als wieder erlangt wird. Wenn ihr einen Verlust an Korn oder an Geld erlitten habt, so könnt ihr ihn durch Fleiß wieder einholen. Aber ist eure Gesundheit einmal verlohren, so ist sie oft auf eure ganze Lebenszeit verlohren, und dann seyd ihr und die Eurigen die allerunglücklichsten Menschen auf der Welt. Sehet also, was die Gesundheit besonders für euch so ein kostbarer Schatz ist! denn davon will ich ihr nichts sagen, was Krankheiten sonsten für Schmerzen mit sich bringen, welch eine Pein es ist, Tag und Nacht ans Bette wie angefesselt zu seyn, Tag und Nacht kein Stündchen Schlaf zu genießen, Hitze, Frost, Zuckungen der Glieder, Stechen, und tausend andere Gattungen von Qualen ausstehen zu müssen.

Da also die Gesundheit ein so unschätzbares Gut ist, hauptsächlich für euch, die ihr von der Arbeit

Arbeit lebet, so könnt ihr auf die Gesundheitsregeln, die ich euch itzt geben werde, nicht zu aufmerksam seyn.

Erstlich ermahne ich euch, euch vor heftigen Leidenschaften, besonders vor dem Zorne, in Acht zu nehmen. Ihr könnt es nicht glauben, wie viele Menschen jährlich durch die Leidenschaften getödtet werden. Wir haben viele Beyspiele, daß Leute, die unvermuthet eine fröhliche Botschaft erhalten haben, plötzlich gestorben sind. Manche andere haben ihrer Traurigkeit über den Verlust eines Vaters, einer Mutter, eines Gatten oder eines Kindes so sehr nachgehängt, daß sie sich ihre Tage verkürzten. Wie manchen hat schon der Zorn auf der Stelle getödtet? oder ihm, wenn er ihn nicht auf der Stelle getödtet hat, eine solche Krankheit zugezogen, die ihn am Ende das Leben kostete? Jede Leidenschaft ist für den menschlichen Körper ein Gift, und, wie es verschiedene Arten von Gifte giebt, nemlich, Gifte, die eine schnelle Wirkung haben, und Gifte, die nur nach und nach ihre Wirkung thun, so hemmen die Leidenschaften entweder plötzlich alle Verrichtungen des menschlichen Körpers, oder verzehren ihn nach und nach. Bemühet euch daher, alle heftige und gewaltige Leidenschaften aus eurer Seele auszurotten. Es wird auch zwar anfangs viele Mühe kosten, den ersten Ausbruch zu hemmen. Allein desto mehr Mühe müßt ihr euch geben, da ihr sehet, wie sehr die Leidenschaften eurer Gesundheit schaden. Ihr müßt euch ernstlich vornehmen,

men, euch nicht mehr zu erzürnen, euch nicht allzuviehr zu grämen, euch nicht einer allzuheftigen Freude zu überlassen. Wenn euch jemand zum Zorne reizt, so sprecht in eurem Herzen: nein, du magst machen, was du willst; ich habe mirs vorgenommen, mich nicht zu ärgern, und du wirst es nicht dahin bringen. Wenn ihr fleißig an diesen Vorsatz, den ihr genommen habt, denkt, und besonders in dem Augenblicke, da die Leidenschaft ausbrechen will, daran denkt, so werdet ihr mit der Zeit euren Endzweck erreichen, und am Ende bey jeder Vorfallenheit gelassen bleiben. Hierinnen wird es euch besonders gute Dienste thun, wenn ihr diejenige Glückseligkeit besitzet, von welcher ich unlängst geredet habe, nemlich die Zufriedenheit. Seyd ihr mit eurem gegenwärtigen Glücke zufrieden, so wird die Nachricht von einem neuen Glücke, euch nicht in allzuheftige Bewegung setzen, und ihr werdet euch durch übergroße Freude nicht schaden. Nehmt ihr jedes Unglück und jeden Verlust aus der Hand Gottes mit Geduld und Gelassenheit an, so wird ein allzugroßer Schmerz keinen Eingang in euer Herz finden, und nicht an eurem Leben nagen. Wenn ihr auf diese Art die Zufriedenheit den Leidenschaften, wie einen Damm, entgegensetzet, so werdet ihr bey einer immer gleichen Ruhe und Heiterkeit des Gemüths die Gewalt der Leidenschaften schwächen, und eure Gesundheit bewahren. Aber das sage ich euch noch einmal, euer Vorsatz muß ernstlich seyn, und ihr müßt nicht müde werden, den heftigen Leidenschaften zu widerstehen,

bis

bis ihr sie gedämpft habt. — Und wie klein ist auch öfters die Ursache, worüber ihr euch erzürnet? Ein Kind hat etwa statt dessen, was ihr befohlen habt, etwas anders gebracht, — schickt es noch einmal fort — die Speise, die euch eure Frau vorgesetzt hat, hat einen Fehler, — ein andersmal, wenn sie gut gekocht ist, wird sie euch besser schmecken — es ist euch eine Arbeit nicht gelungen — greift sie noch zum zweitenmal an, und sie wird euch besser von statten gehen. Kurz, worüber ein gelassener Mensch lächeln würde, darüber gerathet ihr in Wuth. Ein Verlust, der einen andern nicht rühren würde, macht euch untröstbar, weil ihr niemals daran gedacht habt, daß es der Mensch Gott und seiner Gesundheit schuldig ist, seine Leidenschaften zu bezwingen. Ist es denn der Mühe werth, um solcher Kleinigkeiten willen sich die Lebensjahre abzukürzen? Und denkt ihr nicht daran, daß ihr Gott von jedem Tage, den ihr durch eure eigene Schuld weniger gelebt habt, als ihr hättet leben können, einmal Rechenschaft geben müsset? Denn wer seine Gesundheit durch heftige Leidenschaften zerstöret, der ist ein Selbstmörder.

Zweitens wird es eurer Gesundheit sehr nützlich seyn, wenn ihr eure Häuser rein haltet. Wir leben durch die Luft. Diese ziehen wir durch den Athem in unsere Körper. Wenn die Luft, die wir einathmen, nicht gesund ist, so wird auch der Körper ungesund. — Nun bedenket einmal, ob die Luft, die ihr in euren Häusern einziehet, gesund

gesund seyn kann. In euren kleinen Stuben haltet ihr euch alle zusammen auf, die ganze Haushaltung, die oft aus zehn, zwölf oder mehrern Personen besteht. Fast das ganze Jahr öfnet ihr kein Fenster, um frische Luft in eure Stuben zu bringen, im Sommer wenigstens nur sehr selten, und im Winter gar nicht. Die Luft in euren Stuben wird daher faul, weil sie nicht erfrischt wird. Diese faule Luft athmet ihr ein, und zieht euch dadurch die gefährlichsten Krankheiten zu. Denn eine faule Luft ist ein wahres Gift, und man hat die schröcklichsten Beyspiele von ihrer Schädlichkeit, z. E. daß von einer grossen Menge Menschen, die einige Zeit in ein Gefängniß eingesperrt waren, fast alle durch die faule Luft sind getödtet worden. Und was sind eure Stuben oft anders, als solche Gefängnisse, zu denen ihr nicht einmal der freyen Luft den Zugang erlaubt. — Ich ermahne euch also, eure Stuben — so lieb euch eure Gesundheit ist! — öfters, so gar im härtsten Winter der frischen Luft zu öfnen.

Drittens habe ich euch auch wegen eurer gar zu warmen Stuben zu erinnern. Weil ihr Holz genug habt, so glaubt ihr euch im Winter, ja in einigen Orten so gar im Frühlinge, eine Güte zu thun, wenn ihr euch eine recht warme Stube macht. Wie oft bin ich nicht in eure Stuben getreten, wo ich kaum einige Minuten die allzugroße Hitze ausstehen konnte. Ihr glaubtet mich zu ehren, wenn ihr mich in einer recht warmen

Stube empfenget. Allein dieſe Ehre ſchadet mir und euch. Ihr könnt im Winter nicht immer hinter eurem Ofen ſitzen. Oft müßt ihr in die Stadt, oft ins Feld, oft habt ihr ſonſt Verrichtungen außer eurem Hauſe. Wenn ihr nun aus der Kälte auf einmal in die gar zu warme Stube kommt, ſo ſetzt ihr euren Körper einer gar zu ſchnellen und gar zu ſtarken Veränderung aus. Jede Veränderung aber, die mit dem Körper gar zu ſchnell und gar zu ſtark vorgehet, iſt ihm höchſt ſchädlich, ja zuweilen auf der Stelle tödtlich. Ich könnte euch dieſes ſehr leicht aus dem Bau des menſchlichen Körpers beweiſen. Allein meine Gründe möchten nicht euch allen faßlich genug ſeyn, und dann habe ich das Zutrauen zu euch, daß ihr mir, als eurem Lehrer, der mehr Erfahrung und mehr Bücher geleſen hat, als ihr, ſchon auf mein Wort glauben werdet, wenn ich euch ſage, dieſes iſt eurer Geſundheit ſchädlich, jenes iſt ihr nützlich. Macht alſo eure Stuben niemalen allzuwarm, ihr thut euch in Wahrheit keine Güte mit allzuheißen Stuben, ſondern vielmehr Schaden. Der Ort eures Aufenthalts muß nie weder zu kalt, noch zu warm ſeyn, ſondern allezeit von gemäßigter Wärme oder Kälte.

Eben daher müßt ihr euch **viertens** auch nie nach einer ſtarken Erhitzung an einen kühlen Ort begeben. Wenn ihr euch im Sommer durch Arbeit oder Gehen erhitzt habt, ſo könnt ihr oft nicht geſchwinde genug einen kühlen Ort finden. Wohl gar werft ihr zuweilen alle Kleider von

euch,

euch, um ja recht bald abgekühlt zu werden. Dadurch setzt ihr euren Körper einer zu schnellen Veränderung aus, und diese kann unmöglich gesund seyn. Dahin rechne ich auch die Warnung, die ich euch geben muß, niemalen euren Körper nach einer Erhitzung durch einen kühlen Trunk abzukühlen. Es folgt die Schwindsucht oder andere Krankheiten darauf, die euch den Tod zuziehen. Euren Kindern, die sich öfters bey ihren Spielen über und über in Schweiß gesetzt haben, müßt ihr gleichfalls die Lehre geben, ja nicht alsdann den Augenblick an den Bach oder an eine Quelle zu laufen, daraus zu trinken, noch viel weniger mit erhitztem Körper ins kalte Wasser zu gehen. Nicht wahr, ihr haltet eure Pferde von der Tränke ab, wenn sie sich gar zu sehr erhitzt haben? Warum dieses? weil ihr einsehet und durch die Erfahrung belehrt seyd, daß ihnen das Trinken höchstschädlich seyn würde. Und ihr laust doch selbst ganz erhitzt zum Brunnen? Und ihr wehret es doch nicht euren Kindern, kühles Wasser in ihren erhitzten Leib hineinzugießen? Schämt euch, daß ihr für ein Thier mehr Sorgfalt traget, als für eure eigene Gesundheit und für das Leben eurer Kinder!

Die **fünfte** Gesundheitsregel, die ich euch zu geben habe, betrift eure Kleidung. Wenn im Frühlinge die Sonne nur ein wenig hervorblickt, so legt ihr bey eurer Arbeit gleich eure Kleidung von euch. Oder, wenn ihr des Abends von der Arbeit nach Hause gehet, zieht ihr selten eure

Kleider an, sondern hängt sie an eure Werkzeuge, womit ihr gearbeitet habt, und tragt sie auf dem Rücken nach Hause. Beyde Gewohnheiten sind gleich schädlich, und ziehen große Uebel nach sich. Denn kaum habt ihr oft im Frühlinge eure Kleider wegen der Wärme der Sonne abgelegt, so kömmt gleich ein kühler Wind, oder ein kleiner kalter Regen und treibt den Schweiß, den euch die Arbeit ausgepreßt hat, zurücke, und daher entstehen die schlimmsten Krankheiten. Denn ihr wißt es selbst, wie veränderlich das Wetter im Frühlinge ist, und wie wir oft diese Stunde etwas Wärme, und in der Stunde darauf eine dem Körper desto empfindlichere nasse und kalte Luft haben, je besser uns vorher die sanfte Frühlingswärme gedeucht hat. — Was den andern Punkt, das nach Hause tragen der Kleider betrift, so habe ich euch diesen Augenblick gesagt, daß nichts schädlicher ist, als wenn der Schweiß zurücke schlägt, und dieses geschichet, wenn der in Schweiß gesetzte Leib nicht bedeckt und gegen die kühlen Lüfte, die in den Sommerabenden wehen, gedeckt ist. Je mehr ihr also schwitzt, desto weniger müßt ihr die Kleider von euch werfen, besonders, wenn ihr befürchten müßt, daß der Schweiß gehemmt wird, entweder, weil ihr aufgehört habt zu arbeiten, oder weil das Wetter plötzlich sich ändert.

Sehet, liebsten Zuhörer, dieses sind ungefehr einige der Hauptregeln, die ich euch zu geben hatte, um euch vor Krankheiten zu bewahren. Ich habe euch indessen nur wenige gegeben, da mit

mit ihr ſie deſto beſſer behalten und ſie in Ausübung bringen könnt. Drücket ſie daher eurem Gedächtniſſe tief ein, und befolget ſie.

Wie aber, wenn ihr, ungeachtet aller angewandten Vorſicht, von einer Krankheit befallen werdet? Denn alle mögliche Vorſicht kann uns zuweilen vor einer Krankheit nicht bewahren. Wie, wenn herumgehende Seuchen auch in dieſe Gemeine ſich einſchleichen, und eines oder das andere Mitglied derſelben überfallen? Was habt ihr alsdann zu thun?

Und hier muß ich euch bitten, beſonders aufmerkſam zu ſeyn. Denn in keinem Stücke wendet ihr ſo verkehrte Mittel an, als um eure verlohrne Geſundheit wieder zu erlangen, und erlangt ſie dadurch gerade am wenigſten. Erſtlich iſt euch in einer Krankheit jeder Rath, den man euch giebt, jedes Mittel, das man euch vorſchlägt, willkommen, und den Augenblick brauchet ihr es, ohne daran zu denken: verſteht denn der Mann auch die Sache? Kennt er denn deine Krankheit? Weiß er denn ihren Sitz? Und zum Unglücke ſind die Menſchen niemalen bereitwilliger, ihren Rath zu geben, als bey Krankheiten. Wenn euch ein Städter, der ſein Lebtage kein Feldgeräthe angerührt hat, rathen wollte, wie ihr euren Acker oder Weinberg bearbeiten ſollt, nicht wahr, ihr würdet ihn auslachen, daß er euch in einer Sache, die er nicht verſteht, rathen will? Warum lacht ihr denn den nicht aus, der euch

eine Arzney räth, ohne jemals erforscht zu haben, was diese oder jene Arzney für Würkung hat? Warum vertraut ihr euch denn solchen unwissenden Menschen, eurem Nachbar oder Gevatter, oder Vetter an? Warum soll der euch wieder zur Gesundheit verhelfen? Und wie kann er es, so sehr er auch, es zu können, wünschte? Niemand aber hat in euren Krankheiten mehr Ansehen bey euch, als die alten Weiber. Diese kommen zu euch, sagen euch, sie hätten ein Recept von ihrer Großmutter geerbt, dieses oder jenes Pflaster, dieses oder jenes Pulver hätte schon tausend gute Dienste gethan, hätte viele Patienten gleichsam dem Tode aus dem Rachen gerissen, sie wüßten mehr als hundert Personen zu nennen, die ihrem Recepte ein langes Leben zu verdanken haben; und was dergleichen Reden mehr sind. Ihr seyd leichtgläubig genug, alles, was man euch von dem Recepte rühmt, als Wahrheiten anzunehmen, und braucht es, ohne zu wissen, ob die Arzney erhizt, da ihr kühlende Mittel nöthig hattet, oder ob sie kühlt, da ihr euch hitziger Mittel bedienen solltet. Gesezt auch das Recept sey wirklich gut, so kömmt es nicht darauf an, ob die Arzney überhaupt gut, sondern ob sie euren gegenwärtigen Umständen angemessen ist. Denn die an sich beste und vortreflichste Arzney kann tödtlich seyn, wenn sie zur unrechten Zeit gebraucht wird. — Sehet also, in welche große Gefahr ihr euch durch eure Unvorsichtigkeit begebet! Ihr habt das Leben so lieb, und vertrauet dieses euer kostbarstes Pfand einem unwissenden alten Weibe

an,

an. Doch das iſt nicht eure einzige Unvorſichtigkeit. Ihr begehet noch mehrere, und faſt noch gröſſere. Denn es giebt

Zweitens in vielen Dörfern Leute, die ſich mit Kuriren abgeben. Dieſe Leute haben gemeiniglich damit angefangen, daß ſie einige Kenntnis der Kräuter oder anderer Arzneymittel bey den Krankheiten des Viehes zeigten, dadurch erwarben ſie ſich einiges Zutrauen. Nach und nach kamen ſo gar Menſchen, die ſie um Rath fragten, weil ihr faſt allemal dem, der einige Kenntnis zeigt, gleich alles mögliche zutrauet. Die Krankheit der erſten, die ſich des Raths dieſer Leute bedienten, war leicht zu heben. Allein man wußte ſie ſo gefährlich vorzuſtellen, daß dem Patienten angſt und bange dabey wurde. Er wurde wieder geſund, und nun hatten der Arzt und der Kranke nichts angelegeners zu thun, als in dem Dorfe und in der ganzen Nachbarſchaft auszubreiten, der Arzt, von welcher Gefahr er den Kranken gerettet, und der Kranke, von welcher tödtlichen Krankheit ihn der Arzt befreyet habe. Der Mann iſt etwa noch einmal glücklich, und nun wird er in allen euren Geſellſchaften gerühmt, nun iſt er euch ein Mann von der tiefſten Einſicht, nun kömmt nicht nur das ganze Dorf, ſondern Leute aus der ganzen umherliegenden Gegend zu ihm gelaufen. Iſt auch dieſer euer Dorfarzt in der Folge nicht mehr ſo glücklich, das ſchadet ſeinem Ruhme nichts. Tödtet er gleich eine Menge Menſchen, die ein Arzt aus der

Stadt mit leichter Mühe hätte retten können, so öffnet ihr doch eure Augen nicht, und setzt deswegen doch euer Vertrauen noch immer auf ihn. — O ihr unwissende und leichtgläubige Menschen! wenn ihr wüßtet, wie viel dazu gehöret, ein wahrer, gründlicher Arzt zu seyn, ihr würdet nicht eure Zuflucht zu solchen Pfuschern nehmen. Ein wahrer Arzt muß wissen, woher jede Krankheit entsteht; wo ihr Sitz ist, an welchen Kennzeichen sie erkannt wird, er muß die Kräfte der Pflanzen kennen, und nicht nur der Pflanzen, die hier zu Lande, sondern so gar derer, die in den entlegensten Welttheilen wachsen, er muß Erfahrung davon haben, nicht nur, was jedes Gewächse an und für sich, sondern auch was es für eine Wirkung thut, wenn es mit andern vermischt wird, mit einem Worte, wer ein wahrer Arzt seyn will, und nicht vielmehr ein Mörder der Menschen, der muß viele Jahre lang den menschlichen Körper und die Natur studirt haben. Betrachtet nun dagegen die Pfuscher, die euch gesund machen sollen. Woher sollten sie nur den hundertsten Theil der Kenntnisse haben, die zu einem wahren Arzte nöthig sind? Glaubt ihr denn, daß der wahre Arzt so viele Mühe und Arbeit Jahre lang anwenden werde, um ein Retter der Kranken zu werden, wenn es so leicht wäre, Krankheiten zu heben? Wo der wahre Arzt auf das fürsichtigste zu Werke geht, und keinen Schritt thut, ohne ihn aufs genaueste geprüft zu haben, ob die Umstände des Patienten ihn erlauben, da wagt ein Pfuscher alles, und räth euch gerade zu solchen

ſolchen Dingen, die am ſchädlichſten ſind. Denn die Univerſalmedicin ſolcher Leute iſt dieſe, ihr ſollt ſchwitzen, und dieſes Schwitzen koſtet den meiſten das Leben. Oder ſie geben euch eine Arzenen, die nichts hilft und nichts ſchadet. Kömmt der Kranke mit der Hülfe Gottes und durch ſeine gute Natur davon, ſo hat der Pfuſcher ein Wunder gethan. Stirbt er, ſo heißt es: es war eine unheilbare Krankheit, es war gar nicht möglich, den Kranken zu retten, und wenn alle Aerzte der Welt zu ihm gegangen wären. So werdet ihr am Ende ſelbſt ein Opfer des allzugroßen Zutrauens, das ihr auf eure Dorfärzte ſetzet!

Das dritte verkehrte Mittel, das ihr anwendet, um die verlohrne Geſundheit wieder zu erlangen, iſt der Gebrauch der Arzneyen, die ihr von den Quackſalbern und Marktſchreyern kauft. Dieſe Leute ziehen von Dorf zu Dorf, bieten überall ihre Pulver feil, und rühmen von ihrer Kunſt ſo erſtaunende Wirkungen, daß man beynahe glauben ſollte, ſie könnten ganz und gar vom Tode befreyen. Und, leider! finden ſie Glauben genug bey euch. Denn ſie ſagen euch, daß ihr Pulver allein beſſere Wirkung thue, als alle Arzeneyen in der Stadt, daß ihr dem Arzte zehnmal mehr, als ihnen für dieſes Pulver bezahlen müſſet, dieſes Mittel hättet ihr allzeit bey der Hand, nach einem Stadtarzte müßtet ihr erſt gehen, und dann ſey immer noch die Frage, ob er kommen wolle. Ueber dieſes ſchmeicheln euch dieſe Marktſchreyer auch ſonſten: „ſie ziehen blos herum,

um euch in euren Nöthen beyzustehen, weil ihr von den Stadtärzten verlassen wäret, weil diese zu bequem wären, als daß sie mit aller Sorgfalt eure Krankheiten zu heilen suchten, weil sie gemeiniglich die Kur allzulange ausdehnten, damit ihr ihnen desto mehr bezahlen müsset. Ueberhaupt aber wären eure Krankheiten niemals sehr gefährlich, und mit einer Portion von ihrem Pulver könnet ihr alle aus dem Grunde heben. „ Sehet, solche Lästerungen reden sie euch vor, und nehmen euch durch ihre Lügen und Prahlereyen ein, und daß sie euch so sehr einnehmen, dazu trägt ihr Aufzug nicht wenig bey. Denn sie treten größtentheils in schönen, kostbaren Kleidern auf, und machen sonsten allerhand Gaukeleyen vor euren Augen, daß ihr Augen und Ohren darüber aufsperrt. Glaubt es mir, meine lieben Brüder, in ihrem Herzen lachen diese Quacksalber selbst über euch, daß ihr euch von ihnen so augenscheinlich betrügen lasset, aber ich und andere redliche Männer, die es gut mit euch meynen, und nur euer Bestes wünschen, wir bedauern euch, und möchten über eure thörichte Leichtgläubigkeit blutige Thränen weinen. Denn was ich so eben von den Pfuschern, die sich in unsern Dörfern beständig aufhalten, gesagt habe, das gilt auch von solchen Landstreichern, nemlich, sie verstehen nicht das geringste von der wahren Arzneykunst. Ihre Arzneyen preisen sie euch als Mittel wider alle mögliche Krankheiten an. Nun könnt ihr aber selbst einsehen, daß unmöglich einerley Mittel alle Krankheiten heilen kann. Denn da die Krankheiten

heiten von ſo verſchiedener Art ſind; da bey der Heilung der Krankheiten ſo vieles auf das Temperament, auf die Lebensart und andere Umſtände des Patienten ankömmt: ſo iſt es ja ganz natürlich, daß auch ſehr verſchiedene Arzneyen gebraucht werden müſſen. Solltet ihr alſo nicht den Augenblick euren Quackſalber aus ſeiner Bude jagen, wenn er euch ſo offenbar belügen will, daß ſein Pulver alle Krankheiten vertreibe? Denn was er auch von ſeinen Wunderkuren, die er ſchon gethan hat, euch vorſagt, ſo ſehr er auch ſeine Geſchicklichkeit durch gedruckte und geſchriebene Zeugniſſe beweiſt, ſo ſeyd doch verſichert, daß alles eitel Lügen und Betrügereyen ſind. Doch am beſten könnt ihr es recht mit Händen greifen, wie ſehr ihr von dieſen Landſtreichern betrogen werdet, wenn Seuchen herumgehen. Alsdann ruft der Städter ſeinen Arzt zu ſich, und ihr braucht die Arzneyen, die ihr an den Jahrmärkten in einer Quackſalberbude gekauft habt. Nun aber hat man die Erfahrung, daß bey graſſirenden hitzigen Fiebern, oder an der Ruhr oder an andern Seuchen weit weniger in der Stadt ſterben, als auf dem Lande. Woher kömmt dieſes? gerade daher, weil der Städter den ordentlichen Arzt braucht, ihr hingegen nehmt die Arzneyen von eurem Quackſalber ein, und dieſe tödten euch. Ihr ſelbſt hättet dieſes längſt bemerken können, wenn ihr nicht auf alle andere Dinge um euch her aufmerkſamer wäret, als auf eure Geſundheit. Ich ermahne euch alſo, ich bitte euch, ja ich beſchwöre euch, alle Päckchen Arzneyen, die ihr von dieſen Quackſalbern

saibern gekauft habt, wegzuwerfen, und ihnen das Vertrauen, das ihr auf sie setzet, zu entziehen. Ihr wollt eure Gesundheit erhalten, und durch den Marktschreyer zerstört ihr sie. Ihr wollet euer Leben recht hoch bringen, und durch seine Arzneyen verkürzt ihr es. Ihr liebt das Leben; denn wo ist ein Mensch, der es nicht lieben sollte, so unglücklich es auch öfters ist? — Daher ist es unbegreiflich, wie ihr es augenscheinlich lieber in die äußerste Gefahr setzen wollt, als daß ihr den Glauben an Arzneyen, für die euch Vorurtheile einmal eingenommen haben, aufgeben sollet.

Bisher, liebste Zuhörer, habe ich euch vor solchen Aerzten gewarnet, die euch in Krankheiten nicht retten können, und euch gezeigt, daß ihr euch vor sogenannten Hausmitteln, die euch eure Nachbarn, Verwandte oder andere Leute rathen, vor euren Dorfärzten und Quacksalbern hüten sollet. Wenn wir aber nun, fraat ihr, krank werden, was sollen wir denn thun? Und wie müssen wirs anfangen, um unsere Gesundheit wieder herzustellen? — Dieses will ich euch in dem letzten Theile meiner Rede noch sagen.

Wenn ihr euren Sohn ein Handwerk lernen lassen wollt, so schickt ihr ihn zum besten Meister; wenn an eurem Feldgeräthe etwas entzwey ist, so laßt ihr es den dem Manne machen, der sich am besten darauf versteht. So müßt ihr auch, wenn ihr krank werdet, euch an den besten Arzt

wenden,

wenden, und den müßt ihr in den Städten su chen. So bald also einer unter euch den Anfall einer Krankheit verspürt, so gehet euch nach Hülfe in der Stadt um. Oft ist es nur nöthig, daß ihr jemand hinschicket, und der Arzt seinen Rath euch sagen läßt, besonders im Anfange der Krankheit. Hier kömmt alles darauf an, daß ihr eine verständige Person an ihn abschicket, die auf alle Fragen des Arztes antworten kann. Besonders muß sie folgende Fragen genau und umständlich beantworten können: was der Patient sonsten für eine Lebensart geführt? Wie seine Krankheit angefangen hat? Wie der Puls schlägt? Ob er im Bette liegen muß? Ob er Hitze oder Frost empfindet? Wo der eigentliche Sitz des Uebels ist? Ob er schläft? u. s. w. Denn von der Beantwortung dieser Fragen hänget die ganze Kur des Arztes ab, und ihr würdet daher einen grossen und unverzeihlichen Fehler begehen, wenn ihr Kinder oder sonsten unverständige Leute zu dem Arzte schicket. Eine einzige verkehrte Antwort der abgeschickten Person könnte euch ums Leben bringen. — Ist aber die Krankheit schon weiter gekommen und gefährlich geworden, so laßt ihr den Arzt bitten, daß er sich zu euch auf unser Dorf bemühe. Er müßte ein Menschenfeind, ein Barbar, ein Unmensch seyn, wenn er euch eure Bitte abschlüge, und euer Leben seiner Bequemlichkeit oder seinem Stolze aufopfern wollte. Er müßte gar keine Empfindung haben, wenn ihn nicht dieser Gedanke in eure Hütten führte: „durch diese kleine Reise kannst du vielleicht das Leben ei-

nes

nes armen Landmanns retten, von dem die Glückseligkeit seiner sonst hülflosen Frau, seiner noch unerzogenen Kinder abhängt. Welch eine Wollust wird es für dich seyn, wenn du durch diese kleine Beschwerlichkeit einer kurzen Reise der armen Frau ihren Mann, dem verlassenen Manne seine Frau, den unmündigen Kindern ihre Eltern wieder schenkst, wenn alsdann der Mann mit der gröſten Freude dir treuherzig die Hand drückt, wenn die Frau deine Füſse mit Thränen der Dankbarkeit badet, die Kinderchen an deinen Reck sich hängen und ihre Freude dir zustammeln. Ja, du willst hingehen, den kranken Landmann zu besuchen. „ Ich sage es noch einmal, ein Unmensch müßte der Arzt seyn, der euren Bitten nicht Gehör geben wollte! Jeder menschenfreundliche Arzt, der euch als seine Nebenmenschen liebt, wird also zu euch kommen, und euer Leben für kostbarer halten, als das Leben eines vornehmen Müßiggängers, der dem Vaterlande weiter nichts nütze ist. Und nun könnt ihr sicher hoffen, daß er, wenn es ja möglich ist, den Kranken zu retten, ihn gewiß wieder gesund machen wird. Denn der Mann hat seit vielen Jahren dieses seine einzige Beschäftigung seyn lassen, die Eigenschaften der Krankheiten und die besten Mittel, sie zu vertreiben, kennen zu lernen, und um sich diese Erfahrung und diese Kenntnisse zu erwerben, hat er manchen sauren Gang gethan, manchen Tag über seinen Büchern gesessen, manche Nacht bey seinen Patienten durchwacht. Er verdient mithin euer ganzes Zutrauen. Aber daher müßt ihr auch seinen Vorschriften aufs genauste

nauſte folgen, müßt darinnen nichts willkührlich ändern, was euch etwa nicht gut ſcheint, müßt euch von andern Leuten, die immer klüger ſeyn wollen, nicht irre machen laſſen. Vor allen Dingen aber müßt ihr auch Gott um die Geneſung des Patienten anrufen, und euch nicht auf die Hülfe der Menſchen allein verlaſſen. Ein frommer Arzt wird ſelbſt Gott bitten, daß er ſeine Arzneyen ſegnen möge, und niemalen eine Kur anfangen, ohne Gott um Beyſtand und Einſicht angeflehet zu haben. Wie vielmehr müßt ihr es thun? Zwar lehrt euch oft ſchon die Noth in ſolchen Umſtänden beten. Allein, nicht weil ihr in Nöthen ſeyd, müßt ihr beten, ſondern aus feſter Ueberzeugung, daß ihr alle eure Hülfe nur von oben zu erwarten habt, daß der Arzt nur Gottes Werkzeug iſt, durch das er euch wieder geſund macht, und daß er zu den Arzneyen, die euch der Arzt verordnet, ſeinen Segen geben muß, wenn ſie etwas helfen ſollen. Gedeiht euch ja nicht einmal ein Stückchen Brod, wenn Gott es nicht ſegnet!

Gegen dieſen meinen aufs beſte gemeynten Rath werdet ihr mir, wie ich vorausſehe, folgende Einwürfe machen. Erſtlich, „der Arzt aus der Stadt geht nicht ſo gelinde mit uns um, als unſere Dorfärzte. Die wiſſen uns recht zu behandeln, und ſich beſſer in uns zu ſchicken, als jener.„ Dieſer Einwurf rühret daher. Der Stadtarzt iſt überzeugt, daß eine ſtrenge Lebensordnung zur Wiedererlangung der Geſundheit oft mehr beyträgt,

trägt, als die kräftigsten Arzneyen. Deswegen schreibt er euch aufs genaueste vor, wie ihr euch zu verhalten, was ihr essen, was ihr trinken, zu welchen Stunden ihr Arzneyen einnehmen müsset, und von dieser Vorschrift erlaubt er euch nicht abzuweichen. Euer Dorfarzt hingegen sagt zu allem, was ihr verlanget, ja, schränkt eure Begierden nicht im geringsten ein, und hält alles für gut und gesund, so bald er sieht, daß ihr es wollet. Daher ist er euch freylich ein angenehmerer Mann, der, bey aller seiner Ungeschicklichkeit, euren Beyfall weit mehr hat, als ein anderer noch so geschickter Arzt. Allein ihr bedenket nicht, daß ihr den Mann liebt, den ihr fliehen, und den flieht, den ihr lieben sollet, daß der euch so liebe Mann euch tödtet, und der andere, der euch zuwider ist, euch eure vorige Gesundheit schenket. Nur zu eurem eigenen Besten ist der Stadtarzt strenge gegen euch, und der Dorfarzt würde es eben so sehr seyn, wenn er es so redlich mit euch meynte. Glaubt ihr denn, der wahre Arzt habe nur seine Freude daran, euch zu quälen? Glaubt ihr denn, daß er aus bloßer Lust euch euren Zustand noch unangenehmer mache, als er es durch die Krankheit ohnehin ist? O nein! meine Lieben! er ist viel zu gut gegen euch gesinnt, als daß er ihn nicht so viel möglich erleichtern sollte. Allein, wie ein Vater zuweilen aus den besten Absichten gegen sein liebstes Kind strenge ist, so würde auch der Arzt nicht so strenge auf die Beobachtung seiner Vorschriften dringen, wenn er nicht überzeugt wäre, daß von der Beobach-

tung

tung derſelben eure Geſundheit abhängt. Liebt ihn alſo, als euren wohlthätigen Vater, verehrt ihn, als euren Freund, erfüllet ſeine Befehle aufs genaueſte, und weichet auch nicht in dem geringſten Punkte von den Lebensregeln ab, die er euch vorgeſchrieben hat. Am Ende werdet ihr ihm ſeine anſcheinende Strenge nicht genug verdanken können, ſo wie ihr auf der andern Seite die Gütigkeit eures Dorfarztes, der zu eurem größten Schaden euch alles erlaubt, würdet verwünſchen müſſen.

Der zweyte Einwurf, den ihr mir vielleicht macht, iſt dieſer: „der Stadtarzt wendet nicht ſo viele Sorgfalt auf uns, und giebt ſich nicht ſo viele Mühe, unſer Leben zu retten, als das Leben ſeiner Patienten in der Stadt.„ Ich gebe euch zu, daß es wohl Aerzte geben mag, die ihre Bequemlichkeit eurer Wohlfahrt zuweilen ſehr ungerne aufopfern, und an euren Krankenbetten nicht ſo fleißig ſitzen, als an dem Bette eines angeſehenen und reichen Mannes. Solche Aerzte ſind die Schande des menſchlichen Geſchlechts, und ſie werden einmal ſchwere Verantwortung davon haben, daß ſie ihre Pflichten gegen euch nicht erfüllt haben. Allein es giebt ja in jeder Stadt mehrere Aerzte. Vermeidet daher jene, und fragt nur ſolche um Rath, von denen ihr wiſſet, daß ſie ihren Nächſten lieben, er mag reich oder arm, gering oder vornehm ſeyn. Ein ſolcher menſchenfreundlicher Arzt wird es ſich zum Gewiſſen machen, auf euch nicht eben die Sorgfalt anzuwenden,

Bayerische Staatsbibliothek München

den, die er auf seine Patienten in der Stadt wendet. Denn er weiß überhaupt, daß jedem Menschen nichts kostbarer ist, als das Leben. Sollte er also zugeben, daß durch seine Schuld irgend ein Mensch dieses so kostbaren Gutes beraubt werde? O nein! er würde glauben, der Schatten des durch seine Nachläßigkeit Verstorbenen verfolge ihn Tag und Nacht. Hernach weiß er auch, daß dem Vaterlande selbst nichts kostbarer ist, als euer Leben. Weil er nun das Vaterland liebt, so liebt er auch euch, als die nützlichsten Glieder desselben. Daher wird er alles mögliche thun, euer Leben zu retten. Keine Nacht wird so dunkel, kein Tag so stürmisch seyn, daß er nicht zu euch eilen sollte. Er wird auf die kleinste Veränderung der Krankheit Achtung geben, und seine Arzneyen darnach einrichten, und euch in den gefährlichsten Umständen, wenn die Krankheit sich entscheiden soll, nicht verlassen. Habt also immer das beste Zutrauen zu ihm, und glaubt, daß ihm euer Leben so lieb, ja oft noch lieber ist, als das Leben der Städter.

Drittens endlich möchtet ihr sagen: „ja, wenn er auch so viele Sorgfalt auf uns wendet, so können wir ihn nicht würdig genug belohnen, und so viel, als er für seine Mühe fordert, oder fordern kann, ist uns nicht wohl möglich aufzutreiben.„ Hierauf antworte ich euch: gesetzt auch, ihr müßt dem Stadtarzte noch so viel bezahlen, als den Pfuschern, die ihr im Dorfe

Dorfe habt; iſt es nicht beſſer, ihr gebt ihm noch einmal ſo viel um eure wiedererlangte Geſundheit, als noch einmal ſo wenig einem andern, der euch entweder in die augenſcheinlichſte Todesgefahr ſtürzt, oder wohl gar wirklich tödtet? Kann man denn dem Manne, der uns das Leben rettet, zu viel bezahlen? Kömmt euch nicht das, was ihr dem wahren Arzte gebet, auf der andern Seite tauſendfältig wieder ein? Er erhält euch das Leben, ihr könnt euch durch Arbeit wieder etwas verdienen, eure Güter wieder beſtellen, eure Frau und Kinder wieder ernähren. Iſt es nicht beſſer, ihr habt dem Arzte gegeben, was er forderte, und ſollte es euch gleich euer halbes Vermögen koſten, als daß eure Frau und Kinder eurer beraubt werden, und nun hülflos und arm in der Welt herumirren, und das Brod vor anderer Leute Thüren ſuchen müſſen? Verkauft ihr nicht oft einen Acker oder eine Wieſe, um die Unkoſten bey einem Proceſſe, der euch zu Grunde richtet, aufzutreiben? Wie viel williger ſolltet ihr nicht ein Stückchen Gut, wenn es nöthig iſt, verkaufen, um den Mann zu belohnen, dem ihr es zu verdanken habt, daß ihr eure übrigen Aecker noch beſtellen könnet? Sehet alſo, die Forderung des Arztes, ſollte ſie auch noch ſo groß ſeyn, iſt nicht unbillig, weil das Leben mit keinen Gütern der Welt zu bezahlen iſt.

Allein der Arzt, der ſo menſchenfreundlich mit euch umgeht, und eurer ſo ſorgfältig wartet und pflegt, wird auf der andern Seite nicht ſo

hart seyn, daß er bey der Bezahlung unbarmherzig gegen seinen armen Nächsten wäre. Er wird entweder warten, bis ihr nach eurer Bequemlichkeit und ohne euren Schaden ihn bezahlen könnt, oder er wird nicht so viel fordern, als er fordern dürfte, oder er wird euch gar einen Drittel, oder die Hälfte, oder nach euren dürftigen Umständen noch mehr an der rechtmäßig zu fordernden Summe erlassen, oder er wird die Bezahlung in Korn, oder Hülsenfrüchten oder andern Dingen, die ihr am besten auftreiben könnt, annehmen. Warum sollte er euch das Leben, das er euch mit der Hülfe Gottes und seiner Kunst aufs neue geschenkt hat, selbst wieder verbittern? Vielleicht ist er gar so großmüthig, daß es ihm genüget, euren Kindern den Vater oder die Mutter, und dem Vaterlande ein brauchbares Mitglied wieder gegeben zu haben, und daher gar nichts von euch verlangt.

Dieses, meine lieben Zuhörer, eure Zuflucht zu einem Arzte in der Stadt zu nehmen, rathe ich euch besonders bey herumgehenden Seuchen, oder wenn euch irgend eine schwere Krankheit befällt. Denn sonsten bey kleineren Krankheiten, wo die Gefahr nicht so groß ist, will ich euch allezeit mit meinem guten Rathe beystehen. Eben deswegen, weil ich sahe, daß ihr so verkehrte Mittel zu eurer Genesung anwendetet, und zu Leuten gienget, die euch nicht helfen können, habe ich mich um Kenntniß in der Arzneywissenschaft bemühet, und mir verschiedene Bücher angeschafft,

aus

aus denen ich euch in den meisten Fällen den besten Rath werde ertheilen können.

Liebsten Freunde! ich habe mich heute von solchen Dingen mit euch unterhalten, die ihr wohl nicht erwartet hättet, von dieser Stätte zu hören. Der Himmel ist mein Zeuge! nicht Eigennutz, nicht andere niedrige Absichten haben mich bewogen, diese Rede an euch zu halten. Nur allein mein so herzlicher Wunsch, euch von allen Seiten glücklich zu sehen, machte es mir zur Pflicht, euch Regeln zu geben, wie ihr eure Gesundheit erhalten, oder, wenn ihr sie verlohren habt, wieder erlangen sollt. Ja, liebste Gemeine, ich bin es fest überzeugt, daß es, wie ich dir schon gesagt habe, eben so wohl meine Pflicht ist, für dein äußerliches Wohl, als für deine ewige Glückseligkeit zu sorgen, und ich finde, daß selbst Christus und seine Apostel das herrlichste Beyspiel hierinnen gegeben haben. Hat nicht Christus größtentheils bey Gelegenheit seiner Reden an das Volk zugleich die Kranken, die man ihm brachte, gesund gemacht? Und haben nicht die Apostel zugleich das Evangelium gepredigt und die Kranken geheilt? Daher ist es die Pflicht auch der Diener Christi, für die ihnen anvertraute Heerde im Geistlichen und Leiblichen, so viel möglich, zu sorgen. Ich kann euch daher nicht genug ermahnen, eure Gesundheit mit aller Sorgfalt zu bewahren. Habt ihr sie aber verlohren, so schlaget denjenigen Weg zu eurer Genesung ein, den ich euch vorgeschrieben habe. ꝛc. ꝛc.

Sechſte Predigt.

Von der Kinderzucht.

Für rechtſchaffene Eltern kann es keine gröſſere Freude geben, als ihre Kinder wohlerzogen zu ſehen. Denn ſo wie es höchſt unangenehm iſt, wenn wir ſehen, daß all' unſre angewandte Mühe und Sorgfalt vergeblich iſt, ſo iſt es hingegen um ſo deſto erfreulicher, wenn wir nicht fruchtlos gearbeitet haben. Ihr habt einen Baum gepflanzet, ſeiner gewartet, ihn begoſſen, die überflüßigen Sprößlinge abgeſchnitten, ihn, damit er gerade wachſe, unterſtützt. Nach einer Arbeit von mehrern Jahren erndtet ihr endlich die Früchte davon. Mit welchem Vergnügen koſtet ihr die erſte Frucht von eurem Baume? Aber noch weit gröſſer iſt das Vergnügen, wohlgerathene Kinder zu haben. Die erſten Früchte von einem Baume könnt ihr nur einmal genieſſen. Aber die Freude über wohlerzogene Kinder erneuert ſich täglich. Iſt euer Baum auch noch ſo wohl gewachſen, ſo iſt er doch den Gefahren der Witterung ausgeſetzt, ein Sturm kann ihn aus der Erde reiſſen, und eure Freude über eurer Hände Arbeit iſt mit einem male dahin. Aber hat in den Herzen eurer Kinder der Saame der Tugend und Frömmigkeit tiefe Wurzeln geſchlagen, ſo wird

wird er in dem ganzen Leben hindurch Früchte bringen, und nichts wird ihn ausrotten können.

Und doch laßt ihr euch bey der Erziehung eurer Kinder eine Nachläſſigkeit zu Schulden kommen, die ihr bey euren übrigen Geſchäften nicht zeigt. Zum Säen und Pflanzen erwählet ihr die beſte Zeit. Wenn die Tage kommen, in welchen ihr dieſes oder jenes Feldgeſchäfte verrichten müſſet, ſo werdet ihr es gewiß nicht verſäumen, und überhaupt nichts unterlaſſen, was zur Verbeſſerung eurer Aecker und Wieſen etwas beytragen kann. Nur bey der Erziehung eurer Kinder, auf die es doch weit mehr ankömmt, als auf die Fruchtbarkeit der Aecker, ſeyd ihr ſo nachläſſig. Und dieſe Nachläſſigkeit iſt um ſo ſtrafbarer, weil ein Menſch, bey dem kein guter Grund der Erziehung gelegt iſt, ſehr ſchwer zu beſſern iſt. Wann ein zartes Bäumchen einmal angefangen hat, krumm zu wachſen, ſo werdet ihr ſeinen Stamm nicht leicht wieder gerade machen können. Eben ſo werdet ihr auch nicht leicht einen Sohn oder eine Tochter auf den Weg der Tugend zurücke führen, wenn ſie durch eure Schuld ſchon in jüngern Jahren davon abgewichen ſind. Warum muß ich ſo viel gegen die Laſter predigen, und warum habe ich ſie bisher durch alle meine Bemühungen nicht ausrotten können? Gewiß deswegen, weil in die Herzen der meiſten der Saame der Tugend nicht früh genug geſäet worden iſt. Ein junges Herz gleicht einem guten Acker, der weiche, lockere Erde hat, in welche man bauen

kann, was man will. Ein altes Herz hingegen ist ein Feld, das voll Steine liegt und hier und da mit Dornen bewachsen ist, wo es schon unendlich mehr Mühe kostet, den Saamen in die Erde zu bringen.

Ihr sehet also, meine lieben Zuhörer, wie so gar viel auf die Kinderzucht ankömmt. Ich zweifle auch nicht, daß manche, oder vielleicht die meisten unter euch gerne und mit Freuden ihren Kindern die beste Erziehung geben würden, wenn sie nur recht wüßten, wie sie es anfangen sollten. Wenigstens schließe ichs daraus, weil zuweilen einige von euch zu mir gekommen sind, und mich gefragt haben, was sie in diesem oder jenem Falle mit ihren Kindern anfangen sollen und wie sie sie zu behandeln haben? Ich kann euch nicht sagen, wie sehr es mich jedesmal gefreuet hat, wenn solche rechtschaffene Eltern zu mir kamen. Diese lehrbegierigen und ihre Kinder liebenden Eltern und euch allen, die ihr es für eure Pflicht erkennt, eure Kinder gut zu erziehen, damit sie gute Christen und gute Bürger werden, will ich heute öffentlich einige der nothwendigsten Regeln geben, wie ihr in diesem wichtigen Geschäfte zu Werke gehen sollet. Weil ich immer das Beste von jedermann glaube, so will ich auch von euch glauben, daß ihr nur aus Unwissenheit in diesem Stücke fehlet. Aber diese Entschuldigung sollt ihr künftig nicht mehr haben, und ich machte mirs zum Gewissen, wenn ihr sie länger hättet.

Kin-

Kinder, meine Freunde, ſind ein Geſchenk Gottes. Gleichwie es nun eure Pflicht iſt, mit allen Geſchenken Gottes ſo umzugehen, daß ihr euch derſelben nicht unwürdig machet: ſo müßt ihr beſonders darauf ſehen, daß ihr die Abſicht, warum euch Gott Kinder, als Pfänder ſeiner Liebe, anvertrauet hat, erfüllet. Die Beſtimmung eines jeden Menſchen iſt dieſe: er ſoll in dieſem Leben ſich auf ein ſeligeres vorbereiten. Dieſes geſchiehet, wenn er ſeine Pflichten, die er gegen Gott, gegen ſich ſelbſt und ſeinen Nächſten hat, beobachtet. Damit nun eure Kinder dieſe Pflichten beobachten lernen, dafür iſt eure Schuldigkeit Sorge zu tragen. Der Hauptgrund, worauf unſere Pflichten ruhen, iſt die Liebe Gottes. Vor allen Dingen alſo müßt ihr ſie lehren Gott zu lieben. Was heißt lieben? und was heißt Gott lieben? Nicht wahr, ihr liebt hauptſächlich diejenigen, an denen ihr beſondere Vorzüge entdeckt, oder von denen ihr Wohlthaten empfangen habt? Dieſen ſucht ihr euch in allen Stücken gefällig zu machen, um ihre Gegenliebe zu erwerben. So lieben Kinder die Eltern, indem ſie alles unterlaſſen, was den Eltern nicht angenehm iſt, und hingegen ſich befleiſſen, alles zu thun, was ſie ihnen, wie man ſpricht, nur an den Augen anſehen. Solchen gehorſamen Kindern können auch Eltern ihre Gegenliebe nicht genug zu erkennen geben, und wiſſen nicht, was ſie ihnen alle für Wohlthaten erzeigen ſollen. Nun wollen wir die Liebe der Kinder gegen die Eltern auf die Liebe gegen Gott anwenden. So

wie eure Kinder euch lieben, ſo müßt ihr ſie lehren, Gott zu lieben. Eure Kinder lieben euch, wenn ſie an euch ſolche Eigenſchaften finden, wegen welcher ihr ihre Achtung verdient. So zeigt ihnen denn, was für herrliche Eigenſchaften Gott, als das höchſte Weſen, hat. Er iſt es, der Himmel und Erde gemacht hat, der nur Ein Wort ſprach, ſo ſtanden Sonne und Mond und das ganze unzählliche Heer der Sterne in ſchönſter Ordnung da. Tauſendmal tauſend ſtehen vor ihm, und zehn hundertmal tauſend dienen ihm. Seine Hand iſt überall ausgereckt, und ſein Auge leuchtet allenthalben. Führen wir gen Himmel, ſo iſt er da; betreten wir uns in das Unterſte der Erde, ſo iſt er auch da. Kurz, wenn ihr euren Kindern die Größe, die Allmacht, die Allwiſſenheit und andere Vollkommenheiten Gottes in ſo erhabenen Beſchreibungen, dergleichen wir in der Schrift finden, verſtellt und ſie ihnen, ſo viel ihr könnt, erklärt, müſſen ſie da nicht den groſſen Schöpfer aller Dinge auf das tiefſte verehren lernen? Wenn ihr ihnen den Gedanken, daß Gott alle unſere Handlungen, ja alle unſere Gedanken weiß, ins Herze geprägt habt, wird nicht das Kind ſich mehr, als ſonſten ſcheuen, etwas Böſes zu begehen, weil es weiß, daß es Gott zum Zeugen ſeiner böſen Handlung hat? Weil ihr es gelehrt habt, daß Gott mit Einem Worte ſchaffen kann, was er will, wird es ſich nicht mit deſto gröſſerem Vertrauen in die Arme Gottes werfen, wenn es in Noth iſt? Sehet, ſo müßt ihr eure Kinder die Eigenſchaften Gottes verehren lernen,

lernen, daß ihr ihnen zugleich zeigt, was diese Eigenschaften Gottes von uns fordern, weil sich unsere Pflichten gegen Gott auf seine Eigenschaften gründen, und weil wir ihn immer mehr lieben werden, je einen gröſſern Eindruck sie auf unser Herz machen. — Das zweyte, das ihr euren Kindern fleiſsig vorstellen müsset, sind die groſsen und unendlichen Wohlthaten, die Gott dem ganzen menschlichen Geschlechte und jedem Menschen insbesondere erzeigt hat, und noch täglich erzeigt. Wer läſst für uns Brod aus der Erde wachsen? wer kleidet unsere schwachen Körper? wer erquickt uns mit dem Anblicke der schönen Natur, der Berge, der Thäler, der Bäume, der Wiesen, die vor unsern Augen ausgebreitet liegen? Ferner wer schützt uns vor aller Gefahr und vor allem Unglücke? Könnten wir nicht alle Augenblicke das Leben verliehren, wenn Gott nicht uns so väterlich behütete, daß kein Haar auf unserm Haupte ohne seinen Willen gekrümmt werden kann? Bewahrt er euch nicht vor Seuchen und Krankheiten? eure Häuser vor Feuer- und Wassergefahr? Habt ihrs nicht ihm zu danken, wenn ihr ruhig und sicher schlafen könnt? Denn ihr wiſst, daß, wo Gott nicht jeden Ort behütet, der Wächter umsonst wachet. Wie seyd ihr also unter seinem Schutze, so lange ihr lebet, so glücklich? Aber dabey ist die unendliche Güte Gottes noch nicht stehen geblieben. Seine Sorge für die Glückseligkeit aller Menschen erstreckt sich auf unsern Zustand nach diesem Leben. Auch durch unsern Tod sollen wir glücklich werden, und

nicht

nicht etwa nur auf eine kurze Zeit glücklich, als dieses Leben währt, sondern auf ewig. Von Ewigkeit zu Ewigkeit sollen wir sein Angesicht sehen, und unaussprechliche Wonne genießen. „Aber wie können wir Unheilige vor die Augen des Allerheiligsten kommen? Denn der reinste unter uns muß in seinen Augen noch voller Mängel seyn.„ Hier erkennen wir besonders den höchsten Grad der Güte Gottes. Seinen eigenen Sohn sandt' er auf die Erde herab, um unsere Sünden zu tilgen, und nun hüllt er uns in die Heiligkeit seines Sohnes ein, damit wir würdig werden, vor ihn zu treten. Gewiß, wer die Allgütigkeit Gottes gegen uns Menschen nur einen Augenblick aufmerksam betrachtet, der muß erstaunen. Was würden wir erst, wenn wir sie in ihrem ganzen Umfange begreifen könnten? Ist indessen das, was wir davon begreifen können, nicht genug, euren Kindern eine herzliche Liebe gegen Gott einzuprägen? Wenn ihr euren Kindern sagtet, daß ein großer und mächtiger König sie in seinen Schutz nehmen, und ihnen viele Gnade erweisen wolle, wie würden die Kleinen sich freuen, und den guten gnädigen König preisen? Habt ihr nun nicht mehr Ursache, sie zum Preise Gottes und zur Liebe gegen ihn aufzumuntern? Könnt ihr nicht sagen: „Lieben Kinder, wie seyd ihr so glücklich! der König aller Könige und der Herr aller Herren liebt euch, täglich, ja stündlich läßt er euch die größten Wohlthaten zufließen. So lange ihr lebt, steht ihr unter seinem Schutze und seyd vor aller Gefahr sicher.

Sterbt

Sterbt ihr, dann fängt sich eure wahre Glückseligkeit erst recht an, um niemalen aufzuhören. Für alle diese Wohlthaten verlangt Gott nichts von euch, als daß ihr dankbar gegen ihn seyn, und nichts thun sollet, das ihn betrüben könnte. Sollten eure Kinder so hart seyn, daß sie nicht über diese so unendliche Wohlthätigkeit Gottes in Thränen zerflössen, und ihm ewige Liebe und Dankbarkeit gelobten?

Damit ihr aber diesen Endzweck desto gewisser erreichet, so will ich euch noch einige Regeln geben, die ihr bey dem Unterrichte in der Religion zu beobachten habt.

Erstlich, ihr müßt es damit nicht zu lange anstehen lassen, bis ihr Herz durch die bösen Beyspiele, die sie um sich herum in der Welt sehen, verhärtet und dem Guten den Zugang verschlossen hat. So bald sie anfangen etwas Verstand zu zeigen, so könnt ihr schon nach und nach ihnen sagen, daß ein Gott diese Welt gemacht, daß er auch sie erschaffen hat, daß er sie erhält, daß er von ihnen verlangt, sie sollen fromm seyn. Anfangs also gebt ihr ihnen nur die Milch der Religion, wie Paulus sagt, zu trinken. Kommen sie alsdann zu mehrerm Verstande, so gebt ihr ihnen stärkere Speise. *) Denn was hilft es, wenn sie blos

*) Sollte nicht hier Rothanker den Eltern eine Kenntniß in der Religion zugetraut haben, die wir bey dem Landmanne sehr selten finden.

blos die Wahrheiten der Religion buchſtäblich wiſſen, ohne ſie gefaßt zu haben, oder faſſen zu können.

Und dieſes iſt das zweyte, was ich euch zu erinnern habe, nemlich, es iſt nicht genug, daß ſie blos das, was ihr ſie lehret, nachplaudern, ſondern ihr müßt darauf ſehen, ob ſie es auch verſtehen? Ihr habt oft ſchon eine herzliche Freude, wenn ſie euch ihre Sprüche, ihren Katechiſmus und ihre Kirchenlieder vorſagen. Aber, leider, beten ſie gröſtentheils alles dieſes her, ohne ein Wort zu verſtehen. Ich habe dieſes oft mit Betrübniß bey euren Gebeten vor und nach Tiſche gehört. Man ſieht es ſchon an der Stellung der Kinder, daß ſie nicht daran denken, was ſie herſagen, und hört es ſchon an ihrem Tone, daß ſie das Gebet herplaudern, ohne es zu verſtehen. Was heißt ein ſolches Geplärre vor Gott? Ihr müßt ihnen ſagen, daß man Gott bittet, er möchte unſere Speiſe ſegnen, und ihm für die genoſſene Speiſen danket, nicht, weil es eine einmal eingeführte Gewohnheit iſt, ſondern weil uns unſer Eſſen und Trinken nicht gedeihen würde, wenn es Gott nicht ſegnete, und weil wir uns der Undankbarkeit, einer höchſt ſchnöden Undankbarkeit, ſchuldig machten, wenn wir ihm für unſere Nahrung nicht von ganzem Herzen dankten. So lehret ſie dann ihre Gebete, beſonders das Vater Unſer, mit Anſtand und mit Andacht beten, lehret ſie ihre Gedanken bey dem Gebete zu Gott erheben, und auf jedes Wort, was ſie ſagen, merken. Stellt euch einmal vor, ihr redet mit unſerm

ſem Fürſten. Was würde der Fürſt ſagen, wenn ihr, während daß ihr mit ihm redet, bald rechts bald links ſähet, allerhand andere Bewegungen machtet, und durch eure ganze Stellung und Gebärden verriethet, ihr denket nicht daran, daß ihr mit einem großen Herrn redet. Würde er nicht eure Bitte euch abſchlagen, und euch von ſeinem Throne hinweg jagen, weil ihr ihm nicht diejenige Ehrfurcht erweiſet, die ihr ihm ſchuldig ſind? Und welch ein unendlicher Unterſchied iſt es zwiſchen einem irdiſchen Fürſten und zwiſchen Gott, dem Herrn aller Dinge? Müßt ihr alſo nicht, wenn ihr mit Gott redet, d. i. wenn ihr betet, die ehrfurchtsvollſte Stellung und Mienen annehmen, und alle eure Gedanken zu dem Vortrage an Gott ſammeln? Aber freylich eure Eltern haben euch ſelbſt, als Kindern, eure Unachtſamkeit und eure übrigen Unarten im Gebete nicht verwieſen. Deſto mehr, da ichs euch ſage, und euch dazu ermahne, müßt ihr ſie nun euren Kindern verweiſen, und ſie andächtig und aufmerkſam beten lehren, damit jedermann, der ſie beten hört oder ſieht, ſagen könne: die Kinder wiſſen, was ſie thun, ſie wiſſen, daß ſie beten. Eben ſo müßt ihr ſie zu einer deutlichen, langſamen und bedächtlichen Ausſprache gewöhnen, wenn ſie in der Bibel leſen, oder ihre Sprüche und Geſänge herſagen, müßt ſie hier und da inne halten laſſen, ſie über dieſes und jenes befragen, was ſie nicht wiſſen, ihnen erklären, damit ſie das, was ſie leſen oder auswendig ſagen, verſtehen. Denn alles Auswendigwiſſen nutzt nichts, wenn man es nicht mit

Verſtand

Verſtand gelernt hat. Ein ſolches Herplaudern iſt bloßes Mundwerk, und geht nicht ans Herz. Alsdann erſt werden uns die Wahrheiten der Religion recht wichtig, wenn wir ſie verſtehen, und wenn ſie unſer Herz rühren. Und wie können ſie anders, als unſer Herz rühren, da ſie uns einen ſo guten Gott und Vater aller Menſchen kennen lehren? Dies führt mich zu der

Dritten Ermahnung, die ich euch geben will. Ich habe euch geſagt, ihr ſolt in euren Kindern Liebe gegen Gott erwecken. Man ſagt uns ſonſten: wir ſollen Gott fürchten lernen. Mit Fleiß habe ich mich dieſes Ausdrucks nicht bedient, weil er euch ſo leicht zum Misverſtändniſſe leitet. Wenn man euch ermahnt, ihr ſollet Gott fürchten, ſo denket ihr wohl, ihr ſollet vor ihm zittern, ihr ſollt euch vor ihm, als einem Tyrannen, angſt und bange ſeyn laſſen, und dieſe falſche Furcht Gottes prägt ihr auch euren Kindern ein. Wenn es donnert, ſo ſprecht ihr zu ihnen: Gott iſt zornig. Wenn der Hagel eure Felder verwüſtet, wenn Seuchen ins Land kommen, wenn eine Waſſerfluth Schaden gethan hat, ſo ſprecht ihr: der Herr iſt ausgegangen, uns zu ſtrafen. Sein Zorn iſt, wie ein verzehrend Feuer! Eure Kinder, die ſich bisher Gott nur gedacht haben, als einen alten, barmherzigen Vater, fangen nun an, ſich ihn vorzuſtellen, wie ſeine Rechte immer mit Blitzen bewaffnet iſt gegen die Menſchen. Es iſt freylich wahr, daß er die Menſchen wegen ihrer Sünden ſtraft und ſtrafen muß, und daß ſeine

Gerichte

Gerichte zuweilen über eine ganze Stadt oder über ein ganzes Land ausbrechen. Allein brauche ihr es euren Kindern so vorzustellen, daß sie glauben, Gott habe eine Freude am Strafen? Warum hat ihr nicht lieber, daß er den Menschen viel lieber Gutes erweise, und nur ungerne strafe, und, daß er, wenn er ja züchtiget, wie ein Vater züchtiget, nemlich so, daß seine Züchtigungen die heilsamsten Wirkungen zur Absicht haben, und erfolgendes auch hervorbringen? Eure Kinder wissen ja noch nichts, was Sünde ist, und zittern schon vor dem Richter. Sie wissen sich noch keine ganze Vorstellung von Gott zu machen, und ihr sagt ihnen schon von einem zornigen Gott. Höret also auf, ihr junges Herz mit so fürchterlichen Gedanken zu quälen, und sagt ihnen, daß Gott unser aller, und besonders auch ihr gütiger und gnädiger Vater sey, daß er sie in dieser Welt und in jenem Leben glücklich machen wolle, und daß sie weder beym Donner noch beym Blitze, noch bey sonsten irgend einer Erschütterung der Natur etwas zu befürchten haben, so lange sie fromm seyn. Alsdann werden sie bey jedem Gedanken an Gott herzlich sich freuen, und ein kindliches Zutrauen gegen ihn bekommen.

Diese Lehren euren Kindern beyzubringen, und in ihnen wahre Begriffe von Gott zu erwecken, habt ihr die schönsten Gelegenheiten. Eure Kinder begleiten euch öfters aufs Feld, oder besuchen euch bey eurer Arbeit. Alles was um euch her ist, ist von der Hand Gottes, alles, was

ihr sehet, ist sein Geschenk. Der Thau, den er fallen läßt, der Regen, den er schickt, die Wolken, die über euren Häuptern stehen, die Sonne, die euch auf den Nacken scheint, der Bach, der eure Wiesen wässert, alles, alles sind seine Werke, die er erschaffen hat, um eure Felder fruchtbar zu machen. Wenn ihr nun euch umsehet, wie muß nicht euer Herz mit Entzücken über seine Güte erfüllt werden, und euer Mund zu seinem Lobe geöffnet werden! Ihr könnt aber Gott nicht besser ehren, als wenn ihr die Wunder seiner Gütigkeit erzählet, und sie unter den Menschen auszubreiten und zu verherrlichen suchet. So nehmet dann eure Söhne und Töchter bey der Hand, laßt sie umhersehen auf alle die herrlichen Anstalten, die der liebreiche Schöpfer zu unserm Nutzen und zu unserm Vergnügen gemacht hat, und spreche zu ihnen: „Kinder! alles, was ihr hier um euch herum sehet, hat unser und euer gütiger Vater im Himmel geschaffen. Was muß das nicht für ein gnädiger Gott seyn, der uns in eine so schöne Welt gesetzt hat. Wir ackern und säen hier, aber was würde all unser Ackern und Säen uns nützen, wenn er nicht sein Gedeihen dazu gäbe? Woher würden wir euch etwas zu essen oder zu trinken geben, womit würden wir euch kleiden können, wenn Gott unserer Hände Arbeit nicht segnete? Und selbst, wenn ihr noch so viel zu essen und zu trinken hättet, was würde es euch helfen, wenn er euch nicht zugleich Gesundheit schenkte? Glaubt es eurem Vater und eurer Mutter, lieben Kinder. Wir thun sehr viel für

euch,

euch, wir ſtehen um euretwillen ſehr vieles aus, um euch, ſo viel wir können, glücklich zu machen, und deswegen liebt ihr uns. Aber wie unendlich mehr hat Gott für euch gethan, und thut noch täglich für euch? Wir können euch nur auf kurze Zeit in Wohlſtand ſetzen, aber nicht ohne Hülfe Gottes. Sehet alſo, alles, was ihr von uns empfanget, das empfangt ihr durch unſere Hände von Gott. Doch ſeine Gütigkeit bleibt nicht nur bey der Glückſeligkeit dieſes Lebens ſtehen. Wenn ihr einmal ſterbet, dann nimmt er euch zu ſich in ſeinen Himmel, und da bleibt ihr ewig bey ihm. Was ihr da für eine Glückſeligkeit genießen werdet, das können wir euch nicht erzählen, das kann kein Menſch ausſprechen. O Kinder! einen ſo guten Gott wolltet ihr nicht lieben? Ihr wollet nicht alles thun, was er von euch verlangt? Ihr ſollter ihn durch Ungehorſam und Sünden betrüben können?„ Liebſten Zuhörer! eure Kinder müßten ſehr harte Herzen haben, wenn ſie nicht durch einen ſolchen Unterricht von den Wohlthaten Gottes, die ihr ihnen auf offenem Felde, unter freyem Himmel, gleichſam vor den Augen Gottes ſelbſt erzählet, an einem Orte, wo ihr von den Ausflüſſen ſeiner Gütigkeit umgeben ſeyd — wenn nicht, ſage ich, ein ſolcher Unterricht einen tiefen Eindruck in ihr Herz machen, wenn ſie euch nicht, durch eure Reden gerührt, auf das heiligſte verſprechen ſollten, Gott ewig zu verehren und zu lieben. Daß kein Ort ſchicklicher iſt, die Menſchen von der Größe des Schöpfers zu überzeugen, und daß

nichts eine stärkere Wirkung auf das Herz des Schülers hat, als wenn ihr ihn mitten unter die Wunder Gottes hinstellt, daß könnt ihr auch an dem Beyspiele unsers theuersten Erlösers sehen, der jedesmal zum Unterrichte seiner Zuhörer die Gelegenheit ergriff, weil die Umstände oft mehr Eindruck auf den Menschen machen, als die zierlichste Rede. Als er dem Volke, das ihm aus allen Städten nachgefolgt war, die Herrlichkeit der von Gott erschaffenen Dinge zeigen wollte, so redte er davon an einen Berg gelagert, wo seine Zuhörer umhersehen, und sich selbst mit ihren eigenen Augen überzeugen konnten. Welche Wirkung mußten daher jene Worte thun: „Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist, wie eine Lilie auf dem Felde.„ Wiederum, da er seine Zuhörer belehren wollte, wie vergeblich die Nahrungssorgen der Menschen, und wie thöricht die Reden derjenigen sind, die da immer sagen: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Sagt' ers ihnen nicht an eben dem Orte, wo er sie durch den Anblick der Vögel unter dem Himmel überzeugen konnte, wie alles unser ängstliches Sorgen nichts hilft? „Sehet die Vögel unter dem Himmel an! Sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater ernähret sie doch! und er weiß auch, daß ihr Nahrung und Kleider bedürfet.„ Ahmet also das Beyspiel des weisesten Lehrers nach, und unterrichtet eure Kinder jedesmal, wo ihr glauben könnt,

daß

daß ihr Herz für eure Lehren am offensten ist. Sie von den Wohlthaten Gottes zu unterrichten, und in ihren zarten Herzen Liebe gegen den himmlischen Vater zu erwecken — was könnt ihr für eine bessere Zeit und Stunde wählen, als wenn ihr auf freyem Felde euer Mittagsmahl genießet, oder bey der grösten Sonnenhitze unter dem Schatten eines Baums ausruhet?

Bisher habe ich euch gesagt, daß ihr vor allen Dingen euren Kindern die Liebe gegen Gott einprägen, und was ihr sie dabey lehren und wie ihr es angreifen sollt, um euch einen guten Erfolg und einen bleibenden Segen von eurem Unterrichte versprechen zu können. Etwas länger, als gewöhnlich, habe ich bey diesem Punkte mich aufzuhalten, weil der ganze Grund einer guten Erziehung darauf beruht. Beobachten eure Kinder die Pflichten, die sie Gott schuldig sind, und lieben sie ihn von ganzem Herzen, so werden sie auch die übrigen Pflichten gegen sich selbst und gegen ihren Nächsten beobachten. Denn z. E. wenn sie Gott aufrichtig lieben, so werden sie in ihrem Leben nie in Versuchung gerathen, einen falschen Eid zu thun, und sollten sie sich das gröste Vermögen dadurch erwerben können. Doch will ich noch von einigen Pflichten reden, die ihr ihnen hauptsächlich einschärfen müßt. Ich will nemlich diejenigen Tugenden nahmhaft machen, die eure Kinder in ihrem künftigen Stande vorzüglich zeigen sollen, und diejenigen Laster, vor denen ihr sie warnen sollt. Von den letztern rede ich zuerst.

Kein Laster iſt unter euch gewöhnlicher, als daß ihr ſo gerne Böſes von einander redet. Hat jemand eine gute Handlung gethan, kaum redet ihr davon. Hat aber einer etwas, das unrecht iſt, begangen, gleich traget ihr es überall aus, laufet zuſammen, um es einander zu erzählen, und vergröſſert es wohl gar. Ja, oft darf euer Nächſter nicht einmal etwas Böſes begangen, ſondern nur irgend einen Schein wider ſich haben, ſo erzählet ihr ſchon die Sache, als gewiß. Dieſes heißt man verläumden, und ein Verläumder iſt allezeit ein Böſewicht. Wenn ich einem andern etwas geſtohlen hätte, ſo könnte ichs ihm vielleicht wieder erſetzen. Aber habt ihr einmal eurem Nächſten ſeinen guten Namen geraubt, ſo könnt ihr ihm ihn nicht ſo leicht wieder geben. Ihr macht ihn auf Zeitlebens unglücklich. Denn jedermann deutet mit Fingern auf ihn, ſeine Mitbürger fangen an, ihn zu haſſen, und zu verfolgen, und ſchlieſſen ihn wohl gar von aller menſchlichen Geſellſchaft aus. Sehet, ſo üble Folgen hat die Verläumdung! Da nun ihr Eltern ſelbſt dieſem Laſter ſo ſehr ergeben ſeyd, ſo müßt ihr deſto mehr ſuchen, eure Kinder davor zu bewahren, damit es in meiner Gemeine gänzlich ausgerottet und der Friede des Dorfes durch daſſelbe nicht weiter geſtört werde. Wenn alſo eure Kinder nach Hauſe kommen, und erzählen euch allerhand Nachrichten von eurem Nachbar, von ſeiner Frau oder ſeinen Kindern, oder von andern Einwohnern, ſo ſagt ihnen, „daß man nicht jedes Gerücht, das im Dorfe herumgeht, glauben, noch viel weniger

nicht es andern sogleich nacherzählen, sondern erst prüfen müsse, ob es wahr sey? Kindern komme am wenigsten zu, dergleichen Nachrichten zu erzählen, weil sie nicht im Stande wären, zu untersuchen, ob sie wahr sind, oder nicht? Man müsse jedesmal von andern das Beste glauben. Wie es ihnen gefallen würde, wenn jemand zu euch käme, und euch sagte: Hier hat euer Sohn, dort hat eure Tochter etwas Böses gethan, und es wäre nicht wahr.„ Sehet, indem ihr eure Kinder auf diese Art, durch dergleichen Ermahnungen, mistrauisch gegen die gehörten Nachrichten macht, gewöhnet ihr ihnen die Verläumdungen ab, und sie werden gewiß nicht so leicht euch wieder Erzählungen zutragen, wenn sie sehen, daß ihr sie nicht so gleich annehmet und sie ihnen nicht glaubet.

Das zweyte Laster, das ihr hauptsächlich aus den Herzen eurer Kinder vertilgen müsset, ist der Neid, ein Laster, das sich schon in der frühesten Kindheit äußert. Wenn eure Tochter schöneres Spielzeug hat, als der Sohn, wenn des Nachbars Kinder in hübscheren Kleidern zur Kirche gehen, so werden sie oft zu euch kommen, und sich bey euch beklagen, daß sie nicht auch so schönes Spielzeug und nicht auch so schöne Kleider haben. Dieses ist der erste Keim des Neides, der sich in dem kleinen Herzen zeigt. Mit der Zeit wird er immer stärker, und endlich so stark, daß er gar nicht mehr auszurotten ist. Daher, so bald er sich bey euren Kindern nur im geringsten verräth, so müßt ihr ihn gleich zu ersticken suchen. Denn je

gröſſer das Kind wird, deſto mehr findet es alsdann Urſache zu beneiden. Erſt beneidet es des Nachbars Sohn nur um ſein ſchönes Kleid, als Mann wird es ihn um Haus und Hof beneiden. Ein ſolch neidiſches Herz iſt eine beſtändige Qual des Menſchen. Er kann nichts anſehen, das er nicht wünſchte, ſelbſt zu haben. Wollt ihr nun, daß eure Kinder von dem Neide nicht geqvält werden, ſo beugt ihm frühzeitig vor. Am beſten, glaube ich, könnt ihr es auf folgende Art. Sehet ihr, z. E. daß eure Tochter gerne auch ſo ein ſchönes Kleid hätte, als ihre Geſpielin, ſo ſagt ihr: daß es nicht darauf ankomme, ob ein Mädchen ein ſchönes Kleid habe. Das ſchönſte Kleid, das ſie ſich ſelbſt anſchaffen könnte, wäre Frömmigkeit und Tugend. Wenn ein Mädchen keuſch und züchtig ſey, ſo ſey ſie immer am ſchönſten geputzt, wenn ſie gleich nicht ſo ſchöne Kleider habe, als eine andere. Wünſcht euer Sohn ſich auch einmal ein ſo großes Erbtheil, als etwa ein anderer Junge im Dorfe zu erwarten hat, ſo lehret ihn, daß aller Welt Güter nicht glücklich machen, daß er niemand beneiden müſſe, der mehr Vermögen habe, als er, wohl aber denjenigen, der mehrere Tugenden zeige, daß nur der Zufriedene der wahre Glückſelige wäre, und daß er ſich auf ſein ganzes Leben unglücklich machen würde, wenn er nach allem gelüſte, was er anſähe. Dieſe und dergleichen Lehren könnt ihr ihnen nicht oft genug wiederholen, bis ihr endlich ſehet, daß ſie Eindruck gemacht, und den Neid aus dem Herzen eurer Kinder verbannt haben.

Auch

Auch das habe ich unter euch bemerkt, daß ihr von Jugend auf ſo gerne Händel anfanget. So bald ein Junge glaubt, daß er ſtärker ſey, als der andere, ſo fängt er an ihn zu necken, und zu plagen, bis es endlich zum Handgemenge kömmt. Das geht immer ſo fort, mit den Jahren wächſt eure Händelſucht. Das kleinſte Wort kann euch in Feuer und Flammen ſetzen. Wo ihr euch mit einander vergnügen ſollet, ſchimpfet und ſchlaget ihr einander. Daher habt ihr oft ſo viele Verdrüßlichkeiten und ſo viele Unkoſten, deren ihr überhoben ſeyn könntet. Je mehr ihr alſo ſehet, ihr Eltern, daß ihr ſelbſt von dieſer Unart angeſteckt ſeyd, deſto mehr müßt ihr ſuchen, eure Kinder gänzlich davor zu bewahren, oder ſie ihnen abzugewöhnen. Warum ſollter ihr euch euch nicht alle mögliche Mühe deswegen geben, da oft die Eltern ſelbſt ſo vielen Verdruß davon haben, wenn ihre Kinder ſich mit andern herumgeſchlagen haben? Noch ſchändlicher iſt es, wenn ſo gar eure Kinder unter ſich ſelbſt uneins ſind, und Brüder und Schweſtern immer mit einander zanken. So oft ihr ſolche Uneinigkeiten, die in Thätlichkeiten ausbrechen könnten, bemerket, ſo unterſuchet den Streit und entſcheidet ihn nach der Billigkeit. Strafet dasjenige Kind deſto empfindlicher, das Unrecht gehabt hat, und etwa gar das andere, weil es ſtärker oder älter war, zugleich ſchlagen wollte. Sehen die Kinder, daß ſie an euch billige Richter finden, ſo werden ſie nach und nach ihre kleinen Händel

selbst unter sich auszumachen aufhören, und sie eurer Entscheidung überlassen.

Lieben Zuhörer! gerne wollte ich so die ganze Reihe von Lastern durchgehen, vor denen ihr eure Kinder bewahren müsset. Allein theils habe ich euch sattsam schon gelehret, was euch in den Gesetzen Gottes verboten ist, und überhaupt, wißt ihr, daß, wovor ich euch warne, ihr auch eure Kinder warnen müsset, theils würde ich heute zu weitläuftig werden, und auch zu viel auf einmal sagen. Daher machte ich nur diejenigen Laster nahmhaft, zu denen eure Kinder vor andern geneigt sind, und daher will ich auch nur einige derer Tugenden berühren, die ihr in eurem Stande vorzüglich ausüben müsset.

Ich habe euch einmal gesagt, daß die Menschen nicht immer so, wie jetzo, beysammen in Städten und Dörfern, sondern zerstreuet, gewohnt haben. Sie fanden aber, daß man allein nicht so viel ausrichten kann, als wenn man in Gesellschaft ist. Daher traten sie zusammen, errichteten Gemeinschaften unter sich, und machten unter sich gleichsam einen Bund, daß sie einander in allen Dingen, wo einer des andern Hülfe nöthig hätte, unterstützen wollten. Daher ist die Dienstfertigkeit eine der vornehmsten Tugenden für Menschen, die in Gesellschaft mit einander leben. Und nicht nur gegen diejenigen muß man dienstfertig seyn, die uns unsere Mühe bezahlen, son-

sondern auch gegen andere, die sie nicht bezahlen können. Euch ist z. E. ein Stück Vieh unterwegens niedergefallen. Ihr allein, ohne alle Hülfe, könnt es nicht wieder in die Höhe bringen. Wie würde es euch gefallen, wenn alle Vorübergehenden sich weigerten, Hand anzulegen, bis ihr ihnen vorher etwas gegeben hättet? Fraget daher nicht, wenn euer Nachbar einen Dienst von euch verlangt, ob er ihn auch bezahle? Denn ihr könnt wieder in den Fall kommen, wo ihr seine Hülfe brauchet, und ihn nicht dafür belohnen könnet. Sehet also, da die gegenseitige Dienstfertigkeit den Vortheil der ganzen Gesellschaft befördert, so haltet eure Kinder frühzeitig dazu an, gegen jedermann dienstfertig zu seyn. Schon, als Kinder, können sie ältern Leuten allerhand kleine Dienste erweisen, dieses oder jenes zutragen, hier und da etwas hüten, irgendwohin für andere gehen und dergleichen. Werden sie als Kinder sich so gefällig gegen jedermann bezeugen, so dürfen sie sicher hoffen, daß ihnen mit der Zeit, wenn auch sie einst Hülfe nöthig haben, jedermann zu Hülfe eilen, jedermann mit Vergnügen Hand mit ihnen anlegen wird.

Ich finde unter euch einen so starken Hang zum Lügen und zur Untreue, daß ich unter den Haupttugenden, die ihr eure Kinder lehren sollet, auch der Aufrichtigkeit erwähnen muß. Jene Laster habe ihr euch schon als Kinder angewöhnet, und werdet bemerken, daß auch eure Kinder frühzeitig genug einige Fertigkeit darinnen verraten.

Wenn

Wenn sie einen kleinen Vortheil bey irgend einem Handel mit ihrem Spielgesellen haben können, so scheuen sie sich nicht, ihre Waare für besser auszugeben, als sie es wirklich ist, um den kleinen Vortheil zu erhalten. Werden sie gröſſer, so können sie bey ihrem Handel und Wandel noch gröſſern Vortheil von dem Betruge haben, und scheuen sich daher um so weniger, wirklich zu betrügen, zum Exempel ein krankes Pferd, das sie einem andern anschwatzen wollen, für gesund anzugeben, ein Haus für dauerhafter gebaut, einen Garten für einträglicher, als sie wirklich sind. Eben so gewöhnen sie sich andere Arten von Lügen an. Sie sind etwa an einem Orte gewesen, wo ihr ihnen verboten habt hinzugehen. Wenn sie nach Hause kommen, fragt ihr sie, wo sie gewesen sind, und weil sie wissen, daß sie den wahren Ort nicht sagen dürfen, berichten sie euch mit Lügen. Ihr glaubt ihnen, und es gelingt ihnen ein oder ein paarmal. Nun werden sie schon kühner und lügen schon dreister. Ja die Eltern haben so gar die Schwachheit, zuweilen zu ihren Lügen, wenn sie allenfals Verstand verraten, zu lächeln, oder sie wenigstens nicht zu bestrafen. Ist es daher ein Wunder, wenn sie immer weniger aufrichtig werden? Woher kömmt es denn, daß ihr so oft von andern Leuten sagen müsset: ey, das hätte ich nicht von dem Manne gedacht! Nicht wahr daher, weil so viele sich angewöhnt haben, anders zu reden, als zu denken? Woher kömmt es, daß ihr so oft etwas für Wahrheit gehalten habt,

das

das ihr am Ende zu eurer Beschämung falsch findet? Nicht wahr, weil andere, aus einer unbegreiflichen Lust, lieber zu lügen, als die Wahrheit zu erzählen, euch mit Lügen berichtet haben? Woher kömmt es endlich, daß oft die Obrigkeit so gar Zwangsmittel anwenden muß, um die Wahrheit herauszubringen? Gewis daher, weil der kleinste Vortheil euch reizen kann, die Wahrheit zu verhehlen. O ihr Menschen! ist es nicht Schande für euch, daß man die Wahrheit von euch heraus zwingen muß? Schande für die Geschöpfe des Gottes, der die Wahrheit selbst ist, und daher alle Lügner hassen und von seinem Angesichte verstoßen muß. Ihr habt wirklich schwerere Verantwortung davon, als ihr wohl denken möget. Daher ermahne ich euch, eure Kinder von Jugend an zur Aufrichtigkeit zu gewöhnen. Durch eure Strenge treibt ihr sie gleichsam zum Lügen. Weil sie Streiche befürchten, wenn sie die Wahrheit sagen, so lügen sie. Seyd also nicht zu strenge gegen sie. Verbrecher ihnen, sie nicht zu strafen, wenn sie auch unrecht gethan haben, wenn sie nur die Wahrheit nicht verhehlen, und ihr Vergehen bekennen. Allemal kann ihnen ihre Lüge doch nicht gelingen. Ertappt ihr sie nun, so müßt ihr sie desto schärfer züchtigen, damit sie einsehen, daß ihnen das Lügen den größten Schaden bringt, und erkennen, daß sie mehr Vortheil davon haben, die Wahrheit zu reden. Ueberhaupt aber könnt ihr es dahin bringen, daß sie gegen euch in allen Dingen aufrichtig sind, wenn ihr sie nicht wegen jeder Kleinigkeit anschnar-

cher

cher und gleich von Ruthen redet, sondern sie zu gewinnen suchet durch eine liebreiche und freundliche Untersuchung, damit sie nichts vor euch verborgen halten, und euch das Innerste ihres Herzens eröfnen. Habt ihr sie gewöhnet, einmal aufrichtig gegen euch zu seyn, so werden sie es auch gegen ihren Nächsten werden.

Aus der Ursache, die ich vorhin angeführt habe, will ich izt nicht mehrerer Tugenden erwähnen. Es genüget mir heute, euch überhaupt zu sagen, daß ihr Eltern alle Tugenden, die ich euch selbst anpreise, auch eure Kinder lehren sollt.

Nun will ich euch nur noch einige allgemeine Lehren geben, die ihr bey der Erziehung eurer Kinder zu beobachten habt. Ich habe euch diesen Augenblick gezeigt, was die Strenge für üble Folgen in Ansehung der Aufrichtigkeit hat, und so hat sie auch üble Folgen in andern Stücken. Daher gebe ich euch überhaupt erstlich diese Lehre: seyd nicht zu strenge gegen eure Kinder. Ich habe Hausväter gekannt, und kenne noch einige, die ihren Kindern kein gutes Wort geben konnten. Alles, was sie ihnen sagten, wurde mit Poltern gesagt, und hatten vollends die Kinder etwas verbrochen, dann geriethen sie in einen solchen Zorn, daß alles vor ihnen zitterte und bebte. Was gewannen diese Väter durch ihr ungestümes Wesen? Nichts. Die Kinder waren sittsam und stille, so lange der Vater da war, war er aber weg, dann trieben sie es ärger, als jemals. Ist das eine wahre Sittsamkeit, eine wahre Frömmigkeit, wenn ich nur aus Furcht vor der Strafe sitt-

sittsam und fromm bin? Ihr habt ein Sprüchwort, das ich hier sehr wohl anwenden kann. Wenn man den Hund zum Jagen tragen muß, sagt ihr, so ist es nicht gut. Eben so wenig ist es nicht gut, wenn man die Kinder zwingen muß, tugendhaft zu seyn. Denn wer nur gezwungen tugendhaft ist, der wird bald aufhören, tugendhaft zu seyn, so bald er keine Strafe mehr zu befürchten hat. Wenn der Dieb unter dem Galgen steht, wird es ihm freylich nicht mehr einfallen zu stehlen. Aber laßt ihn in die weite Welt laufen, so wird er den Galgen bald vergessen, und wieder anfangen zu stehlen. Wer also wahrhaftig tugendhaft ist, der muß es deswegen seyn, weil er erkennt, daß es besser ist tugendhaft, als lasterhaft zu seyn, und daß die Tugend allein dem Menschen eine wahre Glückseligkeit so wohl in diesem, als in jenem Leben verschaft, weil wir ihr hier ein reines, ruhiges Gewissen und Zufriedenheit mit uns selbst, und dann in jener Welt das Anschauen Gottes zu verdanken haben. — Zudem bringt die allzugroße Strenge der Eltern auch noch diesen Schaden, daß die Kinder allzufurchtsam und schüchtern werden. Sehet nur einmal ein solches Kind an, das allzuhart gehalten wird. Es wird es kaum wagen, die Augen aufzuheben, und wird immer glauben, die Ruthe schwebe über seinem Haupte. So bekommen die Kinder eine knechtische Furcht und eine sklavische Denkungsart, und das ist nicht gut. Denket einmal, ihr allzustrengen Eltern, wie Gott mit euch verfährt. Ihr sündiget täglich gegen ihn.

Zuch-

Züchtiget er euch deswegen alle Augenblick? Zeigt er gegen euch nicht mehr Langmuth, als Strenge, die ihr doch so oft verdienet? Will er, daß ihr bey jedem Gedanken an ihn zittert? Eben so, bitte ich euch, seyd keine Tyrannen gegen eure Kinder, weil die übermäßige Strenge nicht nur den Schaden mit sich bringt, den ich euch angezeigt habe, nemlich eine knechtische Furchtsamkeit, sondern euch auch eures Zwecks verfehlen läßt, indem die Tugend und Frömmigkeit nicht durch Schläge und Zanken dem Herzen der Kinder eingeprägt werden kann.

Aber auf der andern Seite warne ich euch zweytens, daß ihr die Kinder nicht zu sehr merken lasset, wie sehr ihr sie liebet. Jenes, die allzugroße Schärfe ist gemeiniglich ein Fehler der Väter, und dieses, die allzugroße Liebe, größtentheils ein Fehler der Mütter. Wenn jene sie bey jedem Schritte, den sie thun, zittern macht, so macht hingegen diese, daß sie glauben, alles wagen zu dürfen, weil sie wissen, daß man sie liebt, und daß man ungerne daran geht, sie zu züchtigen. Beydes ist also ein großer Fehler der Eltern, und diese beyden Fehler haben einen schädlichen Einfluß auf die Kinderzucht, aber der letztere, wo möglich, einen noch schädlicheren, als der erste. Denn bey dem erstern sind die Kinder den Eltern, wiewohl nicht allemal aus freyer Neigung, sondern zuweilen aus Zwang, gehorsam. Aber verrathen die Eltern eine allzunachsichtsvolle Liebe, so verliehren die Kinder alle Ehrfurcht gegen die Eltern, und wagen es wohl gar, sich zu

weigern,

weigern, ihnen Gehorsam zu leisten. Mit den Jahren nimmt dieser Ungehorsam zu, und am Ende fangen wohl diese ungerathenen Kinder an, den Eltern zu befehlen. Daher kömmt es denn, daß ihr, wenn eure Kinder groß sind, oft klagen müsset, sie gehorchen euch nicht. Ihr guten Leute, ihr dürfet nicht klagen, wenn ihr es nicht versehen hättet, da sie jung waren. Ueberhaupt aber giebt es nicht leicht ungerechtere Klagen, als die Klagen der Eltern über ungerathene Kinder. Denn die Eltern sind größtentheils selber Schuld, wenn die Kinder nicht gerathen sind. Die heilige Schrift stellt uns ein solches Beyspiel dar, welch eine schlimme Wirkung auf die Kinder die allzugroße Nachsicht der Eltern hat. Eli, der Hoheprieſter, mußte sich immer erzählen lassen, was seine Söhne für Ausschweifungen begiengen, aber er wagte es nicht, sie ihnen zu verweisen. Daher fiengen sie an nicht nur ihren Vater nicht mehr zu achten, sondern so gar vor den Augen des ganzen Volks scheueten sie sich nicht mehr, ihr ärgerliches Leben fortzusetzen. Was hatte aber die Sache für einen Ausgang? Dieſen, der Tod der Söhne, die der Herr in einer Schlacht gegen die Philister umkommen ließ, zog auch den Tod des Vaters nach sich. So mögen denn solche schwache Eltern auch die üblen Folgen auf sich nehmen, die ihre nachsichtsvolle Erziehung nach sich zieht!

Was ist denn also zu thun? Seyd weder zu strenge, noch zu gelinde, sondern haltet die Mittelstraße zwischen beyden. Sind eure Kinder

zum erstenmal ungehorsam, oder begehen sie etwas, das nicht recht ist, so ermahnet sie ganz liebreich, das zweytemal nachdrücklicher, das drittemal drohet ihnen. Haben sie durch Worte sich nicht bessern lassen, dann wird ein weiser Vater den Sohn, den er liebt, züchtigen, nur züchtige er ihn so, daß der Sohn immer noch sieht, der Vater züchtige ihn nicht, weil er Lust daran habe, ihn zu züchtigen, sondern weil es das eigene Beste des Sohnes erfordere. Und dann müssen die Eltern auch einen großen Unterschied machen zwischen einem Versehen und zwischen einer Bosheit. Es giebt Eltern, die auf ein Kind zuschlagen, wenn es nur aus Unachsamkeit irgend etwas aus der Hand fallen ließ. Eine unvorsichtige Handlung, die ja wohl ein ältrer Mensch zuweilen begehet, strafet nur mit Worten. Sehet ihr hingegen, daß das Kind einem andern etwas mit Gewalt entrissen, daß es ein anderes muthwillig geschlagen, daß es euch vorsetzlich mit einer Lüge hintergangen, daß es seine Geschwister fälschlich angeklagt, daß es über eure billige Entscheidung in dieser oder jener Sache gemurrt hat, und was dergleichen Unarten mehr sind, die größtentheils ein böses Herz und einen Vorsatz verrathen — dann könnt ihr schärfer zu Werke gehen. Endlich habt ihr bey den Strafen sehr darauf zu sehen, ob das Kind sonsten schon öfters eine Anlage zur Bosheit verrathen hat, oder ob es sich diesesmal von andern hat verführen lassen? Es hätte sich nicht sollen verführen lassen, das ist wahr. Aber es mildert doch

doch seine Schuld einigermaßen, daß es nicht selbst verführte, sondern verführt wurde.

Um zu erfahren, ob eure Kinder Anlage zu vorsetzlicher Bosheit haben, oder nicht? Und überhaupt um ihre Neigungen zu erforschen, müßt ihr sehr aufmerksam auf ihre Reden und Handlungen seyn, und dieses ist die dritte allgemeine Regel, die ich euch gebe. Nirgends aber könnt ihr sie mehr kennen lernen, als bey ihren Spielen. Ich bin daher mit denjenigen Eltern gar nicht zufrieden, die ihren Kindern fast gar nicht, oder doch ungerne ein Spiel erlauben. Den Nutzen abgerechnet, daß ihr Körper bey den Spielen in beständiger Bewegung ist, und daß diese Bewegung ihre Gesundheit erhält, so hat das Spielen der Kinder auch noch den Vortheil, daß sie bey demselben denjenigen, der sie beobachtet, ihr ganzes Herz gleichsam öffnen. Das eine Kind sucht die andern nur zu täuschen, das andere geht ehrlich zu Werke, das eine will alles mit Gewalt durchsetzen, das andere sucht seinen Vortheil durch Nachgeben zu erhalten, das eine will allen übrigen befehlen, das andere scheint nur gebohren zu seyn, um zu gehorchen, das eine zeigt viel Verstand, indem es den Augenblick etwas erfindet, das andere scheint zu träge, über etwas nachzudenken. Und so mag ein Kind Neigungen haben, was für welche es will, so wird man beym Spiele mit andern Kindern Spuren davon entdecken. Diesen Spuren nun müßt ihr nachsehen, und sie entweder in den tugendhaften Neigungen, die sie

an den Tag legen, zu bestärken, oder von den bösen, die sie verrathen, abzubringen suchen. Sagt dem kleinen Betrüger, daß man auch in Kleinigkeiten nicht betrügen müsse, weil man es sich alsdann so leicht in grössern Dingen angewöhne; dem gewaltthätigen Kinde, wie es ihm gefallen würde, wenn ihn ein anderer stärkerer zu etwas zwänge? Dem eigensinnigen, daß man sich oft nach andern, in erlaubten Dingen, richten müsse, um die Lust der übrigen nicht zu stören. Ermuntert das träge, gebt dem ehrlichen euren Beyfall, ermahnet das großmüthige, in allen Stücken eine so löbliche Denkungsart zu zeigen. Kurz, sagt einem jeden, was die Neigung, die es verräth, erfordert. Itzt ist die Bosheit und die Tugend in dem Herzen der Kleinen noch nicht allzutief eingewurzelt. Ihre tugendhafte Gesinnungen können wieder ausgerottet werden, wenn sie etwa in der Folge in böse Hände fielen. Daher sucht sie in der Tugend zu befestigen. Wiederum auch ihre böse Neigungen sind noch nicht allzustark, daher müßt ihr darauf bedacht seyn, so lange es noch Zeit ist, auch den ersten Keim derselben zu vertilgen. Das Herz eines Kindes wird nicht unrecht mit weichem Wachse verglichen. Ihr könnt Figuren darinnen abdrucken, welche ihr wollt. Drückt also die Tugend tief darein, so wird der Eindruck bleibend seyn.

Ihr habt die Gewohnheit, wenn eure Kinder etwas recht gemacht, oder eine gute That begangen haben, sie dafür zu belohnen. Dieses

giebt mir Anlaß zur vierten Regel. Muntert eure Kinder nicht durch Belohnungen zur Tugend auf, sie möchten sonsten die Tugend nur aus Eigennutz lieben. Ganz will ichs euch nicht verwehren, sie zuweilen wegen einer guten Handlung zu belohnen, aber daran gewöhnen müßt ihr sie nicht. Ich habe oft Kinder sagen hören: Vater, Mutter, gebt mir das, ich habe ja das und das gethan, ich bin ja fleißig gewesen, ich bin ja zu Hause geblieben, und dergleichen. Zeigen diese Reden nicht, daß sie glauben, man sey ihnen eine Belohnung schuldig? Solchen Kindern, die eine Belohnung fordern, müßt ihr antworten, daß sie keine Belohnung verdienen, wenn sie daß thun, was sie schuldig sind zu thun, daß man nicht fromm seyn müsse, weil Gott den Himmel versprochen habe — denn daß Gott die Frommen mit der himmlischen Seligkeit belohnt, ist immer bloße Gnade — sondern, weil wir ihm zu gefallen suchen müssen, und wissen, daß nur der Fromme ihm gefällt, und daß also, wenn die Kinder gehorsam gewesen sind, sie nur ihre Schuldigkeit gethan, und nichts damit verdient haben. Ueberhaupt müßt ihr ihnen die Tugend nicht durch eure Belohnungen liebenswürdig zu machen suchen. Die Tugend belohnt sich selber, so wie das Laster sich oft selber bestraft. Ein Mörder wird von einem bösen Gewissen, ein Unmäßiger von Krankheiten gequält, ein Fauler durch Dürftigkeit, ein Verläumder dadurch, daß jedermann seinen Umgang meidet, ein Undankbarer, daß man ihm nichts mehr giebt, ein Undienstfer-

tiger, daß man ihn in seiner Noth verläßt, ein Lügner durch Verachtung gestraft, lauter unmittelbare Folgen von diesen Lastern! Hingegen werdet ihr sehen, wie der Nüchterne immer so munter ist, wie der Arbeitsame immer hat, was er braucht, wie dem Dienstfertigen das ganze Dorf zu Hülfe eilt, wie man dem Dankbaren oft anbietet, was er nicht wagt sich auszubitten, mit Einem Worte, wie der Tugendhafte immer ruhig und zufrieden ist; weil die Tugend ein gutes Gewissen zeugt. Dieses — die natürlichen Folgen der Tugend und des Lasters — stellet euren Kindern fleißig vor, so werden sie auf der einen Seite das Laster fliehen, nicht so wohl weil es ihr oder die Obrigkeit öfters, sondern weil es sich allemal selbst straft, und werden die Tugend lieben, nicht so wohl, weil ihr sie zuweilen belohnet, sondern weil sie selbst ihre Belohnung mit sich bringt.

Endlich — und das ist die letzte Regel, die ihr vornemlich immer vor Augen haben müsset — **geht euren Kindern in allen Stücken mit einem guten Beyspiele voran.** Die besten Lehren gehen an den Menschen verlohren, wenn man den Lehrer selbst anders handeln sieht. So manche gute Ermahnung des Predigers hat den erwünschten Nutzen nicht, weil der Prediger oft selbst anders lebt, als er lehret. Daher könnt ihr euch keinen guten Erfolg eurer Erziehung versprechen, solltet ihr auch alle andere Regeln, die ich euch gegeben habe, aufs genauest beobachten,

wenn

wenn ihr ſelbſt nicht diejenige fromme und tugendhafte Leute ſeyd, zu denen ihr ſie machen wollt. So weit kann euer Sohn oder eure Tochter ſchon denken, daß ſie den Unterſchied zwiſchen euren Lehren und zwiſchen eurem Leben, wenn es von der Tugend abweicht, einſehen. Müſſen ſie nicht ſchlieſſen: ey, wenn denn die Tugend ſo gute Wirkungen hervorbringen und die Menſchen ſo glücklich machen ſoll: warum folgen meine Eltern ſelbſt nicht den Vorſchriften, die ſie mir geben? Hat der Vater dem Kinde des Morgens die Vortheile von einem nüchternen und mäßigen Leben vorgeſtellt; was muß es denken, wenn er des Abends betrunken nach Hauſe kömmt. Ihr habt es ermahnet, mit allen Kindern Friede zu halten, und gegen jedermann freundlich und gefällig zu ſeyn, und den andern Tag zankt ihr Eltern euch ſelbſt aufs heftigſte mit einander. Ja, was ſie nicht einmal von euch wiſſen, das habt ihr wohl gar die Thorheit ſelber zu erzählen. Oft, wenn ihr des Abends zuſammen kommt, unterhaltet ihr euch von euren Jugendſtreichen in Gegenwart eurer Kinder. Das Kind merkt ſie ſich, und übt ſie bey Gelegenheit wieder aus. Was könnt ihr da machen? Welch ein Vorwurf für euer Gewiſſen muß es ſeyn, wenn es euch vorhält, daß ihr ſelbſt an dem Verbrechen des Kindes ſchuld ſeyd? Und wie oft findet man nicht, daß Eltern durch ihr böſes Beyſpiel ihre Kinder verderben haben? Wie oft iſt der Sohn eines diebiſchen Vaters wieder ein Dieb? Und der Sohn des Säufers wieder ein Säufer? — Ich will euch das

Gewiſſen nicht weiter ſchärfen. Aber prüfet euch ſelbſt, ob ihr euch in dieſem Punkte nichts vorzuwerfen habt? Wie glücklich ſind die Eltern, die ſich nichts vorzuwerfen haben, die ihren Kindern mit ihrem guten Beyſpiele vorangehen, und durch ihr gutes Beyſpiel ihr Haus zu einer Tugendſchule machen! Wie viel Freude erleben ſie an ihren Kindern! Und wie groß wird ihr Lohn im Himmel ſeyn!

Aber wehe denen, die durch eine ſchlimme Erziehung ihre Kinder ins Verderben geſtürzt haben! Welch ſchwere Rechenſchaft werden ſie dafür geben müſſen! Schrecklicher kann ich mir nichts denken, als Kinder gezeugt zu haben, um ſie unglücklich zu machen. Fühlen denn ſolche Eltern gar nichts von der Liebe anderer Eltern gegen ihre Kinder? Wenn andere Eltern Tag und Nacht darauf denken, die ihrigen glücklich zu machen: ſinnen dann ſolche Eltern nur auf das Unglück ihrer Kinder? — Ich kann nichts hinzuſetzen, als dieſe Bitte an Gott, daß er den Sinn ſolcher ruchloſen Eltern ändern möge.

O du, der du dir aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge Lob zubereitet haſt, gieb dem Worte, das ich geredet habe, Kraft, und laß es tauſendfältige Frucht bringen. Segne die Bemühungen der Eltern, ihre Kinder gut zu erziehen, und ſchenke den Kindern ein lenkſames Herz, das die Mühe der Eltern nicht vergeblich macht!

Sie-

Siebente Predigt.

Von der Glückſeligkeit des Landmanns.

Bey einem Menſchen, der ſich für den unglücklichſten unter der Sonne hält, haben freylich alle Ermahnungen, daß er vergnügt und zufrieden ſeyn ſoll, gröſtentheils keinen Eindruck. So lange er ſeinem Grame nachhängt, und in ſeine traurige Vorſtellungen, ſo zu ſagen, verliebt iſt, mag man ihm noch ſo lange vorſchwatzen, daß alles Unglück bald vorübergehe, daß man nicht alles von der ſchlimmſten Seite anſehen müſſe, und daß es gewiß noch unglücklichere gebe, als er iſt, er wird weder ſein Ohr noch ſein Herz den Troſtgründen öfnen.

Faſt ſo geht es mir mit euch, lieben Zuhörer. Ich habe euch einmal ermahnt, zufrieden zu ſeyn, und habe euch gezeigt, welch ein groſſes Glück die Zufriedenheit iſt. Aber ich muß befürchten, daß meine Rede nicht diejenige Wirkung gehabt habe, die ich mir verſprach, weil es ſcheint, daß ihr glaubt, immer noch Urſache zu haben, unzufrieden zu ſeyn. Ihr wähnet, glücklicher zu ſeyn, wenn ihr in einem andern Stande lebtet. „Welch ein mühſeliges Leben, ſprecht ihr,

führen wir! Von Morgen bis in den Abend müssen wir arbeiten, und in dem Schweiße unseres Angesichtes unser Brod essen. Im Sommer müssen wir fast vor Hitze auf dem Felde vergehen, und im Winter zuweilen unser Stückchen Brod in der grimmigsten Kälte suchen. Und wie wenig ist es am Ende, was wir uns durch alle Mühseligkeiten erwerben? Kaum daß wir das elende Leben hinschleppen. Wie sauer müssen wir es uns zuweilen um einiger Groschen willen werden lassen. Aber wie ganz anders sieht es in der Stadt aus. Da sehen wir nichts, als wohlhabende Leute, da fährt man in Kutschen, da braucht man sich sein Bischen Brod nicht so sauer zu erwerben. Mit weniger Arbeit verdient man sich da vieles Geld, und was dergleichen Klagen mehr sind.

So laßt uns denn untersuchen, meine Freunde, ob eure Klagen gegründet sind? Wir wollen sehen, ob die Städter so glücklich, und ihr so unglücklich seyd, als ihr glaubt?

Doch, ich will es euch im Anfange zugeben, daß euer Stand der unglücklichste ist. Habt ihr deswegen ein Recht, damit unzufrieden zu seyn? Hat nicht Gott euch in diesem Stande lassen gebohren werden? Also, mit dem Stande, in welchem wir gebohren sind, unzufrieden seyn, heißt mit der Führung Gottes unzufrieden seyn. Und wider Gott werden ihr doch nicht murren wollen? Könnet ihr wissen, warum er euch gerade in diesen und keinem andern Stande hat lassen gebohren

bohren werden? Konnte er nicht vorausſehen, daß ein anderer Stand ein noch gröſſeres Unglück für euch ſeyn würde? Liebſten Brüder! mit der Führung Gottes müſſen wir allemal zufrieden ſeyn, und haben auch die gegründeſten Urſachen, es zu ſeyn. Denn von ſeiner väterlichen Liebe, die er uns bey ſo vielen tauſend Gelegenheiten erweiſet, dürfen wir überzeugt ſeyn, daß ſie die beſten und für unſere wahre Glückſeligkeit dienlichſten Abſichten hat. Mein Weg, den mich die Vorſicht meines Schöpfers durch dieſes Leben zu führen beſchloſſen, mag alſo über noch ſo viel Steine, über Dornen und Klüfte hinweggehen, nie ſoll es mir einfallen, mit dem liebreichen Gott zu rechten, und ihn zu fragen: warum führeſt du mich dieſen rauhen Weg, und nicht blumichte Pfade? Erſt am Ende, nemlich alsdann erſt, wenn wir an dem Ziele unſerer Laufbahn ſtehen, und den ganzen Weg, den wir zurücke gelegt haben, überſehen können, dann erſt werden wir die Urſachen finden, warum wir dieſe, und keine andere Straße wandeln muſten. Vielleicht lag auf dem blumichten Pfade, den ihr geführt zu werden wünſchet, eine Schlange. Vielleicht, wenn einer oder der andere mit ſeinem Stande Unzufriedene in einem höhern, und ſeiner Meynung nach glücklichern, Stande wäre gebohren worden, vielleicht hätte ihn die Ehre oder das Geld oder ſonſten etwas zu einem Böſewichte gemacht. Wie mancher wünſcht ſich einen Sohn? Wenn er ihn erhielte, würde er vielleicht nur Herzeleid an ihm erleben. Ich will euch ſagen, daß ich mir in

meinem

meinem Leben verſchiedenes gewünſcht habe, wovon ich glaubte, daß mein ganzes Glück abhieng. Wie viele Mühe gab ich mir nicht, meinen Wunſch erfüllt zu ſehen? Was machte ich nicht für Entwürfe, um meinen Plan auszuführen? Aber ich brachte nichts zu Stande, meine beſten Entwürfe wurden durch Zufälle, die ich nicht vorhergeſehen hatte, und oft nicht vorherſehen konnte, vereitelt, und ich hielt mich für ſehr unglücklich, daß ich eine Sache, an der ich Jahre lang gearbeitet hatte, nicht ausführen konnte. Hinten nach, meine Lieben, ſah ich, wie gut es Gott mit mir gemeynt hatte, daß meine Projekte nicht ausgeführt wurden. Dieſes vermeyntliche Glück, das ich mir wünſchte, wäre wirklich mein Unglück geweſen, und ſo iſt im Gegentheile ein vermeyntliches Unglück oft ein wahres Glück. Merkt euch dieſes, und drückt dieſe Wahrheit — Was Gott thut, iſt aufs Beſte gethan — eurem Herzen tief ein, ihr werdet oft in eurem Leben einen recht guten Gebrauch von derſelben machen können.

Ueberhaupt aber will ich euch noch dieſe Lehre geben. Wenn wir in einem Zuſtande ſind, der unangenehm iſt, ſo verbeſſern wir ihn dadurch nicht, daß wir darüber bittere Klagen führen, und darüber unzufrieden ſind, ſondern dadurch, wenn wir ihn ertragen lernen. Anfangs zwar koſtet es einige Geduld und Ueberwindung, nach und nach ſchicken wir uns darein, und am Ende finden wir wohl gar, daß der Zuſtand, den wir anfangs

anfangs für unerträglich hielten, etwas Angenehmes hat. So macht auch ihr euren Zuſtand dadurch, daß ihr murret, nicht beſſer. Viel beſſer würdet ihr thun, ihn ertragen zu lernen, und zuletzt würdet ihr vielleicht überzeugt werden, daß ihr glücklicher ſeyd, als ihr dächtet.

Und daß ihr wirklich glücklicher ſeyd, als ihr denket mögt, dieſes iſt meine Abſicht, euch heute zu zeigen. Ihr werdet es beſonders ſehen, wenn ich die Glückſeligkeiten eures Standes ſchildern, und euren Zuſtand mit dem Zuſtande des Städters vergleiche.

Es giebt in den Städten hauptſächlich zweyerley Gattungen von Leuten, die eine, die ſo viel Vermögen hat, daß ſie nicht durch Arbeit ſich etwas zu verdienen nöthig hat, und nur von ihren Zinſen lebt; die andere, die ſich ihr Brod durch allerhand Arten von Arbeiten verdienen muß. „Ach, denkt ihr, was muß das für ein glückliches Leben ſeyn, wenn man alles im Vollauf hat, und nicht zu arbeiten braucht. Ein ſolches Leben möchten wir uns wünſchen.„ Lieben Freunde! der äußerliche Glanz blendet euch. Betrachtet aber einmal die Lebensart dieſer reichen Leute etwas näher. Weil dieſe Leute keine Arbeit haben, oder wenigſtens keine Arbeit, die ihren Körper in Bewegung ſetzt, ſo ſind ſie faſt beſtändig krank. Schon an ihrer blaſſen Farbe, an ihrem ſchwachen Gange ſieht ihr ſchon, daß es ihnen nicht recht zu Muthe ſeyn muß. Und ſieht ihr vollends

in

in das Innere ihres Hauses hinein, da ist nichts, als Unmuth und Verdruß. Es schmeckt ihnen kein Essen, sie haben keinen ruhigen Schlaf, beydes, weil sie sich niemals müde gearbeitet haben. Da sitzen sie auf ihren weichen Stühlen, und wissen nicht, was sie vor Langeweile anfangen sollen. Und eben daher, weil sie nicht wissen, wie sie die Zeit hinbringen sollen, verfallen sie auf allerhand Zeitvertreibe, die entweder sündlich sind, oder, wenn sie es auch nicht sind, doch wenigstens nützlichern Beschäftigungen Platz machen könnten.

Von allen diesen Uebeln wißt ihr nicht das geringste. Daher ist es euch eben so unbekannt, was für ein Unglück die Langeweile ist. Aber glaubt es mir, der ich oft die Städter darüber klagen hörte, daß derjenige recht unglücklich ist, der von derselben geplagt wird. Jeder Tag ist ihm ein Jahr, jede Stunde ein Tag, und jeder Augenblick eine Stunde. Er weiß nicht, wo aus noch ein. Wenn es Morgen ist, so seufzet er nach dem Abend, und den Abend seufzet er nach dem andern Morgen. Der elendeste Zeitvertreib ist ihm willkommen, weil er einen bessern nicht kennt. Kurz, solchen Leuten ist ihr Leben zur Last. Wie glücklich seyd ihr, daß ihr dieses Uebel nicht fühlet! der Tag verschwindet euch unter eurer Arbeit, wie ein Traum. Ihr könnt jede Stunde benutzen. Euch hört man nie sagen: „nun weiß ich nichts mehr zu thun„ sondern euer Beruf bietet euch beständigen Zeitvertreib dar. Ihr wißt ja selbst, wie euch zuweilen ein fürwitziger

mischer Wintertag, der euch in eure Häuser einschließt, so lange wird. Nun bedenket eine ganze Reihe, ein ganzes Jahr von solchen langweiligen Wintertagen! — Wenn ferner der Müßiggänger in der Stadt keinen Appetit hat, so schmeckt und gedeiht euch das Essen desto besser. Denn eurer Arbeit habt ihrs zu danken, daß ihr hungrig zu Tische kommt, und der Hunger würzt euch eure Kost. Wiederum weil jene, nicht, wenn sie müde sind, sondern weil es die Zeit fordert, zu Bette gehen, so wälzen sie sich oft die ganze Nacht unruhig auf ihrem Lager herum, können nicht in Schlaf kommen und wünschen sehnlichst den Tag. Was gäbe nicht oft ein solcher reicher Müßiggänger um ein Stündchen eines so süßen und erquikkenden Schlafes, als ihr die ganze Nacht hindurch genießet? Es weiß niemand besser, das Glück eines guten Schlafs zu schätzen, als wer ihn einmal verlohren hat. Vielleicht wißt ihr es aus eigener Erfahrung, wenn euch etwan einmal eine Unpäßlichkeit eine Nacht den Schlaf geraubt hat. Doch auch dieses habt ihr als einen Vortheil eurer Lebensart anzusehen, daß ihr nicht oft in den Fall kommet, die Größe dieses Gutes durch den Verlust desselben schätzen zu lernen. Sie erhält euch gesund, sie macht eure Glieder stark, und giebt euren Lebensgeistern die gehörige Munterkeit.

Ihr werdet dieses noch mehr einsehen, wenn wir nun auch eine Vergleichung zwischen euch und der andern Klasse der Städter anstellen. Diese andere Klasse ist zwar auch beständig beschäftigt. Aber

Aber was sind es für Beschäftigungen? Größtentheils solche, wo sie auf einem Flecke sitzen bleiben, und wo sie fast gar nicht aus der Stube gehen dürfen. Das ganze Jahr haben diese Leute sehr wenig Zeit, die freye Luft einzuathmen, oder sich an der Pracht der Sonne zu ergötzen. Ihr hingegen arbeitet in der schönsten Werkstatt, welche die Natur gleichsam für euch allein auf das prächtigste ausgezieret hat. Mitten unter der Arbeit ziehet ihr den wohlriechenden Duft der Blumen ein, hört die Vögel umher, die euch zur Arbeit singen, seht täglich den majestätischen Aufgang der Sonne und ihren herrlichen Niedergang. Send ihr ein wenig müde, so dürft ihr euch nur einen Augenblick in die Höhe richten, um euch durch den Anblick der schönen Gegend aufs neue zur Arbeit zu stärken. Wollt ihr eine Zeitlang ausruhen, oder euer Mittagsbrod genießen, so setzt ihr euch in den Schatten eines Baums, und hier hattet ihr eine vergnügtere Tafel, gleichsam in einem prächtigeren Zimmer, als unser König hat. Warum begeben sich dann die Könige zuweilen aufs Land? Warum bleiben die Junker in der Nachbarschaft den Sommer über nicht in der Stadt? Nicht wahr deswegen, um den Geruch der Blüthen in sich zu ziehen, um sich an dem Anblicke der Früchte zu ergötzen, um den lieblichen Gesang der Nachtigallen zu hören? Sehet diese vornehme Leute kommen zu euch, wenn sie sich recht ergötzen wollen. Und diese Ergötzungen, nach denen sie erst reisen müssen, genießet ihr alle Tage. Ihr sehet also, daß nicht ihr Ursache

ſache habt, den Städter zu beneiden', ſondern er euch. Denn wenn ihr euch vergnügen wollt, ſo gehe ihr nicht in die Stadt. Er hingegen der giebt ſich zu euch, wenn er einen fröhlichen Tag haben will. Und hat er einmal einen fröhlichen Tag auf dem Lande gehabt, ſo erinnert er ſich ſtets mit Vergnügen daran. Glaubt ihr nun noch nicht, daß ihr recht glückliche Leute ſeyd?

Ihr werdet noch mehr davon überzeugt werden, wenn ich euch weiter zeige, was euer Stand für Vortheils mit ſich bringt. Solltet ihr es für einen geringen Vortheil halten, wenn ich euch ſage, daß ihr weit eher fromm und tugendhaft ſeyn könnt, als der Städter? Und es verhält ſich wirklich ſo. Große Städte, heißt es, große Laſter. In der Stadt braucht man mehr zu ſeinem Auskommen, und doch kann ſich nicht jeder mit ſeiner Hände Arbeit ſo viel verdienen, als er braucht. Daher kommt es denn, daß manche tauſend liſtige Wege ausſinnen, um ihren Nächſten zu betrügen, und daß mancher ſich nicht ſcheuet, die unehrbarſten Handlungen zu unternehmen, wenn er ſich nur Geld damit verdienen kann. Ich ſchäme mich, hier alle die Laſter herzuerzählen, womit der Städter Geld zu verdienen ſucht. — Auf ſo ſchändliche Arten Geld zu verdienen, habt ihr nicht nöthig. Ihr braucht wenig. Was ihr zur Erhaltung eures Lebens nöthig habt, das giebt euch größtentheils die Erde. Was ihr ſonſten braucht, könnt ihr euch durch Verkaufung der Lebensmittel erwerben, die ihr im Ueberfluſſe habt. Ihr ſeyd alſo

nicht, wie mancher in der Stadt, genkthiat, durch Wucher, unerlaubten Handel oder sonsten niederträchtige Wege Geld zu erwerben. Ist das nicht schon ein großer Vortheil, daß ihr euch, als ehrliche Leute, so viel, als zur Nahrung des Leibes und zur Nothdurft gehöret, sammeln, und daß ihr als ehrliche Männer leben und sterben könnet? Ihr habt euch, wenn ihr wollt, keines Groschens, den ihr einnehmet, zu schämen, und euer Gewissen macht euch keine Vorwürfe, unrechtes Gut in Händen zu haben. Mit welcher Ruhe könnt ihr also das, was ihr gesammelt habt, euren Kindern hinterlassen? Manches Gut in der Stadt kömmt nicht auf den dritten Erben, weil es unrechtmäßig erworbenes Gut ist, das nicht gedeiht. Aber eure Kinder dürfen nicht befürchten, daß sie die Seufzer so vieler Armen verfolgen.

Ich habe euch vorhin gesagt, daß ihr deswegen vor dem arbeitenden Städter glücklich seyd, weil eure Arbeit größtentheils im freyem Felde geschieht. Und auch deswegen könnt ihr frömmer seyn. Um den Städter her ist nichts, als das Getöse und Getümmel der Stadt. Wenn er auch seine Gedanken einmal zu Gott sammeln will, so wird er durch den Lärmen, der beständig in den Straßen ist, gleich wieder unterbrochen. Ueberdies sieht er nichts anders um sich her, als Häuser, von dem Himmel nur sehr wenig, und die schöne Natur sehr selten. Statt des Gesangs der Vögel hört er Menschen schreyen. Ihr hin-

gegen

genen arbeitet unter offenem Himmel, wo euch alles, was ihr ſehet, an den großen Schöpfer erinnert, wo euch jeder Vogel zum Lobe des gnädigſten Vaters aufruft, wo jedes Gräschen in euch die andächtigſten Gedanken erwecken muß. Richtet ihr eure Augen in die Höhe, ſo erblickt ihr die majeſtätiſche Sonne, ſeht ihr des Nachts zu curem Fenſter heraus, ſo ſtellt ſich das prächtige Himmelsgewölbe mit ſeinen unzählichen Sternen dar. Ich habe euch ſonſten belehrt, daß jedes dieſer Geſtirne weit größer iſt, als unſere Welt, daß es noch viele Sonnen giebt, wie unſere Sonne, daß vermuthlich Gott in jene Himmelskörper eben ſo gut Menſchen geſetzt hat, als auf unſere Erde, die, gegen jene betrachtet, ſehr klein iſt, daß alle dieſe Sterne, jeder die ihm angewieſene Laufbahn gehet, ohne im mindeſten aus ſeiner Ordnung zu weichen, daß ſo wie Gott in Erſchaffung einer Sonne groß iſt, er eben ſo groß iſt in dem kleinſten Würmchen, das ihr kaum mit Augen ſehet — und ihr habt mir damals — ich erinnere michs noch mit Vergnügen — ſehr aufmerkſam zugehört. Wenn euch nun, indem ihr ſo in der Natur umherſehet, dieſe Gedanken wieder beyfallen, wie muß ſich euer Herz zu Gott erheben, wie müßt ihr durch ſeine Größe und Güte ſo gerühret werden, daß ihr ausrufet: Groß ſind die Werke des Herrn!

Endlich habt ihr auch dieſen Beruf zu einem frömmern Leben, daß ihr auf dem Lande nicht ſo viele Laſter ſehet, als die Leute in der Stadt, und

nicht so leicht mit Leuten umgeben seyd, die euch verführen könnten. Mancher würde ja wohl auf keine bösen Wege gerathen seyn, wenn er nicht etwa dieses oder jenes verführerische Laster mit angesehen hätte. Er hätte wohl nichts von diesem oder jenem Wege, den Nächsten zu betrügen, gewußt, wenn er nicht gesehen hätte, daß andere auf diese Art vieles Geld sammeln. Und hätte ers auch gesehen, so wäre er vielleicht doch der Tugend getreu geblieben, wenn nicht ein Böswicht gekommen wäre, der ihm das Laster so süß vorgestellt, ihm gezeigt hätte, wie viels auf diesem Pfade ihr so genanntes Glücke machen, daß er sich endlich auf den Irrweg leiten ließ. Sehet, von allen diesen Reizungen und Verführungen seyd ihr freyer, als jene. Dem Himmel sey es gedankt, daß viele Arten des Lasters unter euch noch nicht bekannt sind, und ich bitte ihn — und bittet ihn mit mir — sie ewig unter euch unbekannt bleiben zu lassen. Auf dem Lande handelt man immer noch mit seinem Nächsten aufrichtiger, hier wird die Keuschheit der Mädchen immer noch mehr bewahrt, hier wird das Ehebette immer noch reiner gehalten, als in der Stadt. Seyd stolz auf diesen Vorzug, aber seyd so stolz darauf, daß ihr ihn zu erhalten suchet. Bemühet euch, den Städter, nicht an Reichthum, sondern an Tugend zu übertreffen. Da euer Stand und die Lage eurer Umstände euch in diesem edlen Wettstreite unterstützen, und es euch leichter machen, der Tugend getreu zu seyn, als es dem Städter ist, so hättet ihr desto mehr Verantwortung, wenn ihr es nicht wäret.

Ich

Ich will noch zweyen Einwendungen begegnen, die ihr mir vielleicht machen werdet. „In der Stadt iſt mehr zu verdienen. Wenn wir den ganzen Tag arbeiten und Hitze und Froſt ausgeſtanden haben, ſo haben wir kaum einige Groſchen verdient, in der Stadt wohl in Einer Stunde ſo viel.„ Was kömmt es denn darauf an, ob ihr viel oder wenig verdient, wenn ihr nur ſo viel verdienet, als ihr brauchet? Man nimmt daſelbſt freylich mehr ein, aber man giebt auch mehr aus, und mancher würde vielleicht gerne weniger verdienen wollen, wenn er nur ſein Brod mit einer ſo angenehmen Arbeit, als die eurige iſt, verdienen könnte.

„Aber, ſprecht ihr ferner, wenn wir nur nicht ſo verachtet wären! jedermann hält uns für ſeine Knechte. Man ſieht uns kaum an, wenn wir in die Stadt kommen.„ Seyd doch nicht, wie die Kinder, meine Freunde. Deswegen weil einige Stadtjungen muthwillige Buben ſind, glaubt ihr von jedermann verachtet zu ſeyn? Geſetzt auch, es wäre wirklich ſo, wer wird ſich über eine Verachtung grämen, die man nicht verdient hat? Die Menſchen ſchätzen oft dasjenige, was ſie am meiſten ſchätzen ſollten, am wenigſten. Verliehrt darum die Sache etwas an ihrem Werthe, weil die Menſchen ihn nicht kennen? Der unvernünftige Städter mag von euch denken, was er will, mag euch begegnen, wie er will, ihr bleibt deswegen doch die nützlichſten Glieder des Staats. Ohne euren Stand würden die meiſten andern

Stände nicht bestehen können. Daher wird auch ein vernünftiger Bürger euch schätzen. Um das Urtheil der unvernünftigen aber habt ihr euch nicht zu bekümmern.

Da ich also euch gezeigt habe, wie sehr ihr Ursache habt, mit eurem Stande zufrieden zu seyn, so höret auf, Unzufriedenheit darüber zu bezeugen. Ich habe mich allemal über eure Blindheit gewundert, so oft ich euch über euren Stand murren hörte, und wünschen, daß ihr in einem andern Stande gebohren wäret; noch mehr aber, wenn ich sahe, daß ihr Lust bekamet, in die Stadt zu ziehen, oder so gar wirklich dahin zoget. Weil ihr in allen Dingen so sehr von dem Aeußerlichen eingenommen werdet, so blendet euch auch der äußerliche Glanz der Städte. Aber gehet einmal umher in der Stadt und fragt die Einwohner, ob sie sich für glücklich halten? Von den meisten werdet ihr tausend Klagen hören, und die Erfahrung würde euch lehren, daß sie gegründeter sind, als die eurigen. Was gewinnet ihr auch, wenn ihr das Land verlasset, um in der Stadt zu wohnen? Eure ruhige Lebensart vertauschet ihr mit einer unruhigen, euere gewisse Nahrung mit einer ungewissen. Hier seyd ihr fast eure eigene Herren, dort seyd ihr Sklaven von jedermann. Hier könnt ihr ungestört euren gütigen Gott verehren, dort seyd ihr in Gefahr, ihn ganz aus den Augen zu verliehren und von ihm abwendig gemacht zu werden. Ach! mein Herz blutet mir allemal, so oft ich höre, daß da ein Vater seinen Sohn, dort eine

eine Mutter ihre Tochter in die Stadt geſchickt hat, um da Dienſte zu ſuchen. Gemeiniglich kommen eure Kinder nicht ſo wieder zu euch zurücke, wie ihr ſie fortgeſchickt habt. Die Laſter der Städte, Geldgeiz, Hoffart, Ueppigkeiten haben ſie angeſteckt, und ihr könnt ihren verderbten Zuſtand ſchon daraus erſehen, weil es ihnen auf dem Lande nicht mehr gefällt. *) Co bleibet denn auf dem Lande, wohnet in den Hütten, die euch eure Väter gebauet haben, nähret euch hier in eurem Dorfe redlich, lacht des eingebildeten Städters, beneidet ihn nicht, weil er etwa ſchönere Kleider hat, als ihr, und ſterbet in dem Stande, der euch von allen Seiten ſo viele Vortheile verſchafft, damit euer Staub einſt ruhe, wo der Staub eurer Voreltern ruhet.

*) Wilhelmine muß ſchon von der Sehnſucht nach dem Hofleben geheilt und von der Wahrheit dieſes Gedankens völlig überzeugt geweſen ſeyn, als Sebaldus dieſe Predigt hielt. Denn wir können nicht denken, daß der gute Mann ſeiner lieben Wilhelmine eine ſo bittere Wahrheit öffentlich habe ſagen wollen, vorausgeſetzt, daß ſie ſie angehört hat, und in der Kirche — wie es einer Predigers Frau jeden Sonntag gebührt — geweſen iſt. Sein Schwiegervater wenigſtens, der Verwalter, muß wohl todt geweſen ſeyn.

D. Herausg.

Wie herzlich will ich mich freuen, meine liebſten Brüder, wenn ich euch mit dem Schickſale, über das ihr mit Recht zu murren glaubtet, heute ausgeſöhnt habe, wenn ihr erkennet, daß es Gott recht gut mit euch meynte, als er euch in dieſem Stande gebohren werden ließ, wenn ich auf den Geſichtern aller meiner Zuhörer eine wahre Zufriedenheit über ihren Stand ausgebreitet ſehe! Gewiß — der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich es aus völliger Ueberzeugung ſage — wenn euch Gott die Wahl gelaſſen hätte, in welchem Stande ihr wolltet gebohren werden, ihr hättet eure wahre Glückſeligkeit verkannt, wenn ihr einen andern gewählt hättet, als denjenigen, in welchem ihr lebet. Von mir wenigſtens muß ich euch ſagen, daß ich die beſte Stelle in der Stadt nicht mit meinem gegenwärtigen Lehramte vertauſchte, und daß ich nichts mehr wünſche, als unter euch zu leben und zu ſterben.

Frag-

Fragment der Predigt

von der

Ewigkeit der Höllenſtrafen. *)

Ich wage es, meine liebſten Zuhörer, euch heute eine Wahrheit vorzutragen, für die ich Gott danke, daß er mich ſie hat erkennen und davon überzeugt werden laſſen. Wie oft war ich bekümmert in meinem Herzen, wenn ich an die Ewigkeit der Höllenſtrafen dachte! Seit lan-

*) Leben und Meynungen des M. Seb. Nothanker, S. 5. „Am meiſten gieng er in der Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafen von der Dogmatik ab.„ Welches noch mehr auf der 40. S. zu erſehen iſt. Ob aber Nothanker iemals darüber gepredigt hat, hat der Verf. nicht gemeldet. Es iſt auch faſt wahrſcheinlich, daß es wirklich nicht geſchehen iſt. Denn ſonſten würde es aus den Konſiſtorialakten erhellen, weil es immer ein größeres Verbrechen iſt, einen Satz wider die ſymboliſchen Bücher öffentlich vorzutragen, als ihn nur für ſich zu glauben. Indeſſen weil wir doch dieſen Aufſatz unter den Papieren Nothankers gefunden haben, ſo

ger Zeit studirte ich daher die Stellen der Schrift, die mir hier Licht geben konnten, und nun bin ich der Wahrheit dieses Satzes „daß die Höllenstrafen nicht ewig sind,„ so gewiß, daß ich so gar in meinem Gewissen mich gedrungen fühle, sie euch vorzutragen.

Aber, wie gesagt, ich weiß, daß ich es wage. Man wird mir — wenn man aufs glimpflichste mit mir redet — sagen, daß ich nicht behutsam genug sey, daß ich, wenn ich auch von dieser Wahrheit überzeugt wäre, sie für mich allein glauben, und nicht öffentlich bekannt machen

so muß er wenigstens gesonnen gewesen seyn, über diese von ihm anerkannte Wahrheit, die er „um keines zeitlichen Vortheils willen verläugnen wolte„ (S. 162.) zu seiner Gemeine zu reden, und die darauf folgende Absetzung mag ihn verhindert haben. „Ob es aber überhaupt gut ist, dem gemeinen Manne zu sagen, daß die Höllenstrafen nicht ewig seyn werden?„ Lieben Leute, was wäre das für eine Wahrheit, die man nicht allem Volke sagen könnte? „Ob denn die Sache so ganz ausgemacht ist?„

Ich glaube es, und wenn es auch nicht wäre,
„Der Wahn, der mich beglückt,
Ist einer Wahrheit werth, die mich zu
Boden drückt.„

Der Herausg.

chen sollte. Wie? meine Freunde, eine Wahrheit, die zur Rettung der Barmherzigkeit meines Gottes gereicht, und seine Güte erst in dasjenige Licht stellt, in welchem sie wirklich glänzet — die sollte ich nicht bekannt machen? nicht daher Gelegenheit nehmen, die Güte Gottes weiter auszubreiten? nicht den Menschen fröhlichere Aussicht in die Zukunft zeigen? Nein! wenn auch die ganze Welt darüber zur Verfolgung gegen mich aufstünde, ich würde reden, weil ich muß. — — — — — — — — —

Zuerst will ich eure Begriffe von den Strafen der Hölle selbst zu reinigen suchen, hernach euch zeigen, warum sie nicht ewig seyn können, und zuletzt noch einiges zu eurer Warnung sagen.

Ihr stellt euch die Hölle, als einen Ort, wo ein großes Feuer brennt, und die Strafen selbst, daß die Menschen in dieses Feuer geworfen werden, um da zu leiden und für ihre Sünden zu büßen. Es ist zwar wahr, daß wir in der heiligen Schrift öfters die Ausdrücke vom Feuer, und vom Pfuhle, der mit Feuer und Schwefel brennet, finden. So schreyet dort der reiche Mann, Abraham möchte seine Zunge mit einem Tropfen Wasser kühlen, weil er Pein leide in der Flamme. Allein diese und dergleichen Ausdrücke sind nicht so geradezu zu verstehen. Die Schriften, in welchen diese Ausdrücke vorkommen, sind in einem Lande geschrieben, das weit wärmer ist, als das unsrige, und da pflegen die Leute immer eine Sache stärker auszudrücken, als wir. Dergleichen

gleichen Beyspiele findet ihr auf jeder Seite der heiligen Schrift. Wenn z. E. Rehabeam dorten zu den Abgesandten Israels sagt: Mein kleiner Finger soll dicker seyn, als die Lenden meines Vaters. Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt, ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen: so ist diese Rede nicht so zu verstehen, als ob der kleine Finger Rehabeams wirklich dicker werden sollte, als die Lenden Salomons, und als ob er sie wirklich mit Skorpionen habe züchtigen wollen, sondern die Drohung des jungen Königs sollte nur so viel sagen: er würde härter gegen sie seyn, als sein Vater. Eben so ist unter dem Feuer und Schwefel nicht wirkliches Feuer, und wirklicher Schwefel zu verstehen, sondern diese Ausdrücke zeigen nur an, daß die Strafe groß seyn würde. Worinnen sie bestehen, werden wir weiter unten sehen. Ich wollte euch dieses nur zum voraus sagen, damit ihr euch unter der Hölle nicht mehr eine Art von Gefängniß, und bey den Höllenstrafen nicht mehr an Pech- und Schwefelkränze und an dergleichen sinnliche Bilder denket, wozu euch freilich auch die Vorstellungen in den Bilderbibeln und auf den Gemählden, die hier und da in den Kirchen hängen *) — — — — — — — — — — — — —

Men-

*) Leider, ist diese Predigt nur ein Fragment, so wie die folgende vom Tode fürs Vaterland noch mehr. In dem Manuscripte,

— — — — Menſchen wird die Strafe ſo eingerichtet, daß ſie dem Verbrechen gemäß iſt. Wer nur eine Kleinigkeit entwendet hat, wird nicht ſo hart geſtrafet, als der Räuber, der ein ganzes Haus geplündert hat. Würde nicht die ganze Welt über Ungerechtigkeit ſchreyen, wenn man

ſcripte, ſo wie es in meine Hände gekommen, fehlten hier und da einige Blätter, andere waren nicht mehr leſerlich. Das letztere kan man ſich einiger maßen erklären, z. E. es kann in der Nacht, da der Berliniſche Poſtwagen geplündert wurde, ſtark geregnet haben, und die Schrift durch den Regen ausgelöſcht worden ſeyn. Wie es aber den fehlenden Blättern ergangen, wie ſie verlohren gegangen ſind,

Ob ſie die Ratten aufgefreſſen
Iſt ein Problem, das manchem andern gleicht,
Bey denen Nächte durch die Burmanns aufgeſeſſen.

Eben daher können wir auch nicht ſagen, was hier fehlt. Wahrſcheinlich vieles, und wenn wir rathen dürfen, ſo möchte die Lücke wohl Erklärungen der allegoriſchen Vorſtellungen von der Hölle enthalten haben, die noch zum Erſten Theile der Rede gehörten. Wo das Manuſcript wieder anfängt, iſt Nothanker ſchon im zweyten Theile.

Der Herausgeber.

man einen Menſchen, der ſeinen Nachbar etwa um einen Dreyer betrogen hat, zu einer ewigen Gefängnißſtrafe verdammte? Und Gott ſollte Strafen auflegen, die das Verbrechen weit überſteigen? Ewige Strafen und zeitliche Verbrechen! Denn laßt den Menſchen noch ſo lange leben, laßt ihn alle Tage unzählige mal ſündigen, was sind hundert Jahre, in denen der Menſch geſündigt hat, gegen eine unendliche Reihe von Jahren? Würde da die Strafe das Verbrechen nicht unendlich weit überſteigen? Kann man ſich Gott als einen ſolchen Tyrannen denken? Würde man nicht von Gott glauben müſſen, daß er ſeine Luſt daran habe, die Menſchen zu quälen? Zwar die Gerechtigkeit Gottes erfordert, daß er die Sünder, die ſeine Heiligkeit beleidigen, aufs härteſte ſtrafe. Aber eben daher, weil er gerecht iſt, kann er ſie auch nicht zu hart ſtrafen.

Geſetzt aber auch, wir hätten durch unſere Sünden wirklich ewige Strafen verdient, wiſſen wir nicht, daß Gott eben ſo gütig und barmherzig iſt, als gerecht? ja, haben wir nicht die häufigſten Beyſpiele, daß ſeine Barmherzigkeit die Gerechtigkeit oft überwiegt, und daß er den Menſchen die gerechteſten Strafen ſchenket? Wie oft hat er nicht dem Jüdiſchen Volke die gedrohten Strafen, die ſie ſo wohl verdient hatten, erlaßten? Will nun Gott die Menſchen nicht einmahl zeitlich unglücklich machen, warum ſollte er ſie ewig unglücklich machen wollen? warum ſollte er nicht am Ende, wenn die Sünder lange genug, vielleicht Jahrtauſende, wegen ihres böſen

Lebens

Lebens gebüßet haben, Gnade vor Recht ergehen laſſen, eine allgemeine Verz...ung ankündigen und denen bisher geſtraften Menſchen nach und nach den Genuß derjenigen Seligkeiten erlauben, mit denen er die Tugendhaften zu beglücken beſchloſſen hat? Hat man doch Beyſpiele, daß Menſchen denen Gnade widerfahren laſſen, gegen die ſie mit Schärfe verfahren konnten. Wenn z. E. der gröſte Theil der Unterthanen gegen einen gütigen König aus Unwiſſenheit oder Verführung ſich empört hat, wird der König nach der Strenge ſie alle hinrichten laſſen? wird er nicht vielmehr einen allgemeinen Pardon ankündigen? Oder kann nicht ein Gläubiger ſeinem Schuldner, der ihm eine gröſere Summe ſchuldig iſt, als er zu bezahlen im Stande iſt, nachlaſſen? Eine Zeitlang zwar behält er ihn im Gefängniſſe. Aber nach einiger Zeit erbarmt er ſich über ihn und läßt ihn fren. Können wir nicht auch von Gott dieſes hoffen, daß er uns die Strafe der Sünden, die in der heil. Schrift mit Schulden verglichen werden, ſchenken werde, wenn wir einen Theil der verdienten Strafe ausgeſtanden haben?

Endlich kömmt noch dieſes hinzu. Vergleichet einmal die Zahl der Frommen mit der Zahl der Gottloſen. Denn diejenigen rechne ich nicht eigentlich zu den Frommen, die in Sünden und Laſtern gelebt haben. Werden ſie aber nun krank und merken, daß ihr Ende kömmt, ſo ſchicken ſie geſchwinde zum Pfarrer, wollen das heilige Abendmahl empfangen, beten und ſeufzen ein wenig

wenig, und glauben dann geschickt genug zu seyn, in die Ewigkeit hinüber zu gehen. Also diese in der Eil' Bekehrte abgerechnet, wie viel bleiben noch Christen übrig, die durch ihr ganzes Leben hindurch sich auf den Tod bereitet haben, und von denen man mithin gewiß glauben kann, daß sie Gott selig gemacht haben wird? Wie verschwindet diese kleine Anzahl der Frommen gegen den übrigen großen Haufen? und nur für jenes kleine Häufchen sollte Gott seinen Himmel geschaffen haben? *) Die unzählbare Menge hingegen soll auf alle Ewigkeit in einen solchen Zustand gesetzt werden, daß sie die Stunde ihrer Geburt tausendmal verfluchen müssen? Sind sie nicht beyde Geschöpfe Gottes gewesen? Ein Vater liebt zwar den tugendhaftern Sohn mehr als den unartigen, und überhäuft jenen mit Wohlthaten, wenn er diesem nichts giebt. Aber er vergißt nicht, daß dieser doch auch sein Sohn ist, und die väterliche Liebe erwacht um so eher wieder, wenn der Ungerathene für seinen Ungehorsam gestraft worden ist. Unter diesem Bilde, spricht Gott selbst, daß wir uns seine Liebe gegen die Menschen vorstellen sollen. Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes.

Die

*) Dieser Ausdruck ist freylich etwas sinnlich. Allein Nothanker redets mit solchen Leuten, die hauptsächlich durch die Sinne zur Erkenntniß kommen. Der Herausgeber.

Bisher habe ich euch mit Gründen, die größtentheils aus der Vernunft hergeholt sind, zu beweisen mich bemühet, daß Gott den Sünder nicht ewig strafen kann. Laßt uns nun auch das Buch der Offenbarung aufschlagen! Finden wir da Stellen, die uns lehren, daß Gott die Menschen nicht ewig unglücklich machen will? Und sollten wir auch auf Stellen stoßen, die eine Ewigkeit der Strafen ausdrücklich zu drohen scheinen, können wir die Härte derselben nicht durch eine gegründete Erklärung mildern?
Die Hauptstelle ist *) — — — —
— — — — — — — —

Aber

*) Was in dieser Lücke fehlt, verräth der Text. Ich will sie einigermaßen durch eine Stelle aus einem Buche, das in verschiedener Rücksicht vortreflich ist, ausfüllen, nehmlich aus der N. Apologie des Sokrates von Herrn Eberhard: aber freylich nur für gelehrte Leser. S. 371. heißt es: „Man muß die Zeitfolge in der stufenweisen Erhöhung eines solchen abstrakten Begrifs, als der Begrif der Ewigkeit ist, wohl bemerken. Dieser Begrif ist nicht immer so transcendental gewesen, als ihn zuletzt die stärkste Anstrengung der erhabensten Philosophie gemacht hat. Anfangs mußte dem ungeübten Verstande des Menschen eine jede etwas längere Dauer Ewig heißen, weil seine Einbildungskraft nicht bis an die eben nicht

Aber, meine Lieben, nun komme ich zu dem Punkte, der mich mehr, als alle andere Urſachen, bisher zurückgehalten hat, euch dieſe Wahrheit vorzupredigen. Wie? wenn ihr deswegen, weil ich euch

ſehr fernen Gränzen derſelben reichte. Einige Geſchlechtsfolgen waren alles, was ein ſolcher Verſtand überſehen konnte. Eine Geſchlechtsfolge und noch eine Geſchlechtsfolge war alſo eine natürliche Beſchreibung einer noch unbeſtimmten Dauer, und dieſes war dann Ewigkeit. Dieſe einleuchtende Betrachtung kömmt uns bey der Stelle, die wir eben vor uns haben, ungemein zu Statten (Matth. 25, 46) Ein Ausleger macht bey derſelben die nützliche Anmerkung, daß die ganze Redensart, in die ewige Pein gehen, eine Jüdiſche Redensart ſey, die ſich auch noch in dem Talmud erhalten hat. Daſelbſt heißt es: und ſie werden in das Thal Hinnom hinabſteigen, um daſelbſt geſtraft zu werden לדורי דורות durch viele Geſchlechtsfolgen. Wie weit entfernen wir uns nun von dem Ziele, wenn wir an die Stelle dieſer ſinnlichen Begriffe unſere genauen transcendentalen Meinungen von Ewigkeit ſetzen, und auf dieſe unbehutſame Verwechſelung der (Orientaliſchen und Occidentaliſchen) Begriffe ein Syſtem bauen! — Der Leſer wird bemerkt haben — und vielleicht mit Unwillen — daß der Herausge-

ber

euch ſage, daß die Strafen nicht ewig dauern, leichtſinnig würdet, und dächtet: „Nun dürfen wir uns weniger hüten, zu ſündigen. Laß auch die Strafe noch ſo lange dauern. Mit der Zeit hört ſie doch auf, und was ſind alsdann Jahrtauſende von Qualen gegen die Wonne, die wir doch hernach in Ewigkeit genießen werden? Kann uns ja ſchon in dieſem Leben ein einziger vergnügter Augenblick Jahre von Gram verſüßen!„ Irret nicht, meine Freunde, das hieße der Gütigkeit Gottes geſpottet, und Gott läßt ſeiner nicht ſpotten. Wenn ein Knecht einen guten Herrn hat, wird er deswegen ſeinen Herrn alle Augenblicke beleidigen, weil er weiß, daß ihm der Herr wieder vergiebt? Und müßt ihr nicht deswegen euch vor der Sünde hüten, nicht weil ſie Strafe nach ſich zieht, ſondern weil ihr durch dieſelbe den gütigſten Vater beleidigt? Ihn beleidigt zu haben, der Gedanke, etwas gethan zu haben, das ihm zuwider iſt, der muß euch

ber gerne lange Stellen aus andern Büchern abſchreibt, nicht eben, als ob er gerne abſchriebe, ſondern, weil er gerne bekennt, was er dieſem oder jenen Schriftſteller zu danken hat. Denn ſonſten hätte er wohl durch ein Bißchen rhetoriſche Kunſt, per variationem et dilatationem, die Stellen zu ſeinen eigenen machen können, welches viele thun.

Der Herausgeber.

ſchen Strafe genug ſeyn, muß euch mehr Strafe ſeyn, als alle Qualen.

Und bildet euch nur nicht ein, daß die Strafe, wenn ſie gleich endlich iſt, ſo leicht ſeyn werde. Die Wonne nicht genießen dürfen, die ihr andere genießen ſeht, von der Seligkeit ausgeſchloſſen ſeyn — — — — — — Was iſt euch nicht ſchon in dieſem Leben für eine Qual, andere glücklicher zu ſehen, als — — — — — — — — —

Frag-

Fragment der Predigt
von dem
Tode fürs Vaterland. *)

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Wem anders, als ihm haben wir es zu danken, wenn wir so viele Jahre in Ruhe und Sicherheit lebten? Da er nun in Gefahr ist, seine Lande zu verliehren, da so viele tausend Feinde von allen Seiten auf sein Reich los stürmen, ist es nicht unsere Pflicht, ihm zu Hülfe zu eilen?

*) Das Manuscript dieses Entwurfs zur Predigt war nicht so wohl verlohren, als verdorben, und es wäre möglich gewesen, daß der Herausgeber grössere Fragmente hätte herausbringen können, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, die Brunst mit einem Stückchen Livius sich gab. Allein er kann von dem heutigen Tode fürs Vaterland nicht so erhaben denken, als ein Spartaner, oder — Wilhelmine, vielleicht nicht, als ob zu erhabene Gesinnungen in seinem gegenwärtigen Alter zu kalt wäre, sondern aus Ursachen — — Der Herausgeber.

Zwar wenn wir es recht bedenken, nicht, ſo wohl ihm, als unſern Mitbürgern eilen wir zu Hülfe. Ihnen ihre Wohnungen zu retten, ihr durch ſauren Schweiß erworbenes Bißchen Gut gegen Räuber zu vertheidigen, die Ehre ihrer Weiber und Töchter zu ſchützen — ſind das nicht die gerechteſten Urſachen, die uns auffordern, die Waffen zu ergreifen, und uns muthig dem Feinde entgegen zu ſtellen? Ihr habt die ſchrecklichen Auftritte des Krieges noch nicht geſehen — dankt Gott dafür! — aber ſolltet ihr ſie einmal ſehen, die Haare würden euch zu Berge ſtehen. Hier wird einem armen Landmanne ſein Haus über dem Kopfe angeſteckt, dort wird ſein einziger Sohn von barbariſchen Soldaten elendiglich niedergemacht, ſeine halbnackte Frau konnte kaum noch vor der Wuth der Feinde entfliehen, das Bißchen Korn, das er ſich in ſeine Scheune geſammelt hat, wird ein Raub der Flammen, das Vieh, womit er in künftigem Jahre ſein Feld bauen ſollte, wird fortgeführt. Da ſteht er nun, verlaſſen, hülflos, von allem entblößt. Mit thränenvollen Augen ſieht er zum Himmel hinauf, um ihn um Hülfe anzuflehen. Er ſcheint den Himmel zu bitten, daß er die Jünglinge zum Schutze des Vaterlandes erwecken, und ſie mit Muth waffnen wolle. Eure Brüder, Freunde, flehen euch um Hülfe an. Wer wollte nicht —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

— — vieler Tauſende giebt Gott den Sieg,

ſam

ſondern in die Hände derjenigen, die gerechte Waffen führen. An dieſer ihrer Spitze zieht der Herr der Heerſchaaren ſelbſt in den Streit. Sein Schrecken kömmt unter die Feinde und der Hauch ſeines Mundes jagt ſie auseinander wie Spreu, der von dem Winde zerſtreuet wird. Habt ihr nicht geleſen, was dorten geſchrieben ſteht: „Eurer zehn ſollen hundert jagen, und eurer hundert — — — — — — — — — —

Gott wird auch diejenigen, die aus ſo gerechten Urſachen in den Streit ziehen, vor Gefahr beſchützen, und ſie aus der größten Noth oft wunderbarlich retten. Erinnert euch an David, wie oft war er nicht in Gefahr, von ſeinen Feinden niedergedrückt, gefangen, erſchlagen zu werden, aber allemahl rettete ihn die Hand des Herrn.

Kömmt aber auch ein ſolcher muthiger Jüngling um in den Kriegen des Herrn gegen diejenigen, die das Maal des Thieres an ihrer Stirne tragen — welch einen ſeligen Tod ſtirbt er! er falle, wenn er wolle, früh oder ſpät, ſo fällt er dem Herrn, der ihn belohnen, und ihn in das himmliſche Jeruſalem aufnehmen wird. Dort ſoll ſein Haupt mit einer güldenen Krone geziert werden. Er wird ſtehen vor dem Stuhle des Lammes mit Palmenzweigen in der Hand — „Wer überwindet dem will ich geben —

Druckfehler.

S. 21. Zeile 10. ſtatt, Gemeinde, l. Gemeine.
S. 26. Z. 24. — — — —
S. 49. Z. 10. Seyd aber ꝛc. lies, ſeyd ihr aber ꝛc.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Predigten

des Herrn Magiſter

Sebaldus Nothanker

aus

ſeinen Papieren gezogen.

Zweyter Theil.

Leipzig,
in der Weygandiſchen Buchhandlung.
1776.

An

Herrn von * * *

513541

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gnädiger Herr!

An wen anders kan ich dieſes Büchelgen ſenden, als an Sie, die Sie durch Ihren großen Geiſt, durch Ihre feinen und weiten Kenntniſſe, durch Ihren brennenden Patriotismus, und durch Ihre alles umfaſſende Menſchenliebe jedem, der Sie näher kennt, ſo verehrungswürdig — und zu gleicher Zeit, durch Ihre Leutſeeligkeit und Herablaſſung zu jedem Erdenſohn, der vor andern Menſchengeſtalten nur ein wenig durch ſeinen Kopf oder durch ſein Herz ſich auszeichnet, ſo liebenswürdig ſind!

Mit welcher Theilnehmung laſen Sie nicht die Vorrede dieſes zweyten Theils, und noch erinnere ich mich mit dem gröſten Vergnügen, wie ſehr es Ihnen angenehm war, in mir den Verfaſſer des Erſten Bändchens kennen

zu lernen! Süße Stunden, die ich bey Ihnen zugebracht habe!

Gewis unter meine glücklichsten Schicksale rechne ichs, Ihnen bekannt geworden zu seyn. — Ich würde hier noch mehr sagen — denn ich hätte Vorrath genug — allein Sie wollen noch nicht als der große Menschenfreund entdekt seyn, der Sie sind — und auch ich möchte mich allenfalls verrathen. Denn ich glaube zwar, daß ich hervortreten dürfte, und jedem frey ins Gesicht sehen. Wenn man aber keinen Ruhm verlangt, was hilfts dem Publikum, ob es den Namen weiß? wenn man ihm nur genüzt hat.

Hier also sage ich nichts mehr, als daß ich mit ewiger Verehrung bin,

Gnädiger Herr!

Ihr

unterthäniger

* * *

Vorrede
des Herausgebers.

Dein Alter, liebes Publikum, den du deinen guten, lieben Alten genennt, deſſen Schwazhaftigkeit du mit Gedult ertragen, ſo gar gerne angehört haſt, und von dem du noch mehr zu leſen wünſchteſt — ſo wie oft meine Enkelchen, wenn ich ihnen ein Märchen an den langen Winterabenden beim Kamin erzähle, allemal nach Endigung der kleinen Geſchichte rufen: Noch mehr! — Dein guter Alter erſcheint noch einmal. Gott hat ihm das Leben gefriſtet, und hat ihn, wie er dir gleich erzählen wird, einen großen Theil ſeiner Abſicht erreichen laſſen. Dies hat ihn aufgemuntert, ſeine Brille noch

einmal zur Hand zu nehmen, und zu versuchen, ob er nicht noch mehr Predigten aus den Papieren des Juden entziffern konnte. Und, siehe! er hat noch einige, mit Hülfe eines jungen Predigers in seiner Nachbarschaft, herausgebracht, und theilt sie dir wieder mit. Es wird dir lieb seyn, daß auch Kasualreden darunter sind. Sie reizen die Neugierde am meisten, und sind oft am unangenehmsten zu lesen.

Zugleich, meine Freunde, habe ichs auch nicht aus der Acht gelassen, was sonsten um mich herum in der Welt vorgehet, und kan euch wieder einiges erzälen — doch das meiste werdet ihr schon schon wissen — also nur sagen, was ich über diese oder jene Schritte, die man indessen in Verbesserung unserer öffentlichen Erziehungsanstalten und im Fortrücken nach dem Punkt der zu erreichenden allgemeinen Glükseligkeit vor — oder rückwärts — gethan hat, in meiner Einfalt denke. Allenfalls werdet ihr auch hin und wieder etwas lesen, das ihr nicht in öffentlichen Zeitungen gelesen habt. — Doch muß ich noch vorher von der Aufnahme des Ersten Bändchens etwas sagen. Ich kanns nicht ganz über mein Herz bringen, es zu verschwei-

ſchweigen, daß ich viel' Freude indeſſen in der Stille eingeerndtet habe. Freuts euch nicht, ihr Lieben, wenn euch eine gute That gelingt? Sollts euren Alten nicht freuen, daß die Predigten des erſten Bändchens, wie er zuverläßig weiß, in die Hände vieler Landleute gekommen ſind, daß ſie das Büchelchen gerne leſen und — was das vorzüglichſte mir iſt — verſtehen. — Hab Dank, lieber Gott! daß du mir meine redliche Abſicht haſt gelingen laſſen, etwas zur Beſſerung und Aufklärung meiner Mitbürger beyzutragen! *) Schenk noch ferner deinen Segen! Oft habe ich mir indeſſen im Geiſte vorgeſtellt: Vielleicht hat mancher rechtſchaffene Landgeiſtliche die Predigten zur Hand bekommen, hat die Recht gegeben, und hat unvermerkt angefangen, ſeiner Gemeinde auch ſolche Wahrheiten vorzutragen, die nicht nur das Herz beſſern, ſondern auch den Verſtand aufheitern. — Deſto angenehmer war mir die wirkliche Bekanntſchaft mit zween ſo würdigen Geiſtlichen, die zwar wohl ohne mein Büchelgen das geworden ſind, was ſie ſind, aber zu deren Freundſchaft das Büchelgen doch die Gelegenheit war.

*) S. Vorrede Erſt. Th. S. LIV.

„ Ich habe mir schon vor der Zeit Ihrer „ Nothankerschen Predigten„ schreibt Herr Schwager, Pastor zu Zöllenbek in der Grafschaft Ravensberg *) „ Mühe gege„ben, den rechten Ton für den Landmann zu „ treffen. Ich bin in meiner Bemühung nicht un„ glüklich gewesen, und ich habe den Zugang „ zu dem Herzen des gemeinen Mannes, nach „ vielen fehlgeschlagenen Versuchen, endlich „ ziemlich richtig entdeckt.„

„ Willst du des Guten noch mehr thun, rie„fen mir die Verfasser des Predigerjournals zu **) so schreib eine pragmatische Geschichte deiner Kunst zu predigen. Schreib', wie du auf die Manier gefallen, wie, wodurch und von wem du sie gelernt hast.„ — Und eben diese Worte rufe ich Ihnen zu, mein theuerster Pastor in Zöllenbeck. Denn ich kanns den

*) Der Brief ist eingerückt in die Beylage zu Nro 132 der kaiserlichen privilegirten Hamb. N. Zeitung vom J. 1775. — In meinen jüngern Jahren machte ich zuweilen den Kritikus. Daher muß ich einen Fehler des Abdruks korrigiren, wenigstens wäre mirs leid, wenns kein Druckfehler wäre, das — — quas new incuria fudit.

**) In den Nachrichten und Urtheilen über die Neueste Predigten und andere dahin gehörige Schriften. Leipzig, 1774.

nicht. Weiß Gott, wie ich zu diesem Stil, den ihr populär findet, gekommen bin. Wehmut, daß man dem Landmann oft so unverständliches Zeug vorpredigt, ergriff mich, Enthusiasmus gab mir die Feder in die Hand, und dann predigte ich in Gedanken meiner Gemeinde vor, und die Predigt war geschrieben. — Aber Sie müssen können. Denn Sie haben über die Kunst, populär zu predigen, gedacht haben gestissentlich den Zugang zum Herzen des Landmanns gesucht, und haben ihn gefunden. Von Ihnen also kann das Publikum eine pragmatische Geschichte Ihrer Kunst zu predigen erwarten. Wie wenn Sie sie als einen Anhang Ihrer veränderten Ausgabe meiner Predigten der Welt mittheilten!

Von einem andern wackern Manne in einer nicht grossen Stadt, der bisher in der Stille gearbeitet zu haben, und durch das, wodurch er sich doch von seinen Amtsbrüdern so sehr auszeichnet, keinen Ruhm erlangen zu wollen scheint, hatte ich ganz von ungefehr gehört, daß er öfters, besonders in Wochenpredigten, auch von andern Dingen, als von Zerknirschung des Herzens predige, und schikte ihm daher, ohne mich zu entdecken, das Büchelgen zu. Die Antwort, die ich durch die Weygand-

gandsche Buchhandlung von ihm erhielt, beweist, daß ich noch zu wenig von ihm gehört hatte, und daß er nicht nur ein gemeinnütziger Prediger, sondern auch sonsten ein Theolog von Kenntnis und gesunder Denkungsart ist. — Da ich Deinen Namen nicht nenne, wirst Du nicht zürnen, mein Theuerster, wenn du hier einen Theil Deines Briefs gedruckt siehst. Er macht dir keine Schande. —

„Diejenige, die Ihnen von mir Nachricht ertheilt haben, mögen es verantworten, daß ich es nicht bin, was Sie von mir denken. Es ist wahr, ich bin vom Lehramt überzeugt, daß es dasjenige leisten soll, was Sie in Ihrer — Vorrede zu den Predigten behaupten, und ich bestrebe mich auch, dasjenige zu leisten, was Sie darinnen fordern. Daher greife ich mit Sanftmut und Liebe die mir bewußten und in meiner Stadt im Schwange gehenden Vorurtheile an, obgleich der vornehme Pöbel sagt, daß ich neue Götter verkündige: welches mir daher kömmt, weil ich bey schicklicher Gelegenheit sage: wir, als Lehrer, sind keine privilegirten Inhaber der Schlüssel des Himmelreichs und der Hölle: wir sind keine thätigen Austheiler der Vergebung der Sünde: das

das Kreuzmachen vor dem Altar und auf der Kanzel *) befördert den Aberglauben, ob es gleich nach Vieler Einbildung eine magische Kraft haben soll. Gleichwol aber bin ich immer in Verlegenheit, weil meine Steine und Kalk wieder von andern mit falschem Tünch überschmiert werden. „ — — —

„ Was den Innhalt meiner Wochen- auch Sonntagspredigten betrift, so sehe ich bey aller Gelegenheit darauf, den Leuten bessere Begriffe vom Christenthum beyzubringen. Ich handle die Fragen ab: was macht uns glückselig? — Was befördert bleibende Eindrücke von den göttlichen Eigenschaften in uns? — Warum legt die Schrift dem Glauben einen so großen Werth bey? — Was hindert die allgemeine Menschenliebe so sehr? — Warum suchen

*) Für die Protestanten am Rhein und Neckar muß ich hier die Anmerkung machen, daß die Protestanten in Sachsen und zum Theil auch in Franken mehreres von dem Ceremoniel der Römischen Religion beybehalten haben, als sie. Dahin gehört das Singen der Einsegnungsworte, des Segens ꝛc. besonders aber daß man bey Ertheilung des Segens vor dem Aufbruch der Gemeinde mit einem Kreuze sie weihet.

chen so viele Menschen nur Scheingüter und lernen so selten die wahren recht erkennen? — Was sinds für Ursachen, daß die Menschen lieber in die Kirche gehen, als mit sich bekannt werden? — Warum schiebt man so gerne seine und anderer Versündigung auf den Teufel? Warum sezt man sein ganzes Christenthum blos in sein Beicht- und Abendmalgehen? — Warum lassen sich die Menschen nicht gerne zur Aufklärung ihres Verstandes reizen?„ —

„Ich handle von der Sorgfalt, seine Leidenschaften in gute Ordnung zu bringen — von der Beruhigung, die daraus entspringt. — Die falschen Gedanken und Vorurtheile von der Sünde, von dem geistlichen Unvermögen ꝛc. trafe ich ebenfalls vor, weil ich diese Vorurtheile als die schädlichsten Hindernisse der wahren Rechtschaffenheit ansehe. Vornemlich finde ich an meinem Orte so viel Aberglauben in Ansehung des Gebets, und wie könnte ich den schädlichen Misbrauch desselben verschweigen? — Aber bey allen Vorträgen wünsche ich nichts mehr, als die Stimme eines mitleidigen und belehrenden Freundes zu behaupten„ ꝛc. — — —

Der

„Der Herr Verf. dieser Predigten würde nun ohne Streit der Welt noch vielen Nuzen schaffen, wenn man künftig von demselben ausgeführt läse: warum schreibt man immer neue Compendia theologiae, in welchen nichts Neues, nichts Gemeinnüziges vorkömmt? — Warum finden sich so wenige gemeinnüzige Schriftsteller, als ein Spalding, Teller, Schlosser, ꝛc *) — Ich würde, wenn ich die Geschicklichkeit des Verf. besäß, **) von der Gewissenlosigkeit der Konsistorialräthe handeln, die jungen Leuten verbieten, solche Lehrer zu hören, die im Geruch der Ketzerey stehen — von der großen Faulheit der Prediger, die nur predigen und Beichte sizen, es mag im übrigen Nuzen haben, oder nicht? ꝛc.„ —

„Der beste Dank für das überschikte Buch wird dieser seyn, daß ich solches zum Besten meiner Gemeinde brauchen werde ꝛc.„

Gefällt dir der Mann, Leser? — Seine Bescheidenheit, sein Eifer für das wahre C re-

sten-

*) Ich habe die Fragen hergesetzt, damit sie etwan ein anderer beantworten kann.

**) Du hast sie, hast mehr, arbeits aus, das Thema! — Wirst Dir aber freylich Dein Konsistorium nicht zum Freund machen.

stenthum, seine Einsichten verdienen, denke ich, deine Liebe und Hochachtung gegen ihn.

Und nun knüpfe ich meinen Faden an die Vorrede des Ersten Bändchens an, und spinne fort. D. i. ich seze die Untersuchung fort, was indessen in den Provinzen Teutschlands für weitere Anstalten gemacht worden sind, die Nation durch eine bessere Erziehung oder sonstige Anordnungen aufzuklären, und glüklicher zu machen? — Oder ob gar hier und da die Hoffnung, die man von der Aufklärung eines Landes sich machen dürfte, wieder gefallen ist? — Ich fange bey dem lezten Punkt an, weil ich den Leser nicht traurig von meiner Vorrede will weggehen lassen. Vielleicht vergißt er die vereitelten Hoffnungen, wenn er am Ende liest, daß die Menschlichkeit an mehreren Orten gewonnen hat.

Emmerich! — theurer, geheiligter Name! eingegraben in das Herz nicht nur Deiner Unterthanen, sondern jedes Teutschen Bürgers, jedes Weisen! — Du siehst von den seligen Höhen herab nur noch Trümmer Deines herrlichen Baus! — Zerstiebt sind Deine Werkleute, hin nach Schweden, und der Himmel weiß, wohin noch mehr. — Deine Freunde — sie

ſie haben itzt Zeit, Deine Größe zu überdenken, Deine Einſichten zu bewundern und Dein Herz zu preiſen. —

Wie innig hat das Publikum ſich gefreuet über den Hirtenbrief des Herrn Biſchofs von Speier! *) Mit welchem Beifall ſah' es an den Ufern des Rheins einen Hirten ſeines Volks, der es mit andern Heerden im Frieden zu leben ermahnte, und von Diſidenten ein vernünftiges Urtheil fällen lehrte! — Sie beſonders, vortreflicher Majer! **) welch eine Freude hatten Sie darüber! — Wie ſehr konnte man hoffen, daß in jenen geſegneten Gefilden Heerde Religionen ſich küſſen, und der Katholik und der Proteſtant ſich umarmen werden?

Ob mans noch hoffen kann, wirſt du ſelbſt urtheilen, Leſer! wenn du den kurzen authentiſchen Auszug aus dem biſchöflichen Schreiben,

*) Der Verfaſſer iſt, wie wohl vielen ſchon bekannt ſeyn wird, Herr Seelmann, Weihbiſchoff. — Der Brief iſt mehrmalen aufgelegt worden.

**) Herr Prof. Majer in Jena, ein Mann von gutem Kopf und autem Herzen, in der Vorrede zum zweyten Theil ſeines geiſtlichen Staatsrechts, Lemgo, 1773.

ben, das ich durch meine in jene Gegenden geführte Korrespondenz erhalten habe, lesen wirst.

„Unerachtet der von Unserm Herrn Vorfahrer höchstsel. Andenkens im Jahre 1768 erlassenen und von Uns unterm 26 Okt. an Unsern Clerum wiederholten Verordnung, betreffend die anständige klerikalische Kleidertracht, „Vermeidung religionsvermischter Zusammenkünfte, veranstalteten öffentlichen „Lustbarkeiten *) und was dergleichen mehr ist, „müssen Wir mißfälligst wahrnehmen ꝛc. — — „Wir sehen Uns daher in die Nothwendigkeit „versezt, besagte Verordnung nochmalen ihres „ganzen Innhalts zu wiederholen. — — „Wobey wir weiters anfügen, daß, da in Unserer vorigen Ordination von den gehaltenen „öffentlichen Komödien und derselben Frequentirung nichts bemerkt worden ist, wir auch „solche ausdrüklich hier in Anregung bringen, „mit dem ernstlichen Verbot, daß der Clerus „secundarius solchen beyzuwohnen sich nicht unterstehen solle, da solches dem klerikalischen „Karakter, besonders der geistlichen Eingezogenheit allerdings zuwider ist ꝛc.„ — —

Du

*) Koncerte ꝛc.

Du meynst, ich sey zu freymüthig, lieber Leser! — Ein alter Mann hat nichts zu fürchten. Und dann, von öffentlichen Handlungen und Verordnungen darf man ja wohl öffentlich reden.

Allein fast mehr, als alles dieses, muß den Menschenfreund, den Philosophen, der von seinem Jahrhundert günstig denkt und hofft, die Gaßnerische Komödie beugen. Welch ein Strom des Volks, der Ellwangen in den zwey vorigen Jahren überschwemmte! Stolze Karossen und niedrige Bettelkarren, Männer mit Ordensbändern und Männer auf Stelzen, Damen und Bettelweiber, sieche Jünglinge und liebeskranke Mädchen, Minister und Spitzbuben, Kleriker und Stuzer — die ganze fränkische, bayersche, schwäbische und pfälzische Welt drängten sich auf den Landstraßen, und machten die Gassen von Ellwangen zu enge. Und warum? — Um da ein kleines, kugelrundes Pfäffgen zu sehen, daß die Teufel zu Millionen austreibt, und theils ein Augenzeuge seiner Wunder zu seyn, theils sich selbst den Teufel austreiben zu lassen — in so ferne nämlich der Patient Glauben hatte. Tausende kamen kränker zurük, als sie gereiset waren. Dennoch

noch traten den andern Tag aus der nämlichen Stadt zehn andere Kutschen voll Patienten die Reise an. Viele beredeten sich gesund zu seyn, bis ein schmerzlicherer Anfall der Krankheit sie aus dem Irrthum riß. — Tausende beredeten andere, sie seyen nun von allen möglichen Teufeln rein, um nicht die Schande zu haben, sie haben sich betrügen lassen. — Tausende, die vorher gesund waren, wurden nun krank, um sich in Ellwangen kuriren zu lassen. Kurz, alles, was Aberglauben, Schwärmerey, heilige Einfalt, Dummheit auszurichten vermögen, das sah man in diesen Auftritten. — Wirst du es glauben, Nachwelt! daß in der zweyten Hälfte des so gerühmten achtzehnten Jahrhunderts, von dem man glaubte, die Fackel der Philosophie habe wenigstens die gröbsten Dünste des Aberglaubens vertrieben, wenigstens, wo nicht der Pöbel, doch die Standspersonen denken erleuchteter, als ihre Ahnen, ganze Völker seyn nicht mehr so leicht in einen Enthusiasmus zu bringen, als zu Luthers und in den ältern Zeiten, weil man ganze Nationen bey den herrlichsten Anstalten und bey den wichtigsten Vorschlägen zur Verbesserung der Erziehung so träge, so kalt, so todt sieht — wirst du es glauben, Nachwelt, daß in diesen unsern Tagen ei-

ne ſo allgemeine Schwärmerey ihr Haupt erheben könnte? — Gewis eine merkwürdige Periode in der philoſophiſchen Geſchichte unſers Zeitalters! Der Verfaſſer derſelben wird Urkunden vorbringen müſſen, um Glauben zu finden, wenn er es ſagt, daß halb Teutſchland an Gaßner geglaubt hat, ungeachtet vernünftige Katholiken ſeine Kuren für Betrug erklärten, und einer der angeſehenſten Prälaten der römiſchen Kirche, der Kardinal von Roth, den Schwärmer des Landes verwieſ, und ſeinen Sprengel vor ihm warnte. Doch die wohlthätige Zeit, die allem Fanaticiſmus ſteurt und wehrt, dämpfte auch dieſen, und was die Zeit nicht ganz that, läßt ſich vollends von dem vortreflichen Hirtenbrief des Herrn Erzbiſchofs in Prag erwarten. Denn wer ſollte nicht hoffen, daß den Verehrern Gaßners durch den Unterricht und durch das Anſehen eines ſo weiſen Prälaten die Augen geöfnet, und ſie endlich überzeugt werden ſollten, daß in unſern Tagen — was auch der ſonſten verdiente, in verſchiedenen Punkten aber zu viel ſehende Lavater ſagt — keine Wunder mehr ſtatt finden, und auch, da man ſonſten Beweiſe genug für die Religion hat, nicht mehr nöthig ſind.

Da ich hier des Bischofs in Prag gedacht habe, so seze ich gleich noch etwas von Böhmen her. — Die Unruhen, die zwar seit Jahrhunderten, noch von den Zeiten Hussens und Ziska's von Troznowa, unter dem Landmann gegährt haben, aber erst in den lezten zwey Jahren ausgebrochen, sind zwar, von der politischen Seite betrachtet, merkwürdig, aber gewis auch merkwürdig für den Philosophen. Ein Volk, durch fast unerträgliche Lasten niedergedrükt, ein Sklave des stolzen Baronen, beynahe nur zu den Geschäften des Viehes bestimmt, wird auch, gleich dem Viehe, an der Erde kleben, und niemals helle und reine Einsichten in Religion und Künste bekommen. Wenn daher ein solches Volk sein Joch abzuschütteln sich bemühet, so thut es zugleich den ersten Schritt, seinen Verstand aufzuheitern. Fallen die Fesseln von den Händen, so fallen sie zugleich von der Seele ab. — Es wäre fast unbegreiflich, daß ein ganzes Land, mitten unter andern freyeren Ländern, noch unter der Leibeigenschaft seufzen müste, wenn man es nicht daher erklären könnte, daß ein grosser Theil von Böhmen adelichen Familien gehört, die die wohlhergebrachte Leibeigenschaft für einen Ahnenwidrigen Schritt gehalten hätten, und dann, wenn man nicht immer wegen der

inner-

innerlichen Gährungen befürchtet hätte, der freyere Böhme möchte der alten Hußiten Zeiten ſich erinnern, und nach dem Kelche wieder ſich ſehnen. — Nun, da die Laſt wenigſtens erleichtert ſcheint, da ſich hoffen läßt, ſie werde mit der Zeit noch mehr erleichtert werden, ſo läßt ſich auch vermuthen, die Böhmen werde nach und nach aus ihrem Zuſtand der Unwiſſenheit ſich erheben, und ein aufgeklärteres Volk werden.

Non obtuſa adeo geſtamus pectora,

ſagt der verehrungswürdige Graf Kinsky, und iſt zugleich ſelbſt der gröſte Beweis, wie weit es ein Böhme in den geläuterſten Einſichten und in der ſchärfſten Denkungskraft bringen kann. Die böhmiſche Sprache iſt ſo harmoniſch, daß „eine kurze Sylbe, die lang ausgeſprochen wird, „auf ein böhmiſches Ohr eben dieſelbe Wirkung „thut, welche ſie auf ein griechiſches und römiſches that,„ *) ſie hat außer dem Sylbenmaaße „auch viele Beziehung aufs Griechiſche „in Anſehung der Wortfügung, worüber man „um ſo weniger ſich wundern wird, da die Slaven in ihrem erſten Urſprung ſo nahe mit den

*) S. Erinnerung über einen wichtigen Gegenſtand von einem Böhmen S. 133.

„Griechen gränzten.„ *) Sie hat ihre Mittelwörter der vergangenen Zeit, und ist daher nachdrüklicher und gedrungener, als andere Sprachen, und deklinirt, ohne Geschlechtsartikel und Hülfswörter, wie jene beyde Sprachen der Griechen und Römer. Das Talent der Böhmen für die Musik — und mithin auch für andere Künste — ist durch die Prager Studenten und fast jeden Bauer, und das Talent für die Wissenschaften durch die Borne, Seibte und andere gute Köpfe entschieden. Wer weiß daher, ob wir nicht eine Ziskaide aus dem Böhmischen, und eine Iliade ins Böhmische überseßt, etwa zu Anfang des künftigen Jahrhunderts erhalten?

Unvermerkt bin ich — wie's alten Leuten geht — auf den andern Punkt meines Textes gekommen, fahre nun fort, sehe mich um, was sich weiter zugetragen hat, das auf die Bildung der Menschen einen Einfluß hat, und erblicke zwey Männer von hohen, weiten und großen Einsichten, voll Eifers, die Schulen, der eine im Münsterischen, der andere im Trierischen, zu reformiren und die Erziehung zweckmäßiger einzurichten, die Herren von F. und H.

ich

*) Ebendaselbst S. 134.

— ich schreibe ihre Namen nicht ganz, weil ihre Bescheidenheit eben so groß ist, als ihr Patriotismus. — Sie unterstüzen nicht nur Männer von geläuterten Grundsäzen und gereinigtem Geschmak, sorgen für gute Kompendien in jeder Gattung der Wissenschaften, und sehen nicht sauer, wenn die Schulfesseln abgeschüttelt, und der Erziehungsdespotismus der Jesuiten, die die jungen Köpfe, gleich den Chinesern, in eine gewisse platte oder runde oder sechseckigte Form drükten, aus den Ländern verbannt wird, sondern sind auch selbst Männer von weitläuftigen Kenntnissen — Wenn nun die Mönche sehen, daß Brevierbeten nicht mehr so großes Ansehen giebt, und nicht mehr so einträglich ist, als zur Zeit der Kreuzzüge, werden sie nicht anfangen, die guten Bücher unter der Menge von Missalien und Legenden in ihren Bibliotheken — wenn sie welche haben — hervorzusuchen, die für verdächtig und giftig gehaltene Schriftsteller — weil sie denken und zwar frey denken lehren — von ihren Ketten losschließen, und aus dem Catalogus librorum prohibitorum manches Büchelgen, das den Aberglauben und die Dummheit bekriegt, in der Stille sich auszeichnen? — Amen! es geschehe!

Die neuen Statuten der Universität Breslau und die der Ritterakademie zu Liegnitz machen ihren Verfassern Ehre, und versprechen der Nachwelt eine besser gebildete Jugend beider Religionen auch in jenen Gegenden, die den Vater der teutschen Dichtkunst, den guten Opitz und manche andere helle Köpfe geliefert haben. — Überhaupt läßt sichs von den helldenkenden Männern, die am Erziehungsruder in Berlin sizen, von den Büschingen und Steinbarten nicht anders erwarten, als daß sie, die selbst andern Licht aufstecken, auch die Jugend nicht in der Finsternis der römischen Schulbarbarey und des Pedantismus werden herumführen lassen. —

Kannst du vier neptunische Schritte nehmen, Leser, so schreite mit mir aus Schlesien nach Helvetien, über Länder hinweg, von denen ich gerne etwas erzählen möchte, hätten sie mir nur Stoff gegeben!

In der Vorrede des vorigen Bändchens sagte ich von Zürich:*) „Wer hat nicht mit Entzücken die Nachrichten gelesen von den Schulanstalten, welche die weise Obrigkeit in Zürich getroffen hat?„ Und nun lese ich in einer Rede des

*) S. XXIV.

des ehrwürdigen Breitingers, *) daß den Zürchern dieses kleine Lob nicht ganz gleichgültig gewesen ist. Das freuet mich — aber mehr freuet michs noch, daß sie mir Gelegenheit gegeben haben, noch mehr von ihnen zu sagen, und zwar noch wichtigere Nachrichten von ihnen mitzutheilen, die noch wenig in jenen Gegenden bekannt sind, die von Helvetien etwas entfernter liegen, vielleicht auch nicht recht in den angränzenden.

Aber vorher eine kleine Apostrophe an euch, ihr lieben Journalisten! Ich habe in der vorigen Vorrede viel Rühmliches von euch gesagt, daß

*) Das große Werk der Verbesserung unsers Schulwesens, sagt Breitinger in einer Rede, die einem Buch, von dem ich gleich reden werde, angehängt ist; „bewundern auch fremde Nationen, wie man denn in der zu Leipzig d. Jahr ans Licht gestellten Vorrede zu des Herrn Mag. Rothankers Predigten liest: Wem ꝛc. — Aber warum fremde Nationen, ihr Lieben? Sind wir nicht Bein von eurem Bein, und Fleisch von eurem Fleisch? Um unsers verschiedenen politischen Interesse willen müßt ihr uns nicht für Fremde halten. — Uebrigens finde ich auch S. 122 die Stelle aus der Vorrede S. XLI. „Man hat schon seit Jahrh. — suchen. „ wörtlich.

daß ihr mir nun wohl erlauben könnt, auch ein wenig zu zanken. Wollt ihr zürnen, so entschuldige ich mich wieder mit meinem Horaz, und sage: was kann ich dafür, daß ich bin

Difficilis, querulus — —

— — censor castigatorque minorum?

Wollte gern, ich wäre wieder so jung, als manche unter euch! Nun zur Sache! — Seit kurzer Zeit habe ich verschiedene interessante Schriften bemerkt, davon ihr Herren nicht mucket, und ich lese doch ein halb Dutzend Zeitungen und andere Journale. Noch ein anderer Kollege *) führt eben diese Klage gegen euch, daß man fast a priori schließen muß, sie sey ein wenig gegründet. Ich kanns aber auch a posteriori beweisen, und dann werdet Ihr bekennen, und nicht läugnen. — In Zürich und in Basel sind zwey Schriften erschienen, die gar sehr in meinen Kram taugten, die ich aber nicht durch

*) Der Vorredner der vortreflichen Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand der Politik in Europa sagt: „Mich wundert gar sehr, das Essai General de Tactique von unsern Journalisten nicht angezeigt, nicht gelobt, nicht gescholten, nicht widerlegt, nicht citirt zu finden, kurz, nichts davon irgend zu sehen oder zu hören.„

durch Euch kennen lernte, sondern durch einen warmen Patrioten in natura bekam. Hätte ich nur eine kleine Anzeige der Werkchen gelesen, so hätte ichs in meinem Catalogus librorum emendorum angezeichnet. —

Die Werkchen sind 1) die „Fortsezung der Nachrichten von den neuen Schulanstalten in Zürich,„ mit fortlaufenden Seitenzahlen von S. 145-304. Als ein Anhang sind beygedrukt: „Drey Reden bey Anlaß der feyerlichen Ankündigung und Einführung des mit Hoch-Oberkeitlichem (obrigkeitlichem) Ansehen befestigten Erziehungsplans in unsere öffentliche Schule von Joh. Jak. Breitinger.„ Wieder eben der tiefe Blik in die Wissenschaften und in die beste Methode, eben der warme Patriotismus, eben der männliche Gang der Sprache, mit Einem Worte, eben das Gute, das man an den ältern Nachrichten lobte! — Doch dieses Lob trift nur Herrn Prof. Usseri. Die Heidegger, die Ulriche, die Geßnere, die Hirzel, die Steinbrüchel, und wer wollte die braven Schulmänner und warmen Patrioten in Zürich alle nennen? — mag die Nachwelt und zwar die bessere Nachwelt loben, die es durch ihren Eifer geworden ist!

Nur

Nur aus einer von Breitingers Reden muß ich eine Stelle herſezen um gewiſſer Herren willen, die ſo ſehr gegen die ſchönen Wiſſenſchaften ſchreyen, die ſagen, „man mache die Jünglinge heut zu Tage durch dieſes Belletriſiren zu Naturaliſten, und die Realitäten werden darüber verſäumet.„ Ach! leider mußte ichs erleben, daß ganze hochwürdige Fakultäten und Konſiſtoria ſo reden, und ich habe die Ehre, verſchiedene dieſer theuren capitum perſönlich zu kennen. Vielleicht machen bey ihnen die Worte eines Breitingers, eines ſo ehrwürdigen Greiſen, eines ſo gründlichen Gelehrten und — welches wohl zu merken — des Präſidenten einer aſcetiſchen Geſellſchaft, alſo, eines frommen Mannes, aber deſſen Frömmigkeit freylich nicht in bloßen Seufzern über die gottloſe Welt, nicht bloß entweder in einem ſanften Kopfwiegen oder in heftiger Erſchütterung der orthodoxen Perüke über Kezerey beſtehet — vielleicht machen ſeine Worte mehr Eindruk. „Nur allein diejenige Jünglinge, ſagt er,*) die auf den niedrigen Schulen in den ſchönen Wiſſenſchaften wohl ſind vorbereitet, und deren Geſchmak an denſelben bis zu einer ſichern Fertigkeit iſt geübt und erhöhet worden — dieſe allein ſind fähig, den Un-

*) S. 86.

Unterricht in den höhern Wissenschaften mit Lust anzuhören und mit Nuzen zu fassen. Es handeln deswegen diejenige Rectores scholarum „— mithin auch diejenige Scholarchen, Visitatoren und Pädagogarchen — „unverantwortlich, welche noch heut zu Tage das Studium der Sprachen und der schönen Künste und Wissenschaften der spekulativen Weltweisheit weit weit nachsezen, oder gar den guten Geschmak als einen Feind der Religion verdächtig zu machen suchen. Denn eben dadurch werden sie die Stifter einer wieder einreißenden Barbarey. Die Erfahrung sollte uns einmal klug gemacht haben. Denn wem ist nicht bekannt, daß, als ehemals nach den finstern Zeiten das Licht der Wahrheit wieder hervorzubrechen anfing, die aufblühende Kultur der Sch. W. es allein war, die der Kenntniß und Ausbreitung der Wahrheit Bahn gemacht, und die darum auch als der Morgenstern der höhern Wissenschaften, und auch selbst der verbesserten Gottesgelehrtheit anzusehen sind.„

Uebrigens ist nun durch die weitern Anstalten in Zürich die ganze neue Einrichtung komplet gemacht. Denn zu den fünf Schulen oder vielmehr fünf Kursen ist nun ein Collegium Humanitatis hinzugekommen, d. i. diejenige An-

Anſtalt, in welcher Jünglinge zwiſchen den Schul- und Univerſitätsjahren gebildet werden, und das ſo genannte Collegium Carolinum, das die Stelle einer Univerſität vertritt. — Um nicht zu weitläuftig zu werden, kann ich hier nichts weiter davon ſagen; es geſchieht aber vielleicht an einem andern Orte.

Schon lange winkt ihr mir, edle, feurige Jünglinge! Eurer drey ſind zwar keine Schweizer, aber ich rede doch von euch hier, wo ich von Helvetien rede, weil ein rechtſchaffener Schweizer euer Unternehmen der Welt bekannt gemacht hat. — Seyd mir willkommen in dieſer Laufbahn, in welcher ihr nach einem Kranze rennt, den ich euch izt nur verſprechen kann, aber die Nachwelt ertheilen wird! Laßt eure Hände durch die Kälte unſers Zeitalters nicht erſtarren! Laßt euch nicht ſchrecken, wenn ihr „nach zurükgelegten Hügeln Berge, und nach überſtiegenen Bergen noch höhere Berge finden werdet!„ Seht nicht nach dem Thale zurük, wie Gellerts Jüngling, wenn gleich keiner oben ſteht auf der Spize der Berge, der euch immer herab ruft: Kommt heran! Treibt euch ſelbſten, wie ihr angefangen habt, fort, gleich muthigen Pferden! Glaubts feſt, was ihr am

Ende

Ende sagt: „Gott, vor dem wir den festen „Entschluß faßten, unsere Kräfte aufzu„opfern, um unsere Brüder auf die Bahn „der Glückseligkeit zu leiten, du willst die Voll„ziehung des redlichen Entschlusses, du wirst je„dem Hinderniß deinen mächtigen Arm ent„gegen halten!

Nun die kalte Erzählung des Faktum! Vier Jünglinge, drey Straßburger und ein Schweizer lernten auf einer Reise, die sie, um Menschen kennen zu lernen, anstellten, einander kennen. Alle vier sind zwischen zwanzig und fünf und zwanzig Jahren. Sie sahen sich, und ihr Bündniß knüpfte

— — der erste Augenblick.

Wenn and're, eh' sie Freunde wählen,
Was sich dabey gewinnt, erst mühsam überzählen,
Vereinigte sie schon Ein Wort, ein stiller Blick.
Gleich Spiegeln strahlet eins des andern Bild zurück.
Sie wählen nicht, sie fühlen sich getrieben,
Und lieben ihren Freund, weil sie sich selber lieben.

Sie entdekten bald, daß sie einerley Bestimmung in sich fühlten, und entschlossen sich,

alle ihre Kräfte der wichtigsten Bedürfniß der Menschen, der Erziehung zu widmen, ihr Vorhaben der Welt bekannt zu machen, sich zu dessen Erfüllung mit dem unverdrossensten Fleiße vorzubereiten, und getrost zu erwarten, ob unter den Vorstehern der Völker, oder unter den reichen Zeitgenossen sich einer oder einige befinden, die sie unterstüzen, oder aufmuntern, und endlich zum Besten ihrer Mitmenschen gebrauchen wollen? — Diesen Vorsaz entdeckten sie dem redlichen Iselin, übergaben ihm eine Schrift, worinnen ihr Plan weitläuftiger ausgeführt ist, und Iselin legte sie der Welt vor.*) Und das ist das zweyte Werkchen. —

Der Inhalt der Schrift ist der. Ihr Eingang ist sehr philosophisch, und der Gegenstand der Mensch, seine Empfindungen, physische und moralische Harmonie ꝛc. Hierauf folgt die Schilderung der Karaktere dieser vier Jünglinge, wo jede besondere Fähigkeit derselben entwickelt und dargestellt wird, damit jeder, der von ihren Fähigkeiten Gebrauch machen will, sieht, wozu

*) Philanthropinische Aussichten redlicher Jünglinge ihren denkenden und fühlenden Mitmenschen zur Erwägung übergeben durch Isaak Iselin. Basel, 1775. 8. 56 S. bey Schweighäuser.

wozu er sie brauchen kann. Den Schluß macht ihr Erziehungsplan, der auf die ganze Bestimmung des Menschen geht, und den sie auf folgende drey Stücke gründen:

1. Daß man jede einzelne Anlage des Menschen entwickle, und ihr Wachsthum gehörig befördere.
2. Daß man sich bestrebe, den Zögling während der Bildung von alle dem zu entfernen, was die Entwicklung oder das Wachsthum seiner Anlagen verhindern könnte — und sodann auch sich bemühe, ihn gegen alle widrige Eindrücke, die der künftige Umgang mit der Welt auf ihn haben könnte, zu verwahren. Und
3. Daß man ihn mit denjenigen Künsten und Wissenschaften bekannt mache, die in den itzigen Umständen das Glück des geselligen Lebens bewirken können. *)

Um diesen Plan auszuführen, und sich geschickter dazu zu machen, wollen sie nicht nur weitere Kenntnisse bey einsichtsvollen Männern in Teutschland sammeln, sondern auch durch die vornehmsten Theile von Europa reisen, „in

*) S. 43.

Italien Kenntniſſe der bildenden Künſte, in Frankreich feinen Geſchmack und angenehmen Anſtand, in England Stärke des Geiſtes (nicht wohl kann man ſie ſich erſt erwerben) und philoſophiſche Gründlichkeit zu erlangen ſuchen.„ *)

Sie werden zwar nicht alles thun können, was ſie und andere wünſchen, „„ſagt Iſelin: in ihrem Plan, ſetze ich hinzu, werden auch nach und nach kleine Aenderungen gemacht werden, vielleicht finden ſie auch eben das in Teutſchland, was ſie in andern Ländern ſuchen wollen, vielleicht wäre zur Ausführung des Plans Handanlegung nützlicher, als Reiſen. Indeſſen iſt ihr Unternehmen groß, edel und verdient allen Beyfall und alle — Unterſtützung.

Die weitern Nachrichten werden ſie der Welt mittheilen in einer beſondern Schrift, die den Titel haben wird: Archiv Philanthropiſcher Jünglinge zum Beſten der Mitmenſchen ꝛc. oder wie er eigentlich lauten ſoll. Das erſte Stück iſt entweder ſchon wirklich gedruckt, oder wirds. —

Schon vieles habe ich von Helvetien, oder eigentlich von Zürich, geredet, und noch kann ichs nicht verlaſſen.

Phoebe fave! nova enim ingreditur tua templa ſacerdos!

„Das

*) S. 55.

„Das wären nun Anſtalten für unſere Jünglinge! „ſagten einige Patrioten in Zürich zuſammen. — „Aber für unſere **Mädchen** — „für die iſt noch nicht geſorgt. Sie ſollen nicht „hochgelahrt werden. Aber wenn ſie ihr Chriſtenthum, ihr Schreiben und Rechnen gelernt „haben, ſo ſollte man ihnen im vierzehnten, „funfzehnten Jahre Anleitung geben, wie man „eine Wirthſchaft vernünftig einrichten? wie „man eine Rechnung führen ſoll? wie eine „Quittung, ein Wechſel, ein Teſtament muß „geſchrieben ſeyn? welche Pflanzen in dieſem, „welche in jenem Erdreich fortkommen? wie „man Kinder phyſiſch und moraliſch ver„nünftig erziehen kann? Und ſo noch verſchie„dene andere Sächelchen, dächte ich, könnten „ihnen nichts ſchaden, könnten ihnen und ihren „künftigen Eheherren frommen, und viele Fa„milien vor Schaden bewahren, da manche „Prozeſſe noch geführt werden, weil die Groß„mutter ihr Teſtament nicht recht gemacht hatte, „oder eine nicht ganz förmliche Quittung ſich „geben ließ.„ — —

Vortreflich, Freund! Aber die Frage iſt nur die, wer ſolls lehren? Ein Mann taugt nichts — taugte zu viel. —

„Ein Mann taugt nichts. Es iſt wahr, aber ein Frauenzimmer —

Wenn Sie eins wüßten!

„Vielleicht.„

Wirklich, vielleicht? — und Sie nennen sie so lange nicht? —

„Goßweilerin!„

Und alle riefen, die Goßweilerin. Und nun wurde die Jungfer — oder, weil sie am Rhein, an der Saale, an der Elbe und an der Pleiße lieber französische Mamsellen, als Teutsche Jungfern haben, die Mamsell — Goßweilerin befragt, ob sie's übernehmen wolle, die Zürichsche Mädchen von vierzehn bis achtzehn Jahren in der Oekonomie, den nöthigen Brief- und andern Formularien u. s. w. zu unterrichten? — Sie nahm es an. — Damit es die Eltern so wenig, als möglich kostete, wurde eine Subscription gemacht von fast hundert Louis'dor, der Kursus, der ein halb Jahr dauern sollte, fieng sich an, der Fortgang übertraf die Erwartung, die solenne Prüfung der Schülerinnen erfüllte das Herz der Eltern mit Freude über ihre Töchter, und mit Dank gegen ihre Lehrerin, und nun freut sich Zürich einer Anstalt, deren kein anderes Land, keine andere Stadt, so viel ich weis, sich freuen kann; die aber auch in keinem andern Lande

und

und in keiner andern Stadt den Fortgang, die reelle Unterſtützung finden würde.

Denn wiſſe, lieber Leſer, nicht nur die Väter des Staats, nicht nur die Gelehrten, deren das einzige Zürich ſo viele, ſo weiſe hat; ſelbſt jeder Bürger iſt für das wahre Wohl des Staats ſo patriotiſch geſinnt, ſo eifrig bemühet, daß eine gemeinnützige Anſtalt vorſchlagen, und ſie unterſtützt, von allen Mitbürgern unterſtützt zu ſehen, eins iſt. Jeder derſelben fühlt Liebe fürs Vaterland im Buſen, und manche haben auch die vortreflichſten Kenntniſſe und Einſichten. Es iſt nichts ungewöhnliches, in Zürich Männer von Profeßionen zu finden, die — nicht politiſche Kannengieſſer ſind — ſondern die von den Angelegenheiten des Staats, von der Erziehung, von den Finanzen, von andern politiſchen und wiſſenſchaftlichen Materien, gleich Sokrateſſen, mit dir ſich unterreden können. — Einen Profeßioniſten, der bey Tage die Handwerksarbeit verrichtet, und bey Nacht die gemeinnützigſten Schriften lieſt, wollte man wegen ſeiner vortreflichen Talente und Einſichten bereden, um eine Stelle bey dem Gericht oder ſonſten ſich zu bewerben. „Wenn ich Einſichten habe, antwortete er, braucht man denn nicht auch geſcheide Leute bey den Zünf-

ten? Ich will dem Staate als Handwerksmann dienen. Vielleicht würde ich nur einem würdigern den Platz versperren.„ Wie edel. — Und nicht nur die Bürger der Stadt, sondern selbst die Landleute haben Kenntnisse, die man bey manchen, oder vielmehr bey den meisten Städtern in Sachsen vergeblich sucht, die nicht nur über viele Gegenstände vernünftig zu urtheilen, sondern auch selbst einen nicht ganz unfeinen Aufsatz über einen ökonomischen Gegenstand zu machen wissen. Dieß hat man der physikalischen Gesellschaft zu danken, die alle Jahre Preiße auf die besten Abhandlungen über einen Gegenstand des Akerbau's oder der Viehzucht aussetzt, und niemanden, als Landleuten, um den Preis zu arbeiten erlaubt. — Glaubst du es nicht, Leser, daß die Schweiz, und der Züricher Kanton besonders mehrere Kleinioggе hat, so lis ihre gedruckten Arbeiten — und glaubst du es nicht, daß die Stadt weise Bürger von außerordentlichen Talenten hat, so lis — denn sie werden, hoffe ich, bald erscheinen.

Die bürgerlichen Idyllen, die aus der Bürgerwelt eben so reizende Auftritte schildern, als der unsterbliche Salomon Geßner aus Arkadien. — Kurz, über das ganze Land scheinen

nen sich die nützlichste Kenntnisse zu verbreiten, und vielleicht ist Zürich in kurzer Zeit derjenige Staat, der den ersten Beweis durch sich selbst aufstellt, daß die Aufklärung eines ganzen Landes keine Chimäre ist, wie diejenigen glauben, die von der Menschlichkeit zu geringe denken. Mein Cicero sagt, ich glaube, von der Unsterblichkeit der Seele: „ists ein Irrthum, es zu glauben, daß die Seele unsterblich ist, so will ich lieber mit dem Plato hierinnen irren, als mit andern Recht haben.„ Ists eine Chimäre, sage ich ihm nach, zu hoffen, daß die Welt weiser und durch die Weisheit glücklicher werden kann, so will ich hierinnen mit Menschenfreunden lieber zu viel glauben, als mit Timonen das menschliche Geschlecht so sehr herabsetzen. Pitt blieb dennoch Pitt, ungeachtet der Matrose Feuer damit schlug, und die Menschen können sich doch zu höhern Einsichten und zu einer größern Sittlichkeit erheben, ungeachtet die Zuchtknechte unserer Kinder sie fast zum Vieh herab geschlagen haben.

Ein Mann, der die Jugend liebt, hat mir folgendes erzählt. „Als ich das Lehramt in „S. antrat, machten mir die Leute erstaunend „angst. Sie glauben nicht, sagte man mir, „was wir für eine verdorbene, unbändige Ju-

„zend haben, sie hat keine Lust zum Lernen, und „den ganzen Tag denken unsere Buben auf nichts, „als auf Possen, und treiben allen möglichen „Muthwillen. Es wird ein Stückchen Arbeit „seyn, dachte ich, aber mit Gottes Hülfe wol„len wir sehen. — Ich fieng an, mit den „Jünglingen freundlich zu reden; weil man sie „so sklavisch behandelt hatte, ich suchte in ihnen „einen kleinen Ehrgeiz zu erwecken, und behan„delte sie, als junge Herren, damit sie sich „weniger wegwürfen. Ich stellte ihnen ihre Be„stimmung vor, und machte sie auf die Zukunft „aufmerksam. Vorher war das ewige Latein „gepritscht worden. Jtzt führte ich sie in die Ge„schichte, in die Geographie, machte ihnen „schöne Gedichte bekannt; ließ sie einige aus„wendig lernen, wenn ich zuvor das, was schon „darinnen war, erklärt hatte; sagte ihnen „auch verschiedenes aus der Naturkunde vor, „u. s. w., und nach nicht gar Einem Jahr ka„men die Eltern, und sagten: Vorher ist mein „Sohn nicht gerne in die Klasse gegangen, itzt hört „er keine Stunde lieber schlagen, als die ihn „zu seinem Lehrer ruft. Er war vorher wild, „itzt ist er gesitteter, arbeitet zu Hause, fragt „mich oft etwas, worauf ich selbst nicht ant„worten kannte. — und die Schüler bekennen: „Ein ernsthafter Blick ihres gegenwärtigen

„Leh-

„Lehrers sey ihnen ärger, als alle Schläge „der vorigen Pädanten.„ —

Wer wollte denn also verzweifeln? Und wenn ein so alter Mann, der doch natürlich nicht mehr so leicht in den Tag hinein hofft, als Jünglinge, wenn der nicht verzweifelt, warum sollten's jüngere? Laßt nur mehrere Basedowe, mehrere Salis, mehrere Görze*) aufstehen, laßt diese nicht durch Mangel an Unterstützung verdrießlich werden, so wirds, denke ich, in unserm Teutschland besser gehen. Es ist ein neueres gutes Anzeichen, daß von Salis so viele Beyhülfe zu seinem Werke findet. — Basedow, von Salis, die vier philanthropinischen Jünglinge — wenn die indessen arbeiten — vielleicht arbeiten unter der Hand einige andere in der Stille — bilden diese Zöglinge, die in ihre Fußstapfen treten — so kanns etwan in zwanzig Jahren mit der Erziehung besser aussehen, und mithin auch mit der Glückseligkeit der Menschen, die wir von ihrem bessern Unterricht und von ihrer dadurch verbesserten Moralität erwarten.

Aber es ist freylich nicht genug, daß nur in Schulen eine bessere Lehrart eingeführt, und gemeinnützigere Kenntniße gelehrt werden. Der bessere Unterricht muß alsdann auch durch die Geistlichen fortgesetzt werden. Werden daher

*) In Trier.

unsern

unsern gegenwärtigen guten Jugendlehrern würdige Nachfolger gezogen — ein eigenes Institut könnte freylich in einem Lande das Beste thun — werden durch unsere gegenwärtige gute Universitätslehrer würdige, einsichtsvolle, vernünftige Geistliche gebildet — und sollte mans von denen, die ich in der vorigen Vorrede genannt habe, nicht erwarten können? — Wie vieles dürfen wir nicht hoffen?

Doch unsere Universitätslehrer können uns nicht allein gute Geistliche liefern, so lange der Vorwurf, den mein ungenannter Freund oben Konsistorialräthen gemacht hat, noch so sehr gegründet ist. Es ist in der That unverantwortlich, daß sich die Konsistorien den bessern theologischen Einsichten widersetzen. Aber wie kanns auch anders seyn? In ihren Studentenjahren haben sie über Bayer oder Jäger oder ein anderes steifes, mit Nomenklaturen und Distinktionen verbrämtes Kompendium gehört, haben in der Folge nur immer nach den Systemen ihrer Lehrer die Kandidaten examinirt, und haben daher eine gewisse Unbiegsamkeit, die alles, was von ihrem Lehrbegrif nur ein wenig abgeht, als irrig und neodor verwirft. Sollten sie eines andern sich überzeugen lassen, so müßten sie die Schriften der neuern, die sie für so gefährlich halten, erst durchstudieren,

dieren, und ohne Vorurtheile prüfen, und sich nicht schämen, andere Einsichten und andere Begriffe, als sie in den vorigen Jahren äußerten, anzunehmen. Sollten sie die Kandidaten nach gereinigten Systemen prüfen, so müßten sie ihnen erst bekannt seyn, und in ihren wichtigen Aemtern haben sie, vor lauter Nichtsthun, oder wegen allzuvieler Berechnung ihrer Einnahme, nicht Zeit, neue Schriften zu lesen. Gieng vor einigen Jahren aus gewissen Gegenden ein Student nach Leipzig, so empfahl man ihm, nur die theologischen Vorlesungen eines Krusius zu besuchen; und geht noch einer nach Halle, so warnet man ihn vor Ketzereyen — läßt man ihn anders gehen! — und läßt ihn fast aufs Evangelium schwören, daß er von Semlern sich nicht verführen lassen wolle. — Wie ist zu helfen? Gerne wollt' ich die Herren bitten, sie ansehen, sie bey dem Besten der Religion beschwören, biegsamer zu seyn, und die Kandidaten ihrem Gewissen und ihren besten Einsichten folgen zu lassen, wenns nur etwas hülfe! Hier ist nichts anders zu thun, als daß man geduldig erwartet, bis etwan unsere itzige junge Theologen einmal selbst Konsistorialräthe werden, und alsdann toleranter sich bezeugen, und nicht jeden, an dem sie nicht die strengste, vermeinte Orthodoxie riechen, gleich ihren alten Examinatoren, verketzern. In-

Indessen das kann ich sie doch bitten, bey ihren Kandidatenprüfungen nicht bloß die Dogmatik, nicht allein auch ihrer lieben Polemik — ohnehin heut' zu Tage einem fast entbehrlichen Dinge! — zu examiniren, sondern vielmehr darauf zu sehen, ob der Kandidat ein Geschicke hat, mit Landleuten umzugehen? ob er die nöthige Einsicht in die Naturkunde, Oekonomie und Philosophie besitzt? ob er einen populären Vortrag hat? ob sein Herz nicht durch Hauptleidenschaften verdorben ist, die den Landleuten anstößig sind, und alle gute Wirkung seiner Predigten hemmen? ob sein Umgang liebreich und gesellig ist? überhaupt mehr darauf sollten sie sehen, ob der künftige Prediger ein Menschenfreund, und selbst ein Mensch, als ob er gelehrt ist? Ist er jenes, dann könnten sie ihm, dächte ich, ein bischen theologische Gelehrsamkeit erlassen. Er wird mehr Gutes stiften, als ein viel gelehrterer Mann, der störrisch ist, oder geizig, oder einen Bauernstolz hat.

Denn von Euch — ich habe es schon gesagt, und sage es noch einmal — liebe Herren, die ihr das Volk unterrichtet, in kleinen Städten oder auf dem Lande! von Euch hängt ein großer Theil der zu verbessernden Menschlichkeit ab! Ihr müßt den Landmann lehren, ein Mensch zu seyn, ihr müßt darauf sehen, daß der Schulmeister

meiſter die Jugend beſſer und zweckmäßiger unterrichtet, ihr müßt die Herzen der Alten euch eigen machen, und durch ihren verbeſſerten zeitlichen Vortheil euch die Bahn machen, daß ſie auch im Geiſtlichen euch folgen; ihr müßt in ihren Häuſern, bey Krankenlagern, bey freudigen und leidigen Begebenheiten ſie vernünftig denken und handeln lehren; ihr müßt nicht nur ihr Seelſorger, ſondern auch ihr Vater, ihr Bruder, ihr Orakel ſeyn, das ſie bey allen Vorfällen um Rath fragen, ihr muß nicht allezeit nur einen erzürnten, ſondern auch einen gnädigen Gott zeigen, der Saaten und Gedeihen zu ihrer Arbeit giebt, der Regen zu rechter Zeit ſchenkt, der ſie mit Brod und Trank verſorgt: kurz, ihr müßt ihre Fähigkeiten zu entwickeln ſuchen. Habt ihr ihr Herz, ſo werden ſie euch — ich bins Bürge — deſto aufmerkſamer zuhören, euren verſtändlichen und populären Vortrag deſto beſſer zu faſſen ſich Mühe geben, und auf dieſe Art ihren Verſtand aufheitern — und iſt der Verſtand aufgeheitert, ſo werden ſie auch, als vernünftige Leute, Gott deſto mehr lieben, und ihre Pflichten gegen ſich und den Nächſten deſto ſicherer erfüllen —

Welches der Himmel geben wolle!

Am 27. April 1776.

Inhalt
des zweyten Bändchens.

I. Vorrede.

II. Predigten.

1. Von dem Unterricht der Kinder in der Religion . . . S. 1
2. Von den Wundern Gottes in der Natur, über Matth. 6, 28. 29. . . 26
3. Als eine Diebin Kirchenbuße thun muste 53
4. Von der Pflicht der Eheleute. Eine Hochzeitrede . . . 70
5. Wider die Trunkenheit, als nach einem guten Herbste viele Bauren sich betranken 97
6. Von den Pflichten der Knechte und Mägde . . . 119

III. Fragment einer Leichenrede, wie es scheint . . . 145

IV. Anhang.

1. Anrede an das Volk bey der Hinrichtung einer Kindesmörderin . . 152
2. Anrede an die Dorfgemeinde, als einem aus dem Dorfe Haus und Scheuer abgebrannt war . . . 158

V. Zusatz zur Vorrede.

Ein Schreiben von einem Freunde an den Herausgeber . . . 163

I. Schul-

I.

Schulpredigt.*)

Von

der Unwiſſenheit des Landmanns in der Religion.

Gehalten am vierten Sonntage vor dem Advent.

Text.

Sprüchw. Salomons Kap. 16. V. 16.

Nimm an Weisheit, denn ſie iſt beſſer, weder Gold, und Verſtand haben iſt edler, als Silber.

Schon oft habe ich nachgedacht, liebſten Freunde, woher es komme, daß ihr ſo ſelten, oder faſt gar nicht denjenigen Nutzen von eurem Katechismus- und Geſang- und Sprüchelernen habt, den ihr haben könnter

*) In einigen proteſtantiſchen Ländern iſts von den Konſiſtorien befohlen — und die

tet und sollet. Der Unterricht, den ihr in euren jüngern Jahren in der Religion genossen habt, sollte euch in eurem ganzen Leben den größten Nutzen schaffen. Seyd ihr krank, so sollte ein Spruch aus der Bibel eure Schmerzen euch dadurch erträglicher machen, daß er euch tröstete und euch daran erinnerte, wie das Leiden dieser Zeitlichkeit uns gut ist, weil es uns bessert, indem es demüthigt. Aber noch zu wenigen Kranken bin ich gekommen, die mir selbst eine Stelle der Schrift anführen konnten, woraus ich gesehen hätte, sie hätten aus Gottes Wort gelernt, was Er für Absichten hat, wenn er einen krank werden läßt. — Eben so lernt ihr auch eure Gesänge nicht mit dem Nutzen, den ihr davon haben könntet, d. i. ihr wißt zwar die Lieder, die ihr in den Schulen und durch den Gesang in der Kirche lernt, auswendig; allein

Verordnung verdiente wohl nachgeahmt zu werden — daß die Prediger an dem ersten Sonntage nach den Ferien, z. E. nach den Herbstferien, eine sogenannte Schulpredigt halten müssen, d. i. eine solche Predigt, in welcher Eltern und Kinder und Lehrer ermahnt werden, ihre Pflichten aufs neue mit Eifer zu erfüllen; jene, die Kinder fleißig in die Schule zu schicken; die andern, fleißig zu lernen, und diese, fleißig und treu zu lehren. — In dem Lande, wo Rothanker Pfarrer war, muß es also auch beschaffen gewesen seyn, wie aus der Eminenz dieser Predigt zu schliessen ist. Der Herausgeber.

allein ihr wißt sie oft so wenig auf eure leibliche und geistliche Umstände anzuwenden, daß ihr sie vielmehr zuweilen am ganz unrechten Orte anbringt. —

Und doch habt ihr von eurer Kindheit an Sprüche und Gesänge auswendig gelernt, und doch werdet ihr Jahr aus Jahr ein nicht nur in Predigten, sondern auch in Katechismusstunden in der Religion unterrichtet! Ihr habt auch sonsten die nöthigen Einsichten in eure Arbeit und Berufsgeschäfte, und wenn euch jemand einen neuen Vortheil oder Kunstgriff sagt, begreifet ihr den Unterricht davon; warum nicht auch den Unterricht in der Wissenschaft, die für jedermann, für euch aber besonders die wichtigste ist? — Sind etwa die sechs, acht Jahre, die ihr in der Schule zubringt, nicht hinreichend zu einem völligen Unterricht? — und ihr lernet doch in viel kürzerer Zeit alles, was zu eurer Profession gehört? Ja ihr könntet in wenigern Jahren alles lernen, was ihr zu wissen nöthig habt, um hier und dort glücklich zu leben. Woran liegt denn also die Schuld, daß ihr in einer Zeit, die mehr, als überflüßig hinreichend ist, die nicht allzuviele gemeinnützige Wahrheiten der Religion zu lernen, doch gröstentheils keinen wahren Schatz von Religionskenntnissen sammelt?

Bis jetzo finde ich hauptsächlich folgende drey Quellen, woraus eure meiste Unwissenheit in Religionswahrheiten herfließt.

1. Ihr habt, als Kinder, keine rechte Einsicht in die Ursachen gehabt, warum man euch in die Schule geschickt hat, und warum ihr Sprüche und Gesänge lernen mußtet.

2. Man hat euch, als ihr in die Schule gienget, nur auswendig lernen lassen, und ihr wußtet oft selbst nicht, was ihr gelernt habt.

3. Eure Eltern glaubten, mit dem Unterricht in der Schule sey alles gethan, und setzten ihn daher zu Hause nicht fort.

Bey diesen drey Punkten will ich mich etwas verweilen, und hernach sagen, wie ich glaube, daß eure Kinder den wahren Nutzen von dem Unterricht im Christenthum erlangen können. Aber weil die Sache für euch so wichtig ist, so verspreche ich mir auch eure ganze Aufmerksamkeit.

Erstlich, ihr wußtet oft selbst nicht, warum ihr in die Schule gienget, und warum ihr Sprüche, Gesänge und die Katechismuslehre auswendig lernen mußtet? oder, wie ihr zum erstenmal in die Schule gehen wolltet, haben euch eure Eltern gesagt, warum sie euch dein schickten? Hat etwa einem oder dem andern sein Vater oder Mutter gesagt: „Sohn! Tochter! bisher hast du in der Welt gelebt, ohne zu wissen, warum du in der Welt bist, ohne den guten Gott, der dich erschaffen hat, zu kennen, ohne die Pflichten zu kennen, die du gegen deinen Vater,

ter, gegen deine Mutter, gegen deinen Bruder und Schweſter, gegen den Nachbar, gegen deinen Taufpathen, kurz gegen alle Leute in unſerm und im nächſten Dorfe und in der ganzen Welt haſt.—Aber itzt fängſt du an Verſtand zu bekommen, und dieſen Verſtand muſt du nun lernen zum Guten anwenden. Siehe, wir wollen dich nun zu einem Mann führen, der dir recht viel ſagen wird, was du noch nicht weiſt. Wie wirds den Mann freuen, wenn du zu ihm kömmſt, und ſagſt ihm, du möchteſt gerne etwas Gutes von ihm lernen! Wie wird er dich lieb haben! Wie wirſt du ihn lieb haben, wenn er dir alle Tage etwas neues erzählt! — Und was wird das uns für eine Freude ſeyn, wenn du einmal heimkömmſt, und ſagſt: Vater! Mutter! Der Schulmeiſter hat mirs heute geſagt, warum unſere Wieſen ſo grün ſind, und wer das Brod wachſen läßt, und warum die Sonne ſcheint, und warum es auch zuweilen donnert. — Siehe! das alles wirſt du in der Schule lernen. Gehe nun hin im Namen Gottes, und thue alles, was dein Lehrer dir ſagt!„ Haben eure Eltern mit dieſen Ermahnungen euch zum erſtenmal in die Schule geſchickt, haben ſie es euch ſo deutlich geſagt, warum ihr dahin gehen ſollet, haben ſie euch euer in die Schule Gehen von Zeit zu Zeit angenehm zu machen gewußt, haben ſie euch in der Folge, ſo bald ihrs begreifen konntet, den groſſen Nutzen, den ihr vom Lernen in der Schule euer ganzes Leben hindurch, auch auch nach demſelben, haben werdet, fleißig vorgeſtellt, und ihr habt

euch doch nicht bemühet, die Wahrheiten unsrer Religion so zu lernen, daß ihr den Nutzen derselben in eurem täglichen Leben fühlt. — O Freunde, dann habt ihr viele Verantwortung.

Doch ich glaube vielmehr, eure Eltern haben euch eben so in die Schule geschickt, wie viele von euch ihre Kinder. Nämlich, wenn sie das vierte, fünfte Jahr erreichen, so schickt ihr sie in die Schule, weil ihr sahet, daß es so gewöhnlich ist, weil ihr oft selbst nicht wißt, was ihr mit ihnen anfangen sollt, weil ihr oft, wenn sie um euch herum lärmen, nur froh seyd, daß ihr einen Ort wißt, die Schule, wo ihr sie hinschicken könnt. Das will ich nun itzt nicht tadeln, daß ihr sie, da sie euch noch nicht an die Hand gehen können, an einen Ort schickt, wo man auf sie Achtung giebt. Aber ihr müßt sie nicht dahin schicken, daß es das Ansehn einer Strafe hat, daß die guten Kinder glauben, man schicke sie in ein Zuchthaus, und daher allemal mit Unwillen die Schule besuchen. Wie sehr fehlen die Eltern, die, wie ich leider! oft gehört habe, ihren Kindern mit der Schule drohen! Welch eine unglückliche Wirkung hat es, wenn Eltern zu den Kindern sagen: „Wenn du dieses, jenes thust, sollst du morgen aus der Schule bleiben!„ Glaubt es mir, liebste Eltern, eine euren Kindern schädlichere Belohnung könntet ihr nicht erdenken. Fangen eure Kinder einmal an, die Schule als einen Ort anzusehen, wo es ihnen übel gehen kann, und sehen sie es als eine Belohnung an, aus der

Schule

Schule bleiben zu dürfen: so versprecht euch nur keinen Nutzen mehr von dem Schulgehen eurer Kinder. Denn an einem Orte, wohin man gezwungen geht, wie kann man da mit Lust lernen? Und was hilft alles Lernen, wozu man keine Lust hat? Wie kann ein Kind Liebe zu Gott bekommen, wenn es sie an dem Orte lernen soll, den es für einen Ort des Zwangs und der Strenge ansieht? Wirds euch bey diesen Umständen euer Sohn einmal danken, daß ihr ihn in die Schule geschickt habt? Nein! Dafür wird er euch danken, wenn ihr ihn herausnehmt.

Seht also, wie ihr eure Kinder aus falschen Absichten in die Schule schickt, oder wenigstens ihnen nicht recht deutlich und ernstlich und öfters die Ursachen vorstellt, warum sie lernen sollen; und wie sie daher ungerne in die Schule gehen, und entweder nichts oder wenigstens nicht mit Nutzen lernen: eben so ist es euch in eurer Jugend gegangen. Eure Eltern schickten euch in die Schule, weil ihr die gewöhnliche Jahre erreicht hattet, oder weil sie eurer im Hause gerne los waren; oder, wenn sie euch auch aus guten Absichten schickten, so stellten sie euch die Ursachen, warum ihr lesen, schreiben und rechnen, Sprüche und Gesänge lernen solltet, nicht so vor, daß ihr Lust bekamet, etwas auf euer ganzes Leben nützliches zu lernen, oder sie erweckten endlich wohl gar einen Widerwillen in euch gegen die Schule. Und nun habt ihr den Schaden davon, daß jene schöne Jugendjahre, in welchen

ihr gute Kenntnisse sammeln solltet, zu eurem Verdruß für euch verlohren sind. Damals solltet ihr den Grund zu eurem zeitlichen und ewigen Glücke legen, und ihr wußtet nicht einmal, warum ihr in die Schule gehet! Damals hätte es euch freuen sollen, wenn die Stunde schlug, in welcher ihr zu eurem Lehrer gehen solltet, um etwas nützliches zu lernen — und ihr hörtet sie am liebsten, wenn sie euch aus der Schule rief. Ihr mußtet damals Sprüche und Psalmen und Gesänge auswendig lernen; aber ihr wußtet nicht, warum? man hatte es euch nicht recht gesagt, was ihr in folgenden Jahren für einen Nutzen davon haben könnt, und daher lerntet ihr alles das, nur weil ihr mußtet, und nur auf so lange, bis ihrs hergesagt hattet. In der nächsten Woche war schon alles vergessen, was ihr in der vorhergehenden gelernt hattet. Wie hätte auch das, was so falsch, so schlecht gelernt war, ein ganzes Leben hindurch im Gedächtniß behalten werden können?

Dies war um so weniger möglich, meine Freunde, da ihr vieles auswendig lernen mußtet, was ihr nicht verstundet. Eure Eltern und Lehrer glaubten, und ihr glaubts wol noch selber: Was ihr auswendig könnet, verstehet ihr auch! Vielleicht behauptet ihr zwar dieses nicht gerade zu, weil ihr selbst einsehet, wie falsch es ist. Aber es wurde doch größtentheils in den Schulen bisher so gehandelt, als ob es wahr wäre. Mußtet ihr nicht oft selbst Gesänge auswendig lernen, von denen ihr

ihr oft nicht den dritten Theil verstunder? Kams euch nicht daher so schwer an, das, was ihr nicht verstunder, zu lernen? Habt ihr nicht daher schon so manchen Vers so falsch und verkehrt und so verworren angeführt? Laßt ihr nicht selbst eure Kinder das Vater Unser auswendig lernen, ehe sie oft eine einzige Bitte verstehen können? Und dann habt ihr eine große Freude darüber, wenn sie es euch, wie Eltern, hersagen können, und glaubt Wunder, was euer Kind für einen herrlichen Verstand hat. So laßt ihr sie Sprüche lernen vor dem sechsten Jahre, die sie vielleicht im zwölften nicht recht verstehen. Ich will einen anführen, weil er besonders mißbraucht wird. Es werden nicht leicht Eltern seyn, die nicht glauben, sie können ihren Kindern den Spruch nicht zeitig genug beybringen: „**Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden.**„ Ihr haltet den Spruch für so leicht, und es wird mir lieb seyn, wenn ihr Erwachsenen ihn alle verstehet. Wie viel weniger können eure Kinder wissen, was ein **Sohn Gottes** ist? Was das **Blut des Sohns Gottes** ist? was Sünde ist? Was **reinmachen von Sünden** heißt? Wie dieses Blut von Sünden rein macht? Sehet, so viel gehört dazu, nur diesen einzigen Spruch, den ihr für so leicht haltet, zu verstehen! — Ihr laßt also eure Kinder Religionswahrheiten auswendig lernen, die sie nicht verstehen, und das ist eben so gut, als ob sie sie gar nicht auswendig gelernt hätten.

„Aber, werdet ihr sagen, in den zarten Jahren ist das Gedächtniß am besten, da geht es den Kindern am leichtesten ein, was sie auf ihr ganzes Leben lernen sollen. Es schadet nichts, daß sie es noch nicht verstehen. Kommen sie zu mehreren Jahren und Verstandskräften, so wird ihnen nach und nach über das, was sie vorher nicht verstanden hatten, ein Licht aufgehen.„

Dieser Einwurf wäre ganz gut, wenn er nur ungegründet wäre. Zwar gebe ich euch zu, daß ältere Leute, und selbst Gelehrte, öfters etwas wissen, das sie noch nicht ganz verstehen, und worüber ihnen erst in der Folge das völlige Licht aufgeht. Allein diese haben es nicht mit Mühe, nicht mit Verfall auswendig gelernt, sondern sie haben es etwa gehört oder gelesen, und in ihrem Gedächtniß behalten. So wäre es allenfalls zu entschuldigen, wenn eure Kinder in jüngern Jahren, wo es ihnen leichter wird, etwas auswendig lernten, von dem sie erst den völligen Aufschluß mit zunehmenden Jahren bekämen. Aber bis sie den bekommen könnten, wissen sie das auswendig Gelernte selbst nicht mehr. — Und überhaupt, wenn mans auch von andern menschlichen Kenntnissen gelten lassen könnte, daß man das Gedächtniß junger Leute damit übte, ungeachtet sie nicht alles verstehen: so kann mans doch unmöglich bey Religionswahrheiten zugeben. Denn diese müssen einen bleibenden, durchs ganze Leben dauernden Eindruck machen. Und wann können sie diese Wirkung besser haben, als in

in den zarten Herzen der Kinder? Wie kann aber etwas Eindruck machen, das man nicht verſteht? Mithin werdet ihr leicht einſehen, und nunmehr überzeugt ſeyn, daß es ein für eure Kinder unerſetzlicher Schade iſt, ſie Sprüche und Geſänge auswendig lernen zu laſſen, die ſie nicht verſtehen, und die man ihnen nicht vorher recht erklärt hat, damit ſie ſie verſtehen können.

Drittens ſcheint mir auch das ein groſſer Fehler eurer Eltern geweſen zu ſeyn, daß ſie den Unterricht, den ihr öffentlich empfangen habt, zu Hauſe nicht fortſetzten, und glaubten, damit ſey alles gethan, daß der Schulmeiſter euch unterrichtet hat. Das war nicht recht. Denn dadurch, daß ſie unbekümmert ſchienen, ob ihr in der Kenntniß des Chriſtenthums auch zunähmet, machten ſie euch nachläßig. Hingegen gröſſern Eifer und Begierde zu lernen hätten ſie in euch erweckt, wenn ſie euch zuweilen, wenn ihr aus der Schule kamet, gefragt hätten: „Was haſt du denn heute gelernt, mein Sohn? Kannſt du denn noch, meine Tochter, was du heute in der Schule hergeſagt haſt?„ So würdet ihr aufgemuntert worden ſeyn, nicht nur für die Schulſtunden, ſondern ſo zu lernen, daß ihr das gelernte auch nachgehends noch behalten hättet. Denn wie viele ſind nicht zufrieden geweſen, wenn ſie ihren Spruch oder Geſang nur ſo lange behielten, bis er in der Schule hergeſagt war? Von dieſer Nachläßigkeit der Eltern kömmts denn her, daß ihr nicht für euer ganzes Leben gelernt habt, was euch in

eurem

eurem ganzen Leben nützen sollte. — Und dann nicht nur das Gelernte hätten sie auch zu Hause wiederholen lassen, sondern auch bey jeder Gelegenheit zeigen sollen, daß auch das nicht genug ist, die Religionslehren nur auswendig gelernt zu haben, sondern sie müssen auch das Herz rühren. Wie manche Eltern waren zufrieden, daß ihre Kinder das Vater Unser auswendig konnten, und wehrten ihnen nicht, wenn sie es, statt zu beten, herplauderten! Wie manche gute Gelegenheit liessen sie wohl vorbeygehen, wo sie hätten euch zeigen können, welch eine Wirkung ein andächtiges Gebet hat, wie man sich oft durch ein Sprüchelchen in Trübsalen erwecken kann, wie man sich oft durch einen guten Gesang die Arbeit erleichtern kann! So kams, daß ihr die Kraft der Religion nicht fühlen lerntet, und daher auch nicht begierig wurdet, euch einen Schatz der Religion auf eure künftige Jahre zu sammeln.

Wenn ihr nun den grossen Schaden, den ihr von dem schlechten Religionsunterricht und von eurer eigenen und der Nachläßigkeit eurer Eltern habt, recht lebhaft erkennt, so bitte ich euch als euer Freund, als euer Vater, gebt doch ja nicht zu, daß eure Kinder über euch klagen müssen, so wie ihr Ursache habt, über eure Eltern zu klagen. Derjenige ist allemal ein Thor, der nicht weiser seyn und handeln will, als seine Voreltern, und diese Thorheit, meine Lieben, giebt man euch Landleuten besonders Schuld. Und viel-

vielleicht sagt mans nicht ganz mit Unrecht von euch, daß ihr zufrieden seyd, alles nur so zu machen, wie es eure Väter gemacht haben. Wenigstens hört man zuweilen solche Reden: Unsere Väter waren doch auch Leute? Warum wollen die Kinder klüger seyn, als die Väter? ꝛc. Freylich sollen sie klüger werden, als die Väter, dadurch, daß sie die Fehler ihrer Väter, wenn man sie aufdeckt, erkennen, und so ihre Väter übertreffen, indem die Söhne dieser ihre Fehler vermeiden lernen. — Wenn euch jemand ein Mittel sagt, wie ihr eure Aecker fruchtbar machen könnt, oder eine neue, verbesserte Art zu pflügen und zu säen angiebt, verwerft ihr den Rath eures Freundes deswegen, weil euer Vater nicht so gesäet oder gepflügt hat? Warum sollter ihr nicht vielmehr einem guten Rath nachkommen wollen, der nicht einen zeitlichen Nutzen, sondern die wahre Glückseligkeit eurer Kinder betrift?

So will ichs dann euch nun sagen, wie ich glaube, daß ihrs anfangen müßt, daß eure Kinder den Nutzen von ihrem Lernen haben, den sie haben können und sollen. Dem Lehrer eurer Jugend selbst habe ich sonsten Gelegenheit genug es zu sagen, wie er die Kinder unterrichten muß. Besonders bespreche ich mich mit ihm, wenn ich seinem Unterricht beywohne. — Daher will ich hier nur vortragen, was euch, ihr Eltern, betrifft.

Vor allen Dingen ermahne ich euch erstlich, euren Kindern die wahre Absicht vorzustellen, war-

warum ihr sie in die Schule schickt. Daher müßt ihr ihnen nicht mehr mit der Schule drohen, sonsten gehen sie mit Widerwillen darein, und aller Nutzen geht verlohren. Auch müßt ihr sie nicht nur alsdann hineinschicken, wenn sie gewisse Jahre erreicht haben, sondern wenn ihr anfangt, Verstand bey ihnen zu bemerken. Auch müßt ihr sie nicht anfangs gar zu strenge zur Schule anhalten. Denn eine gar zu strenge Ordnung macht die Kinder verdrießlich, und die Kindheit kann nichts weniger leiden, als scharfen Zwang. Und wie können sie auch anders, als verdrießlich werden durch den Schulzwang? Denn vorher durften sie ganz frey auf die Gasse gehen, wenn sie wollten konnten zu euch aufs Feld laufen, wenns ihnen einfiel. Itzt sollen sie auf einmal in ihrer Freyheit eingeschränkt werden, und sollen gewisse Stunden des Tags in der Schulstube zubringen. Das kann ihnen nicht gleich recht gefallen. Daher zwingt sie im Anfange nicht, sondern laßt ihnen so weit ihren Willen, daß ihr ihnen zuweilen die Freyheit gönnt, etwas später, als die bestimmte Zeit ist, zu gehen, allenfalls auch aus der Schule fortgehen zu dürfen, wenns ihnen einfällt. So werden sie spielend und ohne den Zwang zu fühlen, nach und nach zu einem regelmäßigen Schulgehen angewöhnt werden. Diese Absicht könnt ihr desto leichter erreichen, wenn ihr nun zuweilen auch mit ihnen unterredet, warum ihr sie in die Schule schicket, und ihnen liebreich und freundlich vorstellt, daß sie nun anfangen, etwas Verstand zu zeigen, daß der Schöpfer

ser ihnen den Verstand gegeben habe, damit sie ihn kennen lernen. Seht, Kinder, könnt ihr sprechen, unser lieber Gott will, daß wir alles, was er uns gegeben, dazu brauchen, wozu ers uns gegeben hat. Er hat euch Hände gegeben. Wenn ihr nichts damit arbeiten wolltet, wäre das recht? Er hat euch Füsse gegeben. Wenn ihr jemand in Noth sehet, und wolltet euch eurer Füsse nicht bedienen, um dem Unglücklichen beyzuspringen, wäre das recht? Eben so hat er euch Verstand gegeben. Wenn ihr nun nicht mit Hülfe eures Verstandes wolltet einsehen lernen, wie gut unser lieber Gott ist, was er uns und euch und eurem Großvater und eurer Großmutter und allen Leuten in unserm und im nächsten Dorfe und allen Menschen in allen andern Dörfern, und in der Stadt, die ihr auf dem Berge sehet, was er allen für Wohlthaten seit mehr als hundert Jahren erwiesen hat — wäre das recht? — Wenn wir euch oft von eurem Großvater erzählt haben, so des Abends, wenn wir bey einander saßen, was er für ein frommer Mann war, und wie vielen Leuten er Guts gethan hat, und wie er einmal des Nachbars Haus gerettet hat in einer Feuersbrunst, und wie er einmal, da der Fluß groß wurde, geschwind einen Damm machte, daß er unsere Wiesen nicht überschwemmte, und wie er einmal einem armen, armen Jungen, der mitten im Winter barfuß gehen mußte, Kleider gab — gelt, da hörtet ihr gern zu? Itzt wenn ihr nun in die Schule geht, da werdet ihr auch so erzählen hören von dem lieben Gott, wie er uns

uns alle Jahr zu essen und zu trinken giebt, wie er euch Kleider schenkt, wie er euch bewahrt, daß ihr nicht alle Augenblick zu tode fället, wie er regnen läßt, und auch die Sonne scheinen, daß die Menschen sich freuen — da muß es angenehm zuzuhören seyn, wenn man einem so allerhand erzählt. Der Schulmeister wird euch viel mehr erzählen, als wir. Wenn man ein paar Stunden nur so da sitzen darf und erzählen hören, das muß eine Lust seyn. Gebt ihr nun nicht gerne hin, in die Schule?„ Redet ihr so mit euren Kindern, liebste Eltern, stellt ihr ihnen die Sache von der Seite vor, daß die den Kindern so natürliche und angebohrne Neugierde gereizt wird, erweckt ihr so in ihnen Lust, etwas zu lernen; so sollte michs sehr wundern, wenn sie euch nicht mit einem freudigen, herzlichen Ja antworteten. — Ich verwerfe es auch nicht, daß ihr ihre Lust zuweilen unterhaltet und stärket durch ein kleines, mit der rechten Art und zu rechter Zeit gegebenes Geschenk. Zwar sollten wir das Gute lieben, ohne auf Belohnung zu sehen, und vor der Sünde fliehen, nicht um der Strafe willen, die auf sie folgt, sondern weil wir Gott damit beleidigen. Allein bey Kindern kann man wohl nicht alle Belohnungen des Guten verwerfen. Denn sie sind Kinder, d. i. sie werden durch etwas, das ihre Sinnen erregt, leicht eingenommen, und zu einer Handlung williger. Nur muß man sie nicht an den Gedanken gewöhnen, daß sie wegen Folgsamkeit belohnt zu werden verdienen, sondern ihr müßt ihnen immer so

schene

ſchenken, daß ſie ſehen, es iſt ein freyer Wille, und müßt, wenn ſie älter werden, nach und nach aufhören, ſie zu beſchenken, wenn ſie gerne in die Schule gehen. — Sehet, Freunde, ſo müßt ihrs machen, wenn ihr den Widerwillen, den Kinder gegen die Schule bezeigen, überwinden, und ihn ſo gar in Luſt verwandeln wollt. Aber ihr müßts nicht dabey bewenden laſſen, daß ihr nur das erſtemal, wenn ihr ſie anfangt in die Schule zu ſchicken, ſo freundlich und ſo liebreich mit ihnen redet, ſondern ihr müßt öfters, bey jeder Gelegenheit ſie daran erinnern, daß ſie die Zeit, in welcher ſie den Grund zu ihrem künftigen Glück legen ſollen, nicht verſäumen. Je älter ſie würden, deſto weniger würden ſie lernen können. Itzt ſeyn die Jahre, in welchen ſie euch noch nicht helfen könnten in euren Arbeiten, dieſe ſeyen ihnen ganz eigen, und ganz dazu beſtimmt, daß ſie den Grund zu ihrer künftigen ewigdauernden Glückſeligkeit legen.

Die zweyte Ermahnung, die ich euch geben will, iſt dieſe: „Seyd nicht damit zufrieden, wenn eure Kinder einen Spruch, oder einen Geſang auswendig herſagen können, ſondern fragt ſie auch darüber, damit ihr ſehet, ob ſie das, was ſie auswendig wiſſen, auch verſtehen?„ Ihr könnt dieſes bald ſehen, ſelbſt aus der Art, wie ſie etwas herſagen. Wer z. E. ein Gebet nicht nur auswendig kann, ſondern auch verſteht, was er betet, der wird es nicht herplaudern, ſondern langſam und mit Bedacht

sprechen, und dadurch zeigen, daß er weiß, und daran denkt, was er betet. Wenn ich eure Kinder das **Vater Unser so beten höre, daß sie alle Bitten in einander werfen, oder das Tischgebet so, daß sie oft mitten im Gedanken absetzen, wo das folgende noch zum vorhergehenden gehört, so ists mir eine betrübte Gewißheit, daß der Beter nicht weiß, was er sagt.** Daher müßt ihr sie öfters **fragen:** „Sohn oder Tochter, was denkst du bey dieser Bitte: **Erlöse uns von dem Uebel?** Was meynst du damit, wenn du sagst: **Aller Augen warten auf dich, Herr!** ꝛc.„ Überhaupt um zu wissen, ob sie wissen, was man Gott vor oder nach dem Essen, beym Aufstehen oder des Abends vor Schlafengehen bitten soll, **will ich euch rathen, euch nicht so ganz an eure gewöhnlichen täglichen Formeln zu gewöhnen, oder eure Morgen- und Abendsegen** nur immer aus dem **einzigen Gebetbuche**, das ihr in eurem Hause habt, vorlesen zu lassen, sondern lehret eure Kinder selbst beten, damit sie wissen, **warum und wie und um was** man Gott bitten soll. Sprecht zu eurem **Kind** des Abends: „Nun denk' einmal zurück an den heutigen **Tag**. Was hast du heute für **Wohlthaten** empfangen von deinem Schöpfer? Willst du ihm nicht dafür danken?„ oder des Morgens: „Wie sanft hast du geschlafen! Siehe, Kind, du bist munterer aufgestanden, als du dich niedergelegt hast. Es hat dich auch nichts in deinem Schlafe gestört. Du hast auch nicht auf freyem Felde schlafen müssen, wie vielleicht mancher Wanderer, der sich verspätet hat.

hat. Indem du ſchliefeſt, ſchliefen wir auch, und wir konnten dich nicht ſchützen. Aber für uns und für dich hat unſer himmliſcher Vater gewacht. Willſt du ihn nicht bitten, er möchte dich auch heute in ſeinen Schutz nehmen?„ Und wenn dann eure Kinder anfangs nur Lob ſtammeln; wenn ſie etwa nur mit zwey herzlichen Worten ſagen: Lieber Gott, ich danke dir! Oder nur: Lieber Vater, behüt' mich auch heute! So iſts ſchon genug, iſts dem Gott gewiß ſchon angenehm, der ſich aus dem Munde der Kinder und Säuglinge Lob zugerichtet hat. Mit der Zeit werden ſie es, wenn ihr nach und nach einheilft, ſchon beſſer lernen. — Auf dieſe Art, hoffe ich, werdet ihrs verhindern, daß eure Kinder nicht blos herplaudern, ohne etwas dabey zu denken, und nicht blos auswendig lernen, ohne das zu verſtehen, was ſie auswendig gelernt haben. Denn ihr müßt ſie bey dem, was ſie vorſagen, immer prüfen, immer ſie fragen, was willſt du damit ſagen, und ſie zuweilen auch den Spruch oder den Vers aus dem Liede, oder das Gebet mit andern Worten ausdrücken laſſen. Und überhaupt, es muß euch eben ſo ſehr angelegen ſeyn, eure Kinder ſelbſt im Chriſtenthum zu unterrichten, als kaum dem Schulmeiſter. Daher müßt ihr niemalen unterlaſſen —

Und das iſt die dritte Lehre, die ich euch geben will, den Religionsunterricht zu Hauſe fortzuſetzen, und das könnt ihr deſto beſſer, weil ihrs an Beyſpielen, die euch faſt täglich

in eurem Hauswesen, in eurem Ackerbau, und in eurem Gewerbe vorkommen, kurz in euren freudigen und leidigen Begebenheiten könnt ihr ihnen zeigen, wie uns eine wahre und kräftige Kenntniß der Religion in allen Fällen so glücklich macht. Hat euer Acker reichlich getragen, so führt eure Kinder dahin, zeigt ihnen den Segen des Herrn, und lehrt sie dankbar seyn. Ist euer Feld von dem Hagel niedergeschlagen worden, so lehrt sie bey dieser Gelegenheit, das Unglück, das auch sie einmal treffen wird, ohne Murren zu ertragen. Sagt ihnen: „Siehe, Kind, der Hagel hat zwar unser Feld verwüstet. Aber wir zürnen deswegen nicht mit Gott. Er wird uns deswegen nicht Mangel leiden lassen. Gewiß hat er schon Anstalten gemacht, wie er uns doch das Jahr über speisen und kleiden wird. Gewiß hat er schon mildthätige Herzen eröffnet, die uns im Mangel zu Hülfe kommen werden. Wir müssen nur Gott vertrauen. Er hat uns zwar gezüchtigt. Aber er ist doch nicht so zornig auf uns, als du vielleicht glaubst. Denn hätte er uns nicht als ein liebreicher Vater gezüchtigt, so müßte er uns noch härter gestraft haben. Denn wir und du und deine Geschwister haben ihn seit der vorigen Erndte so oft beleidigt, daß er uns viel schärfer hätte strafen können. Und wie hörten doch nicht sagen dürfen, daß er zu hart oder ungerecht gegen uns gewesen wäre, wenn auch die Wasserfluth, die gestern unterm Gewitter so daher geschossen kam, unser Haus mit allem, was darinnen ist, fortgerissen hätte.„ — Oder seyd ihr wir

wider euer Hoffen aus einer Noth gerettet worden, iſt euch ein Glück wiederfahren, an das ihr nicht gedacht habt — wie viele Gelegenheit habt ihr nicht alsdann, eure Kinder auf die Vorſicht Gottes aufmerkſam zu machen, und ihnen zu zeigen, wie Gott immer für ſeine Menſchen ſorgt? Muß das nicht ſo tiefen Eindruck in ihr Herz machen, daß ſie in ihrem ganzen Leben auf Gott ihre Hoffnung ſetzen? Und wenn dieſe Lehren des Chriſtenthums, die ihr ihnen bey dieſen und andern Gelegenheiten gleichſam augenſcheinlich vorſtellt, jenen Eindruck wirklich machen, welcher Nutzen kann gröſſer ſeyn? Wie kann ihnen die Religion herrlichere Dienſte thun, als wenn ſie eure Kinder mit der Vorſehung zufrieden und gegen ſie dankbar macht?

Aber um dieſen Eindruck deſto lebhafter zu machen, müßt ihr theils nicht müde werden, eure Vorſtellungen öfters zu wiederholen — denn ſollten die Herzen eurer Kinder gegen eure Ermahnungen noch ſo hart und ſo verſchloſſen ſeyn, ſo ſeht ihr doch ſelber, wie ein Tropfen Waſſer, wenn er immer auf Einen Fleck fällt, endlich den härteſten Stein aushöhlt, und habt euch alſo doch zuletzt die ſicherſte Wirkung zu verſprechen — theils müßt ihr überhaupt, und beſonders vor den Kindern, nichts reden oder thun, das den Eindruck, den die Religion gemacht hat, wieder zerſtören kann. Denn bedenkts ſelber, was würde da herauskommen, wenn

ihr ihnen den Nachmittag auf eurem vom Hagel geschlagnen Felde die schönsten Lehren vom Vertrauen auf die Vorsehung gegeben hättet, und ihre kleine Herzen wären darüber so gerührt worden, daß sie ausgerufen hätten: „Ja, ja, lieber Vater, liebe Mutter, wir haben einen guten Gott, er wird uns armen Kindern gewiß Brod geben.„ Den Abend darauf setztet ihr euch hin, und fienget an zu klagen, und ängstlich zu sorgen: „Wo werden wir Brod hernehmen auf dies Jahr? „und wohl gar darüber am Ende ein Mistrauen gegen Gott zu verrathen. Oder gesetzt, ihr hättet ihnen den Tag vorher erzählt, wie einmal eine fromme Wittwe von ihrem letzten Brod einem Armen ein Stückchen abgeschnitten hätte, und das andere Jahr habe ihr der liebe Gott einen grossen Segen auf ihrem Acker gegeben. Den andern Tag käme euer Nachbar zu euch, und bäte euch um ein Malter Korn zu seiner Aussaat, „er wolle ihn redlich und ehrlich wieder heimgeben nach der Erndte,„ und ihr schlügts ihm etwa ab, weil man euren Nachbar gegen euch verläumdet hat, er habe am dritten Ort das und das wider euch gesaat: Müßten eure Kinder nicht denken: „Mein Vater hat mir gestern von der frommen Wittwe erzählt, und mich ermahnt, allen Leuten, wo ich kann, zu helfen, und itzt hilft er selbst dem Nachbar nicht, und hats doch!„ Glaubt ja nicht, eure Kinder seyen etwa noch klein, sie werden nicht so über die Sache nachdenken, sie merken

nicht

nicht darauf! Sie merken oft nur zu gut auf das, was um sie herum vorgeht. Denn überhaupt — und das ist wichtig für jede Eltern, und das muß sie erstaunend vorsichtig auf alle ihre Reden und Handlungen machen — es ist eine wichtige Wahrheit: Kinder lernen fast alles von den Eltern schätzen oder verachten! Daß eure Söhne und Töchter, wenn sie einmal aus der Schule und erwachsen sind, nicht mehr fleißig in die Kinderlehren oder Katechisationsstunden gehen: woher kömts anders, als weil sie von euch gesehen haben, daß ihr gemeiniglich die Sonntagsnachmittäge dazu anwendet, über Feld zu gehen, oder eure Verwandte zu besuchen; oder von euch gehört haben: „Was brauche ich in die Kinderlehre zu gehen? Wie ich noch in die Schule gieng, hab' ich oft genug darein gemußt, und der Pfarrer wird mir itzt nichts Neues mehr sagen.„ — Besucht euch des Abends euer Nachbar, und ihr kommt auf eure Jugendjahre zu reden, seyd ihr nicht zuweilen so ehöricht, eure Jugendstreiche zu erzählen? Wie ihr da einem über den Zaun gestiegen seyd, und Aepfel gestohlen habt, wie ihr dorten mit einander im Wirthshause gewesen seyd, und euch toll und voll getrunken habt „ und mehr dergleichen schöne Geschichten. Da sitzen eure Kinder um euch herum, und hören viel aufmerksamer zu, als ihr wohl denkt, erzählens den andern Tag in der Schule, und warten alsdann nur auf Gelegenheit, eure Jugendstreiche nachahmen zu können.

Denn sie schliessen allezeit — und leider! leider! habens manche Eltern von ihren Kindern schon hören müssen! — **Hats mein Vater, meine Mutter gethan, warum ich nicht auch?** — O ihr Eltern! Es hat zwar jeder Mensch die Pflicht auf sich, fromm und tugendhaft zu seyn; aber ihr seyds doppelt verbunden. Denn ihr werdet doppelt gestraft, weil nicht nur ihr gesündigt habt, sondern ihr auch eure Kinder sündigen machtet. Daher redet zwar überhaupt nichts unbesonnenes oder unartiges, am allerwenigsten vor euren Kindern. Thut zwar nie nichts, das Gott beleidigte, am allermeisten vor euren Kindern. Zeigt durch euer Beyspiel, wie man so glücklich ist, wenn man Gott recht erkennt und liebt, und laßt dieses Licht leuchten vor jedermann, aber besonders vor euren Kindern. Denn so wie sie durch euer Beyspiel Böses lernen können, so können sie auch, wenn ihr voran geht, den Weg der Tugend betreten: und so wie ihr um eurer Sünde willen doppelt werdet gestraft werden, weil ihr auch eure Kinder verführt habt; so wird auch euer Lohn im Himmel desto grösser seyn, wenn ihr den Unterricht in der Religion durch eure Lehren und durch euer Beyspiel zu Hause so fortgesetzt habt, daß sie einen rechten Grund des Christenthums gelegt, eine wahre Einsicht in ihre Pflichten gegen Gott und den Nächsten erlangt, und nach diesen ihren besten Einsichten in ihrem ganzen Leben gehandelt haben. Das gebe Gott! — **Wie herzlich will**

ich

ich ihm danken, wenn ich euch in der nächſten Schulpredigt das Zeugniß geben kann, ihr habt meinen Ermahnungen nachgelebet, und eure Kinder ſelbſt in der Religion durch Worte und Werke zu unterrichten, wenigſtens geſucht! ꝛc.

Zweyte Predigt.

Von

den unerkannten WundernGottes.

Text.

Matth. Kap. 6 V. 28. 29.

Sehet an die Lilien auf dem Felde — — ich ſage euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht iſt bekleidet geweſen, wie deren eines.

Nichts, meine lieben Zuhörer, rührt euch mehr, als wenn ihr etwas ſehet, das euch wunderbar vorkömmt. Wenn man euch erzählt, euer Nachbar habe eine großmüthige Handlung gethan — es ſollte mir leid ſeyn, wenn ihr keine groſſe Freude darüber hättet, und nicht ſo dadurch eingenommen würdet, daß ihr nicht eher ruhig ſeyd, als bis ihr alle, auch die allerkleinſten, Umſtände, von welchen die Handlung begleitet wurde, erfahren habt. Indeſſen weiß ich doch nicht, ob ihr gleich zu ihm gehen, und ihm ſagen werdet, wie ſehr es euch freue, daß er ſo ein rechtſchaffner Mann iſt. Aber erzählte

zählte man euch von eben dem Nachbar, er habe auf seinem Acker ein sonderbares, ausserordentliches Gewächs gefunden — würdet ihr nicht anden, der euch die Nachricht gebracht hätte, tausend neugierige Fragen thun? „Wo hat ers denn gefunden? und wann? und wie ists denn zugegangen? und wie siehts denn aus? und wo hat ers denn?„ — Kurz, ihr wäret nicht eher zufrieden, als bis ihr nichts mehr zu fragen wüßtet. — Gesetzt, es käme in unser Dorf ein grosser Künstler, der allerhand Arbeiten verfertigte, die viele Mühe, vieles Nachdenken und die gröste Genauigkeit erfoderten; ihr würdet wohl auch, wenn ihr an dem Manne vorbeygehet, ein wenig hinsehen, und seiner künstlichen Arbeit zusehen. Aber könnte ein Mann ins Dorf, der euch tausend Wunder verspricht, und euch durch Hülfe seiner geschwinden Hände allerhand Gaukeleyen vormacht, von denen ihr nicht begreifen könnt, wie's zugeht, und wie's nur möglich ist — dann könnt ihr zu dem Wundermann nicht zu sehr eilen, ihn nicht genug anstaunen und bewundern, und wißt einander nicht genug davon zu erzählen. — In welche allgemeine Bewegung setzt nicht ein Nordlicht das ganze Dorf? Wie läuft und rennt alles, wenn ihr feurige Ruthen und Schwerter am Himmel zu sehen vermeynt, die doch weiter nichts sind, als Dünste, die aus der sumpfigten Erde aufstiegen, und in der Höhe sich entzündeten. Aber ihr halter solche Erscheinungen für Wunder; denn überhaupt zwar jeder Mensch, aber ihr Landleute besonders, sieht

sieht gleich alles für Wunder an, weil ihr so gerne Wunder sehet, und davon höret. Nur Schade, daß ihr oft für Wunder ansehet, was keins ist, und hingegen nicht als Wunder ansehet, was wirklich wunderbar ist!

Weil ihr nun von dem Wunderbaren so eingenommen seyd, so will ich, nach Anleitung meines Textes, euch von Wundern erzählen, die ihr ganz nahe, ja in und bey euch selbst findet. Denn wisset, alles was ihr auf euren Aeckern sehet, alles, was ihr auf euren Wiesen erblicket, alles was um euch herum lebt und webt, was über und unter euch ist, ja ihr selbst — alles ist ein Wunder vor euren Augen.

Schon oft seyd ihr ja wohl zur Herbstzeit über eure Wiesen gegangen, und habt da eine ganz kleine Blume gesehen, die man die Zeitlose nennt. Weil sie so ganz klein da stehet, weil sie durch keine brennendrothe Farbe sich auszeichnet, wie die Herbstrose, durch ihre Höhe auch nicht so in die Augen fällt, wie die Sonnenblume, keinen so lieblichen Geruch hat, wie die Sommerrose, so habt ihr sie wohl noch nicht recht bemerkt. — Und sehet dieses kleine, verächtlich scheinende Blümchen ists doch, das Christus die Lilien auf dem Felde nennt, und von denen er sagt, sie seyen weit schöner und glänzender, als Salomo in aller seiner Herrlichkeit. Hättet ihr das gedacht? Ja, ich darf wohl noch dazu behaupten, ohne gottlos zu seyn, jedes Gräschen, das ihr mit Füssen tretet, ist herrlicher als Salomo, ist wunderbarer gemacht, als aller Prunk und Pracht

der

der Könige und der Fürſten, und wird von dem, der es genau anſiehet, mehr bewundert, als Sammt und Seide. Schon wann ihr mit bloſſen Augen ein Gräschen oder das Blatt einer Blume betrachtet, müßt ihrs gewiß recht ſchön und fein finden. Aber nun will ich euch noch dazu ſagen, daß die Gelehrten ſolche Gläſer erfunden haben, durch die alles, was den leiblichen Augen klein und faſt unmerklich ſcheint, erſtaunend vergröſſert wird. Wenn man durch ein ſolches Vergröſſerungsglas ein Stückchen Seide oder Sammt betrachtet, ſo kömmt es einem ſo grob vor, als das gröbſte Tuch, ſo ſieht man die ſeidene Fäden, wie dicke Zwirnsfäden, und, was man für ſo dicht gehalten hat, wie ein Bret, das ſieht man nun ganz durchlöchert. Hingegen hält man eine ſo verachtete Lilie vor das Glas, ſo könnt ihr nicht glauben, wie weit herrlicher ſie einem erſcheint, als wenn ſie mit bloſſen Augen geſehen wird. Da erblickt man die feinſten Fäden, aus denen die Lilie zuſammengeſetzt iſt, und findet die künſtlichſten Röhrchen, durch welche der Saft der Erde bis an die Spitzen der Blume hinauf ſich zieht, und überall auf dem ganzen Blättchen glänzts, wie wenn kleine Diamanten und Perlen drauf herum geſtreut wären. Ihr könnt nicht glauben, wie man über den Bau einer ſo kleinen Blume erſtaunen muß! — Die Fliegen, die euch ſo oft ärgern und beſchwerlich fallen — wie ſehr verachtet ihr nicht dieſe Thierchen. Aber nicht einmal vom Vergröſſerungsglaſe will ich etwas ſagen. — Betrachtet nur einmal eine Fliege, wenn ſie in

der

der Sonne läuft. Da werdet ihr erstaunen, wie ihre Flügel schimmern, wie ihr Kopf, der so häßlich scheint, mit Smaragden und Rubinen besetzt ist. — **Sehet**, Liebste, das sind wahre Wunder Gottes; und die bewundert ihr nicht, hingegen über das, was nicht wirklich wunderbar ist, könnt ihr in Erstaunen gerathen. Daher will ich nun, wie mir mein Text selbst Gelegenheit giebt, die Wunder, die über, um und an euch sind, euch zeigen, und ihr werdet — ich weiß es gewiß — mit Vergnügen zuhören.

Erhebt einmal eure Augen! Ihr sehet des Tags die Sonne über eurem Haupte, und des Nachts den Mond und die Sterne. „Was sehen wir hier Wunderbares? sprecht ihr. Die Sonne sehen wir fast alle Tage, und wenn wir sie auch nicht sehen, ist sie doch da. Ist denn das wunderbar, was so alltäglich ist?„ Freylich, Freunde, weil euch dieses ein tägliches Schauspiel ist, rührt es euch nicht mehr. Aber gesetzt, es lebte einer Jahre lang in der dichtesten Finsterniß, ohne Licht, auf einem hohen Berge, vor welchem eine, bisher ihm ungesehene, Ebene läge, die sich viele Meilen weit erstreckte. Oft dächte dieser Mensch in seiner finstern Einsamkeit: Wo bist du? Ist noch etwas ausser dir? Was ist wohl um dich herum? Mit diesen Gedanken quälte er sich oft, und brächte sein Leben in der größten Unruhe zu. Auf einmal fienge es zu unterst an der Ebene an, helle zu werden, es stiege nach und nach ein grosser Feuerball herauf, der würde im

immer gröſſer und gröſſer, die ganze unabſehliche Ebene ſtünde auf einmal ganz erleuchtet da, und hier wären tauſend abwechſelnde Farben, tauſend verſchiedene Bäume ſtellten ſich auf einmal ſeinen Augen dar, und eine Menge von Dörfern und Städten fliegen nach und nach wie aus der Erde herauf. Was meynt ihr, daß dieſer Menſch fühlen müßte? Wird er nicht im Anfange über dieſes Schauſpiel ganz entzückt da ſtehen? Wenn er nun lange Zeit ſprachlos da geſtanden hat, wird er nicht endlich ausrufen: „O du groſſes Licht! Groſſe Wohlthäterin der Erde! Wie iſt dieſe Welt ſo gar nichts ohne dich! Du, du muſt der todten Natur Leben und Kraft ertheilen, du machſt, daß wir die wunderbaren Werke Gottes ſehen und uns deren freuen — und biſt ſelbſt das Wunderbarſte von allen!„ — Und gewiß, das iſt ſie, Freunde. Denn wenn ich euch ſage, daß dieſer feurige Ball, der Millionen Meilen von uns entfernt iſt, und unſere Erde über hundertmal an Gröſſe übertrifft, von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag ſeinen ordentlichen Lauf geht, und niemalen auch nur einen Zoll von ſeiner Bahn abweicht, und eben ſo, wie unſere Welt, noch mehrere Welten erleuchtet — ſehet ihr nun nicht die Sonne mit gröſſerer Bewunderung an? — Aber noch mehr! Alle die unzählige Sterne, die ihr in einer heitern Nacht am Himmel ſchimmern ſeht, ſind auch entweder Sonnen, wie unſere, oder ſolche Welten, wie unſere, und jede dieſer Sonnen, und jede dieſer unzähligen Welten, alle gehen ihre abgemeſſene Bahn, ohne Verwirrung, ohne zu-

ſammen

sammen zu stoßen, alle sind ohne Zweifel so herrlich, oder noch herrlicher, als unsere Welt, ausgeziert, alle ohne Zweifel von Geschöpfen bewohnt, um darauf zu leben und zu weben. O Freunde, wenn ich oft in einer hellen Nacht zum Himmel aufsehe, und mir den wirkenden Geist der Allmacht vorstelle, wie er alle diese ungeheure Weltkörper in ihrer Bewegung erhält, alle gleich liebt, für das kleinste Würmchen in jedem sorgt, wie auf unsrer Welt; wie zu gleicher Zeit unendlich viele Geschöpfe ihres Daseyns mit mir sich freuen, und wie zu gleicher Zeit aus tausend Welten Dankopfer zu seinem Throne aufsteigen — dann werfe auch ich mich nieder, und lalle aus dem Staube zu meinem Schöpfer hinauf. Ach! das sind meine seligste Stunden, wenn ich die grossen unbegreiflichen Werke meines Schöpfers betrachte, und das ist meine einzige Freude, wenn ich daran denke, daß ich sie einmal immer näher und näher betrachten, und das Ganze immer mehr übersehen werde, wenn mein Gott eine Hülle nach der andern von diesen Augen wegnimmt, und meinem Geiste eine Aussicht nach der andern erweitert. — Wenn der Fürst wegen einer frölichen Begebenheit Feyerlichkeiten anstelle, so läuft alles nach der Hauptstadt, um das Feuerwerk oder dergleichen Lustbarkeiten anzusehen. Was sind das für Kinderspiele gegen das grosse Schauspiel, das ihr alle Abend haben könnt. Denn welches Schauspiel kann herrlicher und majestätischer seyn, als tausend Sonnen und erleuchtete Welten über meinem Haupte in regelmäßiger Ordnung unter-

einan-

einander herum gehen zu ſehen? — Und wie vieles könnte ich euch noch von den Sternen erzählen? Allein ich will euch von dieſen groſſen Wunderkörpern nicht zu viel auf einmal ſagen, damit ihr euch nicht bey ſo vielen Wundern in euren Gedanken verwirret. Denn ihr werdet ſchon Mühe haben, das zu begreifen. Mir genüget indeſſen, wenn ihr nur den Himmel nicht mehr ſo ohne alle Gedanken anſehet, und euch an das wenige, was ich von den Geſtirnen geſagt habe, erinnert, und unſern Schöpfer bey Betrachtung derſelben anbetet.

Nachdem wir nun den Himmel betrachtet haben, wollen wir uns auf der Erde umſehen, und zuerſt bemerken, wie weislich es der Schöpfer in Anſehung der Jahreszeiten eingerichtet hat. — Thörichte Menſchen klagen oft über den Winter, und wünſchen, es möchte das ganze Jahr Frühling oder Sommer ſeyn. Allein ſie bedenken nicht, daß die Erde im Sommer nichts tragen könnte, wenn ſie nicht den Winter über ausgeruhet, und gleichſam neue Kräfte geſammelt hätte, um wiederum Früchte hervorbringen zu können. Es iſt freylich wahr, der Winter iſt oft eine harte Zeit für das Armut. Mancher leidet Mangel an Holz, und viele können ſich nicht ſo viel verdienen, als in einer andern Jahreszeit. Allein man muß das ganze Jahr daran denken, daß ein Winter kömmt, und daher das Beyſpiel ſo mancher Thiere nachahmen, die den Sommer und Herbſt über zuſammeln, um leben zu können,

bis wieder Früchte und Pflanzen wachsen. — Und dann, wenn ihr das ganze Jahr über so viel zu thun hättet, als im Frühling und Herbst, wenn nicht der Winter auch für euch, ihr Landleute, eine Zeit der Ruhe wäre, so wie für die Erde: Würdet ihr nicht unter der Arbeit erliegen müssen? Gott hat dieses weislich vorausgesehen, und daher es so eingerichtet, daß ihr theils nicht das ganze Jahr über im Felde zu arbeiten habt, theils daß auch in den übrigen Jahrszeiten eine Arbeit nach der andern kömmt. Setzt einmal, das Korn und das Obst und die Gartenpflanzen und die Trauben — alles zusammen würde in Einem Monat reif, könntet ihr alles in dieser Zeit einerndten? Würde nicht vieles verderben, weils nicht zu rechter Zeit ist eingethan worden? Daher löst gleichsam eine Arbeit die andere ab. Habt ihr euer Korn in der Scheune, so wird indessen die Gerste vollends zeitig. Wann diese eingeerndtet ist, so könnt ihr das Obst brechen. Dann erwarten euch die Freuden der Weinlese, und nach der Weinlese wollen eure Gärten ausgeleert seyn. So habt ihr niemalen zu viele Last, und so schlüpft euch unter den abwechselnden Arbeiten ein Jahr nach dem andern hin, daß ihrs nicht gewahr werdet. Denn der beste Zeitvertreib ist die Arbeit. — Ist es also nicht eine weise, wunderbare Einrichtung, daß Gott die Eigenschaften in der Frucht und jeder Pflanze so einrichtete, daß nicht alle zugleich reif werden? Habt ihr aber auch schon daran gedacht? Weils von jeher so gewesen ist, daß auf die Kornerndte

erndte die Gerſtenerndte und auf die Gerſtenerndte die Weinleſe kam, ſo iſts wohl noch keinem unter euch aufgefallen, daß es Gott weislich ſo eingetheilt hat. Allein er hat gewiß nicht die kleinſte Anſtalt in der ganzen Natur, die nicht ein Wunder ſeiner Weisheit und Güte wäre. Dies werdet ihr noch mehr erkennen, wenn ich euch nun auch einiges von den Pflanzen ſelbſt ſage.

Von einzelnen **Pflanzen** habe ich ſchon im Eingange meiner Predigt einiges geſagt. Itzt betrachtet die **Menge** und **Verſchiedenheiten** aller zuſammen! Wie viele tauſende ſtehen nur in einem einzigen Wieſenthal! Und ſehet ſie nur näher an, ſo werdet ihr keine einzige der andern völlig gleich finden. Wie verſchieden iſt ihr Bau! Die eine hat einen langen Stengel und lange Blätter, die andere iſt klein, und ſcheint ſich hinter ihren Nachbarn zu verbergen; bey dieſer ſind die Blätter zugeſpitzt, bey der andern zackicht, bey der dritten rund, bald oval, bald kugelrund. Jene wächſt nur auf den Bergen, dieſe im Thal, die eine in einer ſumpfichten, die andere in einer dürren Gegend. — Und ſo wie ihre Geſtalt, wie verſchieden ſind nicht auch die Farben! Denkt nur, wie vielerley Arten von Grün! Kein Blättchen iſt ſo grün, wie das andere. Wie verſchieden ſind nicht die Blüthen der Bäume und der Blumen! Kann man etwas ſchöners ſich vorſtellen, als einen blühenden Kirſchenbaum? Welch ein herrliches Blau hat nicht das Veilchen! Man darf

ja nur von der kleinen Anhöhe hinter dem Dorf herabsehen, so muß man entzückt werden, wie unendlich verschieden die Farben in einander gemischt sind. Kein Mahler kann nur den tausendsten Theil der unzähligen Farben ausdrücken, die ihr bewundern könnt, so oft ihr euch unter der Arbeit in die Höhe richtet, und deren Anblick euch zur weiteren Arbeit stärken muß. —

Doch nicht allein die Augen, sondern auch andere Sinnen muß die Pflanze ergötzen. Ist z. B. Sammt oder Seide so weich anzurühren, als ein Rosenblatt? Kann irgend etwas so wohl riechen, als die Blüthe der Bäume? — Wenn ihr in die Residenz des Fürsten kommt, so könnt ihr euch über die grossen Häuser und den fürstlichen Palast nicht genug verwundern, und in den Gärten der Vornehmen nicht satt sehen an den zierlich geschnittenen Hecken und an den Blumenbeeten. Aber, meine Freunde, den Garten unsers guten Gottes, in dem wir alle wohnen, den ich, werdet ihr künftig noch mehr bewundern, wenn ihr ihn aufmerksamer, als bisher, betrachtet. Die Ordnung, die Zierlichkeit, die Mannigfaltigkeit ist auf unserer Flur tausendmal bewundernswürdiger, als in den prächtigsten Gärten der Menschen.

Und erwäget nun noch den herrlichen Nutzen der Pflanzen. In jenen kostbaren Gärten ist alles mehr fürs Auge, als zum Gebrauch: vieles in denselben ist gar unnützlich. Aber in Gottes Gar-

Garten findet ihr nicht ein Gräschen, das unnütz wäre. Gott hat so viele Geschöpfe zu ernähren. Der Löwe brüllt um seine Nahrung, und die jungen Raben rufen ihn darum an. Daher hat er so viele tausend Pflanzen geschaffen, damit er jede Kreatur speisen kann, und jedem Thier hat er seine besondere Pflanzen angewiesen. Vielleicht habt ihrs selbst schon bemerkt, daß z. B. eure Kühe nicht von allen Kräutern essen. Diejenigen, die euere Kuh stehen läßt, frißt noch ihr euer Pferd, und die dem Pferde nicht angewiesen sind, bleiben für euere Schafe übrig. Wie weise diese Einrichtung Gottes ist! Denn würden allen Thieren einerley Pflanzen schmecken, würde nicht bald ein Mangel an Nahrung für die Thiere seyn? Würden nicht alsdann die wilden Thiere aus ihren Wäldern herausgehen, und eure Heerden oder euch selbst anfallen, wenn ihnen nicht zu ihrer besondern Nahrung die Pflanzen des Waldes zugetheilt wären? Sehet, so hat der gute Gott durch diese unendliche Mannigfaltigkeit der Pflanzen theils für unsere Sicherheit gesorgt, theils seine Größe und Weisheit gezeigt. — Wenn ihr nun wieder über die Wiesen geht, werdet ihr auch das niedrige Gras so verächtlich mit Füßen treten? Das was euch verächtlich scheint, ist die Nahrung und die Wohnung von tausend Geschöpfen Gottes!

Denn — ich komme nun zu den lebendigen Geschöpfen Gottes — so unendlich mannigfaltig die Pflanzen sind, eine eben so große, oder vielmehr noch größere Menge von Thieren giebt es.

Rechnet einmal vom Elephanten an bis zur Ameise herab! und dann wieder von jeder Gattung wie viele! Rechnet hinzu, wie viele in der Luft theils weit über unsern Häuptern herumfliegen, und wie viele um uns zunächst herum schwärmen! Welch eine ungeheure Anzahl ists schon derer, die wir sehen! Denkt nun noch an diejenige Thiere, die in der Erde wühlen, und gleichsam in der Finsternis leben! Gewiß, meine Liebsten, könnten wir nur diejenige Thiere, die in einem Bezirk von einer Stunde leben und weben, auf Einen Fleck zusammen bringen; könnten wir zu den Thieren des Waldes sprechen: Sammelt euch hier zu Haufen! Zu den Vögeln unter dem Himmel: Kleat hernieder in diese Versammlung: Zu den faß unsichtbaren Insekten: Werdet gröſſer, daß wir eure Gestalt ganz sehen, und begebt euch hin zu den andern Thieren, und, du Wurm, krieche hin — was wäre das nicht für ein Schauspiel! Wie würdet ihr die Menge kaum übersehen können, und erstaunen, und kaum begreifen, wie sie in einem so kleinen Bezirk sich aufhalten kann, von dem ihr etwa glaubtet, daß er für euch kaum räumlich genug sey!

Aber nehmt nun noch dazu, daß Gott auch alle diese Thiere speist, so werdet ihr die Gröſſe ihres und unsers Schöpfers noch mehr bewundern. Ihr sehet, jedes dieser Thiere hat einen andern Bau des Körpers, und nach dem verschiedenen Bau des Körpers hat auch jedes seine verschiedene Nahrung. Dem Wurm, der Raupe und andern krie-

kriechenden Thieren hat Gott ihre Nahrung ganz nahe an sie hingelegt. Müßten sie ihre Speise weit holen, oft würden sie vor Müdigkeit auf dem Wege verschmachten, und auf der langen Wiese würden sie ihren Feinden, die, wie in einem Hinterhalt, lauren, in die Hände fallen. Daher nähren sich diese Gattungen von Thieren aus ihrer Nachbarschaft oder vielmehr, Gott hat sie in dem Bezirk, wo sie ihre Nahrung finden können, hervorgebracht, und dahin gesetzt. — Der Adler, der Falk, und andere Vögel, die hoch fliegen, finden hoch oben in der Luft nichts zu ihrer Nahrung. Sie müssen sie hier unten suchen. Aber wie wissen sie, daß an dieser Stelle etwas zu ihrer Nahrung bereitet liegt? Wer sagts ihnen? Oder, wenn sie's auch wissen, bis sie herunter kommen aus ihrer Höhe, ist ihnen ihre Beute entwischt. Sind also diese Vögel nicht übel daran, und sind sie nicht in Gefahr zu hungern? — Nein! Gott hat für sie geforgt, indem er ihnen ein Auge gab, das den schärfsten Blick hat. Wenn der Raubvogel so hoch fliegt, daß ihr kaum einen schwarzen Fleck in der Luft sehet, so sieht hingegen er das kleinste, was hier unten auf der Erde ist, und seine Beute ist ihm sichtbar genug. Daß er aber auch die ersehene Beute gewiß haschen kann, hat ihm der Schöpfer zu den hellsten Augen die schnellsten Flügel gegeben. Diesen Augenblick habt ihr ihn hoch oben in der Luft gesehen, den andern sehr ihr ihn schon unten auf der Erde. — Hingegen diejenigen Thiere, die ihre Nahrung aus der Erde heraus wühlen müssen, haben kein so

scharfes Gesicht, aber dafür die zum Graben nöthige Werkzeuge erhalten. Einige, die starke Feinde haben, die ihnen zur Speise dienen müssen, sind mit den nöthigen Kräften ausgerüstet, um des ihnen angewiesenen Raubs Meister werden zu können. Andere haben nicht so viel Stärke, aber sie wissen ihrem Raub die feinsten Schlingen zu legen, daß er ihnen nicht leicht entgehen kann, und sie nicht befürchten dürfen, Hungers zu sterben. Kurz, so tausendfach verschieden die Thiere selbst sind, so tausendfach verschieden ist ihr Bau, ihre Nahrung und die Art, ihre Nahrung entweder mit List oder Gewalt sich anzuschaffen.

Doch nicht nur für ihre Nahrung, auch für ihre Sicherheit hat der Schöpfer so viel gesorgt, als es zur Erhaltung des Ganzen nöthig ist. Fast jedes Thier hat seinen Feind, und weil die Pflanzen zur Nahrung aller nicht zureichen, muß auch jedes dem andern zur Nahrung dienen. Aber jedes kennt auch seinen Feind, und jedes weiß auch, wie ihm nachgestellt wird, und jedes hat entweder Geschwindigkeit oder Gegenlist, den Nachstellungen seines Todfeindes zu entgehen, daß also keine Kreatur sich gegen den Schöpfer beklagen kann, sie sey hülflos und wehrlos, als ein Raub des Mörders, in der Welt herumgehen. Ich habe auch gesagt, daß der Raubvogel seinen Raub weit oben aus der Luft herab erblicke, aber das zu seinem Raub bestimmte Huhn erblickt ihn auch tief unten von der Erde hinauf. Wenn ihr kaum das schwarze Pünktchen oben in der Luft sich bewegen sehet,

so

so sieht hingegen die Henne ganz hell die Gefahr, die ihr droher. Daher ruft sie ihre Küchlein zusammen unter ihre Flügel, und deckt sie, und schreyet und winselt ganz kläglich, gleichsam die Menschen um Hülfe anzurufen; wie ihr wohl selbst werdet bemerkt haben. Daher will ich andere Beyspiele anführen. Der Hase, die Rehe und einige andere Thiere des Waldes haben keine Stärke, und sie können sich auf nichts verlassen, als auf die Geschwindigkeit ihrer Füsse. Aber sie haben das feinste Gehör, und kennen die Ankunft ihrer Feinde in eine solchen Entfernung vernehmen, daß sie allezeit noch Zeit haben, sich durch die Flucht zu retten, und nicht leicht ein Raub werden würden, wenn man sie nicht entweder überraschet, oder ihnen die Flucht abgeschnitten hätte. — Noch mehrere dergleichen Geschichten von dem weisen und zu ihrer Bestimmung aufs schönste eingerichteten Bau der Thiere würde ich euch erzählen, wenn ihr nicht schon durch diese wenige überzeugt und belehrt werden könntet, wie sehr Gott für die Thiere gesorgt, und auf welch eine wunderbare Art er sie theils speiset, theils schützt. Zugleich sehet ihr, wie wahr es ist, daß kein Sperling ohne seinen Willen auf die Erde fällt; und wie sehr sich die Worte Christi durch Betrachtung der Wunder in der Natur bestätigen: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an! sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheune, und euer himmlische Vater nähret sie doch.„ Für die kleinste Fliege sorgt Gott so gut, als für den Wallfisch. Das kleinste, unscheinbarste seiner Geschöpfe ist ihm so

werth, als das größte. Denn betrachtet ihr den Bau einer Raupe genau und aufmerksam, so werdet ihr finden, daß sie mit eben so vieler Kunst gemacht ist, daß ihr Gott die bewundernswürdigsten Werkzeuge, sich zu nähren und zu wehren, so gut gegeben hat, als dem Löwen.

Aber freylich die Zierde, und gleichsam das Meisterstück der ganzen Schöpfung scheint der Mensch zu seyn: der Mensch, der eher alles andere ausser sich bewundert, als das, was er an sich selbst bewundern könnte und dürfte: oder vielmehr nicht an sich selbst, sondern den Schöpfer in ihm. Schon der erste Anblick des Menschen zeigt seinen Vorzug vor andern Geschöpfen. Alle Thiere gehen niedergebückt und nur auf die Erde ist ihr Blick gerichtet. Könnte eines der gescheiteren Thiere über seinen Zustand denken, und seine Gestalt, seine Art sich zu nähren, seine Lebenszeit mit den Eigenschaften der Menschen vergleichen, würde es nicht bey sich selbst sprechen müssen: „Wir Thiere kriechen auf allen vieren herum, mit grosser Mühe müssen wir alles aus der Erde herauswühlen, und oft so lange auf unsere Nahrung lauren, daß wir in Gefahr stehen zu verhungern. Der Mensch hingegen — wie stolz tritt er nicht einher! Wie ist sein Anblick so edel! man sieht es ihm an, daß er unser Herr zu seyn bestimmt ist. Uns ist nur ein kleiner Raum zu unserm Aufenthalt, und nur einige Pflanzen oder Nebenthiere zur Nahrung angewiesen. Er wohnt überall, ist überall zu Hause,

und

und alles, ſelbſt wir, dienen ihm zur Speiſe. Nur mit ſeinem kleinſten Theil berühret er die Erde, der übrige Körper ſtrebt empor und iſt immer in die Höhe gerichtet. Seine Lebensart iſt eine Einfalt gegen die unſrige. Wie groß iſt ſein ganzer Vorzug vor uns!.. Sehet wie viel vorzügliche Eigenſchaften einer Körper vor dem Thieriſchen hat, eine majeſtätiſchere Geſtalt, leichter zu erhaltende und mannigfaltigere Nahrung und eine längere Dauer. Ich habe euch gezeigt, wie wunderbar ſelbſt der Bau der thieriſchen Körper iſt, und doch hat der menſchliche ſo große Vorzüge. Wie weit wunderbarer iſt alſo unſer Leib!

Gewiß von dem erſten Augenblick an, da wir anfangen zu ſeyn, iſt der Menſch ein alle Tage ſich erneuernder Beweis der Wunder Gottes! Daß wir ſo wunderbarlich gemacht ſind, ſagt David, und wer einmal Gelegenheit hätte, den innern Bau des Menſchen und das Verhältniß der Glieder gegen einander zu ſehen, der würde auch mit David ausrufen: Wie wunderbar iſt der Menſch gemacht! — Nur einiges von unſerm wunderbaren Körperbau will ich anführen. Habt ihr jemals darüber gedacht, warum wohl die Augen und Ohren zu oberſt an dem menſchlichen Körper ſtehen? Warum anders hat Gott ihnen dieſen Platz angewieſen, als deswegen, weil ſie uns an dem oberſten Theil des Körpers die beſten Dienſte thun? Denn da man am weiteſten ſiehe, wenn man an einem erhabenen Ort ſtehet, und

der Schall jedesmal in die Höhe gehet, so stehen die Augen, gleichsam als Wächter auf einer Warte, gleich unter der Stirne, damit sie die allenfalls sich nähernde Gefahr von weitem entdecken können; und die Ohren sind in der Nachbarschaft der Augen, weil wir in der Höhe jeden Laut am besten vernehmen. — Was alsdann die Augen besonders betrifft, wie weislich hat sie der Schöpfer vor allem Schaden, den sie nehmen könnten, zu sichern gesucht? Denn da unsere Augen eines unserer schönbarsten Theile, aber zugleich dasjenige Glied sind, das am leichtesten kann beschädiget werden — denn kann nicht der kleinste Splitter uns des Gesichts berauben? — so hat er sie mit einer Haut überzogen, die wir, wie eine Decke, vor die Augen zu ihrer Sicherheit ziehen, und, wenn die Gefahr vorüber ist, wieder aufziehen können. — Welche herrliche Dienste thun nicht auch die Augenbraunen den Augen? Wenn ihr an einem heissen Tage im Felde arbeitet, im Schweiß eures Angesichts, wurde euch nicht der Schweiß in die Augen herab laufen, und euch am Sehen verhindern, wenn nicht der Schöpfer die Augenbraunen euch gegeben hätte, die, gleich einem Damm, den Schweiß abhalten? — Und überhaupt die Augen, wie viel Vergnügen haben wir ihnen zu danken? Was nützten uns diese Schönheiten der Natur, wenn wir sie nicht sähen? Für wen blüheten die Bäume so herrlich, für wen schmückten sich die Wiesen mit so vielfachem Grün,

für

für wen prangten die prächtige Kornblumen im Felde, wenn nicht der Mensch seine Augen an diesen Herrlichkeiten des Schöpfers weiden könnte? O Sonne! welche Wollust verlöre ich, wenn ich nicht mehr sehen könnte, wie du im Triumph hinter den Spitzen der Berge hervorkömmst, und wieder hinter den Bergen dich verbirgst! O Mond! und all ihr Sterne! euer beschiedener Glanz, euer schimmern und wimmern — Wie viele Ruhe, welche stille Heiterkeit gießt ihr oft in meine Seele durch meine Augen! — —

Gleich wunderbar, wie die Augen, sind auch unsere Ohren! Warum sie zu oberst am Haupte sind, habe ich schon gesagt, Allein so gute Dienste sie uns an diesem Platze leisten, so unglücklich könnten wir auch durch sie werden. Denn wenn ihr z. Er. im Schatten eines Baums vor Müdigkeit eingeschlafen wäret, könnte euch nicht ein Insekt in die Ohren kriechen, und euch, wo nicht den Tod bringen, doch wenigstens lange Zeit die entsetzlichsten Schmerzen verursachen? Wie hat nun Gott in diesem Punkte für eure Sicherheit gesorgt? — So, indem er theils den eigentlichen Eingang in die Ohrenhöhle ein wenig verstecke, daß das Thierchen einige Zeit brauchen würde, bis es eindringt, und ihr indessen euch davon befreyen könnt, theils indem er die Ohren mit einem zähen Schleim versah, der das Insekt aufhält, wo nicht gar das weitere Fortkommen ihm unmöglich macht. Diese Verwahrung der Ohren war, wie es der Schöpfer wohl eingesehen hat,

hat, um so nöthiger, weil sie beständig offen stehen, und zwar um unserer Sicherheit willen offen stehen müssen. Denn wenn bey Nacht oder überhaupt im Schlafe unsere Augen geschlossen sind, so müssen die Ohren für unsere Sicherheit gleichsam wachen. Den Dieb, der euch im Schlafe bestehlen will, den Mörder, der sich euch nähert, entdecken euch eure Augen nicht mehr. Aber die Ohren vernehmen das kleinste Geräusch, und retten euch vor der Gefahr, indem sie der Seele Nachricht davon geben, damit sie den eingeschlafenen Körper wecke. — Wie vieles könnte ich euch noch erzählen von den Händen, die vorne in Finger gespalten sind, damit wir desto mehr damit ausrichten, und vieles hervorbringen können, das sonsten nicht möglich wäre — von dem Herzen, das bey jedem Pulsschlag das Blut mit einer fast unbegreiflichen Kraft durch den ganzen Körper vertheilt und herumschickt — Von der Lunge, durch die wir die Luft einathmen — Von den Gebeinen, die, gleich den Hauptbalken an einem Hause, unsern Körperbau zusammenhalten — und von der weisen Einrichtung eines jeden andern Gliedes! Allein ich eile nun, euch auch das, was am Menschen, ausser dem Körper, wunderbar ist, zu zeigen. —

Es ist wahr, unser Körper ist ein vortreffliches Gebäude, das die Kunst des Schöpfers sehr verherrlicht, und doch ist der Gast, der in diesem Gebäude wohnt, unsere Seele ein, wo möglich, noch grösseres Wunder des Schöpfers. Denn warum unser Körper so gebauet ist, warum diese Glied-

Gliedmaßen ſo eingerichtet ſind, und gerade in dieſem Verhältniß mit den andern ſtehen, können wir gröſſtentheils einſehen; wie und aus was er zuſammengeſetzt iſt, wiſſen wir. Aber worinnen das Weſen beſteht, das uns den Bau unſers Körpers einſehen läßt, durch deſſen Hülfe wir die Werke des Schöpfers erkennen, und ſeine Gröſſe und Güte einigermaßen begreifen können — Das iſt noch ein gröſſeres Wunder vor unſern Augen. Und doch gewährt uns dieſes uns ſelbſt noch unbekannte Weſen, unſere Seele, die wichtigſten Vortheile! Denn durch unſere Seelenkräfte ſind wir über alle uns bekannte Thiere erhaben, durch ſie haben wir uns faſt die ganze Natur unterthan gemacht. Eurem Verſtande habt ihrs zu danken, daß euch die Erde Brod giebt, daß ihr in euern Häuſern vor Wind und Regen ſicher wohnt, daß euch die Pferde und Stiere in euren Arbeiten helfen müſſen. Durch ſeinen Verſtand hat der Schiffer Mittel und Wege entdeckt, wie er den Meereswellen trotzen, und, ſo viel möglich, ſicher in die entfernteſten Länder gelangen kann. Durch ſeinen Verſtand findet der Gelehrte, wie ihr mit mehrerm Nutzen eure Aecker bearbeiten könnt. Durch ſeinen Verſtand holt er diejenige Materialien aus der Erde, die in ihrem Schooß verborgen liegen, und macht ſie für euch brauchbar. Durch ſeinen Verſtand kan er euch ſagen, wie ihr den Krankheiten am beſten zuvorkommen, oder am ſicherſten entrinnen könnt. Durch den Verſtand mißt er die Gröſſe der Sonne, und rechnet aus, wie weit die Sterne von unſerer

Welt absichen, und kann so gar wissen, wenn die Kometen, die unsern Voreltern so fürchterlich waren, und von denen sie fälschlich glaubten, Pest und Krieg und alle andere Landplagen hangen davon ab — wenn diese Kometen wieder über unsern Häuptern erscheinen. Durch seinen Verstand kann der Mensch einsehen, wenn ihn der Schöpfer in dieser und jener Welt bestimmt hat, daß er nicht nur eine so kurze Zeit von sechzig oder einigen Jahren mehr leben solle, sondern daß er bestimmt ist, ewig glücklich zu seyn. Denn besonders sagt ihm seine Seele von sich, daß sie blos unsterblich seye. Sehr, so unendlich grosse Vorzüge haben wir von unserer Seele! Wer muß nicht darüber erstaunen, daß ein Wesen, das wir nicht kennen, und dessen Natur uns fast unerforschlich ist, solche Wirkungen hervorbringen kann?

Indessen so sehr der Geist, der in uns denkt, sich selbst ein Räthsel ist, das vielleicht erst jenes Leben uns aufschliessen wird, so habt ihr nun doch aus seinen Wirkungen gesehen, daß er die grösste Wohlthat ist, die wir vom Schöpfer empfangen haben, weil wir ohne ihn zum unvernünftigen Thiere herabsänken, und unser Leben tausend Unbequemlichkeiten hätte, und mit tausend Gefahren umringt wäre. Daher, Freunde, laßt uns dieses Geschenk des Schöpfers nicht mißbrauchen, sondern unsere Seelenkräfte dazu anwenden, ihn in seinen Werken immer mehr kennen zu lernen. Nur dann machen wir den rechten Gebrauch von den herrlichen Eigenschaften, die in unsere Seele

gelegt

geleat ſind, wenn wir fleißig nachdenken, wie groß und wie gütig Gott iſt, wie wunderbar in ſeinen Geſchöpfen, im kleinſten, wie im größten, wie gerecht in ſeinen Belohnungen und in ſeinen Strafen, wie heilig und wohlthätig alle ſeine Anſtalten unter den Menſchen ſind. Und durch dieſe fleißige Uebung der Seelenkräfte werden wir ſie immer erhöhen, und Gott immer mehr erkennen lernen. Denn wer da hat, dem wird gegeben, ſagt Chriſtus, der an einem andern Orte das Gleichniß von den Pfunden vorträgt. Ein Herr, erzählt er, gab dreyen ſeiner Diener, jedem eine gewiſſe Summe Geld, dem einen zehn Pfund, dem andern fünf, und dem dritten Ein Pfund. Die beyden erſten ſuchten mit dem erhaltenen Gelde zu gewinnen, was ſie konnten, und jeder gewann auch noch ſo viel, als er erhalten hatte. Der dritte aber hielts nicht für der Mühe werth, mit Einem Pfund anzufangen, gieng hin, und vergrubs. Jene erhielten groſſes Lob und groſſe Belohnungen, dieſer wurde geſtraft, weil er verzweifelt hatte, mit Einem Pfund etwas gewinnen zu können. — Gerade ſo ſcheint es mit den Gelehrten und mit euch, die ihr auf dem Lande lebt, beſchaffen zu ſeyn. Jene wuchern mit ihrem Pfund, d. i. ſie üben ihre Seelenkräfte, denken über die Werke Gottes nach, ſuchen ſie immer näher kennen zu lernen, und werden dadurch wirklich in den Stand geſetzt, ſie immer mehr bewundern zu können. Ihr hingegen, die ihr mitten unter den Werken der Natur lebt, und ganz mit den Schönheiten der

Schöpfung umgeben seyd, und die ihr oft nicht weniger empfangen habt, als der Gelehrte — ihr hebt kaum die Augen auf, sie zu betrachten. **Vergrabt euer Pfund nicht, ich bitte euch!** d. i. Gott hat euch eine vernünftige Seele gegeben, eine Seele, die fähig ist, über seine Grösse zu denken, das Wunderbare seiner Werke einzusehen, und die Absichten, warum Menschen und Thiere, Steine und Pflanzen so, und nicht anders gemacht sind, zu entdecken. Diesen Gebrauch von euren Geisteskräften zu machen, seyd ihr dem Geber derselben schuldig, und damit ihr sie nur inskünftige wohl anwenden könnt, habe ich euch heute einige allgemeine Wunder Gottes in seinen Werken geschildert, um euch auf dieselbe aufmerksam zu machen. Ihr könnt nun selbst weiter nachdenken und nachforschen, so werdet ihr noch unzählige entdecken.

Allein nicht nur von euren Seelenkräften macht den rechten Gebrauch, sondern auch von den Gliedern eures Körpers, der so wunderbar gemacht ist! Gewöhnt euren Mund nicht zum Schwören, noch Gottes Namen vergeblich zu führen, sondern wenn ihr ihn von Gott öffnet, so öffnet ihn zu seinem Lobe; öffnet ihn, nicht eurem Nächsten zu schaden, oder ihn zu verkleinern, sondern um ihm zu nützen, und ihn zu bessern: öffnet ihn, nicht um euch mit andern zu zanken, sondern um freundliche Worte zu reden: besonders öffnet ihn nie anders als der Wahrheit, es sey vor Gerichte oder auf der Strasse oder in euren Häusern!

fern! — Eure Ohren laßt nichts hören, das schändlich iſt, und eure Augen wendet ab von dem Verbotenen! Oder meynt ihr, Gott habe beyde ſo wunderbar gebildet, damit ihr hören und ſehen könnt, was nicht recht iſt? Glaubt ihr nicht vielmehr, er werde Rechenſchaft von euch fodern, wenn ihr ſie braucht, wozu er ſie euch nicht gegeben hat? — Eure Hände müſſen ſinken, wenn ſie aufgehaben ſind, etwas Böſes zu begehen! Hingegen ſtark und unermüdet ſollen ſie ſeyn, wenn ihr ſie zu Gott erhebet, wenn ihr eure Aecker und Weinberge beſtellt, oder eurem Nächſten helft. — Eure Füſſe ſeyn langſam, oder lahm vielmehr, wenn ſie auf böſen Wegen gehen; dann ſollen ſie bey jedem Schritt ſich weigern, euch zu gehorchen. Aber feſt müſſen eure Knöchel ſeyn, wenn ihr dem Unglücklichen beſpringt, und wenn ihr eilen müßt, euren oder der Euriaen Nutzen zu befördern. — Freunde, liebſte Freunde! macht euch keiner Undankbarkeit gegen Gott ſchuldig! Wenn euch Menſchen etwas gäben, und ihr bedientet euch ihrer Wohlthat dazu, um den Wohlthäter zu beleidigen — wenn er's euch nicht wieder nähme, was er gegeben hat — ſo würde er doch wenigſtens ſich hüten, euch wieder einmal etwas zu ſchenken. — Wie viel billiger iſts alſo, daß ihr Gott, dem ihr alles, alles zu danken habt, nicht durch den Misbrauch ſeiner Gaben beleidigt?

Bittet Gott recht ernſtlich, bittet ihn, euch die Augen eures Verſtandes zu öffnen, damit ihr

seine Wunder erkennen möget. Ich bin überzeugt, daß derjenige, der sich Mühe giebt, die Wunder der Natur zu erfüllen, der alle Tage den Schöpfer aus seinen Werken näher kennen lernt, und der mithin über seine Größe, Weisheit, Allmacht und Güte alle Augenblicke erstaunen muß — daß derjenige gegen die Wohlthaten des Schöpfers, der auch an ihm Wunder gethan hat, nicht leicht undankbar seyn, und gegen seine weise Absichten, die er täglich entdeckt, bey seiner eigenen Bestimmung nicht leicht handeln wird. ꝛc.

Dritte Predigt. *)

Vom

Betragen gegen Unglückliche.

Text.

Luc. 13. V. 1 — 5.

Es waren zu derselbigen Zeit etliche dabey, die verkündigten ihm von den Galiläern, welcher Blut Pilatus samt ihrem Opfer vermischet hatte.

Und Jesus antwortete, und sprach zu ihnen: Meynet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben?

Ich sage, nein: sondern so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen.

Oder meynet ihr, daß die achtzehen, auf welche der Thurm in Siloah fiel und sie erschlug, sind schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen?

Ich sage, nein: sondern, so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle also auch umkommen.

Wie kömmt es, meine geliebten Freunde! daß ihr heute früher und häufiger, als gewöhnlich, zur Kirche eilet? Ist etwa die

*) Diese Predigt ist in einem gewissen Dorfe wirklich gehalten worden, und jeder Leser

die Begierde, euch durch die Anhörung des göttlichen Wortes zu erbauen, seit acht Tagen vermehret worden? Oder habt ihr euch etwa im Ernst entschlossen, nun einmal Gott mit mehrerem Eifer und reinerer Andacht in seinem Hause zu dienen, als ihr bisher gethan? —

Wie herzlich würde ich mich freuen, wenn dieses die Ursache davon wäre, daß ihr euch so früh, und so zahlreich hier versammelt habt! — Aber leider! sieht man es den meisten an der Miene, an dem Flistern und Kopfschütteln an, daß das heutige Kirchengeläufe und Gedränge ganz etwas anders, als einen frommen Eifer, sich in der Gemeinde zu erbauen, zum Grunde hat. —

Ihr

wird sich mehrere von dem Manne wünschen. — Er wirds auch nicht übel nehmen, sie gedruckt zu sehen. Wenigstens bitte ich ihn darum, wenn ihm dieses Buch in die Hände fällt. — Ich habe sie von einem Patrioten erhalten, dem ich überhaupt unendlich viel zu danken habe, und den ich nie zu sehr werde verehren können. Was das Verbrechen der Unglücklichen war, und worinnen ihre Strafe bestund, ersieht man aus der Predigt selbst. Ich setze nur noch da zur Nachricht bey, daß die Zeit, in welcher das Weib die Erdäpfel stahl, die grosse Theurung vor einigen Jahren war. Welch' ein mildernder Umstand!

Der Herausg.

Ihr ſeyd — und wie leid thut es mir, daß ich dieſes in Anſehung der meiſten aus euch mit Zuverläßigkeit ſagen kann: Ihr ſeyd hieher gekommen, um eure Augen an der Schmach einer Unglücklichen zu weiden; ihr ſeyd hieher gelaufen, um unter den erſten zu ſeyn, die ihres Unglücks ſpotten, um über ihre öffentliche Schande boshafte Anmerkungen zu machen, um ſie durch euer hochmüthiges Lächeln, durch euer freches Angaffen noch mehr zu demüthigen, die Angſt und Kränkung ihrer Seele noch zu vermehren, und alſo ihr in ihrem tiefen Unglück nicht einmal den kleinen Troſt zu laſſen, daß ſie etwa bey einigen aus euch in ihrer Noth Mitleiden finde. — Seht, das iſt die ſchöne chriſtliche, oder vielmehr, die gottloſe unchriſtliche Abſicht, warum der gröſte Theil aus euch, und warum ſo viele Fremde ſich zu dieſem Gotteshauſe gedränget haben. — Aber mit Gottes Hülfe ſoll dieſe böſe Abſicht vereitelt werden. Ihr kommt, eine Strafpredigt auf dieſe unglückliche Perſon anzuhören; hört jetzt eine Rede der Ermahnung und Belehrung für euch alle. — Ich weiß, wenn ihr aufmerkſam ſeyd; ſo wird es euch nicht gereuen, hieher gekommen zu ſeyn, wenn ihr ſchon eure Neugierde nicht ſo, wie ihr wolltet, habt befriedigen können. Ich werde mich bemühen, den einen zu belehren, den andern heilſam zu beſchämen, und ſo jedem etwas mit nach Hauſe zu geben, welches ihn noch lange mit Nutzen, wenn er ſelbſt will, an die Geſchichte dieſes Sonntags erinnern kann.

Hierzu geben mir Gelegenheit die Worte unſers Textes, die mir der Ordnung nach zu erklären folgen: Sie enthalten eine Lehre, die bey der immer zunehmenden Liebloſigkeit nie genug eingeſchärfet werden kann.

Unſer Heiland zeigt darinnen die Häßlichkeit und die ſchädlichen Wirkungen derjenigen Unart, nach welcher wir ſo geneigt ſind, alle auſſerordentliche Unfälle, welche dieſen oder jenen von unſern Mitmenſchen beſonders treffen, für augenſcheinliche Strafgerichte von Gott über ihn zu halten. Er lehret uns, daß wir Unglückliche, auch, wenn ſie es durch eigne Schuld ſind, nie lieblos beurtheilen, oder gar den Schluß machen müſſen, daß ſie ſchwerer, als andere Menſchen, geſündigt haben, weil ſie ſchwerer, als andere heimgeſucht, oder auch wirklich mit einer öffentlichen Strafe beleget worden ſeyn. Er erinnert uns zugleich, uns vielmehr durch dergleichen Strafexempel warnen zu laſſen, damit wir nicht bey anhaltender Unbußfertigkeit uns ähnliche Unglücksfälle über den Hals ziehen.

Zu dieſen Vorſtellungen wurde Jeſus veranlaſſet durch die Nachricht, die man ihm brachte von dem Unglücke, welches eine beträchtliche Anzahl Juden nur neulich betroffen hatte.

Das jüdiſche Volk ſtund nämlich zu den Zeiten Chriſti unter der Bothmäßigkeit der Römer, denen ſie gewiſſe beträchtliche Landesſteuren und Auf-

Auflagen jährlich bezahlen mußten. Dieser Beschwerde nun waren die meisten aus ihnen überdrüßig, und suchten, sich sowohl derselben, als überhaupt der römischen Herrschaft mit Gewalt zu entladen. Eine grosse Menge derselben empörte sich wirklich unter der Anführung des Judas Galiläus wider die römische Obrigkeit in ihrem Land. Allein Pontius Pilatus, der damalige römische Landvogt, rächte sich an diesen unglücklichen Aufrührern, die sich nach dem Namen ihres Anführers Galiläer nannten, auf eine grausame Weise. Denn da dieselben in grosser Anzahl an einem Festtag in den Tempel kamen, um ihre Opfer darzubringen, ließ er sie mitten in ihren gottesdienstlichen Handlungen durch seine Soldaten überfallen, und hinrichten; und so wurde auf eine unmenschliche Weise das Blut dieser unglücklichen Leute mit dem Blut der Thiere, die sie zum Opfer gebracht hatten, vermischt.

Diese traurige Begebenheit nun wurde unserm Heilande von einigen aus dem Volke, das seiner Predigt zuhörte, vermuthlich mit derjenigen bedenklichen Miene und mit denjenigen Gebärden erzählt, woraus man abnehmen konnte, daß sie bey sich selbst den Schluß machten, diese hingerichteten Leute müßten gewiß die größten Sünder gewesen seyn, weil sie auf eine so entsetzliche Weise umgekommen wären. Allein Jesus, der ihre Gedanken sahe, hielt ihnen ihr lieblose Urtheil ernstlich vor: „Meynet ihr, sagt Er, daß diese Galiläer, die solchergestalt ums Leben gekommen

sind, sich etwa schwerer versündiget haben, denn die Uebrigen dieses Volks, weil Gott sie durch ein so strenges und unerwartetes Verhängniß hat umkommen lassen? Ich sage euch, daß ihr sehr irret. Nein, dieses Gericht kam nicht aus dem Grund über sie, sondern die Vorsehung hatte ihre besondere weise Ursachen, warum sie selbige so ums Leben kommen ließ, unter denen gewiß auch die ist, sie sollten dergleichen Leuten, wie ihr seyd, die ihr euch auf eure scheinbare Frömmigkeit viel einbildet, im Grunde aber eben so grosse, oder noch grössere Sünder, als sie gewesen sind, zum warnenden Beyspiele aufgestellet werden, um euch zur schleunigen Buße zu bringen. Und in Wahrheit, fährt Jesus mit dem stärksten Ausdruck hinzu, wenn ihr euch nicht von Herzen und schleunig bekehret: so wird euch ein ähnliches Gericht, und endlich unvermeidliches Verderben treffen.„

Aus diesen Worten unsers Heilandes haben wir zweyerley zu lernen:

Erstlich, daß wir nicht immer andere Menschen für schlimmer, und strafbarer, als uns selbst halten, und dieses aus einem etwanigen Unfall, der sie trifft, oder von einer öffentlichen Strafe, mit welcher sie belegt werden, übereilter Weise schliessen sollen.

Zweytens, daß wir uns das Unglück und die Strafe eines andern zur Warnung müssen dienen lassen.

Segne,

Segne o Gott! dieſe meine Rede zu unſerer Belehrung und Beſſerung, um deiner Liebe willen, Amen!

Erſtens, ſchon vor vielen hundert Jahren hat ein Heide, aber ein rechtſchaffener Mann, (denn unter den Heiden, meine Freunde! gab es auch redliche und fromme Leute, ſo gut, oder noch beſſer, als es oft unter den Chriſten giebt) ſchon lange, ſage ich, hat ein rechtſchaffener Heide darüber geklagt, daß die Menſchen ſogar geneigt ſeyn, an andern Fehler aufzuſuchen, und ſelbige mit Strenge zu tadeln, dabey aber nie auf ihre eigene Fehler zu ſehen. Dieſe den Menſchen gleichſam zur Natur gewordene ſchädliche Unart beſtrafet unſer Herr und Meiſter Jeſus mit göttlichem Nachdrucke, und mit einer ſolchen Deutlichkeit, daß jeder gerade empfindet (Math. 6. V. 13.) was Chriſtus ſagen will: „Was ſiehest du, redet er einen ſolchen eigenliebenden Tadler an, was ſiehest du den Splitter, der in deines Bruders Auge iſt, den Balken aber, der in deinem Auge iſt, achteſt du nicht?„ Wie biſt du ſo unbillig, will er ſagen, kleinere Fehler an andern zu verdammen, da du doch zu gleicher Zeit gröſſerer Verbrechen ſchuldig, und derſelben dir bewußt biſt! Wer ſeyd ihr, möcht' ich heute euch zurufen, wer ſeyd ihr, die ihr dieſe Unglückliche, die hier vor euren Augen die gerechte Strafe ihres Verbrechens trägt, jetzt gerade zu überall verdammt, und ſie mit Abſcheu, als eine Verworfene, betrachtet? Vielleicht eben ſo groſſe, oder noch

noch gröſſere Sünder, als ſie iſt; nur mit dem Unterſchiede, daß ihre Sünde an Tag gekommen, und öffentlich beſtraft worden, die eurigen hingegen noch bis jetzt verborgen geblieben ſind. Oder laßt uns ſehen, worinn beſtand ihre Sünde? Sie ſtahl ihrem Nachbarn einen Vierling Erdäpfel, über das leugnete ſie anfänglich vor dem Richter die That; freylich zwey ſchwere Verbrechen, offenbare Uebertretung des ſiebenten und achten Gebots Gottes! Sie iſt indeſſen jetzt auch dafür geſtraft worden, und erkennet mit demüthiger Unterwerfung, daß ihr hierinnen recht geſchehen iſt. Aber ſind die Sünden, die eine Zeit her von einigen aus euch begangen werden, das frevelhafte Haberaufnehmen auf anderer Aecker, ſind die diebiſchen Verſuche, zur Dreſchzeit in die Scheuren zu brechen, ſind die Betrügereyen, die einige Zeit her im Kaufen und Verkaufen unterlaufen ſind, die gefliſſentliche Verkäufe einiger Kornhändler, der übermäßige Lohn, den unſere Müller nehmen, oder vielmehr der Diebſtahl, den ſie an ihren Kundleuten begehen, ſind nicht dieſes alles eben ſo wohl grobe Uebertretungen des ſiebenten Gebots? Sind nicht die, die ſich derſelben ſchuldig gemacht haben, in Betrachtung des groſſen Schadens, den ſie ihrem Nächſten zugefügt haben, noch gröſſere Sünder, als die vor uns ſtehende Unglückliche? Aber woher kömmt es, daß man jetzt nur von dieſer mit Abſcheu und Verachtung redet, von jenen gröſſern Ungerechtigkeiten ſchweiget? Daher, daß die Sünde dieſes Weibes gerade nach vollbrachter That an den Tag gekommen, und be-

beſtrafet worden iſt, die Sünden jener hingegen verſchwiegen geblieben ſind; daher, weil dieſe Sünderin arm, und ihr Kläger bemittelt war, jene aber mit Geld die rechtliche Unterſuchung ihrer Verbrechen hindern; oder wenigſtens ihre Ankläger durch die Furcht vor einer koſtbaren Proceßführung zum Schweigen bringen können? Und dieſe, die ſo ungeſtraft davon gekommen, dieſe, denen man ſie, weil die That noch nicht rechtsförmlich erwieſen worden, nicht unter das Angeſicht vorhalten darf, ſelbſt die Ankläger dieſer Unglücklichen, die nicht ganz von allem Verdachte ähnlicher Verbrechen frey ſind, dieſe alle ſind hier gegenwärtig, ſie ſpotten des Unglücks dieſer Verurtheilten, ſie denken nur an derſelben, und nicht an ihre eigene Sünde, ſie halten ſich ſelbſt für gerecht, und ſegnen ſich in ihrem Herzen. Müßt ihr nicht hier, meine Freunde! die Niederträchtigkeit und Unbilligkeit dieſes Verfahrens lebhaft empfinden? Muß es euch nicht in der Seele kränken? Ja ich weiß, ihr gerieht ſelbſt, daß dieſe heimliche Verbrecher eben ſo wohl Diebe ſind, als dieſe an der Seite des Häſchers ſtehende Unglückliche.

Und eben ſo iſt es mit allen andern Sünden und Uebertretungen des göttlichen Geſetzes beſchaffen. Wir urtheilen in unſerm verblendeten Sinn nur nach dem äuſſerlichen. Wird einer wegen Ehebruchs beſtraft, ſo iſt nur er ein Ehebrecher, und hundert andere, die die gleiche Sünde zu verſchiedenen malen begangen haben, und es aber ſo heim-

heimlich haben treiben können, daß es bisher nicht ruchtbar geworden, oder die ihre Sünde mit Geld haben bedecken können, werden noch immer von der Menge für ehrliche, gesittete Leute gehalten. Und wer wollte sich etwas anders von ihren Dörfern in den Sinn kommen lassen, da sie ihrer Ehren und ihres obrigkeitlichen Schirmbriefes bestens verwahret worden sind? Sie selbst halten sich in ihrem tollen Sinn für ehekeusche und tugendhafte Leute, wenigstens sind sie die ersten, die über den Ehebruch und die Ehebrecher mit unerbittlicher Strenge herfahren, das Aergerniß aus der Gemeinde ausgerottet und die Schandthat durchaus der Obrigkeit angezeigt wissen wollen.

Der Hurer, der Ungerechte, der räuberische Vormund, wird sich immer noch in seinen Sünden wohl gefallen; so bald aber ein anderer die gleichen Sünden begehet, dabey ertappet und gestraft wird, so wird sogleich seine Verdammungssucht rege. Kein grösserer Sünder kann alsdann gefunden werden, als der ist, der nun durch den Ausspruch der Obrigkeit zur gerechten Strafe verurtheilet wird.

Die Beyspiele hievon sind unzählig, sie finden sich leider häufig unter euch. Wenige von euch sind, deren Gewissen nicht in diesem Augenblicke die traurige Wahrheit dessen, was ich hier gesagt habe, bestätigen muß. Sollte das, meine Freunde, eure Eigenliebe, euren Stolz nicht demüthigen, sollte das euch nicht zum herzlichen Mitleiden gegen dergleichen unglückliche Missethäter, gegen die vor euren Augen bestrafte Mitschwe-

ſchweſter bewegen? Sollte das nicht euch das aufrichtige Geſtändniß abnöthigen: „Ach wir haben uns in unſerem Urtheile übereilt! Dieſe Sünderin iſt nicht vor allen andern Menſchen, vor uns eine Sünderin, weil ſie dieſe Strafe leiden muß! Wir ſind alle Sünder vor dir, allwiſſender Gott! und haben deiner Nachſicht, deiner Gnade, und Erbarmung nöthig! Verzeihe, ach verzeihe um Jeſu willen alle unſere geheime und öffentliche Fehler!„

Ich könnte jetzt noch ein und anderes von dem verwegenen, der Ehre Gottes und der Liebe des Nächſten ſo nachtheiligen Urtheil anführen, das man bey ſich ereigneten Unglücksfällen, bey Feuersbrünſten, Hagel, Mißwachs, ſchweren Krankheiten, plötzlichen Todesfällen und andern dergleichen Heimſuchungen von denen fällt, welche mit ſolchen betroffen werden, da man von der Größe dieſer Unglücksfälle den liebloſen Schluß macht auf die auſſerordentliche Größe ihrer Sünden, und alſo auch auf die Größe des Zorns Gottes über ſie. „Da hat ers nun, ſagt man bey einem ſolchen Unglücke, es hat mich ſchon lange Wunder genommen, daß Gott ihm ſo zuſehen kann,„ und was dergleichen unfreundliche übereilte Reden mehr ſind; allein ich verſpare die nöthigen Vorſtellungen hierüber auf eine andere Zeit, und bleibe diesmal lediglich bey der Hauptabſicht gegenwärtiger Rede, nach welcher wir nun im zweyten Theile noch erwägen wollen, wie wir uns das Unglück und die Strafe eines andern zur Warnung müſſen dienen laſſen.

Die

Die Strafgerichte Gottes über ganze Völkerschaften, Gemeinden, Haushaltungen und einzelne Personen haben unter andern gewiß auch die Absicht, die übrigen Menschen zu warnen, und sie zur Busse zu bewegen. Dieses giebt unser Heiland nachdrücklich zu verstehen in unserm Text, indem er sagt: Wann ihr nicht Busse thut, so werdet ihr alle gleichergestalt, durch ein ähnliches Verhängniß, das die Galiläer betroffen hat, umkommen. Spiegelt euch also, will er sagen, an diesem Straferempel, und bekehret euch.

Auch die weltliche Obrigkeit, die an Gottes Statt ist, will nicht nur das Böse an dem Fehlenden bestrafen, sondern durch die Strafen auch andere von ähnlichen Verachtungen abschrecken. Wenn wir also jemand um seiner Sünde willen öffentlich bestrafen sehen, so muß die Vorstellung seines betrübten Zustandes bey uns diejenige mitleidige Empfindung erwecken, die uns an anderer Unglück, sie mögen nun unschuldig oder schuldig leiden (denn auch öffentliche Verbrecher sind mit uns aus einem Blut gemacht) aufrichtig Antheil nehmen läßt. Geben wir dieser mitleidigen Empfindung nicht in unserm Herzen Platz, glauben wir uns durch ihre Verachtung berechtiget, unser Herz gegen ihre Noth zu verhärten, suchen wir sie durch unser Gewöhne noch mehr zu quälen, durch unsere boshafte Anmerkungen die Bangigkeit ihrer Seele zu vermehren: so sind wir Unmenschen, so verdienen wir, wenn etwan die Stunde der Trübsal auch über uns kömmt, daß andere auch unsers Unglücks lachen,

und

und uns den Rücken zukehren, so verdienen wir, daß Gott uns seine Hülfehand, daß die Menschen uns ihren Beystand versagen, und uns ganz unserer Bekümmerniß überlassen. Aeußern wir hingegen bey der Züchtigung eines Missethäters unser Mitleiden gegen ihn, so erweichen wir dadurch sein Herz zur Reue; er erträgt dann die Strafe seiner Verbrechen geduldiger, und schenkt uns in Zukunft sein Vertrauen, daß wir dann um so viel eher ihm zu seiner wirklichen Besserung behülflich seyn können. Zeigen wir ferner durch unser sanftmüthiges Betragen gegen solche Unglückliche, daß wir uns auch für fehlbare Menschen halten, und die Möglichkeit in ähnliche Umstände zu gerathen, gar nicht empfinden: so können wir uns auch auf alle Fälle des Mitleidens von andern versichert halten. Wir handeln dann so überhaupt Gott gefällig, und erwerben uns die Liebe aller rechtschaffenen Menschen.

Die Vorstellung des traurigen Zustandes eines öffentlich Bestraften führt uns hiernächst auf die so nothwendige Erforschung unserer eigenen Wege. Wie manchem aus euch könnte da sein Gewissen sagen: „Siehe hier, Elender, die Strafe, mit denen diese und jene ihre Fehltritte schon haben büßen müssen; die schimpfliche Strafe, die dieses unglückselige Weib hier ausstehet, und noch eine viel härtere, hättest du schon lange für deine geheime Lasterthaten verdienet: wäre dir dein ohnlängst begangener Diebstahl, deine Untreue gegen deinen Ehegenossen, jene gewissen-

lose Unterdrückung der Wittwe deines Anverwandten, wären alle diese deine Greuelthaten ausgekommen, wäre deine falsche Amts- und Pflegerechnung nach Strenge untersucht worden. Und du, schändlicher Verführer der Jugend, der du unerfahrne Knaben und Töchter zur Befriedigung deiner unzüchtigen nächtlichen Gesellschaften, und einer verdammlichen Schule der Unkeuschheit *) anreizest, der du die Kinder ihren Eltern Korn und Salz stehlen lehrest, und für den dir zugebrachten Raub ihnen Weins genug und tolle Freuden versprichst — Mitverbrächtiger! wo wärest du jetzt, wenn es dir nicht zu meiner, und zu so vieler ehrlicher Eltern unsäglicher Betrübniß gelungen wäre, durch deine listige Ränke die, wider dich gerecht geführten Klagen ungültig zu machen? Was wäre jetzt dein Zustand? Vielleicht irrtest du, als ein Vertriebener, in Armuth und Elend unter Fremden herum, oder du wärst wohl gar zum schreckenden Beyspiel für andre jetzt schon durch das Schwerd des Scharfrich-

*) In einigen Ländern Oberteutschlands kommen junge Leute beyderley Geschlechts in sogenannte Kärze oder Licht- oder Kunkelstuben zusammen, da denn zuweilen Unfug getrieben wird, wenigstens Gelegenheit dazu sich ereignen kann. — Hier von dieser Stelle scheint der Verf. ein besonderes Mißfallen seiner Gemeinde zu bezeichnen, vielleicht einen von den harten Richtern der Unglücklichen.

D. Herausg.

richters gefallen? Verblende also andere nicht mehr mit deiner verstellten Ehrlichkeit, mit deiner scheinbaren Eingezogenheit, mit deinem heuchlerischen Kirchenlaufen! Halte andere nicht immer für grössere Sünder, als du selbst bist! Es giebt noch immer Leute, die dich kennen, und, wenn du auch dich überall vor den Menschen verbergen könntest: so ist doch einer, der dich durch und durch kennt! Gott! dem Zeugen ist im Himmel, und der dich kennt, ist in der Höhe, Hiob 16, 19. Diese Wahrheit war für Hiob in seiner Unschuld tröstlich, aber für dich muß sie, wenn du dich nicht besserst, schrecklich seyn. Thue darum, kehre zurück, da es noch Zeit ist, ehe die Strafe, wie ein Strick, über dich kommt, gehe in dich selbst, sey nicht mehr in deines Herzens Sinn hoffärtig, sondern demüthige dich vor dem Allwissenden, bekenne ihm deine Fehler: „Mein Gott! ich habe schwerlich gesündiget vor dir, und bin nicht werth, daß ich dein Kind heiße. — und dann bekehre dich von deinem ganzen Herzen, gieb das Gestohlne wieder zurück, thue den Armen Gutes, und mache die Fehler deines vorigen Lebens, so viel als es möglich, durch ungeheuchelte Frömmigkeit wieder gut. Wenn du aufrichtig diesen Entschluß fassest, wenn du in Zukunft feierlich der Sünde absterben, und Christo leben willst: so wird Gott, der den redlichen Vorsatz deines Herzens mit innigstem Wohlgefallen sieht, dir gewiß seinen gnädigen Beystand, wenn du in Demuth und ernstlich darum flehst, zur Ausführung desselben schenken.

O wie glücklich, wie glücklich wäret ihr alle, die ihr damit, oder anderen von eben erwähnten Sünden euch vor Gott schuldig wißt! wie glücklich wäre ich, wenn dies die gesegnete Frucht unserer heutigen Betrachtung wäre! wenn ihr nun nicht mehr auf die Schande eurer unglücklichen Mitschwester, sondern auf eure eigene Schande vor Gott sehen, wenn ihr nun nicht mehr stolz an andern Fehler entdecken und tadeln, sondern euch selbst scharf richten würdet. Dann würde diese Stunde, die ihr heute hier zugebracht habt, euch mehr Nutzen bringen, als alle Andachtsstunden eures vorigen Lebens. Es würde euch dann gewiß nicht reuen, der sündlichen Absicht, in welcher ihr hieher gekommen seyd, verfehlt zu haben. Ihr würdet dann mit eurem eignen Zustand nun besser bekannt, demüthiger, sanftmüthiger, menschenliebender fortgehen, als ihr hergekommen seyd. Dann würdet ihr erst Gott lieb, und allen frommen Menschen angenehm seyn. Der Friede mit Gott und ein ruhiges Gewissen würde euer Theil in dem Leben bleiben, und in der Ewigkeit. O wie würden wir Gott für diesen Segen preisen! Wie würden wir uns da mit einander freuen, daß so aus etwas bösescheinendem etwas so gutes für Zeit und Ewigkeit erwachsen ist! Ach! gönnet mir, meine geliebten Freunde! wenigstens diese Freude, aus eurem jetzigen und künftigen Betragen diese gesegnete Veränderung auf die Zukunft mit Grund hoffen zu dürfen!

Dir, obgleich durch eigne Schuld unglückliches, doch noch immer liebes Pfarrkind! habe ich

über

über das, was ich dir ſchon auf meiner Stube ſagte, nichts weiter zu ſagen, als: Gehe hin, und ſündige hinfort nicht mehr, damit dir nicht etwas ärgeres widerfahre! Wenn du dich, wie du mir geſagt haſt, von ganzem Herzen beſſerſt, ſo kann das Andenken deiner Strafe für dein ganzes künftiges Leben zum Frieden und Heil dienen, und wir werden dann deiner heutigen Schande überall vergeſſen. Gott ſtärke dich in deinem guten Vorſatz! Er ſey dir und uns allen gnädig durch Jeſum Chriſtum unſern Herrn, welchem ſey Preis, Anbetung und Dank nun und in Ewigkeit, Amen!

Vierte Predigt.

Von der

Pflicht der Eheleute.

Eine Hochzeitpredigt.

Text.

Eph. 5. V. 33.

Ein jeglicher habe lieb ſein Weib, als ſich ſelbſt. Das Weib aber fürchte den Mann.

Wir alle, meine Lieben, leben in der Welt in Geſellſchaft. Lebte jedes nur für ſich, und hätte keins des andern nöthig, ſo könnte zwar jedes thun, was es wollte. Alsdann aber würden wir auch von unſerer Bequemlichkeit vieles vermiſſen, und in mancher Gefahr ſchweben, zu hungern, oder zu erfrieren, oder von wilden Thieren zerriſſen zu werden. Da wir nun von unſerm geſellſchaftlichen Leben viele Vortheile haben, ſo iſt man von jeher darauf bedacht geweſen, dieſe Geſellſchaften der Menſchen unter einander zu erhalten. Dieſe können nun nicht anders erhal-

halten werden, als wenn jedes Mitglied solche Gesetze beobachtet, die zur Erhaltung derselben dienen. Diese Gesetze sind theils von Gott selbst gegeben, theils haben weise Menschen, die der Welt durch ihre Einsichten nützen, sie bekannt gemacht. Wäre nun jedes Mitglied der menschlichen Gemeinde nichts von dem thun, was die Gesellschaft stört, und hingegen alles dasjenige in Ausübung bringen, was die gesellschaftliche Pflichten mit Rechte fordern, so würden wir das ruhigste, stilleste und friedlichste Leben führen. Würde, zum Beyspiel, die Obrigkeit allezeit Recht sprechen dem, dem Recht gebührt, würde sie die Böswichte, die unsere Ruhe stören, allezeit strafen, würde sie unsern wahren Vortheil allezeit so befördern, wie sie oft könnte und sollte; auf der andern Seite, würden auch die Unterthanen ihre Pflicht gegen die Obrigkeit allezeit beobachten: wie gut stünde es nicht um Obrigkeit und Unterthanen!

Ihr sehet aus diesem Beyspiele, meine liebsten Zuhörer, welches die Quelle unserer zeitlichen Glückseligkeit ist. — Und welche? — Keine andere, als — die Beobachtung unserer Pflichten! Auf dieser Seite hänget unsere Glückseligkeit von uns selbst ab. Wir können uns selbst alle die Vortheile verschaffen, die man im gemeinen gesellschaftlichen Leben haben kann, wenn wir nur wollen, d. i. wenn wir nur unsere Pflichten beobachten wollen. Da nun unser zeitliches Glück von der Beobachtung unserer Pflichten abhänget, wem sollte es eine Beschwerde seyn, sie zu erfüllen? Sollten wir das, was uns glücklich macht, nicht mit

Freuden thun? — Wenigstens um z. E. reich oder geehrt zu werden, lassen wir uns oft keine Mühe dauren, weil wir unsere vermeynte Glückseligkeit in Reichthum oder Ehre setzen. Hingegen den viel leichteren Weg, wahrhaftig glücklich zu werden, den gehen wir nicht. Unsere Pflichten zu erfüllen, ist uns oft beschwerlich, das ist mit andern Worten: Es ist uns oft beschwerlich, einen Schritt zu unserer wahren Glückseligkeit zu thun.

Welches sind denn aber nun die Pflichten, die ein Mensch, der in Gesellschaft lebt, beobachten soll, und von deren Beobachtung ich behaupte, daß sie so glücklich mache? — Fast alle besondere Pflichten sind, wie Christus sagt, in dieses allgemeine Gebot eingeschlossen: Liebe deinen Nächsten. So wird die Obrigkeit das Beste der Unterthanen befördern, wenn jene diese liebt — und diese werden jener gehorchen, wenn sie ihre Oberherren lieben. Der Lehrer wird der Jugend, die er liebt, getreuen Unterricht geben, und die den Lehrer liebende Jugend wird auf die Rede des geliebten Lehrers aufmerksam seyn. Der Prediger wird seine Gemeinde nicht nur von der Kanzel herab bekehren wollen, sondern bey jeder Gelegenheit, wo er gute Wirkung hoffen darf, sie zu Gott führen, wenn er es treu mit ihr meynt — und er wird es treu mit ihr meynen, wenn er sie, als geistliche Kinder, liebt. Die Gemeinde hingegen wird dem Lehrer wenigstens allen öffentlichen Verdruß zu ersparen suchen, wenn sie ihn wieder liebt. Der Säufer, der alle Nacht bezecht aus der Schenke

Schenke geht, der liebt mich nicht, sonsten würde er mirs längst zu Gefallen gethan haben — wenn ers sonsten auch in keiner Rücksicht gethan hätte — daß er sich dem Trunk nicht mehr so ergäbe. Der Garten- und Felddieb kann mir gram seyn, weil er andere Gärten und Aecker immer noch besteigt. Würde er sonsten nicht meinen Ermahnungen Gehör gegeben haben? Wenn der Fluther, dem mit jeder Rede ein Fluch herausfährt, auf meine Vorstellung von der großen Sünde des Fluchens, doch seine Mühe sich giebt, dieses häßliche Laster sich abzugewöhnen — was schließe ich daraus? — der Mann glaubt mir kein Wort, sonsten würde er sich überzeugen lassen, daß er Gott des Tages unzähligemal beleidigt, und daß mir diese Beleidigungen Gottes ein grosser Jammer sind. Würde er nun mir so viel Herzeleid verursachen, wenn er mein Freund wäre, und mich liebte? — Sehet, so sind auf besondere Pflichten in dem allgemeinen Gebot der Nächstenliebe enthalten, wie ich hier an verschiedenen Beyspielen gezeigt habe, nämlich, die Pflicht der Obrigkeit, fürs Wohl der Unterthanen zu wachen — die Pflicht der Lehrer und Prediger, das Beste der ihnen anvertrauten Seelen zu befördern — die Pflichten der Unterthanen, der Zöglinge, der Zuhörer, ihrer Obrigkeit, ihren Lehrern und Predigern zu gehorchen, und auf ihre Worte zu merken.

Indessen, so wie verschiedene Gattungen von Gesellschaften in der Welt sind, so hat jede ihre besondere Pflichten ausser der allgemeinen, auf welche

che jene gegründet sind. Da nun heute ein Paar junger Eheleute vor dieser Gemeinde erschienen ist — was kann ich bessers thun, und welcher Innhalt meiner Hochzeitrede kann zweckmässiger seyn, als wenn ich

Von den Pflichten, die Eheleute gegen einander zu beobachten haben,

rede. Schon zu einer andern Zeit habe ich von der Einigkeit in der Ehe geredet. *) Jene Rede aber gilt euch hauptsächlich nur solche Erinnerungen, die ihr vor der Ehe, und bey der Wahl eines Gatten oder einer Gattin zu beobachten habt, diesesmal rede ich besonders von den Pflichten, deren Beobachtung während der Ehe statt findet. Nämlich ich rede, nach der Anleitung des vorgelesenen Textes

Im ersten Theile, von den Pflichten des Mannes gegen die Frau, und

Im zweyten, von den Pflichten der Frau gegen den Mann.

Der Mann, sagt Paulus, liebe sein Weib, wie sich selbst. Ihr sehet hier schon, daß auch der Apostel, wie Christus selbst, zur Grundlage dieser Pflichten die gegenseitige Liebe macht. Ist in beyder

*) Erster Th. der Nothank. Predigten, Erste Predigt.

der Eheleute Herzen Liebe gegen einander — und die wird seyn, wenn jedes sich so gewöhnt hat, wie ich in jener Predigt angegeben habe — so wird jedem Theile seine Pflichten zu erfüllen nur Lust seyn, und jedes wird sein Vergnügen nur darinnen suchen, dem andern so zu begegnen, wie es soll. —

Was fliessen denn nun für besondere Pflichten aus der allgemeinen Pflicht der Liebe? Für den Mann

Erstlich diese: **Daß er gegen die Frau kein Tyrann sey, sie nicht, als eine Sklavin, behandele, sondern in Worten und Werken gegen sie liebreich seyn solle.** Diese Pflicht einzuschärfen ist desto nöthiger, je unartiger öfters die Männer gegen ihre Weiber sind. Es ist kaum zu begreifen, wie es möglich ist, daß es Männer giebt, die mit ihren Weibern so tyrannisch, oder vielmehr viehisch umgehen, daß sie sie so gar schlagen, und ganz barbarisch behandeln. Einen andern Menschen schlagen, ist schon ein Zeichen eines wilden und unartigen Menschen — aber seine Frau schlagen, ist unter aller Menschlichkeit. — Wiewol nun die Städter in vielen andern Stücken nicht die besten Eheleute sind, so solltet ihr sie doch hierinnen eher, als in andern Sachen, nachahmen, daß ihr eure Frauen nicht mehr so barbarisch behandelt. — Je roher die Zeiten und die Leute waren, desto weniger hat man sonsten das weibliche Geschlecht geachtet, und desto grau-

grausamer es behandelt — und von dieser Grausamkeit sind noch sehr tiefe Spuren fast nur bey euch Landleuten zurücke geblieben. Noch sehr oft sehet ihr eure Frau nur als ein Geschöpf an, das nur gemacht ist, euch zu dienen, und das, wenn es seinen Dienst nicht recht verrichtet, die Strafe der Knechte verdient hat. Daß ihr eurer Frau oft unfreundlich begegnet, kömmt daher, weil ihr sie nicht genug schätzet, und daß ihr sie nicht genug schätzet, daher, weil ihr sie nicht als eure Frau ehn, nicht als diejenige ansehet, die bestimmt ist, euch durch dieses Leben Gesellschaft zu leisten, sondern für wenig mehr, als eure Magd haltet. Nämlich ihr nehmt diese Worte: „Er soll dein Herr seyn!„ in einem viel zu strengen Sinn, der hier gänzlich falsch ist. Ihr Herr seyn, heißt nicht, sie als eine Sklavin behandeln dürfen, nicht, über einen kleinen Fehler das Recht haben mit ihr zu poltern und zu lärmen, noch weniger Hand an sie legen zu dürfen: sondern du sollst ihr Herr seyn, ist nur so zu verstehen: Du sollst durch deinen höhern Verstand sie leiten, du sollst das Recht haben, von ihr alle Unterstützung, alle Hülfe und die Besorgung derjenigen Angelegenheiten, die für ihr Geschlecht gehören, zu erwarten, du sollst auch die Gewalt haben, ihr sagen zu dürfen, wie du dieses oder jenes in deinem Hauswesen angeordnet haben willst, und sie ist verbunden, es nach deinem Willen anzuordnen, im Falle nämlich du etwas gutes und nützliches verlangst. Aber deine Herrschaft über sie muß seyn, wie die Herrschaft Gottes über die Menschen. Gott geht mit seinen

Ge-

Geschöpfen nicht tyrannisch um, und die Geschöpfe selbst wollten einander tyranniſiren! Man soll so gar das Vieh so mitleidig behandeln, daß es über uns nicht seufzet, weil ihr Seufzen, wie Paulus sagt, für uns nicht gut ist. Wie viel weniger gut kann es für einen Ehemann seyn, wenn er so gar seine innigste und einzige Gesellschafterin, seine Frau, über sich seufzen macht? — Daher behandelt sie liebreich, und geht mit ihnen um, wie ein Freund mit dem andern. Fragen sie euch um einen Rath, so ertheilet ihn ohne Murren und offenherzig. Sagen sie selbst über eine Sache ihre Meynung, so verachtet sie nicht, wie so viele thun, aus keinem andern Grunde, als weil es von der Frau kömmt. Hat sie, in der Absicht euch zu gefallen, euch eine Schmeicheley erwiesen, so nehmt diese Gefälligkeit nicht an, als ein schuldiges Opfer, sondern zeigt durch euren herzlichen Dank, daß ihr ihrer Gefälligkeit einen Werth beylegt. Dieses liebreiche Betragen gegen sie müßt ihr

Zweytens besonders beweisen, wenn sie irgend gefehlt hat, oder ihr Ursache habt, mit einer von ihren Anstalten oder Reden oder Handlungen unzufrieden zu seyn. — Ueberhaupt ist es niemalen oder wenigstens sehr selten recht, wenn man einem Irrenden oder Fehlenden seinen Irrthum oder Fehler mit Ungestüm vorhält, ihn nur gleich bestraft, und in allen Mienen heftigen Zorn darüber verräth, statt, daß man erst das Geschehene untersuchen, den Fehlenden freundschaftlich überzeugen, und ihm auf diese Art die Natur und Größe des Fehlers entdecken sollte, damit er ihn ein anders-

mal

mal vermeidet. Wenn Eltern einem Kinde, das etwas nicht recht gethan hat, nur gleich die Ruthe geben, und zwar im Zorn, der niemalen das rechte Maaß der Strafen angiebt, so wird diese Zucht nicht leicht gerathen. — Aber wenn vollends ein Ehemann der Frau einen begangenen Fehler nur zornig vorhält, wenn er bey der kleinsten Kleinigkeit wütet und tobt, gleich einem Löwen — wird da die Frau gebessert werden? — Furchtsam wird sie allenfalls seyn, und aus Furcht sich in Acht nehmen, daß der Fehler nicht wieder vorgeht; aber nicht, weil sie eingesehen hat, daß es ein Fehler war — denn der stürmische Mann hat sich die Zeit nicht genommen, ihn zu zeigen, und unartige Worte dienten ihm, statt der Gründe — sondern, weil sie der Zorn und die wilden Ausbrüche des Zorns mehr fürchtet, als einen Fehler zu begehen, den sie nicht recht, als einen Fehler, erkennt. Nun glaubt der Mann, seine Sache recht gut gemacht zu haben, weil diese oder jene Anordnung in dem Haus- oder Feldgeschäfte, die ihm ein Fehler zu seyn scheint, von der Frau nicht mehr gemacht wird. Aber er hat mit seinem Poltern nichts gewonnen, als das — merkts euch, ihr zum Zorn allzugeneigten Männer! — nichts habt ihr gewonnen, als daß in dem Herzen eurer Frau ein heimlicher Groll entstanden ist, der leicht einmal, wenn mehrere dergleichen Auftritte vorkommen, in eine gänzliche Erbitterung der Gemüther gegen einander ausbrechen kann. — Sehet, so wird nichts Gutes gestiftet durch das mürrische Bezeigen gegen die Frau, die auch wirklich

lich einen Fehler begangen hat! Iſt aber gar der Fehler ungegründet, hat ſich etwa der Mann in der Hitze der Leidenſchaft nur eingebildet, die Frau habe eine Anſtalt im Hauſe nicht recht gemacht, oder eine Feldarbeit nicht recht angegeben, oder mit den Kindern etwas verſehen: wie beklagens-würdig iſt alsdann die Frau! Sie weiß, daß ſie recht gehandelt hat, und muß doch Vorwürfe anhören. Sie iſt ſichs bewußt, der Mann wird es, ſo bald er nur ruhiger wird, ſelbſt einſehen; aber itzt kan ſie ihn nicht davon überzeugen, und ihn ſelbſt läßt der Zorn die wahre Geſtalt der Sachen nicht einſehen. Iſt ſie, von gleich heftiger Gemüthsart, dann gerathen beyde in Leidenſchaft und in den heftigſten Zank, und werden den Nachbarn, ja ſelbſt ihren Kindern, zum Spott und Schauſpiel, und die Geſchichte geht im ganzen Dorfe herum. — Iſt ſie von einem ſanften Temperamente — ach! die arme Frau! Oft wird ſie in der Stille zu Gott weinen, und Gott anflehen, die Härte ihres Mannes zu brechen. Denn die harte Begegnung des Mannes iſt ein heimliches Gift, das ihre Lebensgeiſter verzehrt, und, wie ein Wurm, an ihrem Herzen nagt. Nun hat ſie keine ruhige Stunde mehr, ſie ißt ihr Brod unter Seufzern, und ihr Trank iſt mit ihren Thränen vermiſcht, und ſie ſieht dem langſam herbeyſchleichenden Tode, als ihrem beſſern Freunde, mit Freuden entgegen. — Mann! der du durch deine ungeſtüme Gemüthsart die Geſundheit deiner Frau untergraben haſt — welch ein Anblick muß es dir ſeyn, ſie im Sarge liegen zu ſehen,

ſehen, und zwar, indeſſen aus deinem Innerſten heraus dir etwas zuruft: „Tyrann, dies haſt du gethan! Du haſt ſo lange mit deiner grauſamen Begegnung, wie mit einem Dolche, in ihren Eingeweiden gewühlt, bis ſie dahin ſank. Nun haſt du Zeit, über die verderblichen Ausbrüche deines Zorns und über die Gelaſſenheit, mit welcher ſie dich ertragen hat, nachzudenken — haſt du anders nicht alles Gefühl in dir erſtickt! Mörder deiner Frau! Vater, der du ſelbſt deine Kinder zu mutterloſen Waiſen gemacht haſt! —

Wie lieb ſoll es mir ſeyn, wenn keinem unter euch bey dieſen Gedanken das Herz pocht! Wenn keiner aus dieſer Gemeinde die Quaal des Gedankens fühlt: „Du haſt den Tod deiner Frau befördert!„ Das ſicherſte Mittel, dieſer Quaal zu entgehen, iſt eine allezeit liebreiche Behandlung derſelben. Hat ſie auch gefehlt, ſo rede freundlich mit ihr, und ſtellt ihr die ganze Handlung oder den ganzen Vorfall nach der wahren Beſchaffenheit vor. Zeigt, wie ſie es hätte machen, wie ſie es nicht hätte machen ſollen; belehret ſie ſanftmüthig aufs künftige, wenn der Fall wieder vorkommen ſollte; beſchämet ſie nicht, ſondern laßt bey der Vorſtellung des Fehlers alles das hinweg, was ſie zu ſehr demüthigen könnte. — Eines Umſtandes muß ich hier beſonders erwähnen, weil Männer dieſen Fehler ſo oft machen, und weil er zuweilen üble Folgen hat. Nehmt euch gar ſehr in Acht, ihr Männer, eurer Frau vor dem Geſinde, oder welches noch ſchlimmer iſt, vor den

den Kindern Vorwürfe zu machen! Wird nicht das Gesinde die Hochachtung vor einer Frau verlieren, die sich von dem Manne selbst so sehr herabgesetzt sieht? — Wird euer Knecht oder eure Magd nicht von euch selbst verächtlich denken, wenn sie sehen, daß ihr gegen euer eigen Fleisch und Blut so sehr wütet? — Und überhaupt, ists nicht Unverstand, diejenigen so der Schande auszusetzen, deren Ehre und Schande mit der Unsrigen so genau verknüpft ist? Was kann toller seyn, als ein Mann, der selbst seine Frau vor andern Leuten beschimpft? — Und dann die Kinder, werden die einer Mutter so willig, so ehrfurchtsvoll gehorchen, die sie nur zanken hören, nur vor ihnen erröthen sehen? Müssen sie nicht, so klein sie auch seyn mögen, in ihrem Herzen denken, wenn ihnen die Mutter einen Fehler verweist: „Was ist sie so strenge gegen uns, wenn wir einen kleinen Fehler begehen? Begeht sie doch selbst so viele Fehler! Zankt nicht der Vater täglich mit ihr! Und sagt er ihr nicht immer: Sie könne doch nichts recht machen!, — Bedenkt, welch einen schädlichen Einfluß in eure Haushaltung und in eure Kinderzucht diese unartige Aufführung gegen die Frau hat. Wollt ihr je von eurem Gesinde geehrt wissen — sollen eure Kinder sie als Mutter hochachten — so ehrt sie selbst vor den Leuten, so zeigt allezeit Hochachtung vor ihr! Und hat sie gefehlt, so stellt ihr den Fehler vor, wenn ihr allein seyd. Wenn sie, aus Scham, den Fehler, den ihr in Gegenwart anderer ihr verrücktet, nicht eingestund, so wird sie alsdann unter vier Augen

bekennen, gefehlt zu haben, und euch zu eurer eigenen Zufriedenheit versprechen, ihn das nächstemal mit allem Fleiß zu vermeiden. — So viel von der zweyten Pflicht der Männer!

Die dritte — die sich von selbst versteht, und die nun freylich jeder von euch selbst erkennt, wenigstens mehr, als die zwey vorhergehenden, die ich angegeben habe — ist diese: Seyd eurem Weibern treu. Gebt ihnen keine Gelegenheit, daß sie euch in dem Verdacht haben könnten, eine andere gefiele euch besser. Reißt dieser Verdacht einmal in einer Ehe ein, so ist die ganze Glückseligkeit der Eheleute zerstört. Dann trauet keines mehr dem andern, jedes beobachtet das andere mit mißtrauischen Augen, und merkt auf jeden Tritt und Schritt des andern. Das kleinste Wort, die geringste Miene hält man alsdann für ein gegründetes Zeichen, daß man Ursache habe, eifersüchtig zu seyn.

Hütet euch daher, ihr Männer, so gar vor einer scheinbaren Untreue gegen eure Frau. Ihr seyd dieses ihrer Ruhe schuldig. Ihr habt ihr versprochen, sie solle ein vergnügliches Leben bey euch haben, und dieses Versprechen müßt ihr halten. — Und nicht nur aus diesem Grunde müßt ihr die Pflicht der Treue gegen sie erfüllen, sondern auch, weil ihr nicht mehr Macht über euch selbst habt, so bald ihr in der Ehe lebt. Ganz gehört ihr alsdann eurer Frau, und ihr könnt nicht weder euer Herz wegschenken, noch mit eurem Körper handeln, wie s euch gelüstet. Bedenkt einmal, was es in der Welt werden würde, wenn jeder mit andern,

dern, auſſer ſeiner Frau, vertraulich umgehen wollte! Würden nicht die gröſten Unordnungen daraus entſtehen? Würde nicht die ganze menſchliche Geſellſchaft zerrüttet und aufgehoben werden? Es iſt alſo ſchon in der Natur ſelbſt gegründet, daß jeder Ehemann der Frau, die ihm angetrauet iſt, treu ſeyn ſolle. Aber auch Gott ſelbſt hat es befohlen. — Daher verhaltet euch in allen Stücken gegen eure Frau ſo, wie ihr wünſchet, daß ſie ſich gegen euch verhalten möge. Es würde euch ſehr unangenehm ſeyn, ſie untreu zu wiſſen. Aber kanns ihr angenehm ſeyn?

Die **vierte Pflicht**, die ich euch empfehle, ihr Männer, iſt dieſe: **Arbeitet ſo fleißig, damit eure Frau nicht darbe, und auch einmal etwas zu leben habe, wenn euch Gott von ihr trennen ſollte.** Zwar ſeyd ihr es auch euren Kindern ſchuldig, zu ſparen und fleißig zu arbeiten, damit ihr zu ihrer Erziehung etwas erwerbet. Aber vorzüglich ſeyd ihrs eurer Frau ſchuldig. Kinder können allenfalls noch eher durch die Welt ſich fortbringen. Aber eine Frau, deren Mann ſie in Dürftigkeit hinterlaſſen hat, iſt doppelt unglücklich. Kann ſie allein ſo vieles verdienen, daß ſie unerzogene Kinder nähren, kleiden und erziehen kann? Wird ſie nicht von der Welt, die das Verdienſt und die Hochachtung gröſtentheils nach dem Gelde abmißt, verachtet werden? Wird man ſie nicht in kranken Tagen hülflos und in ihrem Elende ſchmachten laſſen? — Sehet, wie groß eure Pflicht iſt, euch etwas zu erwerben, damit ihr, wenn

wenn es Gottes Wille ist, ruhiger vor eurer Frau sterben könnt. Denn was muß das für eine Quaal seyn, wenn man nun aus der Welt gehen, und die Seinigen in Armuth hinterlassen soll, daß man nichts gewisser voraussieht, als daß sie nach unserm Tode ohne Hülfe in der Welt herumirren, und von jeder Thüre werden abgewiesen werden? Sparet daher, damit ihr wenigstens etwas zu ihrer Unterstützung hinterlassen könnt, und, um etwas ersparen zu können, seyd fleißig in eurer Arbeit, säet und pflanzet zu rechter Zeit, und stehet frühe auf, um die Arbeit wieder anzufangen. Denn wenn ihr gleich alsdann nicht so viel hinterlasset, daß sie ihr ganzes Auskommen davon hätte, so wird man sie doch gerne unterstützen. Denn man wird sagen: „die Frau hat einen wackern und arbeitsamen Mann gehabt. Er hat gethan, was er konnte. Frühe und späte war er im Felde. Man muß ihr helfen, damit sie sich ehrlich durch die Welt bringt.„ Und sollte nicht die härteste Arbeit dem Manne ein Vergnügen seyn, wenn er mit dem Gedanken arbeitet: du arbeitest für deine Frau, damit sie nicht einmal eines andern Gnade leben muß. Du bists ihr schuldig, sie auch nach deinem Tode zu versorgen: so willst du denn arbeiten, damit du ruhiger sterben kannst, wenn du sie nicht ganz nackt und bloß hinterlässest. — Hat ein frommer Ehemann diesen Zweck bey seiner Arbeit: ist er nicht deswegen so fleißig, um zusammen zu scharren, und, gleich dem Geizigen, Freude über das Zusammengescharrete zu haben, sondern um die Seinigen zu versorgen, so wird Gott

seine

seine gute Absicht segnen. **Denn Gott giebt alle Dinge dem Fleißigen, besonders dem aus guter Absicht Fleißigen.** — Welche Freude müßt ihr nicht über eure gute Umstände haben, in die ihr euch durch eigenen Fleiß mit der Hülfe Gottes gesetzt habt? Denn schon eine Kleinigkeit freuet uns, die wir durch unsere Mühe uns erwerben haben. Gewiß mehr Vergnügen müßt ihr über ein durch Arbeit gesammeltes und ersparres Vermögen empfinden, als wenn ihr noch so vieles ererbt oder zum Heyrathguth erhalten hättet. Denn nicht das freuet uns, was uns keine Mühe, sondern das, was uns vielen Schweiß gekostet hat, weil Gott diese Belohnung wirklich in die Arbeit gelegt hat. Würden die Mütter ihre Kinder so sehr lieben, wenn sie sie nicht mit so vielen Schmerzen geboren hätten.

Ich komme nun zum **zweyten Theile** meiner Rede, um euch, ihr Weiber, von euren Pflichten zu belehren, und werde mich um so kürzer fassen können, da eure Pflichten fast eben diejenige sind, die der Mann hat.

Die erste Pflicht der Frau ist, den Mann zu **ehren.** Der Mann, sagt der Apostel, ist das Haupt des Weibes. In dem Haupte weiset man dem Verstande seinen Sitz an. Diese Worte, was wollen sie also anders sagen, als dieses: der Mann hat von Gott einen höhern Verstand empfangen, seine Einsichten gehen weiter, er kann mehreres übersehen, und das Ganze der Haushaltung besser anordnen. Daher ist die Frau verbunden, ihn zu ehren, d. i. sie solle nicht nur

Hochachtung vor ihm haben, ſondern auch nichts thun, was ihm Schande macht. Denn die Ehre des Mannes iſt die Ehre der Frau. So wie eine Frau von dem Manne den Namen erhält, ſo nimmt ſie auch Theil an ſeiner Ehre. Wenn nun die Frau ſelbſt den Mann nicht hochachtet, wer ſoll ſie ehren? Breitet nicht die Frau ihre eigene Schande aus, wenn ſie ihren Mann herabſetzt? — Ich erwähne dieſes mit Fleiß, weil es unter euch, ihr Frauen, beſonders, wenn ihr alleine beyſammen ſeyd, ſo gewöhnlich iſt, daß ihr eure Männer verkleinert. Da weiß jede eine Menge Fehler von ihrem Mann zu erzählen, und betrachtet man die Erzählungen bey dem wahren Lichte, ſo ſeyd ihr oft ſelbſt Schuld daran, wenn ihr über eure Männer zu klagen habt. Glaubet nicht, ich urtheile zu unbillig von euch, ihr Weiber — oder, ihr Männer, glaubet ihr nicht, ich denke zu günſtig für euch. Ihr Männer fehlt, wenn ihr, wie ich ſchon geſagt habe, euren Frauen unartig begegnet, und ihr Frauen fehlt, wenn ihr dieſe unartige Begegnung der Männer überall ausbreitet, und öfters einen ſolchen Lärmen ins Dorf herein macht. Ihr thut es zuweilen aus einer Art von Rache, und glaubet euch vortreflich an den Männern zu rächen, wenn ihr euren guten Freundinnen ſagt: Mein Mann hat mir ſo und ſo begegnet. Denkt ihr nicht daran, daß dieſe gute Freundinnen es wieder andern guten Freundinnen erzählen, und daß zuletzt die ganze Geſchichte dem Dorfe bekannt wird, und oft mit zugeſetzten Umſtänden bekannt wird, die niemalen vorgefallen ſind? Habt

ihr

ihr Ehre davon, wenn ihr eurem Mann Gelegenheit gegeben habt, mit euch unzufrieden zu seyn? Denkt ihr denn, die Leute werden es allemal glauben, daß ihr so unschuldig seyd, als ihr seyn wollet? — Und wenn ihr dann, wie es unmöglich ist, nicht allemal unschuldig seyd, macht ihr nicht selbst, daß man von euch verächtlicher denkt, indem ihr von dem Mann verächtlich redet? Darum ehret den Mann, so wird man euch selbst ehren.

Gesezt aber auch, euer Mann habe wirkliche Gebrechen, und habe in der That gegen euch gefehlt: erfordert nicht schon die allgemeine Pflicht eines Menschen und eines Christen, die Gebrechen und Fehler des andern zuzudecken, und, kommen sie ja unter die Leute, zu entschuldigen? Ich weiß zwar wohl, daß es euch sehr kizeln und schmeichlen mag, wenn ihr glaubt, den Mann auf einem Fehler ertappt zu haben, oder wenn ihrs euch bewußt seyn könnt, ihr hättet dieses oder jenes besser gemacht und angeordnet. Aber ists euch denn Ehre, einen Mann zu haben, den ihr übersehet? Kommt denn etwas gutes heraus, wenn es der Mann erfährt, ihr redet verächtlich von ihm? Wird er nicht gegen euch erbittert werden? Wird ers euch gerne verzeihen? Wird er euch nicht härter wegen eures Plauderns begegnen? Und stört also nicht dieser Mangel an Hochachtung gegen den Mann die Zufriedenheit und Einigkeit der Ehe?

Sehet, ihr Frauen, wie nothwendig die Pflicht ist, den Mann zu ehren! Betrachtet ihr sie, so wird

jedermann ihn ehren, und euch mit ihm.— Ihr aber müßt auch noch besonders zeigen, wie sehr ihr ihn ehrt und hochachtet, dadurch, daß ihr, wenn ihr etwa gefehlt habt, seinen Erinnerungen Gehör gebet. Ich habe ihn gelehrt, wie er euch erinnern sollte, und erinnert er euch so, so sey Er verbunden, die Gründe, die er euch vorträgt, anzunehmen. Wenigstens, wenn sie euch nicht überzeugen, so ist es euch zwar erlaubt, zu widersprechen. Das heißt aber weiter nichts, als einige Gegeneinwürfe vortragen, warum man die Gründe des andern Theils nicht so geradezu annehmen kann. Allein dieser Widerspruch muß von der äussersten Bescheidenheit begleitet seyn, und mit dem kältsten Blute, ohne alles, was bitter oder beissend ist, vorgebracht werden. Mit einem Worte, da habt ihrs auf einmal: ihr müßt — welches die zweyte Pflicht ist, die ich euch lehren wollte — ihr müßt mehr nachgeben lernen. Wie manche Uneinigkeit in den Ehen würde vermieden, wenn die Weiber mehr zu schweigen wüßten! Der Apostel Jakobus sagt: die Zunge ist ein kleines Glied, allein sie richtet oft grosses Unheil an. — Wir wollen auch den Fall annehmen, daß der Mann Unrecht hat, und in der Hitze des Zorns der Frau ungegründete Vorwürfe macht — Bläßt sie nicht ein gröfseres Feuer auf, wenn sie gleich auf der Stelle sich entschuldigt? oder wohl gar hitzig antwortet? Wird das Feuer nicht eher gedämpft werden, oder sich selbst nach und nach verzehren, wenn man es ruhig austoben läßt? Freylich — jeder Mensch wird es an sich selbst erfahren — es ist schwer, sich an-

klagen zu laſſen, und ſich nicht vertheidigen zu dürfen. Noch ſchwerer iſt es zu ſchweigen, wenn man Recht hat, oder glaubt wenigſtens Recht zu haben. Allein je ſchwerer die Kunſt iſt, deſto mehr Lob erwirbt ſich derjenige, der ſie ausüben weiß. Wegen einer leichten Sache, die keine Anſtrengung der Seele koſtete, um ausgeführt zu werden, wird uns niemand loben. Haben wir aber etwas gethan, wo wir uns wehe thaten — haben wir die Hitze, die in uns aufkochen wollte, gedämpft, haben wir unſere Leidenſchaft dem Hausfrieden aufgeopfert — wie wird das ganze Dorf unſere beſcheidene und zurückhaltende Aufführung und unſere vernünftige, friedliche Geſinnung loben, und eine ſolche Frau unter die Zierden ihres Geſchlechts rechnen. Sirach ſagt nicht umſonſt: *), Ein Weib, das ſchweigen kann, das iſt eine Gabe Gottes...— Der Schöpfer hat ohnehin dem weiblichen Geſchlechte weit mehr Geduld in Schmerzen und andern Leiden beygelegt, und es zeigt auch dieſe Geduld in vielen Umſtänden, z. E. Die Geduld mit Kindern umzugehen, denſelben zu wachen, ihrer in Krankheit zu pflegen, und mehreres dergleichen zu thun, die das weibliche Geſchlecht zeigt, würde das männliche nicht leicht haben, weil wir von Natur ungeſtümer und ungeduldiger ſind. Allein wenn das andere Geſchlecht ſonſten ſo viele Geduld zeigt, ſo ſoll es auch in dem Umgange mit dem Manne hauptſächlich zeigen, daß es leiden kann.—

*) Kap. 26, v. 17.

findet ſich nach einiger Zeit eine ſanftere Stunde, dann ſagt eurem Manne mit Gelaſſenheit: „Siehe, lieber Mann, du haſt mir vorhin Unrecht gethan. Du haſt mich falſch verſtanden — oder ich habe es nicht ſo angeordnet, ſondern ſo — Meine Gründe, warum ich ſo gehandelt habe, ſind dieſe — ich will dir ſagen — wenn du mich ruhig anhören wilſt — warum das, was du verlangteſt, nicht geſchehen iſt, nicht geſchehen konnte. — Die Sache iſt nun vorbey! Laß dir gelaſſen erzählen, wie es ſich zugetragen hat u. ſ. w.„ So müßt ihr alsdenn mit dem Manne reden! So wird er alsdann einſehen, daß ihr vorhin ſeiner geſchonet habt, als er in der Leidenſchaft war, wird ſich freuen, daß ihr ſo vernünftig ſeyd, wird Gott für ein ſo vernünftiges Weib danken, und wird ſelbſt euch nur deſto höher achten, je mehr Achtung ihr gegen ihn gezeigt habt. — Denn vermöge dieſer Achtung müßt ihr alle eit vorausſetzen: „mein Mann iſt ſonſten ſo geſcheid. Ich will ihm nicht widerſprechen, es möchte ihn aufbringen. Wer weiß, was er für Gründe hat, dieſes zu ſagen, oder ſo zu handeln, jenes von mir zu verlangen? Vielleicht ſehe ichs mit der Zeit ein, was ihn dazu bewog, und billig es alsdann ſelbſt, je weniger ich itz glaube Urſache zu haben damit unzufrieden zu ſeyn. . — So beſcheiden muß eine Frau von ſich, und ſo ehrfurchtsvoll von dem Manne denken!

Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß in manchen Stücken die Frau ſehr vielen Verſtand, und zuweilen

ſen mehr, als ein Mann haben kann. Allein in ſolchen Fällen, die eine Frau beſſer verſteht, wird ein vernünftiger Mann ihr die Einrichtung allein überlaſſen. — Im Ganzen bleibt es feſtgeſetzt: Wenn der Mann die Frau mit Gründen auf die gebührende Art zurechte weiſt, ſo erfordert es ihre Pflicht, nachzugeben, weil ſie von dem Manne überzeugt ſeyn ſoll, ihr Mann übertreffe ſie an Einſicht. Denn Paulus ſagt nicht: Einige Männer ſind ihrer Weiber Häupter: ſondern er ſagt überhaupt: der Mann, jeder Ehemann iſt des Weibes Haupt. Gleichwie nun die Glieder nach dem Haupte ſich richten, und die Befehle der Seele befolgen, ſo ſolle auch der Wille der Frau dem Willen des Mannes unterthan ſeyn.

Drittens empfehle ich auch jeder Frau Treue gegen den Mann. So wenig der Mann Herr iſt ſeines Körpers, ſondern die Frau: eben ſo wenig iſt die Frau Herr ihres Körpers, ſondern der Mann. Strach ſagt*): „Es iſt nichts liebers, d. i. nichts liebenswürdigers auf Erden, denn ein züchtig Weib, und iſt nichts köſtlichers, denn ein keuſches Weib. Wie die Sonne, wenn ſie aufgegangen iſt, an dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde iſt: alſo iſt ein tugendſames Weib eine Zierde in ihrem Hauſe! hingegen wohl das Verächtlichſte, das die Sonne beſcheint, iſt ein untreues Weib. Sie iſt die Schande ihres Geſchlechts und die

*) Kap. 26. v. 19. 20. 21.

die Hölle eines Mannes. Vor seinen Freunden darf er die Augen kaum aufheben, und jeder, der ihn ansieht, macht ihn erröthen. Geht er über die Straße, so spotten seiner die Jünglinge, und die Knaben weisen mit Fingern nach ihm. Fast erliegen muß er unter der Last und Hitze des Tages, um Pflanzen zu erhalten, die er nicht gesäet hat, und um junge Bäumchen in die Höhe zu ziehen, die er nicht gesetzt hat.— So unglücklich macht den Mann eine untreue Frau, die ihm das zeitliche Leben versüssen sollte, und in solche Schande stürzt sie ihn! Wenn also eine Frau den Mann ihrer Pflicht gemäß ehrt, so wird eher die Sonne von ihrem Lauf, als eine rechtschaffene Frau von der Treue gegen ihren Mann abgebracht werden.

Zwar wenn ihr in die Stadt kommt, so werdet ihr vielleicht hören, daß man aus der Besleckung des Ehebettes nicht so viel macht, und daß man es fast für Kleinigkeiten hält. Aber ist es nicht erschrecklich, daß die Sitten in der Stadt bis auf den Grad herab verdorben sind? Muß da nicht alle Zucht und Ehrbarkeit erlöschen seyn?— O! ich bitte euch, bewahret die Reinigkeit des Ehebettes. Veracht et den Städter wegen seiner Unkeuschheit, und behaltet den Ruhm, den ihr bisher größtentheils gehabt habt, daß Tugend auf dem Lande noch mehr gelte, als in der Stadt.

Euch, ihr Weiber! muß ich, indem ich von der ehelichen Treue rede, noch eine Lehre geben. Nämlich, da ich oben gesagt habe, daß die Eifersucht

ſucht ein ſo verzehrendes Uebel iſt, ſo hütet euch davor. Nehmt zwar überhaupt keine Vertheidigung eures Mannes an, es mag ſie euch zumuthen, wer da will! Aber beſonders laßt euch nichts einreden, wenn eine allzugefällige Freundinn kömmt, euch in allem Vertrauen, und, wie es ſcheint, aus herzlicher Neigung, zu erzählen: ſie habe euren Mann mit einer andern Frau ſehr freundſchaftlich reden ſehen; — er ſey auf dem Felde gegen dieſes oder jenes Mädchen ſehr dienſtfertig; er habe dieſe oder jene da oder dorthin begleitet, und was dergleichen leeres Geſchwätz oft mehr iſt. Glaubt es, ihr Weiber — und ſo glaubt es auch, ihr Männer! — es gehört viel dazu, bis man allezeit von ſolchen Beſchuldigungen erweiſen kann, daß ſie gegründet ſind. Seyd daher ſehr langſam, ſolchen Nachrichten Glauben beyzumeſſen, und haltet ſolche allzudienſtfertige Freundinnen nicht allezeit für wahre Freundinnen. Sie ſind oft eure ärgſte Feindinnen indem ſie die Ruhe und Einigkeit eurer Ehe ſtören.—

Endlich die lezte und beſondere Pflicht, die ich euch heute vorſchreibe, iſt dieſe: Beſorget eure Haushaltung aufs beſte. Indeſſen der Mann auf dem Felde arbeitet, und im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod bauet, verthut oft die Frau zu Hauſe, was der Mann draußen ſich verdienet. Dieſes iſt nicht recht. Es iſt viel leichter etwas verthan, als verdienet. Wenn alſo der Mann ſeinem Feldgeſchäfte fleißig obliegt, ſo erhaltet das, was er verdient, dadurch, daß ihr das Haus in Ord-

Ordnung haltet, und die häuslichen Geschäfte ordentlich besorget. Wie muß es den Mann freuen, wenn er bey seiner Zurückkunft am Abend alles in Ordnung antrifft, und ihr ihm entgegen kommen, und sagen könnt: „Siehe, lieber Mann, in dessen du unsern Acker bestellt hast, habe ich dieß oder jenes in die Haushaltung gemacht.„ Es ist eine besonders gute Eigenschaft an einer Frau, wenn sie jede Arbeit nicht mit den Fingerspitzen, sondern frisch und munter angreift. Alles geht ihr dann von statten, und die Arbeit verschwindet gleichsam unter ihren Händen.— Bedenkt, daß ihr durch euren Fleiß nicht nur den Nutzen des Mannes, oder der Kinder, sondern hauptsächlich auch euren eigenen befördert. Denn wenn ihr zerstreuet, was er sammelt, so habt ihr nach seinem Tode eben so wenig, als wenn er nicht für euch gesammelt hätte. Wollt ihr nicht anderer Leute Gnade leben, und bittere Armuth ausstehen, wenn er euch nicht mehr durch seiner Hände Arbeit nähren kann: so müßt ihr ihn, so lange er lebt, durch eure sorgfältige Aufsicht über das Hauswesen unterstützen.

Dieß ist nun das Hauptsächlichste, was ich euch, nach den allgemeinen Lehren, daß ihr fromm und in dem Ehestande fleißig um Gottes Segen beten sollet, über das Betragen der Eheleute gegen einander zu sagen habe. Alle diese Pflichten werdet ihr mit Lust erfüllen, wenn ihr, wie ich im Eingange meiner Rede gesagt habe, die Liebe zum Grunde eurer Ehe gelegt habt. Liebt ihr einander,

ſo wird immer eines dem andern das Leben angenehm zu machen ſuchen, und dann werdet ihr von ſelbſt darauf denken, wie die Einigkeit unter euch zu erhalten iſt, werdet Hochachtung gegen einander haben — denn wahre Liebe iſt auf Hochachtung gebauet — werdet Treue einander halten, und werdet einander in die Hände arbeiten, und immer eines das Werk des andern befördern. Dann habt ihr einen Himmel auf der Erde. Denn kein gröſſeres Glück giebt es in dieſem Leben nicht, als eine gute Ehe. Denn ſo, wie es das gröſte Unglück iſt, wenn zwey Eheleute in Zwietracht leben, deßwegen, weil ſie in der engſten Geſellſchaft leben, und jeden Augenblick einander verbittern können — einem Feinde auſſer dem Hauſe kann man ausweichen, aber dem Feinde im Hauſe nicht — ſo können hingegen Eheleute, die einander lieben, jeden Augenblick einander Vergnügen machen, und die Laſt des einbrechenden Kreuzes einander erleichtern, indem ſie es gemeinſchaftlich tragen.

Prüfet euch nun, ihr neuen Eheleute, ob ihr euch liebet ꝛc.

Fünfte Predigt.

Wider

die Trunkenheit,

als nach dem guten Herbſte 1766. viele Bauern ſich betranken *).

Text.

1 Kor. 10. V. 31.

Ihr eſſet oder trinket, ſo thut alles zu Gottes Ehre!

Meine dennoch liebe —

Denn warum ſollte ich Euch nicht ſo anreden, ungeachtet ich mit einem groſſen Theile der Gemeinde unzufrieden bin? Es iſt wahr, ſeit einiger Zeit beleidigen mich eurer viele durch ihre unartige Aufführung. Warum ſollte ich aber die ganze Gemeinde um einiger unartigen Mitglieder willen zornig anreden? Die ſich ordentlich und ehrbar aufführen, werde ich allezeit lieben, und meine Liebe ſoll, wies oft geht, daß man in der

*) Gehalten an einem Buß- und Bettage.

der Hitze der Leidenschaft keinen Unterschied macht, und alles zusammenwirft, durch jener ihre Unart nicht vermindert werden.

Ihr stutzt über diesen Eingang! Auf einigen Gesichtern sehe ich, daß sie betroffen sind. Das böse Gewissen scheint einigen zu sagen, daß sie mir Ursache gegeben haben, mit ihnen unzufrieden zu seyn. Merkt ihrs, ihr Trunkenbolde, daß ich euren Unfug nicht länger dulden kann, ohne ihn öffentlich zu bestrafen? Fühlt ihrs, daß ihrs verdient habt, daß ich, nachdem so viele Warnungen in meinem und in euren Häusern vergeblich gewesen sind, von der Kanzel herab euch vor dem Angesichte der Gemeinde ermahne?

Ihr, die ihr seit einiger Zeit die herrliche Gabe Gottes, den guten Wein, den er uns in dem vorigen Herbste geschenkt hat, so unverantwortlich misbrauchet — wie lange wollt ihr noch in dem Dorfe herum lärmen, und in der Nacht die Schlafenden durch ein wildes und unbändiges Geschrey aus der Ruhe schrecken? Wie lange sollen wir noch alle Nacht in der größten Furcht zubringen, ihr werdet in eurer Trunkenheit das Dorf verbrennen? Wie lange soll man noch von blutigen Händeln und Schlägereyen hören, wozu euch euer besoffener Zustand treibt? Wollt ihr denn den Verstand, den ihr nun schon durch euer unordentliches Leben geschwächt habt, vollends ersäufen? euch vollends zur Arbeit untüchtig machen? euch, eure Frau und Kinder ganz an den

Bayerische Staatsbibliothek München

Bettelſtab bringen? Welch eine Raſerey! In welchem Taumel ſtürzt ihr euch aus einem Rauſch in den andern? aus einer Völlerey in die andere? aus einer Schandthat in die andere? Erwacht! ihr Säufer! erwacht aus eurem Unſinn! werdet nüchtern! und erblikt ihr euch dann in demjenigen Zuſtande, der euch zum Geſpötte der Kinder macht, der euch vor der ganzen Gemeinde brandmarkt, ſo ſchämt euch, wenn ihr noch könnt, und, ſtatt der Weinröthe, die auf euren Wangen glüht, laßt Schamröthe ſie färben! Ihr müßt, ihr müßt erröthen, wenn ihr einmal über euren Zuſtand denkt!

Und damit ihr noch mehr Gelegenheit habt, über ihn zu denken, oder vielmehr, damit ihr recht von Herzen darüber erſchrecken, und über den Abgrund, an dem ihr hintaumelt, die Augen öffnet, will ich dießmal in dem Erſten Theile meiner Rede euch vorſtellen

Die höchſtſchädlichen Folgen der Trunkenheit.

Damit ihr aber nicht nur wiſſet, was ihr unterlaſſen, ſondern auch, was ihr thun ſollet, will ich euch alsdann im zweyten Theile

Die Pflichten lehren, die jeder Menſch gegen Gott und gegen ſich ſelbſt beym Genuß der irdiſchen Güter, die wir aus Gottes Hand empfangen, zu beobachten hat.

Ich

Ich bitte euch alle, die ihr hier zugegen seyd, auf das, was ich euch im Namen des Herrn sagen werde, aufmerksam zu seyn, weil so viel von eurer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, von dem rechten Gebrauch der göttlichen Wohlthaten abhängt; ihr aber, die ihr sie so freventlich misbraucht habt, ihr seyd verbunden, eure Aufmerksamkeit zu verdoppeln, damit ich desto zuversichtlicher mir eine gesegnete Wirkung dieser Bußtagspredigt versprechen kann!

Unter die schädlichen Folgen der Trunkenheit rechne ich zuerst diese unausbleibliche Folge,

daß ein Säufer seine ganze Haushaltung zu Grunde richtet, und zulezt an den Bettelstab gerathen muß. Denn bedenkts nur selbst, wie viel euer Saufen euch kostet. Was ihr die Woche über allenfalls verdienet habt, das geht in der Schenke wieder drauf: Wovon ihr mit eurer Frau und mit euren Kindern die nächste Woche hindurch hättet leben können, das müßt ihr auf einmal für Eine Zeche hingeben, und eure Familie muß alsdann darben. Wovon ihr euch die Nothwendigkeiten des Lebens kaufen solltet, das verschwendet ihr in Einem Nachmittage. Eure Kinder laufen in ihrer Blöße herum, und die Väter thun sich, ihrer Meynung nach, etwas zu gute. Soll alsdann dieses oder jenes in die Haushaltung oder zur Feldarbeit angeschaft werden, so ist das Geld verthan. Welch eine Aufführung von Hausvätern, deren so theure Pflicht es ist, die Ihrigen zu versorgen,

und ihnen Nahrung und Kleider zu verſchaffen.— Ja, wenn ihr nur allemal von dem die Woche über verdienten Gelde zechtet, ſo wären die ſchlimmen Folgen — ſo groß ſie auch ſind — dennoch nicht ſo groß, als daß ihr öfters, oder vielleicht meiſtentheils Schulden deßwegen macht; ihr verſprecht, um eine gewiſſe Zeit zu bezahlen — und kommt denn der Tag der Zahlung — welch eine Noth! Da müßt ihr da öfters ein nothwendiges Stück eurer Haushaltung hergeben, um eine Luſt zu bezahlen, von der ihr längſt nichts mehr fühlet, wenigſtens nichts, als die ſchlimmen Folgen vom Saufen und Schuldenmachen! — Sehet hier ſchon die erſte Frucht von eurer unordentlichen Aufführung! Das, was ihr höchſtnöthig habt, müßt ihr aus eurer Haushaltung hergeben, und was ihr in die Haushaltung kaufen ſolltet, könnt ihr nicht kaufen, weil ihr das Geld verſchwendet habt! — Aber noch nicht genug! ihr könnt nicht nur nichts anſchaffen, weil ihr kein Geld mehr dazu habt, ſondern ihr könnt auch kein Geld mehr verdienen, wenigſtens nicht ſo viel als ein nüchterner, und euer ganzes Feldgeſchäft leidet Noth unter dieſer Unordnung! Denn wenn ihr oft auf eurem Acker ſeyn ſolltet, ſeyd ihr beym Trunk — und wenn im Weinberge noch ſo viel zu thun iſt, ſitzt ihr ganz ruhig bey eurem Nachbar, und zecht. Hierdurch verliert ihr nicht nur die gegenwärtige Zeit, ſondern gemeiniglich iſt auch der folgende Tag verlohren. Denn das viele Trinken macht euch auf den andern Tag krank, oder wenigſtens unmuthig, verdrießlich und zu aller Arbeit zu träge, ſo daß

ihr

ihr die Luſt zu arbeiten nach und nach verlieret, und immer mehr ans Müßiggehen gewöhnt werdet. Denkt nun ſelbſt darüber nach, und berechnet den Schaden, den ihr von dieſer Aufführung habt. Erſtlich müßt ihr das wenige Geld, das ihr etwan zu Brode gebraucht hättet, aus dem Beutel hergeben, das iſt ſchon Ein Verluſt. Zweytens verdienet ihr auch nichts an dieſem Tage, das iſt der zweyte Verluſt. Drittens ſeyd ihr oft auch an dem folgenden Tage dem Leib' oder der Seele nach zur Arbeit untüchtig, und das iſt der dritte Verluſt.— Gehen euch die Augen noch nicht auf? Sehet ihr die Gröſſe dieſes dreyfachen Verluſts noch nicht ein? Was kann aus dieſer gewiſſenloſen Aufführung anders erfolgen, als zuletzt der gänzliche Verfall eurer Vermögensumſtände und die bitterſte Armuth? Izt lebt ihr in lauter vermeynter Herrlichkeit und Freude; aber auf dem Fuße nach folgt Jammer; in eurem betrunkenen Zuſtande glaubt ihr ſo reich zu ſeyn, daß es euch euer Lebtage nicht mehr fehlen kann; aber bald werdet ihr und die Eurigen das Brod vor fremder Thüre ſuchen müſſen. Was muß das für ein nagender und am Herzen freſſender Vorwurf ſeyn, wenn ihr zu euch ſelbſt ſagen müßt: „Ach! ich hätte meine Familie durch meiner Hände Arbeit ſo gut nähren, und kleiden, und ſo ehrlich durch die Welt fortbringen können; izt habe ich ſie durch meine ſchlechte Aufführung ins äuſſerſte Verderben geſtürzt! Ach! ich hätte mir ſo viel erſparen können, daß ein Dürftiger vor meiner Thüre ein Stükchen Brod gefunden hätte, und nun müſ-

ſen die Meinigen von dem Erbarmen anderer Menſchen leben! Ach! ſo vieles könnte ich mir mit Gottes Hülfe erwerben, daß ich einen Nackenden hätte kleiden können, und nun laufen mein Weib und meine Kinder ohne Bedeckung herum, und ſind dem bitterſten Hunger, jeder Hitze und jeder Kälte, dem Sturme und dem Regen ausgeſetzt.— Mein armes Weib! Meine armen Kinder! ich Elender! ich Thor! ich unglüklicher Verſchwender!„— Liebe!— liebſte Zuhörer! Kann Kain mit einem ſo zerriſſenen Herzen, mit ſolchen Gewiſſensbiſſen in der Welt herumgeirrt ſeyn, nachdem er ſeinen Bruder ermordet hatte, und vor dem Angeſicht des Herrn, wie die Schrift ſagt, fliehen mußte, als derjenige von ſeinem Gewiſſen gequält werden muß, der Weib und Kinder unglüklich macht, durch eigene Schuld unglüklich macht, und zwar, wenn er noch dazu ſo treulich, ſo ernſtlich gewarnt worden iſt?

Welch eine Pein,
Selbſt zu ſich ſagen müſſen:
„Ich konnte mir den Weg zum Fall verſchließen,
Und doch verſchloß ich mir ihn nicht!„

Sehet hier die erſte klägliche Folge des Laſters der Trunkenheit! Wenn ich nun weiter nichts zu ſagen hätte, euch vor dieſem Laſter zu warnen, und zeigte euch blos dieſe ſchreckenvolle Ausſicht in die Zukunft— ſollte nicht dieſe ſchon euch von dieſem Laſter zurücke ſchrecken.

Allein

Allein was iſts nöthig, euch erſt in die Zukunft blicken zu laſſen? Schon itzt, ſchon alle Tage könnt ihr ſelbſt die traurigen Wirkungen dieſes taumelnden Zuſtandes erkennen; denn ihr fühlt ſie, und euer ganzes Haus fühlt ſie. Nämlich zweytens, der Mann, der dem Saufen ergeben iſt, iſt der ſchlimmſte Ehemann und der ſchlimmſte Vater.

Und wie iſts anders möglich? Der Beſoffene kömmt des Abends ſpäte nach Hauſe, es fällt ihm dieß, jenes in die Augen, das, ſeinen eingebildeten Vorſtellungen nach, nicht auf dem rechten Flecke liegt: gleich entſteht ein Zank; er fragt ſeine Frau nach dieſem und nach jenem: man antwortet ihm; aber weil er in ſeinem verwirrten Sinn des Denkens nicht fähig iſt, bildet er ſich ein, man habe ihm nicht wahr, nur halb, zu hitzig, zu ſchnell, zu langſam, zu viel, zu wenig, nicht in dem rechten Ton — und was ein Tollkopf noch weiter ſich einbilden mag — geantwortet, und nun fliegen unartige Reden, Schelworte, Vorwürfe — und ach! leider, öfters kommts gar zu den thätigſten Ausbrüchen des Zorns und der Uneinigkeit. Der Mann, der ſeine Frau ſchlägt, iſt allezeit ein Barbar, ſehr oft zugleich ein Böſewicht! Wer ſie nun vollends ohne Urſache, bloß in der Trunkenheit ſchlägt, iſt — ein Teufel. Zwar entſchuldigt man zuweilen die Menſchen, „der Mann war ſich ſeiner nicht bewußt, er hats in der Hitze des Rauſches gethan!„ Allein, ſtatt dieſe Entſchuldigung gelten laſſen zu können, muß

ich darauf antworten, daß ſie mir nur beweiſt, und entdekt, der Kerl habe zwiefach geſündigt; einmal, daß er ſich berauſchte — und dann, daß er noch dazu ſeine Frau ſchlug.—

Geſezt aber auch, die Frau iſt ſo vernünftig, und weicht dieſen Abend dem raſenden Mann, als einem wüthenden Löwen, aus — welches eine jede Frau thun ſoll! — und ſtellt ihm den andern Morgen ſein Aufführung am vergangenen Tage vor, wird er ſie alsdann mit Sanftmuth anhören? Sagt ſie ihm: „Aber ſiehe doch! lieber Mann! was ſoll's am Ende werden? Da machſt, daß ich nichts anders vor mir ſehe, als die elendeſte Armuth. Der geſtrige Tag iſt verloren: heute befindeſt du dich nicht ganz wohl, nicht recht zur Arbeit aufgelegt; es iſt die höchſte Zeit, den Acker oder den Weinberg zu beſtellen. Wenn er nicht zu rechter Zeit gebauet wird, ſo giebt er weniger aus. Unſer Gütchen liegt noch brach, indeſſen alle unſere Feldnachbarn das ihrige angepflanzt haben. Müſſen wir uns nicht ſchämen? Wird man uns nicht für die Fäulſten im Dorfe halten? — Und ach! wenns nur das allein wäre! Aber, lieber Mann! der Acker tömmt immer mehr in Abgang. Das baare Geld giebſt du aus, haſt du keines, ſo machſt du Schulden. Dieſe werden endlich ſo ſehr anwachſen, daß man uns alles von Obrigkeitswegen verkauft; und was bin dann ich? was deine Kinder? — Eine Bettlerin und Bettler!„ — Stellt gleich eine Frau ſo liebreich, oder noch liebreicher, dem wie-

der

der nüchternen Mann ſein unordentliches Leben, und die Folgen davon vor; wird er ſie geduldig anhören? wird er ſich beſſern? — Man ſoll zwar an keines Menſchen Beſſerung verzweifeln; allein mit der Beſſerung eines Trunkenbolds hälts immer ſchwer. Der Mann müßte den andern Tag ſehr vernünftig erwacht ſeyn, wenn er nicht über die Ermahnungen der Frau zürnte. Er wird zwar fühlen, daß die Vorwürfe gegründet ſind, und wird ſich — hat er anders noch einiges Gefühl — ſchämen; aber eben deßwegen, weil ers fühlt, daß die Frau Recht hat, wird er ihr deſto weniger Recht zu geben entſchloſſen ſeyn. Er wird ſich zu vertheidigen ſuchen — ſie wird antworten — er vertheidigt ſich hitziger — und ſie kanns doch auch nicht ganz mit Gelaſſenheit vertragen, ſo ſehr Recht zu haben, und doch ſich ſo wenig Recht gegeben zu ſehen. Der Streit wird ernſtlich, beyde Eheleute faſſen einen Widerwillen gegen einander, ſie gegen den Mann, weil ſie ſieht, daß er ſie nur unglücklich zu machen, zur Abſicht zu haben ſcheint — er gegen die Frau, weil ein unartiges Gemüth jedem, der gegründete Vorwürfe macht, gram iſt — und nun geht er wieder hin, den häuslichen Verdruß aufs neue im Wein zu erſäufen, und ſo geht der Zank immer wieder von neuem an, und jeder Tag fängt ſich mit Vorwürfen an, um ſich mit Poltern und Lärmen zu endigen. Was iſt die Folge? — die völlige Zerſtörung des häuslichen Friedens, ohne welchen kein Glück und kein Segen in einer Haushaltung ſeyn kann!

Rechnet zu dieser zweyten unseligen Folge des Vollsaufens noch die gänzliche Zerrüttung der Kinderzucht hinzu! Wenn Kinder ihren Vater fast alle Tage betrunken sehen, und dann nichts von ihm hören, als unanständige Reden, Ausbrüche des Zorns, Fluchen und Toben — was muß aus den Kindern werden? Wie können Kinder vor einem solchen Vater Hochachtung haben? Wie können sie etwas gutes von ihm annehmen? Sagt er ihnen gleich, ihr müßt dieß, jenes thun: dieß, jenes unterlassen! Werden sie gehorchen? Werden sie nicht vielmehr denken: „Unser Vater sagt uns wohl, daß diese oder jene Handlung recht oder unrecht sey; aber was sind denn seine Handlungen? Zankt er nicht alle Tage mit der Mutter? Läßt ers uns nicht am nothwendigsten, am Brode fehlen?„ Wenn Kinder solche Anmerkungen über die Aufführung ihres Vaters machen, wenn sie befürchten müssen, er, der für ihre Nahrung und Kleider sorgen sollte, er selbst stürze sie in die gröste Dürftigkeit, wie können sie ein Vertrauen zu ihm haben? wie ihm gehorchen? wie ihn lieben? was können aus einem solchen Hause für andere Kinder kommen, als wiederum unartige, und einst selbst den Lastern des Vaters ergebene? Ich sage, den Lastern des Vaters. Denn — bemerket dieß

Drittens — ein Säufer ist aller Laster fähig! Hat der Wein alle seine Sinnen in Unordnung und sein Blut in Wallung gebracht, so kann jeder Böswicht ihn führen, wohin er will. Der Anfüh-

führer einer Diebesbande kann ihn bereden, das Haus eines Reichen plündern zu helfen. Ein Mörder kann ihn verleiten, daß er mit ihm auf das Leben eines Unschuldigen lauert. Ja, was brauchts noch eines Verführers? Der Wein ist ihm, oder vielmehr er selbst ist sich Verführers genug. Was dem Betrunkenen einfällt, das begehet er; denn er hat nicht Fähigkeit, die Schädlichkeit oder die Folgen seiner Handlungen zu überlegen; sein Verstand ist zu verwirrt, als daß er wissen könnte, was er thut. Hat er einen Groll auf seinen Nachbar, so fällt ihm ein, in der Nacht, wenn er nach Hause taumelt, dem Nachbar seinen Baum umzuhauen, oder seinen Zaun einzureissen, oder seinen Garten zu verwüsten. Hat er Gelegenheit seine Lüste zu kühlen, so verleiten ihn seine erhizte Sinnen zum Ehebruch. Widerspricht ihm ein anderer Saufbruder bey dem Gelage, so werden nicht nur die hitzigsten und unanständigsten Worte gewechselt, sondern der Zorn kömmt gemeiniglich zum Ausbruch, und leider! wie viele traurige Beyspiele hat man schon, daß Besoffene einen Mord begangen haben! — Ein Mörder, ein Ehebrecher, ein Räuber kann der Säufer werden, und, ihr Trunkenbolde, ihr erschrekt noch nicht vor der Gefahr, in die euer Saufen euch stürzt! Zittert, wenn ihr aus eurem Hause gehet, um euch zu berauschen! Hörts! Hörts mit Entsetzen! **Der Weg zum Wirthshaus ist öfters der Weg zum Richtplatze!**

Aber gesezt, unser guter Gott bewahrt auch euch, vor den gröbsten Ausbrüchen der Trunkenheit,

heit, vor Raub, Mord, Ehebruch und andern Laſtern — denket ihr denn nicht daran, wie ſehr ihr Gott durch eure Saufen beleidigt! — und dieß iſt die vierte Folge, die ich euch vorſtellen will. Denn

Erſtlich, wie ſehr muß Gott darüber zürnen, daß ihr ſeine Geſchenke ſo ſehr mißbraucht! Wenn ihr euren Kindern zum heiligen Chriſt allerhand Eßwaren gebt, um ſie euch folgſamer zu machen, ſie wären aber nur deſto unartiger, und dächten: „man haben wirs einmal: was fragen wir nach unſerm Vater; wir wollens geſchwinde aufzehren, damit ers uns nicht mehr nehmen kann„, und fräßen nun alles hintereinander hinein, daß ſie den andern Tag krank wären, und ihre Geſundheit verdorben hätten: wie würde euch dieſe Aufführung gefallen? oder wie würdet ihr vollends eure Gütigkeit beweinen und verwünſchen, wenn euch eure Kinder mit den Lichterchen, die ihr ihnen zur Freude an Bäumchen gebunden habt, Haus und Hof anzündeten? — Ihr Alten! macht ihrs anders gegen Gott? — Nachdem wir mehrere Jahre nacheinander keine gar guten Weine leſen hatten, ſchenkte uns Gott im vorigen Jahre einen rechte guten Wein, und zwar noch dazu in Menge. Wie ſehr freute ich mich, da ich hoffen konnte, viele würden nun aus ihrer Schuldenlaſt ſich helfen, und ihre zerrüttete Haushaltung wieder ein wenig herſtellen können! Umſonſt! Weil der Wein gut gerathen iſt, und ſo ſüſſe euch ſchmekt, ſo ſchüttet ihr ihn hinab, wie Waſſer.

ſer, und verthut mehr, als er euch eingetragen hat. Weil Gott ſo gütig war, euch einen guten Herbſt zu ſchenken, ſo dankt ihr ihm damit, daß ihr ihn aufs neue faſt täglich beleidigt. Weil das Geſchenk Gottes ſo edel und vortreflich iſt, ſo dient es euch dazu, es aufs gröblichſte zu misbrauchen. Gott hats euch gegeben, damit ihr nach der Arbeit euch erquicken, und zu neuer Arbeit ſtärken könnt; ihr aber gebraucht den Wein, um euch zur Arbeit untüchtig zu machen. Er hat ihn euch gegeben, damit ihr euch von eurem Schweiß nähren, und eure Haushaltung verpflegen könnt — und ihr bedient euch dieſer Wohlthat, um eure Haushaltung zu Grunde zu richten. Wehe euch, wenn euch Gott zur Rechenſchaft fordern wird, wie ihr ſeine Gaben gebraucht habt! Könnt ihr auf tauſende eines antworten? Könnt ihr euch entſchuldigen? — Was kann alſo anders, als das ſchwerſte Gericht eurer warten?

Doch dieſer ſchwere Misbrauch der Gaben Gottes iſt nicht euer Verbrechen allein! ihr häuft Verbrechen auf Verbrechen. Denn zweytens muß Gott noch mehr von euch beleidiget werden, daß ihr ſeine Gaben an dem Tage misbraucht, an welchem ihr ihm für ſeine Wohlthaten durch Beſuchung des Gottesdienſts, Leſung guter Bücher zu Hauſe, und eine ſtille, ſittſame Aufführung danken ſolltet, nämlich, ihr ſauft gemeiniglich am Sonntage! Allenfalls die Morgenpredigt beſucht ihr Wohlſtandes halber, oder aus Gewohnheit.

heit. Aber des Nachmittags geht ihr entweder über Feld, in benachbarte Schenken, wo ihr allenfalls gehört habt, daß guter Wein zu haben ist; oder ihr geht hier mit eurem Nachbar zum Gelage, gleichsam, als ob Gott den Sonntag eingesetzt hätte, damit ihr Zeit habt, euch daran voll zu trinken. Ich habe euchs schon einmal gesagt. Eine erlaubte Lust, eine Erholung von der Arbeit der ganzen Woche, die werde ich euch nie verdenken. Denn Gott verbeut dem Menschen nicht, sich zu erfreuen. Er läßt besonders den Wein wachsen, das Herz des Menschen zu erquicken — und wem gebührt die Erquickung durch denselben eher, als euch, die ihr ihn das ganze Jahr über unter der Last und Hitze des Tages gepflanzt habt? Aber Misbrauch ist kein vernünftiger Genuß, und Misbrauch einer Wohlthat an dem Tage, an welchem man dem Geber danken soll, ist doppelt strafbar! Es muß Gott — um menschlicher Weise von der Sache zu reden — nicht nur seine Gütigkeit gegen euch reuen, sondern er wird auch, wenn ihr seine Gütigkeit so misbraucht, euch seinen Segen wieder entziehen, und inskünftige nicht mehr so freygebig gegen euch seyn. Nicht wahr, es ist euch sehr empfindlich, wenn eure Weinberge vom Froste getroffen werden, oder wenn Schlossen die Weinreben zu Boden schlagen? Dann klagt und weinet ihr! aber daran denket ihr nicht, daß ihr den Segen schon so oft misbraucht habt, und daß Gott gerechte Ursachen hat, sparsamer gegen euch zu seyn. Er zeigt euch gleichsam alle Frühjahre, was er euch geben könnte, und

und was er auch gesonnen ist euch zu geben; aber er entzieht euch eure Hoffnungen wieder, weil er weiß, daß ihr seine Güter nur dazu braucht, ihn alle Tage, und vornämlich an seinem Tage, zu beleidigen.

Endlich, daß auch dieses eine Beleidigung Gottes ist, den Hausfrieden stören, seinen Kindern ein ärgerliches Beyspiel geben, fluchen, und dem Nachbar Schaden zufügen, welches alles zu thun derjenige fähig ist, oder vielmehr, welches alles derjenige thut, der dem Trunk ergeben ist — dieses will ich nicht anführen, weil ihrs selbst wißt, und die Sache von sich selbst redet. Aber daran denkt ihr vielleicht nicht, daß euch das eine schwere Sünde ist, seine Gesundheit untergraben, und sich zur Arbeit untüchtig machen. Gesundheit ist auch ein Geschenk des Herrn, weit edler, als Wein, und kostbarer als Geld. So schnell auch Reichthum verloren gehen kann, so ists um die Gesundheit doch noch geschwinder geschehen — und ist sie einmal verloren, dann kostets desto mehr Mühe, oft ists unmöglich, sie wieder herzustellen. Ein einziger Trunk kann sie schwächen, durch einen einzigen Rausch könnt ihr sie auf euer ganzes Leben verlieren. Welch eine Thorheit, ein Geschenk Gottes misbrauchen, um sich selbst des andern zu berauben! aber auch zugleich, welch ein doppeltes Verbrechen! Wißt ihrs denn nicht, daß ihr wegen jeder Stunde, die ihr an eurem Leben abkürzet, Rechenschaft geben müsset? und wird diese Rechenschaft nicht desto schwerer seyn, wenn nicht nur die That selbst ein Ver-

brechen, sondern auch die Quelle davon ein neues Verbrechen ist? Die That war, daß ihr euch das Leben abgekürzt habt, und die Quelle davon, daß ihr den Wein so sehr misbraucht habt. Beyde kann Gott nicht anders, als aufs härteste bestrafen. Denn er wird durch beyde aufs gröbste beleidigt.

Liebe!, warum wollt ihr aber Gott, den so liebreichen und gnädigen Vater, immer so sehr beleidigen? Habt ihr denn Gott nicht so lieb, daß ihr lieber nach seinem Wohlgefallen, als ihm zuwider leben wollet? Lebt ihr doch zuweilen einem Freunde zu Gefallen, der euch nur eine kleine Gefälligkeit erwiesen hat! und ihr wolltet fortfahren, statt des Danks für unzählige Wohlthaten, Gott zu beleidigen? Nein! ich hoffe vielmehr, ihr werdet nun

Im zweyten Theile meiner Rede mit Lust diejenigen Pflichten lernen, die ihr Gott bey empfangenen Wohlthaten schuldig seyd, und werdet euch gerne belehren lassen, wie ihr euch beym Genuß der von Gott euch zugeschikten irdischen Güter zu verhalten habt.

Erstlich versteht sichs nun von selbst, daß ihr alles das nicht thun sollet, womit ihr, wie ich im ersten Theile gezeigt habe, Gott beleidigt. Ihr müßt alles Volltrinken vermeiden, damit ihr weder die Pflichten gegen eure Frau und Kinder, noch gegen andere Nebenmenschen, noch gegen euch selbst über-

übertretet. Dagegen ermahne ich euch, mäßig und nüchtern zu leben, damit ihr eurer Sinne und Gedanken allezeit mächtig seyd. Ihr müßt euch so vergnügen, daß die Eurigen nicht darunter Noth leiden; ihr müßt euch von euren Arbeiten so erholen, damit ihr tüchtig seyd, fort zu arbeiten. Wenn ihr je zuweilen Wein trinken wollt, so trinkt nur so viel, daß er bey euch eine gute Wirkung thut, nämlich euer Herz erfreuet, euch zu aller Arbeit unverdrossen, und euch mit euch selbst und mit den Eurigen und mit der ganzen Welt zufrieden macht. So wird er eure Kräfte stärken, und eure Gesundheit erhalten.— Doch diese Regel gilt nicht von dem Wein allein, sondern überhaupt jeder Genuß aller irdischen Güter soll mäßig seyn.

Zweytens ist es auch Pflicht, daß ihr Gott für die geschenkten irdischen Güter dankt, und zwar ist der beste Dank der werkthätige, d. i. der Dank muß nicht nur in Worten bestehen, sondern durch euer Leben müßt ihr zeigen, daß ihrs wißt, und nicht nur wißt, sondern, daß ihrs fühlt, was ihr Gott zu danken habe. Die empfangene Wohlthat recht anwenden, heißt dem Geber den besten und wahrsten Dank abstatten. Daher ists nicht genug, daß ihr etwa nur ein Gebet für den empfangenen Erndte- oder Herbstsegen aus euren Gebetbüchern ablest, oder das öffentliche Gebet bey den Dankpredigten nur nachsprecht, sondern das ganze Jahr hindurch müßt ihr daran denken, welche Wohlthaten Gott

euch erzeigt hat, und euer tugendhafter Wandel muß es verrathen, daß ihr wirklich daran denkt. Gefällt es doch euch selbst, wenn ihr euren Kindern etwas geschenkt habt, und ihr sehet, daß sie nun gehorsamer und williger sind.— Zwar sollt ihr, ohne alle Belohnung, aus bloßer Schuldigkeit, den Willen Gottes thun. Wenn Gott alle Jahre an Brod und Korn Mißwachs schikte, und ihr alle müßtet in der größten Dürftigkeit herumlaufen, so solltet ihr doch Gott, als eurem Schöpfer, von Herzen gerne gehorsam seyn, um so mehr, da ihr durch Gehorsam gegen ihn euer eigenes Beste befördert. Wie viel mehr müßt ihr den dankbar verehren, der euch schon so viele Jahre erhalten, und von Zeit zu Zeit für euer hinlängliches Auskommen gesorgt hat? Denn wem anders, als ihm, habt ihr eure Kleider und euer Korn, eure Speise und euren Wein zu danken? Genießt und gebraucht ihr diese so, wie ihr es verbunden seyd, die Kleider nicht zur Hoffart, Essen und Trinken nicht zur Ueppigkeit und Verschwendung, so wird Gott euch immer reichlicher mittheilen, und ihr werdet euch immer mehrerer Gaben würdig machen.

So ermahne ich denn euch alle, niemalen die irdischen Güter, die Gott euch zufliessen ließ, zu mißbrauchen. Euch besonders, die ihr sie bisher mißbraucht habt, bitte und flehe ich, um Gottes willen, um eures und der Eurigen Glückswillen, hört auf, gleich dem Vieh, in den Tag hinein zu leben, ja noch unordentlicher zu leben, als

das

das unvernünftige Vieh selbst. Das Vieh weiß, wenn es genug hat, und wird nicht leicht weiter weder fressen noch saufen, als es ertragen kann. Ists nicht Schande, daß der Mensch nicht wissen soll, wenn er genug hat? Das Vieh sorgt für seine Jungen, und legt das nöthige Futter vor sie hin, wenn sie sichs noch nicht selbst holen können, und ihr laßt, um eurer Ausschweifungen willen, die Eurigen darben, und wollt vernünftige Geschöpfe seyn? Bedenkt noch einmal, und allezeit die schwere Verantwortung vor Gott, die ihr euch durch eure Unmäßigkeit zuziehet. Bedenkt, was für ein hartes Gericht euch treffen muß, wenn einst Frau und Kinder um Rache gegen euch zu Gott zu schreyen gezwungen sind! wenn sie vor seinem Richterstuhle auftreten und sprechen müssen: „Durch seiner Hände Arbeit konnte er uns nähren, und alles hat er nur seinem Bauch aufgeopfert; er konnte so viel verdienen, daß er uns kleiden, und gegen die Kälte des Winters schützen konnte: aber nakt und blos ließ er uns herumlaufen, daß unsere Glieder erstarrten, und zur Arbeit fast so unbrauchbar wurden, daß wir uns selbst unser Brod nicht verdienen konnten. Durch sein gutes Beyspiel hätte er uns den rechten Gebrauch deiner Wohlthaten, o Gott, lehren sollen: aber er selbst gab uns Aergerniß, und verführte uns durch sein böses Exempel!„ Wie mancher Sohn hätte sich dem Trunk nicht ergeben, wenn nicht der Vater ein Säufer gewesen wäre? Wie mancher junge Mensch wäre nicht in Ausschweifungen gerathen, wenn nicht der Vater sich

Unmäßigkeit überlassen hätte? O glaubt es mir! Die verdorbene Seele des Sohns wird einst den Vater schwer drücken!

Fangt daher an, euren Lebenswandel zu bessern. Sucht von nun an das Aergerniß, das ihr nicht nur den Eurigen, sondern auch der ganzen Gemeinde gegeben habt, durch eine künftige gute Aufführung zu heben, und in Vergessenheit zu bringen. Befreyt mich endlich aus der Angst, die ich alle Nacht ausstehe, euer unordentliches Leben möchte nicht nur das ganze Dorf, sondern auch euch selbst ins gröste Unglük stürzen. Denn wie oft befürchtete ich schon, durch ein Feuergeschrey aufgeweckt zu werden, oder beym Erwachen zu hören, es habe einer den andern ermordet! Bedenkt zulezt noch dieses. Wie wenn einer von euch im Rausche nach Hause taumelte, und stürbe eines plözlichen Todes, wie würde es ihm ergehen? Und ist das nicht möglich? oder vielmehr, ists nicht schon öfters geschehen? Hat nicht mancher Berauschte schon den Hals gebrochen, und ist in seinen Sünden dahin gefahren? Welch eine schrekliche Gefahr, in der ein Betrunkener schwebt! Der bloße Gedanke davon macht die Haut mir schaudern. —

Doch ich hoffe, ihr werdet meinen flehentlichen Ermahnungen Gehör geben. Wenigstens ollte ichs hoffen dürfen, daß diese öffentliche Ermahnung etwas fruchten wird, da ich schon eine gesegnete Frucht von einer Privatermahnung ein-

geerndtet habe. Nämlich ich ließ neulich ein Mitglied dieser Gemeinde, das einige Ausschweifungen im Trunke begangen hatte, zu mir kommen, und verwies sie ihm. Vor einigen Tagen kam die Frau des Mannes zu mir, und dankte mirs mit Thränen. „Mein Mann, sprach sie, hat sonsten sehr unordentlich gelebt, aber seit der Vorstellung, die sie ihm gethan haben, ist er ordentlich, kömmt zu rechter Zeit nach Hause, lebt nun friedlicher mit mir, steht zur rechten Zeit auf, und geht an seine Arbeit.„ Wie sehr meynt ihr, daß mich diese Nachricht gefreuet habe? — Ich habe nun dem Mann alle seine vorigen Ausschweifungen verziehen, so wie ich sie euch andern, wenn ihr euch bessert, verzeihen will, und ich stelle euch sein lobenswürdiges Beyspiel vor, damit ihr sehet, daß es nicht so schwer ist, aus einer unordentlichen Lebensart in die Ordnung zurücke zu treten, wenn man nur seine so heiligen Pflichten gegen Gott, gegen die Seinigen und gegen sich selbst erkennt, und einen recht ernstlichen Vorsatz hat, sich zu bessern.

Sollten aber, wider mein Vermuthen, doch noch Glieder in dieser Gemeinde seyn, die auf meine Ermahnungen nicht merken, und ihren Wandel nicht bessern wollen, so weiß ich ihnen selbst nichts weiter zu sagen, und muß sie Gott und ihrem verstockten, im Laster ersoffenen, Herzen überlassen.

Aber erstlich ermahne ich euch andere, allen Umgang mit diesen Trunkenbolden zu vermei-

den, und ihre Gesellschaft, wie die Pest, zu fliehen. Wen ich mit diesen unartigen, durch keine Warnung zu bessernden Leuten würde umgehen sehen, von dem selbst könnte ich nicht viel gutes halten. Vielleicht gehen sie in sich, wann sie sehen, daß sie allen Menschen ein Abscheu sind, und von aller Gesellschaft ausgeschlossen werden. Schon ohne meine Ermahnung sollte jeder von sich selbst vor solchen Menschen, die niemalen nüchtern sind, wie vor einer Schlange fliehen. Denn muß man nicht befürchten, man gerathe in Zank und Streit mit ihnen? Kann man nicht durch sie, ehe man sichs versiehet, unglüklich gemacht werden?

Zweytens ermahne ich noch besonders die Wirthe, ihren Gästen — welches ohnehin ihre Pflicht ist — nie mehr zu trinken zu geben, als der Gast vertragen kann. Würden sie diese Ermahnung befolgen, so würde mancher Unordnung zuvorgekommen. Sehet hierinnen nicht auf euren zeitlichen Vortheil, der noch dazu bey solchen Haushältern sehr ungewiß ist, sondern denket daran, daß ihrs zu verantworten habt, wenn ihr durch eure unzeitige Dienstfertigkeit zu einer Ausschweifung oder zu einem Verbrechen Gelegenheit gegeben habt.

Gott stehe uns allen bey, daß wir nüchtern seyn, und wachen und beten mögen, damit wir bereit sind, vor ihm zu erscheinen, er mag uns zu sich rufen, wann es ihm gefällig ist! ꝛc.

Sechs

Sechste Predigt.

Von den

Pflichten der Knechte und Mägde.

Text.

Epheſ. 5. V. 5–8.

Ihr Knechte, ſeyd gehorſam euren leiblichen Herren, mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit eures Herzens, als Chriſto, nicht mit Dienſt allein vor Augen, als den Menſchen zu gefallen, ſondern als die Knechte Chriſti, daß ihr ſolchen Willen Gottes thut von Herzen, mit gutem Willen. Laſſet euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet, und nicht den Menſchen. Und wiſſet, was ein jeglicher Guts thun wird, das wird er von dem Herrn empfahen, er ſey ein Knecht oder ein Freyer.

In jenen Zeiten, meine Lieben, als der Apoſtel Paulus die euch vorgeleſenen Textesworte ſchrieb, und noch lange nachher, hatte es mit den Knechten und Mägden eine ganz andere Beſchaffenheit, als unter uns Chriſten heut zu Tage. Nämlich es gab keine andere Knechte

und Mägde, als Leibeigene, Sklaven oder Sklavinnen. Wer einen Knecht oder eine Magd haben wollte, der muste sie kaufen, aber alsdann hatte er auch so viele Gewalt über sie, daß er sie tödten lassen konnte. Denn diese armen Leute waren gröstentheils Kriegsgefangene, die von den Siegern zu Markte gebracht, und gleich dem Viehe verkauft wurden.— Dieses muste ich euch vorausſagen, damit ihr wisset, von was für Knechten der Apostel redet, und was er darunter verstehet.

Solche Knechte oder Sklaven waren selbst viele der ersten Christen, die damals von den Heyden, als dem herrschenden Volke, mit den Juden zu Einem Volke gerechnet wurden. Da nun die Juden in diesen Zeiten von den Römern hart gepreſt, und viele derselben hier und da zu Gefangenen gemacht wurden, so kamen auch Christen mit ihnen in die Sklaverey. Daher ermahnet hier Paulus die Christen, die das Unglück hatten, Sklaven der Heyden zu seyn, sie sollten ihre Knechtschaft in Geduld ertragen, und nicht glauben, weil ihre Herren Heyden wären, seyn sie ihnen nicht den strengſten Gehorsam schuldig. Vielmehr sollten sie den Heyden eben so willig dienen, als wenn ihre Herren Christen wären. Sie sollten denken, sie seyn nicht die Sklaven eines Heyden, sondern die Sklaven Christi selbst. Die Treue und den Gehorsam gegen ihre Herren werde Christus belohnen, wie Treue und Gehorsam gegen ihn.— Dieses ist ungefehr der Inhalt unseres

Textes,

Tertes, und ihr sehet hieraus, wie viel dem Apostel daran lag, die Knechte ihre Pflichten zu lehren, und wie sehr er sie ihnen einschärfte.

Heut' zu Tage nun werden Knechte und Mägde unter uns nicht mehr, als Sklaven angesehen, und daß sie es nicht sind, hat man der christlichen Religion zu danken, die alle ihre Bekenner von der Sklaverey bey Glaubensgenossen befreyet. Gewiß eine von euch unerkannte Wohlthat unserer Religion! Denn denkt nur daran, in welcher Furcht des Todes solche Sklaven immer schweben mußten? Hatten sie gleich ihren Dienst aufs beste gethan — was half es sie, wenn ihr Herr ein Tyrann war, und im Zorn diese unglücklichen Opfer bis aufs Blut zu geisseln oder gar ans Kreuz zu schlagen befahl? Traf sie auch gleich kein so hartes Schikſal, so mußten sie doch immer, gleich den Missethätern, oder, wie die Sklaven in der Türkey, eine Kette mit sich herumschleppen, die schlechteste Kost genieſſen, und die Nacht mehr in Löchern, als in Kammern zubringen. — Wer aber bey uns nicht so vieles im Vermögen hat, daß er sich selbst ernähren kann, der bietet einem Reichern seine Dienste freywillig an, und besorgt die ihm angewiesenen Arbeiten für einen gewissen Lohn, über welchem die Herrschaft und der Dienstbote mit einander einig geworden sind. Habt ihr nun gleich nicht das Joch der alten Sklaven zu ertragen, so habt ihr doch ihre Pflichten zu beobachten, und die Lehren, die Paulus jenen christlichen Sklaven giebt, passen auch auf unsere Dienstboten.

Da nun faſt keine Klage gewöhnlicher iſt, als die über ſchlechtes und unartiges Geſinde, und da ſie hier und da wohl gegründet ſeyn mag — welches man daher erſiehet, weil viele Knechte und Mägde oft nach einem Viertel- oder halben Jahre von den Herrſchaften wider fortgeſchikt werden — ſo habe ich mir vorgenommen, in dieſer Wochenpredigt die Dienſtboten aus den Worten des Apoſtels von ihren Pflichten zu belehren, und ſie zu ermahnen, ihren Dienſt zum Wohlgefallen Gottes und ihrer Herrſchaft zu verrichten. Daher handle ich ab

In dem erſten Theile die Pflichten der Knechte und Mägde, und

Im zweyten, was ſie zur Erfüllung ihrer Pflichten bewegen ſolle?

Die erſte Pflicht der Dienſtboten iſt Treue gegen die Herrſchaft. Wer wird einen Dieb ins Haus aufnehmen? Wer alſo einen Knecht oder eine Magd in ſein Haus aufnimmt, der verbindet durch dieſe Aufnahme ins Haus den Knecht oder die Magd zu einer unverbrüchlichen Treue. Würde man ſonſten ihren Händen nur das geringſte anvertrauen? Würde man nicht alle Schränke und Kiſten vor ihnen verſchlieſſen? Würde nicht die Herrſchaft in einer beſtändigen Angſt ſchweben, und nicht einmal ruhig ſchlafen können, wenn ſie ſich nicht darauf verlieſſe, das Geſinde werde ſeine erſte Pflicht beobachten, die Treue? —

Zwi-

Zwischen Herrschaft und Gesinde ist gleichsam ein Vertrag gemacht. Jene sagt zum Gesinde: Siehe! alles, was wir im Hause haben, vertrauen wir dir an, und bewahrest du uns das Unsrige, so belohnen wir dich dafür. Das Gesinde verspricht, das anvertraute Gut nicht nur nicht selbst zu schmälern, sondern so gar es gegen jeden andern, der sich daran vergreifen wollte, nach Kräften zu schützen. Dieser Vertrag nun muß von beyden Seiten aufs heiligste gehalten werden.

Doch das versteht sich wohl von selbst, und das erkennt auch jeder Knecht und jede Magd, daß sie ihrer Herrschaft nichts offenbar entwenden dürfen. Aber es giebt kleine Diebstäle, aus denen sich das Gesinde oft nicht so viel macht, und die doch auch Untreue sind. Es finden sich oft Mägde, die diesen oder jenen kleinen Appetit bekommen; sie nehmen hier ein wenig, dort ein wenig, und kochen oder backen sich etwas, wenn sie es hinter der Herrschaft thun zu können glauben. Sie denken, diese Kleinigkeiten werden nicht vermisset, und wagen es, weil sie ihren Lüsten nicht Einhalt thun können oder wollen. Aber es ist allemal unrecht, etwas, ohne Mitwissen oder Erlaubniß der Herrschaft, für sich zu nehmen. Wenn es weiter nichts ist, so ist es wenigstens Anlage zu grösserer Untreue. Denn die Magd, die sich kein Gewissen macht, nur das geringste, zu entwenden, sollte es gleich nur einen Dreyer werth seyn, die wird, wenn es ihr einmal einfällt, die Hand vor Sachen von grösserm Werth nicht zu-

rücke

rücke ziehen. Daher muß das Gesinde hier gewarnt werden um der Folgen willen.

Endlich ist es auch eine **unerkannte Art der Untreue, wenn das Gesinde etwas zum Nutzen seiner Herrschaft vernachlässigt.** Oft könnte es diesen oder jenen Schaden verhüten, oft der Herrschaft etwas anzeigen, das ihren Nutzen beförderte: aber es ist oft so achtlos, daß es der Herrschaft Nachricht davon zu geben vergißt, oder denkt, es sey nicht der Mühe werth. Allein aus kleinen Schäden entstehen oft große, und aus einem kleinen Nutzen entspringt zuweilen ein großer. In einer Haushaltung, in welcher es so viel auf Achtsamkeit, Aufmerksamkeit und Sorgfalt ankömmt, ist fast nichts eine Kleinigkeit. z. E. Ihr denkt etwa: „ob ich diesen Funken hier zertrete, oder nicht? er wird schon von sich selbst auslöschen.„ Aber wißt ihr nicht, daß dieser im Weg liegende Funke euren Herrn zum armen Mann machen kann? Kann nicht ein kleiner Wind ihn an einen Ort hinwehen, wo er feuerfangende Sachen findet, und das Haus anzünden? — In dem Zaun des Gartens ist etwa eine kleine Oefnung, ihr könntet es melden, und in weniger Zeit, mit wenigen Kosten wäre der Zaun wieder hergestellt. Ihr zeigt es nicht an, die Lücke wird größer, Leute, die darauf ausgehen, bemerken sie, und bedienen sich ihrer bey Nacht, um eure Herrschaft zu bestehlen. Seyd ihr nun nicht an dem Diebstahl schuldig, weil die Lücke im Zaun, die ihr nicht anzeigtet, dem Diebe Gelegenheit, und viel-

vielleicht den erſten Gedanken zum Diebſtale gegeben hat? Denn mancher dächte oft an nichts Böſes, wenn ſich ihm nicht eine bequeme Gelegenheit darböte. — Befördert alſo den Nutzen eurer Herrſchaft, wie euren eigenen! Oder wird es euch nicht gefallen, wenn ihr einmal in den Stand kommt, Knechte und Mägde zu halten, und euer Geſinde iſt auf euer Vermögen ſo achtſam, wie auf ſein eigenes? Oder könnt ihr einmal nach allen Stücken treues Geſinde verlangen, wenn ihrs euch bewuſt ſeyn müſſet, daß ihrs ſelbſt nicht geweſen ſyd?

Zweytens: Seyd gehorſam euren Herren und Frauen! Thut, was ſie ſagen, und thut es, wie ſie ſagen. Arbeitet ihnen nach allen euren Kräften. Sie werden — wenigſtens ſollen ſie euch niemalen etwas befehlen, das ihr zu thun nicht ſchuldig wäret. Denn freylich in dem Fall, wenn ſie von euch verlangten, ihr ſolltet von des Nachbars Acker etwas auf den ihrigen verpflanzen, oder ſolltet ſie zu einem Bubenſtücke begleiten, oder ihr ſolltet den Sonntag nicht gehörig feyren — mit Einem Worte, wenn ſie etwas wider Gott und das Gewiſſen verlangten; in ſolchen Fällen ſeyd ihr freylich nicht verbunden, ihnen zu gehorchen, oder vielmehr, ihr ſeyd verbunden, euch ihnen zu widerſetzen, und zu ſagen: Gott und das Gewiſſen erlaube euch nicht, es zu thun. — Thut hingegen das, was ihr thun dürft, mit deſto gröſſerer Emſigkeit und — welches ich euch beſonders empfehle — mit deſto gröſſerer Willigkeit.

keit. Es giebt Knechte und Mägde, die wohl alles, was man ihnen befiehlt, thun, aber sie thuns mit Widerwillen: „Es ist auch gar zu viel, was der Herr oder die Frau auflegt, es ist nicht möglich, daß es in der Zeit gemacht werden kann, — und andere dergleichen Reden hört man zuweilen vom Gesinde. Am Ende thun sie es doch, und sehen nun ein, daß die Herrschaft nicht zu viel verlangte. Aber es freuet diese nicht so sehr, und sie loben auch den Gehorsam des Knechts oder der Magd nicht so sehr, als wenn es ohne Murren wäre verrichtet worden. — Mürrisches oder verdrießliches Gesinde kann überhaupt in keinem Hause angenehm seyn. Die Herrschaft muß immer denken, es gefalle ihm nicht bey ihr, und habe entweder Ursache mit ihr unzufrieden zu seyn, oder bilde sich wenigstens ein, Ursache zu haben. Hingegen ist man doppelt gütig und gefällig gegen ein Gesinde, das alles mit Lust und mit gutem Willen anareift; sie thut alsdann einem so willigen Knecht, oder einer immer mit Munterkeit arbeitenden Magd vieles zu gefallen, das sie zuweilen nicht schuldig wäre, und zeichnet sich durch einen freundlichen Umgang und durch mehrere Herablassung vor andern aus.

Was den Gehorsam noch weiter betrifft, so habe ich hier noch etwas besonders zu erinnern. Nämlich es giebt zuweilen Knechte oder Mägde, die alles besser wissen wollen, als die Herrschaft, und die so eingebildet — und daher so eigensinnig — sind, daß sie alles geschickter einrichten zu kön-

können glauben, als der Herr oder die Frau es vorschrieben. Giebt man ihnen die Arbeit vor: so heißt es: aber sollte nicht jenes heute gethan werden? Sagt man ihnen: das sollt ihr so machen; „aber wäre es nicht besser so?„ antwortet das einbildische Gesinde. Muß das die Herrschaft nicht verdrießen, wenn das Gesinde mehr einsehen will, als sie? Wird sie es geduldig ertragen, sich immer so tadeln und widerlegen zu lassen? — Und handelt vollends das Gesinde, ungeachtet der anders gegebenen Befehle, doch nach seinem Kopfe — wie vielen Verdruß muß das nicht erwecken? besonders, wenn das Gesinde nun selbst aus der verdorbenen oder vergeblichen Arbeit einsieht, oder einsehen könnte, daß es besser gewesen wäre, dem Willen der Herrschaft gemäß gethan zu haben. Zwar ists wohl möglich, daß allenfalls ein alter Knecht in verschiedenen Dingen mehr Erfahrung hat, als sein junger Herr; allein auch in diesem, wie in jedem andern Falle, soll er seine Gegenvorstellungen so einrichten, daß sie den Herrn nicht beleidigen können; und dieß kann er, wenn er die Einwendungen mit derjenigen Bescheidenheit vorträgt, daß der Herr nicht glauben muß, der Knecht wolle ihn übersehen. — Ist dann sein Rath wirklich besser, so wird ein vernünftiger Herr ihn allemal annehmen — wie man überhaupt jeden guten Rath annimmt, er mag kommen, von wem er will — oder er wird mit seinem Schaden erfahren, daß er ihn hätte annehmen sollen. Ist er aber verworfen worden: — warum hat er

ihn

ihn nicht bescheidener vorgetragen? Denn es ist überhaupt

Drittens eine Hauptlehre fürs Gesinde, daß sie gegen die Herrschaft ehrerbietig sind, und diese Lehre trift besonders altes Gesinde. Schon oft habe ich darüber klagen hören. Wenn eine Herrschaft einen Knecht oder eine Magd nun einige Jahre gehabt hat, so daß nun beyde einander kennen, daß die Herrschaft nun das Gesinde nach ihrem Willen eingeleitet hat, und das Gesinde auch in die Herrschaft sich zu schicken gelernt hat, und weiß, wie sie alles angeordnet haben will: so fängt oft das Gesinde an, sich nothwendig zu glauben, nimmt daher die Ermahnungen — und noch weniger Verweise — nicht mit der gehörigen Geduld an, und vergißt nach und nach die schuldige Ehrerbietung. Sagt man solchen alten Dienern etwas; gleich sind sie trotzig, und pochen auf ihre geleisteten Dienste, weil sie glauben, man habe sie nicht genug belohnt, oder könne sie nicht genug belohnen. Gleichwie es nun einer Herrschaft sehr verdrießlich ist, Gesinde zu haben, dem man alle Augenblicke dieß, jenes, so oder anders zu thun befehlen muß: eben so unangenehm ist es ihr, eingewohntes und nach ihrer Denkungsart gezogenes Gesinde übermüthig zu sehen. Treffen alsdann die Herrschaften eine Veränderung, müssen diese Knechte oder Mägde aus einem Hause, in dem sie entweder fast erzogen oder verjährt sind, zulezt auswandern: dann klagen sie über Undank; allein ohne Grund! Denn würden sie izt in ihren

ältern

ältern Tagen um einen neuen Dienſt ſich umſehen, oder in eine neue Herrſchaft ſich ſchicken müſſen — das ſie freylich ſchwer ankömmt — oder würden ſie ſich, wenn ſie keinen Unterhalt finden, von ihrer alten Herrſchaft verlaſſen ſehen, wenn ſie ſich ehrerbietiger gegen ſie aufgeführet hätten, oder biegſamer geweſen wären?

Paulus vergleicht den Dienſt bey den Menſchen mit dem Dienſte bey Gott. „Laſſet euch dünken, ſagt er, ihr dienet dem Herrn und nicht den Menſchen.„ Soll man nicht Gott treu dienen? d. i. ſoll man nicht alles zum Ruhme Gottes und zur Verherrlichung ſeiner Eigenſchaften beyzutragen ſuchen? — Soll man nicht Gott gehorſam ſeyn? Wenn Gott den Menſchen befielt: ſo und nicht anders ſollt ihr nach meinem Willen handeln! können wir da Gegenvorſtellungen machen? können wir mit Gott hadern: ſo, nach unſern Einſichten hätte es einrichten ſollen. — Sollen wir nicht Ehrerbietigkeit gegen Gott haben? Sind wir lange Zeit fromm und alte, und nach unſern Kräften treue Diener Gottes geweſen: können wir alsdann einmal anfangen, uns auf die vorigen Dienſte zu berufen? können wir ihm trotzen, und ſagen: Er müſſe es nicht ſo genau nehmen, er müſſe uns nun auch etwas überſehen, weil wir ſo lange in ſeinen Dienſte ſeyn? Sehet, da ihr ſelbſt erkennt, man müſſe gegen Gott treu, gehorſam und ehrerbietig ſeyn, und Paulus ſagt: Das Geſinde ſolle den Menſchen dienen, wie wenn es Gott diente, ſo ſeyd ihr verbunden,

gegen euren Herrn und Frau treu, gehorsam und ehrerbietig zu seyn. Dieß folgt aus unsern Textesworten!

Aber nun will ich euch noch einige andere Lehren geben, die Paulus nicht gerade an dieser Stelle vorgetragen hat, die aber auch sonsten in der heiligen Schrift gegründet sind.

Nämlich erstlich, ihr müst diese Pflichten gegen alle Herrschaften beobachten, sie mögen gegen euch seyn, wie sie wollen sie mögen gegen euch gütig seyn, oder nicht. Die Menschen sind von einer grossen Verschiedenheit der Gemüthsarten. Der eine hat ein sanftes Temperament, und ist nicht leicht in Zorn zu bringen; ein anderer ist schneller und heftiger, und eine Kleinigkeit kann ihn zornig oder ungestüm machen. Wenn ihr nun denken wolltet, der Herrschaft, die gegen ein kleines Versehen so strenge ist, will ich nicht so treu dienen, will ich nicht so willig gehorchen, nicht die Ehrfurcht gegen sie haben, die ich gegen eine gelinde Herrschaft haben würde: wäre das nicht unrecht? Giebt euch die strengere Herrschaft nicht eben so gut den Lohn, als die sanftere? Hat sie nicht eben so gut einen Vertrag mit euch gemacht: wir wollen dir Essen und Trinken und Lohn geben: aber du must uns treu, gehorsam und ehrfurchtsvoll dienen?— Und wer weiß, ob nicht Gott euch in diesen härteren Dienst geschickt hat, um euch zu prüfen? Vielleicht führet er euch zu einer gütigern Herrschaft, wenn ihr nach euren

Pflich-

Pflichten in dem härteren Dienſte gehandelt, und eure wunderliche Herrſchaft mit chriſtlicher Geduld ertragen habt.— Wer weiß auch, habt ihr euch den Unwillen der Herrſchaft nicht ſelbſt durch euer Benehmen gegen ſie zugezogen? ſeyd ihr nicht mürriſch, verdrießlich, unartig gegen ſie geweſen? Die meiſten Menſchen ſind an ihrem Schickſale ſelbſt ſchuld. Wer andern mit der gehörigen Achtung begegnet, wer gegen jedermann gütig, freundlich und gefällig iſt, wer ſeinem Nächſten alle die Dienſte thut, die er zu thun verbunden iſt: hat der eine ihm unangenehme Begegnung zu befürchten? Wie man gegen andre Leute iſt, ſo iſt man wieder gegen uns; iſt man höflich und liebreich — ſie müſten ſehr unartig ſeyn, und keine Hochachtung verdienen, wann ſie nicht wieder liebreich und höflich uns behandelten. Ehe ihr daher über eure Herrſchaft klaget, ſo prüfet euch zuvor, wie ihr euch gegen ſie verhalten habt. Vielleicht findet ihr, daß es nur bey euch ſteht, eine gütigere und gelindere Herrſchaft zu haben. Findet ihr euch aber nach der ſchärfſten Prüfung unſchuldig, ſo iſts dennoch eure Pflicht überhaupt, die Fehler eures Nächſten in Geduld zu tragen, und vornämlich die Schwachheiten einer Herrſchaft, und ihr deswegen eben ſo treu, gehorſam und ehrerbietig zu dienen, als ob ſie die beſte und gelindeſte Herrſchaft von der Welt wäre. Wir Menſchen ſind niemalen ganz vollkommen. Daher muß die Herrſchaft auch mit euren Fehlern Einſicht haben, ſo gut, als ihr mit den ihrigen. Dieß iſt eben das Band, das die Menſchen untereinander auf das

engſte verbindet — unſre gegenſeitige Schwachheiten. Wer mit den Schwachheiten anderer Geduld hat, mit deſſen Schwachheiten werden andere wieder Geduld haben. Hienieden auf der Erde könnt ihr keine vollkommene Herrſchaft haben. Eure einzige vollkommenſte Herrſchaft iſt — Gott!

Zweytens, ſparet das, was ihr verdient, mehr zuſammen — und dieſe Lehre gebe ich beſonders denen, die in der Stadt dienen, oder dahin kommen, oder wollen. Denn mit Betrübniß ſehe ich, wenn ich in die Stadt komme, Mägde von hier in Kleidern einhertreten, in denen ich ſie faſt ſelbſt nicht mehr kenne. Vor weniger Zeit waren ſie in unſerm Dorfe nicht beſſer gekleidet, als andere von ihren Geſpielinnen; aber itz. glaube ich, können ſie den Augenblik kaum erwarten, in welchem ſie euch ihre ſchönen Kleider zeigen werden.— Fragt man aber: was habt ihr von eurem Lohne erſpart? und was werdet ihr, wenn euer Lohn alle Jahre auf den Puz verwendet wird, nach ſechs Jahren von eurem Dienen euch auf den Nothfall geſammelt haben? ſo antworten ſie weiter nichts, und wiſſen auch nicht weiter zu antworten, als: ſie denken nicht ſo weit hinaus: oder: ſie wollen das beſte hoffen — und was dergleichen Reden mehr ſind.— Allein, wie mancher Knecht, und wie manche Magd haben es ſchon bereuet, daß ſie ſich auf Krankheiten oder, das doch ganz gewiß kömmt, aufs Alter nichts erſpart haben? Wie wohl hingegen iſts dem ſparſamen Geſinde gekommen, wenn es im Unglücke nicht fremder

der Hülfe bedurfte! Es iſt allemal nicht klug, nur auf den gegenwärtigen Augenblik, und nicht auch für die Zukunft zu denken.— Dieſer Staat macht es überhaupt, daß ich meine Beichtkinder nie ſehr gerne in die Stadt ſich verdingen ſehe. Denn darüber geben ſie nicht nur all' ihren Lohn aus, ſondern leider! öfters geht ihre Tugend darüber verloren! — Ach! ich mag meinen Schmerz itzt nicht erneuern*)— und ermahne euch daher nur kürzlich, ihr meine Beichtkinder, die ihr einmal in die Stadt kommt; ich ſage euch, ich werde herzlich erſchrecken, wenn ich euch bald darauf mit ſchönen Kleidern werde prangen ſehen, um eure Schande zu bedecken, und andere arme unwiſſende Mädchen in die Stadt zu reizen. Ja wenn die ſchönen Kleider eine gute Magd ausmachten! Nur Schade, daß ihr oft mit euren alten Dorfkleidern, nebſt der Sittſamkeit, auch Arbeitſamkeit und Treue ableget!

*) Worauf Nothanker hier zielt, iſt nicht wohl bis zur Gewißheit auszumachen. Aber wahrſcheinlich iſts, daß etwa kurz vorher die Kindermörderinn aus ſeinem Dorfe iſt hingerichtet worden. Ohne die erhaltene Anrede, die unten vorkömmt, ſchwebten wir alſo in dieſer Stelle in einer gänzlichen Finſterniß. Nun läßt ſie uns doch muthmaſſen.

Der Herausgeber.

Diese Lehre betraf hauptsächlich das Gesinde weiblichen Geschlechts. Die folgende dritte gehe euch zunächst an, ihr Jünglinge, die ihr in der Stadt zu dienen gehet! — So lange ihr auf dem Lande bleibt, seyd ihr gröstentheils ziemlich ordentliche Leute. Aber kaum seyd ihr eine Zeitlang in der Stadt, so werdet ihr oft die liederlichsten Purschc. Von euren Kammeraden verführt, gerathet ihr in die gröbsten Ausschweifungen, und berühmet euchs wohl gar gegen eure alten Bekannten bey eurer Zurükkunft ins Dorf, was für Sauf- und Hurenorgien ihr besucht habt! — Ists daher ein Wunder, wenn mir das Herz blutet, so oft ich höre, es komme dieser oder jene als Knecht oder Magd in die Stadt? Daher, weil der Aufenthalt in der Stadt so gefährlich ist, warne, bitte, flehe ich euch desto ernstlicher an, hütet euch vor Verführung, wenn euch eure Eltern in die Stadt schikken, die oft den ein bischen grössern Lohn nur ansehen, und übrigens nicht bedenken, welchen Gefahren sie euch aussetzen! Ich habs euch nun entdekt, von welcher Seite die Fallstricke euch gelegt werden, und ihr wist nun, welchen Lokungen ihr suchen sollt zu entgehen.

Viertens ermahne ich das Gesinde überhaupt unter sich, wenn ihrer mehrere beysammen sind, einig zu seyn. Manche Herrschaft hat sich schon beklagt, ihr vieles Gesinde nutze sie nicht so vieles, als es könnte und sollte. Untersuche man die Quelle dieser Klage, so findet sichs gemeiniglich, daß sie die Uneinigkeit unter dem Ge-

Geſinde iſt. Manches könnte dem andern in die Hände arbeiten, und das Werk des andern fördern; aber es will nicht, weil es das andere nicht leiden kann. Manches könnte dem andern ſagen, wie es ſeine Geſchäfte beſſer angreifen ſolle; aber es läſt das andere ohne Belehrung, weil es gerne ſieht, daß dem andern die Arbeit ſauer wird. Manche ältere Magd ſagt der jüngern, was ſie thun ſolle, aber die nimmt es nicht an, weil ſie ſich von jener nicht befehlen laſſen will — ſagt ihr auch wohl, wie ſie es angreifen ſolle, aber ſie verwirft den guten Rath, weil ſie ſich ſchämt belehrt zu werden. Und dergleichen Vorfälle giebt es unter zahlreichem Geſinde ſehr viele, von denen die Folge dieſe iſt, daß die Herrſchaft tauſend Verdruß, und zuweilen groſſen Schaden davon hat. Iſts daher nicht eure Schuldigkeit, einig untereinander zu ſeyn, weil es, wie ich oben gezeigt habe, eure Schuldigkeit iſt, den Nutzen der Herrſchaft zu befördern? Wendet nicht die Herrſchaft Koſt und Lohn umſonſt an euch, wenn ihr, ſtatt zu nützen, ihre Geſchäfte hindert? ja ſie belohnt euch alsdann vielmehr dafür, daß ihr ihren Schaden verurſachet! Wenn daher eines von dem Geſinde eine gerechte Klage gegen das andere hat, ſo iſt mein Rath, den ich euch zu befolgen bitte, ihr legt eure Klagen dem Herrn oder der Frau vor, und erwartet von ihnen die Entſcheidung nach der Billigkeit: oder ihr müſt, nach jedes Chriſten Pflicht, euch ſelbſt mit dem andern auszuſöhnen ſuchen. Habt ihr aber ein hartes, unverſöhnliches Herz, ſo iſt wenigſtens das eure groſſe Schuldig-

keit, eure Herrschaft nicht unter eurer Uneinigkeit leiden lassen, und dadurch in Schaden bringen, sondern jedes muß das Werk des andern fördern, und bey jedem Geschäfte nach den Befehlen der Herrschaft, dem andern in die Hände arbeiten, wie wenn ihr die besten Freunde wäret.

Fünftens aber, ungeachtet ich euch vor Zank und Zwietracht warne, so warne ich euch doch auch vor allzugroßer Einigkeit, nämlich, wenn ihr nur zu dem Zwecke einig seyn wolltet, um eure Herrschaft gemeinschaftlich zu betrügen. Dieß geschieht gemeiniglich, wenn das Gesinde mit der Herrschaft nicht ganz zufrieden ist, und sie für zu genau gegen sich hält. Dann glaubt es, ein Recht zu haben sich, so gut es unter der Hand kann, schadlos machen zu dürfen, und berichtet theils die Herrschaft mit abgeredeten Unwahrheiten, theils macht es falsche Rechnungen, theils nimmt es aus der Haushaltung hinweg, was es glaubt hinweg nehmen zu können, ohne entdekt zu werden. Ist aber ein solches wider die Herrschaft vereiniates Gesindn nicht als eine wirkliche Diebsgesellschaft anzusehen? Kann man etwas gefährlicheres sich denken: als wenn eine Herrschaft solche Bedienten selbst, im Hause hat, die, weil sie überall zu können, das Haus leeren können, so bald es ihnen einfällt? — Vielleicht ist zwar eines oder das andere unter solchem Gesinde, das etwa nicht ganz mit den andern einstimmig ist, und scheut sich etwa, selbst solche Hausdiebstähle zu begehen; sieht sie aber mit an, und wagt es nicht, sie der Herrschaft

ſchaft anzuzeigen, weil ihm die andern gedrohet haben. Dieſe nun, die noch einen Funken von Gewiſſen zeigen, ermahne ich, ſich vor den Drohungen der andern nicht zu fürchten. Wer recht thut, braucht niemanden zu ſcheuen. Sie können verſichert ſeyn, daß nicht nur die Herrſchaft, ſondern auch Gott ihre Treue belohnen und ſie ſchützen wird, wenn ſie ihre Herrſchaft von dem Komplot der übrigen benachrichtigen. Denn ſie ſollen wiſſen, daß eine böſe That ſelbſt begehen, und ſie nicht anzeigen, wenn ſie einem bekannt iſt, ein gleich groſſes Verbrechen iſt. Wer alſo ſein Gewiſſen ganz rein erhalten will, der thue nicht nur nicht Böſes, ſondern hindere es auch durch Anzeige deſſelben!

Endlich finde ich auch noch dieſe Lehre nöthig, daß das Geſinde jeder Herrſchaft, ſie mag von einer Religion ſeyn, von welcher ſie will, eben ſo treu und fleiſſig dienen ſolle, als jedem andern von ihren Religionsverwandten. Nämlich in Ländern, wo die drey oder zwey wenigſtens von den chriſtlichen Religionspartheyen herrſchen, kömmt oft ein lutheriſcher Knecht oder eine lutheriſche Maad zu einer katholiſchen Herrſchaft. Von Vorurtheilen verführt, denkt ſolches Geſinde zuweilen: „Der Herr iſt ja katholiſch, das wird keine ſo groſſe Sünde ſeyn, ihn ein wenig zu betrügen.„ Wie ſehr irrſt du mein lieber Mitbruder! Es iſt gleich groſſe Sünde, einen Heiden oder Juden betrügen, als es Sünde iſt, einen Chriſten betrügen. Iſt denn der Katholik, iſt der Reformirte

nicht auch ein Bekenner unſers Heilandes? Weicht er gleich in einigen Punkten von dir ab, betet er deswegen nicht doch Einen Gott mit dir an?— Sey daher getreu, und befördre den Nutzen der Herrſchaft, du magſt dienen, welcher du willſt. —

Bisher habe ich euch, liebſte Zuhörer! diejenigen Pflichten gelehret, die ihr, wenn ihr den Beruf habt, andern zu dienen, beobachten ſollt. Aber was ſoll euch denn nun zu Erfüllung dieſer Pflichten bewegen?— Dieß wollen wir kürzlich im zweyten Theile der Rede unterſuchen.

Erſtlich denkt fleißig an die Worte des Apoſtel Paulus, die er hier in unſerm Texte ſchreibt: „Laſſet euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet, und nicht den Menſchen.„ Wenn ihr nun durch die Dienſte, die ihr eurem Nebenmenſchen leiſtet, gleichſam Gott ſelbſt dienet, muß euch das nicht bewegen, den Menſchen treu zu dienen, ihnen willig zu dienen, gegen ſie gehorſam zu ſeyn? Denn wäre das ein Dienſt Gottes, wenn ihr untreu, ungehorſam, ſklaviſch und mürriſch gegen eure Herrſchaft wäret? Könnte Gott einen ſolchen Dienſt, als einen Dienſt anſehen, den ihr ihm leiſtetet? Muß er nicht vielmehr einen ſolchen Dienſt beſtrafen, als ob man ihm ſelbſt ſo ſchlecht gedienet hätte?— Fraget euch daher, daß Gott ſo gnädig iſt, den Dienſt bey den Menſchen anſehen zu wollen, als einen Dienſt bey ihm.— Und eben daher, weil er ſo gnädig iſt, daß er eure Dienſte ſo gnädig anſehen will, könnt ihr auch

Zweytens für eure den Menſchen treu geleiſtete Dienſte eine Belohnung von Gott erwarten.

ten. Nämlich Er wird euch eure Treue und euren Gehorsam im Menschendienst schon hier belohnen mit einem guten Namen, den ihr euch hier erwerbet, und auch mit andern zeitlichen Vortheilen. Er wird das Herz einer Herrschaft rühren, daß sie gegen ein so treues und gutes Gesinde allezeit freygebig und gefällig ist. Ein so rechtschaffener Knecht, oder eine so rechtschaffene Magd, können, wenn sie zugleich, wie ich sie ermuntert habe, sparsam sind, und nicht so vieles an die Eitelkeit wenden, mehr ersparen, und werden bey dem Ersparten mehr Segen haben, als ein diebisches und betrügerisches Gesinde mit alle dem heimlichen Profit, den es sich unter der Hand gemacht zu haben glaubte.— Sollte auch ein so frommes Gesinde in ihrem Dienste krank oder alt werden, so wird die Herrschaft, wenn sie Gott fürchtet, es nicht verlassen, noch aus dem Hause stossen, sondern seiner warten und pflegen. Denn wer Gott getreu ist, dem erweckt er gute, mitleidige Herzen.

Aber nicht nur hier, sondern auch dorten wird Gott dieses treue Gesinde belohnen. — Christus selbst führt einmal ein Gleichniß von einem treuen Haushalter an, und sagt: Der Herr des Haushalters werde ihn zu sich rufen, und, nach richtig abgeleiteter Rechnung, ihn zu sich nehmen, und zu ihm sprechen: Du frommer und getreuer Knecht! du bist über weniges getreu gewesen. Ich will dich über vieles setzen. Gehe ein zur Freude deines Herrn! d. i. bleibe nun bey mir, du sollst um mich und neben mir seyn, und alle Freude, die ich genieſſe, will ich mit dir theilen.— Könnte

Gott

Gott die gröſten Dienſte herrlicher und groſsmüthiger belohnen, als wenn er für die Treue einer kurzen Zeit ewige Freuden ſchenken will? — Hingegen, da er ſo groſsmüthig belohnen will, ſo iſts alsdann auch nicht hart oder ungerecht, wenn er diejenigen, die in ihrem Dienſte ihre Pflichten nicht beobachtet haben, eben ſo hart beſtraft, als wenn ſie ihn ſelbſt aufs äuſſerſte beleidiget hätten. Gott iſt zwar allezeit gnädiger gegen die Menſchen, als ſie erwarten dürfen, und ſchenkt ihnen manche Strafe. Allein deſto härter ahndet er alsdann, wenn ſeine Strafgerichte einbrechen. Daher wer ihnen entrinnen will, beobachte das, was vor ihm gefällig iſt; nämlich das Geſinde diene ſeiner Herrſchaft, wie wenn es Gott ſelbſten diente; ſo wird, ſtatt der Strafe, eine groſſe Belohnung auf ſie warten.

Doch nicht nur durch zeitliche Vortheile, oder ewige Glückſeligkeit will Gott die treuen Dienſte des Geſindes belohnen, ſondern er hat auch in die Beobachtung der Pflichten ſelbſt eine groſſe Belohnung gelegt. Nämlich einen jeden, der ſeine Pflichten erfüllt, den belohnt ſchon ſein innerliches Bewuſtſeyn, daß er ſeine Pflichten erfüllt hat: d. i. ſein gutes Gewiſſen giebt ihm immer Zeugniß, daß er recht gehandelt habe, und dieß erfüllt ihn mit innigem Vergnügen. — Wenn auch ein Geſinde von ſeinem Gewiſſen gereinigt, und von Vorwürfen, es habe ſeine Pflicht nicht recht oder gar nicht erfüllt, verfolgt wird, ſo kann der treu geweſene Knecht oder die gehorſam geweſene Magd mit Recht ausrufen:

Welch

Welch Glück! zu ſich
Mit Wahrheit ſagen können:
Ich fühlt' in mir des Böſen Luſt entbrennen:
Doch, dank ſey Gott! ich ſchüzte mich.

Wie ruhig kann ſolches Geſinde leben und ſterben! Wie heiter und voll Zuverſicht kann es immer zu dem Himmel aufblicken, weil es da zu keinem erzürnten Gott, ſondern zu einem guten Herrn aufblikt, der die Dienſte belohnt. Hingegen

Welch eine Pein,
Selbſt zu ſich ſagen müſſen:
„Ich konnte mir den Weg zum Fall verſchlieſſen —
Und doch verſchloß ich mir ihn nicht!„

Selbſt zu ſich ſagen müſſen Tag und Nacht: „Hier habe ich meine Herrſchaft betrogen, dort habe ich ihren Nutzen nicht befördert: Hier, dorten habe ich ſie mit Unwahrheit berichtet; in dieſem Falle hätte ich ihren Befehl geſchwinder vollziehen ſollen — in jenem Falle ſollte ich ihn ſorgfältiger und getreuer vollzogen haben„ — und was dergleichen Vorwürfe noch mehrere ſind, die dem Laſterhaften keine Ruhe laſſen, und die, gleich Dornen, ſein Herz zerreiſſen. — Wer nun von dieſen meinen lieben Pfarrkindern in Dienſten iſt, oder einſten darein gehen ſoll, der drücke ſich dieſe Lehren, die ihn zeitlich und ewig glüklich machen werden, tief ein, und habe allezeit Gott vor Augen und im Herzen, und hüte ſich, daß er in keine Sünde wider ſeine Herrſchaft willige, noch ſonſten handle gegen Gottes Gebote.

Am Schluß meiner Rede muß ich Euch, ihr Armen! die ihr gezwungen ſeyd, euer Brod bey

Frem-

Fremden zu verdienen, nur noch dieses sagen: Laßt euch durch die Umstände, in denen ihr seyd, nicht niederschlagen. Vielleicht denkt ihr zuweilen: „Was muß nur ich, oder meine Voreltern verschuldet haben, daß wir so in Armuth leben, und andern Menschen dienen müssen! Was ist das für ein hartes Schicksal, daß wir, wenn es die Herrschaft befiehlt, vor Kälte fast erstarren, und vor Hitze fast verschmachten müssen! Indessen sie ruhig in ihrer Stube sitz, müssen wir oft hinaus, und uns dem schlimmsten Wetter, Regen und Schlossen, Schnee und Sturm aussetzen, und zufrieden seyn, wenn wir unsere Blöße bedecken, und unser elendes, dürftiges Leben dahin schleppen können. Könnten wir nicht eben so gut als unsere Herrschaft es haben, wenn uns Gott in so glücklichen Umständen hätte lassen gebohren werden?„

Auf diese Klagen antworte ich euch, daß ihr kein besseres Schicksal verdient, sobald ihr gegen Gottes Führungen murret. Wer weiß, was Gott für weise Absichten gehabt hat, daß er euch in diesem Stande und zu diesem Stande hat lassen gebohren werden? Wer weiß hat Er nicht vorausgesehen, das Glück, das ihr euch wünscht, wäre euch zum Fallstricke geworden, und hätte euch zwar hier eurer Meynung nach, glücklicher, dorten aber desto unglücklicher gemacht? Er hat gewiß niemand in einen Stand gesetzt, von dem er nicht vorausgesehen hätte, daß der für ihn, für sein zeitliches und ewiges Glück, der beste ist. Zwar werden wir dieses hauptsächlich erst in der Ewigkeit erkennen. Allein, da wir sonsten aus tausend Pro-

ben

den wissen, wie sehr Gott uns liebt, so können wir zum voraus ganz zuversichtlich glauben, daß er mit uns die besten Absichten hatte, ist gleich der Stand, in dem wir leben müssen, niedrig und in unsern Augen verächtlich.

Wir alle, meine Lieben! müssen in dieser Welt dienen, der eine so, der andere anders. Scheint gleich dieser Dienst angenehmer, jener drückend und hart zu seyn, so werden doch beyde belohnt, nicht, je nachdem der Dienst vornehm war, sondern je nachdem er treu und gewissenhaft versehen wurde. Beobachtet ihr eure Pflichten gegen eure Herrschaft, und sie beobachtet sie nicht gegen euch, so werdet ihr in jener Welt glücklicher, als sie, seyn, ungeachtet ihr sie in dieser Welt so oft beneidet habt. Glaubt mir, der Geringste in einem Lande, der ärmste Taglöhner, der sein Brod ehrlich und redlich verdient, und sich und die Seinigen nach seinen Kräften erhalten hat, der wird ein besseres Schicksal zu erwarten haben, als sein Fürst, der seine Fürstenpflichten nicht erfüllt hat.

Endlich vergesset auch das nicht, daß euch euer Stand viele Vortheile vor dem Reichen verschafft. Ihr müßt zwar viel arbeiten, und harte Geschäfte verrichten, aber dafür seyd ihr desto fester und gesünder. Wenn eure Herrschaft im Lehnstuhle liegt, und über Unpäßlichkeit, die ihr der Mangel an Bewegung zuzieht, bitterlich klagt, so fehlt euch nicht das geringste. Wenn

sie

ſie oft auf dem Krankenlager ſchmachtet, und über die Schmerzen, die von dem Wohlleben und dem Müßiggange ihren Urſprung haben, Ach! und Wehe! ſchreyet, beneidet ihr alsdann noch ihr wollüſtiges Leben? Wenn jede, auch die geringſte Veränderung der Luft, ihre ſchwächlichen Körper angreift, wandert ihr nicht indeſſen bey Regen und Schnee ohne Anſtoß über Berg und Thal? Iſt nicht eure Geſundheit ein gröſſeres und ſchätzbareres Gut, als alle ihr Reichthum, und ihr gutes Eſſen und Trinken?

So ſeyd dann ruhig und zufrieden. Seyd ihr zugleich fleißig und treu, gehorſam und fromm, ſo wird es euch hier und dort wohl gehen! ꝛc.

Frag-

Fragment

einer Predigt,

die eine Leichenrede geweſen zu ſeyn ſcheint, als eine Seuche im Dorfe viele Leute hinwegraffte.

An euren niedergeſchlagenen Mienen, meine Liebſten, ſehe ich, daß ihr Troſt nöthig habt. Denn nicht nur ihr, die das heutige Leid zunächſt betrifft, ſondern die ganze Gemeinde ſcheint nach Troſte zu lechzen, und von mir heute zu erwarten, daß ich ſie aufrichte. Und freylich, wie kanns faſt anders ſeyn, als daß ihr alle traurig und klagend, mit niedergeſunkenen Häuptern herumgehet? Denn nicht leicht wird ein Haus im Dorfe ſeyn, aus dem nicht ſeit einigen Monaten Leichen herausgetragen worden wären. Ganze Familien ſind durch den Tod, der in ſchrecklichen Faulfiebern herumſchleicht, zerriſſen worden. Hier hat eine Frau den jungen Mann, dort ein Mann die junge Frau verloren. Eltern ſind hofnungsvolle Kinder, den Kindern Eltern entriſſen worden, deren ſie noch ſo ſehr zu ihrer Erziehung bedurften. Brüder und Schweſtern, die aufs zärtlichſte ſich liebten, ſind durch das Grab von einander getrennt worden. Ihr müßt erſchrecken, ſo oft unſere Glocken anger

zogen werden. Denn beynahe jeden Tag verkündigen sie fast nichts anders, als eine neue Leiche. Kaum hat eine Gattin ihrem Mann das letzte Geleite gegeben, so legt sie sich auch, und folgt ihm nach in wenigen Tagen. Kaum hat ein Vater dem Sohne, der ihn in seinen Feldarbeiten unterstützen konnte, die letzte Ehre erwiesen, so beweinet die Mutter ihre todte Tochter, die ihr in der Haushaltung schon an die Hand gieng. „Wann wird der Würgengel, sprecht ihr, aufhören, unter uns zu wüten. Ist denn der Herr ausgegangen, unser ganzes Dorf auszurotten? Hat er uns ganz in seinem Zorn verstoßen, und hat er beschlossen, uns nie wieder gnädig zu seyn! Will er sich dann durch unsere Seufzer, durch unsere Thränen noch nicht versöhnen lassen? Womit haben wir diese harte Züchtigungen verschuldet? Bist du denn nur ein erzürnter Richter? Bist du nicht mehr unser Vater, wie ehemals?„

So klagt ihr, und diese Klagen dringen mir ins Herz! Hier stehe ich, als ein Hirt, der seine Heerde zerstreuet und erschlagen sieht, und ihr nicht helfen kann — und rufe selbst mit euch aus: O Gott! willst du denn ewiglich zürnen, und nicht wieder gnädig uns anblicken? — Was kann ich anders thun, als mit euch zu Gott aufflehen, und ihn um seiner Barmherzigkeit willen bitten, der Würgengel möchte doch aus dieser Gemeinde weichen! — Sollten wir es nicht hoffen, sollten wir es von seiner unendlichen Güte nicht erwarten dürfen, er werde uns erhören? Ist er noch jemalen

taub

taub gewesen gegen das Bitten des Armen, der aus dem Staube sich an ihn gewendet, und ihn von ganzem Herzen um Erbarmen angeflehet hat?

Indessen bis er nach seinen weisen Rathschlüssen dem Tode zu wehren gut findet*) —

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Werdet ihr glauben, daß er die Menschen nicht straft, ohne die weisesten Absichten dabey zu haben. Väter züchtigen zwar zuweilen ihre Kinder, ohne daran zu denken, ob sie auch so züchtigen, daß sie sich von der Strafe einen guten Erfolg versprechen können. Denn sie strafen gewöhnlich in der Hitze der Leidenschaft, und dann strafen sie gewiß nie so, wie und wenn sie strafen sollten: Aber von Gott kann man nicht sagen, daß er, wie ein Mensch, strafe. In der Schrift finden wir zwar solche Ausdrücke, die anzudeuten scheinen, Gott strafe zornig. Allein diese Redensarten sollen uns nur die Sache desto begreiflicher machen, weil wir uns nicht leicht etwas anders ordentlich vorstellen können, als das, was unter uns vorgeht, oder wie es unter uns vorgeht. Gott straft nicht in der Hitze, nicht, daß sein Zorn plötzlich über den Menschen entbrennte, und er dann im Feuereifer seine Blitze auf die Menschen herabschleuderte, sondern seine Strafen

*) Die Lücke scheint nicht sehr groß zu seyn.

Der Herausgeber.

sind wohl vorher überlegt, und nach dem Maaße eingerichtet, wie der Mensch es verdienet hat. Denn da Gott so unendlich langmüthig ist, so greift er nicht gleich nach der Zuchtruthe, sondern er warnt erst, er ermahnet liebreich, dann drohet er, wenn keine Besserung erfolgt, erst schwächer, dann stärker, und erst dann, wann Ermahnungen, Warnungen, und Drohungen nicht helfen,— dann übt er die wohl überlegte und zum besten Zweck eingerichtete Strafen aus. Stellt euch daher Gott nicht als einen zornigen Mann vor, der ganz in Gewitterwolken und Sturm eingehüllt ist, sondern glaubt, daß es ihm selbst wehe thut, wenn er die Menschen strafen muß, und daß er lächelnd straft. Denn wenn er nicht mitten unter den Strafen liebreich auf die Menschen herabblikte, müste er uns nicht ganz und gar vertilgen, unsere Häuser umstürzen, unsere Städte anzünden, und ganze Länder in den Grund des Meeres versenken? — So last uns denn die väterliche Absicht seiner Strafen erforschen, und suchen, was wir in unsern betrübten Umständen zu unserm Troste finden können.

Erstlich, weil Gott als Vater züchtigt, so züchtigt er nicht blos deswegen, damit es uns wehe thue, sondern damit wir gebessert werden. Nachdem wir lange genug seinen Aufrufungen zu einem frömmern Wandel widerstanden haben, und seine uns freundlich lockende Stimme nicht hören wollten, ist er gezwungen, uns auf seinen Ruf aufmerksamer zu machen. Ist das seine Schuld? Warum

Warum haben wir so harte Herzen, die durch nichts als eine härtere Begegnung zu rühren sind? warum verstopft ihr eure Ohren so sehr, daß man euch mit Gewalt nöthigen muß, zu hören? Warum seyd ihr auf dem Wege der wahren Glückseligkeit so träge, daß man euch gleichsam mit der Ruthe fortreiben muß? Giebts denn eine andere wahre Glückseligkeit, als die, Gott gefällig zu leben, und seinen Willen zu erfüllen? Wenn er also durch Strafen euch nöthigt, ihn zu suchen, und zu ihm eure Zuflucht zu nehmen, zwingt er euch nicht gleichsam zu eurer Glückseligkeit? Bessert er euch also nicht durch Strafen? Macht er euch also nicht glücklich durch seine Züchtigungen? Solltet ihr also nicht danken für die Strafen? sollt et ihr nicht, gleich wohlerzogenen Kindern, die Zuchtruthe küssen, die euch zum wahren, ewigen Glücke leitet? Ists nicht daher eine neue Unart, gegen die Strafen zu murren? Seine Absichten nicht erkennen und sich nicht bessern lassen? — Verdiente das nicht eine neue Züchtigung? — Sehet also, was eure Schuldigkeit ist, zu thun, da Gott euch durch so viele Todesfälle heimsuchet. Daher schämt euch, daß ihr es so weit kommen ließet, und Gott nöthigtet, Ernst und Schärfe gegen euch zu gebrauchen. Schämt euch, daß ihr so störrisch wart, nicht zu kommen, als Gott in vorigen Zeiten so freundlich euch zu sich winkte. Sind das gehorsame Kinder, die der Vater durch Drohungen zu sich nöthigen muß? Denkt nur immer an die Kinder Israel! Ihre Geschichte hat für euch allezeit so vieles lehrreiche und erbauli-

che, da ihr nur da, wie in einem Spiegel, hineinschen dürft, um eure eigene Gestalt zu erblicken. Gott wollte sie aus der Dienstbarkeit Egyptens führen — aber sie glaubten dem nicht, den er an sie gesandt hatte. Dennoch errettete sie Gott vor dem Heere des nacheilenden Pharao. In der Wüste murreten sie, bald, sie haben kein Wasser, bald, sie haben kein Fleisch, bald gelüstete ihre Seele dieses, bald jenes. Gott ertrug sie mit so vieler Sanftmuth und Geduld, daß derjenige, der auf der einen Seite in der Geschichte von der Unart und Halsstarrigkeit dieses Volks, und auf der andern Seite von der Langmuth Gottes liest, nicht genug erstaunen kann. Er ließ sie zwar zuweilen in Gefahr kommen, schreckte sie durch Donner und Bliz von dem Berge Sinai, und zeigte ihnen die Strafe aus der Ferne. Aber, gleich einem Wetter, brach sie wirklich ein, als sie immer aufs neue gegen Gott sich empörten, und nicht aufhörten, ihn durch tausend Uebertretungen seiner Gesetze zu beleidigen. — Laß durch diese Beyspiele euch warnen! Doch was brauchte Beyspiele von den Strafen der Juden? Laß durch die Strafen, die ihr nun selbst empfindet, euch warnen! —

Zwar der natürliche Tod ist an und vor sich selbst keine Strafe. Nur deswegen, weil wir größtentheils so sinnlich denken, kömmt er uns so fürchterlich vor. Weil so viele im Tode einander folgen, und öfters nur so kurze Zeit krank sind, dadurch erhält diese Art des Todes das Ansehen einer

einer Strafe, und ist freylich eine, aber mehr für die, die zurück bleiben, als für die Verstorbenen. Diese — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
entsetzen sich, wenn sie hören, der oder jene ist schnell gestorben. Welches ist denn besser, die Schrecken des Todes langsam herankommen, und sich immer in Gefahr zu sehen: oder so dahin zu gehen, daß man nicht weiß, wie einem geschieht, daß es uns ist, als Träumenden. Nur kömmts darauf an, daß man jeden Augenblik bereitet ist, dem Rufe Gottes zu folgen. Alsdann falle man, wo man wolle — die Erde ist des Herrn! — man fällt überall in die Hand eines Vaters, der — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Arbeit — und auf einmal Ruhe! Wie wohl — Kämmerchen — —

Cetera desunt.

Anhang.

Anrede
an das Volk,
bey der Hinrichtung einer Kindesmörderinn.

Es iſt geſchehen! der tödliche Streich iſt vollbracht, und ſie hat nun den Lohn ihrer gottloſen That empfangen! — Ach! für mich iſt dieſer Anblik beſonders traurig. Die hier in ihrem Blute liegt, war aus meiner Gemeinde! Was kann für einen Pfarrer betrübter ſeyn, als wenn er ſich alle Mühe gegeben hat, ſeine Pfarrkinder auf den Weg der Tugend zu leiten, und wenn er am Ende ſehen muß, daß alle ſeine Bemühungen vergeblich waren? Die Hingerichtete beſonders führte ſich, ſo lange ſie im Dorfe war, immer ſo auf, daß ſie für ein ehrbares und ſittſames Mädchen gehalten wurde. Aber ſie kam in die Stadt, und wurde verführt: ein Schikſal, das ſchon ſo viele Mädgen vom Lande gehabt haben! Wie mancher junge Menſch iſt als ein ehrlicher, fleißiger und braver Jüngling aus ſeiner Eltern Hauſe ausgegangen, um in der Stadt in Dienſte zu gehen, aber wenige ſind zurück gekommen, wie ſie gegangen ſind. Wenn es weiter nichts iſt, ſo haben ſie Eitelkeit, Sucht zu lügen und aufzuſchneis

ſchneiden, oft auch ein gänzlich verderbtes Herz zurück gebracht. Wie manches Dorfmädgen wäre ehrlich geblieben, hätte in ihrem Dorfe eine gute Heyrath thun, und ſich wohl fortbringen können, wenn nicht ihre Gespielinnen mit ſchönen Kleidern aus der Stadt gekommen wären, und das arme Mädgen gereizt hätten, mit ihnen in die Stadt zu ziehen! — Die Hingerichtete wurde in der Stadt verführt, konnte die Schande nicht ausſtehen, und in einem unglücklichen Augenblicke faſte ſie den unſeligen Entſchluß, ihr Kind umzubringen. Die Mordthat wurde entdekt, ſo ſchlau ſie es auch angefangen zu haben glaubte — denn wie geſchieht leicht etwas im Verborgenen, das Gott nicht ans Licht bringt? — Sie wurde gefangen geſezt, und zu dem Tode verdammt, den ſie nun ausgeſtanden hat.

O ihr, die ihr euch heute auf dem Richtplatze hier verſammelt habt, um ihre Todesangſt anzuſehen, gehet nicht nach Hauſe, ohne den Nuzen von dieſer Hinrichtung zu haben, den die Obrigkeit bey jeder Strafe zur Abſicht hat — nämlich geht nicht ungebeſſert von hier weg. Verlaſſet dieſe Richtſtätte nicht, ohne den ernſtlichen Vorſaz, alle Sünden und Laſter zu vermeiden, die euch zu einem ſo gewaltſamen Tode führen könnten. Könnt ihr euch etwas ſchrekliches denken, als vor den Augen der ganzen Welt ſo zum Schauſpiel aufgeführt und hingerichtet werden? Welche Kämpfe muß die gedrängte und gepreſte Seele eines armen Sünders oder einer armen

Sünderin kämpfen, um unter der Angst und Verzweiflung nicht zu unterliegen! Wie vielen Trost muste ich dieser Hingerichteten einsprechen, wenn ich sie zuweilen in ihrem Gefängnisse besuchte! Wie viele Mühe hatte ich, ihre Standhaftigkeit nur einigermassen zu erhalten, als ich sie an diese Stätte begleitete! Wie nahe war sie der gänzlichen Verzweiflung an der Gnade Gottes! — Ich begreife es kaum, wie es möglich ist, daß jemand, der einmal eine Hinrichtung angesehen hat, jemals ein Verbrechen begehen kann, von dem er nicht weiß, welche Strafe es ihm zuzieht. Der Auflauf in der Stadt, das Zusammenströmen der Leute aus der ganzen Gegend, der Richter im feverlichen Ernst, jene Bewaffneten, um den Kreis zu besetzen, der begleitende Todtengesang, der Henker mit allen seinen schrecklichen Mordinstrumenten! — alle diese bange Anstalten, noch fürchterlicher, als der Tod selbst! — Ich sage es noch einmal, ich begreife nicht, wie einer, der eine Hinrichtung angesehen hat, eine Bösewicht bleiben, oder werden kann. — Bebt, ihr, die ihr mit Unglük schwanger gehet, und auf ein Verbrechen sinnet. Der Richter ist wach, und der Henker bereit!

Damit man aber einem so traurigen Schikſale desto sicherer entgehe, so hüte sich jeder, das mich hier hört, vor dem ersten Ausbruch irgend eines Lasters. Der erste Schritt auf der Bahn des Lasters zieht schon den zweyten nach sich. Aber es ist leichter vor dem ersten, als vor dem zweyten sich zu bewahren. Wie mancher ist schon an

den

den Galgen gekommen, der nur eine Kleinigkeit, als ein Knabe, entwendet hat! Es glükte ihm etwa, daß er seinem Spielgesellen nur einen Dreyer, vielleicht im Anfange nur zum Spaß, entwendet, ohne entdekt zu werden. Durch diesen, wie er dachte, glüklichen Anfang kühn gemacht, gieng er immer weiter, es glükte ihm öfters, und zulezt wurde er über einem grossen Diebstal ertappt, überzeugt und bestraft. Niemand höre doch die Ruhe und die Glükseligkeit der menschlichen Gesellschaft, so wird jeder im Friede leben können.

Aber besonders euch, ihr Jungfrauen, muß ich etwas sagen, das ihr vielleicht heute oder hier nicht zu hören glaubtet, das ich aber gedrungen bin, zu sagen, weil ich viele Mädgen aus meiner Gemeinde hier herumstehen sehe, und weil ich glaube, daß diese Ermahnung zur Keuschheit, die ich ihnen geben will, nirgends besser Eindruk machen kann, als hier, beym Anblik des Leichnams einer Hingerichteten, die durch ihre Unkeuschheit sich diese Todesstrafe zugezogen hat.

Widerstehet den kleinsten Reizungen der Wollust! Ihr denkt vielleicht, eine kleine Gefälligkeit für euren Verführer, der den Schein eures guten Freundes annimmt, habe nichts zu bedeuten, und sey von keinen weitern Folgen. Aber hört es, und drükts tief ins Herz! — ich sage es hier unter freyem Himmel, und nehme, wofern ihr meine Warnung vergesset, den Himmel zum Zeugen gegen euch — diejenige, die unzüchtige Reden

den gerne anhört, wird zulezt das Urtheil des Richters anhören müssen: Du sollst des Todes sterben! — und diejenige, die den Hals vor ihrem Buhler entblößt, muß ihn zulezt vor dem Nachrichter entblößen! — Trauet niemalen den verführerischen Reden der Mannspersonen, niemalen aber trauet ihnen weniger, als wenn sie euch schmeicheln, und euch allerhand vorsagen, das euch gefällt. Halter den der sich euch durch Schmeicheleyen gefällig zu machen sucht, nur den Augenblik für einen Verführer, der eurer Tugend nachstellt. — Aber noch mehr, als den wörtlichen Schmeicheleyen, widerstehet den Reizungen des Geldes! Ihr sehet oft eure Gespielinnen hübsch und neu gekleidet. Dieß reizt euch, und ihr möchtet es gerne auch so haben. Auf eine ehrliche Weise wist ihrs nicht aufzubringen. Was bleibt alsdann für euch übrig, als dieses, entweder eure Herrschaft zu betrügen, oder — welches, leider! das gewöhnlichste ist! — euch von dem Verführer locken zu lassen, und ihm die Tugend aufzuopfern? So stürzt ihr euch alsdann von einem Laster in das andere, und aus verführten Mädchen werdet ihr Kindesmörderinnen. — Ach! ich bitte euch, will euch ein Böswicht durch Schmeicheleyen oder Geld verführen, so flieht ihn, als euren ärgsten Feind, der euch an die Hand des Scharfrichters liefern will; und will euch euer eigen Fleisch und Blut verführen, so denkt an diesen Anblik hier, denkt an diesen im Blute liegenden Rumpf! — und zittert!

Und

Und du, du Verführer, der du diese arme Weibesperson hieher an diese Stätte gebracht hast! wo du auch seyn magst, ihr Blut schreyt um Rache gegen dich, und wird Rache erhalten! Könntest du ihn itzt sehen, diesen dir ehemals so reizenden Körper! — So sehet wenigstens ihr ihn, die ihr eben solche Verführer seyd! Erstarret, ihr, die ihr euch oft einen Ruhm daraus macht, die Unschuld verführt zu haben. — So rühmt euch dann, Teufel zu seyn! —

Wer mit mir über den Tod dieser Unglücklichen gerührt ist, der bitte Gott um ein keusches Herz, und wiederhole sich täglich, besonders, wenn die Wollust ihn reizt, diese Lehre:

O fliehe vor der Wollust Pfade,
Und wach', und rufe Gott um Gnade,
Um Weisheit in Versuchung an!
Erstarre vor dem ersten Schritte:
Mit ihm sind auch die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan!

Anrede
an die Dorfgemeinde,
als einem aus dem Dorfe sein Haus und seine Scheuer abbrannten *).

Ich rede euch hier auf dieser Brandstätte selbst an, meine Lieben, um euch zum Mitleiden gegen euren unglücklichen Bruder zu bewegen. Gestern war er noch ein vermöglicher Mann, und heute ist er ein Bettler! Welch ein plötzlicher Umsturz des Glückes! Ein fürchterliches Feuergeschrey schreckte uns alle heute Nacht aus dem Schlaf

*) In einem Dorfe in der Schweiz brannte einsten die Dorfmühle ab. — Den Namen des Dorfs kann ich nicht mehr angeben. — Der Pfarrer besah nach dem Brand die Brandstätte, als eine Kanzel, und ermunterte die Gemeinde zu einer Kollekte. Der eine aus dem Dorf versprach, Bauholz zu geben, der andere, es herbeizuführen, ein dritter Kalk zu schaffen, der vierte Geld, mit Einem Worte, in kurzer Zeit hatte der Müller seine Mühle wieder hergestellt, und wieder einen Anfang der Haushaltung. — Was kann nicht ein Vortrag zu rechter Zeit und an dem

Schlafe, wir eilten den Brüzyten zu Hülfe, aber, leider! zu ſpäte! die Flammen hatten ſchon zur Zeit des erſten Schlafs ſo ſehr um ſich gegriffen, daß nichts von ſeinem Vermögen zu retten war, und daß die armen Leute Gott dankten, daß ſie nur ihr bloſſes Leben aus den Flammen retteten. Da ſtehen ſie nun, und jammern, daß der Unempfindlichſte Thränen über ihr Elend vergieſſen muß. Hier ſteht der Mann, um in ſtummer Betrübniß die Größe ſeines Unglüks zu überſchauen. Er ſieht nichts vor ſich, als die tiefſte Noth und die bitterſte Armuth, und der, der geſtern noch den Hungrigen ſpeiſen und den Nakenden bekleiden konnte, iſt nun ſelbſt aller Hülfe beraubt. Dort rinnt ſeine Frau die Hände, und kann kaum ihre Bäke decken. Fünf unerzogene Kinder hängen ſich an ſie an, ſie ſchreyen um Brod, und ſie kann ihren Hunger nicht ſtillen. Ihr lautes Klaggeſchrey ſteigt, mit dem Schreyen der Kinder vermiſcht, zum Himmel.

Wenn

dem rechten Orte gehalten, ausrichten? — Vermuthlich hat Rothanker dieſe Geſchichte gehört und ſie nachgeahmt. Mit welchem Erfolge? habe ich nicht angemerkt gefunden. Vielleicht aber iſt ihm auch von ſelbſt eingefallen, auf der Brandſtätte aufzutreten, weil er, gleich dem Sokrates, jede Gelegenheit benüzte wo er hoffen konnte, etwas gutes auszurichten: wie aus der vorhergehenden Anrede zugleich zu erſehen iſt.

Wenn ihr nun bedenkt, daß jeden von euch dieses Unglück treffen konnte, daß es wenig gefehlt hätte, daß nicht nur er, sondern ihr alle in gleiche Noth versetzt worden wäret, müsset ihr nicht Gott herzlich dafür danken, daß er euch so väterlich beschützt hat? Konnte nicht ein starker Wind sich erheben, der die Flammen über das ganze Dorf ausgebreitet hätte? Hätte nicht diese Feuersbrunst an einem so kalten Tage ausbrechen können, daß alles Wasser, womit man löschen sollte, gefroren gewesen wäre? Hätte nicht bey dem Löschen dieses Hauses ein halb abgebrannter Balken mit einem der zu Hülfe kommenden herabbrechen, oder eine Wand auf jemand einstürzen können?

Konnte nicht eines eurer oft allzuverwegenen Kinder in die Flammen fallen, und elendiglich verbrennen? oder unter ein Rad der herbeyrollenden Feuerspritzen kommen, und zerquetscht oder unter dem Getümmel der Leute gestürzt und zertreten werden? — Sehet, aus wie vielen Gefahren der Herr euch errettet hat, daß nun dieser unglückliche Mitbruder allein, und ihr nicht Ursache habt zu jammern. Was ist also mehr eure Pflicht, als Gott zu danken? und, nach abgestattetem herzlichen Danke, was kann ihm wohlgefälliger seyn, als daß ihr eure Dankbarkeit gegen ihn durch thätiges Mitleiden gegen euren abgebrannten Bruder beweiset?

Und

Und er verdient es. Denn er iſt an ſeinem Unglücke nicht ſchuld. Wir wiſſen zwar noch nicht, wie das Feuer ausgekommen iſt, aber das wiſſen wir gewiß, daß es nicht durch ſeine Schuld ausgekommen iſt. Denn er war immer ein ordentlicher Mann, ein guter Haushälter und ein treuer Vater der Seinigen, der nie in der Trunkenheit ins Bette taumelte, und auf Feuer und Licht gar ſehr Acht gab. Auch keinen von euch wird er jemalen betrübt, oder jemand unfreundlich angeredet, oder im Handel und Wandel betrogen, oder einem, dem er zu Hülfe kommen konnte, ſeinen Beyſtand verſagt haben.— Er iſt auch ein Mann, der ſich immer ſo aufgeführt hat, daß man nicht ſagen kann: er muß ein heimlicher Böſewicht ſeyn, weil ihm Gott dieſes Unglük zugeſchikt hat. Wir Menſchen können überhaupt nicht urtheilen von den Strafen Gottes, warum er ſie ſchikt? ob der Geſtrafte ſie durch ſein Leben verdienet? oder ob Gott andere Abſichten hat?— Wenigſtens, wenn Gott allen denen, die ihm mißfallen, wenn ſie ihn durch Sünden beleidigen, die Häuſer abbrennen wollte — welches Haus würde ſtehen bleiben?

Zulezt bedenkt noch das, daß es allezeit Tugend und Gott wohlgefällig iſt, wenn man den Unglüklichen, und vorzüglich den ohne ſeine Schuld Unglüklichen unterſtüzt. Gott lät dieſes Wohlthun auch nicht unbelohnt, und ſieht es, weil er ſo gnädig iſt, an, als ob ihm ſelbſt dieſe Gutthat erwieſen worden wäre. Erinnert ihr

euch nicht der Stelle, wo Christus dieses ausdrüklich sagt?*) „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich beherberget. Ich bin nakt gewesen, und ihr habt mich bekleidet. — Denn was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.„

So theilet denn euren armen Bruder mit von eurem Ueberfluß! Gebt ihm einen Theil von dem, was die Flamme euch nicht geraubt, damit er, dem sie alles geraubt hat, nur wieder etwas haben möge!

Soll ich euch noch weiter zum Mitleiden ermahnen? mit mehrern Gründen zu einer milden Beysteuer auffordern? Die Größe seines Unglüks noch weiter schildern, um eure Herzen zu rühren? Dringt nicht dieser wehmüthige Klagaston schon tief genug ein? Erweicht dieses Winseln und um Brod Schreyen der Kinder euch nicht schon so sehr, daß ihr von selbst eilen werdet, ihn aus der bittersten Armuth herauszureissen?

*) Matth. 25, v. 35. 36. 40.

Schrei-

Schreiben an den Herausgeber.

L. den 30 März.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Aber ſagen Sie, mir, warum erwähnten Sie in der Vorrede zum Erſten Bändchen nicht des Verſuchs eines Schulbuches für die Kinder der Landleute? Da Sie in derſelben eine Geſchichte in nuce von der Verbeſſerung der Menſchheit entworfen haben, glauben Sie nicht, daß der edle Verfaſſer des Schulbuches unter die Verbeſſerer der Erziehung geſetzt zu werden verdiente? *)

*) Anmerk. zum Briefe. Warum ſollte ich den Herrn von Rochau nicht wirklich unter die Wohlthäter der Menſchheit zählen? ich kannte ſein Buch, und liebte ihn. Aber ich weiß nicht

Nun da Sie eine zweyte Vorrede zum zweyten Bändchen, von dem Sie mir Nachricht geben, schreiben, und vermuthlich die angefangene Geschichte fortsetzen werden, so sende ich Ihnen hier — ich hoffe, es ist noch Zeit — einen Beytrag, der Ihnen nicht unangenehm seyn wird.

„Der Domherr in Halberstadt, Friedrich Eberhard von Rochau, Erbherr auf Rekkan bey Brandenburg, hat das grosse Verdienst um die Landleute, theils auf seinem Gute, theils in der Gegend um sein Gut, daß er eine wohl und nach den heutigen Bedürfnissen gut eingerichtete Landschule mit vieler Einsicht und Sorgfalt angelegt, die nöthigen Lehrer

nicht, wie es gekommen ist, daß ich nichts davon gedacht habe. Ich kann mich mit nichts, als mit dem Gedächtniß der Alten entschuldigen, und bitte den verehrungswürdigen Mann um Verzeihung. — Uebersende das, was mir mein Freund in der Folge schreibt, wer mir bisher unbekannt, und mit Freuden lasse ich den Brief abdrucken, weil ich ihn erst nach dem Abdrucke der Vorrede zum 2ten Bändchen erhielt.

Der Herausgeber.

rer dazu selbst gewählt, sie angewiesen und zum Unterricht der Dorfjugend geschikt zu machen gesucht hat.— Von seinem Versuche ist eine neue ganz umgearbeitete Auflage nebst einer Kupfertafel, auf 15 Bogen erschienen. (S. Büschings wöchentliche Nachrichten aus der Statistik, Historie ꝛc. Die lezten Stücke des Märzmonats, wo alles weitläuftig recensirt ist) Das Kupfer enthält den Riß eines vollkommen angelegten Bauerhauses.— Die Landschule, die auf dem Gute Rehkan errichtet ist, steht schon im besten Flor, und der verehrungswürdigste Kavalier, der wohlthätige Menschenfreund und edle Patriot spart keine Kosten, alles zur grösten und möglichsten Vollkommenheit zu bringen..,

Noch melde ich Ihnen auch, daß Basedow erst kürzlich sehr grosse Unterstützung und weitere Versicherung von hoher Hand erhalten hat, daher er nun seine Anstalt erweitern, und mehrere Lehrer annehmen wird ꝛc.

Zusaz
des Herausgebers
an den Leser.

Was kann ich dafür, daß in den litterarischen Blättern, die ich lese, von allem diesem nichts steht? Ein neuer Beweis, wie wahr es ist, was ich Vorrede S. XXVII und XXVIII. gesagt habe! — Und da solche Nachrichten für die ganze Menschheit so interessant sind, so sollten wirklich auch unsere politische Zeitungsschreiber statt der Nachrichten, daß die hohe Noblesse in Wien im Schlitten fuhr, daß der Prinz von Artois in der Komödie war, daß im reformirten Hause zu Frankfurt die und die hohe Gäste abstiegen, und daß Cour war in St. James. — können nicht die Zeitungsschreiber in diesem Punkte die deutsche Chronik, aus der sie doch sonsten so vieles entlehnen, nachahmen, und, statt solcher unsinter-

interessanter Artikel, zuweilen ein Artikelchen einrücken, das mehr Saft und Kraft hat?

„Da sieht mans! so sind eben die Alten —
difficiles, queruli!„

Noch habe ich seit dem Abdrucke der Vorrede die Nachricht gelesen, und setze sie daher bey, daß der Herr Erzbischof von Salzburg dem Beyspiele des Prager Herrn Erzbischofs gefolgt *) ist, und seinen Sprengel vor den Gaßnerschen Teufeleyen gewarnt hat.

Phoebe fave! novus ingreditur tua templa *sacerdos!*

Den 30ten April.

*) S. Vorrede, S. XXI.

Ver-

Verbesserungen.

In der Vorrede des 1sten Bändchens.

S. XIII. Zeil. 17. lies: um die andere Helfte. S. XVII. Z. 4. l. Lehrer. S. XXVII. Z. 16. l. Aspekten. S. XXV. Z. 10. l. Görze. S. XLIII. Z. 6. l. Paraphrase.

In der Vorrede des 2ten Bändchens.

S. X. Z. 3 und 18. lies Jöllenbek. S. XIX. Z. 21. l. das. S. XXII. Z. 25. nach, Leibs eigenschaft, setze: aufheben. S. XXIX. Z. 20. l. Usteri.

Bayerische Staatsbibliothek München

Hartmann

eine

Wirtembergiſche Kloſtergeſchichte

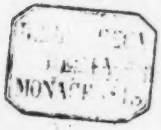
herausgegeben

von

W . . . . . n.

Leipzig,

in der Weygandſchen Buchhandlung, 1778.



Den

edleren Jünglingen

Wirtembergs,

die den Beruf fühlen, ihrem Vaterlande

nüzlich zu werden,

und

ſeinen Ruhm zu erhöhen,

ſey dieſe Schrift gewidmet!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorrede.

Ob dieser Hartmann, dessen Lebensgeschichte nachfolgende Bogen enthalten, der nämliche ist, der vor einigen Jahren durch verschiedene frühzeitige Produkte seines Geistes, die für einen Jüngling von seinen Jahren nicht übel, aber noch unreif waren, einiges Aufsehen machte, und als Professor in Mitau starb? weiß ich nicht, die Kunstrichter

werdens wiſſen — oder ob unter ſeinem Namen ein anderer Wirtemberger verborgen ſteckt, der ein vortreflicher Kopf war, und lange Zeit im Stillen ſammelte, und arbeitete, aber auch frühzeitig ſtarb? weiß ich wieder nicht, die Kunſtrichter werdens wohl wiſſen — oder ob gar kein Wirtemberger, oder irgend ein anderer unter dieſem Hartmann zu ſuchen iſt? ob er über der Erde oder unter der Erde iſt? dies alles weiß ich wieder nicht, die Kunſtrichter werdens wiſſen.

Nur das weiß ich, daß man ſich vergebliche Mühe machen wird, ihn zu ſuchen. Denn daß es keinen Hartmann ganz mit dem Kopfe und dem Herzen, die geſchildert ſind, mit den Schickſalen, und unter den Situationen des Lebens, die in dem Buche beſchrieben werden — daß es keinen ſolchen individuellen Hartmann giebt, kan ich verſichern — wiewohl auf der andern Seite es eben ſo gewiß iſt, daß der Her-

ausgeber keinen Umſtand angegeben hat, der nicht wahr wäre.

Sollte es indeſſen eben daher, daß die Sitten, Auftritte ꝛc. ſo ganz national ſind, kommen, daß ſich einige Leſer wirklich feſt einbilden, ihn in der Perſon, in der ſie ihn finden wollen, gefunden zu haben, und etwa den Kopf ſchütteln, oder gar lärmen, ſo habe ich Pfeile in meinem Köcher — —

Bis dieſes geſchiehet, daß man etwa den Herausgeber nöthigte, hervorzutreten, macht er ſich die unſchuldige Freude, die Deutungen der Seher anzuſehen oder anzuhören. Wie oft wirds mit kritiſchem Scharfſinn heiſſen: heic pungi videtur — heic alludi videtur ad — — und in der That ſticht niemand weniger gern, als er.

Was die übrigen Leſer auſſer den Gegenden betrift, in welchen der Schauplaz der Ge-

ſchichte iſt, ſo werden ſie, hoffe ich, Züge von einer Nation, die in ihrer Verfaſſung, in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihrer Denkungs- und Lebensart ſo vieles Eigene, und traun! ſo vieles Gute hat, nicht ohne Vergnügen aufgezeichnet finden, und dieſe Geſchichte mag alſo ein kleiner Beitrag zu den Beſchreibungen des Nationalgeiſtes deutſcher Nation ſeyn.

Den 12. Sept. 1778. W.....n.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Worinnen der Leſer mit Hartmanns Eltern bekannt wird.

In dem Wirtembergiſchen Dorfe Gönningen, nicht weit von dem berühmten Rebelloch und der Reichsſtadt Reutlingen, lebte noch vor einigen Jahren ein Pfarrer, Namens Friederich Hartmann, deſſen Sohn, in der Romanenſprache zu reden, der Held dieſer Geſchichte iſt, oder vielmehr, um natürlicher mich auszudrücken, deſſen Leben ich mehr mit der Wahrheitsliebe eines Geſchichtſchreibers beſchreiben werde, als daß ich mir die Freiheit eines Romanſchreibers, oder welches beinahe einerley iſt, eines Dichters, der von ſeinem Helden erzählt, nur was und wie er will, erlauben ſollte.

Der alte Hartmann — doch nein! er iſt noch nicht der alte, denn wir werden ihm dieſen Sohn itzt erſt ſchenken — alſo der Pfarrer Hartmann war vorher mehrere Jahre in einem Dorfe in dem Wirtembergiſchen ſogenannten Unterlande Pfarrer geweſen, und wäre vermuthlich

da gestorben und begraben worden, wenn nur erstlich der Dienst etwas einträglicher, und zweitens der Spezial *) ihm nicht so aufsäzig gewesen wäre. Allein seine Frau brachte ihm fast alle Jahre eine Tochter zur Welt — nun mochte er rechnen, wie er wollte, in zehn Jahren reichte es nicht mehr, wenn die Töchter heranwüchsen, und ausser den vielen andern Nothwendigkeiten, nach der izigen verderbten Erziehung, auch Bänder, Blondinen, Saloppen und dergleichen brauchten; — und dann gieng der Spezial so unbarmherzig mit ihm um, daß er alle Rezesse, die das Konsistorium geschickt hatte, dem guten Hartmann besonders einschärfte, wie wenn sie ihn allein beträfen, und daß ers gleich einberichtete, wenn er um einer Unpäßlichkeit willen nur eine Betstunde nicht gehalten hatte. — Nach vieler Bemühung habe ich endlich erfahren, daß die Ursache dieser Verfolgung keine andere war, als daß Hartmann einmal dem Spezial zum neuen Jah-

*) So nennt man in Wirtemberg diejenigen Geistlichen, die man in andern Ländern Inspektoren oder Superintendenten nennt. Es heißt eigentlich Spezialsuperintendent; — der Superintendent wird beliebter Kürze halber weggelassen — zum Unterschiede von dem Generalsuperintendent. Siehe Büschings Einleitung in das Herzogthum Wirtemberg. Uebrigens wird die Frau Spezialin dem Leser nicht wunderbarer vorkommen, als die Frau Ekklesiastessin in Schlesien, oder die Frau Pädagogussin in Straßburg.

er nur Kaffee, und nicht auch einen Zuckerhut geschenkt hatte. Allein der Pfarrer war gar sehr entschuldigt. Seine zwey älteste Mädchen hatten in diesem Jahre die Blattern gehabt, und der Doktor des benachbarten Städtchens, nach der alten Methode, so viele treibende Säftchen, Pülverchen, Lattwergen und Pillen verschrieben, daß der Pfarrer gewaltig im Kopfe kratzte, wie er zum Neujahr von dem Apotheker, nebst dem gewöhnlichen Rauchpulver, Rauchkerzchen und Herzzucker, eine Note von einigen dreissig Gulden erhielt. Nun fand er es nicht möglich, diesmal dem Spezial auch einen Zuckerhut zu senden, er hatte aber im Sinne, zum nächsten Neujahre, besonders wenn der Wein besser geriethe, zwey zu senden, und wollte sich sogar das nächstemal, wenn er seinen Vorgesezten spräche, deswegen entschuldigen. Allein ehe er noch mit ihm reden konnte, hatte ihn der Spezial schon Proben seines Unwillens fühlen lassen; mithin unterblieb die Erklärung des Pfarrers, der nicht mehr mit jenem zusammenkam, oder, wenns auch geschah, nicht mehr für nöthig hielt, sich zu entschuldigen.

Aus diesen Gründen war Hartmannen seine gegenwärtige Stelle nicht mehr angenehm; er redte einmal nach dem Abendessen, da die Kinder schon im Bette waren, mit seiner Frau davon.

— Sie war des vorigen Pfarrers Tochter, und in diesem Dorfe geboren und erzogen — Frau, sprach er, ich siehs nicht länger aus; der Spezial drückt mich gar zu sehr. Erst heute hat er mir wieder einen Wischer geschickt — und dann sieh, wenn unsre Mädchen einmal groß sind, so reicht meine hiesige Besoldung nicht, ihnen alle den Putz zu kaufen, den man heut zu Tage Wohlstands halber ihnen anschaffen muß.

„Was Wohlstand? Ich bin, wie ich schon „erwachsen war, in meiner abgenähten Haube „durchs ganze Dorf und zum Zehntensammeln „gegangen, und bin izt doch deine Frau. Was „brauchts den teufflischen Staat bey unsern Mäd„chen? Wenn ich des Jahrs nur einmal nach „Stuttgard komme, und sehe da die hochfri„sierten Damen mit all dem Gepimpel und Ge„pampel um den Kopf herum, so ist mirs alle„mal, als wenn ich den — Gott sey bey uns! in „Hübners zwey und funfzig auserlesenen „biblischen Historien sähe, wie er dem Herrn „Christus einen Stein hinbietet. Nein! nein! „meine Töchter sollen hübsch ehrbar und demü„thig gehen, wie sichs für Pfarrerskinder schickt, „die sich nicht der Welt gleich stellen sollen; „sie werden doch einmal einen Vikarius oder „Schreiber zum Manne bekommen, ob sie das

„Zeug tragen oder nicht. Herr Pfarrer, daraus „wird nichts!“

Aber sieh, liebes Röschen, wenn auch das nicht ist, ich kann nicht länger unter dem Spezieß stehen, es wäre mein Tod, ich muß um einen andern Dienst supplizieren.

„Was? gar um einen andern Dienst! ich „soll aus dem Orte weg, wo mein Vater selig „neun und dreissig Jahre gestanden, und sich so „viel Liebe bey seiner Gemeinde erworben hat, „daß wirs noch alle Jahre am Herbstrunk *) „spüren! aus dem Hause, wo mir alle Gelegen„heiten so bekannt sind, wie einer Maus ihr Loch „— und itzt soll ich mich wieder in ein anderes „Haus schicken lernen, wo ich vielleicht meine „Haushaltung nicht so gut einrichten kann! Hier „kenne ich den Boden in meinem Garten und auf „unsern Aeckern und Wiesen und in den Wein„bergen; ich weiß, wie jedes behandelt werden „muß. Das müßte ich in einem andern Orte „erst mit meinem Schaden lernen, und lernte es „wohl in einigen Jahren nicht. — Mann! thu's „nicht! ich sage dir, ich heulte mir die Augen

*) Herbstrunk heißt im Würtembergischen diejenige Probe von neuem Wein oder Most, den die Leute den Geistlichen oder den Beamten im Orte zu kosten geben.

„aus dem Kopfe, wenn ich dies Haus verlassen „müßte.“

Aber mußt du's nicht auch verlassen, wenn mir der Spezial die Schwindsucht an den Hals ärgert, und ich sterbe?

„Du mußt dir das nicht so zu Herzen neh„men. Du weißts ja: thue recht, und scheue nie„mand. Was kann er dir thun, wenn du dein „Amt ordentlich versiehst, die Kranken fleissig be„suchst, das Abendmal zu rechter Zeit verkündigst, „deine Predigten, Kinderlehren, und Betstunden „hältst, und deine Kirchenrelation vor Georgi „einschickst? Ich sag' dirs, du bists mir und dei„nen Kindern schuldig, diesen Gram nicht so zu „Herzen zu nehmen.“

Schon aus dem Tone, in dem die Frau Pfarrerin sprach, wird man abnehmen können, wer in diesem häuslichen Zwiste, so wie in den andern, die Oberhand behielt. Der Pfarrer, ein Mann von vieler Gelassenheit, ertrug nun die Verweise des Spezial so geduldig, als er konnte, und sie wirthschaftete mit so vieler Aufmerksamkeit auf alle Gegenstände der Landwirthschaft, daß sie jährlich gegen zehn Lämmleinsdukaten zur künftigen Aussteuer der Töchter zurücklegte, ziemlich viel Tuch

in Vorrath machen konnte, und im Keller lagen auch einige Stückfäßer Wein, und so lebten sie einige Jahre unter ihren gewöhnlichen Beschäftigungen dahin; sie, daß sie die Haushaltung und die Einnahme des kleinen Zehnten besorgte, und er, daß er neben seinen Amtsverrichtungen fleissig studierte; er hatte um so mehr Zeit dazu, je weniger ihn die Besuche seiner Amtsbrüder aus der Diöces störten, die nun sehr selten ihn, als einen Feind des Spezial, besuchten, aus Furcht, diesem zu misfallen.

Allein so gut er auch den Verdruß über diese Verfolgungen seines Vorgesezten zu unterdrücken suchte, so nagte ihn doch ein anderer heimlicher Kummer, und der war, daß er keinen Sohn hatte. Seit fast zweihundert Jahren, nämlich seit der Zeit, daß die Wirtembergische Theologen die Formulam Concordiae unterschrieben hatten, waren Hartmanne in dem Ministerium gewesen, und hatten der Kirche gedient. Ja sein Urgroßvater war gar Abt des Klosters Hirsau gewesen — und nun sollte kein Hartmann mehr in dem Adreßkalender als Pfarrer stehen; das war ihm etwas hartes, besonders, wenn er bedachte, daß nun die Stipendien, die die Hartmannsche Familie zu geniessen hatte, auf andere fallen sollten. Allein er hätte sich nicht so sehr gegrämt,

wenn er gewußt hätte, daß ihm doch noch ein Sohn beschert war.

Einst gieng er an einem schönen Abende des Augustmonat im Jahre 1746 in die Weinberge spazieren. Er fand zu seinem größten Vergnügen die Weinstöcke so voll, und die Trauben daran so schön und groß herabhängen, daß er viel heiterer nach Hause zurückkam, als ihn seine Frau seit vier Jahren gesehen hatte. Gleich den andern Morgen machte die Frau Pfarrerin ein gewisses mystisches Zeichen in den Kalender, dessen geheime Bedeutung nur sie verstund, und schenkte, von dieser Nacht an gerechnet, nach drey Vierteljahren ihrem Manne einen Sohn. Ich will die Freude des Pfarrers darüber nicht schildern, und nur das sagen, daß er den ganzen Tag, als ihm der Sohn geboren wurde, nicht wußte, ob ein Spezial in der Welt ist, oder nicht? Er weihete sein Kind der Kirche, und hieß es daher Samuel.

Um diese Zeit ereignete sich noch ein anderer Umstand, der sein Vergnügen erhöhete. Der Spezial erhielt eine Beförderung, die ihm niemand mehr von Herzen gönnte, als Hartmann, und nun dachte die Pfarrerin, ewig in ihrem Geburtsdörfchen bleiben zu können, und einmal neben ihrer Mutter begraben zu werden.

Aber so ists mit unsern Hofnungen! Wenn wir auf dem Gipfel derselben sind, so stürzt uns ein unerwarteter Umstand, oder gerade der, der uns darauf erhub, plötzlich wieder herab. Die gute Frau dachte, die Beförderung des Spezial würde sie nun in ihrer Pfarre ruhig lassen, und sie wars gerade, die sie daraus vertrieb. Vorher hatte er Lust zu ändern, und sie nicht. Bald werden wir sehen, daß sie ihm gar sehr anlag, um eine andere Stelle sich zu bewerben. Die Sache war die,

Die Frau des neuen Spezial war eine Tochter des alten Schulzen aus Hartmanns Pfarrdorfe; sie war mit der Pfarrerin aufgewachsen, und beide wußten nicht anders, als daß sie gute Freundinnen waren; denn eine alte geheime Eifersucht schienen beide vergessen zu haben. Allein sie schlief nur, um mit desto grösserer Heftigkeit zu erwachen. — Gleich bey der ersten Kirchenvisitation war die Spezialin zurückhaltender, als ehemals, und ließ sich ziemlich deutlich merken, sie hätte erwarten, die Pfarrerin, die sie freilich auf den Fuß der alten Bekanntschaft bewirthete, würde ihr mehr Ehre anthun. Doch schieden sie nicht im Verdrusse von einander. Aber wenige Tage darauf hörte die Pfarrerin, die Spezialin habe bey der Kirchenvisitation des nächsten

Derfes erstaunend gegen sie losgezogen — „das Zu„gemüse sey nur halb geschmelzt, und der Bra„ten nicht gar gewesen, und die Kinder seyen so „schlecht gekleidet, wie Bauerkinder, und haben so „geschrieen, und von allem zuerst verlangt, und „immer gerufen: noch mehr! und sie seyen gar „nicht gezogen. Den Wein habe ihr Mann „kaum trinken können; die ganze Haushaltung „sey, wie Kaiser Karls Rüstkammer; die „Pfarrerin meine Wunder, was sie für eine „Gärtnerin sey, und habe noch nicht einmal „Spargeln gehabt ꝛc." — und diese Reden giengen nun in der ganzen Diözes herum, daß die Pfarrerin täglich neue, vermehrte und verbesserte Nachrichten davon hörte, und nun hatte die scheinbare Freundschaft gar ein Ende, und der Krieg brach aus.

Wie konnte es aber auch anders seyn, als daß eine Freundschaft, die auf keinen andern Stüzen ruhete, als auf der Gewohnheit, mit einander umzugehen, durch die erste, kleinste Erschütterung, gleich einem Strohhalme, knickte und brach? Das ganze Verdienst der Spezialin war dieses, daß sie reich war, und um ihres Vermögens willen hatte sie der Spezial geheirathet. Als Schulzentochter hatte sie weiter keine Erziehung erhalten. Daher wurde sie schon stolz, als ihr Mann, so bald er

Pfarrer wurde, wirklich um sie freiete, und nun noch stolzer, da sie über die Pfarrweiber erhoben wurde. — Allein ausser dem Bauernstolze der Spezialin, hatte die Feindschaft mit der Pfarrerin noch eine andere geheime Quelle, die tiefer lag, und izt erst eigentlich hervorbrach. Der Spezial war, ehe er noch einen Dienst erhielt, Vikar bey der Pfarrerin ihrem Vater gewesen; sie hatte sich Rechnung auf ihn gemacht, und erwies ihm tausend kleine Gefälligkeiten. Er fand oft, wenn er in die Studierstube gieng, einen Strauß auf seinem Pulte; wenn er ein wenig unpäßlich war, kochte sie ihm gleich ein Zitronenmüschen oder Quitten. Wars nur ein wenig kalt, so besorgte sie ihm eine Wärmflasche ins Bette, und kam oft auf sein Zimmer, um etwas zu suchen, wenn sie nicht das geringste da zu suchen hatte. Desto mehr mußte sie es verdrießen, da sie sah, daß ihr der Magister nicht ins Garn gehen wollte, und vielmehr sein Netz nach des Schulzen Tochter, oder eigentlich nach den alten Thalern ihres Vaters, warf; sie konnte es daher der Spezialin desto weniger verzeihen, daß sie ihr nicht nur den Magister weggefischt hatte, sondern daß sie ihr izt sogar den Rang über sich geben mußte. Gleichwohl hatten beide den äusserlichen Anstand der Freundschaft beibehalten; denn die Schulzentochter war mit ihrem Manne weit entfernt, und

die Hartmannin fand bald darauf einen Tröster an ihrem Manne, der nun Vikar bey ihrem Vater wurde. Aber so bald beide Weiber wieder näher zusammen kamen, und sogar in einem verschiedenen Verhältnisse, das für die Pfarrerin demüthigend war, so konnte auch nicht mehr der Schein der Freundschaft beibehalten werden, um so weniger, da die Spezialin ihrem Mann auf die Kirchenvisitation ihres Geburtsdorfes hauptsächlich nur deswegen begleiten zu haben schien, um sich dem Dorfe, und hauptsächlich der Pfarrerin, in ihrem neuen Stande triumphirend zu zeigen.

Wenn Männer Krieg haben, so giebt es wohl einigen Lärmen, aber der Weiberkrieg setzt ganze Gegenden in Flammen. In kurzer Zeit redete man bey allen Kaffevisiten sechs Meilen umher von nichts, als dem Verdrusse, der sich zwischen der Spezialin und Pfarrerin erhoben hatte. Die Feindschaft wurde nun durch den Beitritt der Männer von beiden Seiten vergössert. Denn ungeachtet die Pfarrerin ihren Mann ehemals ermahnt hatte, sich die Verfolgungen des vorigen Spezial nicht zu Herzen gehen zu lassen, so ließ sie ihm doch itz keine Ruhe, bis er an ihrem Kriege mit der Spezialin Antheil nahm, und einen sehr spitzigen Brief in die Stadt schrieb. Die Antwort erfolgte in einem hohen Tone, und zugleich

lief ein Bericht von der respektswidrigen Begegnung des Pfarrers ins Konsistorium.

Die beiden Weiber lästerten nun über einander in allen Gesellschaften, aber die Pfarrerin zog den kürzern, und mußte daher, wenn Schneiders- oder Fleischersweiber aus der Stadt zu ihr kamen, sich so vieles ihr äusserst unangenehme wieder erzählen lassen — „das und das habe die Spezialin „in dem und dem Hause gesagt," — und sie konnte keinen Schritt mehr thun, der nicht von dieser wäre durchgehechelt worden, daß sie von nun an ihrem Manne anlag, einen andern Dienst zu suchen.

Sechs Stunden von dem Orte, auch in einer weinreichen Gegend, war ein einträglicher Dienst vakant geworden, um den der Pfarrer einkam. Weil er aber bey dem Konsistorium angeschwärzt war, erhielt er ihn nicht; dagegen wurde er, weil doch das Konsistorium das Aergerniß wegen des Streits zwischen den beiden Geistlichen heben wollte, und Hartmann lange genug schon auf seiner Pfarre gewesen war, auf einen andern Platz gesetzt, der etwas besser war, als der alte, aber nicht in dem Unterlande, sondern am Fusse der Alpen. Der Pfarrer mochte sichs verbitten, wie er wollte, er mußte seinen neuen Dienst be-

ziehen, und so kam er auf das Dorf, wo wir ihn zu Anfange dieses Kapitels gefunden haben, nämlich nach Gönningen, das an den Wirtembergischen Alpen liegt.

Zweites Kapitel.

Etwas aus einer Ehegeschichte.

Hartmanns Ehe war bisher eine der gewöhnlichen gewesen; sie war nach den gewöhnlichen Grundsäzen geschlossen worden, und konnte daher auch nicht anders als gewöhnlich seyn. Als sein Schwiegervater zur Zeit seines Aufenthaltes bey ihm starb, supplizierte die Gemeinde, man möchte demjenigen den Dienst geben, der die Tochter ihres alten lieben Seelsorgers heirathete, d. i. unserm Hartmann. Denn der alte Pfarrer hatte ihm auf dem Todbette bezeugt, er würde viel ruhiger sterben, wenn er seine Rosine versorgt wüßte. Hartmann war arm, und hatte schon gehört, daß die Bauern einkommen würden; er dachte, auf diese Art erhielte er etwas früher einen Dienst, und träte gleich in eine ordentlich eingerichtete Wirthschaft, und erklärte daher gegen den Alten, er wolle seine Tochter nehmen. Da nun nicht Liebe diese Heirath stiftete, so herrschte auch keine besondere Zärtlich-

keit in derselben. Beide Eheleute lebten vor andern ganz gut mit einander, und zankten sich dann, wenn sie allein waren. So lebten sie unter Zanken und Wiederversöhnen ihr Leben dahin, bis auf den Zeitpunkt, da der Sohn auf die Welt kam.

Gewöhnlicher Weise sehen die Kandidaten des Predigtamts, oder die Vikare, in kein Buch mehr, als in Lankischens Konkordanz, so bald sie einmal die Universität verlassen haben. Warum sollten sie auch fortstudieren? sie haben nun das theologische Examen überstanden, die Definitionen und Distinktionen aus Jägers oder Baiers Kompendium können sie auswendig, und sie sind nun auf dem Heerwege zu einer Pfarre, die ihnen nicht wohl fehlen kann, ausser allenfalls, wenn sie einem Mädchen in der Gemeinde zu scharf ins Auge gesehen haben sollten — und auch dann nicht, wenn sie Vettern von einem Konsistorialrathe sind. So bald sie daher aufs Land kommen, fangen sie an, ihren Pfarrern die Oekonomie zu führen, wiegen die Kinder, gehen mit der Tochter in den Dezem, helfen Rüben abschneiden, Kraut einmachen, Flachs hecheln, und Heu abladen, und bekümmern sich nichts mehr um die gelehrte Welt. Aber freilich sind sie daher in der theologischen Litteratur so fremde, als in den Südländern,

und wissen weiter nichts, als daß Semler und Heumann Ketzer sind, und glauben, ohne die Schriften weder des einen noch des andern gelesen zu haben, predigen auch wohl gegen solche Neuerungen ihren Bauern etwas vor, die dann nichts davon verstehen, aber sich desto mehr bey solchen Nachrichten kreuzigen und segnen.

Unter den Kandidaten dieses Schlags zeichnete Hartmann sich ein wenig aus; er las gerne, was es auch war. Da er nun einige Jahre vorher, ehe er zu seinem nachmaligen Schwiegervater kam, Informator bey den Kindern eines reichen Kaufmanns in K. gewesen, so hatte er da Gelegenheit gehabt, mit dem Physikus des Orts in Bekanntschaft zu kommen, der ihm nach und nach (Zimmermanns Erfahrungen, und sein Buch von der Ruhr, Tissots Schriften, des Nördlinger Gesners Sammlungen, und einige andere) allerhand gemeinnützige medizinische Schriften zu lesen gab. Hartmann las sie desto lieber, da ihn sein Beruf einmal auf das Land führen sollte, und er wohl wußte, wie gut es ist, wenn ein Pfarrer einige Kenntniß von den gewöhnlichen Krankheiten hat, weil er dadurch sich und seiner Gemeinde in Nothfällen, wo der Doktor zu weit entfernt ist, oder nicht gleich kommen kann, die größten Dienste leisten kann. Er hätte

gewiß auch seinen Kindern, als sie die Blattern hatten, selbst verordnet, wenn er nicht damals noch unter der Herrschaft zweier Weiber gestanden hätte, die es für eine Versuchung Gottes hielten, die Blattern habende Kinder nicht tief in die Betten zu stecken, und ein Lüftchen in die Stube zu lassen. Dafür mußte auch Hartmann dem Apotheker so viel Geld auszahlen, und konnte dem Spezial keinen Zuckerhut geben, und daher dann all das weitere Unglück!

Nebst Schriften dieser Art, hatte er auf Zureden des Doktors, der ein heldenkender Kopf war, und durch tägliche Erfahrung fand, wie verkehrt noch die Art, Kinder zu erziehen, ist, verschiedene Bücher von der bessern physischen Erziehung gelesen, und die Grundsätze davon so bewährt gefunden, daß er bey sich beschloß, seinen künftigen Kindern einmal weder Brey, noch Schlozer zu geben, noch sie schaukeln zu lassen.

Er machte ihr daher gleich in den ersten Monaten seines Ehestandes, als seine Frau den Beweis ihrer Fruchtbarkeit bald zeigte, seine Grundsätze bekannt. Liebste Rosine, sprach er, der Himmel segnet unsre Ehe, und du wirst mir bald einen Sohn oder eine Tochter schenken. Daher will ich dir nun sagen, wie ich glaube, daß wir unser

Kind am beſten erziehen können, damit es geſund bleibt, und von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten weniger heimgeſucht wird.

„Ha! ha! ha! das willſt du mir ſagen? „Dieſe Belehrung erwarte ich nicht von dir, ſondern von meiner Mutter.“ — Sie lebte damals noch. —

Die wird ihren Enkel erziehen wollen, wie dich, mit Brey und —

„Ja, willſt du denn deinen Kindern keinen „Brey geben?“

Nein!

„Und was denn?“

Dünn verkochte Suppen — beſonders von Zwiback.

„Ha! ha! ha! Iſt das ein Einfall, daß es „einem nicht lächerlicher träumen könnte! Meinſt „du denn, du könneſt einem Wochenkinde Suppe „hinunterbringen? Kaum bringt man ihnen den „Brey hinunter. Man muß da noch den klei„nen Finger dazu nehmen.“ —

Aber der Brey liegt ihnen ſo ſchwer in dem Magen, daß viele Blähungen, Gichten und an-

ders konvulsivische Bewegungen davon her: kommen.

„Was hab' denn ich bekommen, und was „du? und wir sind beide da! Geh, geh mit sol„chem Zeuge! ich erziehe mein Kind, wie meine „Mutter mich erzogen hat, und gebe ihm des „Tages dreimal richtig seinen Brey, und schreit's, „so stecke ich ihm den Schlozer ein. —"

Ja, mein Kind, der Schlozer ist eben so schädlich als der Brey; er macht den Kindern zu viele Säure in dem Magen. —

„Ha! ha! — Doch ich sollte nicht lachen; „ich weiß nicht, Mann, obs recht richtig mit dir „ist. Du hast doch keine Hitze?"

Ich phantasiere nicht; es ist mein Ernst, was ich sage, daß ich nicht gesonnen bin, meine Kinder weder Brey essen, noch schlozen, noch wiegen zu lassen.

„Was? gar auch nicht wiegen? Hilf ewiger „Gott! was wird das für eine Kinderzucht wer„den! — und was hast du denn gegen das Wie„gen, wenn ich fragen darf?"

Es macht die Kinder dumm; ihr zartes Gehirn wird durch das Hin- und Herschaukeln so erschüttert, daß sie —

„Ein schönes Kompliment für mich! ich bin „auch gewiegt worden!“

Du bist gescheid, liebe Frau, aber du hättest noch mehr Verstand —

Aber sag mir nur: was willst du mit den „nen Kindern anfangen, wenn sie nicht schlafen „wollen, und ich habe die nothwendigste Verrich„tung im Hause zu thun? Kann nicht das „Schmalz darüber ins Feuer laufen, und das „Haus abbrennen? — und wenn sie schreien, „womit willst du sie stillen, wenn du ihnen keinen „Schlozer giebst?“

Mit dem, was die Natur dazu verordnet hat, mit der Muttermilch — und allenfalls schadets auch nichts, wenn sie ein wenig schreien. Das ist ihnen oft gesund, es ist fast die einzige Art der Bewegung, die sie haben.

„Tyrann! wenn ich gewußt hätte, daß du „den Grundsaz hast: man soll die Kinder schreien „lassen! du wärst mir gewiß zehn Schritte vom „Leibe geblieben. Die armen Würmerchen! man „soll sie schreien lassen! wie kannst du das ver„antworten! Sag mir nichts mehr davon, oder „— —“

Die Pfarrerin lief gleich zu ihrer Mutter, und erzählte ihr die Grundsäze ihres Mannes mit Schluchzen, und als das nächstemal die Schulzin und die Schulmeisterin bey ihr waren, wurde der arme Mann so überschrieen, daß er nicht zum Worte kommen konnte. Ja er gerieth fast in den Verdacht der Kezerey bey seiner Gemeinde, als die Schulzin und Schulmeisterin seine Grundsäze den andern Weibern verkündigten. Das ganze Dorf kam in Aufruhr. Seine Schwiegermutter sagte ihm ins Gesicht: er solle nur nicht sagen, daß er ihr Schwiegersohn sey, wenn er noch ein Wort davon erwähnte; und als vollends das Kind, das seine Frau gebar, ein Mädchen war, so durfte ers gar nicht wagen, bey der Erziehung etwas darein zu reden; denn man sagte ihm gleich: Männer verstünden nicht das geringste von der Erziehung der Töchter; das sey die Sache der Mütter, und sie seyen alle so groß und stark geworden ꝛc.

Der Pfarrer war allen diesen Weibern, besonders den zweien, die er in seinem Hause hatte, nicht gewachsen; er ließ sie also mit seinen Töchtern anfangen, was sie wollten. Die Mädchen verschlozten alle Woche ein Pfund Zukerkand, und sprungen noch mit den Lumpen im Maul auf der Gasse herum, und wenn sie die Blähungen, die

ihnen der Brey machte, schreien hiessen, wurden sie herumgeschaukelt, daß der Boden zitterte. Hartmann schwieg, wiewohl es ihm wehe that, allein er hatte sich fest vorgenommen, wenn ihm der Himmel einen Sohn schenkte, sein Recht über die Erziehung seiner Kinder zu behaupten, und ihn nach seinen Grundsäzen erziehen zu lassen.

Als seine Frau acht Tage Wöchnerin war, überfiel sie das Frieſel; daher hielt der Mann mit seinen Grundsäzen zurück, um sie zu schonen; aber sie war bald ausser Gefahr. Kurze Zeit darauf starb seine Schwiegermutter, die bey der Krankheit ihrer Tochter sich durch Wachen zu sehr entkräftet hatte, und nun war der Zeitpunkt, wo Hartmann sich in den Beſiz seines Ansehens sezen mußte, oder es war für ihn auf ewig verloren. Noch einmal suchte er seine Frau von der Richtigkeit seiner bessern Grundsäze zu überzeugen, aber es gelung ihm eben so wenig; nur verwarf sie sie nicht mehr so ungestüm, weil sie den Beistand ihrer Mutter vermißte. Dies merkte sich der Pfarrer, und beschloß daher, durch eine Machthandlung sein Ansehen herzustellen.

Als seine Frau den andern Tag im Garten war, warf Hartmann den Breitopf zum Fenster hinaus, die Schlozer ins Feuer, und von den

Wiegen ſchlug er die Läufe ab. Das älteſte Mädchen ſprung in den Garten herab: „Mama, „der Papa wirft alles zum Fenſter hinaus, und „ins Feuer, und haut Tiſch und Bänke zuſam„men.“ Die Pfarrerin lief herauf, und fragte ihren Mann um die Urſache: „Ich will meinen „Sohn, ſprach er, nach meinem Kopfe erziehen, „und von nun an verbitte ich dir, ihm Brey „oder Schlozer zu geben. Daß du ihn nicht „wiegen kannſt, dafür habe ich geſorgt.“ O du Rabenvater! willſt du deine Kinder umbringen! Nein, ich kans nicht thun; du kanſts vor Gott nicht verantworten, ich gebe dirs auf dein Gewiſſen — und ſo giengs fort, bis ſie ſich müde gezankt hatte; denn der Pfarrer ſas philoſophiſch in ſeinem Lehnſtuhle, las in einem Buche, und antwortete keine Sylbe, und das verdroß ſie am meiſten.

Er hatte die Suppe, wie ſie gekocht werden ſollte, ſchon beſtellt, und der junge Samuel as ſie; er ſchrie anfangs nach ſeinem Schlozer, aber bald nicht mehr. Die Pfarrerin ſträubte ſich noch einigemal gegen das Joch, das ſie ſich von ihrem Manne aufgelegt glaubte; aber als ihr Mann ihe drohete, ſo lange ſie noch murrte, in ſeiner Studierſtube allein zu ſchlafen, ergab ſie ſich nach und nach, und wurde ſo zahm, wie ein Täubchen;

um so mehr, da sie sah, daß ihr Kind, dem man vorher alle Augenblicke ein Säftchen gegen die Verstopfungen holen lassen mußte, sich ganz wohl befand, und bey seiner neuen Diät groß und stark wurde.

So hatte der Pfarrer seinen Erziehungsplan mit seinem Sohne durch seine Standhaftigkeit glücklich durchgesezt, und nun hatte er zehnmal gröss sere Freude an seinem Samuel. Als der Junge entwöhnt war, trank er Milch und Wasser, anfangs lau, nach und nach kälter, zulezt kalt, wurde fleissig gebadet, bekam nichts hiziges und nichts fettes, keinen Kaffee, kein Fleisch ꝛc. sondern nur leichte Speisen, und wußte daher von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten nichts.

Als er gröſſer wurde, und anfieng, Verstand zu zeigen, gieng der Pfarrer oder seine Frau fast ganz allein mit ihm um; denn Hartmann hatte es zum Gesezze gemacht, daß das Kind so wenig als möglich unter den Händen des Gesindes seyn sollte, von dem sie nur Unarten lernen, abergläubische Begriffe und Vorurtheile einsaugen, und in der Diät verdorben werden. Besonders hielt er darob strenge, daß dem Kinde sein Wille nicht allezeit auf der Stelle erfüllt wurde. „Frau, „sprach er, manche Eltern beklagen sich darüber,

„daß ihnen ihre Kinder so vielen Verdruß bey
„der Erziehung machen, und sie sind größtentheils
„selbst schuld daran. So lange sie noch klein
„sind, und zuweilen schmeicheln, oder etwas ge-
„scheides sagen, oder etwas artiges thun, sind die
„Eltern, und hauptsächlich die Mütter, so in das
„Kind verliebt, daß sie ihm nichts abschlagen kön-
„nen. Erhalten die Kinder nicht mit Lächeln,
„was sie wollen, so fangen sie an zu weinen, und
„dann wissen die Eltern ihren Willen nicht ge-
„schwinde genug zu erfüllen. Dies ist ein gros-
„ser Fehler von sehr schädlichen Folgen. Die Kin-
„der, so wenig sie noch Verstand zu haben schei-
„nen, merken sichs nach und nach: „wenn du
„liebkosest, oder noch mehr, wenn du weinst, kanst
„du alles erhalten," — und nun wirds doppelt
„schwer, wenn sie grösser und verständiger sind,
„ihren Willen zu brechen; sie können nicht unter-
„scheiden, daß es nicht mehr die alten Zeiten sind,
„und sehen nicht ein, daß man sie izt nicht mehr
„mit so vieler Nachsicht und Nachgiebigkeit be-
„handeln darf, und wollen daher noch alles, wie
„ehemals, erschmeicheln oder ertrozen; denn der
„erste Eindruck bleibt tief, und läßt allezeit eine
„Narbe zurück. Daher wollen wir unser Kind
„so erziehen, daß es nicht an den Gedanken ge-
„wöhnt wird: man muß alles thun, was du ha-
„ben willst. Ich versichere dich, liebe Frau, daß wir

„alsdann in der Folge weniger mit seinem Eigen-
„sinn werden zu kämpfen haben. Nimms da-
„her nicht gleich auf den Arm, wenns aus seinem
„Stühlchen will, besonders nicht, wenns schreit.
„Gieb ihm nicht gleich in die Hand, wornach es
„dich hindrückt. Gieb nicht gleich nach, wenn
„es etwas nicht will. Mit einem Worte, erfülle
„ihm izt seinen Willen weniger, damit du nicht
„in der Folge gezwungen bist, ihn zu erfüllen.“

Ungeachtet nun Hartmann seine weitern Grundsäze ihr öfters deutlich und überzeugend bekannt machte, so hielt es doch schwer, sie ganz in seinen Gesichtspunkt hinein zu stellen. Er hatte sehr viele Mühe, ihr das unzeitige Erschrecken abzugewöhnen. Wenn das Kind in Gefahr war, sich den Finger am Ofen oder Licht zu verbrennen, oder sich mit der Gabel zu stechen, oder zu fallen, so schrie die Mutter, wie wenn das Unglück schon geschehen wäre; darüber erschrak das arme Kind, das von keiner Gefahr wußte, und fieng izt erst an zu schreien, oder that sich izt erst Schaden. Aber wenige Tage darauf war die Pfarrerin durch ein Unglück von der Richtigkeit der Lehre ihres Mannes überzeugt. Des Nachbars Mädchen, ein Kind von fünf Jahren, war in der Stube zum Fenster hinaus auf das steinerne Gesimse vor demselben gestiegen, stund ganz frey da, und

ſah munter auf die Gaſſe hinab. Die Mutter kam zur Thüre herein, ſah das Kind vor dem Fenſter, ſchrie: Herr Jeſus! — das Mädchen erſchrack, und fiel herab. „Nun ſiehſt du, ſprach „der Pfarrer, wie viel das unzeitige Erſchrecken „ſchadet. Hätte die Frau nicht ſo einen Schrey „gethan, und wäre ſachte zum Kinde hingegan„gen, um es herein zu ziehen, es lebte noch.“

Beſonders wollte ſie ſich auch davon nicht überzeugen laſſen, daß man z. E. das Kind ſich die Finger am Lichte ein wenig verbrennen laſſen muß, damit es daran gewöhnt wird, das für wahr zu halten, was ſeine Eltern ihm ſagen, und ſich vor dem zu hüten, wovor ſie es gewarnt haben. Die Eltern haben öfters geſagt: Kind, kömmſt du dem Lichte zu nahe, ſo thut dirs wehe; es glaubt die Warnung nicht, oder vergißt ſie, fährt ins Licht, und verbrennt ſich. Itzt fühlts, daß man ſich in Acht nehmen muß vor dem, wovor die Eltern warnen, und wird das Feuer ſcheuen, das ihm vorher ſo wohl gefiel. Iſt das Kind erwachſen, und es gefällt ihm ein Laſter, das es ins Unglück ſtürzte, ſo wird ſichs erinnern: „folgſt du deinem Willen, ſo geht dirs „nicht gut; deine Eltern haben dirs vorausgeſagt.“ Denn keine Zeit kann den Eindruck des zum erſtenmal verbrannten Fingers auslöſchen, noch

weniger, wenn das Kind die öftere sinnliche Erfahrung gemacht hat, daß es allemal eintraf, was die Eltern vorhergesagt haben. Hingegen wird es niemals moralischen Warnungen gehorchen, wenn es nicht zuerst sinnlichen Warnungen zu gehorchen gelernt hat; mithin bewahrt es dieser kleine physische Schade, den Eltern voll wahrer Zärtlichkeit gegen die Kinder als ein nothwendiges Uebel ansehen, vor künftigem grössern Schaden, vor moralischem.

Wenn nun Hartmann seiner Frau dergleichen Gedanken vorsagte, so gerieth er oft bey ihr in den Verdacht, er liebe seine Kinder nicht sehr. Allein er war überzeugt, daß er sie mehr wahrhaftig liebte, als seine Frau; denn er sah immer in die Zukunft, was eine falsche Zärtlichkeit, von der man izt nicht glaubt, was sie für schlimme Folgen nach sich zieht, für üble Wirkungen bey Kindern hervorbringt, und blieb daher bey allen Vorwürfen der Hartherzigkeit gelassen.

Auf diesem Fusse stunden die beiden Eheleute mit einander, nämlich, daß der eine Theil immer etwas neues verlangte, und der andere es ungern that, bis Samuel ungefähr sechs Jahre alt war. In diesem Alter zeigte er sehr viel Verstand und [illegible]haftigkeit, gehorchte gröstentheils auf den Wink

oder einen Blick, blühete immer Rosen gleich, und machte seinem Vater, noch mehr seiner Mutter, viele Freude; indessen seinen Schwestern alle Augenblicke etwas fehlte, oder sie so unartig waren, daß sie nicht eher ruheten, bis sie die Ruthe bekommen hatten. Und nun war Hartmann gerechtfertigt, und seine Grundsätze mit ihm.

Einst saßen beide Eltern auf einer Rasenbank im Garten hinter dem Hause, und sahen den Spielen ihrer Kinder zu. Von ihren Töchtern — sie hatten nur noch zwei, die andern waren an den Zähnen und andern Kinderkrankheiten gestorben — hatte die ältere ihr Vesperbrod noch ganz; denn sie sparte es gemeiniglich, um ihre Geschwister damit zu reizen, wenn diese es verzehrt hatten. Die Jüngste war damit fertig, und hatte noch Hunger, denn sie war im Grase herumgesprungen, und bat ihre Schwester, ihr etwas davon mitzutheilen. „Warum hast dus nicht gespart, wie „ich? sagte die Aelteste; so hättest du noch! ich „gebe dir nichts." Aber ich gebe dir, sagte Saamelchen, da brech! aber ich habs nur noch halb. — Die Eltern sahen und hörten alles, und nun umarmte die Pfarrerin ihren Mann, vielleicht zum erstenmal mit dieser zärtlichen Wärme. Mann! sprach sie, verzeihe mir, daß ich mich dir ehemals so sehr widersetzt habe! Hätte ich dir nur

auch bey unsern Mädchen gefolgt! Aber meine Mutter — —

„Still! still! antwortete Hartmann, laß sie „ruhen; es ist mir nur lieb, daß du bekehrt bist.“

Von dieser Zeit an, und vorher noch eine Zeitlang, lebten beide Eheleute viel zufriedner mit einander; ja Samuelchen, dessen Geburt die Mutter im Anfange bey Ausbrüchen ihres Unwillens fast verwünscht hatte, fieng nun an ihr Liebling zu werden, und wenn in der Folge Streit zwischen ihm und den Mädchen entstund, gab sie ihm gemeiniglich Recht. Der Leser wird dieses desto weniger unwahrscheinlich finden, da bekannt ist, daß die Mütter die Söhne, besonders wenns nur Einer ist, immer lieber haben, als die Töchter — dies muß doch in dem Hange liegen, den die Natur dem andern Geschlechte zu dem unsrigen eingegeben hat — und dann, daß sie Kinder desto mehr lieben, je mehr Mühe sie bey der Geburt, oder der ersten Erziehung, gekostet haben.

Drittes Kapitel.

In welchem der Leser Anfangs ein wenig zurückgeführt, alsdann aber wieder in das Geleis der Geschichte eingeleitet wird.

Als Hartmann aus dem Unterlande auf die rauhe Alpen ziehen sollte, so wäre er Anfangs lieber nach Pensylvanien gezogen; so sehr war er gegen diese obere Gegenden Wirtembergs eingenommen! Aber die Pfarrerin glaubte gar in den Tod zu gehen. Denn man hatte ihr erzählt, es seyen so unfreundliche Gegenden, man habe an vielen Orten kein Wasser, als in Zisternen, und man schenke der Pfarrerin frisches Quellenwasser, das oft eine oder zwei Stunden weit herbeigeführt würde, ins Kindbette; es wachse nicht einmal recht Korn, und wenn in andern Gegenden Frühling sey, haben die Alpenbewohner noch Winter; die Leute seyen so grob und unmanierlich, und was dergleichen schreckliche Nachrichten noch mehr waren. Besonders bange hatte man ihr vor dem Orte selbst, den sie beziehen sollte, gemacht; es seyen nichts als Hexen darinnen, und wenn die Leute dem Pfarrer feind seyen, so könne ihm nichts gedeihen. Daher fuhr sie in der ersten Zeit oft erschrocken im Bette auf: „Mann, ich „werde gedrückt!“ wenn sie einen schweren Traum gehabt hatte. Oft wenn eine Katze etwas in der

Küche umgeworfen hatte, oder eine Kuh im Stalle schrie, weckte sie ihren Mann: „hörst das nun?“ — Allein eben deswegen, weil sie vor den Leuten sich furchte, begegnete sie jedermann liebreich und freundlich, damit sie ihr nichts Leids thun sollten, und fand nun nach und nach, daß die alten Weiber dieses Dorfs so gut ehrlich sind, als an andern Orten. Denn es wurde in keinem Hause geschlachtet, daß man ihr nicht das beste Stück Fleisch und Würste brachte. Nach dem Dezem durfte sie fast niemand schicken; die Leute lieferten ihn so redlich ins Haus, wie wenn ihn die Pfarrerin selbst genommen hätte; sie lernte also einsehen, daß die Leute zwar etwas rauh in ihren Sitten sind, aber es doch aufrichtig meinen, und gegen ihren Pfarrer sich dankbar beweisen. Sie verlor daher alle Furcht vor ihnen, und fuhr nicht mehr im Schlafe auf, und weckte auch ihren Mann nicht mehr.

Eben so fand sie auch die übrigen Punkte, wegen deren ihr vor den Alpen grauete, widerlegt. Ihr Ort hatte frisches Wasser, und brachte Korn genug, so wie andere Gegenden der Alpen, hervor. Denn wenn gleich das Land rauh und unfruchtbar scheint, und z. E. die Aecker fast überall mit Steinen wie bedeckt sind, so kömmt doch das Korn in diesen steinigten Gegenden recht gut fort.

Die Hälmchen drängen sich zwischen den Steinen hervor, ohne in ihrem Wachsthum gehindert zu seyn. Ja, die auf den Aeckern liegende Steine scheint die Natur mit wohlthätiger Hand dahin gestreut zu haben. Die Steinchen halten die Wärme im Boden zurück, und schützen den Saamen vor der Kälte. Kömmt alsdann die Sonnenhize gleich etwas später, so wird das Korn doch zu rechter Zeit reif, weil die auf den Steinen auffallende und zurückgeworfene Strahlen eine gedoppelte Wirkung thun. Der Frühling kam zwar später, und die Pfarrerin konnte nicht mehr so früh in dem Garten arbeiten — sie verstund sich vollkommen auf das Pflanzen der Küchengewächse — aber wenn die Wärme kam, so wirkte sie desto stärker, und es wuchs alles desto schneller. Mit Einem Worte, da ihr anfangs nur dieses die Alpen nicht ganz unausstehlich machte, daß sie weit von der Spezialin entfernt lagen, so war sie mit der Zeit um der Einwohner selbst willen gerne da.

Auch den Pfarrer führte die natürliche Beschaffenheit der Gegend auf eine neue Beschäftigung, und bot ihm ein Vergnügen an, das ihm das Unterland nicht geben konnte. Schon die Schwäbischen Alpen, aber freilich die Helvetischen noch mehr, sind so reich an Naturalien, z. E. Versteinerungen, seltenen Kräutern u. s. w., daß sie

auch den, der vorher keinen Geschmack daran hatte, und nun in diese Gegenden kömmt, zur Kenntniß der Naturseltenheiten reizen. Besonders hat Gänningen das bekannte Rebelloch in seiner Nachbarschaft, das die Neugierde des Naturforschers desto mehr erregen muß, je weniger es untersucht zu seyn scheint. Daher gieng der Pfarrer fleißig spazieren, und sammelte sich ein kleines Naturalienkabinet, aber freilich hauptsächlich nur aus dem Mineral- und Steinreiche.

Ausser diesen Beschäftigungen und seinen Amtsverrichtungen widmete er die meiste Zeit der Erziehung seines Samuels. Denn er hatte sich vorgenommen, ihn, so lang' er ihn bey sich behalten konnte, selbst zu bilden. Daher redete er selbst mit seinem Kinde, sobald es anfieng, auf die Gegenstände umher, z. E. auf den Vogel, der in der Stube hieng, oder auf die Täubchen, die vors Fenster kamen, oder auf einen kleinen Schooshund zu merken. Allein er redte mit ihm ordentlich, vernehmlich und deutlich, weil er von der lächerlichen Gewohnheit derjenigen Eltern entfernt war, die mit ihren Kindern eben so kindisch reden, als sie — eine Gewohnheit, deren Grund er gar nicht begreifen konnte! denn diese Eltern werden sich doch nicht einbilden, ihr Kind verstehe sie besser, wenn sie die Wörter radebrechen. — Weil

Samuels Eltern ſelbſt mit ihrem Kinde vernünftig umgiengen, ſo fieng auch ſein Verſtand bald an, ſich zu entwickeln, und mit dem halben Jahre brachte er die erſten Töne hervor.

Was Hartmann und ſeine Frau für eine Freude hatten über dieſe erſten Töne, das können nur Eltern fühlen. Für andere iſt jede Beſchreibung verloren. Wenn Samuelchen anfieng zu kaudern, ſo war ſein Vater viel aufmerkſamer darauf, als wenn der Fürſt mit ihm redte — und als er das erſte vernehmliche Pa-pa hervorbrachte, ſo triumphirte Hartmann über ſeine Frau, die erwartet hatte, er ſollte zuerſt Mama ſagen, und die es faſt ſo verdroß, daß ſie ihren Mann darüber beneidete.

So bald das Kind anfieng zu laufen — dies geſchah, da es kaum ein Jahr alt war; denn die beſſere phyſiſche Erziehung hatte ſeine Knochen geſtärkt — ſo führte ihn ſein Vater ſelbſt an der Hand, und nahm ihn, da er einige Jahre älter war, mit auf ſeine Spaziergänge, fieng ihm Schmetterlinge, und band ſie ihm an Zwirn, und der Junge jauchzte, wenn er den kleinen Vogel ſo herumflattern ſah.

„Biſt du gern in die Stube eingeſperrt, Samuel, wenn du Luſt hätteſt, in den Garten zu „ſpringen?“

Nein, Papa!

„Meinſt du, der Vogel ſey gern an deinem „Zwirnsfaden angebunden, und laſſe ſich gern von „dir halten?“

Das weiß ich nicht!

„Siehſt du, wie er herumflattert, bald rechts, „bald links? Warum meinſt du wohl, daß er das „thut?“

Ich glaub', er will fort.

„Alſo ſiehſt du, er läßt ſich nicht gern von „dir halten, und es iſt ihm ſo unangenehm, als „es dir iſt, wenn man dich in die Stube einſperrt, „und du möchteſt gern in Garten.“

Ich laſſ' ihn wieder fliegen — und mit dem Worte öffnete er die Hand.

„Aber du hätteſt ihn erſt losbinden ſollen! „Man muß eine Wohlthat nicht nur halb „thun!“

Das iſt auch wahr, antwortete Samuel, und nun reuete es ihn, daß er dem Schmetterlinge ſeine Freiheit nicht ganz gegeben hatte.

Ein andermal flocht ihm ſein Vater einen Kranz von Blumen, oder hob ihn in die Höhe

daß er sich selbst einen Apfel brechen konnte, oder ließ ihn auf einen Gaul sezen, oder stellte sich, als ob er mit ihm in die Wette liefe, kurz machte ihm auf den Spaziergängen so viel Vergnügen, daß Samuel allemal auf die Studierstube kam: „Papa, 's ist schön draussen!“ indessen andere Kinder sich vor nichts mehr scheuen, als vor dem Befehl, mit ihren Eltern spazieren zu gehen, weil die meisten andern Eltern so strenge, oder so wunderlich ernsthaft sind, daß sie glauben, ihre Kinder müssen so gesezt spazieren gehen, als ein Mann von vierzig Jahren, und ihnen alle Augenblicke zurufen: Laß den Stein liegen! sieh vor dich hin! spring nicht so! fall nicht! rühr die Blume nicht an! schrey nicht! — und dadurch machen sie, daß ihren Kindern ihre Gesellschaft verleidet.

Dieses Vergnügens, das Samuel an dem Spazierengehen mit seinem Vater fand, bediente sich dieser in der Folge, da der Junge ungefähr sieben bis acht Jahre alt war, theils ihm seine Zufriedenheit zu bezeugen, und ihn für seine gute Aufführung zu belohnen, wenn er ihm erlaubte, ihn auf seinem Spaziergange zu begleiten, theils ihm nach und nach spielend die ersten Kenntnisse beizubringen. Wenn sie am Bache mit einander saßen, machte der Vater, wie zum Zeitvertreib, mit seinem Stocke allerhand Figuren in den Sand,

erſt unbedeutende, mit der Zeit Buchſtaben, und Samuel machte ſie mit ſeinem Stäbchen nach. Dann lehrte er ihn die Töne, die man mit dieſen Figuren verbindet, anfangs einzeln, dann zwey, dann drey zuſammen. Wenn Samuel heim kam, erzählte er ſeiner Mutter, und ſprang an ihr hinauf: Heut hab' ich wieder etwas malen gelernt. „Und was denn?“ Dann zeigte er ihr die Figur auf dem Stubenboden, und es war ein Buchſtabe. So lernte er ſchreiben und leſen, und wußte ſelbſt nicht, daß ers gelernt hatte, bis man 's ihm ſagte, und ihm nun eben die Figuren, die er in dem Sand zu ziehen gelernt hatte, auch in Büchern zeigte, oder auf eine ſchwarze Tafel malte. Denn Hartmann hatte die Abſicht, die er bey dieſen Uebungen hatte, nicht geſagt, ſondern nahm nur zum Vorwande, er wolle ſich an den Bach ſetzen, weil er müde ſey. Daher gieng er auch nicht allemal an den Bach, ſondern bald in das Thal, bald auf einen Berg. Sas er mit ſeinem Sohne am Stöffelberge, dann ließ er ihn umherſchauen, die untergehende Sonne ſehen, oder das Wimmeln und Weben der Geſchöpfe bemerken, oder die Emſigkeit der Landleute betrachten, oder den am Himmel fortziehenden Wolken, oder den Storchen nachſehen, oder mit den Lämmern, die am Berge weideten, ſpielen, und lehrte ihn dann jedesmal, wozu ihm die Natur Gelegenheit gab.

Dann bildete ſich Samuel erſtaunend viel ein, wenn er nach dem Abendeſſen vor ſeiner Mutter, die ſich ſtellte, als ob ſie alles zum erſtenmal hörte, ſeine Wiſſenſchaft auskramen, und ſeinen Schweſtern es wieder ſagen konnte, was ihm der Vater geſagt hatte.

„Ja, das hätteſt du ſehen ſollen, Lottchen, „wie der Storch den Froſch im Schnabel trug, „und wie er damit dem Neſte zueilte, und wie „ſeine Jungen ihm entgegenklapperten, da ſie ſahen, daß ſie etwas zu freſſen bekämen. — „Aber, Papa, was hat denn der arme Froſch „gethan, daß er ſich da vom Storch muß freſſen „laſſen?“

Hat dir die Wurſt, die du heute Abend gegeſſen haſt, geſchmeckt?

„O ja! ich bin auch ein wenig müde gewor„den, den Stöffelberg hinauf.“

Aber was hat dir das Schwein gethan, von dem die Wurſt war, daß du ſo gern einen Theil von ihm aſſeſt?

Samuel. Es hat mir nichts gethan.

Hartmann. Und du haſt die Wurſt von ihm doch gern geeſſen?

Samuel. Ja, weil sie mir geschmeckt hat.

Hartmann. Und dem Storch schmeckt der Frosch.

Samuel. Aber schmeckt ihm das andere Thier auch, das er bald darauf wieder in sein Nest trug? es war länger, als eine unserer Bratwürste.

Lottchen. O das war eine kleine Schlange.

München. Eine kleine Schlange hat er über dir weggetragen! mir wärs todtangst gewesen, er möchte sie auf mich herunterfallen lassen.

Hartmann. Du gutes Kind! was der Storch einmal hält, das hält er fest genug. Denn es wäre ihm leid, wenn ihm ein Thier entgienge, das er so gerne frißt.

Samuel. Also der Storch frißt gerne Schlangen! Pfui!

München. Mich schauert, wenn ich nur daran gedenke.

Hartmann. Sey froh, München, daß er Ottern frißt — so nennt man die kleinen Schlangen — du fürchtest dich so sehr für diesen Thieren; aber du hasts itzt nicht nöthig. Der Storch

fängt ſie alle weg, und du kanſt nun ſicher im Graſe ſpielen.

Samuel. Das iſt ein braver Storch! ich hätte mich nicht mehr im Graſe gewälzt, wenn mir der Papa das nicht geſagt hätte. O ich will dem Storch ein Neſt auf den Baum vorm Fenſter machen, daß er bey uns ſich niederläßt. Was macht er auch auf dem Kirchdache?

Hartmann. Die Mühe kanſt du dir ſparen; er wird dein Neſt nicht beziehen.

Samuel. Und warum nicht? ich will ihm Federn und Wolle und andere Sachen darein thun, daß er ſeine Jungen weicher legen kann, als auf die Ziegeln.

Hartmann. Der Storch, mein Sohn, baut ſein Neſt in die Höhe, und kömmt dir daher nicht auf den niedrigen Baum vor dem Fenſter.

Samuel. Ja könnte es denn nicht tiefer herunter machen?

Hartmann. Aber ſtell dir einmal vor, es machen alle Vögel ihr Neſt auf niedrige Bäume oder an niedrige Oerter, würden ſie Plaz haben? Daher hat es Gott ſo verordnet, daß der eine Vogel ſein Neſt auf hohe Bäume, oder auf höhere

Oerter, der andere ins Gesträuche, der dritte ins Gras, der vierte in unsere Häuser, der fünfte in Hölen macht, und so jeder an einem andern Orte. Meinst du, sie hätten sonst alle Plaz?

Samuel. Warum nicht?

Hartmann. Nun so stell dir vor, der Schulze, und der Schulmeister, und der Anwald, und die Richter, und der Schüz sollten alle in unserm Hause wohnen; glaubst du, es wäre Plaz genug in unserm Hause?

Samuel. Nein!

Hartmann. Und du glaubst doch, die Vögel hätten alle Plaz, wenn sie nur auf Einer Art von Bäumen wohnten?

Samuel. Aber es giebt ja so viele Bäume, die in der Höhe unsers Nußbaums vor dem Fenster sind.

Hartmann. Aber es giebt auch noch mehrere Vögel. Du gutes Kind, du kennst sie eben noch nicht alle.

Samuel. Sperlinge, Schwalben, Finken — — Tauben — —

Hartmann. Weiter.

Samuel. Ich weiß keine weiter.

Lottchen. Die Staaren, die der Mama den Salat abfreſſen —

Minchen. Und die Eichhörnchen —

Samuel. Ha! ha! du weißts recht. Das ſind keine Vögel.

Minchen. Sie ſind ja auf den Bäumen.

Samuel. Aber können ſie denn fliegen?

Minchen. Jzt fällt mir ein — Fledermäuſe, wovon geſtern Nacht eine in unſere Kammer kam.

Hartmann. Das war recht, Minchen! — und nun weiter: Hänflinge, Droſſeln, Amſeln, Eulen, Kukuke, Reiger, Falken, Raben, Spechte —

Samuel. Ja, das ſind freilich viele.

Hartmann. Das iſt nicht einmal genug; ich weiß dir nicht gleich alle zu nennen. Und dann bedenke, wie viel es nur von jeder Gattung giebt! Du haſts ja ſchon geſehen, wie viel nur Sperlinge um des Pachters Speicher herumfliegen! Jzt rechne einmal!

Samuel. Ja, das hab' ich nicht gewußt.

Hartmann. Du weißt freilich noch vieles nicht. Z. E. weißt du, was das für Fleisch war, das du heute Mittag gessen hast?

Samuel. Es war Kühfleisch.

Minchen. Ha! ha! ha! Izt kann ich dich wieder auslachen, daß du's für Kühfleisch hältst. Es war ja Lammfleisch, junger Herr!

Hartmann. Du weißts auch recht.

Minchen. Ja, Papa! Des Schulzen Tochter sagte es ja, wie sie's brachte: da schicke ihr Vater ein Viertel Lammfleisch.

Hartmann. Das hat sie nur so gesagt; es war Pferdefleisch.

Samuel. Aber, Papa, man ißt ja keine Pferde.

Hartmann. Und woher weißt du's?

Samuel. Der Mezger hat mirs gesagt, wie er das leztemal bey uns schlachtete.

Hartmann. Also du weißt, daß wir Menschen einige Thiere essen, andere nicht?

Samuel. Freilich.

Hartmann. Nun, izt will ich dir sagen, warum der Storch Frösche und —— wie hieß das andere Thier, das er auch frißt? —— tausend! izt fällt mir der Name nicht mehr ein.

Samuel. Ottern, Papa!

Hartmann. Ja 's ist wahr! Frösche und Ottern! Warum er sie frißt? Siehe! so wie die Menschen einige Thiere essen, andere nicht, so frißt der Storch einige, andere nicht. Frösche und Ottern frißt er, hingegen läßt er unsere Tauben in Ruhe. Der Falke hingegen schießt auf unsere Tauben und Hühner herab, und thut den Fröschen und Ottern nichts. Der Staar fängt Fliegen, und, wenn der Sperling in keinen Kornboden kan, so sucht er Würmer. Siehst du also, jeder Vogel frißt andere Sachen. Was dem einen schmeckt, läßt der andere liegen. Und warum meinst du wohl?

Samuel. Das kan ich nicht wissen.

Hartmann. Aber du weißt doch, daß es so viele Vögel giebt?

Samuel. Ja, izt.

Hartmann. Wie viel glaubst du, daß Hühner im Dorfe sind? — Oder du, Lottchen? das ist eher deine Sache.

Lottchen. Zehnhundert.

Die Pfarrerin. Weißt du was, Lotte? ich will dreihundert davon nehmen, und die übrigen sollen dein seyn.

Lottchen. Also soll ich — eins — zwey — drey — siebenhundert haben!

Die Pfarrerin. Ja bilde dir nur was drauf ein! Nicht ein einziges!

Lottchen. Es sind aber doch so viele: beim Schulzen, beim Richter, beim Gerichtschreiber — lauft ja der ganze Hof voll.

Die Pfarrerin. Aber wer hat weiter so viele? die andern Bauern haben nur vier, sechs, acht.

Hartmann. Du! Lotte! ich will dich mit deiner Mutter vergleichen, und wenn deine Mutter dreihundert Hühner bekömmt, so sollst du zweihundert haben. — Wie viel sind also hier, Samuel?

Samuel. Fünfhundert.

Hartmann. Gut! Nun ſoll jede Henne des Tags ein Ey legen, und kein Menſch ſoll etwas anders eſſen, als Eier. Es ſind doch dreihundert Menſchen hier. Sage mir, äſſe ſich unſer Tagelöhner an zwey Eiern ſatt?

Samuel. Ja, ich glaube, der äſſe mehr, als ſechs.

Hartmann. Ich will nur einmal ſagen, drey. Wie viel ſinds Menſchen hier?

Samuel. Dreihundert.

Hartmann. Und drey Eier auf jeden, wie viel macht das?

Samuel. Drey und wieder drey ſind ſechs, und wieder drey, ſieben, acht, neun.

Hartmann. Alſo neunhundert. — Und wie viel haben wir Hühner?

Samuel. Die Mama dreihundert, und Lotte zweihundert.

Hartmann. Und jede legt des Tags —

Samuel. Ein Ey!

Hartmann. Alſo haſt du Eier —

Samuel. Fünfhundert.

Hartmann. Und wie viel brauchten die Menſchen im Dorfe?

Minchen. Neunhundert.

Hartmann. Alſo fehlen —

Samuel. (zählt an den Fingern) Vierhundert.

Hartmann. Wie viele bekämen alſo nichts zu eſſen, wenn alle nichts als Eier äſſen. — Lotte, das mußt du ausrechnen können; du haſts ja beim Schulmeiſter gelernt.

Lotte. Ueber hundert.

Hartmann. Sieſt du, Samuel, über hundert hätten nichts zu eſſen. — Du weißt doch noch, wie viele Vögel es giebt?

Samuel. Hunderttauſend.

Hartmann. Nun laß alle die hunderttauſend Vögel nur Fröſche und Ottern eſſen. Meinſt du, es gebe im ganzen Lande Fröſche und Ottern genug für die Vögel nur im Tübinger Amte?

Samuel. Nun geht mir ein Licht auf. Der liebe Gott hat es ſo verordnet, daß jeder Vogel

etwas anders freſſen ſoll, damit jeder etwas bekömmt, und keiner Hungers ſtirbt. Nicht wahr, Papa?

Hartmann. Brav, mein Sohn! das iſt die Urſache, warum die Täubchen Linſen und Erbſen, unſere Hühner Gerſte, der Fink dort Hanfſaamen, der Sperling die Würmer in deiner Mutter Garten, und ſo jeder etwas anders frißt, damit jeder etwas zu freſſen hat.

Samuel. Das iſt ſchön.

Viertes Kapitel.

Der junge Hartmann kömmt auf die Schule.

So lehrte Hartmann ſeinen Sohn, wie weislich Gott jedem Vogel, oder vielmehr jedem Thiere, ſein Neſt und ſeine Speiſe anwies, und ſo lehrte er ihn auch andere Wahrheiten aus der Naturlehre und Religion. Wenn Vater und Sohn mit einander giengen, ſo erzählte jener einzelne Begebenheiten von tugendhaften Menſchen und guten Bürgern in Athen, Rom, Frankreich, England, Deutſchland ꝛc. Da junge Leute, die Neugierde haben, auch gern von Krieg und Schlachten hören, ſo mußte Samueln ſein Vater

oft etwas vom Hannibal, oder Alexander, oder Gustav Adolph, oder dem König in Preussen, erzählen, und zwar besonders von diesem, weil zur Zeit, da Samuel ungefähr neun Jahr alt war, der dritte Schlesische Krieg ausbrach. Setzten sie sich alsdann, so wurde ein viereckigter Plaz in Ost, West, Süd und Norden eingetheilt, und nun ließ der Pfarrer die Elbe, oder die Donau, oder die Oder, oder den Granikus, oder die Tiber dadurch fliessen, bauete Städte und Dörfer darinnen auf, zeigte ihm Lowosiz, Kannä, Pultawa, Höchstädt ꝛc., und wenn sie aufstunden, um heimzugehen, hatte Samuel eine grosse Freude, das ganze Land, gleich einem andern Timur Leng, mit seinem Stäbchen zu zerstören.

Unter diesen Uebungen war Samuel zehn Jahr alt geworden, und nun, glaubte der Pfarrer, sey es Zeit, daß er mit seinem Sohne den gewöhnlichen Weg, den die meisten Geistlichen in Wirtemberg gehen, einschlage. Die jungen Leute in diesem Lande, die sich der Kirche widmen, oder von ihren Eltern dazu widmen lassen, werden gröstentheils in den sogenannten Klosterschulen und in dem theologischen Stifte zu Tübingen zu ihrem künftigen Amte gebildet. Ehe sie in jene aufgenommen werden, müssen sie einige Jahre hintereinander in Stuttgard ihre Fähigkeit prü-

fen laſſen. Sind ſie aber einmal angenommen, dann rücken ſie ohne beſondere Umſtände von Zeit zu Zeit weiter. Dieſen Weg war Hartmann gegangen, und den ſollte auch ſein Sohn gehen. Zwar gefällt jungen, muntern Leuten der Zwang, in dem ſie die erſten Jahre zubringen müſſen, nicht allzu wohl; allein die Väter denken: haben ſie es ausſtehen können, ſo können's die Söhne auch; ſie haben doch auf dieſem Wege ihre ſichere Verſorgung, und es koſte weniger, u. ſ. w.

Hier müſſen wir eine mangelhafte Seite des alten Hartmanns aufdecken, das uns zwar leid für ihn thut, allein das ihm doch bey billigen Leſern nicht ſchaden wird, da er ſonſt ein braver Vater, ein rechtſchaffener Mann, und ein Freund von gelehrten Kenntniſſen iſt.

Wirtemberg hat von jeher geſchickte Theologen, Rechtsgelehrte, Aerzte, Mathematiker, Philoſophen, u. ſ. w. gehabt, und die Namen der Andreä, Schikard, Oſiander, Thumm, Pfaff, Harpprecht, Gmelin, Kraft, Bilfinger, Kanz — die neuern will ich nicht nennen, derjenige, den ich vergäſſe, möchte zürnen! — ſind dem Litterator bekannt; es iſt auch in neuern Zeiten ſtolz auf einige Dichter, die ihm Ehre machen; nur weiß man wenige oder vielmehr gar keine Kritiker

und Philologen seit den Zeiten des Krusius und Frischlin zu nennen, die dieses Land den Spanheimen, Gronoven, Saumaisen, Kasaubonen, Burmannen ꝛc. anderer Länder entgegen stellen könnte. Denn ein Neu, Fladner, Pfister, ꝛc. kommen nicht wohl in Betrachtung, eben so wenig, als Bengels Arbeit über des Cicero Sendschreiben die Kommentare eines Grav aufwiegt.

Dies nun, daß Hartmann keinen Ernesti oder Gesner zum Lehrer gehabt hatte, war Schuld, daß er nie einen rechten Geschmack an den Schriften der alten Griechen und Römer bekommen, und daher keine wahre Kenntniß der höhern griechischen oder römischen Sprachlehre aus den Schriften eines Sanktius, Perizonius, Viger, Devarius, Vechner ꝛc., und aus den Kommentarien der besten Editoren, deren ich oben einige genannt habe, sich gesammelt hatte. Aber es macht ihm Ehre, daß er diesen Mangel erkannte, und ihn bey seinem Sohne zu verhüten suchte, so gut er konnte. Er beschloß daher, ihn nun von sich zu entfernen, um ihn in einer Schule die nöthigen Sprachen lehren zu lassen.

Gewöhnlich versteht man unter einem geschickten Schulmanne einen Mann, der gut Griechisch und Römisch versteht. Denn der

wahre Begrif von einem guten Schulmanne hat sich noch nicht in allen Ländern so ausgebreitet, daß man überall bey einem Jugendlehrer, nebst jenen zwey Eigenschaften, auch die Gabe einer guten Methode, die Kunst mit Jünglingen, gleich einem Sokrates, umgehen zu können, die Kenntnisse der Geschichte, Geographie, Naturkunde, einer gesunden und gemeinnüzigen Philosophie und der Muttersprache, erwartete. Wer einen Aufsaz in der römischen Sprache macht, in dem Purpurlappen, aus dem Cicero zusammengestückt, durchschimmern, wie jener Diamant, den die Henne in dem Auskehricht fand; wer eine Stelle in dem Buche des Chrysostomus vom Priesterthume erträglich ins Deutsche überträgt, das ist, ein deutsches Wort statt des griechischen sezt, und einige deutsche Gedanken in eine Sprache übersezt, die griechisch seyn soll, weil die Wörter mit griechischen Buchstaben geschrieben sind, oder wohl gar griechische Verse macht, aus der Paraphrase des Nonnus zusammengetragen, und die Füsse an den Fingern abgezählt — ein solcher Mann heißt noch an vielen Oertern ein guter Schulmann, weil er ein guter Philologe zu seyn scheint, ungeachtet er's in der That nicht ist.

Dieser Begrif von einem guten Schulmanne war auch Hartmanns Begrif. Er hatte von

einer Schule gehört, die sehr gute Leute, d. i. junge Griechen und Römer, die aber freilich kein Junge in Athen oder Rom für Landsleute erkannt hätte, bilden solle. Daher entschloß er sich, seinen Sohn zu dem Präceptor dieser Schule — so nennt man im Wirtembergischen die Lehrer in den sogenannten Trivialschulen — der immer ein Dutzend Fremde in der Kost hatte, zu thun. Das Kostgeld und die übrigen Einrichtungen wurden bald berichtigt, und Samuel kam nun in eine ganz andere Welt.

Bisher war er nur in Gesellschaft seines Vaters, seiner Mutter und seiner zwey Schwestern gewesen. Seines Vaters Kollegen brachten zwar zuweilen ihre Söhne mit zum Besuch, und ein junger Wagner, Sohn des Pfarrers in Gomaringen, war ihm besonders lieb. Allein er hatte doch mit niemanden auſſer seinem Hause einen beständigen Umgang gehabt; denn die Gesellschaft, die er seinem Vater leisten durfte, hatte ihn von dem Umgange mit den Dorfjungen, und mithin auch von ihren Unarten gänzlich entfernt. Denn freilich, wenn der Vater in die apokalyptische Rechnungen, wenn der jüngste Tag, oder die babylonische Hure zu Falle kömmt, allzu tief sich verwirrt, daß er vor lauter Thieren, Schaalen und Hörnern mit einer solchen Kleinigkeit, als die Er-

ziehung der Kinder iſt, ſich nicht abgeben kan, oder wenn er zu ſehr in ſeine Heuſchober und in den Kornſpeicher ſich verſenkt, oder vom Montage bis zum Sonnabend Beſuche bey den Kollegen rings herum zu machen hat — in ſolchen Fällen, wo der Sohn des Pfarrers ſich ſelbſt, d. i. einem Geſellſchafter, der ihn ſehr wenig unterhalten kan, überlaſſen iſt, muß er die Geſellſchaft von des Schulzen und Schulmeiſters Sohn ſuchen, und von dieſen alles, was der Sittſamkeit und einer anſtändigen Aufführung zuwider iſt, lernen. — Nun ſah ſich Samuel auf einmal in eine Geſellſchaft von jungen Leuten verſezt, die ihn zwar bald recht wohl leiden konnten, doch lachten ſie ihn anfangs aus, wenn er ganz lebte, wie wenn er noch zu Hauſe wäre, und daher zuweilen etwas that, das die andern für Unſchicklichkeiten hielten. Z. E. Samuel forderte Brod, wenn ihn hungerte, wie zu Hauſe, da doch eine gewiſſe Stunde feſtgeſezt war, in welcher die Koſtgänger ein Stück Brod erhielten, oder er gieng in die Wohnſtube des Koſtherrn, wie er auf ſeines Vaters Studierſtube gegangen war, da er ſich eigentlich bey den andern in einer beſondern Kammer aufhalten ſollte. Allein dergleichen Fehler, die jeder begehen muß, der das väterliche Haus zum erſtenmal verläßt — wenn es anders Fehler ſind —

verloren ſich bald, und er war in kurzer Zeit eingewohnt.

Samuels Beſchäftigungen waren nun größtentheils die römiſche und griechiſche Sprachen. Langens Geſpräche, die Dialogen des Kaſtellio bibliſchen Inhalts, einzelne Erzählungen aus dem Cicero, Livius, Nepos — Pontanus und andern wurden ihm in die Hand gegeben zu Ueberſetzungen aus jener, und das N. Teſtament zu Ueberſetzungen aus dieſer Sprache. Nebſt dem mußte er auch in beide Sprachen überſetzen. Ungeachtet nun weder Langens noch Kaſtellio's Geſpräche, noch das N. Teſtament dazu gemacht ſind, Jünglingen einen wahren Geſchmack an jenen Sprachen einzuflößen, ſo kaufte Samuel doch von ſeinem Taſchengelde die alten Schriftſteller, die er auftreiben konnte; aber freilich weiter reichte ſein baarer Vorrath nicht hin, als die Rede des Iſokrates an den Demonikus, oder ein anderes kleines griechiſches Büchelchen, z. E. Plutarch von der Erziehung, oder einige römiſche Schriftſteller, aber nur Ausgaben mit Minelliſchen oder Sinceriſchen Noten, zu kaufen. Denn es iſt betrübt genug, erſtlich, daß man keine brauchbare Handausgaben alter Schriftſteller für Jünglinge veranſtaltet, damit ihnen jene verderbliche nicht mehr in

die Hand kommen *), und zweitens, daß Lehrer, wenn auch gute Handausgaben vorhanden wären, den Jüngling so wenig mit der kritischen Litteratur bekannt machen, ihm nicht sagen, welche Männer die besten Ausleger der Alten sind, und ihn nicht belehren, welche Ausgaben er sich, wenn er Gelegenheit hat, kaufen soll.

So schlecht nun auch die Ausgaben waren, die Samuel in die Hand bekam, so fand er doch viel Vergnügen daran, einige derselben zu lesen. Oft nahm er den Kurtius auf seine Spaziergänge, und seine junge Seele hob sich, als er die Geschichte von der Eroberung des Sogdianischen Felsen las. Er bewunderte den Muth der Jünglinge, die den Fels hinanzusteigen wagten, und stieg mit ihnen, und stellte sich ganz lebhaft vor, in welche Bestürzung die unvermuthete Erscheinung der Mazedonier den Feind setzte. — Oft sas er an dem Abhange des Bergs bey dem Städchen auf einem Baume, der krumm gewachsen war, und den Berg hinab lag, las da den Terenz, und — exzerpierte Phrasen. Denn an einer kühnen oder heldenmüthigen That aus der Geschichte

*) Mit der lateinischen Schriftstellern hat die Jungische Buchhandlung in Nürnberg indessen einen sehr guten Anfang gemacht. Aber bey den Griechen fehlts noch.
Der Herausgeber.

— da ohnehin Kurtius wie einen Roman zu schreiben scheint — konnte er wohl, ohne darüber belehrt zu seyn, Antheil nehmen, und seine lebhafte Seele versezte ihn ganz in die Erzählung hinein; aber die dichterische oder Sprachschönheiten eines Terenz konnte er nicht wohl fühlen, ohne durch einen geschmackvollen Lehrer darauf aufmerksam gemacht zu seyn — einen Theil des jugendlichen Unterrichts, den man der mechanischen Sprachkenntniß aufopfert! Ungeachtet nun Samuel im Terenz nach Hennenart nur scharrte, um die Sprachflosklein aufzusuchen, die Goldkörner hingegen nicht fand, weil er nicht sie zu schäzen gelehrt ward, so las er doch fleissig darinnen, weil er irgendwo gefunden hatte, dieser Schriftsteller sey — aus dem goldenen Zeitalter. Denn da er der Theologie gewidmet war, und gehört hatte, ein Theologe müsse besonders gut Griechisch und Latein können, so faßte er den Entschluß, sich alle Schriftsteller, so wie er konnte, nach und nach anzuschaffen — ein Entschluß, der anfangs ihm wenig nüzte, der aber doch mit der Zeit ihn auf den Weg zu einer bessern Art, die alten Schriftsteller zu lesen, durch seine eigene Bemühungen leitete, weil er sich fest vorgesezt hatte, durch Kenntniß der alten Sprachen sich zum Studium der Theologie vorzubereiten. Wie nun seine Denkungsart sich von Zeit zu Zeit änderte, so wie er

in der Folge mit gewiſſen Schriftſtellern bekannt wurde, ſo werden wir ihm Schritt vor Schritt folgen, und anzugeben ſuchen, wie, durch welche unmerkliche Stufenfolgen und Veränderungen er nach und nach das geworden iſt, was er war.

Fünftes Kapitel.

Samuel ſpielt, und wird examinirt.

Von dem Jünglinge, der mir nicht in ſeinem zehnten oder zwölften Jahre über Hecken und Gräben ſpringt, der keine jugendliche Spiele ſpielt, der mit dem Terenz auf einen Baum ſich ſezt — von dieſem Jünglinge, wird mancher denken, verſpricht ſich die Welt nicht viel. Wer in dieſem Alter ſchon ſo geſezt iſt, und über ſeine Beſtimmung ſo ſehr denkt, der wird im zwanzigſten ein alter Mann, mithin weder Mann noch Jüngling ſeyn!

Hier wünſchte ich kein Geſchichtſchreiber zu ſeyn, um das Recht zu haben, wegzulaſſen oder zuzuſezen, was ich glaubte, daß der Leſer von Jünglingen verlange oder nicht verlangt. Allein die Wahrheit dieſer Geſchichte zwingt mich zu ſagen, daß Samuel um dieſe Zeit wirklich ſo gedacht und gehandelt hat, wie ich erzählte. Aber

ſie erlaubt mir zu gleicher Zeit, zu berichten, daß mein junger Held, ungeachtet ſeiner ſchon ziemlich geſetzten Denkungsart, dennoch Jüngling war, der das liebte, was Jünglinge von ſeinem Alter lieben.

Zum Stücke, glaube ich, läßt ſich dieſes Phänomen aus der Pſychologie und aus der vorhergehenden Bildung Samuels erklären. Er war von ſeinem Vater gewöhnt worden, die Gegenſtände weniger flüchtig zu beobachten, und die Lehren, die er erhalten, hatten einen ſinnlichen, mithin tiefen Eindruck auf ſein Herz gemacht. Sein Vater war zwar ſelbſt nicht auf dem Wege, den ſein Sohn zu gehen ſich vornahm, zur Theologie geführt worden, allein er kannte ihn doch, und hatte ihn ſeinem Sohn vorgezeichnet. Zu gleicher Zeit läßt ſich daraus, daß er ſo gern Erzählungen von berühmten Männern — denn welche ſind berühmter, als groſſe Feldherren? — hörte, ſchlieſſen, ſeine junge Seele ſey gegen Ruhm nicht gleichgültig geweſen, und habe daher den Entſchluß gefaßt, das, was er werden ſollte, recht zu werden.

Da ferner Samuel zur Geſundheit erzogen war — ich glaube ſelbſt, daß der Jüngling, der nicht hüpft und ſpringt, krank iſt — ſo iſts alſo nicht zu verwundern, daß er, ungeachtet ſeiner ge-

seztern Denkungsart, in den Spielstunden so lebhaft war, als irgend einer seiner Kameraden. — Gesezt aber auch, bisher habe noch niemand, der auf Jünglinge aufmerksam war, bemerkt, ein gesezter Jüngling könne dennoch zu einer andern Zeit lebhaft und jugendlich seyn, und ein jugendlicher in andern Stunden eine gesezte Denkungsart zeigen, könnte nicht Samuel eine Ausnahme von der bisher festgesezten Regel seyn?

Daher kan ich also kühnlich versichern, daß Samuel an den Spielen seiner Kameraden den lebhaftesten, herzlichsten Antheil nahm. Er war Meister im Kegelschieben, schlug den Kranz, oder alle neun, oder acht, oder sieben andere Kegel, wie mans haben wollte, und gewann durch seine Kunst manchen Bogen Papier. Vorzüglich aber war er Liebhaber vom Damen- und Soldatenspiel. Zum Damenspiel ließ er sich Steine von Pappeckel machen, mit rothem und grünem Papier überziehen, um die gegen einander kämpfende Heere zu unterscheiden, und schrieb auf die papierne Steine die Namen der Preussischen oder Oesterreichischen Generale; er wählte sich gemeiniglich die rothe Parthey, die die Preussische war, und seine Steine waren mit den Namen der Generale bezeichnet, deren Namen damals in allen Zeitungen vorkamen. Er hatte grosse Freude,

wenn er mit seinem Ziethen den Serbelloni, oder mit seinem Winterfeld den Esterhazy schlagen konnte. Hingegen wars ihm leid, wenn ihm der feidliche Laudon den Schwerin, oder Daun den Seydlitz wegnahm.

Seine Kameraden spielten vorher den Soldaten ganz einfach, und bekriegten einander mit blossen Stecken von Haselholz oder Weidenbäumen. Aber Samuel brachte es dahin, daß sich jeder einen hölzernen Säbel und eine Grenadiermüze von steifem Papier mit Silber- oder Goldpapier machen ließ. Statt der Fahne knüpften sie ein seidenes Schnupftuch an eine Stange, und alle mußten zusammenlegen, damit einige kleine Kindertrommeln gekauft werden konnten. Das Schlachtfeld war gewöhnlich die Leimengrube, und ein in der Mitte derselben aufgeworfener kleiner Hügel der Plaz, um dessen Behauptung sie stritten. Weil Samuel aus den Unterredungen mit seinem Vater, der seine historischen Kenntnisse aus der von einem Kollegen geborgten Allgemeinen Weltgeschichte geschöpft hatte, so vieles von Krieg und Schlachten wußte, und nun aus seinem Kurtius noch mehreres sich gemerkt hatte, so schwung er sich dadurch, daß er, neben dem persönlichen Muthe, dem Feldherrn zuweilen einen guten Rath ertheilte, in kurzer Zeit zu einer Offi-

zierestelle empor, und so bald er einmal das war, währete es nicht lange, daß er selbst öfters bey einer neuen Feldherrenwahl, die zu Anfange eines jedesmaligen Kriegs vorgenommen wurde, diese ansehnliche Stelle erhielt. Nun hatte er, wornach sein Ehrgeiz sich gesehnt hatte, und izt war er bald Hannibal, bald der König in Preussen, bald Karl der Zwölfte, und schlug Römer, Franzosen und Russen.

Bald hatte sich durch das ganze Städtchen die Nachricht von den Kriegen, die auf der Leimengrube geführt wurden, ausgebreitet, und nun hatten die kriegende Heere gemeiniglich Zuschauer aus der Stadt, die eine herzliche Freude an den kriegerischen Spielen unserer Jünglinge hatten, und mit Vergnügen sahen, wie die Karthaginenser mit goldenen Grenadiermützen den Sempronius am Thrasymenischen See in die Pfanne hieben, oder die Griechen mit silbernen Grenadiermützen die Perser bey Marathon schlugen; wiewohl einige Matronen darüber seufzten, und prophezeieten: wenn die Kinder so spielen, so bedeute es Krieg im Lande. — Einmal war unser Samuel-Hannibal in grosser Gefahr, das Treffen zu verlieren; er hatte den Minucius in einen Hinterhalt gelockt, aber der Diktator Fabius kam ihm so unvermuthet über den Hals,

daß das Karthaginenſiſche Heer, weil der Feind ſchon zu nahe auf dem Leibe war, ſeine Säbel nicht mehr brauchen konnte. Geſchwind wußte ſich der verſchlagene Feldherr zu helfen; er zog ſeine Federnbüchſe, oder, wie mans an andern Orten nennt, ſein Pennal von Holz, ſtieß damit, als mit kurzen Bajonetten, nach den Römern, und ſchlug ſie noch glücklich von dem Hügel herab.

Zuweilen, wenn ihn das Glück nicht zum Feldherrn machte, übernahm er ſelbſt das Amt des Feldpredigers, ſtund an dem Rand der Grube, oder ſtieg auf einen Baum, und predigte von oben ſo nachdrücklich auf das Mazedoniſche Heer herab, daß dieſes feſt ſich entſchloß, lieber zu ſterben, als vor den Perſern zu fliehen.

Erlaubte unſern jungen Helden die Witterung nicht, ins Feld zu ziehen, ſo war die Klaſſenſtube ihr Tummelplaz, und nun wurden Jagden angeſtellt, oder das Volk auf den künftigen Feldzug exerziert, oder der Richter geſpielt. Samuel zeigte bey dem lezten Spiele, wenn er anklagen mußte, oder der Dieb geworden war, bey Erfindung des Verbrechens, oder bey Vertheidigung deſſelben, ſo viele Anlage, und öfters Witz, daß jedesmal alle ſich freuten, wenn ihn das Loos zum Dieb oder Kläger gemacht hatte.

Allein ob ſchon Samuel durch ſeine Lebhaftigkeit und gute Gemüthsart ſich die meiſten Koſtgänger zu Freunden gemacht hatte, ſo hatte er doch auch Feinde unter denſelben. Unter den übrigen war einer, der ſehr faul war, und ſich bey Arbeiten, in denen die Schüler um die Ordnung ſtritten, heimlich von andern helfen ließ. Denn der Menſch hatte Geld, und kaufte ſeinen Helfern Semmeln, Kuchen oder anderes Backwerk. Mit dieſem konnte ſich Samuel nie recht vertragen, und einige hielten's mit ihm, andere mit ſeinem Gegner. In Rom ſtund Marius und Sylla, Cäſar und Pompejus an der Spitze der Partheien, und auf der Schule war Samuel das Haupt der einen, und Bölzig — ſo hieß er — das Haupt der andern Parthey. Die beiden Partheien waren auch gemeiniglich in den Kriegen die zwey feindlichen Heere, und da gab es öfters ſo ernſtliche Stöſſe, daß der Präzeptor genöthigt wurde, Friede zu ſtiften, und dem Scipio und Miltiades zu befehlen, bey Strafe der Stockſchläge keinen Ernſt mehr in die kriegeriſchen Spiele zu miſchen.

Wäre auch dieſer Umſtand nicht dazu gekommen, ſo nöthigten die Umſtände ſelbſt unſere jungen Leute bald darauf, ihre Kriege eine Zeitlang

auszuſezen, oder wenigſtens einzuſchränken. Denn es nahete die Zeit heran, deren bloſſer Gedanke allen der Theologie gewidmeten jungen Leuten in ganz Wirtemberg vom zehnten bis zum vierzehnten Jahre den Angſtſchweis austreibt, auf die die Wirthe in Stuttgard ſich freuen, die Gymnaſiſten in ihrem cuias es? ſich üben, die Beamten und Pfarrer ihre Beutel ſpicken, und die Herren von der Kanzley auf ihre Vetter im zehnten Gliede ſich mit Braten verſehen — mit Einem Worte, es nahete die Zeit des jährlichen Examens heran, auf welchem alle Kompetenten der Kloſterſchulen erſcheinen müſſen, um ihren Fortgang in den Sprachen ſeit einem Jahre dem Konſiſtorium zu zeigen.

Sechs oder acht Wochen vorher exerzieren die Präzeptoren ihre Schüler auf dieſen fürchterlichen Zeitpunkt. Iſt etwa kurz zuvor eine Stadt niedergebrannt, oder eine Peſt in Konſtantinopel geweſen, oder eine Schlacht vorgefallen, oder ein Komet am Himmel erſchienen, oder eine Stadt untergegangen, ſo diktiren dieſe Herren Aufſäze darüber, die die jungen Leute überſezen müſſen, weil ſie etwa glauben, der Konſiſtorialrath nehme einen ſolchen Punkt zum Examinalexerzitium — und freuen ſich dann königlich, wenn ſie's getroſ-

ſen haben, und ihre Schüler Gelegenheit hatten, einige Phraſen anzubringen, die ſie ihnen vorher geſagt haben.

Neben dieſer Vorbereitung mußte nun auch Samuel Tag und Nacht Definitionen aus der Logik und Rhetorik lernen, die er — nicht verſtund — denn man hatte ſie ihm nicht erklärt, und hätte mans auch, ſo hätte er ſie in ſeinem eilften Jahre unmöglich verſtehen können — und die ihm daher erſtaunende Mühe koſteten, dem Gedächtniſſe einzudrücken. Er ließ nicht nach, bis er funfzig logiſche und eben ſo viel rhetoriſche Definitionen, gleich einem Papagai, daher plaudern konnte. Denn ſein Vater hatte ihm geſchrieben, der Konſiſtorialrath mache ein Zeichen, ob er nur um ein Wort gefehlt habe, oder nicht, und nun war Samuel zu ehrgeizig, als daß er vor einer ſolchen Verſammlung ſich in Gefahr ſetzen ſollte, zu fehlen.

Zu gleicher Zeit hatte ihm ſein Vater geſchrieben, er werde ihn in der Geiſtlichen Heerberge zu Stuttgard erwarten. Eigentlich wars zwar nicht nöthig, daß Hartmann ſelbſt dahin kam, weil der Präzeptor jedesmal ſeine Schüler ſelbſt zum Examen begleitet. Allein die Pfarrer reiſen um dieſe

Zeit deſto lieber nach Stuttgard — ſollte es gleich oft den halben Heuzehenden koſten — weil ſie da Gelegenheit haben, ihre alten guten Freunde und Bekannte noch von den Schul- Kloſter- und Univerſitätsjahren nach langer Zeit wieder zu ſprechen. Denn es trift ſich gewöhnlich, daß diejenigen, die mit einander dieſe ganze Laufbahn durchlaufen hoben, nach fünf und zwanzig bis dreiſſig Jahren wiederum Söhne haben, die in die Laufbahn der Eltern treten. In der Zeit ſind dieſe Freunde getrennt geweſen. Der eine war Pfarrer auf den Alpen, der andere auf dem Schwarzwald, der dritte in dem Unterlande geworden, und nun, wenn ſie nach ſo vielen Jahren in Stuttgard beim Landexamen wieder zum erſtenmal zuſammen kommen, haben ſie eine herzliche Freude, erinnern ſich ihrer jugendlichen Zeiten, wie ihnen die Kloſtergerſte ſo gut ſchmeckte, was ſie den Profeſſoren für Streiche ſpielten, wie ſie den Famulus zum beſten hatten, was der alte Prälat für ein kindiſcher Mann war, oder was er für beſondere Gewohnheiten hatte, wie ſie in die Vakanz, ſechs Wochen vorher aber einſtweilen auf ihren Koffern, ritten, und in den Wirthshäuſern ſo luſtig waren. Die Söhne horchen hoch auf, und nehmen ſich vor, einſt die Rolle ihrer Väter zu ſpielen.

Samuel hätte nicht gewußt, an welchen Wänden er vor Freuden hinaufſpringen ſollte, daß er nun nach faſt einem Jahre ſeinen Vater wieder, und Stuttgard zum erſtenmal ſehen ſollte; wenn nur die böſe Logik und Rhetorik, oder vielmehr die Definitionen daraus nicht geweſen wären. Doch wars auch auf der andern Seite gut, daß die Quaal von dieſen durch die Freude, den Vater und die Hauptſtadt des Landes zu ſehen, zuweilen verdrängt wurde. Er blickte daher mit Herzklopfen nach den Thürmen von Stuttgard, und freuete und ärgerte ſich, daß er ſie ſo lange nicht erblickte. Endlich ſchimmerte der goldene Fürſtenhut in ſeine Augen, und zu gleicher Zeit fuhr ein Strahl von Wonne und von Angſt durch ſein Herz. Jene überwiegte, weil der Anblick ſeines Vaters ihm näher war, als die Konſiſtorialräthe, und, als er ſich bald darauf in den Armen ſeines Vaters fühlte, wußte er lange Zeit nicht, daß ein Examen jemals irgendwo in der Welt gehalten wird. Nun erkundigte er ſich nach ſeiner Mutter, nach ſeinen Schweſtern, und ob ſein Kanarienvogel und Eichhörnchen noch lebten? Der Vater gab ihm von allem erwünſchte Nachricht, und verſprach ihm, auf nächſte Oſtern dürfte er nach Hauſe kommen, und den Kanarienvogel habe ſeine ältere, das Einhörnchen aber die jüngere Schwe-

ster in Schuz genommen, daß ihnen nichts abgienge. Er fragte auch nach dem jungen Wagner, ob er lange nicht in Gönningen gewesen? und warum er nicht an ihn schriebe? Der Vater belehrte ihn, es wäre unsere Schuldigkeit, wenn unsere Freunde in dem Orte ihres Aufenthalts blieben, wir hingegen veränderten ihn, daß wir ihnen Nachricht von der glücklichen Ankunft an unserm neuen Orte gäben, mithin zuerst an sie schrieben. Das müßte er also thun, wenn er von dem jungen Wagner Briefe verlangte. — Und so gieng der Abend größtentheils unter den Familiengesprächen mit seinem Vater hin, bis er ihn erinnerte, es sey nun Zeit, daß er vollends auf das Examen sich vorbereitete.

Der fürchterliche Tag brach an! Schon waren vor dem grossen Saal im Gymnasiumhause Väter, Mütter, Vormünder, Präzeptoren und Jünglinge versammelt. Ein Willkommen nach so langer Zeit! ertönte nach dem andern, eine Umarmung folgte der andern, und man hörte nichts, als: Du auch hier, Herr Bruder? — Sie auch hier, mein Freund? und so oft wieder ein Vater mit seinem Sohne die Treppe heraufkam, giengs durch den Haufen: wer ist der? — den Mann sollte ich kennen! — Ach! das ist

mein Pregizer! das iſt mein Wölflin! ꝛc. quota vice? — Iſt das Ihr Filius? — Gratulier'! — Und nun fiengen ſie an, ſich zu fragen, wie ſie indeſſen gelebt? — und wie viel Kinder ſie haben? — und wie ſie mit der Frau leben? — als plözlich von der Treppe her ein lautes Bſt! Bſt! ſich erhub. Aller Mund war, wie durch einen Bliz, verſchloſſen, und eilends drängten ſich Männer und Weiber in einander, die Jünglinge verſteckten ſich hinter ihre Väter, und nun bückte ſich die ganze Verſammlung bis auf den Boden. Denn es gieng durch die Reihen ein — Konſiſtorialrath. — Und viele hatten die Köpfe noch auf der Erde, als er ſchon in dem Saal war. — Und nun ſagte einer zum andern: mir hat Er freundlich zugenickt: mich hat Er auch angeſehen — und jeder, den er bemerkt hatte, war ſtolz darauf gegen ſeinen Nachbar, und erzählte es auch bey Tiſche.

Rauſchend öfnen ſich nun die Flügelthüren, die Examinatoren ſtehen in einem Zirkel am Eingange, die ehrfurchtsvollen Zuſchauer raunen einander in der größten Stille in die Ohren: das iſt der! das der! — der Sekretär zieht ſeine Muſterrolle heraus, ruft jeden Jüngling mit Namen, furchtſam ſchlüpft der Jüngling durch die Reihen

hindurch, bemerkt vor Angst nicht die hohe Stufe, und fällt in den Saal. — Izt sind alle darinnen, das Examen geht an, und die Pfarrer haben izt Zeit, zu ihren Gesprächen zurück zu kehren, in denen sie durch nichts gestört werden, als wenn ein Filius herauskömmt. Denn gleich wird der herbeigerufen, und, wie gewöhnlich, gefragt: hat Er6 exzipiert? *) wovon handelt das Thema? wie viel macht Er Versionen? auch einen Perioden griechisch? hebräisch? u. s. w. Hab' ichs nicht gesagt, es werde vom Kolonienkriege in Amerika handeln? u. s. w.

Hartmann konnte kaum erwarten, bis Samuel mit seiner Arbeit aus dem Saale herauskam; er mußte gleich seine lateinische Uebersezung vorweisen. Der Vater las sie, und gab sie, da er fand, sie dürfe sich lesen lassen, den Kollegen um ihn her. Alle lobten seine Arbeit, und auch in den Nachmittagslektionen hielt er sich so gut, daß sein Vater, der unter der Saalthüre stund, und auf jeden Zug, den der Examinator mit dem Blei

*) Exzipieren heißt man — ich weiß nicht, ob dies Wort in andern Ländern Mode ist — den deutsch diktirten Aufsaz auf der Stelle ins Latein übersezen, und das gleich in der römischen Sprache nachschreiben, was deutsch vorgesagt wird.

Der Herausgeber.

kist machte, gleich einem Falken, lauerte, bemerkt haben wollte, Samuel habe lauter grosse A erhalten. Er sagte es jedesmal seinem Nachbar: mein Samuel hat wieder ein grosses A! und war nun innigst vergnügt, und mit ihm viele andere Väter und Lehrer.

Aber wer schildert mir die Freude, die nach der überstandenen Hize dieses Tags auf allen Gesichtern der Jünglinge schwamm? In Samuels Gasthofe waren ungefähr noch ein Duzend anderer Jünglinge, die zusammen sungen und sprungen. Alle sahen einander zum erstenmal. Den Abend vorher, und noch am Mittagsessen, hatten sie einander kaum bemerkt, waren immer still an einander mit gesenkten Köpfen vorbeigegangen, und keiner fragte den andern: woher ist denn Er? — Aber eine halbe Stunde nach dem Examen waren alle die besten Freunde und Brüder, rannten die Stube aus und ein, Treppe auf und nieder, giengen mit in einander geschlungenen Armen auf dem Graben herum, und baten sichs von ihren Eltern aus, daß sie mit einander speisen dürften. Wenn nach einem schmalen Erndtetag die Schnitter ihr ländliches Mahl verzehren, kan's ihnen nicht so schmecken, als diesen Abend unsern Jünglingen. Sie erzählten sich ihre Spiele, schäker-

ten und lachten, gaben einander kleine Räthsel auf, und alle Konsistorialräthe waren aus ihrer Seele wie weggewischt. Die Eltern waren nun doppelt vergnügt, da sie ihre Kinder so heiter sahen, stiessen die Gläser an, und wußten nicht Gesundheiten genug aufzubringen, um sie von neuem anstossen zu können. — Die jungen Leute wollten einander auch bey Nacht nicht verlassen, und wurden in Eine Kammer zusammengelegt. Hatten sie die Nacht vorher vor Herzensangst nicht geschlafen, so schliefen sie izt vor Vergnügen nicht, und kitzelten einander, und wenn ein Lachen vorbey war, erhub sich das andere, und lärmten die ganze Nacht so sehr, daß fast niemand im Hause schlafen konnte.

So gieng dieser Tag vorüber, und Samueln war nun nicht halb mehr so bange auf die künftige Examen. Er blieb noch einen Tag in Stuttgard, dann kehrte der Vater nach Gönningen, und der Sohn auf seine Schule zurück. Als Hartmann nach Hause kam, konnte er nicht genug erzählen, und wenn er glaubte, alles erzählt zu haben, wurden immer wieder neue Fragen an ihn gemacht, besonders von den Mädchen. „Ey! ist denn Stuttgard viel grösser, als Gönningen? frug die Jüngste. Papa! nehmen Sie mich auch ein-

mal mit.“ — Mein! mich, rief die Aelteste; mir gehörts vor Minchen; ich will da kochen, und nähen, und stricken lernen. — „Und ist unser Samuel stärker geworden? fieng die Jüngste wieder an. Wie sieht er aus? wars ihm recht angst? aber er wird auch recht vergnügt gewesen seyn, wies vorbey war! hat er auch nach mir gefragt? hat er mir nichts zum Gruße geschickt?“ — und ob ihr der Papa nichts mitgebracht habe? — und so wärs fortgegangen mit Fragen, daß der Vater nicht ins Bette gekommen wäre, wenn er nicht alle weitere Fragen abgeschnitten, und versprochen hätte, morgen wieder zu erzählen. Am liebsten war diese Nachricht der Mutter und den Schwestern, daß sie auf Ostern ihren Samuel wieder sehen sollten.

Sechstes Kapitel.

Samuel reitet zum erstenmal, und bekömmt eine Kutte.

Samuel war wieder auf der Schule, und nun giengen die Lektionen und — Spiele wieder fort. Er fieng izt auch das Hebräische nach Schikard, und das Griechische nach Ramsler zu lernen an; aber in jener Sprache brachte ers bis zur Zeit, da er in die Klosterschule kam, nicht wei-

ter, als daß er die hiſtoriſchen Bücher des A. Teſtaments in nothdürftiges Latein nach dem Leusden überſezen konnte; im Griechiſchen hingegen, wozu er mehr Luſt hatte, kam er weiter, und las für ſich Schori Methodum diſcendi docendique litteras Graecas. Denn öffentlich wurden nur die Evangelien grammatiſch erklärt.

Indeſſen nahete Oſtern heran, und er und ſeine Schweſtern rechneten alle Tage, wie viel es noch Stunden und Minuten bis dahin ſeyn. Samuel hatte die Zahl der Tage mit Kreide an ſeine Kammerthüre geſchrieben, und kein Wucherer kan mit gröſſerm Vergnügen eine gewonnene Summe in ſein Rechnungsbuch eintragen, als Samuel jeden Abend einen Strich weiter auslöſchte.

Zwey Tage vor dem Palmſonntage kam ein Mann, der den Muſje Samuel abholen ſollte. Samuel hätte ihn faſt umarmt. In dem Briefe, den der Mann mitbrachte, warnte ihn ſein Vater, ſich im Reiten in Acht zu nehmen, und ſchärfte es ihm auf das ſtärkſte ein, bey dem Mann zu bleiben, und ſich keinen Augenblick von ihm zu entfernen. Er gehorchte auch den andern Tag, bis er auf eine Wieſe kam. Da konnte er nicht länger langſam reiten, ſchlug auf das Pferd zu,

fieng an zu galoppieren, daß er den Hut und die Peitsche verlor, aus den Steigbügeln herauskam, und zulezt in einen Graben fiel. Zum Glücke nahm er keinen Schaden, versprach dem Mann einen Schoppen Wein zu bezahlen, wenn ers daheim nicht sagen wollte, und ritt nun ordentlich neben seinem Begleiter her, den er indessen nach allem, was sich im Dorfe verändert habe, fragte. Der Bauer erzählte ihm, des Schüzen Anne sey gestorben, und des Schulzen Kinder haben die Blattern gehabt, der Nachbar Görge habe einen neuen Backofen gebauet, der junge Friedel werde bald Hochzeit machen, und des Meister Antons Grethe sey auch eine Braut, und dergleichen. — Unter diesen Gesprächen erblickte endlich Samuel die Spize des Gönninger Kirchthurms, vergas nun seinen Fall und alles, und ritt, so gut er das Pferd antreiben konnte, das freilich schon etwas müde war, und so sehr nach dem Stalle sich sehnte, als sein Reuter nach dem Pfarrhause. Wie er aus dem Hohlwege herausritt, erschallet auf einmal ein doppeltes Pah! Pah! und seine zwey Schwestern stunden vor ihm, und lachten, daß sie die Hände in die Seite stemmten, weil sie ihn so erschrekt hatten; sie waren ihm entgegen gegangen, sahen ihn schon eine Viertelstunde weit her reiten, und die Jüngste gab an, sie wollten hier

am Ausgange des Hohlweges auf ihn passen. Samuel stieg ab, und sie erwarteten den Begleiter, der das Pferd ins Dorf führen sollte. Denn die Jüngste hatte schon wieder einen Anschlag; sie wollten hineingehen, und hinten durch den Garten hereinschleichen, und auf einmal mit ihm in die Stube treten. Indessen bis der Bauer nachkam, herzten und küßten ihn seine Schwestern, und sagten ihm, er sey groß und stark geworden, und fragten ihn, wie es ihm ergangen sey, und ob ers so in der Fremde ausstehen könne? — erzählten ihm auch, die eine, sie habe einen neuen Rock, und die andere, sie habe eine neue Haube bekommen — und die eine, sie habe diesen Winter von der Apothekerstochter in der Stadt Filet stricken gelernt, und die andere, sie habe zwölf Schneller gesponnen, und dürfe deswegen auf Pfingsten nach Urach zum Herrn Vetter.

Unter diesen Gesprächen kam der Bauer heran, erhielt Befehl, noch eine halbe Viertelstunde zu warten, ehe er ins Dorf ritte, und die Geschwister giengen nun, Hand in Hand, der Bruder in ihrer Mitte, nach der hintern Gartenthüre, die Minchen mit Fleiß hatte offen gelassen, schlichen die Treppe heran, und fanden die Mutter in der Küche. Ein lauter Schrey machte, daß der Vater

aus der Studierſtube herunter eilte, und nun war Samuel ein König, weil er in den Armen ſeiner Eltern ſich fühlte. Auch die Mägde gaben ihm treuherzig die Hand: „Grüß ihn Gott, Mußje Samuel!“ und Sultan ſprung an ihm hinauf, und die Bauern nikten ihm, da er zum Fenſter hinausſah, beſonders freundlich einen Gruß zu. Er gab den Vögeln und dem Eichhörnchen Futter, und gieng gleich in dem Hauſe herum, ob noch alles ſo wäre, wie vormals.

Samuel brachte die drey Wochen, die er bey den Seinigen bleiben durfte, recht vergnügt zu, gieng öfters auf den Stöffelberg; und auch auf den Roßberg einmal, ſpazieren, und brachte ſeinem Vater einige Naturalien; es freute dieſen, daß ſein Sohn ſich ſehr fleiſſig bey ihm auf der Studierſtube aufhielt, und gern in ſeinen Büchern, beſonders in hiſtoriſchen, las, und machte ſich daher immer mehrere Hofnung von ihm. Seine Mutter fragte ihn alle Tage, was er gerne eſſe, und backte ihm Kuchen.

Aber eben dieſer Vorzug, den beide Eltern dem Samuel zu geben ſchienen, erregte eine kleine Eiferſucht zwiſchen ihm und beſonders ſeiner älteſten Schweſter. Es verdroß ſie, daß ihr Bruder

mehrere Freiheit hatte, als sie, da sie ihrer Mutter doch schon in der Küche, im Garten und in der übrigen Haushaltung an die Hand gienge. Es scheint ohnehin fast in der Natur zu seyn, daß Brüder über die Schwestern sich etwas herausnehmen, und ihnen befehlen wollen. Daher gab es verschiedene kleine Zwistigkeiten, die die Eltern, vorzüglich die Mutter, größtentheils zu Samuels Vortheil entschieden, und das verdroß Lotten immer noch mehr.

Als die Feiertage, die dem Pfarrer sehr viel zu thun gemacht hatten, vorbey waren, führte er seinen Sohn zu einigen Pfarrern in der Nachbarschaft, deren Söhne Samuels Freunde waren. Die Väter unterredeten sich vom Kriege, von den neuesten Rezessen, von Promotionen und von Grafeneck *); die Söhne aber erzählten einander von ihrer Schule, vom Examen, wie sie geritten sind, und von ihren Spielen. Nur Samuel hatte zuweilen das eine Ohr bey den Gesprächen der Alten, weil sie vieles von dem Könige in Preussen redten, und ärgerte sich recht sehr, als er erzählen hörte, die Schwäbischgemünder und Ellwanger seyen so gegen den König aufgebracht, daß

*) Ein Lustschloß des Herzogs von Würtemberg, das auf den Alpen liegt, und damals sehr verschönert wurde.

ſie Strohbilder von ihm aufſtellten, und darnach ſchöſſen, oder ſie verbrennten. Daher, weil er noch mehr zu hören hofte, willigte er nicht ſo gar gern in den Vorſchlag der andern, ſie wollten in den Garten gehen, und etwas ſpielen. Doch gieng er mit, weil er die Geſellſchaft nicht verderben wollte, und hernach wars ihm zu bald, als ihm ſein Vater ſagen lieſs, es ſey nun Zeit nach Hauſe zu gehen. Die jungen Leute verſprachen ihm, nächſter Tagen ihn in Gönningen zuſammen zu beſuchen.

Drey Tage hernach kamen ſie. Samuel hatte ſichs von ſeiner Mutter ausgebeten, ſie möchte ihnen, weils ein ſchöner Frühlingstag ſey, Sauermilch herabſchicken. Die beiden Schweſtern brachten ſie, und machten die Hauswehr. Die andern ſpielten alsdann wieder; aber der junge Wagner hielt ſich zu Minchen, half ihr Grasblumen ſuchen, und pflückte ihr Sträuſſe von Blüthen. Als ſie fort war, und er wieder zum Spiel kam, zogen die andern ihn auf, er aber wurde roth und lachte.

Unter dieſen Spielen und Beſuchen gieng die Ferienzeit zu Ende, als Samuel glaubte, er ſey erſt einige Tage zu Hauſe geweſen. Den Abend vor ſeiner Abreiſe kochte ihm die Mutter ſein Leib-

gerichte, schenkte ihm besonders etwas auf den Weg, er solle sich zuweilen Kirschen dafür kaufen, und machte durch ihren zärtlichen Abschied, daß ihm einige Thränen auf den Sattel fielen, wie er aufstieg. Sie und Minchen sahen ihm bis zum Dorf hinaus nach, und giengen dann auf den Speicher, um ihn den Berg hinauf reiten zu sehen. Sehen Sie, Mama, sagte Minchen, itzt sieht er sich noch einmal um — itzt ist er hinunter! „Gott segne und geleite dich!“ sagte die Mutter, als er nun auf der andern Seite des Bergs hinab nach und nach verschwunden war. Aber Lotten gieng der Abschied ihres Bruders nicht so sehr zu Herzen.

So verflossen einige Jahre, in denen Samuel, so gut er für sich konnte, mit den alten Schriftstellern sich immer weiter bekannt machte, aber freilich fast auf keine andere Art, als daß er die Ausdrücke, die er für schön hielt, sich merkte, und Gelegenheit suchte, sie anzubringen. Er hatte unter seines Vaters Büchern eine alte Ausgabe vom Cicero de Officiis gefunden, und mitgenommen. Man preiset dieses Buch jungen Leuten an, läßt sie es auch wohl lesen, weil es moralisch ist, ohne daran zu denken, daß es für Jünglinge, die keine Kenntniß der griechischen Philosophie haben, und

mit der philoſophiſchen Sprache der Römer nicht bekannt ſind, faſt unter allen Schriften dieſes Römers am ſchwerſten zu verſtehen iſt. Samuel verſtund einige Stellen, einige glaubte er zu verſtehen, andere verſtund er nicht. — Er hatte um dieſe Zeit in dem Anhange zu Kaldenbachs Rhetorik geleſen, was man für verſchiedene Arten von Uebungen des Stils vornehmen kan, und überſezte nun kurze Stellen aus dem Buche des Cicero, die er zu verſtehen glaubte, ins Deutſche, legte ſeine Ueberſezung einige Tage bey Seite, trug alsdann die überſezte Stelle wieder ins Latein über, und verbeſſerte nun ſeine Arbeit nach dem Original. Ein andermal zog er eine weitläuftige Stelle ins kurze zuſammen, oder dehnte einige kurze Perioden in gröſſere aus, oder bemühete ſich, einen Saz durch alle rhetoriſche Tropen und Figuren hindurch zu führen, oder dachte ſich eine verwandte Materie, die er ſo ins Latein umſchuf, daß er dabey die Wendungen in einem ciceronſchen Kapitel vor Augen hatte, und es nachzuahmen ſuchte. Man ſieht zwar aus allen dieſen Bemühungen Samuels, wie ſehr ſeine Neigung ihn zu den Alten hintrieb, und wie ſehr er ſich bemühete, Früchte von der Lektüre der Schriftſteller, hauptſächlich Roms, einzuſammeln; aber bis izt haſchte er nichts, als Blätter, das iſt, Worte, alſo doch

beſſer, als nichts. Die andern Koſtgänger wußten immer nicht, was Samuel ſo für ſich arbeitete, und warum er ſich ſo beſonders in eine Ecke der Schulſtube ſezte, und lauerten darauf, ihm ſeine Papiere wegzunehmen; aber er verſchloß ſie vor ihren Nachſtellungen, und war in dieſem Punkte ein wenig neidiſch — eine Schwachheit, die in dieſem Alter ehrgeizigen Jünglingen eigen zu ſeyn ſcheint, entweder weil ſie immer mit einander wetteifern, und immer einer dem andern in der Stille einen Vorſprung zu machen ſucht, oder weil ſie beſürchten, von ihren Kameraden ausgelacht zu werden! — ein Fall, der deſto weniger unwahrſcheinlich iſt, da es öfters ältern Leuten begegnet, daß ſie über Dinge lachen, die ſie nicht verſtehen, oder wovon ſie den Nuzen nicht einſehen.

Unter dieſen und den gewöhnlichen Schularbeiten war die Zeit, da er in eine Kloſterſchule befördert werden ſollte, ihm ſo unvermuthet beigekommen, daß ſie da war, ehe er daran dachte. Samuel freuete ſich darauf, und erwartete das herrlichſte Leben. Keine der geringſten Urſachen ſeiner Freude war die, daß er nun die Zeichen des theologiſchen Standes, ein ſchwarzes Kleid, Prieſterläppchen und — eine Kutte tragen ſollte. Da die niedern Kloſterſchulen in Wirtemberg ihre

Einkünfte von den eingezogenen Gefällen der ehemaligen katholischen Klöster ziehen, so hat man die Jünglinge vermuthlich deswegen etwas von dem äusserlichen Ansehen der Mönche beibehalten lassen. — Ausserdem war ihm auch das ein angenehmer Gedanke, daß er nun ein Herr werden sollte, und glaubte, es könnte nichts lustiger seyn, als der Aufenthalt in einer Gesellschaft von einigen zwanzig jungen Leuten. Wie sehr seine Erwartung erfüllt oder getäuscht worden ist, wollen wir in dem nächsten Buche unserer Geschichte sehen.

Ende des ersten Buchs.

Hartmann,

eine Wirtembergische Geschichte.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Der Eintritt in die Klosterschule.

Der Verfasser dieser Geschichte sezt voraus, es sey jedem Leser bekannt, was für eine Einrichtung zur Erziehung der künftigen Geistlichen Wirtemberg vor andern Ländern auszeichnet. Die Güte oder Fehler derselben zu beurtheilen, ist seine Sache nicht; er erzählt blos, und überläßt die Anmerkungen, die gemacht werden könnten, dem Leser, oder denen, die zu Richtern darüber aufgestellt sind, hauptsächlich dem Verfasser der Schul- und Erziehungsgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts, der in dem nächsten

neunzehnten Jahrhunderte, oder vielleicht auch am Schlusse dieses achtzehnten, anstreten, und die ganze Summe der Verbesserungen berechnen wird. — Doch werden wir dasjenige nicht übergehen, was dazu nöthig ist, daß der Leser Hartmanns Geschichte verstehen kan.

Wirtemberg hat vier Klosterschulen, die ungefähr eben das sind, was die Pforte bey Naumburg, oder die Fürstenschule in Meissen und an andern Orten in Churſachsen, oder das Kloster Bergen sind. Das Konsistorium in Stuttgard nimmt die jungen Leute, ungefähr fünf und zwanzig an der Zahl, darein auf, wenn sie vier bis fünfmal in dem jährlichen Examen sich wohl gehalten, und das vierzehnte oder funfzehnte Jahr erreicht haben. So alt war also Samuel, als er aus der Schule nach Blaubeiren befördert wurde.

Wenn man von Gönningen ungefähr neun bis zehn Stunden größtentheils auf der Höhe der Alpen fortreiset, kömmt man endlich in ein enges Thal, an dessen Anfang das Städtchen Blaubeiren nebst der Klosterschule liegt, die von dem Orte selbst abgesondert ist. Gerade vor den Klosterstuben erheben sich die Berge, an denen unge-

heure Felsen herabhangen, und zu stürzen drohen. Gleich hinter dem Kloster entspringt die Blau, ein Flüßchen, das von der Farbe seines Wassers den Namen hat, durch das Thal sich windet, und bey Ulm mit der Donau sich vereinigt; sie entspringt aber aus keiner ordentlichen kleinen Quelle, sondern in einem Winkel des Bergs versammelt sich das Wasser wie in einen Kessel, der sein überflüssiges Wasser ergießt, und der Blautopf heißt. Nicht weit von seiner Quelle hat der Fluß rechts und links zwey zerstörte Schlösser, deren Trümmer Denkmäler der alten Baukunst, der alten Baronenfreiheit, und — der Deutschen Wildheit sind. Der Patriot sieht sie gern, weil sie ihn in diejenigen Zeiten zurücksezen, da kleintre Herren noch etwas galten, und gegen die Grossen sich wehren konnten. Der Aberglaube flieht vor denselben, als einer Wohnung schwarzer Pudelhunde und der höllischen Geister, und der Geiz gräbt nach Schäzen darinnen. Indessen geben sie dem ganzen Thale, das übrigens angenehm ist, ein ehrwürdiges Ansehen, und der Ort scheint zu einem einsamen Musensize gemacht zu seyn.

Hieher also kam Hartmann, und der Eintritt in das Kloster war ihm angenehm. Denn es hatte sich eine grosse Gesellschaft von Vätern, Vor-

mündern, Müttern, Vettern und Baasen versammelt, um ihre Söhne, Mündel ꝛc. den Vorgesezten des Klosters zu übergeben, und, da es also größtentheils alte Freunde oder Bekannte waren, so giengs so lustig zu, wie bey dem Examen in Stuttgard. Aber bald kehrten die Alten nach den Oertern ihres Aufenthalts zurücke, und die Jünglinge mußten nun anfangen, in die Klosterzucht sich zu fügen, das freilich einigen, die bey ihren Eltern allen Willen gehabt hatten, und sich nun eingeschränkt sahen, wehe that. — Hartmann selbst, der doch vorher schon ein wenig in der Fremde zu leben gelernt hatte, fühlte einigen Zwang, und zwar gleich anfangs bey folgender Gelegenheit.

Als Samuel nach Blaubeiren kam, waren noch sehr schöne Herbsttage. Den andern Tag nach dem Essen hüpfte er mit andern gleich zum Klosterthore hinaus; denn noch von dem Aufenthalte bey seinem Vater her glaubte er, er müsse jeden schönen Tag in freier Luft geniessen, und dachte also an nichts arges. Wie er aber wieder nach ungefähr einigen Stunden zurückkam, fand er die Dormentsthüre verschlossen. Die andern, die zurück geblieben waren, und wußten, was in der Zeit vorgegangen war, hatten auf sie gepaßt,

und machten ihnen nun durch die Thüre heraus bange, wie sie ankommen würden. Der Herr Professor sey um ein Uhr auf dem Dormente gewesen, habe mit dem Glöckchen ein Zeichen geben lassen, und wie sie gefehlt haben, nach ihnen gefragt; izt werden sie wohl die ersten seyn, die karieren *) müssen. Den Ausgeschlossenen wurde wirklich bange, und gleich darauf noch mehr, wie sie den Professor selbst herankommen hörten, um sie einzulassen; sie erwarteten nun grosse Verweise; allein es blieb bey einem väterlichen, entweder weil er den Druck des Dukaten noch fühlte, den die Väter bey ihrer Abreise auf den Tisch zu legen pflegen, oder weil er wirklich nicht gleich so strenge verfahren wollte. Daher sagte er ihnen blos: „sie dürfen nicht spazieren gehen, ohne Erlaubnis Sr. Hochwürden, d. i. vorzugsweise, des Prälaten; diesesmal sey ihnen das Versehen geschenkt, weil es das erstemal sey.“ — Wie die andern sahen, daß diese noch so gut wegkamen, so wünschten sie, auch mit draussen gewesen zu seyn.

*) Karieren ist eine Strafe, kraft welcher diejenigen, die etwas versehen haben, ein oder mehrere male des Weins, den sie ordentlicher Weise bey Tische bekommen, auf Befehl eines Vorstehers beraubt werden.

Da sie also wußten, daß der Prälat ihnen die Erlaubnis, spazieren zu gehen, ertheilen mußte, so wandten sie sich den folgenden Tag an ihn, und baten ihn darum, weil der Tag wieder sehr schön war. Allein dieser Mann war in seiner Studierstube grau geworden, kannte die Welt wenig, und sah die schönen Tage nur durch die Fenster. Er konnte sich um so weniger zu Jünglingen und Jünglingsfreuden herablassen, da er theils zu alt war, um sich an seine Jugend erinnern zu können, theils keine Kinder gehabt hatte, die ihn dran erinnert hätten. Denn er war ein Hagestolz, und mithin zu einem Vorgesezten oder Lehrer der Jünglinge nicht sehr gemacht, — wie ich denn überhaupt kein Amt weis, welches ein Hagestolz eigentlich zu verwalten geschickt wäre. Welch' ein Pedant er überhaupt war, läßt daraus sich schliessen, daß er einmal ins Konsistorium einberichete: „das lezterflossene Halbejahr sey unter den Studenten weiter kein Exzeß vorgefallen, als daß der Student Bohn — eine Sauermilch gessen habe.“

Der Alte sagte ihnen also mit trockenen Worten: es sey den ganzen Winter nicht erlaubt, in campum zu gehen. Wie sehr eine solche Aussicht auf einen langen Winter, den sie nur zwischen

vier Mauern zubringen sollten, unsere Jünglinge, die bisher zu allen Jahreszeiten in freier Luft sich zu vergnügen gewohnt waren, in stumme Bestürzung sezte, läßt sich denken. Auch war es wirklich sehr unüberlegt, muntere Jünglinge so auf einmal einzusperren. Ausser dem moralischen Schaden, konnte es einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit haben, und, wenn keinen andern, wenigstens gewiß den, daß sie in der Folge jede Witterung zu ertragen unfähig waren. Daher haben weisere Vorgesezte hierinnen eine Aenderung gemacht, und auch die Spazierstunde im Sommer, die in die heisseste Tageszeit fällt, verändert, — oder sollten sie's wenigstens thun. — Betrübt schlichen die Abgeordneten der neuen Studenten zu ihren Kameraden zurück, und überbrachten die niederschlagende Antwort. — Doch Jünglinge sind nicht allzulange niedergeschlagen. Ein Spaß, eine Kleinigkeit führt sie wieder zur Heiterkeit, sie haben das Unangenehme vergessen, und suchen sich nun untereinander zu unterhalten.

Eine der Hauptunterhaltungen unserer Jünglinge war, besonders an den Sonntagsabenden, wo die Erholung eine Stunde länger dauerte, auch diese, daß sie sich in einen Kreis zusammensezten,

und einander von ihren Schuljahren, von den Leuten ihres Orts, von ihrer Familie ꝛc. erzählten. In diesen jugendlichen Klubbs zeichnete sich einer aus, der von allen für ein Genie gehalten wurde. Er hatte auf der Trivialschule allerhand Romanen gelesen, die in dem Städtchen von einem Hause zum andern umhergiengen, und sein Gedächtnis war ihm treu genug, daß er alles wieder erzählen konnte. Die Aufmerksamkeit, mit welcher die andern zuhörten, und die Lebhaftigkeit, mit welcher sie an Geschichten, die ihnen so neu waren, herzlichen Antheil nahmen, geht über alle Beschreibung, und sie träumten nun von der Baniſe, dem Gustav Landkron, und dem Robert Pierrot. Auf der Insel Felsenburg waren sie so gut zu Hause, wie in dem väterlichen, und — wenn es Chaumigrem gewagt hätte, aufs Dörment zu kommen, selbst Balacin hätte Mitleiden mit ihm haben müssen; so sehr ergrimmt waren alle gegen den Verfolger der Baniſe! Doch einigermassen kan man sichs denken, in welche Bewegung ihre Einbildungskraft gesezt worden sey, wenn man sich vorstellt, wie so Heere von viermalhunderttausend Peruanern, und hundert und funfzigtausend Avanern von der einen, und sechsmalhunderttausend Siamern auf der andern Seite — einige hunderttausend hinzuzusezen, kam dem

Erzähler auch nicht allemal darauf an — gegen einander ins Treffen zogen, und ganze Flügel dieser Armeen durch Pulverminen in die Luft gesprengt wurden! —

Dieser beleſene Jüngling, der freilich dafür deſto weniger andere Kentniſſe hatte, hieß Merkel, und ihm that gewiß niemand von den andern etwas zu Leide. Denn seine Widerſacher ſchloß er von der Erzählung aus, und daher gab ihm jeder, was jener nur verlangte, der eine die Hälfte ſeines Weins, der andre ſeine Brodportion, der dritte von dem Gebackenen, das ſeine Mutter ihm geſchickt hatte ꝛc.

Noch hatten ſie viele andere Gattungen des Zeitvertreibs, die jedermann kent. Für diejenigen, die, wie Hartmann, vorher ſchon in der Fremde geweſen waren, gabs beſonders luſtige Auftritte von denen, die ſich noch nie von ihren Müttern entfernt hatten. Dieſe ſezten ſich in die Ecken, und weinten. Dann kamen andere, ſchienen Antheil an ihrem Schmerze zu nehmen, machten ſie dadurch treuherzig, und lieſſen ſich nun vorklagen: „ach! ſie habens ſo gut zu Hauſe gehabt; ihre Mutter habe ſie immer gefragt, was ſie eſſen wollten, und habe ihnen Rezknöpfe, Mandel-

Mandelbreie, Zitronenmüschen ꝛc. gekocht, im September schon das Bett wärmen lassen, und Zucker bis oben an in den Wein gethan ꝛc., izt müssen sie essen, was man ihnen vorseze, ohne sie zu fragen; und sie haben ihr Mamachen so lange schon nicht mehr gesehen ꝛc." Dann brach dem armen Jungen das Herz, und die andern, die bisher mit Mühe sich gehalten hatten, plazten nun vor Lachen, daß das Muttersöhnchen noch toller wurde.

Wir können nicht läugnen, daß auch Hartmann an diesen Neckereien, so wie überhaupt an den übrigen Arten des Zeitvertreibs, Antheil nahm. Ob es recht war, oder nicht, kan der Verfasser seiner Geschichte nicht entscheiden. Doch muß ich das beisezen, daß er am Ende allemal, wenn der Spas zu weit getrieben wurde, mit dem Mishandelten Mitleiden hatte, die andern ermahnte, izt aufzuhören, und zulezt, wenn nichts helfen wollte, ihn wegführte. —

Wir sind hier in der Geschichte, bey Erzählung der Unterhaltungen unsers Jünglings, weils so Gelegenheit gab, etwas vorausgerückt, damit der Leser überhaupt von der Art, wie die Studenten ihre sogenannte Rekreationsstunden im Winter

zubrachten, einen Begrif sich machen kan, und gehen nun zu den übrigen Vorfällen beim Eintritte ins Kloster zurücke, wenn wir vorher noch gesagt haben, daß die Jünglinge das ganze halbe Jahr hindurch weiter keine körperliche Uebungen hatten, die doch andere Erzieher für so nothwendig halten. Erst im Frühjahre darauf konnten sie auf dem Grasplaze vor dem Klostergebäude einige Bewegung mit dem Kegelspiele sich machen, das freilich niemanden lieber war, als unserm Hartmann, der sich bald durch seine Geschicklichkeit so auszeichnete, daß fast keiner mehr mit ihm spielen wollte.

Zweites Kapitel.

Jugendlicher Ehrgeiz — Heuchler von vierzehn Jahren.

Als Samuels Vater Abschied von ihm nahm, waren seine lezte Worte diese: „Sohn! ich hoffe keine andere Nachricht von dir zu erhalten, als daß du einer von den sechs Ersten bist!“ Diese Rede drückte sich dem Herzen des Sohnes tief ein, und kaum waren die Lektionen angegangen, so war niemand fleissiger, als er, um den Wunsch seines Vaters erfüllt zu sehen.

Wer nicht mit der Wirtembergischen Verfassung bekannt ist, wird nicht so leicht einsehen,

warum Hartmanns Vater so vieles daran lag, seinen Sohn unter den sechs Ersten zu sehen, oder was überhaupt darauf ankömmt, und was diese sechs Erste zu bedeuten haben? Diesen dient also zur Nachricht, daß die in das unterste Kloster aufgenommene Studenten ungefähr ein Vierteljahr nach ihrer Ankunft öffentlich geprüft, und alsdann, nach den Graden ihrer Kenntisse, d. i. nach ihren Uebersezungen aus dem Deutschen ins Römische, Griechische, auch so gar Hebräische, in Ordnung gesezt werden. Doch hat, wie billig, auch die Aufführung der Jünglinge einen Einfluß in ihre künftige Rangordnung. Diejenigen nun, die die ersten Pläze erhalten, behalten sie gewöhnlich bey allen folgenden Prüfungen, vorausgesezt, daß sie sich ihrer nicht unwürdig machen, werden bey der künftigen Beförderung den andern, wie natürlich, vorgezogen, und erhalten mit der Zeit die ansehnlichsten theologischen Stellen im Lande. Mithin hat die erste Rangordnung in dem untersten Kloster Einfluß auf das ganze Leben des Jünglings, und sie entscheidet daher gewöhnlicher Weise — wenn nicht in der Folge andere Umstände eintreten, — was er mit der Zeit für ein Amt bekleiden soll. Daher lieat den Vätern so vieles daran, was ihre Söhne für einen Plaz erhalten, — denn sie nehmen daraus ab, ob er einst wahrscheinlicher

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Weiſſ eine mehr oder weniger einträgliche Pfarre erhalten wird; — und daher iſt das ganze Land auf die erſte Lokation der neuen Studenten aufmerkſam. Nicht leicht kan man in Polen auf eine Staatsrevolution, oder in Grosbritannien auf die Paſſirung einer Bill begieriger ſeyn, als die Wirtemberger auf eine Promotion oder eine Lokation.

Um alſo ſeinem Vater Freude zu machen, ſtudierte Hartmann ſehr fleiſſig, und las beſonders den Cicero, um ſeinen Stil nach dem Römer zu bilden; — auf welche verkehrte Art er dieſes noch that, haben wir im erſten Buche erzählt. — Er hatte als ein Jüngling, dem nichts lieber war, als ſeine Bücherkenntnis zu erweitern, gleich anfangs die Bibliothekchen aller ſeiner Kameraden durchgeſehen, und zu ſeiner unſäglichen Freude Ciceronis Opera omnia gefunden, die er noch nie ganz beiſammen geſehen hatte. Nun borgte ers von dieſem, und fieng an, die Reden und rhetoriſchen Schriften zu leſen, bey denen er ſizen blieb, wenn die andern ſchon ins Bette gegangen waren.

Als er einſt bey ſeiner nächtlichen Lampe ſas, kam der Profeſſor, um nachzuſehen, ob alles ruhig

ſey, und lobte zwar ſeinen Fleis, bedeutete ihm aber zugleich: „es ſey nicht erlaubt, daß ein Student aufbliebe; vor zehn Uhr müßten alle zu Bette gegangen ſeyn.“ Hartmann gehorchte diesmal, ſann aber auf Mittel, wie er doch auf bleiben könnte, ohne daß man es gewahr würde. Denn er glaubte, das Geſez ſey unbillig, und geradezu zwekwidrig. „Ich bin ja, dachte er bey ſich, als er ins Bette kam, hieher gekommen, um zu ſtudieren, und nun will man mich darinnen einſchränken. Sollte es den Profeſſoren nicht lieb ſeyn, je fleiſſiger einer iſt, und je mehr Zeit er auf das Studieren wendet?“ Allein er ſah den Geiſt des Geſezes nicht ein, das vollkommen billig iſt. Denn, ohne das zu erwähnen, daß Jünglinge ihre Geſundheit zerrütten könnten, wenn ſie von Hartmanns Art ſind, und kein Maas in ihrem jugendlichen Fleiſſe zu halten wiſſen, ſo kömmt beſonders dieſes in Betrachtung, daß man ihnen, die des Nachwachens nicht gewohnt ſind, und mithin leicht bey brennendem Lichte einſchlafen können, nicht zugeben kan, das Kloſter in Feuersgefahr zu ſezen, und daß ſie alſo verbunden ſind, um ein groſſes Unglük zu verhüten, ihren jugendlichen Eifer zu mäſſigen.

Die hiſtoriſche Treue heiſcht es von uns, auf-

richtig zu erzählen, ungeachtet unser junger Freund dadurch in Gefahr kömmt, für einen unvorsichtigen und ungehorsamen Jüngling gehalten zu werden, daß er in der Folge fast jede Nacht angezogen sich zu Bette begab, hier aber sich Mühe gab, wach zu bleiben, bis der Professor von dem Dorment sich entfernt hatte. Kaum war dieses geschehen, stund er aus dem Bette wieder auf, machte seine Schlafkammerthüre so leise, als möglich, auf, schlich sich auf die Stube, schlug sich ein Licht, umbauete es mit Büchern, damit man nicht den Schein davon erblickte, und las in seinem Cicero, oder eine Rede von dem Isokrates. Zwar merkte der andere, der bey ihm auf seiner Schlafkammer war, dies nächtliche Aufstehen, und drohete dem Hartmann, ihn zu verrathen; denn er dachte, wenn er ihn verriethe, so würde Hartmann gestraft, und erhielte also einen geringern Platz. Allein dieser wußte ihn durch die Drohung zurück zu halten, es gleichfalls zu verrathen, daß er Ovidii Opera omnia habe. Dies war aufs strengste verboten, und der Pedell hatte daher einen Stein in dem Boden einer Schlafkammer aufgehoben, den Ovid darunter gesteckt, und seinen Koffer darauf gestellt. So hielt ein Schwerd das andere in der Scheide, und ohne diesen Umstand wäre Hartmann gewiß verrathen worden.

Indeſſen wenn gleich ſeinen Stubenpurſchen von der Schande, ein Verräther zu ſeyn, nichts zurück hielt, als die Furcht vor ähnlicher Strafe, ſo kan man deswegen doch nicht allzuſehr auf ihn zürnen. Denn dieſe Gattung von Verrätherey kam nicht ſowohl aus Bosheit des Herzens oder Niederträchtigkeit her, als vielmehr von jugendlichem Ehrgeize, der ſich durch Erniedrigung des andern zu erheben ſucht. Denn es iſt unglaublich, was unter dieſen jungen Studenten, in der Zwiſchenzeit von dem Eintritte ins Kloſter an bis zur öffentlichen Bekanntmachung ihrer Rangordnung, für Intriguen geſpielt werden. Der eine ſucht einen höhern Plaz zu erhalten durch übertriebene Höflichkeit gegen die Vorgeſezten, der andere durch Wohldienen, ein dritter durch heuchleriſche Unterwürfigkeit und in die Augen fallende Beobachtung der Geſeze, andere durch andere Mittel, die ſich jeder denken kan, und die ich daher anzugeben nicht nöthig habe.

Doch Eines beſonderen Weges muß ich gedenken, weil Hartmann ſelbſt eine Zeitlang ſich dadurch hinreiſſen ließ. — Seit den Zeiten Philipp Jakob Speners ſucht ein Theil der Chriſten vor ihren Mitbrüdern ſich auszuzeichnen. Es iſt ihnen nicht genug, an den Sonntagen zwey

Predigten angehört zu haben, in der Woche jeder Betstunde und Katechisation beizuwohnen, die Kranken zu besuchen, und jede Leiche zu begleiten. Sie halten ausser dem öffentlichen Gottesdienste noch besondere Stunden, in welchen sie zusammen kommen, um gemeinschaftlich zu beten, zu lesen, zu singen, einander ihre Empfindungen und Rerungen des Geistes zu erzählen, — andere sezen hinzu, — um den Lebenswandel ihrer Nachbarn mit christlicher Duldsamkeit zu beurtheilen, und sich selbst allein selig zu preisen, welches alles ich nicht weis. Das kan ich allenfalls glauben, daß Spener ein rechtschaffener, wahrhaftig frommer Mann war, und die besten und reinsten Absichten hatte; daß seine ersten Anhänger aus wahrer Religionsliebe sich mit ihm vereinigten, und unter dieser Klasse von Christen — die man Pietisten nennt — ob sie sich selbst, oder andere sie so genennt haben, weis ich wieder nicht — noch heut zu Tage viele Redlichgesinnte seyn mögen, die keine Freude daran haben, alles, was nicht ihren Versamlungen beywohnt, in die Hölle zu werfen, nicht jeden Ort, an welchem keine Brüder sind, gerades zu für ein Sodoma und Gomorrha ansehen, um sich selbst für fromme Lots zu halten; wiewohl freilich auch dieser fromme Mann sich einmal betrank, und in der Trunkenheit eine gewaltige

Zerſtreuung hatte. Allein auf der andern Seite wird man mir auch zugeben, daß viele Glieder der pietiſtiſchen Verſamlungen räudige Schafe ſind, — wo iſt eine Heerde ſo klein, die keine hätte? — und mithin bey Beſuchung derſelben mehr fleiſchliche als geiſtliche Abſichten haben. Zum mindſten will man behaupten, von dem einen, er gehe in die Verſamlung, um durch den Schein eines guten, ehrbaren Wandels ein Stellchen auf dem Rathhauſe zu erhalten; der andere, um die Stadtneuigkeiten und Anekdoten aus jedem Hauſe zu hören; ein dritter, um an den zuſammengeſchoſſenen Allmoſen ſeinen Theil zu haben, und deſto mehr müſſig gehen zu können. Ja von meinem Nachbar ſagt man ſogar, er gehe der jungen und reichen Witwe zu lieb in die Verſamlungsſtunden, ſeze ſich zu ihr, und drücke ihr zuweilen in einem heiligen Eifer die Hand: der Herr Pfarrer werde auch wirklich alles mögliche dazu beitragen, daß zwey ſo fromme Seelen vereinigt werden.

So ſcheint doch nichts gutes unter den Menſchen geſtiftet zu werden, ohne daß Ehrgeiz, Wolluſt, Geldgeiz ꝛc., mit Einem Worte, die ewig beſtannte Triebfeder, wenigſtens der meiſten menſchlichen Handlungen, das Intereſſe, die gute

Absichten des Stifters veranstalten; — so säet man keinen Samen, unter dem kein Unkraut wächst, — und so bauet, — wie unsere alten Deutschen sagen, — unser Herr Gott kein Kirchelchen, neben welches nicht der Teufel ein Kapellchen hinsezte!

Werner, der Sohn eines pietistischen Strumpfwebers, wurde von seinem Vater jedesmal in die Versamlung der Heiligen seiner Stadt mitgenommen. So sehr ihm dieses ein Drang war, da sizen und beten und singen zu müssen, indessen seine Schulkameraden sich lustig machten, so schmiegte er sich doch unter dieses Joch. Denn er war türkisch genug, um einzusehen, wie viel es ihm nüzte, den Schein eines Heiligen zu haben. Denn unter dieser Maske durfte er die gröbsten Streiche unbestraft ausüben. Wenn er Geld brauchte, so nahm ers seinen Kameraden unvermerkt aus der Tasche. War er einem feind, so goß er das Dintenfaß in seine Grammatik, oder schnitt ihm ein Loch in den Rock. Dem Präzeptor selbst klebte er Pech auf den Siz, daß er beim Aufstehen die Hälfte der Beinkleider zurück ließ. Und doch hielt dieser den Werner für seinen bravsten Jungen. Denn niemand konnte den Kopf besser hängen, niemand die Augen andächt

tiger verbrehen, niemand rührender seufzen, als dieser kleine Heuchler. Kams zu Untersuchung, und bekannten gleich alle auf ihn, so gab er sich nicht die geringste Mühe, sich zu rechtfertigen. Er warf nur einen heiligen Blick auf den Lehrer, der zu sagen schien: „können Sie das von mir glauben, theurer, ewig verehrungswürdiger Lehrer?“ — und dann übernahm dieser Werners Rechtfertigung selbst, zankte mit den andern, „wie sie einem so wakern jungen Menschen solche Schandthaten aufbürden könnten? sie haben sich alle gegen ihn verschworen, weil er ihre Unarten nicht mitmacht, sie seyn alle mit einander Böswichte,“ — und dann prügelte der gute Mann die ganze Schule durch. Hier war Wernern seine Heuchlerrolle am lästigsten. Denn es kostete ihn viele Mühe, seine Schadenfreude zu verbergen, und nicht zu lachen, daß seine Kameraden um seinetwillen so geprügelt wurden.

Eben diese Rolle wollte er nun auch in dem Kloster spielen, weil er nicht viel gelernt hatte, und doch keiner der lezten seyn wollte, — und spielte sie wirklich, wenigstens eine Zeitlang, nur mit dem Unterschiede, daß er sonst eines der geringsten Mitglieder der Versamlung, hier aber das Haupt war. Anfangs gieng er öfters allein

in seine Schlafkammer, und las da etwas so laut her, daß die andern vor der Thüre stehen blieben. Wie sie hörten, daß es etwas geistliches war, gefiels ihnen. Oft, wenn die andern lärmten, sprach er ihnen zu, sittsamer und stiller zu seyn. Wenn sie beisammen sassen, um vom Grafen von Rivera erzählen zu hören, schalt er sie, daß sie sich am Sonntagabend einen so sündlichen Zeitvertreib machten. Wußte er, daß der Professor kam, so schlich er sich geschwind in die Stube, und warnte seine Kameraden nicht, damit sie überrascht wurden, er selbst aber hatte sich in eine Ecke gesetzt, und war still, oder hatte er gar geschwind ein Erbauungsbuch zur Hand genommen. Nun fiengen die Vorgesetzten an, ihn auszuzeichnen, und stellten ihn den andern als Muster dar. Daher bewarb sich jeder um seine Freundschaft. Er aber schien nicht mit jedem umgehen zu wollen, sondern las sich nur einige aus, und schlug ihnen dann vor, Abends und Mittags nach Tische zusammen in seine Kammer zu gehen, da zu singen und zu beten, und sich von dem rohern Haufen abzusondern. Izt erschallte jedesmal nach dem Essen ihr Gesang und Beten in dem ganzen Klostergebäude, keine Stimme aber hörte man heller, als Werners seine. Denn er hatte die Absicht, sich hören zu lassen, der andern ihre war redlich.

Wirklich hatte sich Hartmann dem Werner bey einigen Gelegenheiten zu munter gezeigt, als daß er ihn zu seiner Gesellschaft gezogen hätte; ja unser Held war anfangs ein Feind derselben — wir wissen nicht, warum? — Denn wir können nicht glauben, daß er damals schon den Grundsez gehabt habe: man müsse, wenn man auch wirklich fromm sey, den Schein von aussen so viel möglich vermeiden, seine Frömmigkeit der Welt nicht so laut ankündigen, und das, was man ist, oder seyn will, für sich in der Stille zu seyn oder zu werden suchen, — oder lag vielleicht dieser Grundsaz schon in seiner Seele, ohne daß er ihn noch entwickelt hatte, und sich also desselben noch nicht eigentlich bewußt war? Genug, er suchte dieses fromme Häufchen sogar in ihrer Andacht zu stören, schrie vor ihrer Kammer, und warf in der Dunkelheit Steine an die Thüre.

Diejenigen, die sich mit unserm Jünglinge über diese Unart, — das war sie wirklich, — entzweiet haben, sollen sich nun mit ihm als einem bußfertigen Sünder wieder versöhnen. Denn ist gleich werden wir ihn selbst als ein Mitglied der Gesellschaft erblicken.

Einst überraschte ihn Werner, da er eben einen Stein in der Hand hatte. Hartmannen ward bange, er würde nun verklagt werden. Allein, statt es wirklich zu thun, stellte ihm der Heuchler nur vor, daß ers thun könnte, und was dieses für Folgen hätte? ermahnte ihn sanftmüthig, sie nicht länger zu stören, und sich in Acht zu nehmen, daß er sich nicht versündige. — Dieses gelassene, christlich scheinende Betragen konnte nicht anders, als Hartmanns Seele rühren; er mußte nun fast denken, Werner sey ein Mensch, den seine Frömmigkeit verzeihen, und seine Leidenschaften bezwingen gelehret hätte, und war von dieser Zeit an sehr für ihn eingenommen, doch noch nicht so weit, daß er um Aufnahme in die Gesellschaft gebeten hätte. Dies geschah erst bald darauf bey folgender Gelegenheit.

So wie alle alte Gebäude, so sind vorzüglich die alten Klöster in dem Rufe des Spukens, und der Aberglaube hat besonders die sogenannten heiligen Zeiten in diesem Punkte furchtbarer gemacht, als die andern. Einst ungefähr um Weihnachten saßen die Studenten in der Rekreationsstunde beisammen, einige plauderten, Hartmann aber nahm eben im Damenspiele mit dem Könige in Preussen den Feldmarschall Daun hinweg, als

Werner mit ſtarrem Blicke zur Thüre herein ſtürzte, nach einem Buche lief, und mit demſelben in der Hand wieder hinaus rannte. Alle wollten ihm nach: „Bleibt zurück, rief er, wenn euer Leben euch lieb iſt!“ Die Furcht machte, daß ſie ſich alle in eine Ecke zuſammen drängten, und keiner das Herz hatte zu folgen. Bald kam Werner mit einem ruhigen und faſt triumphierenden Geſichte zurück, legte ſeine Bibel, — dies war das Buch, das er ſo ſchnell geholt hatte, — ganz gelaſſen hin, und ſpazierte umher, wie wenn nichts geſchehen wäre. So ſehr ihn alle umringten, und ihn, was geſchehen ſey, zu erzählen baten, ſo wenig ſagte ers ihnen, und machte ſie dadurch nur deſto neugieriger. Nur einige der Brüder nahm er bald darauf auf die Seite, und ſagte ihnen: „er ſey auf dem Dormente hin und her gegangen, und habe auf einmal hinten bey dem Fenſter, das in die Kirche hinab gehe, wo die alten katholiſchen Prälaten begraben liegen, eine ſchreckliche Geſtalt geſehen, die, wo nicht der Teufel ſelbſt, doch wenigſtens ein böſer Geiſt geweſen ſey. Anfangs ſey er erſchrocken, habe aber bald im Glauben ſich gefaßt, ſeine Bibel geholt, und dem Geſpenſte den Spruch gewieſen: Des Weibes Saame ſoll dir den Kopf zertreten! den Augenblick habe es ſich gekrümmt und gewin-

selt, und sey verschwunden.“ Dies erzählte er mit solchem Wahrheitsscheine, daß alle sich kreuzigten und segneten, und ihn als einen Heiden anstarrten. Er aber verbot ihnen, nicht das geringste davon den andern zu sagen, weil er nun gewiß wußte, daß sie es desto sicherer ausbreiten würden. In der That sah mans an der Furcht, die jeder beim Schlafengehen blicken ließ, besonders diejenigen, die in der Nachbarschaft des fürchterlichen Fensters schliefen, daß es jeder dem andern ins Ohr geraunt hatte.

Auſſer dieser Wirkung hatte diese Begebenheit auf Hartmannen noch eine andere. Er sah nun Wernern, der neulich schon vieles über ihn gewonnen hatte, aufs neue mit grossen Augen an, und beschloß nun aus wahrem Eifer sich um die Aufnahme in eine Gesellschaft zu bewerben, deren Haupt einen solchen Geiſt der Freudigkeit und solchen Muth zeigte, daß die Mitglieder wohl hoffen konnten, einen Theil desselben auf sich herab zu leiten.

Hartmann erschien also mit in der nächsten Versamlung, sang mit ihr ein Lied aus dem **Köthenschen Gesangbuche**, sprach mit grosser Andacht ein Gebet aus **Arnds Paradiesgärt-**

chen, und las wechselsweise mit den andern eine Stelle aus Frischs Neuklingender Harfe Davids. Er blieb auch wirklich mehrere Wochen der Gesellschaft getreu. Allein es währte nicht allzulange, daß er nicht wieder ein Weltkind geworden wäre, dergleichen er ehemals eines war. Die Ursachen seines Rückfalls aus dem angeblichen Stand der Gnade waren diese.

Gleich in den ersten Tagen gefiel es ihm nicht ganz, daß Werner und die andern, die nur das sprachen, was jener ihnen vorgesagt hatte, ihm ein Verbrechen daraus machten, wenn er sich noch zuweilen mit seinem unschuldigen Lieblingsspiele in der Dame eine Veränderung machte. „Alles Spielen, sagten sie ihm, sey eine sündliche Verschleuderung der Zeit. Ein wahrer Christ habe viel zu viel mit Prüfung seines Herzens zu thun, als daß er seine edle Stunden damit hinbringen dürfte," und was dergleichen Scheingründe mehr sind. Ja in der Folge suchten sie ihn so gar vom Lesen des Cicero und anderer alten Schriftsteller abzuhalten; „es seyen Heiden, Feinde des Christenthums, in deren Schriften man nichts als die ärgerlichsten Nachrichten von falschen Göttern und Göttinnen fände. Ein einziges Lied im Köthenschen Gesangbuche sey

mehr werth, als der ganze Virgil und Horaz zusammen, und vollends eine Stelle aus Arnd — —"

Der Leser wundert sich vielleicht, wie solche Grundsätze, die geradezu in die alte Barbarey zurück führen, in einem Lande noch statt finden können; und wird daher die Wahrheit dieser Erzählung bezweifeln, aber nur so lange, bis er folgendes wird gelesen haben.

Bengels Verdienste um die Theologie sind bekannt und anerkannt. Er hat sie sich durch seine fleissige und mühsame Arbeit in der Kritik des Neuen Testaments erworben. Er besas viele Kenntnisse, die ihn des erhaltenen Ruhms würdig machen. Allein seine schwache Seite war diese, daß er sich, besonders im Alter, den Apokalyptischen Rechnungen ergab, und dadurch seinem Ruhme Nachtheil brachte. Doch man hätte ihm diese Schwachheit verziehen, weil man sie vergessen hätte, wenn nicht seine Anhänger, — wie gewöhnlich, — gerade die schwache Seite dieses rechtschaffenen Mannes kopiert hätten. Statt mit ihm den Text des Originals zu berichtigen, und durch kritische Kenntnisse der Exegese ein Licht aufzustecken, schränkten sie sich auf sein Apokalyptisches Studium ein, und berechneten mit

ihm die Ankunft des jüngsten Tages. Sie schrieben ihm hierinnen ein übernatürliches Licht zu. Ja einige behaupteten so gar, er habe einmal des Morgens früh auf seinem Pulte die ganze Ausrechnung davon gefunden, die vermuthlich ein Engel hingelegt hätte, zu gleicher Zeit aber auch ein Verbot, den Tag und die Stunde nicht Einem Menschen bekannt zu machen. Daß seine Verehrer hierinnen ihm nachahmten, ist um so weniger zu verwundern, da eines Theils eine wahre theologische Gelehrsamkeit, die man sich durch das Studium des Alterthums und der Patristik erwirbt, auf einem weiten und beschwerlichen Wege erlangt werden muß, vor dem jede feige Jünglingsseele zurück bebt, theils das Apokalyptische Studium, wenn man einmal demselben sich ergeben hat, die Neugierde rege zu machen, und für seine Liebhaber einen gewissen Reiz zu haben scheint.

So sehr man endlich auch zugeben muß, daß Bengel wenigstens ziemliche Bekanntschaft mit den Schriftstellern des Alterthums hatte, so sagte er doch nebenher Meinungen, die denselben nicht ganz günstig waren, und aus einem etwas falschen Eifer für das wahre Christenthum flossen. Er scheint sich nie ganz überzeugt zu haben, daß nicht

die Lektüre der Alten der Religion wenigstens einigen Schaden brächte. Daher hängte er seiner Ausgabe von den Staatsbriefen des Cicero einen eigenen Paragraph an, worinnen er von der nöthigen Einschränkung der Ciceronianschen Lektüre redet, und das tröstliche Anekdötchen des Kirchenvaters Hieronymus erzählt, der einmal für seine Hochachtung dieses Heiden in der Hölle, oder wenigstens in einer Gattung von Fegfeuer, wie er selbst berichtet, jämmerlich büssen mußte. Nun riefen seine Anhänger jedem Jünglinge, der den Alten sich ergeben wollte, mit lauter Stimme und aufgehabenem Zeigefinger zu: Ciceronianus es, non Christianus! Es ist unglaublich, wie vielen Schaden solche falsche Grundsäze eines angebeteten Mannes stiften, und zwar desto grössern, weil das Buch in den Händen der Jugend ist, die gleich auf diese Stelle von seinen blinden Nachbetern hingewiesen wird.

Nun ist es für den Leser kein Räthsel mehr, warum Hartmann von seinen Brüdern gewarnt wurde, sich dem Cicero nicht mit Leib und Seele zu ergeben. Es that ihm wehe, daß man seinen Liebling so antastete. Doch, um ihren beständigen Ausfällen ein wenig auszuweichen, schränkte er sich einigermassen ein, und las nun fast eben

so fleissig das Buch des Chrysostomus vom Priesterthum, das auch Bengel herausgegeben hatte. Allein wie er ferner bald darauf fand, daß die heilige Versamlung sich ein Geschäft daraus machte, die andern dadurch bey den Vorgesezten anzuschwärzen, daß sie jedes kleine Versehen gleich hinterbrachten, und unschuldige Handlungen von einer falschen Seite vorstellten, um sich nun bald über die rohe Weltkinder hinaufzuschwingen; wie er sah, daß sie äusserlich sehr ehrbar und tugendhaft thaten, zuweilen aber sich, wie andere Höllenbrände, betranken; wie sie endlich von ihm verlangten, er solle auch hingehen, die andern zu verrathen: so brach er nach und nach ab, kam erst seltener in die Versamlung, und zulezt gar nicht mehr, unbekümmert, ob ihm dieser Schritt bey der künftigen Lokation Schaden brächte oder nicht; denn er hatte bey der Besuchung ihrer Versamlung keine solche Absicht gehabt.

Drittes Kapitel.

Die Lokation und der Tod des alten Pfarrers.

Doch ehe wir weiter gehen, müssen wir doch erst ein wenig berichtigen, wann dieses alles geschehen ist, damit der Leser das chronologi-

ſche Licht in unſerer Geſchichte nicht vermißt. — Wenn wir zurück rechnen, daß Hartmann in dem Jahre 1747 geboren iſt, und uns erinnern, daß die Jünglinge ungefähr in dem vierzehnten bis funfzehnten Jahre in das unterſte Kloſter aufgenommen werden, ſo muß alſo dieſes in den Jahren 1761 oder 1762 ſich zugetragen haben. Denn in jenem war Hartmann vierzehn, und in dieſem funfzehn Jahre alt. Goldne Zeit!

Vielleicht bedauert wirklich mancher unſern jungen Helden, daß er dieſe ſchönen Jahre in einer ſolchen Art von Zwang zubringen mußte; es fühlten ihn auch wirklich einige ſeiner Kameraden. Ihm aber hatte ſein ehemaliger Aufenthalt bey einem Koſtherrn, nebſt andern Vortheilen, auch dieſen gebracht, daß es ihm weniger ungewohnt that, ein bischen eingeſchränkt zu leben. Geſetzt auch, es hätte ihm anfangs etwas wehe gethan, ſo war doch der Schaden nicht groß. Vielmehr haben Jünglinge, die frühzeitig in einiger Unbehaglichkeit leben — vorausgeſetzt, daß es keine Feſſeln eines Pedanten oder Tyrannen ſind — den Nutzen, daß ſie in der Folge in jedem Stande und Amte ſich beſſer befinden — denn wo iſt ein Amt, das nicht ſeine gewiſſe Miſchung von Unannehmlichkeit hätte? — indeſſen andere, die,

wie muthige Füllen, ausschlagen und sich herumtummeln durften, den Zaum des künftigen Amtes zu leiden nicht vermögen, es unmöglich finden, sich einschränken zu können, und diejenigen für Pedanten halten, die gewisse Stunden ihrem Amte, und gewisse andere ihrer Erholung widmen. — Vielleicht kömmts daher, daß man im Wirtembergischen die meisten Aemter mit ordentlichen, wirthschaftlichen und arbeitsamen Männern besetzt sieht. Doch wir kehren nach Blaubeiren zurück!

Hier hatte sich indessen der so gewünschte und gefürchtete Zeitpunkt genähert, in welchem, nach vorhergegangenem Examen, den Jünglingen ihre Rangordnung angewiesen wurde. Bey der Prüfung selbst hatte Hartmann sich sehr wohl gehalten. Er exzipierte das Deutsche ins Latein, und sogar ins Griechische, machte über das gegebene Thema noch zwey andere weitläuftiger und zierlicher ausgearbeitete Versionen, in welche er alle Phrasen, die ihm aus seinem Cicero einfielen, zusammenstoppelte, und schloß sogar seine Arbeit mit einigen Duzenden lateinischer Verse, zu welchen Ovid aus seinen Klageliedern manches Hemistich, und Aler aus seinem Gradus ad Parnassum die Beiwörter hergeben mußte, wenn noch der Daktylus in der fünften Region und der Schluß

des Pentameter fehlte. So kindisch und abgeschmackt der größte Theil dieser Uebungen war, so machte doch Hartmann ein grosses Aufsehen damit, besonders unter seinen Kameraden, die ihm größtentheils den ersten Plaz prophezeieten — fast ein Beweis, daß er ihn verdiente! Allein wie endlich die Lokation wirklich bekannt gemacht wurde, erhielt er nur den dritten. Den ersten mußte er einem Stuttgarder von vornehmer Familie, und den zweiten einem Vetter des Prälaten einräumen.

Indessen war er selbst vergnügt damit, besonders auch deswegen, weil er doch einen Plaz erhalten hatte, den sein Vater erwartete. Er sezte sich nun gleich, und schrieb nach Hause. Drey Wochen nachher, da Hartmann sich schon wunderte, daß er so lange keine Antwort erhielt, kam ein Mann von Gönningen mit einem grossen Pack an. Ganz oben in demselben fand er Briefe von dem ganzen Hause, und in allen nichts als Ausdrücke der herzlichsten Freude. Darauf folgte Backwerk von der Mutter, wovon er gleich seinen Kameraden, die bey der Ankunft des Mannes herbeigelaufen waren, und begierig um ihn herumstunden, fast die Hälfte austheilte. Weiter

unten lag ein gestickter Ueberschlag *) von der ältesten, und gleich dabey schöne gestrickte Handschuhe von der jüngern Schwester. — Aber wer beschreibt sein Entzücken, wie er izt sechs Bücher, alle gleich in Pergament gebunden, von einerley Format erblickte, den ersten Band geschwind aufschlug, und M. Tullii Ciceronis Opera omnia ex recens. Jac. Gronovii — curavit Io. Aug. Ernesti etc. erblickte! Er küßte das vorangesezte Bild des Verfassers, theilte sein Backwerk fast ganz vollends aus, und bemerkte nicht, daß etwas herausgefallen war. Dem Boten gab er sein ganzes Essen und Trinken, und schrieb einen Brief, der so verwirrt war, daß sein Vater die Grösse seiner Freude daraus einigermassen begreifen konnte.

Bald erhielt er wieder Antwort, wunderte sich aber recht sehr, wie seine Mutter ihm einige zärtliche Vorwürfe machte, daß er sich nicht auch für den Dukaten, den sie beigelegt hätte, bedankte. Samuel erstaunte, und sagte es einigen seiner guten Freunde; sie wußten nichts davon. Doch wollte einer bemerkt haben, daß beim Aufschlagen des Cicero etwas herausgefallen war; und wirklich hatte seine Mutter das Geld gleich zu dem

*) Ein Ueberschlag heißt im Wirtembergischen dasjenige, was man in andern Ländern Priesterkäppchen nennt.

voranstehenden Bilde hineingelegt, damit er auf einmal doppelte Freude empfände. Weil er also nichts von seinem Dukaten erfahren konnte, so hielt er ihn für verloren. Noch mehr kränkte dies seine Mutter, als ihn, weil es einer von ihren zusammengesparten Lämmleinsdukaten gewesen war.

Doch nichts auf der Welt ist so schädlich, daß es nicht auch zuweilen etwas Gutes stiften sollte! Die Klatschereien der pietistischen Jünglinge hatten bisher vielen Schaden verursacht, vielen Verdruß gemacht, und manchen Zank erregt; itz hatte ihnen Hartmann die Entdeckung seines Dukatens zu danken. Ohne zu wissen, wie sehr er seinem Freunde dadurch schadete, weil er nicht vermuthen konnte, daß er der schlechte Kerl sey, hatte es einer von der Versamlung einige Zeit hernach dem Professor gesagt, und dieser in der Stille die Anstalt gemacht, daß man ihms anzeigen möchte, wenn ein Student einen Dukaten wechseln liesse. Kaum war dies bekannt, so brachte ein Krämer ein Goldstück, das er den Tag vorher gewechselt hatte. Der Klosterfamulus wurde befragt: für wen ers gewechselt hätte? — und die Antwort war: für Herrn — Werner! Nun fiel die Larve auf einmal ab, und der Heuchler

war izt der verachtetste Mensch in dem ganzen Kloster! Wie froh Hartmann war, daß er schon längst aus seiner Gesellschaft sich entfernt hatte, läßt sich denken.

Die Nachricht von dem wiedergefundenen Dukaten brachte er bald darauf selbst seiner Mutter. Denn indessen war Ostern herangekommen, um welche Zeit die Studenten einige Wochen Ferien haben. Unser Jüngling hatte sich sehr darauf gefreuet, sich seinem Dorfe nun als denjenigen zeigen zu können, der unter seinen Kameraden einen anstehnlichen Platz hätte. Denn er dachte, jedermann sehe es ihm an, oder es wüßten alle seinen Rang zu schätzen. Indessen begegneten ihm doch die Bauern besonders höflich gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft; wie er aber vollends am zweiten Osterfeiertage vor ihnen auf die Kanzel trat, Vesperlektion *) hielt, und alles so laut und vernehmlich ablas, daß es die Leute hinter der Orgel verstunden, und gar nicht erschrocken zu seyn schien, so warteten alle Bauern

*) Vesperlektion ist ein Nachmittagsgottesdienst im Nürnbergischen, in welchem zuerst ein Kapitel aus der Bibel der Reihe nach, und hierauf eine Erklärung aus einem Kommentar Ostanders, gewöhnlich Ostanders Lektionen genannt, vorgelesen wird.

an der Kirchthüre, zogen, wie er heraus kam, den Hut sehr höflich vor ihm ab, blickten ihn so freundlich und zutraulich an, daß ihm das Herz hüpfte, und nannten ihn von der Zeit an nicht mehr geradezu des Herrn Pfarrers Samuel, sondern Muskje Samuel! Von der Freude seiner Eltern, besonders der Mutter, und seiner Schwestern, besonders der jüngern, über seine Anwesenheit sowohl, als über seinen ersten Auftritt auf der Kanzel, brauche ich nichts zu sagen. Der Tag war für das ganze Haus ein Fest, und von demselben an fragte ihn seine Mutter allezeit des Morgens, was er essen wolle? Lottchen, der ältesten Schwester, wollte dieser Vorzug immer noch nicht recht gefallen; sie war überhaupt zänkischer und genauer, als die jüngere, die ihr Bruder fast mehr liebte, als jene.

Die vierzehn Tage der Ferien flossen ihm als ein einzelner Tag dahin, und kaum dachte er angekommen zu seyn, so mußte schon wieder ein Pferd zu seiner Abreise bestellt werden. Wie dieses die Bauern hörten, kam einer nach dem andern, das seinige anzubieten, daß der Pfarrer wirklich in Verlegenheit war, welches er nehmen sollte, um keinen zu beleidigen; — er dachte, wenn er des

Schulzen seines nähme, könnte keiner zürnen, und so geschahs also!

Wer Gelegenheit gehabt hat, die Sitten der Dorfbewohner in den rauhern Gegenden Wirtembergs kennen zu lernen, wird gefunden haben, daß es größtentheils noch die Sitten der alten Deutschen sind. So viele Redlichkeit, Treue und Einfalt findet man nicht bey dem Landmanne weder in der Pfalz, noch in Sachsen — einige Gegenden des Erzgebirges vielleicht ausgenommen — noch Hessen, noch Holstein ꝛc. Feiner und pfiffiger mögen diese seyn, und den Bewohner des Schwarzwaldes oder der Alpen wohl in manchen Stücken, selbst in Sachen, die zu dem Ackerbau und der Viehzucht gehören, weit übersehen; aber dafür sind sie auch träger und falscher, weniger dienstfertig und stolzer. Wenn in jenen Gegenden der Pfarrer über die Gasse geht, wie höflich nehmen die Bauern ihren Hut ab, wie freundlich grüssen sie ihn aus der Ferne, wie liebkosend kommen die Kinder herbey, um ihm einen guten Abend zu sagen, und seine Hand zu küssen, und alles sieht noch lange mit unbedecktem Haupte ihm nach! Verlangt er etwas von ihnen, so geben sie ihm das Beste aus dem Hause, und der hielte sich für beschimpft, dem er etwas dafür anböte.

Von dem, was ihnen wächst, würde keinem etwas schmecken, wenn nicht der Pfarrer das Schönste davon vorher gekostet hätte. Aber dafür wissen sie auch, daß sie in allen ihren Angelegenheiten die erste Zuflucht zu ihrem Pfarrer nehmen dürfen, und der räth ihnen, als Vater. Kömmt jemand von den Seinigen, wenn er schon lange Staub ist, ins Dorf, so ehren sie ihn, und thun für ihn, was sie können. Kurz in wenigen Gegenden wird man so viele väterliche Liebe von der einen, und so vieles herzliche Zutrauen von der andern Seite, und überhaupt das wahre Verhältniß zwischen einem Hirten und seiner Heerde in dem Grade entdecken. —

Wie Samuel bey seiner Rückreise in das letzte Dorf vor Blaubeiren kam, hörte er von dem Wirthe, sein Prälat sey indessen gestorben. Der gute Mann bekam eine Blatter an der Zehe, und achtete entweder das Uebel nicht, oder wurde es unrecht behandelt; kurz es entzündete sich, und der Brand griff so weit um sich, daß zuletzt nichts mehr übrig blieb, als die Zehe abzustossen. Dazu konnte der Mann sich nicht entschliessen, als bis es zu spät war, und er verlor also das Leben, weil er die Zehe nicht verlieren wollte. Da nun in Wirtemberg niemand sterben, oder Hochzeit machen,

oder befördert werden kan, ohne in einem Karmen besungen zu werden, so gab dieser Umstand dem Leichensänger Gelegenheit, unter andern schönen Gedanken mit Wehmuth auszurufen:

— O du Studentenvater!
Stirbst du so schnell an einer Blatter!

Ob unser Hartmann über diese herzbrechende Ausrufung, und überhaupt über den Verlust seines Prälaten gelacht oder geweint habe, kan ich nicht sagen, weil er in den Daten zu seiner Lebensbeschreibung, die ich vor mir habe, nichts davon meldet. Aber das sezt er bey: er und seine Kameraden haben sich lange, allein in dem Kreuzgange zu gehen, gefürchtet, und es sey ihnen oft gewesen, wie wenn sie in der 3te einsignien Prälatur die Namen: Herrmannus Witsius, Petrus Poiretus, Anna Bourignonia, b. Balerus, u. s. w. erschallen hörten. So systematisch, so gelehrt, und so polemisch hatte ihnen der Mann Jägers theologisches Kompendium erklärt! Aber bald wurden sie durch die Ankunft eines freundlichern und vernünftigern Prälaten getröstet.

Viertes Kapitel.

Hartmanns schwankendes Studieren — und seine Reise nach Ulm.

Gegen das Ende des vorigen Kapitels erwähnten wir einiger Daten, die wir von Hartmann selbst vor uns haben; sie sind aus der Zeit seines ersten Vikariats, in welchem er einige Hauptumstände seines Lebens aufzuzeichnen angefangen hatte. Seine Absicht scheint gewesen zu seyn, mit der Zeit eine Geschichte seines Kopfs und seines Herzens zu entwerfen. Allein da er erst spät, ungefähr erst in dem vier und zwanzigsten Jahre seines Lebens, auf diesen Gedanken gerieth, so konnte er die stufenweise Veränderungen seiner Denkungsart und Empfindungen nicht mehr so genau angeben, und also nur diejenigen Punkte, die ihm noch einfielen, kurz berühren, um, so viel möglich, eine zusammenhängende Erzählung seiner gelehrten und moralischen Bildung mit der Zeit zu machen. Durch was für Umstände er davon abgehalten wurde, werden folgende Blätter lehren. Indessen wünschten wir, daß Jünglinge früher anfiengen, auf sich selbst zu merken, besonders das zu bemerken, wie es gekommen ist, durch was für eine Lektüre, oder durch welche Unterredung mit einem Freunde oder Gönner, oder durch

welches Beispiel, daß sie z. E. mit der Zeit Urtheile von einer Sache fällten, oder wenigstens geneigt waren zu fällen, von denen sie anfangs zurückbebten; daß sie sich nach und nach etwas erlaubten, das sie ehemals für unrecht gehalten haben; daß sie izt ein Studium lieben, das sie sonst nicht lieben? wie sie es anfangs angriffen, um sich den Besiz einer Wissenschaft zu erwerben, zuerst irre giengen, oder wenigstens einen zu weiten Umweg machen wollten, bis sie auf die rechte und nähere Bahn kamen? was sie von Jugend auf sich vorgesezt haben, einst zu werden? warum sie bey dem ersten Entschlusse beharrten, und wodurch sie darinnen gestärkt, oder wodurch sie zu einer andern Lebensart geleitet wurden? welche Bücher ihnen in gewissen Jahren gefallen haben? und warum? und noch viele dergleichen Punkte könnten sie aufzeichnen, die mir izt nicht gerade beifallen. Wie sehr würde dieses ihnen selbst zur Selbstkenntniß nüzen! wie vieles Licht den Lehrern der Jugend und Erziehern geben! wie vieles von dem Gange der Seele in der Psychologie erläutern!

Die Grösse des Nuzens würde einigermassen aus Hartmanns Geschichte erhellen, im Fall der Herausgeber die Geschicklichkeit hätte, seiner Seele

gleichsam nachzuschleichen, und die vorgefundenen Spuren aufzuzeichnen. Allein da er nur hier und da einige Fäden in der Hand hat, so kan seine Erzählung nicht ganz vollständig werden. Doch wird er sich bemühen, und hat sich schon bemühet, die Lücken, so gut er kan, entweder durch andere von Hartmann erhaltene Nachrichten, oder durch Spekulation, woher ungefähr diese oder jene neue Erscheinung in seiner Seele gekommen seyn mag, auszufüllen.

Was Hartmanns Lektüre und Studieren in dem Reste seines Aufenthalts zu Blaubeiren betrift, so finde ich davon folgendes noch aufgezeichnet:

„In dem leztern Jahre meines Aufenthalts zu Blaubeiren bekam ich grosse Lust, „Französisch und Italiänisch zu lernen; ich „kaufte mir von beiden Sprachen eine Grammatik. Um in jener und zu gleicher Zeit in „den Alten zu profitieren, las ich der Dacier „Uebersezung des Terenz mit dem Original; „in der andern aber hatte ich keinen Autor, als „was in Veneronis Grammatik war. Doch „brachte ichs in beiden so weit, daß ich das „Leichteste zur Noth verstehen konnte. Diese

„Uebung, so gering und übel eingerichtet sie „war, hat mir doch in der Folge das genützt: „erstlich, daß mirs einige Jahre hernach leich„ter wurde, beide Sprachen vollends besser zu „lernen, und zweitens, daß ich zur Zeit, als „ich zu meinem Hauptstudium die Alte Litte„ratur machte, ihr alle meine Stunden wid„men konnte.“

„Hierinnen wußte ich damals noch wenig „Bescheid, und schwankte hin und her. Bald „las ich nichts als die Schriftsteller selbst, bald „nichts als ihre Nachahmer aus den Zeiten „der wieder auflebenden Gelehrsamkeit, den „Manutius, Muretus, Paullinus ꝛc. die „ich bey einigen meiner Kameraden kennen „lernte; zu einer andern Zeit las ich nur „Schriftsteller, die Anleitung geben, wie man „die Alten lesen und sie recht benutzen soll. „Am liebsten und brauchbarsten waren mir „damals in diesem Punkte des alten Johann „Sturms Schriften, z. E. seine Institutiones „Scholasticae *), sein Büchelgen de Perio„dis **), ferner Morhofs de legendis, ex-

*) Edit. Hallbaueri, Lemgo 1730. 8.

**) Ebendaselbst, 1727. 8.

„cerpendis et imitandis Auctoribus, de ra„tione conscribendarum Epistolarum, Deli„ciae Oratoriae u. s. w. Lange suchte ich die „wahre Methode, wie man lesen soll, und ver„säumte daher lange Zeit, die Bücher, die ich „mit Nutzen lesen zu können wünschte, selbst zu „lesen. — Wie vieles Irregehen und Su„chen kann nicht dem Jünglinge die Anwei„sung eines Lehrers ersparen, wenn er ihm „gleich die wahre Quelle sagt, wo er das finden „kan, was er sucht! Wie viele Zeit hätte ich „gewonnen, wenn man mir das, was ich un„gefähr ein Jahr hernach gleichsam von unge„fähr fand, früher gezeigt hätte!"

Diese Ausrufung unsers Helden gäbe mir die natürlichste Gelegenheit, anzugeben, was denn für eine Methode in den sogenannten Wirtembergischen Klosterschulen die herrschende? und ob sie die beste ist? oder welche Veränderungen und Verbesserungen allenfalls darinnen zu treffen wären? wie die ganze Anstalt noch gemeinnüziger und herrlicher gemacht werden könnte? ꝛc. Allein theils ist, wenigstens hier, der Ort nicht dazu, theils hat der Herausgeber sichs zum Gesetze gemacht, so viel möglich nur zu erzählen, nicht seine Projekte auszukramen. — Da nun Hartmann

in der angeführten Stelle seine Studien, in dem Reste seines Aufenthalts in dem ersten Kloster, selbst beschrieben hat, so haben wir weiter nichts davon zu erzählen, und gedenken nur noch seiner Reise nach Ulm.

Da diese ansehnliche Reichsstadt in der Nachbarschaft von Blaubeiren ist, so hatte Hartmann schen lange Lust gehabt, sie zu sehen. Es kam noch ein Umstand hinzu, der ihn noch begieriger machte; denn er hörte, daß das berühmte Fischerstechen, das alle zwey Jahre ist, da gehalten werden sollte. Er vereinigte sich mit einigen andern, sich die Erlaubniß zu dieser Reise von dem Prälaten auszubitten, und sie erhielten sie.

Für unsere Jünglinge war die Freude, daß sie nun wieder einmal reuten, und einen lustigen Tag sich machen durften, eben so groß, als ihr Anblick für den, der sie daher traben sah, komisch war. Erstlich hatten sie das zum Reuten nöthige Zeug von allen Enden und Orten her zusammengestoppelt. Der eine hatte eiserne, der andere stählerne, der dritte gar silberne Sporen, der vierte nur einen, und die andern gar keine. Der hatte eine Spißruthe, und jener eine Kourierpeitsche. Der hatte einen alten Roquelaur von dem

Ueberreuter, einem Klosteroffizianten, entlehnt, und der andere brauchte seine Kutte statt des Ueberrocks — und wie sie vollends aufsaßen und fortritten, so hieng der eine auf die rechte, der andere auf die linke Seite, der dritte nach Husarenart vorwärts. Dem flog der Hut rechts herab, und dem andern links. Hartmann verlor seine Peitsche, und ein anderer den Steigbügel. Doch kamen sie ohne weitern Schaden in die Stadt hinein, in welcher ihr Aufzug so grosses Aufsehen machte, als wie Sancho Pansa in Barataria, oder Don Quixote in Saragossa seinen Einzug hielt. Noch lustiger war die Rückreise. Denn die meisten hatten sich beim Baumstark fidel getrunken, indem sie den Klosterfamulus, der ihnen zum Aufseher mitgegeben war, zudecken wollten, um desto freier zu seyn.

In Ulm selbst besahen sie wie natürlich das Münster, und liessen sich den Plaz zeigen, wo der Gemsenjäger Maximilian mit dem Fusse in die Luft hinaus gemessen hatte; ferner besahen sie das Wengenkloster und das Arsenal. Nachmittags sahen sie dem Fischerstechen zu, das Hartmannen anfangs nicht so sehr gefiel, weil ihn so viele Bilder der Gefahr dabey umschwebten, und er alle Augenblicke für das Leben eines in die Do-

nan hinausgestossenen Fischers fürchtete. Zuletzt aber gewöhnte er sich daran, wie er niemand umkommen sah. Ueberhaupt gaften sie alles in den Strassen mit weit offenen Augen an, alles war ihm und den andern neu, besonders der Anblick eines Arsenals — so vieles Geschütze hatten sie noch nie beisammen gesehen — und des Klosters. Ein katholisches Kloster ist in einigen Gegenden Wirtembergs etwas so neues, daß ein Jüngling, der erst in die Welt hinaus kömmt, nicht Augen genug hat zu sehen. Indessen in Ländern vermischter Religion ein Ordensgeistlicher ganz unbemerkt durch die Strassen geht, kan in vielen Wirtembergischen Oertern kein Kapuziner, oder vollends gar ein Dominikaner oder Karmeliter sich sehen lassen, daß nicht alle Jungen der Stadt in Bewegung gerathen, dem Pater haufenweise nachgehen, und ihn als ein Wunderthier betrachten. So viel kömmts darauf an, an was für Gegenstände die Augen gewöhnt sind!

In unserm Hartmann erwachte durch diese kleine Reise ein neuer Trieb, oder vielmehr ein alter, der bisher in seiner Einsamkeit geschlummert hatte, aber itz wieder ein wenig erweckt wurde, und in der Folge vielleicht noch mehr rege gemacht werden wird — nämlich der Trieb, die Welt zu

sehen. Er hatte sich schon in jenen Jahren bey ihm geäussert, als ihn sein Vater gelegentlich etwas Geographie lehrte, wie wir oben gesehen haben*), und er that tausend Fragen an seinen Lehrer, der oft selbst darüber in Verlegenheit kam: wie groß ist denn eine grosse Stadt? wie vielmal ist denn diese Peterskirche grösser, als unsere im Dorfe? kann man in Einem Tage von London nach Paris kommen? ich möchte nur auch einmal eine grosse Stadt sehen ꝛc. Allein durch Stuttgard war er ein wenig gedämpft, weil er sich lange Zeit einbildete, diese Stadt sey das non plus vltra grosser Städte. — Ueberhaupt muß wohl derjenige Jüngling nicht neugierig seyn, d. i. keinen Funken von Wißbegierde, und eine sehr eingeschränkte Seele haben, dem die Geographie nicht den öftern Wunsch auspreßt, alle die Herrlichkeiten, die sie ihm beschreibt, auch einmal zu sehen. Daher würde er in dem funfzehnten Jahre reisen, um das Aeussere der Städte zu sehen, und zwanzig Jahre später um der Menschen willen, vielleicht auch früher, je nachdem sich in ihm der philosophische Geist entwickele.

Izt haben wir unsern Jüngling glücklich durchs erste Kloster geführt, und begleiten ihn

*) B. 1. Kap. 4.

— wenn er anders unſern Leſern gefällt — ins zweite.

Berechnen wir am Ende dieſer neu durchlaufenen Bahn die Summe ſeiner Kenntniſſe, ſo finden wir, daß zu Folge der angegebenen Umſtände er in den alten und neuern Sprachen einige Schritte that, bey jenen aber immer noch einen Weg ſuchte, den er durch ein gewiſſes Gefühl ahndete, faſt wie Kolom die neue Welt, und der ihn zur wahren Art, die Alten zu leſen, führen ſollte — daß er einige Menſchenkenntniß ſich ſammelte — daß er ſonſt einige Erfahrungen in den Dingen dieſer Welt machte — und daß überhaupt ſein Verſtand und ſeine Einſichten erweitert wurden. — Doch ihm ſelbſt, wenn er zurück dachte, war der Fortſchritt, den er in zwey Jahren gemacht hatte, zu langſam, und er war faſt ſelbſt ein wenig unzufrieden mit ſich. — Sein Herz aber hatte indeſſen keine beſondere Veränderung erlitten. Denn es war noch ſo rein, unſchuldig und leer, wie einige Jahre zuvor.

Ende des zweiten Buchs.

Hartmann,

eine Wirtembergische Geschichte.

Drittes Buch.

Bebenhausen.

Erstes Kapitel.

Verschiedenheit des Herausgebers — wir wissen nicht — mehre oder falsche.

Oft, wenn ich die vorhergehenden Bücher wieder durchlese, ängstigen mich Zweifel für meinen Helden. „Wird denn, denke ich, die Geschichte deines Jünglings auch den Beifall des Publikums haben? Wird diesem ein Jüngling gefallen, der schon früh so gesezt denkt? Ist seine Geschichte nicht zu langweilig, weil sie so ihren natürlichen Gang fortgeht, und mit keinen ausserordentlichen, unerwarteten und überraschenden Be-

gebenheiten durchflochten iſt? Iſt nicht ein Jüngling, der wie Thomas Jones ſich herumprügelt, ſeinen Gegner blutig ſchlägt, und ſchon zu einem Mädchen ſteigt, mehr nach dem Geſchmacke des Leſers, als Hartmann, der ſich gewiſſermaſſen in dem funfzehnten Jahre ſchon einen Plan ſeines Lebens und ſeiner Studien macht? wird nicht ein groſſer Theil derſelben einige Umſtände geringfügig finden? ꝛc.“ und was ein Autor, der Reſpekt vor dem Publikum hat, allenfalls noch für Fragen an ſich auf ſeiner Studierſtube machen kan. —

Was den lezten Umſtand betrift, ſo bin ich, im Fall die erſtern Zweifel gehoben werden können, am ruhigſten dabey. Denn ſobald die ganze Geſchichte des Herzens und Kopfs eines Jünglings nur ein wenig intereſſant iſt, ſo iſts auch der kleinſte Umſtand, der in beides oft groſſen Einfluß hat.

Bey den übrigen Einwürfen kömmt mir theils die Wahrheit dieſer Geſchichte, die nicht blos vorgeblich iſt, ſondern vielleicht am Ende mit einigen Urkunden belegt wird, theils die Abſicht zu Hülfe, die ich bey der Herausgabe dieſes Werkchens habe. Welche ſie iſt, ſage ich vielleicht in der Vorrede, vielleicht auch nicht, vielleicht kan ſie mancher Leſer errathen. Genug, daß ſie mich ein

wenig beruhigt, und der Gedanke — „wenn du gleich nicht alle deine Leser auf das angenehmste unterhältst, so nüzest du vielleicht einigen, und zwar denen, für die du schreibst" — mich tröstet.

Ferner weiß ich nicht, ob die Forderung unerwarteter und neuer Auftritte in dem Leben eines Jünglings nicht ein wenig ungerecht ist? und ich hoffe, der billige Leser, d. i. wenigstens der kleinste Theil derselben, der aber bey mir den grössern aufwiegt, werde nicht mehr darinnen suchen, als wirklich zu finden ist.

Endlich ermangelt auch nicht die Eigenliebe ihr Spiel zu spielen, und mich zu erinnern, daß wenigstens die ersten Bogen dieser Geschichte einigen Männern, deren Urtheil ihm nicht gleichgültig ist, zu gefallen das Glück hatten. Dieser Beifall scheint freilich oft verdächtig zu seyn, und das Publikum pflegt die Achsel zu zucken, wenn man ihm sagt, „man sey zur Ausgabe eines Buchs ermuntert worden;" weil es oft mit Recht, hier aber zum mindsten nicht ganz mit Recht, voraussezet, die Ermunterer seyen erklärte Freunde des Verfassers oder Herausgebers. Allein auf der andern Seite wäre es, wie unsere Eigenliebe dagegen einwendet, zuweilen auch offenbare Unbil-

ligkeit, wenn man aus lauter Bescheidenheit die Männer, die uns ihren Beifall nicht versagen, allemal einer Partheilichkeit beschuldigen wollte.

Unser Jüngling mag also in die Welt sich hinauswagen, und sehen, wie er sein Glück macht; wir geben ihm unsern väterlichen oder vetterlichen oder freundschaftlichen Segen!

Wir haben schon so viele lange Kapitel gemacht, daß wir wohl auch einmal eines früher schliessen dürfen, und der Leser nicht zürnen wird, wenn wir erst in dem folgenden von unsern Selbstbetrachtungen zur Geschichte zurückkehren.

Zweites Kapitel.

Hartmann wird ein Schüler Ernesti's und Gesners — wird verfolgt — ist mißgünstig, und in Gefahr, seine Gesundheit zu verlieren.

Zu Ende des Oktobers oder Anfang des Novembers im Jahr 1763 kam Hartmann in die zweite, sogenannte höhere, Klosterschule Bebenhausen. Die alten Mönche scheinen sich die Plätze nicht übel gewählt zu haben; sie begruben sich gemeiniglich in ein enges Thal, oder in einen Wald, um von der Welt desto abgesonderter zu

leben, und ihren Reizen desto weniger ausgesezt zu seyn; vielleicht auch, um sich ihren Augen desto mehr zu entziehen, und desto ungestrafter thun zu können, was ihnen beliebte.

Besagtes Kloster liegt in dem grossen Walde, der Schönbuch heißt, und ist also, wie Blaubeiren, zum Studieren gemacht. Zu gleicher Zeit hat es vor dieser und den andern zwey Klosterschulen, Denkendorf und Maulbronn, den Vortheil, daß es nur eine Stunde von Tübingen liegt, und die Jünglinge daher nach und nach mit dem akademischen Leben von seiner guten und schlimmen Seite bekannt, und dazu eingeleitet werden können.

Noch einen andern Vortheil zog Hartmann aus dieser Nachbarschaft, nämlich den, die Sphäre seiner Kenntnisse zu erweitern. Er kam in den ersten Wochen gleich, bey einer gewissen Gelegenheit, kaum nach Tübingen, so lief er in einen Buchladen. Dies war der erste, den er sah. Daher hob sich seine ganze Seele bey dem Anblick so vieler Bücher, von welchen allen er glaubte, daß sie nichts anders als Schäze der Weisheit enthielten. Indessen andere die akademischen Vergnügungen mit geizigen Zügen zum

erstenmal einschlürften, war er zwischen Büchern gleichsam begraben. Er merkte sich die Titel von vielen, um sie mit der Zeit zu kaufen; einige kaufte er gleich, so weit sein Taschengeld reichte. Denn damals dachte er nicht anders, als man müsse gleich das baare Geld in der Hand haben, wenn man etwas kaufen wollte. In der Folge versuchte ers mit einem kleinen Buche, das er nothwendig zu brauchen glaubte, auf Kredit, erhielt ihn, und bekam von der Zeit an nun alle Messen einen so starken Konto, daß oft sein Vater gewaltig grosse Augen darüber machte. Zuweilen wagte er nicht einmal, seine Bücherschulden ganz anzugeben, und nahm in der Stille seine Zuflucht zu den ersparten Lämmleinsdukaten seiner Mutter.

Da Hartmann glaubte, alles kaufen zu müssen, was die Philologie und Kritik betraf, so war er auf das vorzüglich aufmerksam, was in den Bücherkatalogen aus diesem Fache vorkam. Er kaufte bald anfangs Ernesti Opuscula philologico-critica, und bald darauf seine Rhetorischen Anfangsgründe. Durch Ernesti lernte er seinen Freund Gesner kennen, und schafte sich also auch die Schriften dieses vortreflichen Mannes an. Nach und nach wurde er mit den Schriften des Sanktius, Perizonius, Gronov, Vi-

ger, Lambert Bos ꝛc. bekannt, indem immer der eine ihn gleichſam zu dem andern hinwies. Aus den drey erſtern lernte er viele Mängel der lateiniſchen Grammatik, die er kannte, verbeſſern, und bekam mehr Einſicht in das Innere der Sprachkunſt, und die folgenden brachten ihm eine beſſere Kenntniß von den Eigenheiten der griechiſchen Sprache bey. Doch waren ihm Geſner und Erneſti die liebſten Männer, weil er bey dieſen hauptſächlich fand, was er ſuchte, nämlich die **Kunſt, die Alten mit Nuzen zu leſen.**

Er hatte ſeit einiger Zeit, und zwar noch in der lezten Zeit ſeines Aufenthalts in Blaubeiren, eingeſehen, daß Wortklaubereien und Phraſes ſammeln weiter nichts, oder wenigſtens nicht viel heißt. Der Schluß der Vorrede Erneſtis zu ſeinen Rhetoriſchen Anfangsgründen gab ihm auf einmal ein neues Licht, mehr als der ganze Morhof von der Art die Alten zu leſen, zu exzerpieren und nachzuahmen. Hier fand er zuerſt, daß man nicht auf die Ausdrücke allein, ſondern vorzüglich auf die Gedanken ſehen müſſe, und ſpürte nun ſchon mehrern Nuzen von ſeiner Lektüre. Bald darauf kaufte er den Livius mit Geſners Vorrede, und nun brach der volle Tag bey ihm ein. Für dieſe Vorrede konnte er dem

Verfaſſer nie genug danken. Er las ſie zwanzigmal durch, lernte ſie faſt auswendig, ſchrieb beſonders den vier und zwanzigſten Paragraph mehrere malen auf beſondere kleine Zettelchen ab, um ſie neben ſich hinzulegen, wenn er einen alten Schriftſteller las, und nach dieſer Anweiſung *) leſen zu können.

*) Der Herausgeber hat ſeine Urſachen, daß er dieſen in Hartmanns Geſchichte merkwürdigen Paragraph, der auf einmal ſeinem Studieren eine ganz neue Wendung und die wahre Richtung gab, hier überſetzt mittheilen will. Vielleicht lieſt ihn ein Jüngling hier, der ihn im Original noch nicht geleſen, oder nicht Gelegenheit hat, zu leſen: „Bey der Lektüre der Schriftſteller muß man darauf hauptſächlich die Aufmerkſamkeit richten, darauf alle Gedanken heften, daß man ihn zuerſt verſtehen lernt, hernach, daß man bemerkt, was der Verfaſſer für eine Abſicht gehabt hat, zu lehren, oder zu beweiſen, was er dazu für Gründe braucht, und mit welchem Glücke, wie er die Einwendungen, die er gegen ſeinen Saz befürchtete, zu widerlegen ſucht? durch welche Gedanken von auſſen her, z. E. Beiſpiele, Gleichniſſe, Zeugniſſe ꝛc. er ſeinen Saz theils anſchmückte theils erläuterte? Dies gilt von Büchern, in welchen etwas gelehrt, oder bewieſen wird (von dogmatiſchen.) In einer wahren oder erdichteten Geſchichte aber merkt man fleiſſig darauf, wer, was, zu welcher Zeit, in welcher Abſicht jemand etwas gethan hat? welcher Hülfsmittel und Werkzeuge er ſich zur Ausführung ſeiner Abſichten bediente? welche Hinderniſſe, und wie er ſie aus dem Wege räumte? was er endlich zu Stande brachte? und welchen Vortheil er von ſeiner Arbeit hatte? wie die vorhergehenden Begebenhei-

Izt entwarf er sich in seinem siebzehnten Jahre einen Plan, alle Schriftsteller Griechenlands und Roms, der Reihe nach, die besten statarisch, und die andern kursorisch zu lesen, — einen Plan, an dessen völliger Ausführung ihn in der Folge verschiedene Umstände hinderten, von dem er aber doch einen Theil ausführte, und der immer kein geringer Beweis von seiner Entschlossenheit ist.

Nun warf er fast alle Krücken, d. i. die Schriften der Neuern, der Morhofe, Sturme ꝛc. auf

ren mit den nachfolgenden zusammenhängen, und diese aus woraus gleichsam entstanden sind? ob der Schriftsteller etwas erzählt, das wahrscheinlich ist, und auch auf dem Zeugnisse anderer beruht? ob seine Nachrichten sich unter einander selbst oder andern bekannten, die mir gewiß wissen, nicht widersprechen, und damit vereinigt werden können? Bey Dichtern beobachtet man ausser diesem noch die Spuren ihrer Kunst, die Gemälde der Gegenstände, die Schilderungen der Genien und Charaktere, der Sitten, der Leidenschaften ꝛc. Dies ist die wahre Art zu lesen, die im menschlichen Leben nüzlich ist, die unsre Einsichten vermehrt, und uns zu öffentlichen Aemtern und zum Preis tauglich geschickt macht! sie allein ists, die uns selbst reden und schreiben, und etwas aus Licht bringen lehrt, das dem Leser gefällt, und nach Jahrhunderten noch gelesen wird! Hierauf merke der Jüngling, der die ersten Anfangsgründe inne hat! hieher führe ihn der Lehrer, und übe sein Genie! ꝛc.“ S. 25.

die Seite, oder las ſie höchſtens auf ſeinen einſamen Spaziergängen, oder in den Erholungsſtunden; in den eigentlichen Stunden des Studirens aber nichts, als die alten Schriftſteller ſelbſt. Wir haben die Anmerkungen, die er damals über die geleſenen Schriftſteller machte, vor uns liegen, und ſie würden vielleicht den Beifall des Jugendfreundes erhalten. — Doch dürfen wirs nicht vergeſſen, was wir von ihm ſelbſt angemerkt finden. „Ich beſchloß, ſchreibt er, mit dem Homer meine Lektüre anzufangen, aber ich gab ihn drey bis viermal wieder auf, ehe ich nur mit dem erſten Buche zu Ende war. Die Dialekte und der Mangel an einem guten Wörterbuche machten mirs ſehr ſchwer — und freilich hatte ich damals nur die elende Giphaniſche Ausgabe; aber ich ließ nicht nach, brach endlich durch, und fand in der Folge deſto wenigere Schwierigkeiten, nachdem ich die erſten beſiegt hatte.“

Indeſſen konnte es nicht fehlen, daß nicht unſer Jüngling alle diejenigen Unannehmlichkeiten fühlte, denen ſich diejenigen ausgeſetzt finden, die ſich auszuzeichnen Muth genug haben. Der Neid erweckte ſeine Mitſchüler gegen ihn, die ihn verfolgten, und ſeiner ſpotteten. Am meiſten hatte er von denen auszuſtehen, die auf dem nämi

lichen Muſeum mit ihm waren. Denn er hatte ſie beſonders dadurch gegen ſich aufgebracht, daß er ſich über ſie beſchwerte, wenn ſie ſo ſehr lärmten, daß er nicht ſtudieren konnte. Daher ſtachen ſie ihm hinterwärts den Mönch, ſudelten in ſeine Bücher, und warfen ihm die Bücher zu, die er aufgeſchlagen gelaſſen hatte, wenn er in eine Lektion gehen mußte. Einer von ihnen, der ein wenig zeichnen konnte, mahlte einen Thron mit einem Baldachin, den vier andere Studenten an Stangen in die Höhe hielten, ſezte Hartmannen darauf, und ſchrieb unten hin: „Nun biſt du doch genug erhaben!“ Doch läugnen wir nicht, daß er ſich dieſe Spöttereien einigermaſſen ſelbſt zugezogen hat. Denn izt, da er glaubte, ganz allein auf dem rechten Wege zur wahren Gelehrſamkeit zu ſeyn, und es in kurzer Zeit allen andern zuvor zu thun — welches freilich leicht war — ſo äuſſerte ſich der Fehler, den wir ſchon auf der Trivialſchule an ihm bemerkt haben, aufs neue, und ſtärker; er war ein wenig neidiſch und misgünſtig. Daher ließ er niemand in die Bücher einſehen, die er las, ſchloß die niedergeſchriebenen Anmerkungen ſorgfältig ein, und hängte, wenn er an ſeinem Pulte ſas zu ſtudieren, ſorgfältig einen alten Schlafrock vor, um nicht bemerkt zu werden: wiewohl man zu ſeiner Ent-

schuldigung sagen könnte, daß ers gethan habe, um nicht gestört zu werden. Wenigstens, wenns wirkliche Misgunst war, so hatte sie keine andere Quelle, als den Ehrgeiz, izt in der Stille für sich zu arbeiten, bis er auf einmal wie auf einem Lichtstrahle hervorbrechen könnte. Im Grunde war dieses die nämliche Maxime, der die grossen Herren folgen, wenn sie die Stärke ihrer Festungen, die neuen Erfindungen der Kriegskunst, besonders der Taktik, die Geheimnisse ihrer Finanzoperationen ꝛc. vor den Blicken der Nebenbuhler geheim zu halten suchen — und wir läugnen also nicht, daß wir unserm Jünglinge, der sich einen so edlen Zweck vorsezt, und sichs dabey so sauer werden läßt, doch noch ein wenig gut sind, ungeachtet dieses Fehlers, der zum Glücke nicht tief in seinem Herzen lag. Denn in der Folge theilte er seine bessern Einsichten und neuen Kenntnisse sehr gern mit.

Noch finden wir von ihm zwey Umstände angemerkt, die in den gegenwärtigen Zeitpunkt zu fallen scheinen. Der erste ist der, daß er izt anfieng, ein Tagebuch zu halten, in welches er eintrug, was er den Tag über gelesen hatte. Aus den Fragmenten, die wir davon noch gefunden haben, sehen wir, daß er bis zur Zeit, wo er nach

Tübingen kam, den Homer, Theokrit, Orpheus, Xenophon, Chions Briefe, Theophrasts Charaktere, den Horaz, Ovid, Virgil ꝛc. gelesen hat. Wir führen diesen Umstand um so lieber an, da wir wünschen, jeder Jüngling möchte sein Tagebuch halten. Denn wir glauben, daß es von sehr grossem Nuzen ist. Hat er nur ein Fünkchen von Ehrgeiz, so wirds ihm doch lieb seyn, wenn er etwas aufzeichnen kan — und um dies zu können, wird er etwas thun. — Oder sollte er sich nicht schämen, alle Tage hineinsezen zu müssen: heute habe ich nichts gethan! wird er nicht, wenn er noch kan, vor sich selbst erröthen?

Und nun der edlere Jüngling, wie sehr freuet sich der, wenn er an dem Abend die Summe seiner Arbeit berechnet, und findet, daß er mit sich zufrieden seyn darf! welch einen neuen Sporn giebt ihm das, den andern Tag wieder so fleissig zu seyn, damit er wieder mit sich zufrieden seyn kan! wie ruhig und erquickend schläft er auf den wohl angewendeten Tag! wie kostbar ist ihm jede Stunde, und wie bemüht er sich, von jeder etwas aufzeichnen zu können! Und dann, wenn er einst als Mann oder Greis auf die geizig gebrauchte Stunden zurück sieht, und mit zufriednem Lächeln in seinem Tagebuche blättert — wer be-

ſchreibt ſeine Wonne? wer fühlt ſie, oder nur einen Theil von ihr?

Ungefähr um eben dieſe Zeit hatte er von dem berühmten Klaude Saumaiſe, vermuthlich in den Anekdoten von berühmten Gelehrten, geleſen, er ſey, als ein Jüngling noch, nach Heidelberg gekommen, gereizt durch die berühmte Bibliothek, die damals noch da war, — itzt vergeblich da wäre — und die beſonders mit einem Reichthum von Manuſkripten prangte: hier habe ihn ein ſolcher Enthuſiaſmus, dieſe Schäze zu benuzen, ergriffen, daß er allemal zwey Nächte hinter einander auf der Bibliothek durchwachte, um Handſchriften zu vergleichen, und erſt die dritte Nacht ſchlief. Dies leſen, ſich ſchämen, daß er nicht auch ſo fleiſſig ſey, wie Saumaiſe, und den Entſchluß zu faſſen, auch nur jede dritte Nacht zu Bette zu gehen, war eins bey dem Jünglinge! Er konnte dies um ſo eher, weil in Bebenhauſen das Verbot, bey Nacht zu ſtudieren, nicht mehr ſo ſtrenge war. Wir beſizen noch Hartmanns Tagebuch, worinnen er die Nächte, die er durchſtudiert hatte, bemerkt. Allein ſo gern wir fleiſſige Jünglinge ſehen, ſo müſſen wir doch ſagen, daß dieſes übertrieben war, und gegen die Geſundheit wüten heißt. Wir finden zwar keine Nachricht von Hartmannen, daß er um

dieſe Zeit krank geworden ſey, und es war vielleicht der dauerhaften und blühenden Konſtitution ſeines Körpers zuzuſchreiben, daß es ihm nicht gleich ſchadete. Doch kann zu ſeinem nachfolgenden frühzeitigen Tode etwas beigetragen haben.

Dies ſind die vorzüglichſten Nachrichten, die wir von den eigentlichen Studien unſers Jünglings in der zweiten Kloſterſchule vorgefunden haben! Nun ſind uns die noch übrig, die wir von ſeinem Herzen finden, von welchem bey dieſer Epoche ſeines Lebens mehr zu ſagen iſt, als bey der vorhergehenden. Dies wollen wir in dem nächſten Kapitel zuſammenfaſſen.

Drittes Kapitel.

Hartmann lernt die deutſchen Schriftſteller kennen, fühlt die erſte Liebe, und macht einen neuen Plan ſeines Lebens.

Wir haben ſchon in dem erſten Kloſter bey unſerm Freunde bemerkt, daß er von jeher ſeine Bücherkenntniß zu vermehren ſuchte. Nun gab die Nachbarſchaft der Tübingſchen Buchläden auch ſeinen Kameraden Gelegenheit, ſich verſchiedene Bücher anzuſchaffen, die damals herauska-

men. Der eine kaufte Gellerts, der andere Kronegks, ein dritter Bodmers Schriften, wieder um ein anderer Marmontels Erzählungen ꝛc. Hartmann verachtete anfangs die Schriften seiner Landsleute, vielleicht weil er noch mit dem Vorurtheile behaftet war, die schöne Wissenschaften seyen für das Herz und den Kopf der Jünglinge gleich schädlich — ein Vorurtheil, das in einigen Gegenden Deutschlands, besonders unter dem Stande der Geistlichkeit, noch so allgemein ist, daß es wohl auch Hartmannen konnte beigebracht werden seyn. Daher hielt er selbst diejenigen seiner Mitschüler in seinem Eigendünkel für unwissend, die nicht mit ihm auf seinem Wege zum Sitze der Gelehrsamkeit giengen, und die Schriften der Neuern lasen. Allein da ihn endlich einer bereden, in einer Erholungsstunde — denn in einer dem Studieren gewidmeten Hätte er sichs anfangs nicht erlaubt — eine kleine Erzählung Marmontels zu lesen, so gefiel ihm diese so wohl, daß er bald nach mehrern lüstern wurde. Nun wollte er auch die andern Bücher kennen lernen, und las die deutschen Dichter; auch diese gefielen ihm, und itzt war er ein erklärter Freund der schönen Wissenschaften, so wie man sie gewöhnlich sich denkt, doch blieben die Alten sein Hauptstudium.

Dieser Umstand giebt mir Gelegenheit, meine Gedanken darüber für die jüngern Leser dieser Geschichte zu eröfnen. — Diejenigen, die gegen die schöne Wissenschaften schreiben, oder wenigstens reden, verstehen darunter die Lektüre ganz allein der väterländischen Schriftsteller, allenfalls auch der Französischen, Englischen und Italiänischen. Zu diesem falschen Begriffe haben diejenigen Jünglinge Gelegenheit gegeben, die einen unserer neuen Schriftsteller kennen gelernt, ihn gern gelesen haben, durch ihn begierig geworden sind, auch die andern sich bekannt zu machen, nun nichts lesen, als die herauskommenden Modeschriften, oder die sogenannten pieçes du jour, und darüber die ernstern Wissenschaften nicht nur, sondern besonders auch das Studium der alten Litteratur versäumen. Denn diese kosten sie Anstrengung des Geistes und anhaltendes Bestreben, zum Ziele zu gelangen, indessen sie jene ohne besonderes Nachdenken, mit leichter Mühe, in ihren Lehnstuhl ausgestreckt lesen können. Dies behagt dem trägeren Jünglinge; er sieht nun die alten Graubärte Roms und Griechenlands nicht mehr an, und ist also selbst Schuld, wenn man gegen seine Lieblingslektüre redet. Denn man befürchtet, und vielleicht von dieser Seite betrachtet, nicht ganz mit Unrecht, die leichtere Lektüre der Neuern

möchte mit der Zeit das mühsamere Studium der Alten verdrängen, die alte Barbarey zurückbringen, die Jugend von der Lust an ernsteren Geschäften entwöhnen, und ihnen nichts als den Geist der Tändeley übrig lassen.

Vielleicht sind viele Jünglinge in vielen Ländern in Gefahr, den Muth zu Arbeiten, die einigen Schweis kosten, zu verlieren — vielleicht besonders auch in Wirtemberg. Was mich das lezere zu glauben bewegt, ist dieses. Zu Hartmanns Zeit kannten die Studenten der ersten Klosterschule wenige oder keinen der neuern Dichter; ob sie nicht izt mit ihnen bekannter, aber es desto weniger mit den Alten sind, entscheidet vielleicht die Anekdote, die vor einigen Jahren in gewissen Blättern gefunden hat. „Einem Studenten zu Blaubeiren nahm der Professor Werthers Leiden hinweg. O, sagte der junge Mensch, man kan mirs wohl nehmen, kans auswendig!“ Vielleicht hat mancher, der dieses las, den Professor für einen Pedanten, und den Jüngling für ein aufkeimendes Genie gehalten; aber rückt dem Bilde nur ein wenig näher, vielleicht erscheints euern Augen in einem veränderten Lichte!

Des Jünglings Bestimmung war, ein brauchbarer Theolog zu werden. Daß er jenes Buch,

das nur Kenner, als das Produkt eines Genies, recht zu schätzen wissen, gelesen hat, etwa zwey, dreimal gelesen hat, verdenkt ihm wohl niemand. Aber daß ers auswendig konnte — man rechne auch von diesem Ausdrucke das Hyperbolische ab! — dies beweist, daß seine Phantasie durch die Lektüre des Buchs ganz erhizt war, daß es unordentliche Leidenschaften erregen, und ihn von seiner Bestimmung abführen konnte. Davon will ich nicht sagen, daß es dem Jünglinge, der noch nicht im Stande ist, zu prüfen, Grundsätze beibringen, die seine künftige Ruhe stören, oder wenigstens mit Entschlüssen, vor denen die Natur eigentlich sich entsezt, bekannter machen, und ihm alles, was Schranken und Unbequemlichkeit heißt, äusserst verhaßt machen konnte. Ob die gegenwärtige Verfassung der Gesellschaften, der Stände ꝛc. die beste ist, will ich hier nicht entscheiden, oder vielmehr es ist entschieden, daß sie es nicht ist; allein eben so gewiß ist das, daß die Werthers, bis die Verfassung anders wird, bey der gegenwärtigen überall die Köpfe anstossen, weil sie überall mit dem Kopf durch die Mauer wollen, und daß sie daher nicht so brauchbar sind, als sie durch ihre Talente seyn könnten, weil sie ausser ihrer Sphäre sind.

Doch dies gehört eigentlich nicht hieher. Wir erwähnten dieser Anekdote nur, um unsere Muthmassung zu bestätigen, daß die jungen Studenten schon in den Klosterschulen die neuere deutschen Schriften mehr lesen, als sie vielleicht sollten, und darüber einen Theil ihrer Bestimmung versäumen. Geschieht nun dieses in den niedern Klöstern, wie viel mehr wird es in Tübingen geschehen! und wird also nicht Wirtemberg in Zukunft größtentheils schöne Geister zu Pfarrern erhalten, die über die Schönheit einer Ode wenigstens sprechen, eine Gesellschaft mit Liedern unterhalten, in Empfindungen zerschmelzen, und unsere besten Schriftsteller an den Fingern herzählen, allein deswegen noch nicht die einem Theologen nöthige Kenntniss besizen?

O ihr edlern Söhne Wirtembergs! ich bitte euch, euch zu überzeugen, daß die wahre schöne Wissenschaften nicht blos in der Kenntniß der neuern Litteratur, und in dieser hauptsächlich nur der Dichter, bestehen. Woher haben denn unsere besten Köpfe geschöpft? wo ihren Geschmack gebildet? wo ihre Beurtheilungskraft berichtigt? Wißt ihr nicht, wie emsig unsere Lessinge, Wielande, Klopstocke ꝛc. nächst der Natur, die Alten studierten? Sind diese nicht die Quellen, aus wel-

chen das Schöne fließt, das man schon Jahrtausende gefällt? sind es nicht eben diese Schriftsteller, deren Studium einen **Melanchthon** — wie nahe ist dieser Name mit **Tübingen** verwandt! — **Chemnitz, Oepling, Ernesti** ꝛc. zu grossen Theologen, einen **Cujaz, Alciat, Brissonius, Bynkershoek, Bach** ꝛc. zu vortreflichen Juristen, einen **Bartholin, Mead** ꝛc. zu unsterblichen Aerzten machte? — Bedenkt besonders, welche Ehre ein **Camerarius, Brassikanus, Schegkh, Frischlin** ꝛc. **Tübingen** einst brachten! und ist es nicht noch in den Jahrbüchern der Universität aufgezeichnet, daß man ehemals dem **Martin Crusius** sein Auditorium erweitern mußte, damit es seine **Zuhörer über den Homer** fassen konnte? — Und ihr, die ihr die Lieblinge der Musen schon liebt, bleibt ihnen getreu, und wandelt mit festen, männlichen Schritten zum Ziele, wo euer, zwar vielleicht nicht flüchtige Ehre, aber gewiß bleibender Nachruhm erwartet!

Doch es ist Zeit, zu unserm Jünglinge zurück zu kehren, den wir bey der neugemachten Bekanntschaft mit den schönen Schriften der leztern Jahrhunderte verliessen, und müssen nun erzählen, was sie für einen Einfluß auf sein Herz hatte.

Indessen verschiedene seiner Kameraden schon hier und da von den Pfeilen des Amor ein wenig verletzt worden waren, blieb Hartmann unverwundet. Aber nun, da er die Liebe so reizend besingen hörte, da er Geschichten von Jünglingen las, die sie gekrönt, und so glücklich gemacht hatte, wenigstens in der Erzählung des Dichters, so wünschte er sich doch in einsamen Stunden, sie möchte ihn auch einmal glücklich machen. Von diesem Wunsche ist die Bemühung, sich nach einem solchen Gegenstande umzusehen, vielleicht nicht allzuweit entfernt. Wenigstens sah sich itzt Hartmann in der Kirche, wo er fast die einzige Gelegenheit hatte, Frauenzimmer zu sehen, etwas fleissiger um, und fand bald einen Gegenstand, von dem er nun glaubte, alles in ihm zu entdecken, was zum Glück der Liebe gehörte. Man sieht an ihm, wie wahr es ist, daß man alles schön findet, so bald man sich entschlossen hat, es so zu finden. Denn die Reize des Mädchens liessen alle seine übrigen Kameraden in ungestörter Ruhe. Zu gleicher Zeit bestätigt sich durch ihn eine andere Bemerkung der Herzenskenner, daß die Liebe, wenn sie einmal Wurzel gefaßt hat, desto stärker und heftiger ist, je weniger der Gegenstand reizend ist — welches man, ohne mich auf andere Bei-

spiele zu beziehen, an der Liebe des Amadis zur häßlichen Olinde ersehet.

Ein Freund von Hartmannen, der mit ihm in einer Kammer schlief, hat mir erzählt: es habe ihn so heftig angegriffen, daß er halbe Nächte sich unruhig im Bette umher gewälzt, und geächzt und gestöhnt habe. Lange sey ihm dieses ein Räthsel gewesen, und lange habe er ihn vergeblich um die Ursache dieses Leidens befragt. Denn ehe hätte er alles andere gedacht, als daß Hartmann, der nur für die Reize der alten Schriftsteller fühlbar zu seyn schien, etwas von den wahren oder eingebildeten Reizen eines sterblichen Mädchens fühlte. Endlich fand unser Jüngling sich dadurch erleichtert, daß das Geheimniß nicht mehr allein in seiner Brust eingeschlossen blieb, und er einen Vertrauten bekam, mit dem er sich von den Angelegenheiten seines Herzens unterreden konnte. In diese Zeit, vermuthe ich, fallen nun die ersten Proben seiner Gedichte, die freilich noch roh und inkorrekt waren. Daß er in der Folge bey einer zweiten besser gegründeten Liebe auch bessere Lieder machte, überzeugt vielleicht den Leser der Anhang; und hätte er länger gelebt, so würden ihn etwa die künftigen Geschichtschreiber der deutschen Litteratur in die Klasse der guten Dich-

ter zählen, deren Genie durch die Liebe erweckt wurde.

Indessen machte diese Veränderung seines Herzens auch eine Veränderung in dem Plane seines Lebens. Da er Anfangs die gewöhnliche Laufbahn durchlaufen wollte, so schien ihm izt die Zeit von den akademischen Jahren an bis zur Erhaltung einer Bedienung, d. i. vom zwanzigsten Jahre an bis zum dreissigsten, mehr als eine Ewigkeit zu seyn. Er machte also Projekte zur Verkürzung dieser Laufbahn, und hier schien ihm das beste dieses zu seyn, er wollte seine Eltern bitten, daß sie ihm die Dimission aus dem Kloster auswirkten, alsdenn nach Tübingen gehen, und da Tag und Nacht so fleissig studieren, daß er in wenigen Jahren zu einem Amte tüchtig wäre. Was das für eins seyn, und welcher Weg ihn dazu führen sollte, darüber machte sich der Jüngling keine Grillen, und überließ es der Vorsehung, oder vielmehr dem Stern seiner Liebe. Wirklich sezte er auch einen langen, mit aller ihm möglichen Kunst geschriebenen Brief an seine Eltern auf, den wir mittheilen könnten, weil wir ihn besizen, wenn er nicht wirklich zu weitläuftig wäre. Doch einiges können wir uns nicht enthalten, daraus anzuführen. Er dankt ihnen erstlich für alle die

Liebe und Sorgfalt, die sie seit seiner Geburt mit ihm gehabt haben. „Wenn ich diejenigen Zeiten bedenke, sagt er, da ich weder denken noch reden, weder stehen noch gehen konnte, was hatten Sie nicht für Mühe mit mir? Sie gaben mir alles, ohne daß ich es fordern konnte, Sie mußten mich heben, und tragen, und legen, und gängeln, ich konnte mir selbst nicht die geringste Hülfe schaffen. Sie hatten manche schlaflose Nacht wegen mir, manche unruhige Stunde bey Tage, Sie pflegten und warteten meiner in meinen Krankheiten, und wußten noch nicht einmal, ob ichs auch mit der Zeit erkennen, und Ihnen danken, oder ob ich Ihre so grosse Wohlthaten, wie die meisten Kinder, mit Undank, der nun ferne sey! vergelten würde?“ *) — Hierauf dankt er besonders für die grosse Kosten, die sie an ihn gewendet haben, sagt, er solle nun bald in das theologische Stift zu Tübingen aufgenommen werden, wendet aber vieles dagegen ein, das wir hier nicht nöthig haben zu bemerken — die wahre Ursache, warum es ihm nicht gefiel, verschwieg er freilich — beschreibt den Plan, den er sich in seinem Studieren gemacht habe, und stellt ihnen alsdann vor, wie ungestört

*) Der Leser des Xenophon wird sich hier erinnern, daß Hartmann das zweite Kapitel des zweyten Buchs der Sokratischen Denkwürdigkeiten stillschweigend hat gelesen haben.

er studieren könnte und wollte, wenn er sein eignes Stübchen auf der Universität hätte. Hier verweilt er sich besonders lange bey dem Glücke desjenigen, der für sich leben, und den Wissenschaften obliegen kan. „Ich war neulich, sagt er unter andern, in Tübingen, und besuchte einen Freund, der in der Stadt *) studiert. Es war ein schöner Morgen, als ich zu ihm kam, und die Sonne kam mir beim Eintritt in seine Stube entgegen; er hatte den schönsten Prospekt von der Welt vor sich. Vor seinen Augen lag ein offenes Feld ausgebreitet, an dessen Ende eine lange Reihe grünender Berge sich erhuben; auf dieser Fläche hatten sich vier Dörfer zwischen den Bäumen gleichsam versteckt, und reckten nur den Kirchthurm und einige hohe Gebäude hervor." — Dieser Umstand beweist, daß Hartmann die Aussicht von der Neckarseite beschreibt. — „Was soll ich Ihnen von der bunten Pracht der Wiesen, von der Annehmlichkeit der vor den Augen liegenden Aecker, von der Schönheit der Gärten, von alle dem Vergnügen sagen, das man von der Betrachtung einer

*) In der Stadt studieren heißt, auf seine eigene Kosten sich ein Logis in der Stadt miethen, und ist dem Studieren in dem herzoglichen Stifte oder Kloster, welches Vorrecht hauptsächlich nur die Theologen genieſſen, entgegengesetzt.

fruchtbaren Gegend haben kan, und das durch das Vorbeirauschen des Neckars nicht wenig vermehrt wurde? Ich wurde wie entzückt, als ich die Herrlichkeit der Natur vor mir so schön ausgebreitet sah. Gott! dachte ich, wie ist dieser dein Freund so glücklich! wäre es nicht Glück genug, wenn er allein wäre, ohne von jemand gestört zu werden, sollte es gleich der finsterste Winkel seyn? Wie sehr wird dieses sein Glück durch den reizendsten Prospekt erhöhet, der in ihm das frömmste und beste Vergnügen erwecken kan, wenn sein Herz nur ein wenig geschickt dazu ist! dieser hat alles, was du wünschest ꝛc." Am Schlusse faßt er alles noch einmal, was er gesagt hat, kurz zusammen, und schließt damit, daß er sich die gewisse Gewährung seiner Bitte verspricht.

Mit Fleis haben wir einige Stellen aus diesem Sendschreiben angeführt, um ihn selbst seine damalige Art zu denken und sich auszudrücken, welche leztere freilich noch nicht ganz ausgefeilt war, schildern zu lassen. Nun hielt er nichts für gewisser, als bald, wie er sich einbildete, ganz sein eigner Herr zu seyn. Wie er sich seine Einsamkeit zu Nuze machen wollte, und wie er dann nach Verfluß von vier fünf Jahren sich und sein Mädchen glücklich machen könnte, war izt die

einzige Betrachtung, der er sich in den Stunden der Dämmerung, seinen liebsten Stunden, überließ.

Andere Verfasser haben bey Erzählung der Liebesgeschichten viele Gelegenheit, die Blödigkeit ihrer Liebhaber und die Verschämtheit der Mädchen beim ersten Bekenntnisse zu schildern, wie jene immer die Worte: Mädchen! ich liebe dich! auf der Zunge haben, aber sich nicht überwinden können, sie auszusagen, und daher ihre Empfindungen nur durch Blicke, und höchstens einen gewagten, sanften Druck der Hand zu erkennen geben — diese hingegen bey dem endlich herausgepreßten Geständnisse entweder zurückbeben, und sich vor der Kühnheit des Mannes entsezen, oder wenigstens erröthen, verstummen, die Augen niederschlagen, und izt eben so wenig ein Wort aufbringen können, als der Liebhaber vorher. Diese Gelegenheit entgeht uns gänzlich, und wir müssen sie uns hier entschlüpfen lassen, weil wir nur die Wahrheit schreiben wollen. Denn wir haben es von sicherer Hand, von der Hand seines vertrautesten Freundes, daß Hartmann niemals Gelegenheit gefunden hatte, mit seinem Mädchen unter vier Augen zu reden, und also seine Empfindungen ihr zu entdecken. Es war also fast eine Liebe,

wie Quixotes zur Dulcinea von Toboso! Indessen liebte Hartmann so aufrichtig und rein, als der Ritter, und freuete sich zuweilen, daß das Mädchen ruhig durch die Welt fortschlendern könnte, und nichts von den Schmerzen der Liebe empfände, die für ihn allein aufbehalten zu seyn schienen. Hätte er ein Amt, dachte er, so wäre es Zeit genug oder vielleicht gäbe es noch vorher, wenn er nicht mehr so eingeschränkt wäre, Gelegenheit, ihr seine Liebe zu entdecken. Denn daß sie ihn erhören würde, zweifelte er im geringsten nicht, genoß also in Gedanken schon alle Süßigkeiten der Liebe, und ordnete in seinem Kopfe schon alles an, wie ers einmal mit ihr einrichten wollte, was seine Frau für Vergnügen haben, und wie es einmal mit den Kindern gehalten werden sollte. Bey diesen Aussichten in die Zukunft war es ihm so wohl, daß ihm der Gedanke nicht einfiel, ein widriges Geschick könnte seinen ganzen Plan umstürzen, und wir könnens ihm nicht ganz verdenken, theils, da ihn die Erfahrung noch nicht belehrt hatte, wie oft uns gerade unsere liebsten Hofnungen täuschen, theils, weil die Erfüllung derselben auf der Erfüllung der Bitte an seine Eltern beruhete, von denen er nicht gewohnt war, sich etwas abgeschlagen zu sehen. Doch war er auf die entscheidende Antwort sehr begierig.

So oft der Briefbote ins Kloster kam, war er der erste, der ihm entgegenstürzte, und die mitgebrachten Briefe durchsuchte, aber mehrere Wochen vergeblich.

Endlich kam die längst gewünschte Antwort, aber sie hatte nichts entscheidendes. „Es seyen izt bald Ferien, hieß es in dem Briefe, dann komme er ja nach Gönningen, und dann sollte es untersucht werden, was zu thun sey.“ Izt konnte er kaum die Ferien erwarten.

Vielleicht sind einige Leser auch wenigstens etwas begierig, wie die erste Liebe unsers Jünglings gekrönt wurde, oder sich endigte. Gleichwie es nun von den Dichtern abhängt, zu sagen, wenn sie wollen: es wurde Nacht! so nehmen wir uns auch die Freiheit heraus, ungeachtet wir jenes nicht sind, den Vorhang vor die Szenen in dem Kloster Bebenhausen fallen zu lassen, und zu sagen: die Zeit der Ferien ist da! Hartmann nimmt mit gebrochenem Herzen von diesen ihm so lieben Mauern Abschied, dreht sich noch öfters um, ob er Sie nicht noch einmal erblickt; endlich ist er nahe bey Lustnau, Bebenhausen ist hinter ihm verschwunden, und izt kann ihn nichts trösten, als

die Aussicht, daß ohne diese Entfernung von Ihr sein Schicksal nicht entschieden werden kan. — Indessen behielt er, so lang er lebte, für dieses Kloster ein zärtliches Andenken, nicht nur wegen seiner ersten Liebe, sondern auch deswegen, weil er in demselben den Weg zur wahren Gelehrsamkeit gefunden zu haben glaubte.

Ende des dritten Buchs.

Hartmann,

eine Wirtembergiſche Geſchichte.

Viertes Buch.

Tübingen.

Erſtes Kapitel.

Hartmanns Unſtern! Sein Plan ſcheitert, er muß den Blaſebalg ziehen, und ſein Mädchen wird untreu, ohne treulos zu ſeyn.

Hartmann wurde dieſesmal nicht ganz mit jener heitern Miene empfangen, die ſonſt bey ſeiner Ankunft auf ihn wartete; er fand auf den Geſichtern etwas trübes, das durch die Freundlichkeit durchſchimmerte, beſonders in den Blicken des Vaters und der ältern Schweſter. Jener hielt es für einen unbeſonnenen jugendlichen Einfall, die Vortheile einer ſo herrlichen Anſtalt, als

das theologische Stift in Tübingen ist, anzuschlagen, und sich also selbst eines Glücks zu berauben, das so viele tausend vergeblich sich wünschen. Diese dachte, das Studieren ihres Bruders würde, wenn es ganz auf eigene Kosten gienge, höher zu stehen kommen, und mithin ihr eben so viel an der künftigen Erbschaft abgehen. Diese Lage war für beide Theile verdrüßlich, und die Mutter machte Anstalten, daß sie so bald möglich eine andere Wendung bekäme. Gleich den andern Tag schlug sie einen Spaziergang nach Gomaringen vor. Denn sie dachte, unterwegens könne der Vater Gelegenheit nehmen, von der Sache zu reden.

Kaum waren sie auch vor dem Dorfe draußen, so fieng der Vater an: „Sohn, sprach er, ich muß dir sagen, daß wir, deine Eltern, bisher mit deiner Aufführung und deinem Fleisse zufrieden gewesen sind; ich sage dir dieses, nicht, um dich stolz zu machen, sondern um dir meine Verwunderung zu bezeugen, wie du izt so auf einmal auf Gedanken und Entschliessungen kömmst, die uns nicht anders, als unangenehm seyn können. Was das für ein Einfall ist, aus dem Kloster zu gehen, das eigentlich für Theologen gestiftet ist, und doch ein Theolog bleiben wollen! wird nicht das Konsistorium über mich lachen, wenn ich um deine Di-

mission anhielte, dabey aber doch bezeugte, du wolltest die Theologie nicht verlassen? Und wie meinst du, daß du werdest angesehen werden, wenn du einmal kämest, dich examinieren zu lassen?"

An diese Einwürfe hatte Hartmann nicht gedacht, und wußte daher nicht gleich recht zu antworten. Er wiederholte die Einwürfe aus seinem Briefe, stellte das Unangenehme, das in dem Stifte seiner wartete, vor, besonders auch das, daß er auf Stuben oder Museen, wo so viele bey einander seyen, nicht wohl studieren, und den Plan, den er sich vorgezeichnet, nicht wohl ausführen könne.

Wie der Sohn von dem Plane redte, so fieng der Vater an zu lachen. Mein lieber Sohn, sprach er, dein Plan ist eine grosse Chimäre, und ausser einem einsamen Museum fehlt dir zur Ausführung noch — Methusalahs Alter. Indem er dieses sprach, drückte er dem Sohne zärtlich die Hand. Dieser Händedruck und das Lachen, als das Zeichen eines gewissen Siegs, brachten den Jüngling ganz aus der Fassung.

Daß der Vater lachte, hatte er halb Recht, halb Unrecht. Denn der Plan des Sohns war

zwar in so fern eine Chimäre, daß er voraussetzte, er werde eine Sprache nach der andern, und eine Wissenschaft nach der andern in ungestörter Ordnung studieren können, um endlich der Polyhistor zu werden, der er zu werden sich vorgenommen hatte. Aber auf der andern Seite muß man auch sagen, daß oft die Seele älterer Leute die Projekte eines Jünglings für chimärisch erklären, und daher darüber lachen, weil ihre engere Seele sie nicht faßt, indessen dieser unermüdet an der Ausführung fortarbeitet, und endlich zum grossen Erstaunen der kalten Greise an dem Ziele sich sieht.

Auf dieses Lachen folgte also eine stumme Szene, die die Mutter, die bisher geschwiegen, und nur den Gang der Unterredung abgewartet hatte, unterbrach. Im Grunde war sie dem Sohne nicht zuwider, und es wäre ihr recht gewesen, wenn der Vater gewollt hätte. Denn die Dankbarkeit unsers Jünglings für die elterliche Sorgfalt bey seiner Erziehung hatte ihr das Herz gebrochen. Allein dieser wäre fast lieber in seinen Tod gegangen, als daß er in die Dimission gewilligt hätte. Die Pfarrerin dachte nun eine Auskunft gefunden zu haben, und sprach zum Sohne: „Ich will dir einen Vorschlag thun, lieber Samuel! Probiers einmal zu Tübingen im

Kloster! Wenn dirs etwa in einem Jahre noch so ist, so wird alsdann, glaube ich, dein Vater nichts mehr darwider haben, daß du herausgehst. Nicht wahr, Papachen?“

Dem alten Hartmann wars selbst nicht ganz recht gewesen, daß er dem Sohne, den er liebte, seine Bitte so ganz abschlagen mußte, und er dachte: ist nur erst das Noviziatjahr überstanden, so wirds ihm schon besser gefallen, und er wirds alsdann aushalten. Daher willigte er in diese Bedingung, und der Sohn ergab sich, wiewohl seine Liebe sich noch diesen Nachmittag und in der folgenden Zeit öfters gegen seinen Kopf empörte, daß er sich den entgegengesezten Gründen so leicht überwunden gegeben hatte. Allein daß er unterlag, daran war wohl nicht die Stärke der Gründe, als vielmehr die zärtliche Liebe gegen seine Eltern Schuld, denen er nicht mit ganzer Gewalt etwas abdringen wollte.

Nun war alles wieder gut, der Nachmittag wurde vergnügt zugebracht, die herzliche Liebe und Gegenliebe war mit der Heiterkeit der Hauptpersonen in das Pfarrhaus zu Gönningen zurückgekehrt, und der Sohn reisete gegen Ende des Oktobers nach Tübingen ab.

Allein hatte er seine Nachgiebigkeit schon zu Hause, und freilich noch mehr, wie er wieder in die Nachbarschaft von Bebenhausen kam, herzlich bereuet, so reuete sie ihn izt fast noch mehr, als er diejenigen Unannehmlichkeiten wirklich fühlte, die er befürchtet hatte. Er bekam auf seiner Stube einen Plaz hinter dem Ofen, wo sein Gehirn in Gefahr war, einzutrocknen, in seine Schlafkammer mußte er einige Treppen hinunter, und wieder einige hinaufsteigen, zum Essen mußte er den Repetenten oder den alten Magistern leuchten; war das Feuer bey Nacht ausgegangen, so mußte er Holz nachlegen, und oft wieder anzünden. Noch weher thats ihm, wenn er vor der ganzen Kommunität *), und etwa noch dazu vor den anwesenden Fremden den Blasebalg der Orgel zum Gesang ziehen mußte. — Doch schmerzte ihn mehr, als alles dieses, daß er sehen mußte, wie sein schöner Studentenplan gänzlich in Trümmern gieng. Denn er hatte nicht die gehörige Muße, ja nicht einmal den Plaz, seine Bücher um sich her auszubreiten. Nun schrieb er die kläglichsten Briefe nach Hause, die seiner Mutter das Herz durchs

*) Kommunität heißt der grosse Speisesaal in dem Kloster zu Tübingen, in welchem alles, von dem Repetenten oder vielmehr vom Ephorus an bis zu dem Famulus, sich zum Essen versammelt.

beherten, und so einig seine Eltern seit mehreren Jahren mit einander gelebt hatten, so gabs izt zuweilen Auftritte, wie diejenigen, die wir in dem ersten Kapitel des ersten Buchs unserer Geschichte erzählt haben. Aber der Vater blieb unbeweglich, und beharrte darauf, daß das garantierte Prebejahr ausgehalten werden sollte.

Sind unsere Leser bisher so hartherzig gewesen, daß sie unsern Jüngling nicht liebten, d. i. keinen Antheil an seinem Schicksale nahmen, so werden sie ihm doch izt gut seyn, da er unglücklich ist. Denn ist es nicht hart für einen Jüngling von Ehrgeiz, sich zu solchen Verrichtungen, die theils ein Ueberrest des Pennalismus zu seyn scheinen, theils unvermeidlich und nicht wohl zu ändern sind, in seinem Sinne herabgewürdigt zu sehen? ist es nicht kläglich, einen Jüngling in einer rühmlichen Laufbahn, die er so schön und feurig betreten zu haben scheint, so plözlich zurückgehalten zu sehen? — Doch dies ist noch nicht alle das Unglück, das damals über ihn hereinstürzte. Noch ehe das erste Jahr verflossen war, bekam er Nachricht, sein Mädchen, die er indessen von Zeit zu Zeit bey Gelegenheit der Jahrmärkte oder anderer Feierlichkeiten in Tübingen, aber nur von ferne gesehen hatte, sey — eine Beaut!

Die ersten Ausbrüche seines Schmerzens will ich nicht beschreiben, und nur die Wirkung davon angeben; sie war diese, daß er verzweifelte, seinen Plan jemals ausführen zu können, und daher alles aufgab. Denn da die Hofnung des Besizes seines Mädchens ein grosses dazu beigetragen hatte, ihn in der Ausführung desselben zu stärken, und er nun diese Hofnung verschwunden sah, so war ihm izt alles gleichgültig. Aber zu gleicher Zeit wars ihm auch gleichgültig, ob er izt in dem Kloster blieb oder nicht; denn ein grosser Theil der Ursachen, warum er ändern wollte, war mit dem Plane und mit dem Mädchen weggefallen, und das Noviziatjahr bald überstanden. Nun überließ er sich allen Zerstreuungen, gieng in Gesellschaften, und machte den Landsvater so gut mit, als einer. Las er noch etwas, so warens neuere Dichter, oder ausländische Schriftsteller.

Indessen wunderten sich seine Eltern gewaltig, daß er nicht mehr klagte, nichts mehr von der Dimission, aber desto öfter um Geld schrieb, und konnten sich diese Erscheinung nicht erklären. Sein Vater wollte selbst nach Tübingen reisen. Denn er befürchtete, er möchte ganz und gar ausschweifend geworden seyn. Allein Hauptumstände, von denen wir izt gleich reden werden, verhinderten es.

Doch wünschten sie ihn zu sprechen. Eben gedachte Hausumstände gaben die Veranlassung, daß sie ihn gegen den Herbst 1766 zu sich beriefen.

Zweites Kapitel.

Eine Digression. — Minchens Hochzeit. — Der Schäfermarkt.

Schon lange hätten wir vielleicht, um unsere Erzählung desto abwechslender zu machen, auch andere Nachrichten einstreuen sollen, als nur von gelehrten Sachen. Allein was können wir gegen die anscheinende Einförmigkeit unserer Geschichte? Zum Glücke giebt uns itz Minchens Hochzeit — denn dies ist der am Schlusse des lezten Kapitels erwähnte Hausumstand — Gelegenheit, eine kleine Digression von der Hauptgeschichte zu machen.

Wirtemberg hat sehr viele Anstalten, mit welchen öffentliche Lustbarkeiten verbunden sind, oder bey denen wenigstens eine grosse Anzahl von Freunden und Verwanden, Jünglingen und Mädchen, zusammen zu kommen pflegt, um sich eine Lust oder Veränderung zu machen: dergleichen

sind z. E. die Maientage, der Eßlinger Schwörtag, die Landexamen, die Zusammenkünfte der Eltern und Verwandten in den niedern Klöstern und in Tübingen, die Weinlese ꝛc. Nichts aber kan man mit mehrerm Rechte fast ein Nationalfest nennen, als den Schäfermarkt, der alle Jahre an dem Tage des heiligen Bartholomäus in dem Städtchen Grüningen, einige Stunden von Ludwigsburg, und einige Meilen von Stuttgard, gehalten wird.

Schon den Tag vorher kömmt eine Menge von Schäfern aus dem sogenannten Unterlande mit Weib und Kindern zusammen, und zu gleicher Zeit versammelt sich aus der ganzen Gegend eine grosse Menge von Mädchen und Jünglingen, jungen Frauen und jungen Ehemännern, selbst von Alten, die an den Lustbarkeiten der Jugend Theil zu nehmen noch jugendliche Munterkeit genug haben. Jedem neuen Ankömmlinge tönen von allen Seiten die Dudelsäcke der Schäfer entgegen, die zwar sehr einfach sind, und vielleicht manchem Ohre, das durch Konzerte und Symphonien verwöhnt ist, wehe thun, demjenigen aber, der sich in die alte Schäferwelt, d. i. in die rohe Zeiten der Musik zurück sezt, sehr angenehm sind, weil sie seine Täuschung vermehren. Er glaubt in ein Arka-

disches Städtchen einzutreten; überall schallt ihm Lustgetümmel, von allen Seiten der Takt der Füsse, das Freudengeschrey der Jungen und Alten entgegen, Freundlichkeit und Gastfreiheit begegnen ihm, Aufrichtigkeit und schwäbische Redlichkeit küssen sich. Wenn nicht selbst den Hypochondristen hier ein Geist der Fröhlichkeit anhaucht — armer, beklagenswürdiger Mann!

An dem Morgen des Festes ziehen die Schäfer und Schäferinnen mit ihren Stäben, die mit Bändern geziert sind, in die Kirche, hören eine Predigt vom guten Hirten an, und dann geht der Zug auf das Feld hinaus. Hier hat sich indessen die ganze glänzende Gesellschaft der Zuschauer zu Pferde, in Wagen, zu Fusse versammelt, und steht in zwey Reihen von den Schranken an bis zum Ziele hin. Denn nun wird der Wettlauf gehalten, und der Preis des Siegers ist ein Lamm, etwas von Silber, oder sonst etwas. Die Agonotheten oder die Kampfrichter reuten in den Schranken umher, um die Anstalten zu machen, und Ordnung zu erhalten. Izt stehen die Schäfer in einer Reihe, und erwarten das Zeichen. Es ertönt, und mit ihnen fliegt das Auge des Zuschauers zum Ziele.

Die Jünglinge kommen zurück; denn izt folgt der Wettlauf der Mädchen. Sie sind fast so leicht bekleidet, als von der Natur. Der Liebhaber stelle sich neben die Geliebte, und bleibt ihr zur Seite, wenn sie nach dem Ziele läuft; sie wird durch die Begleitung des Liebhabers zum Laufe ermuntert, und er faßt zuweilen freundschaftlich ihren Arm, um ihren Lauf zu beschleunigen. Ueber ihnen, würde ein arkadischer Dichter sagen, fliegt Amor, facht ihnen mit seinen Flügeln Kühlung zu, und klatscht mit den Händen. Denn eben hat das schönste Paar durch seine Gunst das Ziel erreicht. Durch die ganze Versammlung erhebt sich ein Freudengeschrey, und man glaubt an den Ufern des Alpheus zu seyn.

Izt gehts in die Stadt zurück, und auf allen Strassen, in allen Häusern, auf dem Marktplatze schliessen sich Kreise, in denen der Tanz erneuert wird, und nun ohne Aufhören fortdauert. Durch die ganze Gesellschaft von Fremden und Schäfern werden Schnüre und Bänder ausgetheilt. Der Herr mit dem Tressenrocke knüpft sie an sich, wie der im Kittel von Leinwand, und die Schöne aus der Stadt und dem Dorfe heftet sie an den Busen. Durch diese Bänder und Schnüre wird die ganze Versammlung zu Schäfern und Schäferin-

nen eingeweiht. Hier gilt kein Stand, keine Hoheit. Der Schäfer tanzt mit der Tochter des Hofraths, und der Sohn des Regierungsraths walzt seine braune Schöne in Schwäbischen Schleifern. Nach einer halben Stunde ist die Gesellschaft, die sich vielleicht zum erstenmale sah, so heimlich und vertraulich, wie wenn sie von der Wiege an sich gekannt hätte. Nur einige Adeliche stehen von ferne, und denken, ihre Ahnen drehten im Grabe sich um, wenn sie unter unser arkadisches Völkchen sich mischten. Dafür sehen sie nur die Freude, und fühlen und geniessen sie nicht. Mitleidig blickt die tanzende Gesellschaft nach ihnen hin, und singt eins von Gleims süssen Liedern:

Ihr Faunen, ihr Nymphen,
Es gab euch ein Gott
Die Gabe zu schimpfen,
Und Mienen zum Spott!
Des Tanzes Verächter
Verachten auch euch.
Ein höhnisch Gelächter
Verjage sie gleich!

und die vornehme Damen sehen nach ihren Wagen sich um, rufen die Läufer und Heiducken herbey, und glauben Wunder, wie sie beneidet

werden, wenn sie durch die Strassen wieder fortrollen.

Indessen sizt der gefühlvolle Jüngling, der vom Tanze ruht, bey Seite, und ergözt sich an dem Anblicke des Mädchenflors, den dieser Tag hieher versammelt hat; er sucht die Schöne mit den Augen, die er sich zur Gattin wünscht, und fordert zum Tanze sie auf. Nun braucht man nicht mehr Dichter zu seyn, um den Amor hier zu erblicken. Sichtbar schwebt er bald über, bald in den Reihen der Tanzenden. Er giebt dem Jünglinge Muth, dem Schäfermädchen die Hand zu drücken, und heftet das Auge des Mädchens auf das Auge des Jünglings. In tausend Herzen erheben sich hier die ersten geheimen Seufzer, und von hier hat der Liebesgott manches zärtliche Paar in die Arme seines Bruders Hymenäus übergeben.

Hier war ich einst mit dir, beste Elise! Ein Mädchen, dessen lose Augen schalkhaft unter dem schwarzen Hute hervorblickten, und die wie eine Grazie in dem Tanz schwebte, schien dir mein Herz entwendet zu haben; ach! ich vergällte dir die Freuden dieses Tages! aber mein Herz war unschuldig, Elise! ich wollte mich nur ein wenig

rächen, daß deine Augen bey dem Wettlaufe der Schäfer und Schäferinnen mich nicht gesucht hatten. Verzeih, meine Beste! verzeihe mir! — Doch du konntest nicht allzulange zürnen, wenn du gleich mich wieder kränken wolltest, und an dem Arm eines andern Schäfers dich anschlossest; noch ein Druck der Hand kündigte beim Abschiede die Versöhnung mir an. Ach! dieses Schäferfest war auch das Fest deines ersten Kusses! mußte es durch Eifersucht entweihet werden! — Es ist vorbey, Elise! die Liebe hat uns vereinigt, und wir erinnern uns in den Stunden der ungestörten Vertraulichkeit dieses kleinen Zwists, und — lachen.

Möchte doch das Bild dieses Tages so lebhaft mich umschwebt haben, daß ich es würdig beschrieben hätte! aber ich fühle die Mängel meiner Schilderung. Verbessere sie, Jüngling, der du einst dieses Fest besingst. Gehe hin, mit Anakreontschem Geiste, und du Mahler mit dem Pinsel eines Guido und den Augen eines Zeuxes, begleite ihn — du, um Bilder der Liebe — und du, um Gruppen der Schönheit zu sammeln! Wie will ich mich freuen, wenn mein Zuruf euch erweckt hat, um ein Fest zu verewigen, das Wirtemberg allein feiert!

Aus dem ersten Buche unserer Geschichte wird der Leser sich erinnern, daß der alte Hartmann einst Pfarrer im Unterlande war; er war in der Nachbarschaft von Grüningen gewesen; noch erinnerte sich seine Gemeinde öfters an ihn mit vieler Liebe; er hatte auch Verwandte in der Gegend zurück gelassen, die ihn oder jemand von den Seinigen nach so langer Zeit wieder einmal zu sehen wünschten. Als daher der Schäfermarkt eine Gelegenheit an die Hand gab, so erlaubte er seinen Töchtern, sich ihrer zu bedienen. Lottchen und Minchen freueten sich sehr, daß sie dieses Fest einmal besuchen, und von da vollends zu ihren Verwandten reisen durften.

Zu gleicher Zeit hatte ein Magister in der Nachbarschaft eine Pfarre erhalten, und sah nun nach einer Frau sich um. Denn ungeachtet es sehr gewöhnlich ist, daß die junge Theologen fast schon als Klosterstudenten oder wenigstens als Kandidaten des Predigtamtes sich mit einem Mädchen verloben, und alsdann Tag und Stunden zählen, bis der Zeitpunkt herankömmt, der sie vereinigt; so war doch unser Magister noch frey. Aber itzt wollte er auch keinen Augenblick länger warten, und beschloß, zum Schäfermarkte zu gehen, ob er nicht etwa da ein Mädchen fände, das ihm gefiele.

Schon in der Kirche fiel ihm Minchen in die Augen, er ſah ſie wieder beim Wettlauf, und ſie gefiel ihm noch mehr; aber izt ſchien er ſie für den Reſt des Tages verloren zu haben. Denn ſie war auf dem Rathhauſe beim Tanze, und er vermuthete es, wollte es aber nicht wagen, als ein Theolog dahin zu gehen. Endlich, um kein Aergernis zu geben, ließ er ſich einen Haarbeutel einknüpfen, zog eine farbichte Weſte an, und ſchlich ſich die Treppe hinauf; ſo wenig jemand ihn erkannte, ſo meinte er doch, jedermann kenne ihn, und war nicht eher ruhig, bis er unter dem Haufen Zuſchauer verborgen war. Hier war ſein Minchen wieder eine der erſten, die ihm in die Augen fiel. Sie tanzte in einem fort; denn es war ihr etwas neues. Doch nach eilligen Stunden, die dem Magiſter ziemlich lange wurden, ſezte ſie ſich aufs Kanapee, und ihr neuer und erſter Liebhaber — denn das war er nun wirklich, und wars durch die Unſchuld ihrer Miene und durch ihre ungezwungene Heiterkeit beim Tanze noch mehr geworden — beſezte den Plaz, der an ihrer Seite leer war; ſie redete mit ihrer Schweſter, die ſchon lange da ſas, weil ſie wenig aufgefordert wurde; und da der Magiſter an ihrer Sprache hörte, daß ſie aus dem Oberlande ſey, hatte er die Dreiſtigkeit, ſie zu fragen, aus welcher Gegend ſie ſey? Denn er war Pfarrer im

Oberlande geworden, und nun schiens ihm desto gewisser zu seyn, daß ihre Hand ihn glücklich machen würde, weil sonst die Mädchen aus dem Unterlande nicht gerne auf die Alpen und den Schwarzwald gehen. Sie erzählte ihm, daß sie einen Anverwandten in der Gegend besuche, und zwar zu Löchgau, und eben wollte er noch weiter fragen, als sie wieder zum Tanze aufgefordert wurde. Nun konnte ers nicht wieder erwarten, bis sie sich setzte; er mußte fort, und dachte daher auf Mittel, wie er sie sprechen könnte. Endlich fiel ihm ein, daß sie gesagt hatte, wohin sie reise, und er kam auf folgenden Anschlag.

Zwischen Grüningen und Bissingen, über welchen leztern Ort man von jenem nach Löchgau geht, ist ein Wäldchen, durch das ein Weg gehauen ist. Hieher legte er sich den andern Tag in Hinterhalt, und erwartete seine Geliebte. Wie lang ihm die Zeit geworden, wie er in der Ferne jedes Mädchen, das herankam, für das seinige gehalten hat, und wie endlich sein Herz pochte, als sie wirklich die Allee oben herunter kam, kan sich jeder Liebhaber selbst denken, und für den Unempfindlichen ist jede Beschreibung so gut als verloren.

Wirtemberger sind bald vertraulich mit einander. Indessen Gesellschaften von andern Na-

tionen noch zurückhaltend gegen einander sind, und einander auszulauern suchen, weil jeder wohl weiß, wie wenig er dem andern trauen darf, haben jene schon ihr Herz sich entdeckt, und gehen mit geschlungenen Armen umher. Diese Offenherzigkeit ist ihnen zwar sehr oft schädlich, ja sie hat sie sogar in den Ruf der Dummheit mit den andern Schwaben gebracht; aber sie ist einer der kostbarsten Ueberreste der alten deutschen Sitten, vornemlich der Redlichkeit, die längst die nördlichen Gegenden Deutschlands verlassen, und sich nach Schwaben, Baiern, Oesterreich, Tyrol und Helvetien geflüchtet haben.

Der Magister — wir wollen doch endlich seinen Namen nennen, er hieß Rheinwald — hatte nur nöthig, München zu erinnern, daß er derjenige sey, der gestern ein paar Worte mit ihr gesprochen habe, so erhielt er schon die Erlaubnis, die er sich ausbat, sie begleiten zu dürfen — und wenn er nun es während der kleinen Reise nicht so einzurichten wußte, daß er einige Worte allein mit ihr reden, und ihr einen Theil seiner Gesinnungen entdecken konnte, so werden alle Mädchen und Jünglinge sagen, daß er sie nicht verdiente. Doch keinem sey bange für unsern Mann! Amor hatte ihn zu stark angeschossen, als daß er nicht den nö-

thigen Muth gefaßt, oder die gehörige Klugheit gehabt hätte, die Schwester ein wenig zu entfernen, und ihr etwas süsses zu sagen, und nun fest entschlossen war, Minchen zu heurathen, und keine andere auf der Welt. Dieser Entschluß beweist wirklich die Grösse seiner Liebe gar sehr. Denn er wurde gefaßt, ehe er noch recht wußte, wer das Mädchen war, ohne sich nach ihrem Vermögen, oder nach ihrer Verwandtschaft erkundigt zu haben — und doch, was den leztern Punkt betrift, kömmts in Wirtemberg erstaunend viel darauf an, ob einer Vettern und Baasen in Stuttgard oder Tübingen hat.

Während des Marsches bemühete sich wirklich auch Lotte, freundlich gegen Rheinwalden zu seyn. Denn ein Magister, der nahe an der Bedienstung ist — in limine promotionis, ist der terminus technicus der alten Pastoren — oder gar schon ein Amt, und noch keine Braut hat, hat selbst für die sprödeste Mädchen einen gewaltigen Reiz. Allein ein gefälliger Blick von Minchen freuete ihn mehr, als ein verbindliches Wort von Lotten.

Wie sie dem Ziele der Reise nahe kamen, machten die Schwestern sehr viele Umstände:

„Der Herr Magiſter — er hatte ihnen bisher noch nicht geſagt, daß er Pfarrer ſey — *) möchten ſich nicht weiter bemühen; ſie haben ſich ſchon zu weit bemühet, es ſey gar zu viel Höflichkeit; ſie wüßten nicht, wodurch ſie's verdient hätten; ſie ſeyen ganz beſchämt ꝛc.“ Im Grunde befürchtete ſie, er möchte ſie bis in das Haus ihres Vetters begleiten, und der groſſe Augen darüber machen, daß ſie ſo mit einer Mannsperſon queerfeldein kämen. Er entfernte ſich, doch mit vorbehaltener Erlaubnis, ſie beſuchen zu dürfen; er erhielt ſie, „es werde ihnen eine Ehre ſeyn“ doch mit einer finſtern Miene von Lotten. Denn ſie merkte nun ſchon, daß der Beſuch nicht ſo wohl ſie, als ihre Schweſter gelten würde.

Ueber die Ankunft ſeiner Jungfer Baaſen hatte der Herr Vetter eine unbeſchreibliche Freude; er kannte keine mehr, denn er hatte ſie ſeit funfzehn Jahren nicht mehr geſehen, und machte ihnen nun groſſe Komplimente, ſie ſeyen ſo groß und ſchön, und auch ſo hübſch ſtark geworden. Tauſendmal habe ich mich über den leztern Lob-

*) In Sachſen iſt ein Pfarrer, der Magiſter iſt, mehr als ein Pfarrer, der nicht graduirt iſt, und heißt daher Herr Magiſter, und ſeine Frau die Frau Magiſtrin. In Wirtemberg hingegen, da jeder Pfarrer Magiſter, der Magiſter aber nicht Pfarrer iſt, iſt dieſes mehr.

ſpruch geärgert, um bey Gelegenheit dieſen alten Verdruß auszulaſſen. So oft ich als ein Knabe oder Jüngling nach einiger Abweſenheit wieder nach Hauſe kam, hieß es immer: Sy! der Herr Vetter iſt recht ſtark geworden! Ob ich weiſer, geſchickter, tugendhafter, vernünftiger ꝛc. geworden, darum bekümmerten ſich weder Vettern noch Baaſen; nur, ob mein Körper zugenommen hatte?

Nach den erſten Bewillkommungskomplimenten und Freudensbezeugungen fragte der Vetter: „und ſo allein, meine Bäschen? iſt das nicht gefährlich, ſo weit über Land?“

's wird einen niemand freſſen, ſagte Lotte.

Ich wills ihnen nur ſagen, ſprach Minchen, ein Herr Magiſter hat uns begleitet, und —

„Wie heißt er?

Rheinwald!

„Der nach Bodelshauſen promovirt iſt?“

So! — Ich weiß es nicht, Sie können ihn ſelbſt fragen, er will zu Ihnen kommen.

„Zu mir? Viel Ehre! Nu! nu! welcher ſoll ich gratulieren?“

Der Jungfer Wilhelmine, antwortete Lotte mit einem bittern Tone.

Liebe Schweſter, erwiederte Minchen, wie kanſt du ſo ſeyn? Er iſt ja mit dir ſo gut gegangen, als mit mir.

„Nun, man wirds ſehen! ſprach der Vetter, und machte damit den Beſchluß.

Zwey Tage darauf kam der Magiſter, nahm den Vetter bey Seite, und bat ihn, die Neigung ſeiner Baaſe zu erforſchen. Er fand ſie nicht abgeneigt — ſo ſprechen die Mädchen, wenn ſie noch ſo verliebt ſind — es wurde nach Gönningen geſchrieben, die Sache da beliebt, weil Bodelshauſen nur einige Stunden davon war; der Magiſter begleitete die Schweſtern nun zu ihren Eltern zurück, und izt ſollte die Hochzeit ſeyn, zu der unſer Hartmann gerufen wurde.

Drittes Kapitel.

Alte Liebe roſtet nicht — das Studium der Patriſtik — Lobrede auf die Landgeiſtlichen — Schluß der akademiſchen Laufbahn.

Indeſſen war der Vater immer nicht recht rühig. Das entſcheidende Jahr war izt verfloſſen, und ſo oft der Sohn eine bedenkliche Mie-

ne machte, dachte jener, er würde nun von der Dimission aus dem Kloster anfangen, und dies verbitterte ihm wirklich ein wenig die Hochzeitfreude. Weils ihm selbst zu verdrüßlich war, davon nur zu reden, so gab er der Mutter den Auftrag, die Gesinnungen des Sohns zu erforschen, und ihn, falls er noch gesinnt wäre, wie vor einem Jahre, zu bereden, daß er im Kloster bleibe. Als nun diese dem Vater Bericht erstattete, sein Wunsch sey erfüllt, so freuete er sich ausserordentlich, und versprach seinem Sohne, ihm aufs Magisterium einen recht schönen Ring zu verehren.

Da unsere Leser mehr wissen, als Hartmanns Vater, daß er nämlich hauptsächlich nur um seines Mädchens willen einen andern Lebensplan gemacht hatte, und daß nun diese für ihn verloren war, mithin auch die Absicht des Plans sich aufhob, so können sie sich eine Erscheinung erklären, über die der Alte sich noch lange Zeit verwunderte. Zwar hatte Hartmann auch noch andere Ursachen gehabt, warum er die Aenderung machen wollte. Allein diese opferte er dem Gehorsam gegen seine Eltern auf, und das wird ihm in den Herzen der Leser keinen Schaden thun. Er beschloß von den griechischen und römischen Schriftstellern diejenigen, die er noch nicht gelesen hatte, und die er zur

Hand bekommen konnte, vollends zu lesen, so gut als es die Umstände erlaubten — und, was noch fehlte, auf ruhigere Zeiten, die er nach einigen Jahren auf dem Lande erwartete, zu versparen.

Als er daher nach Tübingen zurück kam, sah er seine alten Lieblinge gleichsam mit Wehmuth an, bat sie um Verzeihung, daß er sie seit einem Jahre ungefähr vernachlässigt hatte, gelobte ihnen neue Verehrung, und war aufs neue desto fleissiger in ihrer Gesellschaft, weil sein Herz grösstentheils frey und von der alten Wunde geheilt war. Indessen da es sich doch schon ein wenig an den Gedanken, etwas Liebes haben zu müssen, gewöhnt hatte, so waren ihm nicht alle Schönen Tübingens so ganz gleichgültig, daß er nicht zuweilen ihnen zu Lieb' einen Gang auf den Wöhrd, oder die Lustnauer Strasse hinaus, oder um den krummen Schenkel herum gethan hätte. Doch wie er fand, daß galonnirte Kleider und Federhüte mehr Eindrücke machten, als sein schwarzer Rock, wiewohl die Weste und Beinkleider darunter von feinem Manchester waren, so zog er sich so viel möglich zurück, und gewann nun entweder Agathons Danae, oder die Musarion, oder Heliodors Chariklea lieb, d. i. er machte sich ein kleines Ideal, wie sein zweites Mädchen em-

mal an Seele und Leib beschaffen seyn sollte. Bey diesen Unterhaltungen seines Herzens wollen wir ihn lassen, bis einst die Göttin selbst erscheint.

Von seinen übrigen Beschäftigungen in dem zweiten Jahre seines Tübinger Aufenthalts, ob er z. E. zur Erhaltung der Magisterwürde eine eigene Disputation geschrieben, oder die von einem Professor nur vertheidigt? und unter welchem Professor? ob er der Fakultät viel oder wenige Specimen überreicht hat? wissen wir fast nichts zu sagen, oder, wenn wir ja etwas wissen, so ists gewöhnlich und unbedeutend. Als er endlich diese Würde erhalten hatte, bildete er sich anfangs nicht wenig darauf ein, und vergaß nie sein Käppchen zum Essen aufzusezen, oder das M. vor seinen Namen zu schreiben: war aber bald dieser Vorzüge so gewohnt, daß er fast von keinem von beiden mehr Gebrauch machte.

Nun sollte er die Theologie studieren. Nach dem gewöhnlichen Schlendrian hätte er dazu weiter nichts bedurft, als die Kollegien fleißig zu besuchen, dicke Hefte nachzuschreiben, und die Definitionen fleißig auswendig zu lernen. Allein da es ihm peinlich war, immer nur andern nachzuschlendern, so beschloß er aus den Feldern der

Theologie sich die Patristik zu wählen, entweder, weil er bemerkt hatte, daß so wohl einheimische Theologen, als besonders Auswärtige, sich grossen Ruhm dadurch erworben haben, oder, weil er mit Recht glaubte, daß niemand eine gründliche Kenntniß der Religion haben kan, der nicht die Geschichte derselben aus den Quellen geschöpft hätte. Diesen Weg zu betreten, fand er, werde ihm desto leichter seyn, da er sich zu dieser Lektüre durch die Kenntniß der Griechen vorbereitet hatte. Nun suchte er alles, was er von Kirchenvätern auf der Klosterbibliothek finden konnte, auf, und bemühete sich, auch Bücher aus der Universitäts-bibliothek zu erhalten.

Seine weitere Kenntniß von Büchern, die er brauchen konnte, und die er entweder gleich sich anschafte, oder sich merkte, um sie mit der Zeit zu lesen, sammelte er sich noch ferner theils auf dem gewöhnlichen Wege in den Buchläden, die er fleissig besuchte, theils durch eine Sammlung alter Bücherkatalogen, besonders solcher, die mit litterarischen Anmerkungen versehen waren, theils auch bey seinem Buchbinder, bey welchem er allezeit eine Menge roher Bücher von den meisten Professoren antraf, und sich auszeichnete.

Wir haben schon erwähnt, daß Hartmann bey seiner ersten Liebe einige Anwandlung von einem poetischen Geiste hatte. Wenn dieser einmal einen Jüngling ergriffen hat, so verläßt er ihn wohl nicht so leicht wieder. — Unter seinen Gedichten, die wir in dem Anhange mitgetheilt haben, fallen die ersten fünf unter den Deutschen wahrscheinlicher Weise in das Jahr vor erhaltener Magisterwürde, das achte *) aber scheint in den Zeiten geboren zu seyn, da er sich mit der Theologie beschäftigte. Ob ers vollendet hat, haben wir keine Spuren.

Uebrigens ob er gleich einen Theologischen Pfad gieng, wo er wenige um sich herum sah, so machte er doch keine ehrgeizige Projekte mehr, z. E. etwan einmal Universitätsprofessor oder gar Kanzler zu werden. Er beschloß, sein künftiges Amt in der Stille auf dem Lande zu führen, und da für sich fort zu studieren. Wie weit ers brächte, oder was er alsdann werden könnte, beschloß er der Vorsehung zu überlassen.

Was ihn zu diesem Entschlusse bewogen hat, können wir so zuverlässig nicht angeben. Doch

*) Fragment eines Heldengedichts von Meister Jakob Böhme, Schuster und Teutonicus Philosophus.

da wir überhaupt wiſſen, und beſonders bey unſerm Hartmann gefunden haben, wie vielen Einfluß auf unſere Denkungsart die Lektüre hat: da wir finden, daß er um dieſe Zeit Abbts Buch vom Verdienſte fleiſſig geleſen, ja ſogar – etwa weil ers nicht gleich eigen hatte – vieles daraus exzerpiert hat: ſo vermuthen wir, daß folgende Stelle vieles zu ſeiner Entſchlieſſung beigetragen hat, nur ein Landgeiſtlicher zu werden. „Das Verdienſt eines Geiſtlichen ſcheint abzunehmen, je vornehmer er wird. Denn wenn er keine Seelſorge mehr führt, und nur, wie ein franzöſiſcher (oder engliſcher) Biſchof, von Zeit zu Zeit auf eine zierliche Predigt denkt, nicht ſo wohl um ſeine Zuhörer zu erbauen, als um gelobt zu werden; ſo können wir faſt, wie dü Gueſelin einſt bey einer gewiſſen Gelegenheit zum Pabſte ſagte, auch dav von ſagen: Ohne dir wollen wir wohl fertig werden!“ *)

Nun ſtellte ſich die Gröſſe des Verdienſtes, das er ſich als Pfarrer erwerben könnte, ſeiner reizbaren Seele in ihrem ganzen Umfange dar. Er wußte, wie ſehr die Gönninger Gemeinde ſeinen Vater liebt! wie ihm alles entgegenlacht, wenn er durchs Dorf oder auf dem Felde geht! wie

*) Abbts Werke. Th. 1. S. 281.

er ihre einzige Zuflucht in ihren geistlichen und leiblichen Nöthen ist! wie viele uneinige Eheleute er ausgesöhnt, wie viele ungehorsame Kinder zu ihrer Pflicht zurück gebracht, wie viele Nachbarn zum Frieden bewogen, wie viele Processe hinter trieben hat! Erst vor kurzer Zeit hatte er neue Proben ihrer Liebe bey der Hochzeit seiner Schwester gesehen, wo keins im Dorfe war, das nicht das Beste aus dem Hause den jungen Eheleuten geschenkt hätte. Er selbst erinnerte sich noch immer mit Entzücken seines ersten Auftritts auf der Gönninger Kanzel, und nun konnte er sich kein glückseligeres Verhältniß denken, als das zwischen einem Geistlichen und seinen Pfarrkindern!

Hier müssen wir uns bemühen, einen scheinbaren Widerspruch zu heben. „Es ist nicht wahrscheinlich, möchten vielleicht einige denken, daß der Jüngling, der erst vor wenigen Jahren einen solchen Plan zu Polyhistorie machte, der einen so starken Ehrgeiz zeigte, daß er sich grämte, in seinem funfzehnten Jahre nicht eben so berühmt zu seyn, als Grotius und Saumaise, der mehr auf einen Philologen und Kritiker studirte, als auf einen Geistlichen — daß der nun seinen Wirkungskreis auf ein Dorf einschränken, und seine Weisheit in eine Pfarre begraben will. “

Allein wir müssen uns erinnern, daß er nun beschlossen hatte, ein Pfarrer seinen Eltern zu gefallen zu werden: und da er das werden wollte und sollte, so sah er sich nun in der Kirche um, welches Amt er sich wünschte. Hier stellte sich ihm das eines Landgeistlichen am wünschenswürdigsten dar, theils, weil von je her Kinder geneigt sind, das werden zu wollen, was ihre Väter sind, theils weil sein gutes Herz und seine Liebe für sein Vaterland ihn das Amt wählen hieß, worinnen er am nüzlichsten werden könnte. Daher traf der angeführte Gedanke Abäts sein Herz, wie ein Feuerfunke die Pulvertonne, und entzündete es. Er dachte vielleicht: sein Vaterland habe genug gelehrte Männer, die Lehrstellen auf der Universität zu besezen; oder, wenn er auch gleich künftig einmal eine suchte, so fehle es seiner Familie an vornehmen Anverwandten, um sie zu erhalten. Hingegen das könne ihm nicht fehlen, eine Pfarrstelle zu erhalten, die ihm Gelegenheit gäbe, so viele Amtserfahrungen zu machen, daß er sie einmal seinen Brüdern mittheilen, und sie zur wahren und nüzlichsten Amtsführung ermuntern könnte. Denn er sah wohl ein, daß die meisten ihr Amt nur darein sezen, alle Sonntage zu predigen, und ihre übrigen Gottesdienste zu halten, wenn sie müssen, Kranke zu besuchen,

wenn sie geholt werden, und die Gesunden, wenn sie sich für ein Present zu bedanken haben; übrigens aber für sich, oder ihre Nachbarn, oder ihre Oekonomie leben.

Eben dieser Umstand erklärts auch, wie sein neuer Wunsch sich gar wohl mit seinem Ehrgeize vereinigte. Denn das dachte er nicht, ein gemeiner Pfarrer zu werden, sondern ein solcher, der Studien genug hätte, um ein angeseheneres Amt zu begleiten, und für den es rühmlicher sey, wenn man frage: „wie kömmts, daß man den Mann auf einer Pfarre sitzen läßt?“ als für andere, bey denen jedermann sichs durch gewisse Umstände erklären kann, warum sie so vorgezogen, und zu den feinesten Stellen befördert werden. — der aber übrigens für sich lebte, ohne Ansprüche auf etwas zu machen.

Und hierinnen liegt der dritte Punkt, der uns den Entschluß unsers ehrgeizigen Jünglings wahrscheinlich macht. Alle Sklaverey und Abhängigkeit war ihm verhaßt bis in den Tod. Auf seiner Pfarre, dachte er, so frey und unabhängig zu leben, als möglich, gleichsam wie der Edelmann auf seinem Dorfe. Denn wenn er keinen bessern Dienst verlangte, seine Relationen ordentlich mach-

te, ſeine Predigten von Wort zu Wort ſchriebe ꝛc. bey alle dem aber auch die nöthigen Preſente zu den gewöhnlichen Zeiten, z. E. zum Neujahre, ins Wochenbett ꝛc. überſchickte; ſo könne ihm weder das Konſiſtorium, noch der Generalſuperintendent, noch der Spezial etwas anhaben. — mithin lebe er ungeniert und frey, wie ein Vater unter ſeiner Familie, und das iſt oft alles, was ſelbſt der Ehrgeizige verlangt.

Da wir nun dieſen Einwurf gehoben, die Arbeiten und Studien unſers Hartmanns angegeben, und ſeine Projekte auf die Zukunft entdeckt haben: ſo brauchen wir uns bey ſeinem weitern Aufenthalte in Tübingen nicht zu verweilen. Wir ſagen alſo nur kurz, daß er zur gewöhnlichen Zeit, d. i. drey Jahre nach der angetretenen theologiſchen Laufbahn, das theologiſche Examen zu Stuttgard glücklich überſtund, ungeachtet er eben nicht klagen konnte, daß Herr * * *, von deſſen Herablaſſung noch viele alte, graue, ehrwürdige Geiſtliche zu reden wiſſen, ihm allzuhöflich begegnet ſey.

Ende des vierten Buchs.

Hartmann,
eine Wirtembergiſche Geſchichte.

Fünftes Buch.

Hartmanns erſtes Vikariat.

Erſtes Kapitel.

Pfarrvikariate im Wirtembergiſchen. — Ein Seitzhals — Apologie der Schwaben.

Wenn das theologiſche Examen vorbey iſt, ſo wird denjenigen, die nicht als Ignoranten zurück nach Tübingen geſchickt werden, die Erlaubniß ertheilt, gleich den wirklichen Predigern alle heilige Handlungen verrichten zu dürfen. Sie werden nun auf dem Lande umher vertheilt, und denjenigen Pfarrern zugeſchickt, die wegen Alter, oder Kränklichkeit, oder allzuvieler Geſchäfte ihr Amt nicht mehr ganz verſehen können; oder auch

an Oerter, wo der Pfarrer erſt kürzlich geſtorben iſt. Hier können ſie ſich ſelbſt zu ihrem künftigen Amte bereiten, und praktiſche Einſichten, beſonders unter der klugen Anweiſung eines rechtſchaffenen Pfarrers, in alles erhalten, was zur Paſtoraltheologie gehört. Welch eine vortrefliche Anſtalt iſt in dieſer Rückſicht das Stift zu Tübingen! Welch eine Ausſaat von künftigen Geiſtlichen, die zum Nuzen des Vaterlandes reifen! Welch ein Anblick für den, der zum erſtenmal in den Speiſeſal tritt, und da einige hundert Köpfe vor ſieht, deren viele Lavatern Herzensfreude erwecken! So vielverſprechend ſind manche. Nur Schade, daß ſich das Vaterland nicht allemal deſſen freuet, was ſie verſprechen! —

Hartmann lebte einige Zeit nach dem Examen bey ſeinem Vater, und unterſtüzte ihn in den Weihnachtsfeiertagen, die in Wirtemberg noch alle nebſt den übrigen gefeiert werden. Aber im Jänner 1771 erhielt er die Anweiſung, als Pfarrvikarius nach Reinhardsau auf dem Schwarzwalde, an den Gränzen des Fürſtenbergiſchen, zu gehen.

Der Pfarrer, zu dem Hartmann kam, war einer von denjenigen, denen vom Montag bis

Sonntag Zeit und Weile lang wird, weil sie alles Studieren aufgegeben haben, und denken, sie wissen genug, ihr Amt zu versehen. Daher traf unser Magister, ausser einem Magister- und Kochbuche, und den Symbolischen Büchern, wenige Schriften bey ihm an. Zum Glücke für ihn, hatte er selbst so viele von seinen Büchern mitgenommen, daß es ihm nicht an Unterhaltung fehlte.

Doch das war noch der kleinste Fehler seines Pfarrers, daß er das Studieren längst aufgegeben hatte. Ein noch viel grösserer war sein Geiz. Um sich die Zeit zu vertreiben, und niemand dazu bestellen zu dürfen, verrichtete er selbst die meisten häuslichen Geschäfte. Er las die Erbsen und Linsen fürs ganze Haus, haspelte und spulte das gesponnene Garn, wickelte den Faden, zwirnte, strickte Strümpfe und Handschuhe, kämmte die Wolle, und schnitt die Suppe ein, weil ihm niemand die Schnittchen dünn genug machte. Dies waren seine Beschäftigungen bey schlimmen Wetter. So bald aber die Sonne nur ein wenig hervorblickte, machte er bey den Nachbarn Besuche, theils um auf anderer Leute Kosten Kaffee und Wein zu trinken, den er sich zu Hause versagte, theils um selbst keine Besuche zu bekommen.

So gar am Sonntage ſchickte er oft ſeine Frau und Töchter weg, um, wenn allenfalls jemand kam, den Mangel der Aufwartung mit der Abweſenheit ſeiner Weibsleute entſchuldigen zu können.

Einſt kaufte er von einem Bauer des nächſten Dorfs, der mit Kühen fuhr, Stroh, und gab ihm erſtlich ſo wenig dafür — der Bauer war in Noth, und wußte ſeine Waare nicht gleich anderswo zu baarem Gelde zu machen — daß er nicht das Fuhrlohn herausbrachte. Dennoch bedung ſich der Pfarrer noch in den Kauf aus, die Kühe melken zu dürfen, weil ihnen doch, bis er heim käme, die Milch vergienge. — Zu einer andern Zeit fuhr ein Karren durchs Dorf, der mit andern Waaren auch etwas Kaffee aufgeladen hatte. Der Pfarrer bemerkte, daß das Paquet mit dem Kaffee ein Loch haben mußte; denn er ſah die Bohnen auf die Erde fallen. Statt den armen Mann, der den Schaden erſezen mußte, zu warnen, ſchickte er in der Stille die Magd dem Bauer nach, um die Kaffeebohnen aufzuleſen, und zankte mit ihr bey ihrer Zurückkunft: ſie habe nicht fleiſſig genug aufgeleſen.

Dieſe und mehrere Beiſpiele ſeines Geizes erzählte der Schulz bey einem Glas Weine dem

neuen Herrn Vikarius, und sezte noch dieses hinzu: „Aber hör' Er noch eins, Herr Magister, das ich, so lang' ich lebe, nicht aus meinem Kopfe bringen kann, und Er wird sich noch mehr verwundern. Unser Herr Pfarrer — mit allem Respekt übrigens von ihm zu reden! — hatte, wie er hieher kam, seine alte siebzigjährige Mutter bey sich. Da war ich einmal droben auf dem Neubruch, und sah die alte Frau daher kommen, und immer etwas aus der Ficke in den Mund schieben. Guten Tag! Frau Räthin, sprach ich — ihr Mann war Rath im Kloster Alpirspach gewesen — woher so früh? und wohin?

„Nach Dornhan," sagte sie. Das ist zwey Stunden von hier; Er wirds schon gehört haben.

Und so zu Fuß? hätt' Sie mirs nur gesagt, ich hätte meinen Wallachen einspannen lassen. — Aber was ißt Sie denn da? ich glaube gar Suppenschnittchen! und es warens wirklich.

Nun fieng die alte siebzigjährige Frau an bitterlich zu weinen. „Ja, denk' Er nur, Herr Schulz, heute früh wollte ich mir eine Wassersuppe auf die Reise kochen, und sezte mich hin, ein Schüsselchen voll einzuschneiden. Mein Sohn — verzeih's ihm Gott! — kömmt herein,

und fragt mich, was ich mache? – „Nur ein paar Löffelchen Warmes will ich mir kochen, um nach Dornhan gehen zu können. 's iſt ſchon ein wenig kühl.“ 's war, glaub' ich, ſchon, da man die Rüben heim thut.

„Was, fieng der Herr Pfarrer an, das brauchts noch! da auch noch Schmelzbutter zu verthun. Sie kan ihr Stückchen Brod ſo eſſen!“

Mein lieber Herr Schulz, ich konnt' kein Wort dagegen aufbringen. Das Herz, unter dem ich ihn getragen habe, wollte mir zerſpringen. Ich ſteckte meine Suppenſchnittchen ein, und gieng fort, und will ſie nun unterwegens eſſen. Da ſeh' Er, Herr Schulz, ſie ſind gar wiß dünn.“

Es fielen einige groſſe Thränentropfen darauf, wie ſie ſie aß — und ich weis nicht, wie's kam, mein Karſt war ganz naß, wie ich wieder damit haken wollte.

„Seit der Zeit hab' ich ſie oft gebeten, bey mir zu bleiben, wenn ſie uns beſuchte, und wir eben einen Braten hatten. O! ich kann ſie immer noch ſehen, wies ihr allemal ſchmeckte! Und

wenn Er zu mir kommen will, Herr Vikare, Er soll mir willkommen seyn. Er muß eben mit uns vorlieb nehmen, wie's unser einer hat — eine Schüssel voll guten Willen, das ist bey mir allezeit das beste Gericht."

Wie's Hartmannen bey dieser Erzählung ums Herze war, und ob er noch gerne mit seinem Pfarrer unter Einem Dache schlief, wird der Leser sich selbst sagen. Zugleich aber wird ers sast unwahrscheinlich finden, daß ein solcher Geizhals, von dem wir doch nicht erzählten, daß er krank, oder mit Geschäften überhäuft gewesen sey, einen Vikarius hielt, ungeachtet einer nicht viel mehr als Knechtslohn, oder kaum so viel hat. Die wahre Ursache war diese.

Er hatte zwey Töchter, davon die eine schon halb mit dem Jäger im Dorfe verhängt war. Nun wollte er noch gern die andere los werden, um sie nicht mehr füttern zu dürfen. Denn daran dachte er nicht, ihnen etwas mitzugeben. In dieser Absicht bat er um einen Vikarius, und, um sie zu erreichen, that er sich Anfangs, nach Hartmanns Ankunft, ausserordentlich wehe. Er ließ dreimal in der Woche Fleisch aus der Stadt holen, und zwar jedesmal ein halbes Pfündchen,

für ihn und den Magiſter: er ſezte dieſem einen halben Schoppen *) Wein vor, ungeachtet er nur Birnmoſt trank, ja es wurden ſo gar alle Sonntage nach dem Sauerkraut vier Taſſen Kaffee, zwey für den Pfarrer, und zwey für Hartmannen gemacht, die Bärbelchen — ſo hieß die jüngſte Tochter — mit einer Hand ihm einſchenkte, und alsdann für ſich, ihre Mutter und Schweſter den Saz noch einmal abkochte.

Suchte der Vater ſeine Abſicht auf dieſem Wege zu erreichen, ſo ſuchte es die Tochter auf andern, wiewohl wir eben nicht behäupten können, daß ſie von den geheimen Abſichten des Vaters gewußt hat. Allenfalls ſcheint ſie nur aus ſeiner auſſerordentlichen Freigebigkeit und Gefälligkeit es geſchloſſen zu haben. Wenn Hartmann von der Filialkirche ganz erſtarrt heim kam, ſo fand er allemal Pantoffel, Schlafrock und Müze an dem Ofen gewärmt. Beim Kaffeeeinſchenken lies ſie's ihn mecken, daß ſie ihm noch ein ſo groſſes Stückchen Zucker, als ihr Vater nahm, zur Taſſe hinlegte, um den bittern Trank darüber hinunter zu ſchlürfen, und beim Eſſenauftragen, wenn ſie die Woche hatte, drehete ſie allemal den geſchmelzten Theil vor des Magiſters Ort. Da ſie ein wenig

*) Ein halb Nöſel, nach Sächſiſchem Maaſſe.

auf der Zither klimperte, so spielte sie ihm oft: „Lieber todt, als misvergnügt!“ „Sollen nun die grünen Jahre ꝛc.“ und mehrere dergleichen schöne Lieder mit so vieler Rührung vor, daß er den Zustand ihres Herzens gar bald entdecken konnte.

Aber, leider! müssen wir sagen, daß alle diese Pfeile von dem steinharten Herzen unsers geistlichen Helden abprallten. Wiewohl die Erziehung eines solchen Vaters allezeit verdächtig ist, so konnte doch vielleicht Bärbelchen ein gutes, wenigstens kein ganz verderbenes Mädchen seyn. Sie sah auch nicht unrecht aus. Aber sie war nicht die, die er suchte, und die er noch ahndete. Und dann vor dem Gedanken entsezte er sich, einen solchen Mann zum Schwiegervater zu haben!

Wie also dieser nach einiger Zeit sah, daß Hartmann nicht ins Garn gienge, so bekam er keinen Koffee und keinen Wein mehr, und, statt der vorigen Gefälligkeiten, erhielt er nun täglich Proben, wie unangenehm er im Hause sey. Das verdrieslichste noch war ihm dieses, daß man ihm kein eigenes Stübchen heizte, und er nun in der Wohnstube studieren sollte, wo alles zusammen sprann, plauderte und wirthschaftete. Dies konnte

er in die Länge nicht ausſtehen, und wollte alſo nach einer andern Stelle ſich umſehen. Allein er bedachte, er könnte wieder an einen ſolchen Ort verſchlagen werden, wo man gleiche Abſichten hätte, und er gleich gehindert würde zu ſtudieren. Daher fiel er auf den Gedanken, eine Zeitlang nach Sachſen zu reiſen, um da auf einer Univerſität die Lüken der theologiſchen Kenntniſſe, die er allenfalls noch fühlte, ausfüllen, und hauptſächlich ſein Studium der Alten und der Patriſtik fortſezen zu können.

Die Schwaben ſind ſehr geneigt, andern Nationen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, welches man zugeben muß. Indeſſen die Sachſen und Brandenburger auf ſie ſchimpfen, ſich einbilden, man verehre und kenne nichts, als einen Pater Obladen und ſeines gleichen, und die Nation lebe in der größten Barbarey; leſen ſie alles, was gutes herauskömmt, ſammeln ſich in der Stille die beſten Kenntniſſe, und begehen nur den Fehler, daß ſie ſie mehr für ſich ſammeln, und bey ſich behalten, als eine andere Nation, weil ſie um vieler Urſachen willen nicht ſo ſchreibſelig ſind; worunter gewiß keine der kleinſten eine gewiſſe Beſcheidenheit iſt. Dieſe zeigt ſich auch hierinnen, daß ſie eben ihre Verächter für die

aufgeklärtesten Völker halten, und glauben, in Niederdeutschland sey alles lichthelle, ohne daran zu denken, daß die Sachsen so gut, als sie, ihre Intoleranten, ihre Hyperorthodoxen, ihre Verfechter alter Meinungen und Vorurtheils haben. Daher kehren unsere gelehrte Passagiers nicht mehr mit den hohen Begriffen aus jenen Gegenden zurück, mit welchen sie ausgereiset sind.

Gleich den andern Wirtembergern, versprach sich nun Hartmann sehr viele Vortheile von einer Reise nach Niederdeutschland, und richtete nun Sinn und Gedanken darauf. Das erste, was er glaubte thun zu müssen, war dieses, daß er seinen Vorsaz seinen Eltern bekannt machte, und um ihre Genehmigung bat. Man machte ihm Schwierigkeiten, hauptsächlich, es koste so viel, und es könnten ihm auf einer so weiten Reise so viele Unglücksfälle begegnen, daß sie wohl gar einander in ihrem Leben nicht mehr sähen. Jener Einwurf kam vom Vater, und dieser von der Mutter. Hartmann antwortete gleich wieder, und suchte die Einwendungen zu heben.

Bis er Antwort erhielt, ereigneten sich in dem Pfarrhause zu Reinhardsau die Veränderungen, die wir im folgenden Kapitel erzählen.

Zweites Kapitel.

Eine Leiche und Hochzeit — Etwas für die Väter, die wohl wenig daran denken, was ein kleiner Umstand öfters für Einfluß hat.

In der Zeit, in welcher Hartmann Briefe über seine Reise nach Sachsen wechselte, wurde die Heirath der ältesten Tochter seines Pfarrers mit dem Jäger in dem Orte richtig. Denn dieser hatte sich endlich entschlossen, sie zu nehmen, mit der blossen Aussteuer, die es den Eltern zu geben beliebte, und ohne Anspruch auf ein baares Heirathsgut zu machen. So bald er diese Erklärung von sich gegeben hatte, war die Sache ausgemacht. Denn nun durfte der Pfarrer seine alten Thaler behalten, um die es ihm allein zu thun war.

Hier haben wir Gelegenheit, die Quelle seines Geizes anzugeben, und zugleich die Väter und Erzieher auch auf die allerkleinsten Umstände bey ihrem wichtigen Geschäfte aufmerksam zu machen.

Der Grund von des Alten Geize war in seiner frühesten Jugend zu suchen. Wenn er da entweder wirklich aus Kränklichkeit oder aus Eigensinn weinte und schrie, so holte sein Vater die

alten Thaler, die er gesammelt hatte, aus seinem Schranke, und gab sie dem Söhnchen, damit zu spielen. Nun schwieg er ganze Stunden lang, und seine Seele gewöhnte sich so sehr an den Wohlklang des Geldes, daß von dieser Zeit an seinen Ohren nichts lieblicher tönte. Nun konnte man durch Geld in seinen jungen Jahren alles von ihm erhalten, was man wollte, und in spätern ihn dadurch zu jeder Niederträchtigkeit bewegen. Ums Geld verrieth er auf der Schule seinen besten Freund, ums Geld übte er die unartigsten Streiche gegen seinen Lehrer und seine Kameraden aus, und hätte um eben diesen Preis seine Religion verkauft, wenn sich jemand gefunden hätte, der sie kaufen wollte. So wurzelte diese unselige Leidenschaft in seinem Herzen so tief ein, daß er der schlechteste Pfarrer, der schlechteste Ehemann, und der schlechteste Vater wurde.

Gewiß hatten seine Eltern nicht daran gedacht, was dieser, damals unschuldig scheinende Zeitvertreib für Folgen haben würde. So gewiß ists, das Eltern und Erzieher schon in der frühesten Jugend ihrer Kinder in der Wahl ihres Zeitvertreibs nicht zu vorsichtig seyn können. Man denkt: es wird sich bald wieder aus der Seele auslöschen, und denkt nicht daran, daß der erste

Eindruck unauslöschlich iſt. Wie viele Tugenden und Laſter des Mannes laſſen ſich wohl aus ſeinen zwey erſten Jahren ableiten! Hätte man von jedem Nachricht, was der Zeitvertreib ſeiner äuſſerſten Kindheit war, wie manche Erſcheinung könnte man in den Charakteren der Menſchen erklären! Gewiß iſt mancher ein unglücklicher Spieler geworden, der ſich oder andere ins Verderben geſtürzt hat, weil man ihm, als Kinde, Karten, als etwas buntes, zum Spielen hingab!

O ihr Erzieher! redet euern Zöglingen nicht ſo vieles von ſchönen Kleidern und Puze vor — ihr pflanzt Eitelkeit in ihr Herz — ſucht ſie nicht durch gute Bischen und lauter Bonbons zu ſtillen — ſie werden Wollüſtlinge! — Erleichtert ihnen nicht zu ſehr jede, auch die kleinſte, Arbeit, z. E. wenn ſie nach etwas reichen — ſie werden einſt träge Männer, die kein beſchwerliches Amt zu verwalten im Stande ſind! — Gewöhnt ſie gleich, ſo bald nur der kleinſte Keim des Verſtandes hervorbricht, ſo, wie ihr ſie einſt als Jünglinge und Männer zu haben wünſcht! Wenn andere Eltern über die Unbändigkeit ihrer Kinder klagen, die gröſtentheils ſelbſt Schuld daran ſind, ſo werdet ihr finden, daß euch die ſpätere Erziehung unendlich leichter wird,

weil ihe bey der früheren aufmerksamer waret. —

Schon waren die meisten Anstalten zu der bevorstehenden Hochzeit gemacht, als ein Zufall sie aufzuschieben schien, dessen aber der alte Pfarrer sich bedienen wollte, sie zu beschleunigen. Nämlich die Mutter, die sich seit einiger Zeit zu viel angegriffen hatte, um die nöthige Zubereitungen nicht durch fremde Leute machen zu müssen, wurde krank und starb. Dieses war für die Braut ein schlimmer Umstand; sie befürchtete, die Hochzeit würde nun bis nach der Trauerzeit verschoben werden, und weinte daher herzlich bey diesem Verlust ihrer Mutter. Dem Pfarrer hingegen war der peinliche Umstand der, daß nun die Leichenbegleitung, der Sarg, die Träger ꝛc. ihm grosse Kosten verursachen würden. Allein sein Geiz gab ihm einen Gedanken ein, wie er aus diesem Aufwande einen Vortheil ziehen, und mit einemmale zwey Sachen ausrichten könnte? Er schickte zu diesem Ende einen eigenen Boten an das gemeinschaftliche Oberamt der Amtsstadt, mit einem Briefe, worinnen er erstlich die vielen Unkosten, die er izt bey diesem betrübten Umstande hätte, sehr rührend, nebst den schweren Zeiten und dem Mangel an baarem Gelde, vorstellte, und dann darauf an-

trug: „Weil er ißt dieſen Leichenaufwand ſchon einmal machen müßte, und ſeine Leichengäſte doch nicht alles ſo aufzehrten, daß nicht den andern Tag noch einige Brocken von den gebackenen Kuchen, etwas von dem Braten, ein Theil des Sauerkrauts, und beſonders auch vieler Kaffeeſaz übrig bleiben ſollten: ſo möchte man ihm erlauben, den Tag nach der Leiche ſeine Tochter kopulieren zu dürfen: ſo käme doch in ſeinem Hauſe nichts um, und die Hochzeitgäſte könnten das vollends aufzehren, was die Leichengäſte übrig gelaſſen hätten.“

Der Pfarrer, der nicht daran zweifelte, man werde ihm ſeine Bitte zugeſtehen, war ſehr betreten, als man ihm antwortete: „Das gemeinſchaftliche Oberamt könne dieſes nicht für ſich erlauben, er müſſe ſich an die Regierung in Stuttgard wenden, die wohl in Rückſicht der übrig gebliebenen Leichenbrocken, bey einem ſo dringenden Umſtande, keine Schwürigkeit machen werde, ihm, gegen Erlegung einiger Goldgülden, die verlangte Diſpenſation zu geben.“

Der Pfarrer kratzte im Kopfe — denn die Goldgülden fuhren ihm durchs Herz — und lies in acht Tagen kein Feuer mehr auf dem

Heerde aufmachen, bis der Reſt des Leichenmahles verzehrt war.

Drittes Kapitel.

Neue Ausſichten für Hartmann — Ein Brief ſeiner Mutter.

Indeſſen unſer Freund in Reinhardsau traurige Tage hatte, und zu ſeinem groſſen Verdruſſe täglich neue Proben von der Niederträchtigkeit ſeines Pfarrers ſah, berathſchlagte man ſich in Gönningen, wie man den Magiſter mit guter Manier von ſeinem Entſchluſſe, nach Sachſen zu reiſen, abbringen könnte? Unter den vielen Anſchlägen, die eben ſobald verworfen wurden, als ſie erfunden waren, gefiel endlich der, dem Sohne zu ſchreiben: „man wolle die Gemeinde dahin zu bringen ſuchen, daß ſie beim Konſiſtorium einkämen: der Vater wolle den Dienſt abtreten, und man möchte ihn dem Sohne ertheilen, weil ſie zu dem Hartmannſchen Hauſe eine ſolche Liebe hätten, daß ſie ſich keinen andern Pfarrer wünſchten.“

Allein Hartmann dachte: wenn die Gemeinde durch eine Supplik den Pfarrer erhielte, den

ſie wünſchte, ſo könnte man nach einem braven Magiſter ſich umſehen, der ſeine älteſte Schweſter heirathete, und dem alsdann der Vater den Dienſt abträte. Er ſelbſt werde doch zu ſeiner Zeit eine Stelle erhalten, wenn die Reihe an ihn käme. So ſehr hatte er ſich die Reiſe nach Sachſen in den Kopf geſezt, daß nichts ſeinen Entſchluß erſchütterte, weder die Zärtlichkeit ſeiner Eltern, noch die Ausſicht, die ihn ehemals ſo ſehr ergözte, eine Gemeinde zu haben, die ihn liebte, und beſonders die ſeines Vaters, weil er ſich, nach den erhaltenen Proben, von dieſen am erſten verſprechen konnte, ſo wie er wünſchte, geliebt zu werden.

Nun waren die Gönninger am Ende ihrer Anſchläge, und izt blieb weiter nichts übrig, als noch dieſes zu verſuchen, ob er auch noch ihren mündlichen Bitten, zu bleiben, ſo wie den ſchriftlichen, widerſtehen könnte? Seine Mutter ſchrieb ihm daher folgenden Brief:

Mein liebſter Samuel!

Dein Vater iſt heute nach Urach verreiſet, und hat mirs hinterlaſſen, an dich zu ſchreiben. Du weißt ſelbſt, wie ungerne er von Sachen ſchreibt, die ihm verdrüßlich ſind. Ach! lieber Herzens-

ſohn! wie kanſt du ſo hartnäckig auf einem Entſchluſſe beharren, der uns allen, beſonders aber deiner Mutter, ſo viel Herzeleid macht? Bedenke doch, daß du unſer einziger Sohn biſt! wie leicht könnte auf der Reiſe oder an dem Orte deines Aufenthalts etwas an dich kommen; wer wird da in fremden Ländern dir beiſtehen, deiner in einer Krankheit warten und pflegen! ich hätte keine ruhige Stunde mehr, und lief in meinem ſechzigſten Jahre zu Fuß bis nach Leipzig.

Denk auch dran, wie alt deine Eltern ſind. Wird dirs denn nicht ſchwer, auf ewig von ihnen Abſchied zu nehmen? Was müßte dirs für eine Schreckenspoſt in Sachſen ſeyn, dein Vater oder ich ſeyen geſtorben! O lieber Sohn! es heißt nicht umſonſt: Bleibe im Lande, und nähre dich redlich! Sieh nur, wie viele brave und wackere Pfarrer im Lande ſind, die niemals in Sachſen geweſen ſind, und doch ihr Amt rechtſchaffen und ordentlich verwalten. Du wirſt doch nicht gelehrter und klüger ſeyn wollen, als viele, die nie über die Gränzen hinausgekommen ſind!

Auch ſagt dein Vater, du werdeſt izt bald Repetent werden, und dieſe Ehre verſäumen, wenn du abweſend wäreſt, welches ihm nicht lieb wäre.

Thu es uns alſo zu Gefallen, und bleib im Lande. Der Vater hat dir ja ſo viele Bücher gekauft, daß du doch ein gelehrter Mann werden kanſt, wenn du gleich nicht ausländiſche Univerſitäten beſuchſt. Unſer braver Herr Pfarrer in Gomaringen hat uns ohnehin geſagt, man ſehe es in Stuttgard nicht gerne, daß die junge Herrchen ſo ausfliegen; es ſeyen auch wirklich einige Männer auf den Sächſiſchen Univerſitäten in ihrer Lehre verdächtig, und der Herr Kanzler habe ſie widerlegt.

Ich kan mirs freilich wohl denken, daß es dir in deinem Reinhardsau nicht gefällt, nach allen Umſtänden, die du ſchreibſt; aber mußt du denn da ſeyn? ich will dir einen andern Vorſchlag thun. Mein Bruder in Ingersheim hat mir geſchrieben: er möchte dich doch wohl auch einige Zeit lang zum Vikarius haben, und das wäre ein braver Plaz, wo du bleiben könnteſt, bis du Repetent wirſt. Der Vater iſt freilich einige Zeit her kränklich, und könnte dich auch brauchen; er will aber noch eine Zeitlang ſo zuſehen, und wenn ers nicht mehr verſehen kann, lieber einen andern nehmen, da du doch nach Tübingen wirſt zurück müſſen. Vielleicht zeigt hier unſer Herr Gott eine Verſorgung für deine Schweſter Lotte, wenns ins deſſen mit dem Herrn Subſtituten nichts wird.

Aber ehe du nach Jngersheim gehst, mußt du vorher zu uns ein wenig hieher kommen, daß wir uns mündlich über die ganze Sache besprechen; ich werde auch deine Wäsche untersuchen, und dir eins und das andere auf den Repetenten neu machen müssen. Komm nur bald! dein Vater und deine Schwester grüsset dich, ich aber verbleibe, wie allezeit, mit mütterlicher Zärtlichkeit

Deine

getreue Mutter,

Sophia Charlotta Hartmannin.

Der Sohn kam, und ließ sich bereden, noch eine Zeitlang zu warten, wie es mit den Gesundheitsumständen seines Vaters gienge, den er sehr abgefallen fand, und von dem er izt nicht so weit sich entfernen zu können, selbst glaubte. — Einige Zeit nach seiner Ankunft, ungefähr gegen die Mitte des April 1771 gieng er zu seinem Onkle, dem Pfarrer in Jngersheim ab, welches sechs bis sieben Stunden unterhalb Stuttgard nordwärts liegt.

Ende des fünften Buchs.

Hartmann,

eine Wirtembergiſche Geſchichte.

Sechſtes Buch.

Hartmanns zweites und lezte Vikariat.

Erſtes Kapitel.

Der Schreiberſtand — Subſtitut Marx — der Lauf der Welt.

Als wir das vorige Buch, nach unſerer ſchriftſtelleriſchen Schuldigkeit, wieder durchlaſen, ſtieſſen wir auf einen Umſtand, der dem Leſer räthſelhaft ſeyn muß, und den wir alſo zu erklären verbunden ſind, nämlich den Umſtand mit dem Subſtituten und Hartmanns Schweſter, Lotte.

Der Schreiberſtand hat von jeher verſchiedene Schikſale in der Welt gehabt; er war in Rom,

wie die Antiquarier beweiſen, eben ſo geehrt, als verachtet in Griechenland. Eben ſo ſcheint er ein gröſſeres Anſehen in den obern Ländern Deutſchlands, beſonders im Wirtembergiſchen, Naſſauiſchen, Durlachiſchen, Darmſtädtiſchen ꝛc. zu haben, als in Niederdeutſchland; wovon, ſo weit meine Beobachtungen gehen, die Urſache wohl dieſe ganz natürliche iſt, daß ſie in dieſem bloſſe Kopiſten der Advokaten ſeyn mögen; in jenen hingegen ſind ihnen die Archive anvertraut, ſie ſtellen die öffentlichen und Privatrechnungen, z. E. der herrſchaftlichen Abgaben, der bürgerlichen Gefälle, der Vormundſchaften ꝛc. ſie bringen die Erbſchaften und Theilungsſachen in Ordnung, und man hat Beiſpiele, daß ſie angeſehene Aemter verwalten. Daher ſind ſie in jenen Staaten ſehr brauchbare Männer, und machen z. B. in Wirtemberg einen beſondern zahlreichen Stand aus.

Bey alle dieſem waren die Schreiber ehemals beſcheiden; ſie arbeiteten ordentlich in den vorgeſchriebenen Stunden, gratulierten ihrem Prinzipal, d. i. dem Stadt- oder Amtsſchreiber, in deſſen Sold ſie ſtehen, demüthig zum neuen Jahre, lieſſen ſich auch zuweilen brauchen, die Kinder zu hüten, und ſtunden mit dem Teller in der Hand hübſch von dem Tiſche auf, wenn der Braten her-

eingetragen wurde. Wenn ein Magiſter oder anderer Student ins Städtchen kam, ſo zogen ſie ſich zurück, und machten keinen Anſpruch auf die Mädchen. Davon war gar keine Rede, daß ſie auſſer der Hochzeit eines Rathsherren zu Tänzen oder Bällen wären zugelaſſen worden.

Allein ſeit einiger Zeit ſcheinen ſie ſehr ſtolz zu werden, und ſich zu erheben, da einige unter ihnen Gellerts Schriften, den Werther, Siegwart, und ein paar Bände der Karlsruher Sammlung geleſen haben; nun wollen ſie Schöne Geiſter vorſtellen, drängen ſich in die vornehmſte Stadtgeſellſchaften ein, hofieren den Jungfern, und wollen witzige Briefe ſchreiben. Seit dieſer Zeit ſind ſie auch in ihren Geſchäften nicht mehr ſo fleiſſig, reiten ſpazieren, und ſezen ganze Tage aus, daß die Prinzipale ſich nicht genug über ſie beſchweren können, und die Schuld davon auf die ſchöne Wiſſenſchaften ſchieben.

Von dieſer Gattung war Marx einer, ſo hieß der Subſtitut *), deſſen der Brief der Pfarrer

*) Subſtituten ſind diejenigen Schreiber, die von den Regierungs- und Rentkammerkollegien in Stuttgard examiniert, und alſo tüchtig zu ihren Rechnungsgeſchäften befunden worden ſind.

Der Herausgeber.

ein erwähnt; er hatte seine meisten Geschäfte auf dem Amte, besonders in Gönningen, wo er öfters ins Pfarrhaus kam, und wie es aus der Folge erhellt, blos aus langer Weile der Tochter den Hof machte. Indessen erklärte es diese, weil sie doch nun auch in den Stand ihrer Schwester je eher je lieber zu treten wünschte, als ob er ernsthafte Absichten gegen sie hätte, und wünschte ihm daher von Herzen so bald als möglich eine recht gute Stadtschreiberey. Bis diese sich darstellte, unterhielt er Lotten mit Schmeicheleien und Liebeserklärungen, würzte seinen Witz nach Schreiberart mit wirklichen Zoten, oder wenigstens Zweideutigkeiten, und lachte dann immer zuerst, daß er den Bauch hielt, bis die andere Gesellschaft einstimmte. Gabs Theilungen, d. i. für den Herrn Substituten etwas zu schlucken, so versäumte er die Gelegenheit, mit dem Schulzen und Bürgermeister sich zu betrinken, gewiß nie, und dann trieben sies in die Wette so arg, daß ihnen kein ehrliches Mädchen mehr aufwarten wollte.

Endlich starb der Stadtschreiber zu Pfullingen, der ehrlichste Mann auf zwanzig Meilen im Umfange, zu dem die ganze Gegend als zu einem gemeinschaftlichen Vater seit einigen dreissig Jahren in allen Nöthen ihre Zuflucht genommen hatte.

und deſſen Tod daher viele Tauſende wehmüthigſt beklagten. Denn er hatte nie Geſchenke genommen, den Armen unentgeltlich gedient, den Wohlſtand mancher Familie hergeſtellt, den Ruin vieler andern verhindert, das Vermögen ſeiner Mündel aufs treueſte verwaltet, und bey dem hübſchen Vermögen, das er den Seinigen hinterließ, waren ſie ſich's bewußt, daß kein ungerechter Pfennig dabey war.

So groß nun auf der einen Seite die Betrübniß war, eben ſo groß war das Rennen, Reuten und Fahren aller Subſtituten auf zehn Stunden Wegs um dieſe Stelle. Unſer Marx aber war klug genug geweſen, die Sache noch während der Krankheit des Stadtſchreibers zu unterbauen; er hatte ſich gegen den Oberamtmann erboten, ſeine bald vierzigjährige Tochter zu heirathen, wenn er ihm zu der Stelle verhülfe. Der Beamte erwarb ſich alſo um die Stimmen der Gerichtsherren und Amtsſchulzen für den Marx, und erhielt ſie faſt alle ſehr leicht, weil ein Beamter Mittel genug in Händen hat, den Votierenden wieder wohl oder wehe zu thun. Wie alſo Lottchen hörte, ihr Subſtitut habe die Stadtſchreiberey erhalten, ſo freuete ſie ſich auſſerordentlich. Denn izt wartete ſie alle Tage, Marx würde kommen, und ihre Hand ſich

ausbitten, und so oft einer das Dorf heraufjagte, glaubte sie, es sey ihr Marx, der auf den Flügeln der Liebe heranzeflogen käme. Zehn Tage war sie in dieser ängstlichen Hofnung; endlich kam eine Frau Baase von Reutlingen nach Gönningen, und gleichwie Promotionen und Heirathen die erste Materie der Gespräche bey Frau Baasen Visiten sind, so fieng sie auch bey der ersten Tasse Kaffee an: Ey! wissen Sie denn auch, wen der neue Stadtschreiber in Pfullingen heirathet?

„Wen anders, wollte Lottchen herausplazen, oder gabs wenigstens durch ihre spöttischlächelnde Miene zu verstehen, — als mich?" — doch rückte sie bey dieser Frage ein wenig unruhig mit dem Stuhle.

Nu! und wen? frug die Pfarrerin.

Ja, man murmelt sich in der Stille ins Ohr — des Herrn Oberamtmanns Tochter, aus gewissen Ursachen.

Lottchen schüttete die halbe Tasse Kaffee über das neue zizene Negliger, und der Lärmen, der darüber entstund, gab ihrer Verwirrung eine andere Wendung, daß sie sich ein wenig erholen konnte. Der Pfarrer und die Pfarrerin machten selbst grosse Augen an einander, und man wußte sich

nicht anders zu helfen, als daß man daran zweifelte. Die Frau Baas ermangelte freilich nicht, viele Umstände zu erzählen, die die Nachricht wahrscheinlich machten, und die noch fehlenden sezte sie hinzu. Doch befanden sich Vater, Mutter und Tochter besser dabey, es nicht zu glauben, und glaubten es daher noch nicht recht, bis einige Tage darauf ein anderer kam, ders gehört hatte, daß das neue Eheraar in der Kirche zu Pfullingen proklamirt worden war. Nun schimpfte Lotte auf das ganze männliche Geschlecht, vornehmlich auf den Magister- und Schreiberstand, und beschloß, allen spinnefeind zu seyn und zu bleiben.

Zweites Kapitel.

Der Spezial — der Mittag — die Beichte.

Bey seinem Onkle lebte Hartmann desto vergnügter in Jugersheim, da er hatte, was er wünschte, sein eignes Stübchen, seine Bücher und einen freundlichen Gesellschafter. Auch machten ihm seine Jungfer Bäschen ganz angenehme Stunden. Zuweilen gieng er mit ihnen am Neckar spazieren, und begleitete sie nach Ludwigsburg oder Besigheim; aber ans Herz giengs nicht, entweder, weil sie seinem Ideale nicht nahe

genug kamen, oder weil man in nahe Verwandten sich nicht so leicht verliebt, mit denen man zu bekannt ist. Und es ist doch in der That sonderbar, daß man bemerkt hat: Heirathen mit Geschwisterkindern sind fast durchgehends entweder nicht sehr glücklich, oder unfruchtbar.

Doch wurde sein Vergnügen dadurch einigermassen verbittert, daß der Vorgesezte der Diözes eben derjenige Spezial war, der sich gegen seinen Vater nicht als den besten Freund erwiesen hatte; indessen machte er bald genug den schuldigen Besuch, und wurde mit vieler äusserlichen Höflichkeit aufgenommen. Ob sie von Herzen gieng, wissen wir noch nicht, erfahrens aber vielleicht in der Folge.

Noch keine drey Wochen war Hartmann in Ingersheim gewesen, so hörten seine Mühmchen: in einigen Tagen werde der Maitag in Laufen gehalten; sie hatten schon lange grosse Lust, diese Feierlichkeit einmal anzusehen, und izt desto mehr, da sie einen Begleiter hatten. Denn unser Magister war selbst begierig, ihn zu sehen, weil er überhaupt alle Auftritte liebte, die mit allgemeiner Lust verbunden sind.

„Aber wollen wirs nicht auch Louisen in Pleidelsheim sagen lassen? sie hatte vor dem

Jahre schon Lust hinzugehen.“ sprachen die Mädchen.

Wer ist das? frug der Magister, dem bey diesem Namen das Herz ungewöhnlich pochte, vielleicht aus einer geheimen Ahndung.

„Des Pfarrers Tochter, unsere gute Freundin.“

So!

„Aber Sie werden ja roth, Vetter!

Wüßte nicht, warum.

„Ja, wenn sie der Herr erst sieht! da wird das Herz wackeln.“

So wie diese lose Schwestern den Magister hier neckten, so neckten sie in dem Billetchen, das wegen dieser kleinen Reise nach Pleidelsheim geschrieben wurde, die Freundin, und brachten es als einen Grund, sie zur Gesellschaft zu bewegen, mit vor: „ihr Vetter, der Herr Vikarius, gehe mit, und es stehe vielleicht nur ein paar Jährchen noch an, daß er einen Dienst erhalte. Er sey ein hübscher Mensch, wisse viel Lieder, und mache selbst welche. Ueberdies sey er so erschrecklich gelehrt, daß ihr Vater sage, er sey einer der gelehrtesten

Magiſter im Lande, und könne ſo viele Sprachen, daß er ihr einmal in einem halben Duzend ſagen werde: ich liebe Sie, meine Schöne!"

Hartmann war erſtaunend begierig, die Antwort Louiſens zu ſehen; aber die Mühmchen hatten die Bosheit, ihm ſie eben deswegen nicht zu zeigen, und ihn blos zu verſichern: er werde das Vergnügen haben, in Geſellſchaft ihrer Freundin zu reiſen.

So waren beide Herzen auf einander gleichſam vorbereitet, beide waren ſich bey der erſten Nachricht von einander nicht gleichgültig — denn beide machten ſich ſolche Ideen, wie jedes das andere zu finden wünſchte — und daher konnten beide den Anbruch des achten Mais nicht recht erwarten.

Man war eins geworden, vor Aufgang der Sonne abzureiſen, um die Kühlung und den ſchönen Maimorgen zu genieſſen. Gegen drey Uhr ſtund Hartmann ſchon am Fenſter, und ſah hinunter nach dem Neckar, ob noch nichts überführe? Endlich ſah er ſie den Berg heraufkommen; aber das nüzte ihm weiter noch nichts, als daß er ein vermummtes Mädchen ſah, deren Wuchs und Gang ihm übrigens nicht unrecht gefielen. Denn

sie hatte das Gesicht in einen Sonnenhut verborgen, und blickte durch eine kleine Oefnung hinauf an das Pfarrhaus, um den Magister eher zu sehen, als er sie erblickte. Darauf kam hier erstaunend viel an. Denn nach dem, ob er ihr gefiel oder nicht, war nun gleich der erste Kniks, das erste Kompliment, der erste Blick einzurichten.

Der Magister sprung die Treppe herab, ihr entgegen, führte sie sittsam an der Hand, die ihm klein zu seyn dünkte, nach der Stube seiner Muhmen, und schielte immer neugierig unter den Hut, ob er noch nichts von dem Gesichte entdeckte. Seit er aufgestanden war, hatte er auf ein artiges Kompliment gesonnen; wie aber Louise den Sonnenhut nun abgelegt hatte, um ihre Freundinnen zu umarmen, und der Magister izt hinzutrat, um ihr sein Kompliment wirklich zu machen, so straften ihm ihre grosse blauen Augen wie die Morgensonne ins Gesicht, und er konnte nicht viel weiter hervorbringen, als: — sehr angenehm — ein unendliches Vergnügen — Gesellschaft zu reisen. — Seine Verwirrung würde dadurch vermehrt, daß ein Blick seitwärts ihn gewahr werden ließ, wie sehr die Schwestern auf sein Kompliment und die Wirkung paßten, die die Schönheit ihrer Freundin auf den Vetter machen würde.

Wir hätten hier schöne Gelegenheit, die Gestalt Louisens vom Scheitel bis zur Fußsole zu beschreiben; allein wir lassen sie uns entschlüpfen, theils um uns nicht den Vorwurf zuzuziehen, wir haben die Reize von zwanzig Mädchen in ihrer Person vereinigt, um sie nur recht schön darzustellen, theils um dem Leser selbst das Vergnügen zu überlassen, sie sich so schön zu denken, als er will, oder Einbildungskraft genug hat. Nur das sagen wir: so sehr Hartmann durch den ersten Blick von ihrer Gestalt eingenommen war, so sehr fesselte ihn in der Folge die Schönheit, Geradheit und Natürlichkeit ihres Charakters. Nun stund in seinem Herzen der Entschluß: „diese soll die Meinige werden, und keine andere!" so fest, wie die Berge Gottes.

Die kleine Reise gab ihm, wie die Sonne heraufquoll, wenn eine schöne Aussicht sich öfnete, wenn ein Unglücklicher ihnen begegnete, Gelegenheit genug, Blicke in ihr Herz zu thun, und ihr, auch das Seinige nicht häßlich zu finden. Der schöne Morgen erinnerte den Magister an einige Stellen aus dem vortreflichen Morgenliede eines Gefangenen *), und er sagte den Mädchen einige

*) Früh steigt zu Gott mein betender Gesang,
Eh' noch die Dämmrung flieht u.

Strophen daraus vor; sie wollten es ganz hören, und bald darauf sangen sie es mit heller Stimme mit einander, wobey der angenehme Baß des Magisters den Diskant der jungfräulichen Kehlen nicht übel erhub. Dann sang er allein aus gerührtem Herzen:

Ich weiß ein' Mädchen, schöner ist
Kein Mädchen auf der Welt ꝛc.

und so kamen sie in Laufen an, sie wußten selbst nicht wie.

Schon war die ganze Stadt und die umliegende Gegend in dem Wäldchen versammelt, das an dem westlichen Ufer des Neckars fast eine halbe Stunde von dem Orte liegt, und das zu dieser Lustbarkeit bestimmt ist. Die Kinder ziehen in Prozession mit Gesang hinaus; die Knaben haben bunte Stäbe mit seidenen Tüchern, und die Mädchen Zweige mit Bändern geziert. An ihrer Spitze geht der Maienkönig mit der Königin, und hat einige als Trabanten um sich. Derjenige, der das Jahr über der fleissigste und sittsamste war, wird zum Könige erwählt, oder sollte wenigstens dazu erwählt werden; seine Königin wählt er sich selbst, und hier verräth sich oft die jugendliche Neigung des Herzens.

Sind nun die Kinder in dem Wäldchen angekommen, so treten sie eins nach dem andern vor die Herren der Stadt, die nebst den übrigen Zuhörern von Stande in einem Kreise sizen, sagen eine moralische Sentenz oder ein Lied her, oder führen kleine Gespräche auf. Hierauf folgt der Wettlauf um einen aufgesteckten Bogen Papier, dann erhält der Sieger und der Besiegte ein kleines Geschenk von Brezeln, Papier ꝛc. aber freilich jener etwas mehr, und endlich eröfnet der Maienkönig mit der Königin den ländlichen Ball unter den Bäumen. Die Alten sehen zu, und haben tausend Freuden an den unschuldigen Spielen und Vergnügungen, an den ungekünstelten und muntern Sprüngen, an der frühzeitigen Gelenksamkeit oder Plumpheit der Kinder.

Hartmann sas mit seinen Frauenzimmern unter den Zuschauern, und die Kinder tanzten den Tanz, bey welchem erst ein Jüngling einzeln in dem geschlossenen Kreise umhertanzt, mit einem seidenen Tuche in der Hand. Schalkhaft sieht er ein Mädchen nach dem andern an, und jede giebt auf die kleinste seiner Mienen und Bewegungen Achtung. Endlich entschließt er sich, wirft vor die Schöne, die ihm gefällt, als ein anderer Sultan, das Tuch hin, und kniet vor sie nieder. Das

Mädchen kniet auch, sie küssen sich, und dann tanzt das Paar eine Zeitlang im Kreise herum. Izt verschwindet der Knabe an der Hand des Mädchens, und gesellt sich wieder zur tanzenden Reihe. Das Mädchen tanzt allein, sucht einen Knaben sich aus, kniet, küßt, tanzt mit ihm, und läßt ihn wieder allein — und so gehts fort. Der Tanz heißt der Tanz des Küssens, und der Grieche würde den Schwaben, der ihn erfunden hat, beneiden.

Lange tanzten so die Knaben und Mädchen, als dem Maienkönig ein Einfall einkam oder gesteckt wurde, der unvermuthet eine grosse Bewegung verursachte. Er tanzte länger, als die andern, in dem Kreise, man wußte nicht warum, und alles war aufmerksam. Seine Blicke, statt in seinem Kreise umher zu wandern, liefen aussen in dem Kreise der sizenden Zuschauer herum. Auf einmal brach er durch wie der Bliz, und kniete vor — Louisen. Das Gelächter, das Händeklatschen, das Beifallrufen, das alles nicht zu beschreiben ist, war für die Schöne eine allgemeine Huldigung, die den Neid der weiblichen Gesellschaft ihr zuzog; sie sah bald ihre Freundinnen, bald den Magister, bald die Versammlung, bald wieder den Knaben an, der immer noch vor ihr

kniet, und wie schmachtend nach ihr hinaufblickt. Auf einen höhern Grad können Schaam und Verwirrung, mit heimlicher Freude über den Triumph vermischt, nicht steigen. Soll sie hinknieen und küssen? soll sie nicht? sie machte Einwendungen, man hob sie; alles rief zu: sie solle! sie müsse! Hartmann wußte in diesen Augenblicken nicht, ob er in Muhammeds Paradiese oder in dem Fegfeuer saß? ob er seiner Schöne zureden sollte, oder sie abhalten? dies befahl die Eifersucht und jenes der Wohlstand, wie es schien, oder die Gesetze des Tanzes.

Der arme Maienkönig! Vielleicht kniete er noch, und hielte noch die beiden Hände der Schöne, wenn nicht ein Zuschauer, der hinter ihr stund, ihren Stuhl umgeneigt, und sie vor den Knieenden gleichsam hingeschüttet hätte. Izt reichte sie sittsam die Wange, und machte einige Pas in dem Kreise, die zwar kunstlos waren, aber doch einen Fuß verriethen, der zum Tanzen gemacht ist.

Aber nun war sie, wo möglich, in einer noch grössern Unentschlossenheit. Wen sollte sie auffordern? sie kniete erst vor ein kleines Mädchen hin; aber die ganze Versammlung schrie gegen den Bruch der Gesetze. Endlich wählte sie das

unſchuldigſte Geſicht eines ſiebenjährigen Knaben, der wieder durchbrach. Und nun wurde unter unſäglichem Lachen und Geſchrey von den ältern Zuſchauern und Zuſchauerinnen eines nach dem andern in den Kreis der Kinder geholt, und eine von Hartmanns Muhmen hatte die Beſtheit oder die Gutheit für ihn, vor ihn hinzuknieen. Denn wir wiſſen nicht, ob ſie ihn in Verwirrung ſezen, oder ihm Gelegenheit verſchaffen wollte, ſein Mädchen zum erſtenmale zu küſſen. Der Magiſter berief ſich auf ſein rundes Haar, und die ſchwarze Weſte. Umſonſt! „Dies iſt ein Tag der allgemeinen Freude, ſprach ein alter ehrwürdiger Mann zu ihm; heute wird nichts übel genommen. Machen Sie nur voran, Herr Vikarius; ich wills vor dem Spezial und Konſiſtorium verantworten.“ Hartmann kniete nun nieder, ſpazierte mit ſeiner Muhme in dem Kreiſe herum, ohne zu tanzen, das er nicht konnte, und holte darauf ſeine Louiſe. Hatte ſie ſich beim Maienkönig geſträubt, ſo ſträubte ſie ſich jezt vielmehr — denn ſie befürchtete, die Empfindung, die ſie ſchon für unſern Freund fühlte, vor der ganzen Geſellſchaft zu verrathen — aber eben ſo vergeblich!

Glücklicher Jüngling, du liebſt, wie Cäſar ſiegte. Du ſiehſt und küſſeſt dein Seelenmädchen

an Einem Tage! dein Kuß färbt ihre Wangen noch höher — röther blickt die eben untergehende Sonne nicht auf diese Freudenszene, als ihr Gesicht glänzt — und ein unwillkührlicher Händedruck sagt die beim Hinführen in den Kreis: du seyst der Liebling ihres Herzens!

Noch an dem nämlichen Abend hatte Hartsmann Gelegenheit, ihr seine Liebe vorzustammeln; sie schlossen ihren Bund im Angesichte des Mondes, zu dem sie aus dem Fenster aufblickten, und gaben sich heimlich die Hand. Von diesem Tage an war niemand heiterer und vergnügter, als unsere Liebende; sie sahen und besprachen sich alle Tage den ganzen Sommer über. Denn sie kamen zu gewissen Zeiten an dem diesseitigen oder jenseitigen Ufer des Neckars zusammen, der Ingersheim von Pleidelsheim trennt, und die Mühmchen, die ihn begleiteten, hatten oft die Gefälligkeit, sie eine Zeitlang allein zu lassen.

Man trug ihm um diese Zeit an, einen Edelmann nach Sachsen zu begleiten, aber Sachsen war aus seinem Herzen weggewischt. Sein Vater schrieb ihm, er solle sich izt um die Repetentenstelle bewerben; aber ein Augenblick, den er bey seiner Louise zubringen konnte, wog ihm izt die

ganze Ehre, Ritter der Tafelrunde zu seyn, weit, weit auf. Denn die Aussicht, erst im einig und dreissigsten Jahre einen Dienst zu erhalten, und sein Mädchen dann erst heirathen zu können, war ihm zu fürchterlich. Dem Vater wars nicht recht; aber der Sohn war diesmal unbeweglich, und die Mutter stellte vor: es sey doch nicht ganz recht, daß man diesem in allen Stücken zuwider sey. Erst habe man ihm die Dimission aus dem Kloster, und hierauf die Reise nach Sachsen versagt; izt wolle man ihn auch wider seine Neigung zwingen, Repetent zu werden. — Sein liebstes Studium waren nun Theokrit und Gesner, und sein ganzer Plan gieng dahin, bald eine Stelle zu erhalten, die ihm und seiner Louise Brod gäbe.

So bald er aufgestanden war, legte er sich alle Morgen ins Fenster, und sah nach der Kirche in Pleidelsheim, die ihm das Pfarrhaus versteckte. „Hinter ihr, dachte er, ist die Göttliche; warum verbirgst du sie mir? Izt ist sie schon auf, hat schon durch einen Blick zum Himmel hinauf um Glück unserer Liebe gebeten, liest nun ihren Eltern etwas vor, oder wirthschaftet.“ Zuweilen beredeten sie sich, beide wollten zu einer gewissen Stunde auf den Kirchthurm steigen, wo die Glocken hängen, und mit Ferngläsern nach einander sehen.

Wenn Louise herüber kommen sollte, ihre Freundinnen zu besuchen, so rennte der Magister den Berg hinab ihr entgegen, um gleich in das Wasser ihr zu Hülfe zu springen, wenn der Nachen, in dem sie über den Neckar fuhr, unglücklicher Weise umschlüge.

So viel indessen Louise über ihn vermochte, so konnte sies doch lange nicht von ihm erhalten, daß er einmal in Pleidelsheim predigte. Lieber hätte er noch einmal vor dem ganzen Konsistorium gepredigt, und zwischen Furcht und Hofnung das entscheidende Sufficit erwartet. Woher das kam, können wir eigentlich nicht sagen; es sey denn, daß er befürchtete, entweder die lächelnde Miene seines Mädchens möchte ihn mehr aus dem Konzept bringen, als das Amtsgesicht eines Konsistorialraths — oder sein Vortrag möchte ihr nicht gefallen, und er dadurch in ihrer Achtung verlieren. Zwar war jedermann mit seinen Predigten zufrieden, und die Bauern lobten ihn gar sehr: er predige so gründlich und deutlich, daß ein Schulkind ihn verstehen könne. Allein wahre Liebe macht bescheiden.

Wahrscheinlich hätte sies auch nicht von ihm erhalten, wenn sie nicht folgende List gebraucht

hätte. Als bald darauf an einem Sonntage der Magiſter aus der Kirche kam, ſtund Louiſe mitten unter ſeinen Baaſen, noch mit dem Fächer in der Hand. — „Und woher?“ frug Hartmann.

Aus der Kirche, war die Antwort, die ihm Feuerröthe ins Geſicht trieb. — Ich dachte, ich wolle Sie doch einmal hören, wenn Sie ſich gleich nicht wollten hören laſſen. Sie hattens nicht Urſache, ſich ſo zu ſträuben, wenn mein Beifall etwas bey Ihnen gilt.

Itz bedankte ſich Hartmann nur durch einen zärtlichen Blick für ihr Lob, das ihn ſo ſehr freute, als den Tugendhaften der Beifall ſeines Herzens, aber bald fand er Gelegenheit, ihr durch einen Kranz von Küſſen zu danken. — Da ſie ihn nun ſchon gehört hatte, ſo weigerte er ſich nicht länger, und predigte vierzehn Tage darauf für ihren Vater, doch unter der Bedingung, daß ſie das Gegitter an dem Pfarrſtuhle vorzog. Sie that dieſes deſto lieber, weil ihr ſelbſt damit gedient war; denn ihn konnte ſie doch ſehen, und zwar deſto unbemerkter, und dann wollte ſie hauptſächlich die Mienen der Zuhörer beobachten, ob Hartmann ihnen gefiele? — Nach der Kirche, wie er durch die Reihen der Gemeinde gieng, und je

dermann freundlich begrüßte, hörte ers in seine Ohren: das wär' einer für unsers Herrn Pfarrers Louise; wenn nur der unser Pfarrer würde!" — Louise erzählte dem Magister, was sie für heitere Gesichter gesehen, und er ihr, was er gehört habe. Auf der Stelle entwarf jedes den nämlichen Plan in seinem Herzen, jedes erblickte ihn wie schon ausgeführt — denn sie sahen keine Schwürigkeiten im Wege — und daher waren sie noch vergnügter, als jemals. Zwar kamen izt die Herbsttage, und oft benahmen die Nebel am Neckar dem Magister den Prospekt nach seinem Mädchen; aber dafür freueten sie sich desto mehr auf die Weinlese.

Ungeachtet Wirtemberg Korn genug hat, daß es so gar seinen südlichen Nachbarn mittheilen kan, so ist doch der Wein das Hauptprodukt, und die vorzüglichste Nahrung des Landmanns. Daher ist die Zeit der Weinlese eine Zeit des allgemeinen Jubels. Die Weinberge liegen größtentheils an Gebirgen hinauf, die so voll hüpfender und singender Menschen sind, daß man wenig poetische Einbildungskraft braucht, um die Berge selbst, und das ganze Land hüpfen zu sehen.

Hartmann stund neben Louisen auf der obersten Terrasse des Weinbergs; laut schlug beiden

das Herz, und ihre Hände zitterten in einander. Eins ſah das andere mit namenloſer Empfindung an, und erblickte in dem Auge des andern eine Thräne. „Gott! was iſt das?“ ſeufzte Louiſe, und ſie betrachteten eine Zeitlang ſtumm und in ſich ſelbſt verſunken die Blätter der Bäume und der Weinſtöcke, die ein Herbſtfroſt ſchon geröthet hatte. Ein Schauer von Melancholie, der ihn durchbebte, preßte ihm aus Gleims Liede *) die Strophen aus:

Wenn ich einſt noch in dem Grabe
Kräfte der Empfindung habe,
Wenn man dort noch ſieht und hört,
Wenn dein Gram mich dort noch ſtört:
Welche Qual werd ich verſpüren!
Weinen werd ich deine Pein.
Wie wird mich dein Jammer rühren,
Wenn du wünſcheſt, dort zu ſeyn! — —

Weinend einen Strom von Thränen
Sizeſt du bey treuen Schönen,
Und zur Lindrung deiner Noth
Rufſt du ſelber deinen Tod.
Ruf ihn nicht! er komme ſpäte!
Warte, bis der Himmel rüft,

*) Mich, o Doris, kanſt du hoffen? ꝛc.

Doch nimm deine Trauerſtätte
Nur nicht weit von meiner Gruft.

Daß ich dann zuerſt dich ſehe,
Wenn ich ſelig auferſtehe,
Und ſich zu der Himmelsluft
Liebe miſch' in meiner Bruſt!
O wie wirſt du mich entzücken,
Wenn du meine Freundin biſt,
Wie wird mich dein Kuß beglücken,
Dann, wann mich ein Engel küßt! —

Engel jauchzen in den Lüften,
Menſchen ſteigen aus den Grüften,
Fromme werden ſchon verklärt,
Und mein Wunſch wird mir gewährt.
Doris! komm! ich will dich führen,
Siehe dort dein Vaterland!
Komm du ſollſt den Himmel zieren,
Zier ihn nur an meiner Hand!

Aber bald ſuchten die Muhmen ſie auf, und riſſen ſie fort zur andern Geſellſchaft, in den Zirkel der Freude.

Hartmann und Louiſe laſen die Trauben in Einen Zuber mit einander, halfen einander den Berg hinauf über die Mäuerchen; ſie ſuchten eins

für das andere die schönsten Trauben auf, und wetteiferten, welches die schönste Muskatellertraube finden könnte; sie drückte ihm die braunsten Beeren davon in den Mund, preßte einige in einen Becher, und ließ ihn den süssen Most aus ihrer kleinen hohlen Hand trinken. Gegen Abend spielte die ganze Versammlung gesellschaftliche Pfandspiele.

Drittes Kapitel.

Hartmanns Entwürfe und Aussichten — Der Neujahrsabend 1771.

Der Winter brach ein, und unsere Verliebten konnten nun nicht mehr am Ufer des Flusses zusammen kommen. Hartmann gieng desto öfter hinüber, und freuete sich, wenn ein starkes Schneegestöber während seines Besuches kam, das ihn verhinderte, wieder heim zu gehen. Sie dachten nun in allem Ernste darauf, wie sie bald vereinigt werden könnten.

Des Magisters Predigt hatte wirklich der Gemeinde so wohl gefallen, daß eines Abends der Schulze zu Louisens Vater kam, und darauf redete: der Gemeinde wäre es gar lieb, wenn seine

Tochter einſt ihre Pfarrerin würde, und ſie wollten nicht nachlaſſen, bis das Konſiſtorium ihre Bitte bewilligte. Dem Pfarrer wars auch ganz recht, nur zweifelte er an dem guten Erfolge der Sache, weil ſein Dienſt für einen erſten Dienſt zu gut wäre. Louiſe eröfnete dieſe Projekte dem Geliebten, der die nämliche Bedenklichkeit fand, wie der Vater. Dagegen, dachte er, wenns hier fehlte, müßte es ihnen doch mit dem Dienſte ſeines Vaters glücken, der zwar wohl nicht geringer war, aber dafür in einer Gegend, in die nicht ſo viele ſich ſehnten.

Doch wollte Hartmann auf den Fall, daß beides fehlte, noch ſicherer gehen, und entwarf den Plan zu einer Ausgabe eines griechiſchen Schriftſtellers, durch die er hoffte ſo bekannt zu werden, daß er, wenn ſein Vaterland ihm nicht bald genug Brod gäbe, vielleicht auswärts eine Stelle fände. Er fieng wirklich an, Anmerkungen über den Theokrit zu ſammeln, und benüzte jede Minute, die er nicht bey ſeinem Mädchen zubrachte. Liebe trieb ihn zur Arbeit an, und Liebe machte ihn zum glücklichen Erklärer des Dichters. Indeſſen ſchrieb er doch zu gleicher Zeit nach Gönningen, um die Sache da einzuleiten.

Wirklich stund alles gegen das Ende des ein und siebzigsten Jahres auf einem so guten Fusse für ihn, daß er sich nichts gewisseres versprach, als, das nächstfolgende Jahr werde ihm seine Louise in die Arme liefern.

Den lezten Abend des Jahres brachte er ganz allein auf seinem Stübchen zu, und seine ganze Seele versank in Aussichten in die Zukunft. Wird Louise die Meinige werden? — war das grosse Problem, das sie zu entwikeln sich bemühete. — Sie wirds! sie wirds! — und nun hüpfte er in der Stube umher, und sang das Lied, das wir in der Zugabe mittheilen. *) — Sie wirds nicht! — ach! — er warf sich in den Lehnstul, und weinte, wie wenn sie wirklich für ihn verloren wäre. — Sie wirds doch! sie sollte einen andern Jüngling lieben? mir ungetreu werden? das kan Sie nicht! Sie wird die Meinige. So war der zärtliche Liebhaber ein Ball der Hofnung und der Aengstlichkeit!

Von eilf bis zwölf Uhr lag er im Fenster, und sah durch die mondhelle Nacht nach Pleidelsheim hinüber. Er hatte es mit seinem Mädchen verabredet, mit dem ersten Glockenschlage auf die

*) Es ist das zwölfte.

Knie nieder zu sinken, und um Glück der Liebe zu beten. In Pleidelsheim schlugs eher, und die helle Glocke tönte durch die Luft herüber — und nun warf sich ein Paar Liebende, an dem Gott eine Freude hatte, vereint durch ihre Herzen, vor dem Throne ihres Schöpfers nieder, und ihr Schöpfer lächelte herab.

Hartmann betete durchs offene Fenster um Glück, doch mehr um ihr Glück, als um das seinige. „Vater! sprach er, mache nur sie glücklich! nur sie! Sieh, Vater! wie sie ihr Auge zu dir aufhebt, ihr Auge, aus welchem eine wehmüthige, zärtliche Zähre fällt, in der ein Strahl deines Mondes zittert! du liebst sie, du liebst auch mich! ich weis es. Ich weis es daher hauptsächlich, daß du in mir Liebe zum Guten erweckt hast. Du wirsts gut machen. Denn du bist unser Vater. In diesem Worte liegt meine ganze Zuversicht."

Wie er aufstund, träufelten noch grosse Thränentropfen auf die Erde, und eben schlugs auch in Ingersheim zwölfe, aber etwas dumpfer.

Viertes Kapitel.

Die Pfarrdisputation — Apokalypse — Eberhards Apologie — Die Bibel — Das Vermächtnis — Hartmanns Tod.

Gleich den Taz nach dem Neuenjahrstage kamen Hartmann und Louise zusammen, und erzählten einander die Empfindungen beim Uebergange in das zwey und siebzigste Jahr. Izt warfen sie sich noch einmal neben einander nieder, konnten aber diesesmal nichts reden, sondern sahen nur zum Himmel auf, und umarmten sich knieend. Dann trocknete eins die Thränen des andern, und sprachen sich Muth zu.

Hartmann konnte nun sein Mädchen einige Tage nicht besuchen, weil Geschäfte ihn hinderten. — Alle Jahre kommen die Pfarrer und Kandidaten der Didzes bey dem Spezial in der Amtsstadt zusammen, und disputiren über einen theologischen Saz, oder über ein Kapitel des theologischen Kompendiums, das jener vorher durch ein Cirkularschreiben angesagt hat. Eine gute Anstalt, die Geistlichen zu nöthigen, daß sie auch zuweilen noch in ihre Bücher sehen — wenn der Spezial selbst Gelehrsamkeit und Litteratur genug hat, diese Anstalt recht nüzlich zu machen!

Dieſesmal wurde zur Streitfrage aufgegeben: ob das Anſehen der Apokalypſe göttlich ſey oder nicht? Bey dem Spezial und den Pfarrern wars ſchon entſchieden. Man hatte aber die Vikarie der Diözes im Verdachte, ſie ſeyen den Neuerungen geneigt, hauptſächlich unſern Hartmann, auf den man beſonders lauerte.

Schon hatte der Spezial, dem unſer Magiſter nicht oft genug die Aufwartung machte, weil wichtigere Beſuche ihn hinderten, einige Pfeile gegen ihn geſammelt, und er wollte es mir noch erwarten, ob Hartmann in die neugelegte Falle gienge? denn man hatte ihm ganz umſtändlich erzählt, und wollte es geſehen haben, er habe beim Maientage zu Laufen getanzt, daß der Staub in die Höhe flog — und andere berichteten: Beide Gemeinden in Ingersheim und Pleidelsheim haben ein groſſes Aergernis an ſeinem Umgange mit Frauenzimmern. — Hartmann gieng in die Falle.

Wie die Reihe, Einwürfe zu machen, an ihn kam, brachte er hauptſächlich hiſtoriſche Gründe und die Zeugniſſe der Väter vor, die er entweder ſelbſt geleſen, oder aus Semler geſammelt hatte, und brachte den Reſpondenten ſo in die En-

ge, daß dieſer auf dem Trockenen ſizen blieb. Die andern wollten ihn flott machen, der Spezial ſelbſt verſuchte es; allein Patriſtik war ihre Sache nie ſehr geweſen, und ſie wußten weiter faſt nichts ihm entgegen zu ſezen, als das Pythagoräiſche: Er hats geſagt! Dieſer Triumph eines jungen Magiſters über alte Pfarrer war ein unverzeihliches Verbrechen, ungeachtet Hartmann nicht frohlockte, ſondern vielmehr die Beſcheidenheit hatte, am Ende zu ſagen: dieſes ſeyen nur die Gründe geweſen, die man vorbringen könnte; er ſelbſt aber wolle dem Anſehen der Wirtembergiſchen Kirche nicht widerſprechen, und unterwerfe ſich gern den höheren theologiſchen Einſichten der Verſammlung.

Bey dem Eſſen, bey welchem ſich die Streiter von der Ausleerung ihrer Gelehrſamkeit durch einen guten Kälberbraten erholten, wurden, beſonders als einigemal herumgetrunken war, die Ketzer ſtattlich in die Pfanne gehauen. Unter andern hatte jüngſt einer gehört: in Berlin, dem Sizze der Ketzerey, ſey ein Geiſtlicher, der den Sokrates und andere tugendhafte Heiden in den Himmel verſeze. *) Er erzählte es. Aber weder er

*) Eberhards, Predigers zu Charlottenburg, Neue Apologie des Sokrates. 1772. 2. Aufl.

noch ein anderer hatte das Buch gelesen. Desto mehr wurde dagegen losgezogen, und über die Risse, die seit einiger Zeit in dem alten theologischen Gebäude gemacht würden, herzlich geseufzt.

Hartmann schwieg lange stille, wiewol es ihm wehe that, seinen lieben Sokrates, auf gut Hofstedisch, herabsetzen zu sehen. Endlich aber, wie einer gar sagte: „die Heiden, die man unmöglich tugendhaft nennen könne, und deren Tugendhaftester lasterhafter und verdammlicher wäre, als der größte Bösewicht unter den Christen — sie kommen so wenig in den Himmel, daß die Hölle nicht heiß und tief genug für sie sey, und daß Gott, wenn er gerecht seyn wolle, den Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennet, für sie noch siebenmal heißer machen müsse": so brach hier Hartmannen die Geduld, seine Augen funkelten, er sah gen Himmel auf, und sprach: Gott verzeihe Ihnen diese Lästerung seiner Menschenliebe!

Auf die Krähe, die sich einst mit Pfaufedern geschmückt hatte, konnten ihre Schwestern nicht gieriger einhacken, als die Pfarrer auf den Magister. Von allen Seiten tönte es gegen ihn ein mit Sozinianismus, Neologismus, Ketzerey ꝛc.

und einige redten von dem Verderben der Jugend, und das Alter sey nicht mehr geehrt; ja, wie man Hartmanns bescheidenes Stillschweigen für Feigheit und Bewußtseyn eines begangenen Fehlers hielt, wurden einige so grob, daß er sich unter einem Vorwande vom Tische schlich, die Magd durch ein grosses Trinkgeld beredete, ihm heimlich Hut und Stock zu bringen, und hinaus ins freie eilte. Er gieng gerade nach Pleidelsheim, aber nie mit so schnellen Schritten, und nie mit so beklemmtem Herzen. Er traf sein Mädchen allein an, weil ihr Vater noch bey Tische geblieben war, der vergebens mit seinem Vetter sich seiner angenommen hatte. Denn sie wurden überscheiten, und mußten zulezt schweigen, aus Furcht, auch bey dem Konsistorium angeschwärzt zu werden.

Wie Louise ihres Hartmanns zerstörtes Gesicht sah, erschrack sie, und fiel ihm um den Hals: „Um Gotteswillen! mein Lieber! was ist Ihnen?“

Im meinem Vaterlande keine Stätte mehr für mich! — Wir sind verloren. — Hierauf erzählte er, oft gestört durch ihre und seine Thränen, den Verlauf der Sache, und schloß damit: Unsere schöne Aussichten auf eine ruhige Stelle in

dieſem Jahre, wo wir ganz für uns leben könnten, die ſind dahin. — Und nun Mädchen, beſtes, innigſt geliebtes Mädchen" — Hier hob er ſich, und mit den Worten trat ſeine Seele in die Augen, die ſich durch das Funkeln verrieth — Louiſens Seele hob ſich ſympatheriſch mit, und beide machte die Liebe in dieſem Augenblick fähig, eine groſſe That zu thun. —

„Mädchen, liebſt du mich genug, um Glück und Unglück mit mir zu theilen?"

Ein Blick, aus dem ein zärtlicher Unwillen über eine ſolche Frage hervorbrach, war die Antwort.

„Auch das Vaterland mit mir zu verlaſſen?"

Zehn Vaterlande.

„So gar nach Amerika mit mir zu gehen?"

O noch weiter!

„Wohin iſt denn weiter?"

Bis in den Tod!

Hartmann ſank nieder: Gott! mache des Mädchens mich würdig!

Unselige Zanksucht, du stössest das zärtlichste Paar in die weite Welt hinaus, und störst das göttliche Glück ruhiger, harmloser Liebe! — Mutter! du wolltest deinen Sohn nicht nach Sachsen entlassen, um ihn nicht zu verlieren; aber eben dadurch giebst du ihn in die Hände eines rachgierigen Priesters, und verlierst ihn wirklich! Arme Mutter! wir machen dir keine Verwürfe; du hast unser Mitleiden.

Oft dachte Hartmann in diesen Tagen an die sonderbare Wendungen seines Schicksals. Er sah voraus, was er für Verfolgungen leiden müßte, und vor nichts grauete ihm mehr, als vor den öffentlichen Beschimpfungen, mit denen er sich von allen Seiten drohen hörte. Die Sache sey ins Konsistorium berichtet, es mache grossen Lärmen im Lande, er werde citirt, und aus dem Kloster geworfen werden, oder — dies sey die geringste Strafe, daß er in die Bibel müsse. — Die Bibel ist der geistliche Karcer zu Stuttgard auf dem Thurme der Stiftskirche, in welches die Pfarrer entweder wegen übler Aufführung oder anderer Ursachen geworfen werden. Sonderbar genug, daß in eben dem Lande, in welchem die Geistlichkeit ein so grosses Ansehen hat, auch die größte Demüthigung für sie bereitet ist! —

Er beſchloß mit ſeinem Mädchen, den Lauf der Sache abzuwarten, und indeſſen ihre Sachen ſo einzurichten, daß ſie auf jeden Fall zur Flucht gerüſtet wären. Faſt hatten ſie ſich nun — wenns anders möglich war — noch lieber, weil ſie mit einander zu leiden hatten. Zuweilen zwar konnte er ſich der Ungeduld nicht erwehren, und er zürnte faſt auf ſeine Eltern, daß ſie ſo ſeine Plane durchbrechen hatten, die ihn nicht in das gegenwärtige Labyrinth geführt hätten. Aber bald fiel ihm wieder ein, ohne dieſe Stelle bey ſeinem Onkle hätte er auch ſeine Louiſe nicht kennen gelernt, und wars nun gewiß, daß er gern zehnmal mehr leiden wollte, um ſie nur geſehen zu haben.

Der Reſt des Jänners gieng traurig für unſere Liebende dahin. Hartmanns Freund, der zehn Stunden von ihm auf einem andern Vikariate war, hatte von ſeinem Unglücke gehört, und war herbeigeeilt, ob er ihm nicht helfen könne? und es freuete Hartmannen ſehr, daß er Gelegenheit hatte, ſeinem Vertrauten ſeine Louiſe zu zeigen. Denn der Beifall unſerer Freunde über die Wahl unſeres Herzens thut uns ſo wohl. — „Beſter! ſprach der Freund zu ihm, wie ſie wieder von ihr weggiengen — wer ein ſolch Mäd-

chen hat, der ist dem Himmel viel zu lieb, als daß er sich unglücklich nennen, oder es bleiben könnte.“ Den andern Tag reisete der Freund — er hies Will — wieder ab, weil er nichts helfen konnte. Denn bis itzt hieng alles von der Entscheidung in Stuttgard ab.

Es grassirte um diese Zeit das Faulfieber auch in diesen Gegenden des Nekars. Wie oft zitterte Louise für den Freund ihrer Seele, der die Kranken ungerufen alle Tage besuchte. Er aber versicherte sie, es habe nichts zu bedeuten; denn er habe es seine Gemeinde gelehrt, wie man alle Tage die Zimmer mit frischer, gesunder Luft versehen müsse, und brauche auch sonst die nöthige Vorsicht. Doch wußte er selbst nicht recht, was ihm ahndete. Er schrieb bald nach dem Abschiede Wills diesen Brief an ihn, von dem wir aus dem Original dieses Fragment mittheilen:

Mein Lieber!

Gr. J. den 26 Jänner 1772.

— — An niemand kan ich so warm, so von der Brust weg über alle Angelegenheiten meines Herzens schreiben, als an dich. — — ꝛc.

Gewiß werde ich verdammt, und es wird ein unbarmherzig Gericht über mich ergehen. Arme Louise! Macht mit mir, was ihr wollt; nur du dauerst mich. — — Der wohlbestallte Vikarius in Grosingersheim ist ein zu wunderlicher Mann für die Wirtembergische Welt. Im Fall er heute oder morgen zu seinen Vätern versammelt werden sollte, so wird man ihm von Seiten des Küsteramts eine Grabschrift sezen, worinnen unter andern zu lesen steht: „Man kan nicht sagen, was er eigentlich gedacht hat. Das weiß man wohl, daß er so seine besondere Meinungen für sich hatte, und nicht mit dem gemeinen, gröbern Haufen schwamm, aber eben dadurch unglücklich wurde. Man sagte auch einander ins Ohr: er sey ein wenig hyrochondrisch gewesen. Wie wahr dieses ist, wußte er selbst nicht. — Er liebte gute Bücher — auch ein Mädchen — und dachte übrigens von dem Küsteramte Gutes. "

Ich versichere, daß es schon so bestellt ist. Hast du was hinzuzusezen, so bitte ich es unverweilet einzusenden." — — ꝛc.

Will kennte nichts mehr einsenden. Denn ehe er den Brief beantwortete, kam schon ein Bote: er sollte eilen, wenn er seinen Freund noch

einmal sehen wollte. Seine Bestürzung war so groß, als die Botschaft unerwartet.

In den ersten Tagen des Februar war Hartmann zu einem Kranken in Pleidelsheim gerufen worden. Louise selbst hatte an ihn geschrieben, weil ihr Vater nicht da war, und der Kranke Zuspruch nöthig hatte. Nebenher dachte sie auch, ihn wieder zu sehen. Allein sie hatte alle mögliche Vorsicht gebraucht, und in das Krankenhaus sagen lassen: sie sollen die Stube wohl auslüften, und Wachholderrauch machen. Die Leute hielten's entweder für nicht so nothwendig, oder vergassen sie's, oder kam der Magister zu bald, der freilich auf Flügeln der Mädchen- und der Menschenliebe herbey eilte. Er trat eilends ein in das kleine Stübchen des Kranken, ein tödlicher Qualm kam ihm entgegen, und er fühlte auf der Stelle seinen Tod.

Der Herausgeber ist durch das Schicksal seines Freundes zu gerührt, als daß er sich bey den Szenen, deren jede einzeln ihm das Herz verwundet, lange verweilen könnte. Er faßt sich in dem Reste der Geschichte daher so kurz, als er kan.

Hartmann sprach vom Tode, den er izt selbst vor sich sah, mit ausserordentlicher Bewegung,

und gieng nicht eher weg, als bis der Arme in das andere Leben hinübergeschlummert war. Aber nun war er so entkräftet, daß er kaum noch das Pfarrhaus erreichte, in die Stube, und auf das Kanapee taumelte, die Arme gegen sein Mädchen ausreckte: O Louise, ich bin ein Mann des Todes!

Sie raffte die ganze Stärke ihres Geistes zusammen, um ihn aufzurichten. Es gelang ihr auch, daß er sich ein wenig erholte. Doch spürte er gegen Abend solches Kopfweh und Mattigkeit, daß er nicht wieder nach Hause konnte. Wer beschreibt die Vorwürfe, die Louise sich machte! wer zählt die Dolche, die ihr Herz verwundeten! Denkt euch alles das selbst, wenn ihr könnt.

Den andern Morgen war Hartmann ganz schwach. Er fühlte, das er sterben würde — zu seinem grossen Troste in den Armen Louisens — und schickte nach seinem Freund, mit dem er eine besondere Absicht hatte. Doch kostete es ihm unendlichen Kampf, von dem Gedanken sich loszuringen: sein Schöpfer müsse ihn doch nicht so ganz lieben, weil er ihn von Louisen hinwegnähme — und lange Zeit konnte ihn niemand, am wenigsten sie, in diesem Kampfe unterstützen.

Wehklagen hemmte allen Lauf der Gedanken, und die Versuche, Trost einzusprechen, knikten als ſtroherne Stüzen unter der Laſt des Schwerzens zuſammen.

Wie der Freund kam, überfiel den Kranken Freude und Bangigkeit; jene, daß er ihn in den entſcheidenden Augenblicken bey ſich hätte; und dieſe kam von dem Gedanken her: „Alſo der ſolls ſeyn, der Glükliche! Zwar mein Freund, mein Innigſter — aber doch der Glükliche!“ — Doch bald wurde dieſer Anſtoß von Eiferſucht beſiegt. „Freund! ſprach er, deswegen wollte ich dich noch einmal ſehen — laß izt das Heulen ſeyn — deswegen, um dir meine Louiſe zu vermachen. Keiner ſollſt du die Hand geben, als ihr, ich flehe dich darum an, denn keiner verdient den Engel, als du, deſſen hohen Werth erſt ihr Umgang dich wird ſchäzen lehren. — Du mußt mir auch noch dazu verhelfen, daß ich in einigen Zeilen ſie bitten kan, deine Hand anzunehmen. Izt wag' ichs nicht, ihr etwas davon zu ſagen. Sie hielte es für Beleidigung der Zärtlichkeit. Aber ich will ſie beſchwören. — Gott! ich muß ſie beſchwören, daß ſie einem andern die Hand geben ſoll! — “

Und Hartmann ſank hinter zur Wand.

Louise war nur abwesend, um ihm etwas zu kochen. Zuweilen, wenn er lange genug den Blick auf sie gerichtet hatte, konnte ers nicht mehr ausstehen, und bat sie, sich zu entfernen. Aber kaum war sie weg, rief er sie zurück. Nach einer Zeit von sechs Tagen war sie schlechterdings unkenntlich.

Am achten Tage der Krankheit wurde Hartmann zusehends schwach, und jedermann hielt diesen Tag für seinen lezten. Er wars auch! die Augen waren schon halb gebrochen, und seine Hand lag noch mit einigem Gefühle der Empfindung in Louisens, die mit dem Kopfe auf sein Kissen wie ohnmächtig hingesunken war.

Auf einmal trabts mit mächtigen Schritten den Gang zur Stube her, reißt die Thüre auf, und schallt herein: wo ist der Ketzer? Es war der Spezial, der einen Befehl von dem Konsistorium, die Folge seines vergrösserten und falschen Berichts, in der Hand hatte, und, ohne alle Rücksicht auf den Sterbenden, mit lauter Stimme anfieng ihn abzulesen: Der ketzerischer Meinungen verdächtige Vikarius, Magister Hartmann, soll sein ärgerliches Leben und seine Irrthümer erstlich vor der ganzen Diözesalversammlung, die er geär-

gert habe, bereuen, alsdann in Stuttgard sich stellen, und, nach vorhergegangener Verhaftkorrektion, auf acht Tage in die Bibel.“ Wie der Sterbende dieses Wort hörte — alles andere hatte entweder die Nerven seines Gehörs nicht mehr betroffen, denn dieses sprach der Spezial mit mehr erhobener, donnernder Stimme aus, oder hatte es ihn nicht gerührt — blickte er noch einmal wehmüthig nach Louisen hin, — sprach: will mich stellen! Gott! — und verschied.

Fünftes Kapitel.

Nachrichten zur Vollständigkeit der Geschichte.

Daß dieser Spezial unserm Freunde den lezten Augenblick verbittern konnte, gieng so zu. Er kam nach Ingersheim angefahren, hörte, der Magister sey in Pleidelsheim, wartete aber die weitere Nachrichten, die man ihm geben wollte, nicht ab, sondern fuhr hinüber nach lezterm Orte, und frug da nur, wo der Vikarius Hartmann wäre? Seine Eilfertigkeit hielt man für Bemühung eines Freundes, ihn noch lebendig anzutreffen, und wies ihn nach der Stube hin — und hineinstürzen, nichts sehen, und nichts hören, sondern nur den längst erwarteten Konsistorial-

befehl, den er schon in der Hand geöfnet hielt, anfangen abzulesen, war eins. —

Da wir endlich wissen, wie sehr es den Leser verdrießt, wenn das Schicksal der Personen, von denen er etwas gehört oder gelesen hat, unbestimmt bleibt, welches man unter andern aus dem Verdrusse über das unentschiedene Schicksal Sophiens in der ersten Ausgabe ihrer Reise von Memel nach Sachsen gar wohl abnehmen konnte; wiewohl, glaube ich, mehrere Leser lieber ihr Schicksal unentschieden, als sie izt mit dem Konrektor verheirathet sehen; so wollen wir vollends melden, was wir von den Hauptpersonen, die in unserer Geschichte vorkommen, noch wissen.

Wie sehr die Nachricht von des einzigen Sohns Tode das Pfarrhaus von Gönningen bestürzt hat, läßt sich denken. Die Mutter war und ist noch im eigentlichen Verstande untröstlich, und beide Eltern machen sich selbst die bittersten Verwürfe, daß sie ihrem Sohne zweimal so sehr zuwider wären. Denn sie beredeten sich, daß alsdann wahrscheinlicher Weise ihr Sohn in andere Verbindungen gekommen, und alles nicht so gegangen wäre.

Der Pfarrer brachte es endlich dahin, daß ein Magister, der seine älteste Tochter heirathete, seine

Stelle erhielt. Denn die Gemeinde hatte alles mögliche angewandt, um ihrem guten Vater wenigstens den Trost vor seinem Ende zu verschaffen, daß er seine Tochter noch versorgt sähe. Allein es gieng mit dieser Heirath, wie mit tausend andern, die besonders in Wirtemberg so sehr Mode sind, daß nämlich der Mann durch die Frau eine Stelle erhält: sind die Flitterwochen vorbey, so finden beide Eheleute, daß sie sich nur einbildeten, ihre Charaktere stimmen zusammen, und der Mann bereuts alle Stunden, daß er das Amt heirathete. Denn die Frau hat die Gefälligkeit, seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, und ihn öfters daran zu erinnern: er habe ihrs zu danken, daß er ein Mann geworden, und zu Brod gekommen sey.

Endlich melden wir noch, daß die arme Louise einige Jahre nach dem Tode ihres Seelenlieblings sich entschloß, seinem Freunde die Hand zu geben, hauptsächlich um bey dem beständigen Umgange mit Willen Gelegenheit zu haben, sich von dem Verewigten unterreden zu können. Denn niemand war mit Hartmanns früherer Geschichte, vor seiner Bekanntschaft mit Louisen, durchaus bekannter, als er, theils durch den engsten Umgang, theils durch den vertrautesten Briefwechsel. Aber das war die blühende, die hüpfende, die rasche und

zärtliche Louise nicht mehr, die Will an den Altar führte; sie hatte es ihm selbst gesagt: Liebe, feurige Liebe dürfe er nie von ihr erwarten; alles, was sie ihm mit ihrer Hand geben könne, sey Freundschaft.

Indessen muß man bekennen, daß bey einem Mädchen von einem so liebenswürdigen Charakter schon Freundschaft mehr beglücket, als die Liebe vieler andern Mädchen. Will fühlte sich glücklich. Er wurde nach einem Jahre Vater von einem Sohne; allein die Leiden der Geburt schwächten den durch jahrelangen Kummer erschütterten Körper Louisens so sehr, daß sie bald hernach ihr trein Liebling nacheilte.

Und nun ihr Jünglinge und Mädchen! errichtet diesem Paare, wenns es verdient, ein Denkmal in euern Herzen, damit ich der Stunden mich freue, die ich der Ausarbeitung dieser Geschichte widmete — und ihr besonders, ihr Jünglinge, errichtet ihm das dauerndste dadurch, daß ihr seinem Plane nacharbeitet, und durch gründliche Kenntnisse, auf das Studium des Alterthums gebaut, dem Vaterlande dasjenige wirklich nüzet, was unser Hartmann ihm nüzen konnte!

Anhang
von Hartmanns Gedichten,
als
Beilagen und Urkunden
zu ſeiner Lebensgeſchichte.

I.
Ein lateiniſches Gedicht an ſeinem achtzehnten Geburtstage.

Ecce dies, non laeta dies illuxit, amici,
Qua his oculis noſtris lux data prima ſuit!
Heu! tria iam iuuenis vixi miſer integra luſtra,
Tresque etiamnum annos addere fere pudet.
Vt tantum fugiens ſua tela retorquet in hoſtem,
Et ſubita infligit vulnera Parthus eques:
Sic me, confiteor, fugientia tempora pungunt,
Inſeditque alte pectora noſtra dolor.

Ah! animus meminiſſe elapſi temporis horret,
Seque ipſum refugit, iudiciumque ſui.
Noſtrae adeo miſere periit flos ille iuuentae!
Principium vitae ſic mihi turpe fuit!
Sic ego coecus eram, non vt vidiſſe liceret,
Quid foret haud nobis vtile, quidue foret?
Sicne per ambages ſum ductus et auia Pindi,
Nec poſuit recto tramite fida manus!
Cur mihi non voluenda volumina Graeca dediſtis,
Cur non Romanos nocte dieque libros?
Cur modo iuſſiſtis me ex turpi haurire palude?
Dulce erat ex ipſo pellere fonte ſitim.
O quis ego iam nunc eſſem! quae gloria nobis,
Dicta eſſet puero ſi via recta, foret!
Groti magne, tui, ſi *Scaligeri*que recordor,
Quae ſint, *Salmaſi*, nomina clara tibi!
Tum vero turgent praecordia cuncta dolore,
Inſolituſque eſſert pectora noſtra *) furor.
Non tenuit lacrimas *Caeſar*, cum Gadibus olim
Pellaei iuuenis cerneret effigiem.

*) Wir wollen die Variante, die wir hier finden, angeben, ungeachtet ſie den Zug von einigem Jünglingsſtolz enthält, und mithin dem unſrigen ſchaden könnte. — Statt pect. noſtra, hieß es zuerſt magna — iſt aber wieder durchgeſtrichen.

Der Herausgeber.

O ſi tot lacrimas poſſim nunc fundere, quot me
Temporis et laudis fundere damna iubent!
Infelix Acis modo det ſua flumina nobis,
Aut largire vndas tu mihi Bybli, tuas!
Non lacrimae poſſunt deperdita tempora nobis
Reddere? non lapſos reſtituiſſe dies?
Non liceat veteres renouare doloribus horas?
Ergo impune illi damna dedere mihi?
Te, Veneranda manus præſcorum ſola virorum!
Heu! nimium fero gaudia noſtra voco.
Noctes atque dies nunc exemplaria Graeca,
Flacce, mora abiecta, te monitore, legam.
Adiungamque etiam te, *Tulli*, te, *Maro*, *Liui*,
Quosque dedit magnos maxima Roma viros.
Hunc animum fines doctrinae ambire per omnes,
Atque omnes artes edidiciſſe iuuat.
Commoda ſic patriae non contemnenda feremus,
Cuius in hoc flagrat pectore ſummus amor.

* * *

Haec audi vota intima, et haec ſuſpiria tangant
Te mea, et eſſe velis Tu rata cuncta, Deus!

2.

Den 25. Okt. 1765.

An dieſem Tage las er Vida's Poetik. Gleich bey dem ſechſten Verſe rührte ſein ehrgeiziges Herz folgende Stelle:

Ecquis erit iuuenum, ſegni qui plebe relicta
Sub pedibus, pulcrae laudis ſuccenſus amore,
Auſit inacceſſae mecum ſe credere Rupi?

und er antwortete dem Biſchof mit folgendem Impromtu von drey andern Verſen:

Me, me, adſum, ecce Vida, me fer, rape in aethera tecum,
Me iuuat aeternum nomen, me gloria totum
Cepit, et hunc immenſa animum ſitis illius vrit.

3.

Ein Kloſterlied *).

Held Buß **) an ſeine Keule.

Du, die in meiner ſtarken Hand
Zu einem Donner wird,
Wenn der Noviz am Neckarſtrand
Nach Mädchen ſich verirrt! ***)

Du, die von der Alkmenen Sohn
Auf mich ſich hat geerbt,
Die er zur ſtolzen Juno Hohn
Mit Drachenblut gefärbt!

O Keule, du des Kloſters Ehr',
Und meines Amtes Zier,
Mehr, als Mejambrunn Helm und Speer
Dem Quixot', biſt du mir!

*) Zum Verſtändniſſe dieſes Liedes muß ich den Auswärtigen ſagen, daß der Thorhüter des Kloſters zu Tübingen alle Abende erſt einen, dann zwölf, dann drey Streiche an das Thor thut; nach dem letztern Zeichen wird geſchloſſen, und wer dieſes verſäumt, iſt in Strafe verfallen.
Der Herausgeber.

**) So muß wohl der damalige Thorhüter, oder wie man im Würtembergiſchen ſagt, Thorwarth geheiſſen haben.

***) An dem Kloſter fließt der Neckar vorbey, und auf dem wilden iſt der gewöhnliche Spaziergang der Schönen.

Dreimal ſchwingt meine Rechte dich,
Wie es mein Staat *) befahl;
Dreimal die Pforten krümmen ſich,
Es zittert Berg und Thal.

So warf Held — Hektor einen Stein,
Wie Alpenfelſen groß,
Hin an der Griechen Mauer — Hain
Und Meer hebt', Mann und Roß.

Dann eilt der Kandidat voll Gram
Herbey auf deinen Ruf,
Selbſt der, den ein gelehrt Programm
Zu einem Meiſter ſchuf.

Einſt wirſt du werden aufbewahret
Zu meines Namens Ruhm;
So wie man noch der Heil'gen Bart
Zeigt, als ein Heiligthum.

Der Held nach hundert Jahren ſoll
Dich nehmen in die Hand,
Wie Baccalaure ehrfurchtsvoll
Die Sandwurſt des Bacchant. **)

*) D. i. die Anweiſung, was man bey ſeinem Amte zu beobachten hat.

**) Eine Anſpielung auf die alte Depoſitionsgebräuche auf Univerſitäten.

„Dies iſt die Keule, ſpricht er dann,
Die Buß der Groſſe trug,
Mit der, wie Simſon tauſend Mann,
Er Kloſterpforten ſchlug!“

4
Grabſchrift eines Eſels. *)

Hier liegt ein Doktor, das iſt wahr,
Mit langem Ohr' und grauem Haar,
Vier Füſſen auch darneben.
Voll Tiefſinn war ſein Angeſicht,
Doch las und ſchrieb er Bücher nicht
In ſeinem ganzen Leben!

Hingegen trug er Stein und Korn
Sah manchen Bach und manchen Born,
Und lief auf vielen Brücken.
Ihm gab mit hochbewehrter Hand
Ein Thier von minderem Verſtand
Viel Streich' auf ſeinen Rücken.

*) In welcher Zeit Hartmann dieſe Poſſe gemacht hat, finde ich nicht angegeben; ich ſetze ſie alſo in der chronologiſchen Ordnung ſeiner Gedichte in diejenige Zeit, in welcher er beiter geweſen zu ſeyn ſcheint, d. i. ungefähr das zweite ſeines Aufenthalts in Tübingen.

Der Herausgeber.

Nun fleucht sein Seelchen voll Verdruß
Ins Reich des schwarzen Tartarus,
Wohin wir auch einst müssen,
Da, wo der Weise und der Thor,
Und auch mit Freund mit langem Ohr
Sich sehen und sich küssen.

Doch merket wohl zu dieser Frist,
Wie daß ohn' alle Argelist
Der Doktor starb mit Willen.
Denn als er sein den Braten roch,
Bedacht' er sich nicht lang und kroch
Hinunter zu den Stillen.

Nun da sein Geist bein Schatten schwebt,
Wie kömmts, daß mancher doch noch lebt,
Ders nicht so hoch konnt' treiben?
O das ist oft der Schickung That:
Sie nimmt den Mann von klugem Rath,
Und läßt den Dummen bleiben!

Drum, wenn ihr dieses Grabmal seht,
Ihr lieben Leut' allhier! so steht
Und leßt, was ich geschrieben.
Schreibts tief in eure Herzen ein:
Wer ist, der je von Thorheit rein,
Und frey vom Tod geblieben?

Dies iſt des guten Doktors Grab,
Ihn muß, weil es die Armuth gab,
Ein enges Räumlein faſſen.
Doch ſagt ein weiſer Stein ſein Lob,
Ihr Narren! zitteret darob,
Und fürchtet zu erblaſſen!

5.
Der Schaz.

Ein altes Weib gieng über Land
Bey hellem Mondenſcheine,
Sah, wie zu ihrer linken Hand
Zu brennen ſchienen Steine.

Ha! dachte ſie, hier muß ein Schaz
Gewiß verborgen liegen.
Sie merkte ſich genau den Plaz,
Und hüpfte vor Vergnügen.

Sie ſagts als eine Heimlichkeit
Dem Nachbar im Vertrauen.
Doch kann man auf Verſchwiegenheit
Noch heut zu Tage bauen?

Den andern Tag klatſcht man vom Schaz
Schon in Kaffeeviſiten.
Die Kinder wußten ſelbſt den Plaz,
Die noch auf Stecken ritten.

Doch was geſchah? — Die Schäze wollt'
Der Magiſtrat ſelbſt haben.
Gleich wird ein Mann herbeigeholt,
Der Schäze könnte graben.

Max gräbt, und kömmt in ſeine Stadt
Des Morgens früh zurücke.
Auf ihn rennt zu, was Füſſe hat,
Selbſt Greiſe mit der Krücke.

„Hört, lieben Leute, hört, wie ihr,
Spricht Max, den Schaz könnt heben!
Der Geiſt des Schazes ſelbſt hat mir
Den beſten Rath gegeben."

„Kurz dieſes Gold wird Euer ſeyn —
Es liegt — beim Mondenſcheine
Sieht mans genau — beim Schaz ein Stein,
Ein Schlüſſel auf dem Steine."

„Ein Mädchen kan den Geist befrein.
Es ist sehr leicht geschehen!
Sie nimmt den Schlüssel nur vom Stein.“ —
Gleich wollten alle gehen.

„Doch wird sie nicht mehr Jungfer seyn,
So soll sie ja nicht gehen!
Ein schwarzer Hund beißt sie ins Bein.“ —
Nun blieben alle stehen.

Oft hat der Küster von dem Schaz
Erzählet bey den Linden.
Er sagt, man kan am alten Plaz
Den Schaz noch immer finden.

6.

Epigramm.

An eine Ungenannte.

Alzeste starb für den Gemahl!
Dafür sezt sie die Nachwelt in die Zahl
Der Heldinnen. — Erwärb dein Mann sich dieſen Ruhm,
Du bautest ihm gewiß ein Epitaphium.

7.
Mein Wunsch.

Wer wird denn mir der Tugend Bahn bereiten?
Wer wird den Fuß durch ihre Dornen ziehn?
Wer wird mich hin zu ihren Höhen leiten,
Die immer nahn, und immer wieder fliehn?
Groß ist in mir der Wunsch, auf jenen Höhen
Glückseligkeit dem Leben auszuspähen.

Du wirst es thun, der mich zum Wohl erkoren,
Eh' ich zu dir noch, Vater! stammelte.
Du sahest mich, eh' ich noch war geboren,
Eh noch mein Mund dir Liebe huldigte.
Drum stärk' in mir den Wunsch, auf jenen Höhen
Glückseligkeit dem Leben auszuspähen!

8.

Fragment eines gröſſern Gedichts *), die Böhmiade genannt.

Aus dem zweiten Buche.

Frau Ralphin rüſtete indeſſen
Dem frommen Böhm ein kleines Morgeneſſen,
Und ſezte es nebſt einem Kuchen vor,
Den ihr die Schulzin jüngſt verehret.
Man weiß, daß die Geſchichte lehret,
Wie ſehr ſich Denker oft vergeſſen.
Ich darf nur Einen Mann, den alle kennen,
Den tiefen Sucher, Newton nennen. **)
Böhm, der ſich in Betrachtungen verlor,
Und ſchon ein junges Huhn verzehret,
Fieng an, indem er immer dachte,
Sich in den Kuchen zu verſenken,
Bis endlich weitern Stof zum Denken
Die leere Schüſſel ihm verſagte,
Und dann der innre Geiſt erwachte:

*) Was Hartmannen zu einem Heldengedicht von Jakob Böhm Gelegenheit gegeben haben mag, iſt vielleicht aus der Geſchichte B. 2. Kap. 2. zu erklären; oder hat er vielleicht in Tübingen ſelbſt Veranlaſſung dazu gefunden.
Der Herausgeber.

**) Er wollte ſich einmal in der Zerſtreuung des Fingers einer Dame, als eines Tabackſtopfers bedienen.

„Ich muß, sprach er nach aufgezehrtem Mahl,
Zur frommen Schwester Agnes gehen,
Wie mir in dieser Nacht ein weisser Geist befahl,
Denn dort soll ich ihn wieder sehen.
Willst du, mein Bruder! mich begleiten,
So solle dich, was du willst hören,
Das fromme Reisegespräche lehren.“ —
Ja, ich begleite dich mit Freuden,
Sprach Ralph. Doch leeren sie ein Fläschgen
Aquavit
Erst auf das Wohl der Brüder aus,
Und wandern dann zum Dorf hinaus.

Sie schlendern lange fort, und kehren
Die Augen oft zum Himmel auf,
Und seufzen nur für sich. Denn keiner wollte
Den andern im Gedankenlauf,
Vielleicht wohl gar in Himmelsbildern stören.
Böhm dachte, was er Ralphen sagen sollte? *)
Ralph, was wird wohl der Meister hören
Von seinem Geist? — Doch endlich unterbrach
Die stumme Szene Ralph, und sprach:

*) Ralph hatte Böhmen die Frage vorgelegt, ob man nicht durch das Alter unmächtiger zum praktischen Christenthum werde — wie aus dem folgenden erhellt.

Der Herausgeber.

„Mein Brüderchen! gewiß wirst du erfahren,
Daß bald, vielleicht in zwanzig Jahren,
Der Antichrist wird untergehn.
Man darf ja nur mit halbgeschlossnen Augen sehn,
Um diese Zeichen zu verstehn,
Die auf der Erde, an dem Himmel,
In unsern Tagen sind geschehn.
Wie? hört man nicht von Kriegsgetümmel,
Und Zank und Mord in aller Welt?
Ist nicht die Stunde da, da, wie geschrieben steht,
Mit seiner Rotte Muhammet,
Der Erbfeind aller Christen fällt? *)
Pest, Fluthen, Theuerung, Kometen,
Sind uns die sichersten Propheten.
Es zittre Rom! es zittern alle,
Die in Neapolis und in Livorno wohnen,
In jenem Land, wovon, wie man bey Franzen liest, **)
Der Teufel selbst Beherrscher ist.
Die Hure Babels kömmt gewiß zu Falle.“ —

*) Vor einigen Jahren waren alle Zeitungen von dem bevorstehenden Falle des Türkischen Reichs durch die Russischen Waffen voll, und selbst der alte Voltaire läutete die Sturmglocke dazu.

**) Sonst Baron von Ehrenhausen genannt.

T

Ich glaub' es selbst, spricht Böhm. Der Bruder Bürstenbinder
Sah jüngst in einem Traumgesichte
Den Fall; sehr sittsam fiel sie nicht.
Er fühlte sich im Schlafe roth,
Und hätte, wie er sagt, viel lieber selbst den Tod
Gesehn, als was er sah. — —

— Doch nun zu deiner Frage! —
Du klagest, daß wir armen Sünder
Verlieren stets von unsern Seelenkräften,
Daß unsre Tüchtigkeit zu geistlichen Geschäften
Das Alter öfters niederschlage,
Und daß der schwache Leib zuletzt die Seele schwächt.
Zwar hemmt er oft — hierinnen hast du Recht! —
Den Flug der Phantasie, die Thätigkeit,
Die Hitze in dem ew'gen Streit
Mit dieser argen Welt. Doch wisse auch,
Je mehr der Körper untergeht,
Um desto mehr wird unsre Seel' erhöht.
Bey dicken Seelen sind die Leiber
Zu den Verrichtungen, wo geistig seyn nicht nützt,
Nur desto kräftiger. Mit einem Eselstreiber,
Von dem man gar nicht weiß, wo seine Seele sizt,

War jene Königin *) in einer kurzen Nacht
Zufriedner, als mit ſeiner Majeſtät.
Wie wär' es möglich ſonſt, daß Profeſſorenweiber,
Indeß der Mann die Nächte halb durchwacht,
Und gar zu Bette noch mit Hypotheſen geht,
Bey wen'ger geiſtigen Studenten
Zuweilen ſich vergeſſen könnten?
Ein junger Leib voll Nahrungsſaft,
Dem jedes Glied die ſchuld'gen Dienſte thut,
Ein friſches jugendliches Blut
Reizt zu der Sünde deſto mehr.
Wer wenig Körper iſt, iſt deſto geiſtiger!
Daher die eifrigſten Anachoreten,
Um deſto heiliger zu ſeyn,
Die Glieder ihres Leibes tödten,
Und ganze Wochen ſich kaſtey'n.
Was nun die Jünglinge durch Faſten
Und ſtrenge Buſſen erſt erhalten,
Das ſchenkt das Alter ſelbſt den Alten.
Der Leib, durch den vorher Begierden rasten,
Der oft die Seele überwog,
Der öfters uns von höhern Sphären
Herab zu Sinnlichkeiten zog,
Iſt, um nicht weiter uns zu ſtören,
Dann zahm und ſchlaf genug. Dann können wir
Das himmliſche Orcheſter hören,

*) In Spanien, wie man ſagt. S. den la Fontaine.

Und ſehn das herrlichſte Revier,
Und ſchwimmen auf dem Flügelthier
In einer See von Seelenwonne,
Und traben fort von Sonn' zu Sonne,
Und —

Hier fiel unſer Paſſagier,
Der ſchon dem Petrus klingeln wollte,
Daß er die Himmelsthür ihm öfnen ſollte,
Fiel durch das widrigſte Geſchick
Vom Pol herab, in einem Augenblick.

Die Fälle dieſer Welt ſind oft ſo wunderbar,
Daß man ſo komiſch ſie, ſo ſonderbar
Kaum denken kann. Strengt an die Phantaſie,
Was unſern Böhm in einen Graben ſchmiß,
Ob ein Orkan ſo heftig blies?
Ob er an einen Stein ſich ſtieß?
Ob glattes Eis die Urſach war?
Und riethet ihr ſogar ein Jahr,
Traun! ihr errathets nie!

So ſag' ichs dann, wies hier geſchrieben
In meiner Chronik ſteht! — Der Tag
Sank izt zum Untergang; es trieben
Ins Dorf, das ſchon vor Böhmen lag,
Die Hirten ihre Heerden ein.

Böhm ritt umher in lichten Sphären,
Das Grunzen und Gebrüll der Heerden,
Das sich um ihn erhob, wie konnt' ers hören?
Kurz er vergaß, daß er auf Erden
Noch wanderte. Indessen kam ein Schwein,
Und stieß ihn an, und Böhm lag da!

„Ach Bruderherz!" sprach Ralph, und wachte selber auf,
Als er den Meister fallen sah:
„Ach Bruderherz! wie durfte deinen Lauf
Ein Thier, wie dieses, unterbrechen?
Wie konnte solch ein Aas dir rauben
Das Anschaun jener Seligkeiten?
Wie konnte dieses Gott erlauben?
Sollt' er es nicht durch Blize rächen?"

Mein Bruder! diese Kleinigkeiten,
Sprach Böhm, wie es dir scheint, bedeuten
Sehr oft, was erst in künft'gen Zeiten
Geschehen soll! Gewiß ich lerne hier
Durch dieses unvernünft'ge Thier,
Was meine Feinde mir bereiten.
Sie suchen mich in meinem Kreuzeslauf
Zu stören; werden, wenn sie können,
Wie dieses Schwein, mich gar zu Boden rennen,

Allein getroſt, ich ſtehe wieder auf. *)
Wenn meine Schriften gleich, wie ich in dieſem Graben,
Der Motten Speis, in Staub begraben,
Wer weiß, ob hundert Jahre? liegen,
Glaubs, Bruder, glaubs, genug — wir ſiegen!

Iſts nöthig, Leſer, dir zu ſagen,
Wie ſehr mein Böhm Orakel war?
Du weißt doch wohl, wie ſehr in ſeinen Tagen
Ein jeder Journaliſt und Bibliothekar **)
Des frommen Mannes Schriften prieſen?
Den Phönix ſeiner Zeiten nannten
Die Herren ihn, den nahen Anverwandten
Der guten Engel, ja ſo gar
Den Philoſoph der Deutſchen Nation.
Erſchien ein Werk von ihm, ſo ſtieſſen
In ihre kritiſche Poſaunen
Sie ungefähr in dieſem Ton:
„Der Rezenſent erſtaunt, und unſre Leſer ſtaunen

*) Um zu beweiſen, daß dieſe Geſchichte und ihre Deutung nicht übertrieben iſt, leſe man Peterſens Lebensgeſchichte, von ihm ſelbſt aufgeſetzt, und was er von ſeinem Einzug in Zelle erzählt, wie eine Heerde Schweine ihm entgegen kam, faſt ſeinen Wagen umſtieß, und der fromme Mann daraus ſchloß, in dieſer Stadt ſtehen ihm viele Widerwärtigkeiten bevor.

**) Freilich ein Anachroniſmus.

So gut, wie wir. Das ganze Publikum
Vereinigt ſich zu unſers Böhmen Ruhm.
Nicht nöthig iſts daher, das Buch, das vor uns liegt,
Dem Leſer weiter anzupreiſen.“
Und wie die Floskeln weiter heiſſen.

Wer oft von Feinden nicht, wird von der Zeit beſiegt!
Das Schickſal, das Syſtemen eigen iſt,
Daß man bey neuern ſtets die älteren vergißt;
Traf Böhmen auch. Erſt weniger geleſen
Wurd' er. An einigem fieng man
Zu zweifeln, jenen Saz zu widerlegen an;
Und endlich ward der gute Mann
Von Philoſophen gar vergeſſen.
Kaum wußten wenige, wer er geweſen;
Bis unſer A... von M.... fande,
Wie ſehr man ſeinen Werth verkannte.
Weg mit Kritik und mit Philologie!
Studiert dafür die hohe Alchymie!
Der Kommentarien könnt füglich ihr entrathen.
Salbt euch, ihr lieben Kandidaten,
Mit unſers Schuſters Schriften ein,
Ihr werdet Männer Gottes ſeyn!
Jedoch ich lenke wieder ein.

Ende des zweiten Geſangs.

9.

Lied an ſeinen Vertrauten.

Vortreflichſter! Von allen, die mich lieben,
Tönt dir das Spiel, das mir vom Himmel kam;
Denn keiner iſt, der mit ſo zarten Trieben
Mir Liebe gab, und Liebe wieder nahm.
Du, der mit immer gutem Herzen
Die Regung ſeiner Freunde ſieht,
Beim Ernſt und bey unſchuld'gen Scherzen
Sie hegt, und ihren Gram nicht flieht!

Wie traurig winkt der Tag, der dich entfernte,
In mein Gemüth, das deine Güt' entzückt!
Ach, daß die Zeit in dieſe goldne Erndte
So frühe ſchon die ſtrenge Sichel ſchickt!
Ich höre dumpfe Stimmen ſchallen,
Vom Grabe meiner Jugend her.
Wer ſind ſie, die dort einſam wallen?
Einſt unſre Jahre! — Nun nicht mehr!

Mit blaſſem Mund', und ganz in mich ge-
hüllet,
Siz' ich, gelehnt auf meine Leier, da,
Mein Buſen iſt mit alle dem erfüllet,
Was ich ſo ſchön, doch zum Verluſt, mir ſah.

O ruf' es mir, wenn du noch kanſt, zurücke,
Das kurze Glück, das unſre Freundſchaft band;
Dann ſtellet ſich vor meiner Freunde Blicke
Des Jünglings Bild, der ihrer werth mich fand.

Dies iſt mein Freund, der Redliche, der Gute,
Der heitere, der ſtets zufried'ne Mann;
Der feſte Geiſt, der mit gelaſſ'nem Muthe
Die Welt verträgt, und ſich beherrſchen kan.
Umringt von Thoren und von Weiſen,
Lebt er ein Weiſer, lebt ſich gleich;
Zieht Gold aus dieſer Zeit von Eiſen,
Und iſt bey andrer Mangel reich.

Ich ſah ihn oft der Neider Heer umgeben,
Zum Nachflug feig, doch ihn zu ſchmäh'n bereit;
Sah ſein untadelhaftes Leben
Vom Gift der Hölle angeſchwärzt;
Da ſtand er, wie beim Lärm der Wellen
Ein Fels des Meers, der ungebeugt
Zum Himmel ſchaut, und niedern Stellen
Sein Haupt im Stral der Sonne zeigt.

Und was kann denn den Mann betrüben,
Der seinen Gott im Herzen trägt?
Er liebet uns, ihn müssen wir auch lieben,
Weil er den Wunsch von unserm Glück nur hegt.
Was schallten meines Freundes Saiten,
Als Menschenliebe, Zärtlichkeit,
Und was in diesen Dunkelheiten
Des Lebens uns erfreut?

Vom wahren Guten und vom wahren Schönen
Ist seine edle Seele voll.
Ich hörete von seiner Leier tönen
Die stolze Höh, zu der man streben soll.
Die Schönheit, welche seine Lieder
Beseelte, war sein eigen Bild.
Erhaben über seine Brüder
Sang er harmonisch, rein und mild.

Vom Veilchen, das, mit frischem Thau beladen,
Im Grase blizt, bis, wo im Mittagsglanz
Des Himmels sich der Sonnen Achsen baden,
Flog sein Gesang, und hieß den Fing nicht ganz.

Er ſtieg an jener groſſen Leiter
Empor bis zu dem höchſten Geiſt,
Wo ewig reich und ewig heiter
Die Quelle aller Schönheit fleußt.

Oft, wenn der Tag, dort in des Aufgangs Bette,
Noch mit dem Heer der blaſſen Schatten rang,
Und wann die Nacht, voll Ernſts, die gold'ne Kette
Von Sternen um den Erdkreis ſchlang,
Sas ich von niedrigem Gedränge
Hoch an des Freundes Seit erhöht,
Und horchte da auf die Geſänge,
Die kein unheilig Ohr verſteht.

Er ſang in ſeine ſanfte Leier
Das Gute, groſſer Thaten Trieb;
Denn jede Tugend iſt ihm theuer,
Und jede Schönheit lieb.
Er ſcherzete bey froher Szene:
Doch ſtets unſchuldig war ſein Scherz.
Er weinete, wenn eine Thräne
Die Szene heiſchte, und ſein Herz.

Wie hat mich nicht sein gutes Herz gerühret,
Als jüngst der Lenz zu meinem Leide kam,
Und jene Holde, die mein Herz entführet,
Die Heiterkeit von meiner Stirne nahm. *)
Wie sah ich da, bey Millionen Zähren,
Durchs trübe Aug' noch kleinen Sonnenschein,
Und sog beim Gram, dem keine Lehren wehren,
Den sanften Thau von seinen Lippen ein.

Ich fühle noch in dem verbrannten Busen,
Ich fühle noch die Rede, die mir floß.
O wie gelind! Mehr als das Glück, von Musen
Geliebt zu seyn, ist wahrer Freundschaft Loos.
Sein Wink nur dämpfte meine Klage.
Die Vorsicht, sprach er, herrscht ja noch;
Ein Weiser fühlet keine Plage,
Er sieht den Tag nicht; hofft ihn doch.

Tag hoff' ich! Tag! O daß der Morgen
Von meinem Leben nahe sey!
Ich schmachte, lieber Freund! von Sorgen,
Und lebe mir nicht wieder frey.

*) Dieses Gedicht scheint in die Zeit nach dem Verluste des ersten Mädchens zu fallen.

Ach! wenn ich meines Wunſches fehle,
Wo find' ich einen Freund, wie du!
Wo ſchwebt dann meine dunkle Seele?
In welcher Gegend lacht mir Ruh?

In dürren Sand, zu ungeheuern Horden
Der Bändiger des Tigers irr' ich hin,
Ins öde Reich, wo Thiere Menſchen morden,
Und Menſchen ſelbſt von Wut der Thiere glüh'n.
Für mich wird jeder Ort zur Hölle,
Der meine Sehnſucht mir enthält.
Ich reiſſe mich von Stelle fort zu Stelle,
Und meinem Muth verenget ſich die Welt.

Vergieb dem Gram, der izt vielleicht zu heftig
Die Saiten ſtürmt, und wilde Töne wälzt!
Das Herz iſt matt, die Leidenſchaft geſchäftig,
Sieh dieſes Aug', das ſie zu Thränen ſchmelzt!
Ich hebe mich empor vom Staube,
Und ſegne, lieber Bruder! dich.
Werd' ich einſt dem Geſchick zum Raube,
Mein Liebſter! dann beweine mich.

Doch nein! wenn noch der Menſchen Bitten
Ein Opfer ſind dem Herrn der Welt,

Und wenn auf Thronen und in Hütten
Ein gnädig Loos dem Guten fällt;
Wenn Tugend ihre Thaten krönet;
Wenn Sonnenstral die Nacht verjagt;
So hab' ich mein Geschick gehöhnet,
So hab' ich, Freund! umsonst geklagt.

Empfang, statt dichterischem Feuer,
Die ganze Fülle des Gefühls.
Gebücket häng' ich meine Leier
In Schatten deines Saitenspiels;
Wird Gott auch mir einst Freude geben,
(Ich weiß, dein Herz erfleht es mir)
Dann tönt bey einem wehrtern Leben
Mein Lied dem Mädchen nur und dir.

10.

Fragment eines Briefs an ebendenſelben,

im May 1771.

Küſſet mich, ihr Grazien,
Und ihr Liebesgötterchen,
Hüpft um mich in frohen Tänzen,
Kräniet mich mit Nelkenkränzen,
Und auf ſeinem Barbiton
Singe mich Anakreon!

Denn euere Geſpielin habe ich gefunden, ihr Grazien, euere Göttin, ihr Amoretten, und die Tochter deiner Göttin, o Prieſter der Venus. Im Olymp iſt ſie geboren; aber die Eiferſucht der Juno war Schuld daran, daß ihre Mutter ſie aus dem Himmel herab auf die Erde ſchicken mußte. —

Mit Göttergaben ausgeſchmückt,
Mit einem Lächeln, das entzückt,
Mit Augen, die Empfindung reden,
Und ſchaalen Witz durch Einen Blick nur tödten,
Mit einem honigſüſſen Mund,
Und einer Bruſt hoch, weiß und rund,

Und — was das beste ist — mit einem Kuß begabt,
Der Xenokratsche Seelen labt —
Und mit — und mit — und kurz mit allen Schätzen,
Die Jünglinge, wie wir, in lichte Flammen setzen,
Von Mutter Venus ausgeschmückt,
Ward sie dem guten Zevs entrückt.

Ihren Aufenthalt auf dieser Unterwelt, ihre übrige Geschichte, die Verfolgungen der Faunen und Satyre ꝛc. wie ich sie kennen lernte u. will ich ein andermal erzählen.

11.

An den Mond nach einer heitern Nacht,

im Julius 1771.

Mond! dessen heiteres Gesichte
Die Erde lange nicht mehr sah,
In welchem neu verjüngten Lichte
Gewandlos stehst du da!

Von ferne seh' ich Wölkchen stehen,
Sie decken dich mit Silberflor.
Voll Ruh läßt du sie übergehen,
Und trittst dann glänzender hervor.

Heil mir, wenn jeder meiner Tage
Hin, wie dein Licht, so heiter fließt,
Und eines trüben Tages Plage
Louisens sanfter Kuß versüßt!

12.

Neujahr 1772.

Sieh! das schönste seiner Brüder,
Dieses Jahr, mit Myrthenlaub geziert,
Fährt zur Erde sanft hernieder,
Das uns zum Altare Hymens führt.

Voll Entzücken bald zu sinken
An die schönste mir geweihte Brust,
Und den Liebeskelch zu trinken —
O Louise! welche Götterlust!

Nichts erhabners, als die Liebe,
Freundin, glaub' es, sieht der Sonne Blick.
Diese zarten, diese reinen Triebe
Schuf ein Gott in uns zu unserm Glück.

Jahre werden Augenblicke
In dem Arme wahrer Zärtlichkeit.
Aber Einen dieser Augenblicke
Gäben wir nicht um die Ewigkeit.

13.

Aussicht zu Anfange des Jänners 1772.

An den Freund.

O Freund, was wird das für ein Leben,
Für ein entzückend Leben seyn,
Wenn wir, in Hymens Macht gegeben,
Nur unserer Zärtlichkeit uns freun!

Wenn wir nach hingeschwund'nen Schatten
Die Klarheit unsers Schicksals sehn,
Und, was wir uns geträumet hatten,
Nun selbst geniessen, ganz verstehn!

Dann, Freund! dann stimm' ich meine Leier
Erst, wie du wünschst, für mich und dich.
Nicht mehr zur Klage — nein! zur Feier
Wird jeder Tag für mich und dich.

Es klingt in ungewohntem Tone
Ein Lied, wie vormals keins mir klang,
Ich borge von Latonens Sohne
Den herzerhebenden Gesang.

Auf Rosen wird der Tag geboren,
Der Tag, so schön in seinem Lauf.
Es führen ihn die gold'nen Horen
Den klaren Sonnenpfad herauf.

Heil sey dem Tage, Heil gegeben
In aller sel'gen Tage Reih'n!
O Freund! was wird das für ein Leben,
Für ein entzückend Leben seyn!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt.

Erstes Buch.

Hartmanns Eltern, Erziehung und Schuljahre.

Erstes Kapitel.

Worinnen der Leser mit Hartmanns Eltern bekannt wird.

Zweites Kapitel.

Etwas aus einer Ehestandsgeschichte.

Drittes Kapitel.

In welchem der Leser anfangs ein wenig zurückgeführt, endlich aber wieder in das Geleis der Geschichte eingeleitet wird.

Viertes Kapitel.

Der junge Hartmann kömmt auf die Schule.

Fünftes Kapitel.

Samuel spielt and wird examiniert.

Sechstes Kapitel.

Samuel reitet zum erstenmale, und bekömmt eine Kutte.

Zweites Buch.

Blaubeiren.

Erstes Kapitel.

Der Eintritt in die Klosterschule

Zweites Kapitel.

Jugendlicher Ehrgeiz — Heuchler von vierzehn Jahren.

Drittes Kapitel.

Die Lokation und der Tod des alten Prälaten.

Viertes Kapitel.

Hartmann schwanket in seinem Studieren, und reiset nach Ulm.

Drittes Buch.

Behenhausen.

Erstes Kapitel.

Bescheidenheit des Herausgebers — wir wissen nicht — wahre oder falsche.

Zweites Kapitel.

Hartmann wird ein Schüler Ernesti's und Gesners — wird verfolgt — ist misvünstig, und in Gefahr, seine Gesundheit zu verlieren.

Drittes Kapitel.

Hartmann lernt die deutschen Schriftsteller kennen, fühlt die erste Liebe, und macht einen neuen Plan seines Lebens.

Viertes Buch.

Tübingen.

Erstes Kapitel.

Hartmanns Unstern! Sein Plan scheitert, er muß den Blasebalg ziehen, und sein Mädchen wird untreu, ohne treulos zu seyn.

Zweites Kapitel.

Eine Digression. — Minchens Hochzeit. — Der Schäfermarkt.

Drittes Kapitel.

Alte Liebe rostet nicht — Studium der Patristik — Lobrede auf die Landgeistliche — Schluß des akademischen Jahrs.

Fünftes Buch.

Hartmanns erstes Vikariat.

Erstes Kapitel.

Pfarrvikariate im Wirtembergischen — Ein Gehzhals — Apologie der Schwaben.

Zweites Kapitel.

Eine Leiche und Hochzeit — Etwas für die Väter, die wohl wenig daran denken, was ein kleiner Umstand für Einfluß hat.

Drittes Kapitel.

Neue Aussichten Hartmanns — Ein Brief seiner Mutter.

Sechstes Buch.

Hartmanns zweites und letztes Vikariat.

Erstes Kapitel.

Der Schreiberstand im Wirtembergischen — Substitut Marx — Der Lauf der Welt.

Zweites Kapitel.

Der Spezial — Der Maitag — Die Weinlese.

Drittes Kapitel.

Hartmanns Entwürfe und Aussichten. — Der Neujahrsabend.

Viertes Kapitel.

Die Pfarrdisputation — Apokalypse — Eberhards Apologie — Die Bibel — Das Vermächtnis — Hartmanns Tod.

Fünftes Kapitel.

Nachrichten zur Vollständigkeit der Geschichte.

Anhang.

Gedichte, als Urkunden dieser Geschichte.

Lucian's
Neueste Reisen
oder
wahrhafte
Geschichten.

Ἃ ἐβλεψαμεν και ηκουσαμεν, αγγελλομεν ὑμιν, και ταυτα γραφομεν ὑμιν.

Lucian
Reise

Alethopel.

35

1791.

33 B. Lit. H

P. o. germ. 1147

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Es ist bekannt, daß, trotz aller Unglüksfälle, der große Doktor Panglos und sein treuer Jünger, Candide, doch immer behaupteten: unsere Welt seye die beste!

Auch wir müßen gestehen: diese Welt seye doch die beste! denn ungeachtet man in unsern aufgeklärten Zeiten die Menschen, ohne weiteres Urtheil und Recht, gerade zu laterniſirt — einen Vatermörder von der Todesstrafe befreyet — Schlößer anzündet und zerstört, während man den erhabenen Saz aufstellt: das Eigenthum seye hochheilig! — ganze Stände aller ihrer Vorzüge beraubt — die Reicheren und Vornehmen dem Uebermuthe des bewafneten Pöbels Preiß giebt — eine schöne Pla-

tonische Republik auf die demokratische Tugend eines durch Luxus und Sittenloßigkeit ausgearteten Volks baut, und, um die Abgaben zu vermindern, den vierten Theil des jährlichen Einkommens mit der Bescheidenheit des Gellertschen Bettlers *) heischt: so muß man doch ausrufen: Diese Welt ist die beste! Sieg der Philosophie und Aufklärung! Sieg des Rousseauischen Systems von Gleichheit der Menschen über das alberne Vorurtheil, von dem selbst ein Friederich sich nicht loswinden konnte: ein Montmorenci seye von beßerem Teige gebaken, als der Waßerträger, oder ein Schuhpuzer in Paris!

Denn — der vielen andern guten Folgen, welche die Revolution in Frankreich hat und haben wird, nicht zu erwähnen! — welchen Vortheil brachte nicht die Zerstörung der Schlößer? hat man nicht bey dieser Gelegenheit in Dauphine einen alten Griechischen Schriftsteller gefunden, den man für gänzlich verloren hielt?

*) Ein Bettler kam mit bloßem Degen ꝛc.

hielt? *) hat man nicht bey den Unruhen in Kolmar über 1000 Lieder alter Teutscher Volksdichter, eines Frauenlob, Walther von der Vogelweide ꝛc. **) entdekt, die ohne jenen Umstände wohl noch lange, vielleicht auf immer, begraben lägen? Ist also nicht zu eben der Zeit, da man neu einbrechende Barbarey fürchtete, und

*) S. Intelligenzblatt der Jen. Litt. Zeit. 1790. N. 84.

**) „Die Lieder der Minnesänger (?) sind aus dem 14. 15. und 16. Jahrhunderte. Ihre Anzahl ist über tausend. Sie sangen auf der Schuhmacherzunft. Die vornehmsten Verfaßer der Gedichte sind: Frauenlob, Peter von Reichenbach, Dangbrotsheim von Hagenau, Zwinger, Regenbogen, Marner, Konrad von Würzburg, Cantzler, der stark Bopp, Heinr. von Mögelin, der Mönch von Salzburg, Braunenberger, Clingsor, Reiner von Zwetel, Wolfram von Eschilbach, der alt Stoll, der jung Stoll, Erenhall Spiegel, Walther von der Vogelweide, Dannhüser, Meffrid, der Myssener, Buchenlin, Peter von Arberg, Lesch, Harder, Peter von Sassen, Mülich von Prag, Heinr. von Osterdingen ꝛc. Die Lieder reichen bis 1591. der Fabeln sind 35.“ Auszug aus einem Briefe von Colmar. S. Goth. Gel. Zeit.

glaubte: für die Zukunft könne sich die ganze Welt mit den zwey einzigen Büchern, Platons Republik, und Rousseaus politischen Schriften, begnügen, das Reich der Litteratur erweitert worden? — Und diesen Unruhen im Ober-Elsaße und Sundgau hat die Welt noch einen Schaz zu danken.

Welchem Litterator ist unbekannt, daß man dem Kloster Murbach, oder Gebweiler, die Rettung des Historikers, Vellejus Paterculus dankt? In dem nämlichen wurde auch lezten Sommer die Fortsezung von Lucians wahrer Geschichte, oder das dritte und vierte Buch derselben gefunden. Denn als die Bauern daselbst einfielen, die großen Wandspiegel zerschnitten, auf dem geäfelten Boden Feuer anmachten, um die neuen Kartoffeln da zu kochen, die Geistlichen, unter denen ein etlich und achtzigjähriger Prälat über die Mauern sich retten mußte, in die Flucht trieben — kurz jeden Unfug trieben, der von ausgelaßenen Bauern zu erwarten ist, die noch dazu durch königliche Briefe sich berechtigt glauben *): so wur-

*) S. v. Türkheims Bericht ꝛc.

wurde in einem dicken Gewölbe auch ein geheimer Schrank entdekt, in dem alte Schriften lagen, die vermuthlich zur Zeit der Bauernkriege dahin gerettet wurden. Die Aufrührer glaubten', es seyen alte Dokumente, die wider sie zeugen, daß sie Zehenten und andere Abgaben schuldig seyen, nahmen sie zu sich, oder vernichteten sie. Ein griechisches Manuscript aber, das wohl gar als Zauberformeln von ihnen angesehen wurde, ließen sie liegen. Wie es in die Hände des Freundes kam, der mirs gab, weiß ich nicht. Auch liegt nichts daran. Genug, daß sie da ist — die Fortsezung, die Lucian selbst versprochen hat *)

Diese Entdeckung machte mir außerordentliche Freude, und kaum konnte ich mich selbst von ihrer Realität überzeugen, als ich gleich bey Lesung der ersten Kapitel fand: es müße die Fortsezung von Lucians wahrhaften Reisen enthalten. Daß nicht dieser Fund der ganzen litterarischen Welt höchst willkommen seyn wird, zweifle ich um so weniger, weil sie nicht nur bisher die zwey ersten Bücher Lucians mit so innigem Vergnügen gelesen hat, sondern man erst vor kurzer Zeit sie gar von so großem

pädu-

*) B. 2. am Ende.

pädagogiſchen Nuzen fand, daß man für die liebe Jugend einen beſondern Abdruck derſelben zu Marpurg, veranſtaltete.

Von Lücken, die ſich in dieſem einzigen Manuſcripte fanden — von Wörtern, die ich öfters nur errathen mußte ꝛc. kurz von dem kritiſchem Theile der Arbeit, die ich dabey hatte, brauche ich nichts zu ſagen. Sie ſind jedem Herausgeber eines Manuſcripts bekannt. Nur darüber habe ich mich zu rechtfertigen, daß ich die Ueberſezung vor dem Original herausgab; wiewol meine Entſchuldigung leicht zu machen iſt. Denn wer kann etwas dagegen einzuwenden haben, wenn ich verſichere, daß zur Ueberſezung wohl zwanzig — zum Abdrucke des Originals aber kein einziger Verleger ſich fand. Es muß alſo, bis ein Mann von Muthe ſich zeigt, in meinem Pulte verſchloßen bleiben. — Vielleicht reizt die nun bekannt gemachte Dollmetſchung irgend einen entſchloßenen Buchhändler, den Druck des Originals zu übernehmen. Doch wird wohl eine wahre Recenſion deſſelben vor dem Jahre 1850. nicht erſcheinen. Geſchrieben den 18. Aug. 1790.

Der Herausgeber.

Lucian's
Neueste Reisen
oder
der wahren Geschichte.
Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Autor entschließt sich zu einer neuen Reise.

Wiewol mir die Gefahren, in die ich auf meiner ersten Reise gerathen war, immer noch vor Augen schwebten, und ich besonders nie ohne Schauer an meinen Aufenthalt in dem Bauche des Wallfisches *) denken konnte: so erinnerte ich mich doch auch mancher Auftritte mit Vergnügen. Ja, die Rückerinnerung an die ausgestandenen Mühseligkeiten selbst machte mir oft vergnügte Augenblicke. Wie es ein angenehmes Gefühl ist, über das noch stürmende Meer hinzublicken, dem

*) B. 1. Kap. 30.

man eben izt glüklich entschwamm: so reizt öfters die Rückerinnerung an ausgestandene Ebentheuer, noch einmal etwas zu wagen.

Noch mehr aber ermunterten mich meine ehemaligen Gefährten zu einer zweyten Reise. Die Bilder von der glüklichen, ganz goldenen Stadt mit smaragdenen Mauern, Thoren von Zimmetholze und einem Pflaster von Elfenbein *) schwebten ihnen immer vor Augen. Ich vermuthe aber — welches sie freilich nicht gerade zu bekannten — daß der Weinstrom, der schiffbar war, **) und die Mädchen, an deren Händen Trauben hervorsproßten, und deren bloßer Kuß, wie Champagner, berauschte, ***) keinen geringen Antheil an ihrem Wunsche hatten. Sie hofften daher, entweder diese wieder, oder noch schönere und gefälligere auf einer zweiten Reise zu finden.

Durch ihre Bitten gedrungen, entschloß ich mich, freilich halb mit Widerwillen, noch eine Fahrt zu unternehmen, aber nicht mehr so ganz unvorbereitet, wie das erstemal. Ich hatte mirs von dem Beyspiele eines berühmten Reisenden gemerkt, daß ich alle Reisebeschreibungen in unbekannte und neu zu entdeckende Länder erst durchlas, und mir Auszüge machte, was ich in denselben bemerken wollte. Daher konnte ich so vieles beobachten, weil ich den Augenblick nach der Gegend, wo ich die Merkwürdigkeit wußte, hin eilen, und meine Beschreibung meistens zum voraus, viele auch erst nachher durch eine Anstalt entwerfen konnte, die ich am Schluße offenherzig bekennen werde.

Die

*) B. 2. Kap. 11.
**) B. 1. Kap. 7.
***) Eben das. Kap. 8.

Die zwei Bücher, die ich hauptsächlich zur Vorbereitung auf meine Reise studierte, waren **Dante's göttliche Komödie**, in der bekanntlich Virgil die Ehre hat, den Dichter durch die Hölle und das Fegfeuer zu führen, und **Rollenhagens vier Bücher wunderbarlicher und unerhörter Reisen durch Lufft, Waßer, Land, Hölle, Paradies und Himmel.** Aus diesen und einigen andern, deren Titel ich aber nicht angeben kann, weil sie noch nicht geschrieben sind, machte ich mir so starke Auszüge, daß ich einen ganzen Koffer voll Beobachtungen, die ich in der Folge machen wollte, schon auf die Reise mitnehmen konnte.

Den zwei Hauptgesetzen, die meine Leser der zwei ersten Bücher bereits dorten in jeder Zeile befolgt gefunden haben, werde ich auch in der Fortsetzung getreu bleiben. Sie sind diese: **bescheiden und wahr** zu seyn.

Was das erste betrifft, so werde ich von meinen Verdiensten um die Welt, von der Neuheit meiner Beobachtungen, von meinen ehemaligen Schriften, von meinen großen und vornehmen Freunden, von meinen uneigennüzigen Absichten, welche die ganze Welt, besonders bei dieser Reise, erkennt, von meiner Familie, von den erhaltenen Medaillen und Handschreiben regierender Häupter, nichts, oder höchstens auf jeder Seite nur einmal etwas sagen, und statt das Wörtchen „ich" so oft, als ein neuerer Reisender, der mir unsern Boaonesos begegnete, zu gebrauchen, *) will ich lieber, größtentheils

 wenig-

*) Der Verf. zielt vermuthlich auf folgende Stellen, die in N. R. d. T. B. VI. S. III – V. sich finden. „Ich liefere den fünften und sechsten Band — ich fah-

wenigſtens, der mehreren Zahl mich bedienen, obgleich zuweilen noch ſtolzer lautet.

Wahr-

fahre fort, meinem Plane zu folgen, ſo mühſam er iſt, und ſo wenig andere Reiſebeſchreiber ſich vorſchreiben. Demſelben gemäß liefere ich — — dabei habe ich zum Nuzen der Reiſenden nicht wenig Nachrichten mitgetheilt, die ein Leſer, der nie aus ſeinem Zimmer kömmt, vielleicht für überflüßig halten mag. Mich aber lehrte die Erfahrung den Nuzen ſolcher Bemerkungen. Wer mich nicht nach meinem Plane beurtheilt, wer mir einen andern unterſchieben will, dem ich ſeiner Meinung nach hätte folgen ſollen, wird mich freilich nicht ganz richtig beurtheilen können. Ich habe in allen meinen Schriften, beſonders auch in dieſer Reiſebeſchreibung, es mir zum beſondern Zwecke gemacht, hierarchiſche Unterdrückung, Bigotterie und Aberglauben unverwirkt zu beſtreiten, und die Rechte der Vernunft und der Freiheit zu denken aufs freimüthigſte zu vertheidigen. Ich habe bei Gelegenheit dieſer Reiſebeſchreibung durch einen Theil von drey ganz katholiſchen Ländern, Oeſtreich, Ungarn und Baiern nur allzu oft dazu Gelegenheit gehabt. Ich habe mehrmals von den unglaublich vielen und unglaublich groſſen Misbräuchen, die noch in der Römiſch-Katholiſchen Kirche herrſchen, reden müſſen. Zwar habe ich über eine ſo delikate Materie mich ſo vorſichtig auszudrücken geſucht, als es möglich war: Aber wenn ich freimüthig die wahre Beſchaffenheit der Sachen ans Licht bringen, wenn ich nicht heuchlen wollte, wo es am wenigſten zu heuchlen Zeit war; ſo mußte ich mehrmals Dinge ſagen, die hart ſcheinen, aber es nicht ſind, denn ſie ſind blos wahr"

Ferner S. IX „Ich ſchreibe nach meiner Ueberzeugung und ſo freimüthig, als ich an dem Orte meines Aufenthalts ſchreiben darf; — Ich ſtelle mich-

Wahrheit werde ich überall sagen, und nichts anders berichten, als was entweder ich oder auch andere sahen, oder sehen konnten, im Fall sie z. E. gerade auf dem Platze, oder nicht blind waren, oder sehen wollten. Ists möglich, und erlauben es besonders merkantilische Rücksichten, so sollen in einem Anhange von ungefehr zwölf Bänden — einige mehr oder weniger — alle die Dokumente, welche die Wahrheit meiner Erzählungen bestätigen, Auszüge aus größeren Werken, eingerückte kleine fliegende Blätter, Physiognomien der Personen, die ich bei Tische kennen lernte, Abdrücke von geschmakvollen Holzschnitten ꝛc. mit der Zeit folgen.

wichtige Materien deshalb in ein helleres Licht, daß man darüber nachdenken möge. So bald ich dies nur erlangt habe, bin ich sehr zufrieden; denn ich weiß gewiß, daß durch Nachdenken und Untersuchung die Wahrheit allemal gewinnen wird. Ich ehre und liebe jeden rechtschaffenen Katholicken, und nicht wenigere wackere Leute aus dieser Kirche zähle ich zu meinen Freunden. Ich kann mich zwar von keiner einzigen der katholischen unterscheidenden Lehren überzeugen; aber ich streite mich auch mit niemand über Meinungen, zumal da ich sehr wol weiß, was Gewohnheit und Vorurtheile der Jugend vermögen. Ich werde also mit jedem guten Katholicken, der von den seinigen überzeugt ist, sehr friedlich leben können. ꝛc.“

Zweites Kapitel.

Was für Anſtalten der Autor zu ſeiner Reiſe macht.

Das Meer hatte ich ſchon befahren, und die auf demſelben unbekannten Länder bereits beſucht. Jtt wollte ich die Jnſeln in der Luft beſuchen, von denen ich in einem Archive zu Nürnberg ganz genaue Charten gefunden hatte. Vermuthlich iſt der nämliche Martin Behaim Verfaſſer derſelben, der auch dem Columb die Spur von Amerika zeigte.

Aber welches Fahrzeug ſollte mich nach jenen, noch unbereiſeten, Ländern führen? Dieſes auszudenken, koſtete mich manche ſchlafloſe Nacht. Endlich beſchloß ich, mir ein Schiff von Papier, in Geſtalt eines Luftballs, zu machen, und es gelang! Jch nahm das leichteſte, das ich finden konnte, nämlich von den hundert Bänden der allgemeinen Teutſchen Bibliothek, und verfertigte damit die vier Seitenwände, die aber keine ſcharfen, ſondern nur ſtumpfe Ecken hatten. Die Ecken ſelbſt, glaubte ich, müßten etwas dauerhafter gemacht ſeyn, und wählte dazu Makulatur von **Bunkels Leben und Meinungen**, weil ich hoffte, es werde durch die ſtarken Gründe, die in demſelben gegen die Dreyeinigkeit vorgebracht ſind, ſelbſt ſo ſtark geworden ſeyn, daß es den Stoß der orthodoxeſten Stürme aushalten könnte.

Am meiſten Mühe machten mir die Ruder, die ich für die vier Ecken ausdachte. Endlich brachte mich das Laufſtühlchen meines kleinſten Sohns auf den Gedanken,

ſie

ſie nach dem Muſter derſelben einzurichten, damit ich ſie gegen alle Seiten zu bewegen im Stande wäre. Aber das Papierſchiff, gleich dem berühmten Clavilenno, hinauf oder herab zu lenken, wie ich wollte, gelang mir nur durch eine innere Feder, die bis izt geheim bleibt, wovon ich aber meiner Familie die Beſchreibung, als ein Hauſsgeheimnis, zurücke laßen werde.

Da ich durch vieles Nachſinnen mein Fahrzeug im Kopfe ſo ausgedacht hatte, wie ich glaubte, daß es meinen Abſichten am dienlichſten ſeyn werde, ſo war ich in großer Verlegenheit: ob ein Künſtler in der Welt ſich fände, der es nach meiner Zeichnung ausführte, bis mir endlich einfiel: in Paris müſſe es Leute geben, die alles machen können, und beſonders, was für den Wind beſtimmt ſeie. Ich verſchrieb mir daher einen Mechaniker aus dem Palais Roial, als dem Sizе der Künſte aller Art, wo man Platoniſche-Republiken drechſelt, Könige zu Puppen ſchaft, und die unbedeutendſten Leute, die eine gute Lunge und ſtarke Doſis von Unverſchämtheit haben, zu Königen erhebt. — Wirklich hat auch der Pariſer meine Ideen ſo gut ausgeführt, daß ichs für Pflicht halte, ſeine Verdienſte in dieſer Beſchreibung meiner Reiſe der Nachwelt zu empfehlen. Nur habe ich unglüklicher Weiſe ſeine Adreſſe verloren, und folglich den Namen vergeſſen.

Eine Sache bloß ſtark und dauerhaft zu machen, iſt einem franzöſiſchen Künſtler nicht möglich, es muß auch etwas zierliches, eine gewiſſe Eleganz, etwas in die Augen Fallendes und Blendendes damit verbunden ſeyn. Daher ruhete der Künſtler ſchlechterdings nicht, bis ich nachgab, die vier Ruder an den Ecken mit Kupferſtichen zu ſchmücken. Zum Glücke beſaß ich einen groſ-

ſen Vorrath davon an den Bildniſſen, welche die allgemeine Teutſche Bibliothek zieren, und klebte ſie alſo auf die breiten Theile der Ruder.

Ich freilich, als ein ſtumpfer Teutſcher *), war nicht fähig, auf eine Verzierung dieſer Art ſelbſt zu gerathen, hatte aber, ich bekenne es, in der Folge große Freude daran. Denn erſtlich, dachte ich, iſts eine Art von Dankbarkeit, daß du diejenigen Gelehrten mit dir durch die Lüfte erhebſt, die dich in die Lüfte emporheben — und zweitens hoffte ich, mein Luftſchiff wird, wenn es von den niederen Erdebewohnern durch Fernröhre bemerkt wird, die Aufmerkſamkeit der Gelehrten deſto mehr auf ſich ziehen. Man wird Herſchelſche Tuben kaufen, um zu bemerken, welche Gelehrte es ſind, die mich, und die ich erhebe — ob die Berliner ſind? oder die Göttinger? oder nur Landgeiſtliche? — man wird rathen, welche am rechten und welche am linken Ruder, welche oben oder unten, warum dieſer hier, jener dort, dieſe neben, jene weit von einander angeklebt ſind? — man wird tauſend größere und kleinere Schriften darüber in die Welt ausgehen laßen. Dies muß den Buchhandel verſtärken — alle Buchhändler werden mich als ihren Patron anſehen, mir wohl gar eine Bildſäule ſezen — ich aber, nach meiner Rükkunft alles ſichten und berichtigen, ſo wie die Anekdoten von dem großen Könige geſichtet und berichtigt wurden. Ja, mit innigſter Wonne dachte ich mirs, wie Freund Lavater, bis auf eine Höhe von wohl tauſend Meilen, an der Naſenkuppe oder den linken Ohrläppchen irgend eines Portraits, den zureichenden Grund entdecken wird, warum dieſer Gelehrte ein Kritiker, jener ein Arzt, dieſer

*) Lourd Allemand.

ser ein Recensent in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, jener in den theologischen Annalen, der dritte aber in beiden zugleich wurde? —

Da wir aber auch bedachten, daß wir hier und da in Gefahr gerathen könnten, und daß es also nothwendig seyn werde, Anstalten zu unserer Sicherheit zu machen, so beschlossen wir, Kanonen mitzunehmen. Die Ausführung machte uns freilich einige Schwürigkeiten. Allein welche Hindernisse besiegt nicht Muth, Beharrlichkeit und ein erfinderischer Kopf? Ich erinnerte mich durch meine weitläuftige Belesenheit, daß die Schweden einst lederne Kanonen hatten. Warum sollten, dachte ich, nicht auch welche von Pappendeckel möglich seyn? der Versuch wurde gemacht, und so glücklich ausgeführt, daß ein vier und zwanzig Pfünder kaum so groß ist, als ein mäßiger Foliant, die Vierpfünder aber die Gestalt „eines feinen kleinen Allmanachs" haben, nämlich so. Ich ließ die Kanonen einrichten, daß sie, wie ein Tubus, in einander geschoben werden können. Diese Erfindung vereinigte mit dem Nuzen, den sie uns gewährte, zugleich die gröste Bequemlichkeit. Denn wir konnten unsere Kanonen im Fall der Noth in die Tasche stecken, wie die Deputierten zu Paris ihre Terzerolen, sie überall hin mitnehmen, und überall aufpflanzen. Damit wir sie aber auch während der Fahrt selbst brauchen könnten, ließ ich in die Vierecke meines Luftschifs Schießlöcher machen, deren jedes von dem Portrait eines der Dunkelschen, gleich schönen, gleich gelehrten, gleich reichen, gleich antitrinitarisch-gesinnten, gleich verliebten Frauenzimmers gedeckt wurde. Wie wurden unsere Feinde dadurch überrascht! Denn wer dachte wohl, daß hinter diesen Grazien und Minerven Kanonen verborgen

liegen? sie dachten, eine schöne Engländerin vor sich zu haben, und fanden sich vor der Mündung einer Kanone!

Endlich sorate ich auch für den nöthigen Proviant. Von meinem Freunde Hieronymus, *) der bekanntlich mit Ochsen und Büchern handelt, entlehnte ich seine Flaschenfutter, und füllte sie mit ächtem Kolmsdorfer, **) von dem die Jenenser behaupten: er seye schon an fürstlichen Höfen für Burgunder getrunken worden. An Eßwaren aber nahm ich außer einigen Pommerschen Gänsen, die mir der Graf Nimmer ***) verehrt hatte, nichts mit. Denn ich gerieth auf folgende Spekulation, wozu mir ein Mitglied der Berliner Akademie Veranlassung gab.

Ich hatte nämlich von ihm gehört, daß man durch Peitschen mit Ruthen eine süßige Materie zu einer dichten Substanz machen kann. Daher ließ ich rings unter an meinem Papierschiffe Röhren anbringen, durch die der Thau, der natürlicher Weise alle Nacht auf unser Fahrzeug fallen mußte, sich in eine, unten hängende, Cisterne sammelte, die mir zugleich die Dienste eines Parachute that. War nun hinreichender Vorrath von Thau vorhanden, so ließ ich ihn so lange peitschen, bis er sich ganz verdikte, und das Ansehen, und die Süßigkeit des ordentlichen Honigs, zugleich aber eine solche Kraft hatte, daß ein halber Gran desselben den ermüdetsten Ruderer wieder auf vier und zwanzig Stunden zu der härtesten Arbeit stärkte, und die Augen eines Mannes der vier Nächte gewacht hatte, aufs neue

so

*) S. Noth. L. u. Mein. Th. 1. S.
**) K. liegt zwei Stunden von Jena.
***) S. Noth. L. u. N. Th. 1. S.

ſo wacker wurden, wie die Augen Jonathans — durch welche Erfahrung und Thatſache zugleich die Glaubwürdigkeit jener bibliſchen *) Erzählung hinlänglich gerettet wird.

Alles war nun zur Abreiſe bereitet — die Geführten konnten den feſtgeſetzten Termin kaum erwarten. Schon ſchwebte mein Luftſchiff nur an einigen Nothſeilen, die es noch feſte hielten, und ſchien ſelbſt einen ſolchen Drang in die Höhe zu fühlen, daß wir uns alle die glüklichſte Fahrt verſprachen — als auf einmal ein Edikt gerade gegen daſſelbe anfuhr, und es jämmerlich durchlöcherte.

Vermuthlich hatte der geiſtliche Jupiter, der das Edikt gegen unſer künſtliches Machwerk ſchleuderte, gehört, daß es aus Makulatur der A. T. Bibl. zuſammen geſetzt war, und gefürchtet: die in derſelben verbreitete Sociniſche und Arianiſche Grundſäze möchten auch in anderen Gegenden Eingang finden. Da alſo ein treuer Hüter der Orthodoxie ſeinen Wirkungskreiß nicht nur auf ſeinen Planeten einſchränkt, ſondern, wo möglich, auch in unentdekte Welten ausdehnt, ſo ſollte vermuthlich unſere Reiſe durch den papiernen Donnerkeil gehemmt werden. Allein die Anſtalten waren zu weit vorgerükt, die Begierde zur Reiſe zu groß, als daß wir uns durch dieſen, freilich unerwarteten, Umſtand ſchröken ließen, wiewol wir, da alles vorräthige Papier verbraucht war, uns in großer Verlegenheit ſahen: ob wir zum Zuflicken der Oefnung ſolches finden würden, das an die Bogen von der A. T. B. ſich ankleben ließ? Schon begann der Muth zu ſinken, als ein Mann mit einem Packe von der Komödie, die gegen das Religionsedikt gemacht wur-

*) S. 1. B. Sam. Kap.

wurde, erschien, das Loch dadurch auszuflicken versprach, und auch wirklich flikte. Ich hielt ihn für einen Mechaniker, oder Accessisten, oder dergleichen etwas. Er versicherte aber: er seye ein Prediger, und stehe mit dem Zopfe auf die Kanzel. „Da ihm nun der Zopf weggesprochen seye, indem weder in der Augsburgischen Confession noch in der Konkordienformel ein Wort von der Orthodoxie des Zopfs stehe, er aber lieber gar nicht predigen — lieber sein Brod verlieren, als nicht mit dem Zopfe auf die Kanzel treten wollte, so seye er bereit, die Fahrt mit uns zu machen. Vielleicht finde sich ein Land, wo es beim Prediger nicht auf die Kleidung, sondern auf Vortrag und Lebenswandel ankomme." Wir nahmen also den guten Zopfmärtyrer um so eher in unsere Reisegesellschaft auf, da er uns einestheils einen Dienst erwiesen hatte, und wir anderntheils mit einem Reiseprediger noch nicht versehen waren.

Drit-

Drittes Kapitel.

Anfang der Reiſe.

Was den Reiſenden in der Nachbarſchaft des Hundsſterns begegnet.

Der ſechzehnte Julius, alſo mit Hundstag Anfang, im Jahre nach Chriſti unſers Herrn Geburt tauſend ſieben hundert achtzig und neun, ſchnitten wir die lezten Stricke ab, und flogen in die Höhe. Bald verſchwand das kleine Stükchen Land, das man den Planeten Erde nennt, aus unſeren Augen. Wir fuhren mit einem günſtigen Oſtwinde immer weſtwärts, und waren izt Einwohner des Empyreums. An dem Sirius, der eben aufgegangen war, ruderten wir ſo nahe vorbei, daß wir ein Stükchen Feuer von demſelben abbrechen, und mitnehmen konnten, womit wir auch auf der ganzen Fahrt die Pommerſchen Gänſe kochten, die uns der Graf Nimmer geſchikt hatte.

Einige Einwohner ſtunden an dem Rande. Sie waren, wie natürlich von glasartiger Materie, und Momus hätte an dieſer Menſchengattung das Fenſterchen an der Bruſt nicht vermißt. Denn wir ſchauten ſie durch und durch, und laſen in ihren Herzen, daß ſie im Sinne hatten, uns zu kapern. Daher naheten wir uns behutſam der Küſte, und fuhren nur rings um dieſelbe herum.

Da ich bei meiner Vorbereitung auf dieſe Reiſe von dem Sirius eben nicht viel geſammelt hatte, ſo beobachtete ich auch weiter nichts beſonders. Nur entdekten wir

wir am weſtlichen Ende deſſelben, einen Palaſt, gegen den das Invalidenhaus zu Paris, dem ein Speichellecker Ludwigs 14. die Größe einer Stadt *) giebt, ja ſo gar das goldene Haus des Nero, das Teiche, und Wälder umſchloß, nur ein kleines Wachthäuschen zu ſeyn ſchien. Es war eben ſo durchſichtig als die Einwohner. Ueber dem Portal ſtunden die Worte:

Magazin der auf dem Planeten, Erde, verlornen Dinge.

Das ganze Haus — wenn man anders ein Gebäude von dieſem Umfange noch ein Haus nennen kann — von oben bis unten und von einem Ende bis zum andern, war mit lauter Schubladen angefüllt, worauf mit großen goldenen, wunderbar eingebrannten, Buchſtaben zu leſen war, was jede Schublade enthielt. Natürlicher Weiße, alles anzugeben, was wir im Vorbeifluge laſen, iſt nicht möglich. Nur einige will ich aus unſerm Tagebuche ausheben:

1. Gewißenhaftigkeit einer Handelsnation gegen ihre Bundsgenoſſen.
2. Klugheit und Weltkenntniß des Doktor Bahrdt.
3. Beſcheidenheit des Aretin.
4. Nicolai's gutes Herze.
5. Klopſtols leichter Odengang.
6. Reine Abſichten Mirabeaus auf dem franzöſiſchen Reichstage.
7. Ludwigs 14. Toleranz.
8. Verſiegelte Briefe der franzöſiſchen Miniſter.
9. Cha-

*) Par urbi domus hæc, urbs orbi.

9. Chapelains poetiſches Genie.

10. Aufrichtigkeit der Jeſuiten.

11. Demuth der Madame Maintenon.

12. Menſchenliebe des Spaniſchen Großinquiſitors, Turrecremata.

13. Scharfblick der Teutſchen Zeitungsſchreiber in die franzöſiſche Demokratie.

14. Entſchloſſenheit Ludwigs 16.

15. Eheliche Treue des Duc D'Artois.

16. Heiligkeit mehrerer Päpſte, namentlich Bonifaz 8. Gregors 7. und Alexanders 6.

17. Wallerſteins Böhmiſche Krone.

18. St. Pierre's ewiger Friede.

19. Würde eines Diktators in der gelehrten Republik. ꝛc.

Vielleicht hätten wir Zeit gehabt, die Inſchriften alle abzuſchreiben, und ſie wären gewis eines der merkwürdigſten Stücke unſerer Reiſebeſchreibung geweſen. Denn die Welt hätte dadurch von manchen Sachen, von denen man gar nicht weiß, wo ſie hingekommen ſind, endlich erfahren, wo ſie noch zu finden ſind? Allein plözlich wurde uns die Sonne, die an den durchſichtigen Palaſt ſchien, entzogen, und, wie wir aufwärts blikten, ſahen wir zum wenigſten zweimal hunderttauſend Luftballone, einige fünfzig Meilen hoch, über unſern Häuptern weggehen. Von dieſer Erſcheinung hatte ich nichts in den vorher durchleſenen Reiſebeſchreibungen gefunden, und wir wußten alſo nicht, was wir davon denken ſollten.

Auf

Auf einmal sank einer der Ballons gegen uns herab, ähnlich, wie Homer sagt *)

Dem herbstlichen Sterne,
Wenn er, vom Oceane gewaschen, herrlicher leuchtet.

Durch eine unvermuthete Oefnung hatte er alle Luft verloren, und wäre wohl jämmerlich am Strande des Sirius zerschmettert worden, hätten wir nicht die Gegenwart des Geistes und Menschenliebe gehabt, ihn in einem schnell ausgebreiteten Tuche aufzufangen. Aber wie erstaunten wir, als wir ihn ganz leer fanden. Nur in den Ecken lagen einige Tonnen, und hier und da welsche Nüße. Doch war uns, wie wenn wir in den Tonnen ein Gestister hörten, und wagtens endlich, eine zu öfnen. War unser Erstaunen darüber, daß wir den Ballon ganz leer gefunden hatten, groß gewesen, so stiegs ist auf einen unbeschreiblichen Grad, als wir aus der geöfneten Tonne, die etwan vier Maas enthalten mochte, zum mindsten tausend Mann, vom Kopfe bis zu den Füßen bewafnet, herauskriechen sahen. Nun bezweifle jemand, wenn Homer erzählt: es haben so viele Soldaten in dem unendlich größerem Trojanischen Pferde gelegen! Stumm sah' jeder von uns den andern an, und endlich fieng einer der eingepakten Soldaten selbst an, uns die Erläuterung über diese außerordentliche Armatur zu geben, wie folgt.

„Ihr wißt, sprach er, welche gewaltige Gährung wirklich in Frankreich ist, wie man das Volk bewafnete, und

*) Ges. 5. V. 5, 6.

und zum Aufruhr reizte, um, wie bei der Schöpfung, aus Unordnung Ordnung zu schaffen. Wie vieles die Minister, die Geistlichkeit, der Adel durch diese Revolution verloren, ist männiglich bekannt. Die Stifter der Unruhen können sich daher unmöglich überzeugen, daß jene so ganz gelaßen alles über sich beschließen, und gegen sich ausführen laßen werden. Weil nun dem Volke goldene Zeiten versprochen sind, so hat man ihm den Wahn beigebracht: wenn sie nicht kommen, seie niemand daran Schuld, als die Freunde der alten Verfaßung, die Stifter alles Bösen, die Schande der Menschheit, die so gar am Sündenfalle und an der Sündfluth schuld sind — man heißt sie Aristokraten. Alles, was scheußlich ist — Vatermörder, Tyrannen, Blutigel der Nation — denkt sich das Volk unter diesem Namen, und ist daher, ohne ihn zu verstehen, aufs äußerste gegen diejenigen eingenommen, die man mit der Benennung der Aristokraten brandmarkt. Sie zu plündern und ohne weitere Umstände zu laternisiren, zu zerstücken ꝛc. ist löbliche That."

„Allein, da die itzigen Führer des verblendeten Volks wißen, daß die französische Natur zwar den Augenblick in Gährung aufbraußt, vermöge ihres leichtsinnigen Charakters aber nach und nach erkaltet, so ists System, das Feuer von Zeit zu Zeit durch erdichtete Nachrichten zu erhalten, und, wo möglich, noch stärker aufzufachen. Daher werden alle Augenblicke Gerüchte von Unternehmungen der Aristokraten verbreitet. Bald sammelt sich ein Heer am Fuße der Pyrenäen, bald hinter den Alpen, bald am Rheine, bald an der Schelde. Gleich rennen die Nationalgarden nach der Seite hin, wo ein Staub sich erhebt, und finden — wie weiland Don

Quixote — Schaafheerden, statt der Mohren. Man sieht also doch, daß sie auf der Hut sind, und daher beschlossen Prinz Conde, Lambese, Maillebois, nebst verschiedenen andern Mißvergnügten, sie auf eine Art zu überfallen, die kein Mensch träumt. Wie wird Paris erstaunen, wenn auf einmal unsere 200000 Luftballonen sich über die Stadt herablaßen, und die Tonnen sich öfnen!" —

Und ihr mit diesen Nüßen unter die Einwohner der Vorstadt St. Antoine, wie mit Stükkugeln, spielt! — „Freilich mit Stükkugeln!" antwortete der Tonnenbewohner, öfnete eine Nuß, und zeigte uns in jeder fünf und zwanzig Kugeln.

Aber wo sind die Kanonen, Mörser, Haubizen und dergleichen?

„Diese sind auf andern Luftballonen in kleine Kisten verpakt!"

Wir zeigten hierauf unsere Stücke in Taschenformat, sezten sie in eben so große Verwunderung, als die unsrige bei ihrem Anblicke gewesen war, und ließen sie bekennen, daß unsere Erfindung noch größer ist. So entschieden wir den Vorzug des Erfindungsgeistes der Deutschen vor Frankreich, mitten im Empyreum!

Aber o Eitelkeit des menschlichen Stolzes! Ihre Nüße erinnerten uns, daß wir zwar Kanonen im Formate eines feinen lieblichen Almanachs, aber die Kugeln dazu vergeßen hatten. Dies war — wie die Sachsen zu sagen pflegen — ein tüchtiger Schwabenstreich, und

und so kann selbst den Gescheidesten einer Nation etwas Menschliches begegnen! — Wir tauschten einige Nüße mit Stükkugeln gegen eine unserer Taschenkanonen ein, und glaubten nun, unseren Fehler glüklich verbessert zu haben, wurden aber zum zweitenmale gedemüthigt.

Aus der Ecke unsers Luftschiffs fieng ein Handwerkspursche aus Bopfingen an, den ich als einen Bedienten mitgenommen hatte, weil er zwar herzlich dumm zu seyn schien, aber die ehrlichste Seele von der Welt war: „Ich habe einmal in müßigen Stunden in einer alten Chronik meines Meisters in Augsburg gelesen: Die Dänen haben im dreißigjährigen Kriege *) eine Schlacht gegen den Wallenstein verloren, weil ihre Kugeln für die Flinten zu groß waren."

Fast hätten wir also Kugeln gekauft, ohne zu versuchen, ob sie in die Mündungen unserer Kanonen paßten, und so den zweiten dummen Streich gemacht, den unser ehrliche Schwabe durch seine Anmerkung aus der alten Chronik noch verhütete. Doch wäre in diesem Falle das Beispiel der Dänen eine Entschuldigung für unsere Dummheit gewesen. Denn begegnete ein Versehen von jener Art einer so geschieden Nation, die des Beistands der Ausländer und des Lichts von andern Völkern so wenig bedarf, daß sie durch ein Edikt der Welt bekannt machte: „nachdem der Teutsche Struensee sie so gefaßt habe, und, zu seinem Unglüke, in die Kur nehmen wollte, soll in ganz Dänemark keine Stelle anders, als mit Landeskindern besezt werden;" wie verzeihlich war unser unüberlegter Kugelhandel!

*) J. 1628.

Wir probierten also die Kugeln an den Mündungen unserer Kanonen, nahmen, was paßte, gaben dem gesunkenen Ballon von dem Ueberfluße unseres Windes, daß er sich wieder erheben, und den Zug einholen konnte, sezten unsere Ruder, mit den Mitarbeitern an der A. T. B. geziert, in Bewegung, und fuhren immer westet gegen Westen.

Die Anmerkungen, die über unsere Geschichtserzählung zu machen sind, überlaßen wir zwar den Lesern. Doch müßen wir sie hier erinnern, was für einen grosen Grad der Glaubwürdigkeit diese Reisebeschreibung schon dadurch erhält, daß wir selbst unsere Fehler offenherzig bekennen, und nicht, wie andere Schriftsteller demänteln, oder wohl gar zu Tugenden erheben.

Viertes Kapitel.

Die Reiſenden landen in Adraſtea *) — eine komiſche Jagd — Heinrich 8. und Katharina — Karl 12. und Patkul — Alexander und Darius — Childerich, Pipin, Zacharias und Bonifacius — eine vornehme Tiſchgeſellſchaft — ein gekrönter Katechismusſchüler — Dominikus und Torquemada — Lamormain — Neger und Peruaner die — zwölfhundert Könige — Tempelherren.

Unſerm Luftwegmeßer zufolge, der ſehr genau iſt, hatten wir hundert neun und neunzig tauſend Meilen, vier und zwanzig Minuten, neun und fünfzig und eine halbe Sekunde zurükgelegt, als wir an eine Inſel kamen, auf der wir Luſt hatten, uns niederzulaſſen. Denn wir bemerkten verſchiedene Auftritte, die näher zu ſehen, wir ſehr begierig waren. Wir gaben ihr den Namen Adraſtea **) — aus welchem Grunde? wird der Leſer bald aus unſerer Erzählung erſehen.

Kaum waren wir ausgeſtiegen, als wir Zeugen von einem der komiſchſten Auftritte wurden. — Einige zwanzig Herren die uns ſehr vornehm zu ſeyn ſchienen, weil ſie mit Ordensbändern und Sternen an der Bruſt

*) Zu teutſch: die Inſel der Vergeltung.

**) Zu teutſch: Vergeltungsinſel.

gestempelt waren, liefen keuchend an uns vorbei. Hinter ihnen her grunzten wilde Schweine — bellten Füchse — heulten Wölfe, und dieses war in der That kein Spaß, wie die Bauer da eine Durchlaucht pakten, und dorten eine Excellenz über den Haufen warfen: aber lustig, zu sehen, mit welch' possierlichen Sprüngen die Hasen, die izt Muth hatten, wie ein französischer Bauer, an den gnädigen Herren hinan hüpften, und sie zerrten. Die Jäger, die hinten drein kamen, waren in Zwilchkittel gekleidet.

„Gottlob und Dank! rief mein Bopfinger aus: das muß die verkehrte Welt seyn, die in unsers Wirths Stube angenagelt ist. Hab' immer gedacht; es seye nur so eine Erdichtung. Aber nun finde ich sie leibhaftig. Ja, so sieht man doch immer was Wunderbares, so bald man über das Gebiet von Bopfingen hinaus kömmt!"

Die übrigen Bauern waren auf die Jagd zu erbizt, als daß sie sich mit uns unterhalten konnten. Einer aber blieb zurücke, und erzählte uns folgendes: ich weiß nicht, wo ihr Herren zu Hause seyd. Wir aber wohnten einst in einem Lande, wo es sonderbar zugieng. Was wir pflanzten, davon mußten wir den Zehenden, oder gar den Fünftel geben. Nun das gieng noch an. Unsere Obrigkeit, unsere Lehrer, Pfarrer und Schulmeister wurden davon besoldet. Wir gabens also gerne. Von dem Reste sollten wir leben. Aber daß wir diesen nicht mit Menschen, sondern mit Füchsen und Hasen mehr als theilen sollten — daß wir die Nacht über unser Feld bewachten, und den andern Tag zu müde waren, um fleißig zu arbeiten — daß die Schweine doch uns die Kartoffeln ausgruben, von denen Weib und Kind leben sollten — daß wir eingethürmt wurden, und das bischen baare Geld, das wir etwa zum Kindbette der Frau gespart hatten, als Strafe, dem Forstmei-

meiſter und ſeinen Jägern hingeben mußten — daß man auf die Frohn bot, um die Füchſe und Haſen über unſere Felder hin, vor den Jagdſchirm des Herrn zu treiben, damit er, ohne müde zu werden, ſie todt ſchieſſen konnte, und oft auch einen von uns verwundete, oder gar todt ſchoß — dies war mehr, als wir geduldig ertragen konnten. Da iſt ein gewißer Hubertus, der Patron der Jagd ſeyn ſoll, und an deßen Feſte wir am meiſten geſchunden wurden. Ein ſchöner Heiliger, der die Bauern ſchindet! Ein ſchöner Fürſt, der ſeine Unterthanen den Füchſen und Reben aufopfert! Aber die Zeit der Vergeltung iſt gekommen! Nach unſerm Tode wurden wir hieher verſezt —

„Ihr ſeyd alſo weder in den Himmel, noch die Hölle, noch ins Fegfeuer gekommen?"

Was Fegfeuer? Dieſes iſt eine Erfindung der alten Pfaffen, um uns noch nach dem Tode in Kontribution zu ſezen! Wir ſind unſterblich, und werden nach dem Leben auf der Erde für unſere Thaten belohnt oder geſtraft. Aber weder unſere Vergehungen, ſelbſt Verbrechen, verdienen ſolche Strafen, daß man ewig in Feuer und Schwefel ſizen muß, unſere Tugenden und gute Handlungen keine ſo große Belohnungen, daß wir gerade zu, oder in einer Perpendikularlinie, in Abrahams Schoos fliegen dörfen, wie die luſtige Seele in **Starks Krankentroſt** — Nein! alles geht ſtufenweiſe, durch die ganze Natur, in jenem und in dieſem Leben, in Strafen und Belohnungen! — Doch, wie komme ich auf dieſen Punkt? ich wollte nur ſagen, wir kamen hieher, und, ſeit wir hier ſind, iſt uns der heilige Hubertus ein braver Mann, und nun zur Vergeltung unſer Patron. Denn alle Woche einmal haben wir Jagd —

wer da das Wild, wer die Hunde und wer die Jäger sind, habt Ihr ist gesehen, aber nur hier in unserm Distrikte. Auf den Hubertustag aber ist Generaljagd, wo unser Wildpret von der ganzen Insel zusammengetrieben wird. Da solltet Ihr die Sprünge sehen, die unsere Majestäten und Gnaden machen! Karl, der lezverstorbene König von Spanien, der zu glauben schien, ganz Spanien seye ein Jagdpark, und er Fürst geworden, um alle Tage die kostbare Zeit zu verjagen, die er den Herrschерpflichten wiedmen sollte — ha! der springt mit seinen ledernen Beinkleidern und Westen, und macht Kapriolen, wie ein Bestris! O wüßten die Herren auf der Welt dort drunten, was für eine Vergeltung ihrer hier wartet — wie sie sich hier vor uns fürchten müssen, mehr, als ehemals vor den Beichtvätern und Inquisitoren — —

„Sind denn mehrere Einwohner auf der Insel, als was zu dieser lustigen Jagd gehört?"

Geht nur gerade diesen Pfad fort, und da werdet Ihr noch manchen theils komischen, theils schröklichen Auftritt finden. Ich habe nicht weiter Zeit.

Mit diesen Worten eilt' er der Jagd nach, wir aber verwahrten unser Fahrzeug, so gut wir konnten, und schlenderten den gezeigten Pfad fort.

Noch waren wir nicht tausend Schritte gegangen, als wir ein Paar unter einer Laube von Dornen und Brennesseln, die hier fast so hoch wachsen, wie Bäume, in grosser Vertraulichkeit, wie es schien, bei einander sizen sahen. Der Mann war ausserordentlich dicke, und hatte eine

eine Krone auf dem Haupte, woraus wir ſchloßen: er ſeie ein König, oder wenigſtens geweſen.

Was für eine Majeſtät biſt du? fragen wir. (Alles Ceremoniel hatten wir auf der Erde zurükgelaßen.)

Der König.

Ich bin König Heinrich der achte von England.

Wir.

Nun das hätten wir aus dem ſchließen ſollen, wie wir dich fanden. Du warſt freylich ein groſſer Liebhaber des Frauenzimmers, und liebkoſeſt ſie alſo noch nach deinem Tode.

Heinrich.

Leider! Aber nicht mit meinem guten Willen.

Wir.

Freilich Anna Bulen ſcheints nicht zu ſeyn, die du herzeſt.

Heinrich.

Ach! Ihr ſeht ja, daß es meine alte Katharine von Spanien iſt. Alle Tage muß ich ſie drei Stunden lang in dieſer Laube hier küßen und herzen, und da ſticht's mich alle Augenblicke, ich mag ruhig mit ihr ſeyn, oder nicht. Size ich ruhig neben ihr, ſo ſticht mich ein Dorn, um mich zu erinnern, daß ich regſamer ſeyn ſoll — und bin ich lebhaft, ſo komme ich an die Brenneſſeln. Wie gerne wollte ich mich ſtechen laßen, wenn ich nur meinem Herzen nicht ſolche Gewalt anthun müßte! O wie hart werde ich für meine Vergehungen geſtraft! Zu hart!

Wir.

Zu hart? sagst du! Die Alte, mit der du so lange lebtest, einem jungen Fräulein aufopfern, und dann mit dieser sich nur vermählen, um sie aufs Schafot führen zu laßen — und wieder eine andere nehmen, um sie auch zu enthaupten — und so sechs nach einander nur deiner Wollust aufopfern — dafür soll die Strafe zu hart seyn? zu hart, deine rechtmäßige Frau lieb zu haben? Warum hast du sie genommen, wenn sie dir nicht gefiel?

Heinrich.

Weißt du denn nicht, daß die Fürsten nicht wählen dürfen, sondern müßen?

Wir.

Ihr seyd freilich zu bedauern.

Heinrich.

Je nun! das wäre allenfalls zu ertragen. Aber daß ich —

Wir.

Und was?

Heinrich.

Auf Wiedersehen! meine drei Stunden sind für heute ausgehalten!

Wie ein Bliz, war er verschwunden — und wir sollen ihn wieder sehen!

Ohne uns lange mit der Auflösung dieses Räthsels zu quälen, das sich vermuthlich selbst entwickeln wird, giengen wir weiter.

Hier

Hier begegneten uns zwei, deren der eine den andern mit groſser Mühe mehr trug, als führte. Denn der Geführte brach bey jedem Schritte zuſammen, und wir ſahen ganz deutlich, daſs ihm die Glieder entzwei geſchmettert waren.

Da mich die vorhergehenden Auftritte ſchon in den Geſichtspunkt geſtellt hatten, aus welchem ich die Bewohner dieſer Inſel betrachten muſste, ſo fiel mir aus der Geſchichte gleich ein: ob es nicht Karl 12. von Schweden ſeyn möchte, der hier den, von ihm geräderten, Parkul führen müſse? — Und ſo wars!

Armer Karl! — redeten wir ihn an — ſtudierteſt du die Rechte ſo, wie den Kurtius, ſo hätteſt du dieſes Schickſal izt nicht.

„Ich war freilich zu raſch, und erkenne die Gerechtigkeit meiner Strafe. Aber dieſe hier, die Ihr ſehet, iſt bei weiten die kleinſte. Höret Ihr nichts?"

Nichts!

„O das Wimmern und Winſeln der vielen Tauſende, die ich meinem brennenden Ehrgeize aufopferte — das Schreien meiner, an den Rand des Untergangs gebrachten, Schweden um Brod — ihre Klagetöne, die mich überall verfolgen — dies martert mich am meiſten. Unglüklicher Augenblick, in dem ich den Kurtius zum erſtenmale in die Hand nahm!"

Armer Karl!

„Nun ſo konnte ich doch Euch erreichen — rief eine Stimme hinter her — da Ihr ein wenig plaudertet." —

Mit

Mit diesen Worten faßt der Neuangekommene den Patkul an dem andern Arme, um ihn führen zu helfen. Wir fragen: wer dieser zweite Führer ist? und vernahmen von Karln: es sey sein Gegner, August von Polen. Vier Stunden des Tags müße er allein den Patkul führen, und zwei August ihm helfen, weil er ihn ausgeliefert habe.

In diesem Augenblicke trat noch einer hinzu — ein Mann in einem Morgenländischen Gewande, mit Diadem und Scepter, dem ein Bedienter folgte.

Wer sind diese? frag ich Karln.

„Solltest du am Anzuge den Persischen König Darius nicht erkennen? und wer sein Laquay ist, kannst du dir nun selbst sagen."

Alexander?

„Ja, der ist dazu verdammt, dem Darius auf allen Schritten zu folgen, seine Befehle zu vollziehen, und ihm so gar den Nachttopf auszuleeren, weil er ihn unrechtmäßig seines Reichs beraubte, da doch Darius ihm den schönen Antrag gethan hatte, Asien bis an den Taurus abzutreten."

Hätte ich ihn angenommen — fiel Alexander ein — so regierten meine Nachkommen ruhig in beiden Welttheilen.

Das wäre — antwortete ich — vielleicht der kleinste Vortheil gewesen, den du durch einen rühmlichen Frie-

Frieden mit Darius erhalten hätteſt, daß du Zeit gewannſt, in dem eroberten Lande auch die nöthigen Einrichtungen, und deine Herrſchaft dadurch dauerhaft zu machen — der weit größere, daß dein Glücke dir nicht den Kopf verrükt, und dich zulezt zur Grauſamkeit und zu Ausſchweifungen verführt hätte.

Uebrigens war eine Geſellſchaft hier beyſammen, die ſie finden, wir niemalen getraumt hätten — Darius und Auguſt der zweite — Alexander und Karl der Zwölfte, deren jene gleiches Schikſal, und dieſe gleiches Genie hatten. Ich fühlte vieles Vergnügen, ſie recht betrachten, und mit einander vergleichen zu können. Ich wünſchte dem Schweden Glücke, daß er denjenigen nun leibhaftig vor ſich ſahe, den er ſich immer im Geiſte vorgeſtellt hatte. Aber Karl bedankte ſich kaum für meinen Glückwunſch. Er ſchien die Ohren zuhalten zu wollen — wenn er nur gekönnt hätte — und ich ſchloß daraus, daß das uns unvernehmliche Winſeln und Wimmern izt ſtärker geworden ſeyn müße. Auch das Aechzen Patkuls über ſeine zerſchmetterten Glieder mußte Karln das Herze von Zeit zu Zeit verwunden. —

Nun wird unſere Geſellſchaft vollends ganz — rief izt unvermuthet der König Auguſt aus, als ein rüſtiger, entſchloßen ſcheinender Mann ein auch gekröntes Haupt, auf einem, mit Ochſen beſpannten, Wagen herbei führte. — Jeder der beiden Ochſen hatten einen Reuter auf ſich, deren der eine mit einer Art von ſpizer Krone geziert war, der andere einen Biſchofſtab in der Hand hielt.

Auguſt machte uns mit den Neuangekommenen bekannt.

Hier

Hier muß, sprach er, Pipin den von ihm abgesetzten Childerich alle Tage auf einem Wagen, spazieren fahren, wie der König zu den Maiversammlungen zu kommen pflegte. Der Reuter rechts ist der Papst Zacharias der Zweite, der es für erlaubt erklärte, den rechtmäßigen König zu entsezen, und der links, der heiligt Bonifaz, der den Geschäftsträger dabei machte.

Es war drollig anzusehen, wie die beiden Geistlichen sich bequemern Siz zu verschaffen suchten. Denn der schneidende Rücken der Ochsen, die mit Absicht als die magersten ausgesucht zu seyn schienen, verwundete sie so, daß sie sich bald auf die eine bald auf die andere Seite dreheten, und oft bald herab hiengen. Sie schienen izt selbst, auf dem Esel zu sizen, auf den sie die Welt ehemals gesezt hatten. —

Es war ungefehr Mittagszeit, als wir die Gesellschaft ihrem wohlverdienten Schicksale überließen, und weiter fortwanderten. Wir kamen an eine offene Laube, wo eine Gesellschaft speißte. Es waren Karl der neunte, König von Frankreich, seine Mutter, Katharine von Medicis, der Kardinal von Lothringen, der Duc de Guise nebst andern. Der Burgunder, der reichlich auf dem Tische stand, reizte uns so sehr, daß ich schon bedauerte, die Flasche meines Hieronymus nicht bei mir zu haben, als die Tafelnden unsere Lüsternheit endlich bemerkten, und uns einen Pokal anboten. Aber wie geschwinde spulte ich das Gekostete wieder aus! Ach! es war **Hugenotenblut**, von dem die Gesellschaft alle Tage, statt jeden andern Getränks, sechs Flaschen zu sich zu nehmen gezwungen ist. Nicht einmal Wasser wird ihr gereicht. Gerechte Strafe für diejenigen, die den Unterthan schüzen und glüklich machen sollten, und

ihn

ihn ſelbſt meuchelmörderiſch hinrichteten — um Gott dadurch zu gefallen — weil der Hugenote ihn anders verehrte, als der Päpſtler!

Bei Gaſtmählern hatten die alten Römer allerhand Vergnügen. Sie ließen vor der Tafel Komödien ſpielen, und Tänzerinnen tanzen. Aber wie ganz anders war das Schauſpiel, nach welchem dieſe Geſellſchaft hinblicken mußte: Calas lag auf einem Ruhebette, und wurde aufs herrlichſte bedient, neben ihm aber erhielten der Kapitoul David von Toulouſe, nebſt den andern Richtern des unſchuldigen Alten, bei jedem Biſſen, den der Unglückliche zu ſich nahm, von dazu beſtellten Henkersknechten einen tüchtigen Ruthenhieb auf den entblößten Rücken. Wir bemerkten, daß der Alte kaum für Hunger ſterben aß, und ſelbſt dieſes Wenige mit Wehmuth, vermuthlich um ſeinen Henkern die Streiche zu vermindern. Guter Calas! —

So ſehr wir indeßen die Touloufern Blutrichtern ihre Strafe gönnten, ſo konnten wir doch den Anblick des leidenden Alten nicht lange aushalten. Wir waren kaum einige Stadien gegangen, daß wir das Geſchrei des Kapitouls und der andern Richter noch vernahmen, ſo hörten wir immer rufen: „welche Ungerechtigkeit! und immer dazwiſchen etwas in den Bart murmeln, wie wenn ein Schüler auswendig lernt. So war's auch — aber kein Schüler ſondern Seine ehemalige Majeſtät, Philipp der zweite von Spanien, Herr von Oſt- und Weſtindien, der den Heidelbergiſchen Katechismus leſen mußte. Alle Tage muß er ihn zu gewißen Zeiten lernen, und alle Morgen hat er ihn wieder vergeßen. Weil er bei Strafe, den Luther und Melanchthon ſechsmal zu küßen, zu dieſer Lektion gezwungen iſt, ſo lernt er anfangs

fangs immer rasch darauf los, bis er zum Artickel vom Abendmahle kömmt. So oft er nun da lesen muß: „die Meße sei eine Abgötterey!“ fällt er in Verzückungen, und schreit: „Glücklicher Sisyphus! Glücklicher Tityus! Ach! tausendmal wollte ich lieber die Klauen eines Geiers in meiner Leber fühlen, als diesen verwünschten Katechismus lernen!“ Dann hört er wieder das Wehklagen der Toulouser, und fühlt jeden Hieb, den jene erhalten, selbst doppelt.

Wir wollten ihn über verschiedenes befragen, besonders, ob er seinen Sohn, den Don Carlos, enthaupten, oder mit Gifte hinrichten ließ? aber, statt der Antwort, schoß er einen grimmigen Blick auf uns — so einen von den Blicken, durch die er einst einen seiner Minister tödtete — und verschwand! Es schien also — und in der Folge haben wirs auch wahr befunden — daß er in Adraſtea sich nur eine Zeitlang aufhält. —

Nicht ferne von dem Plaze, wo Philipp den Katechismus auswendig lernte, erblikten wir ein großes, in die Rundung gemachtes, Feuer, und durch daſselbe hin zwei Männer, die uns, wie die Männer im feurigen Ofen, vorkamen. Sollten diese, dachten wir, eine neue Menschenart sein, die im Feuer leben, wie Salamander? Doch bemerkten wir, daß das Feuer sie nicht ganz erreichte, sondern in der Entfernung gemacht war, daß es sie zwar nicht verbrannte, aber doch nahe genug war, ihre Haut wie zu rösten, und daß der Schweiß immer in großen Tropfen am ganzen Körper hinab lief. Haben diese zwei Männer nur eine Woche mitten in diesem Feuer gewohnt, so müßten sie, nach unserer Meinung, ihr Leben schon verschwizt haben. Wie faſt unbegreiflich schiens uns daher, als man uns gleich hernach

nach ſagte: ſo wohnen und leben ſie ſchon zwei Jahrhunderte. „Ach! ſchrieen ſie: verbrennt uns lieber ganz, und mit einemmale! Verbrennt uns! Verbrennt uns! Wir wollen gerne ſterben. Wir habens freilich verdient, ewige Gerechtigkeit; aber laß uns nur ſterben!"

Schon fingen wir an, Mitleiden mit dem Paare zu haben, bis wir uns bei dem Manne, der das Amt hat, das Feuer zu unterhalten, und keinen Augenblik raſten darf, nach den Namen erkundigten. Es waren der heilige **Dominikus**, Stifter der Inquiſition, und **Torquemada** *), der erſte Großinquiſitor in Spanien, der hunderttauſend Menſchen eingekerkert, und zehntauſend, Gott zu Ehren, verbrannt hat: Gerechtes Schikſal! riefen wir nun alle mit Einem Munde! Gerechte Themis!

„Du biſt wohl **Huß**, der du das Amt des Zuſchürens haſt — und wirſt vielleicht von deinem **Hieronymus** abgelöſt. Denn du ſelbſt mußt bei der Unterhaltung des Feuers faſt zerſchmelzen! — Die Göttin der Gerechtigkeit wird dir dieſes Amt gegeben haben, damit du dich ſelbſt an den Menſchenmördern — auch Torquemada war ein Feind der Huſſiten — rächen kannſt?" So fragten wir.

Wißt Ihr denn nicht, antwortete der Mann, daß die Gottheit einen Huß, deſſen Sache Rachſucht nicht war, der ſeinen Richtern verzieh, durch ein ſolches Amt, als ich verwalten muß, nur geſtraft hätte? — Ach nein! ich bin der Lobredner Ferdinands des Zweiten **) — ich der Verfaſſer des berüchtigten Reſtitutionsedikts!

*) Sonſt auch Turrecremata genannt.

**) Ferdinandi des II. Tugenden durch R. P. Guliel-

mum

„Lamormain!“

Ja, der:

„Wünsche Glücke zur Beschäftigung! Doch hättest du den Ketzern in Böhmen, Oberösterreich, Crain ꝛc. wohl lieber das Feuer unterhalten!“

Izt konnten wir uns vollends ganz erklären, warum Philipp 2. gerade da sich aufhalten muß, wo wir ihn fanden. Auf der einen Seite Karl 9. der Hugenotenblut trinkt, und die Toulouser Richter — auf der andern Dominikus und sein Landsmann, Torquemada, die ihre Grausamkeit ausschwizen — er selbst in der Mitte mit dem Heidelberger Katechismus, dem verwünschtesten unter allen Büchern, in der Hand, und gezwungen, ihn alle Tage zu lernen — man muß bekennen, es war eine peinliche Lage für ihn, und ich glaube: er hätte lieber seine Isabella in den Armen des Don Carlos gesehen!

Ohne

mum Lamormaini ꝛc. Wien 1638. 4. In dieser Rede stehen folgende zwei Stellen: S. 43. „Nicht ohne Verwunderung ist von ihme gehört worden: wann ihm zu einer Zeit und an einem Ort ein Engel und ein Priester begegnete, wollte er erstlich dem Priester, und hernach erst dem Engel seine gebührliche Ehr erweisen“ und S. 114. „Es war ein gemeines Sprüchwort, man griffe dem Kaiser in die Augen und den Augapfel, wenn man die Societät angriffe: Es kündte keiner für der Societät Feindt erkennet werden, der nicht auch Ferdinandi Feindt wäre: wer denselben liebte, der liebte auch die Jesuiter.“ An diesen wenigstens lags nicht, wenn F. nicht kanonisiert wurde. Die ganze Lobrede zweifte darauf hin. s. S. 135. 137. 126. ꝛc.

Ohne Freude an Martern zu haben, fühlten wir uns verſucht, noch einige Zeit bey dem heiligen Dominikus und Torquemada zu verweilen: ob ſie nicht, wenigſtens itzt, fühlten, daß kein Menſch das Recht hat, den andern um ſeines Glaubens willen zur Rechenſchaft zu ziehen — noch weniger das Leben deßwegen zu rauben? — aber ein anderer Auftritt riß uns weg.

Ein Neger peitſchte ſechs zuſammen gebundene Engländer ganz erbärmlich. „Die weißen Hunde! rief er bey jedem Hiebe — itzt iſt die Reihe an uns!“ Wir eilten, was wir konnten, um nicht, weil wir auch Weiſſe waren, das nämliche Schikſal zu haben. Unſer Weg gieng durch verſchiedene Pflanzungen. Ohne uns lange umzuſehen, bemerkten wir, daß Kupferfarbene Amerikaner den Pizarro und andere Spanier zur Arbeit trieben, und dem Pater Paivrede *) bei jedem Schritte ein Buch um den Kopf ſchlugen — daß die Portugieſen in der ſchröklichſten Wildnis Diamanten ſuchen müßen, und daß andere Europäer bei Hindoßanern die niedrigſten Sklavendienſte verrichten. Ein groſſes

*) Nachdem V. dem Atahualpa den Sündenfall Adams, die Menſchwerdung Chriſti, ſeinen Tod und die Auferſtehung die Ernennung des Fiſcher Petrus zum göttlichen Statthalter auf Erden, ſein Recht an die ganze Welt ꝛc. vorgepredigt hatte; frug der Inca: woher er denn alle dieſe auſerordentliche Sache wiſſe? — „Aus dieſem Buche!“ antwortete V. und gab ihm ein **Brevier** hin. A. öffnets begierig, blättert darinnen, hält's ans Ohr: „es ſchweigt, es ſagt mir nichts!“ ſpricht er, und wirfts mit Verachtung zur Erde. Nun ſchreit V. „Zum Gewehre, Chriſten! zum Gewehre! Gottes Wort wird verhöhnt, Rächet die Entheiligung an dieſen ruchloſen Hunden!“ Robertſ. Geſch. v. Amer. Th. 2. S. 104.

Stüke Landes lag noch öde mit Dornen und Disteln und Brennesseln von der Größe, wie wir schon gesehen hatten, überwachsen. Wir begriffen nicht recht, warum die Neger und Amerikaner ihre Europäische Sklaven nicht hieher führten, um das Feld urbar zu machen, und mochten die Ursache davon gar zu gerne wißen, schlichen aber an allen, die uns begegneten, vorbei, um nur nicht angehalten zu werden. Endlich, als wir izt gleich an der Gränze der Pflanzungen waren, wagten wirs, einen Wanderer zu fragen: warum diese Wildniß nicht angebaut werde?

„Die Herren, denen diese Arbeit bestimmt iſt, sind noch nicht da!"

Und wer sind sie denn?

„Wie, wenn Ihrs würet?" — Wir schauerten — „Doch nein! es sind die zwölfhundert Könige, die izt in Paris beisammen sizen!"

Sie, die trunkenen Verehrer der Freiheit?

„Ja, ihrer eigenen und der französischen Bauern, denen sie auf Unkosten der rechtmäßigen Besizer alle Vortheile verschaffen, und alle Ausschweifungen verzeihen — — als aber die Freiheit der Neger zur Sprache kam, fürchteten sie sich vor den Kaufleuten in Bordeaux, deren Beutel den ihrigen actillt hatte, und erklärten die Neger auf den Inseln für Sklaven." *)

Wei-

*) Den 8. März, 1790.

„Welche Inkonsequenz! wie wenn nur der französische Bauer ein Mensch wäre!

„Es ist nicht die einzige! aber — glückliche Reise! ihr Herren! ich habe nicht Zeit!"

Ein hübsches Stückchen Arbeit, das dieser zwölfhundert Köpfe wartet! Es wird ihnen nicht so gut behagen, als Abends hundert Louisd'or auf Eine Karte seien, oder in den Armen einer demokratischen Maitresse zu den wichtigsten Geschäften eines großen Reichs und der Menschheit erwachen. — So dachten wir, und freueten uns, den Pflanzungen, und besonders der schröklichen Einöde, entgangen zu seyn.

Von dem Orte unserer Landung hatten wir den Weg mitten durch die Insel genommen. Jtzt eilten wir links an der Küste hin, zu unserm Luftschiffe zurücke. Hier bemerkten wir noch manchen Auftritt, den wir vielleicht zu seiner Zeit nachholen, wenn die vielen und zerstreuenden Geschäfte anderer Art, namentlich die Fehden, die wir mit geistlichen und weltlichen Rittern zu führen haben, uns einmal erlauben, unsere Reisehefte ganz in Ordnung zu bringen. Doch einer Scene noch erinnern wir uns besonders lebhaft.

In völliger Ruhe und Zufriedenheit, mit heiterem Blicke und freiem männlichen Schritte spazierten Ritter an dem Ufer umher. Aus den Abbildungen aller geistlichen und weltlichen Orden fiel mir gleich bei: Diese müßen der Tracht nach, wohl alte Tempelritter seyn, und mein gutes Gedächtniß hatte mich nicht getäuscht.

Wir ſind die ehemalige Tempelherren — erzählte mir ein junger, ſchmuker Ritter — die Philipps des Schönen Geiz und Grauſamkeit lebendig braten, hängen, kurz, durch tauſend Martern ausrotten ließ. Aber das Schikſal verſezte uns in dieſe Ruheſtätte, und wir ſind für die Leiden, die wir unſchuldig duldeten, belohnt. Nur zwei Dinge verdrießen uns: erſtlich, daß es bei Euch drunten noch Thoren giebt, welche die Albernheiten und ſchrökliche Sachen, die man uns Schuld giebt: wir haben den Teufel und wer weiß, was noch mehr angebetet, und dergleichen, wieder aufwärmen. Solche Dinge von uns zu glauben, oder zu erzählen, ſollte man einem Klemens 5. überlaßen — und zweitens, daß wir ſelbſt den franzöſiſchen König alle Tage ſtrafen müßen, iſt uns auch nicht angenehm.

„Ihr ſelbſt? und wie?"

Das werdet Ihr finden, wenn Ihr noch einige Schritte weiter gegangen ſeyd. Denn ich ſehe, daß die Anſtalten dazu wirklich gemacht werden.

Ungeachtet wir nun in Adraſtea bereits geſtrafte Fürſten genug geſehen hatten, trieb uns doch die Neugierde, auch das zu wiſen, wie Philipp der Schöne geſtraft wird? — Alle Tage werden zwey Stüke des damaligen Geldes glühend gemacht, und ihm mit einem Eiſen in die Hand gedrükt. Es ſcheint alſo, daß es hauptſächlich Geiz war, was ihn zur grauſamen Verfolgung der Tempelherren bewog. — Die durch das glühende Geld gemachte Wunde wird denn durch eine Salbe wieder geheilt, ſo daß er den Reſt des Tages den Rittern bei der Tafel und ſonſten, was ſie verlangen, aufwarten kann.

Gegen Abend erreichten wir unſern Luftballon, und ſezten ihn in den Stand, mit Anbruche des Tages weiter fahren zu können. Denn wir fürchteten immer, es möchte die Neger reuen, daß ſie uns entſchlüpfen ließen, und ihnen noch izt einfallen, uns einzuholen. Wie groß war daher unſer Vergnügen, als wir ſchon bei Aufgange der Sonne Adraſten unter unſern Füßen ſahen!

Fünftes Kapitel.

Großes Unglük der Gesellschaft — der Prophete Jonas — Sonderbare Wiedergeburt der Reisenden.

Man vermeidet die Scylla — pflegen unsere Alten zu sagen — und fällt in die Charybdis. Wir enteilten den Negern, und geriethen in noch weit größere Gefahr.

Schon bei Aufgange der Sonne bemerkten wir, daß es mit ihr nicht ganz richtig war. Sie schien bald ganz, bald halb, bald nur zum Theile, und das in viel schnellerer Abwechslung, als beim bloßen Vorüberzuge der Wolken gewöhnlich ist. Zwischen Furcht und Hofnung erwarteten wir also die Erklärung dieses Phänomens. Aber, leider! erklärte sichs uns zu bald!

Ungefehr eine Stunde waren wir auf der Fahrt, als eine Biene sich uns näherte, deren Schilderung schon bei jedem Leser Schauer erregen muß. Ungeachtet wir nun zum erstenmale — aber, wie wir hoffen, auch zum leztenmale — in Gefahr sind, daß man unsere Erzählung für unwahrscheinlich halten wird, so versichern wir doch, bei der Treue aller Reisebeschreiber vom Marco Polo an bis auf Sander! daß das, was wir von der Biene melden, noch weit unter der Wahrheit ist.

Schwe-

Schwebte ſie über dem Main, ſo würde ſie mit Einem Flügel Frankfurt und mit dem andern Maiz̃ deken. Die Haaren des Körpers waren viel gröſer, als Fichten — ein ordentlicher Wald, in dem viel Wildpret umher lief, und herrliche Nahrung hatte. Aus jedem ihrer Zähne, die weit weiſſer und ſchwerer waren, als Elephanten Zähne, könnte man einen Palankin für irgend einen Indiſchen Fürſten machen. Daraus ſchlieſſe man auf ihre Augen, ihre Füße, den Rüſſel und den Stachel, der viel länger war, als die gröſte Holländiſche Tanne.

Wie uns bei dem Anblicke eines ſolchen Ungeheuers zu Muthe war, kan jeder leicht denken, der ſich an unſern Plaz ſezt! Vermuthlich witterte ſie den Honig, den wir geſammelt hatten, und kam daher gegen uns geflogen. Da mir die Religion eines jeden, mithin auch meiner Reiſegefährten, ſonſten gleichgültig war, ſo hatte ich bei keinem derſelben mich darnach erkundigt. Izt erfuhr ichs unvermuthet. Der eine bat die Jungfrau Maria, ſie möchte ihn doch nicht durch dieſen ungeheuern Stachel durchbohren laſſen — der andere betete aus Schmolk, ein dritter in der Angſt das Vater Unſer. Weil er aber Unſer Vater ſagte, ſo ſchloß ich daraus: er ſeie reformirt — wiewol dieſer Schluß nicht mehr ganz richtig iſt, ſeit dem im Wirtembergiſchen die merkwürdige Agendenverbeſſerung gemacht wurde, daß nun auch alle Lutheriſch-orthodoxe Chriſten in dieſem Herzogthum: Unſer Vater! beten ſollen. Einer war unter meinen Reiſegefährten, den ich, ſeinem Benehmen nach, für einen Juden hielt, das mir ganz auffallend war, weil dieſe Nation nicht den geringſten Muth hat. Mein Reiſeprediger, der da glaubte, die Vorſehung habe die Biene

um ſeines heterodoxen Zopfs willen geſchilt, wie Descartreaux, das Donnerwetter ſeie um ſeines Eierkuchens willen entſtanden; zitterte, und gelobte in der Angſt, ihn abzuſchneiden. So hätte alſo eine Biene im Emsvolum ausgerichtet, was ein königliches Oberkonſiſtorium nicht konnte! Allein ehe der Katholike halb mit ſeinem Roſenkranze und die andere mit ihrem Unſer Vater fertig waren — ehe der Reiſeprediger nur ſein Taſchenmeſſer zur Operation gegen den verwünſchten Zopf hervorſuchen konnte, hatte die Biene unſre Luftſchiff mit Mann und Maus zwiſchen die Vorderfüße gefaßt, warf uns einige male, wie einen Ball, über ſich, fieng uns wieder auf, und drehete uns nach allen Seiten, daß wir zwar keine Rhapſodien, wie Homer *), aber dafür Recenſionen, Chronodiſtichen, Mordgeſchichten von Daniel Wunderlich, die wir dem Schuſter Seuberlich zu Ritzebüttel an der Elbe ſchicken wollen, Anekdoten, antitrinitariſche Diſſertationen und dergleichen in Menge erbrachen. Kurz, das Ungeheuer ſpielte mit uns ſo artig — aber freilich nicht für uns — wie die, an eine Steknadel geſpießten, Mükken, denen ein Knabe öfters eine kleine, runde Scheibe von Papier zum Umdrehen zwiſchen die Füßen giebt. Ach! wie pochte das Herze, ſie möchte uns fallen laſſen! ſie aber warf uns nur ſo lange auf und nieder, bis ſie ihren Zeitpunkt erſehen hatte, uns auf einmal zu verſchlingen — ſo wie ein Taſchenſpieler allerhand, unbedeutend ſcheinende, Bewegungen macht, bis die Sachen in der Lage ſind, in der er ſie haben will.

Wie

*) S. meinen Charon, in der Ausg. die Reiz von meinen Werken machte, B. 1. S. 499.

Wie lange wir fielen, bis wir in den Abgrund des Bauchs kamen, können wir ſchlechterdings nicht ſagen. Denn wir hatten zwar am Morgen vor der Abfahrt von Adraſtea alle unſere Uhren gerichtet, aber beim Anblicke der Biene vergeßen, darnach zu ſehen. Das aber iſt richtig, daß wir wohl mehrere Stunden betäubt lagen, bis einer nach dem andern, wie aus einem Rauſche, aufzutaumeln anfieng. Ich, der ich gewohnt bin, aus getraumten Höhen herabgeſchleudert zu werden, war, ohne Ruhm zu melden! der erſte, der ſich wieder beſinnen konnte, fand, daß wir alle noch in unſerm Luftſchiffe waren, und wagte es, ein Licht anzuſtecken. Einige Tage lebten wir in demſelben, wie auf dem feſten Lande. Hier retteten uns die pommerſchen Gänſe vom Hungertode. Als aber dieſe natürlicher Weiße abnahmen, ſprach ich zu meinen Gefährten: „Geſtorben muß es doch ſeyn! Lieber wagen wir alles, um, wo möglich, aus dieſer lebendigen Hölle zu entrinnen. Wir wollen das Luftſchiff verlaßen, und einen Ausgang ſuchen. Freund Schiffprediger opfert ſein Zopfband auf. Dieſes knüpfen wir an, und ziehen das Schiff nach der hinteren Oefnung des Thiers, und ſtoßen da ab, wie vom feſten Lande. Sei's, durch welche Oefnung wir entrinnen! wenn wir nur lebendig hinauskommen. Man tritt auch nicht auf dem ſchönſten Wege in dieſe Welt ein!" Alle klatſchen meinem Entwurfe ſolchen Beifall, daß es zwanzigmal ſtärker wiederhallte, als in dem Münſter zu Straßburg oder in der Kathedralkirche zu Sevilla.

Wir verließen alſo — freilich nicht ohne Furcht und Zittern — unſer Schiff, und ſtiegen ganz bedächtlich hinab in den Bauch des Thieres. Hier aber ſahen

sahen wir die Gedärme des Thiers, die wie Berge übereinander lagen, und wie Meereswogen wallten, als solche unübersteigliche Hindernisse vor unsern Augen, daß wir alle verzweifelten, zu der gewünschten Oefnung des Mastdarms zu gelangen. Izt fühlten wir also größere Angst, wie zuvor, und dachten nicht anders, als, hier lebendig zu verfaulen.

Lange hatte einer unserer Reisegefährten in tiefem Nachdenken gestanden. Auf einmal rief er aus, wie einst Archimedes: Gefunden! gefunden! — „Wir sollten, fuhr er fort, meinen Griffel nehmen, und der Biene zwischen den kurzen Rippen, in deren Nachbarschaft wir uns befanden, ein Loch ganz sachte durchboren, daß es das Thier nicht merkte, dann das Schiff an die Mündung bringen, und uns so herablaßen." Der Rath gefiel: Wir ließen das Schiff auf seinem Platze, und, nachdem wir ungefehr eine halbe Stunde gegangen waren, kamen wir an einen Platz, der uns ein wenig durchsichtig zu seyn schien, und wo wir also vermutheten, dieses sei die dünnste Seite des Ungeheuers. Indeßen mußten wir doch zwei Tage und zwei Nachte bohren, und einander wegen der Schwachheit, in die uns der Hunger versezt hatte, öfters ablösen, bis endlich ein kleiner Lichtstrahl zwischen den Rippen herein fiel. Ach! wie wars uns izt wieder zu Muthe, da wir in diesem Lichtstrahle den ersten Hofnungsstrahl erblikten! Nun, da diese Oefnung einmal gemacht war, wurde es uns nicht mehr so schwer, sie immer zu vergrößern. Dem Thiere selbst muß es ungefehr gewesen seyn, wie wenn wir zu Ader laßen. Denn es war nicht sehr unruhig.

Schon

Schon konnte einer von uns aufrecht in dem gebohrten Loche ſtehen. Welche unermeßliche Ausſicht! rief er. Ich als ein groſſer Freund der Ausſichten, ich, der ich zu beſchreiben pflege, daß man von dieſem Hügel eine Kirchthurmſpitze, und von dem benachbarten einen Wald erblikt, und wie es iſt, wenn man, Bergan, oder Bergab fährt — ich eilte nach der Oefnung, um eine Beſchreibung des Proſpekts auf der Stelle zu machen. Aber da ich ſchwindelnd bin, durfte ichs nicht wagen, in die Lücke zu ſtehen, ſondern ſtrekte liegend den Kopf ein wenig hinaus.

Aber ſo iſts! Ueber den Dingen, die in der Ferne liegen, bemerkt man oft nicht das Nähere und Beßere. Der Wagehals, der ſich an den Rand eines kaum denkbaren Abgrunds, zwiſchen die kurzen Rippen der unter hundert Sonnen herum fliegenden Biene, geſtellt hatte, ſahe in unermeßlicher Ferne Planeten und Fixſterne — ich aber, der ich kaum den Kopf hinaus ſtelte, in der Nähe Hirſche, Rehe, Haſen, wilde Schweine und dergleichen, die in dem Haarwalde der Biene umher liefen. Dieſe Entdeckung war uns mehr werth, als die einer neuen Sonne. Denn ſie ſicherte uns ſo lange vor Hunger, bis wir das Luftſchiff an die Oefnung gebracht, und alles zur Abfahrt aus dem Bauche des Ungeheuers eingerichtet hatten.

Weil ſo gerade, um den Rand der Oefnung herum, in den Wald zu ſteigen nicht möglich war, ſo gruben wir geſchwinde, durch neue Hofnung geſtärkt, einen Seitenweg, ſchief nach dem Walde, hin, und machten die gehörigen Anſtalten zur Jagd. Wie unnöthig waren ſie!

Die Thiere, die nie einen Feind, am allerwenigſten einen Zweibeinigten, gekannt hatten, blieben ſtehen, wenn wir zu ihnen kamen, und es war ein großer Spaß, wie wir die Haaſen in die Taſche ſteckten, die Hirſche an den Geweihen, und die wilde Schweine an unſern Strumpfbändern zu unſerm Lagerplaze führten, daß alſo kein Schuß nöthig war. Wir ſpikten die wilden Schweine mit Haaſen, und erinnern uns noch heut zu Tage, und bis an unſer, Gott gebe! ſeeliges Ende, ſo oft wir zuſammen kommen, wie wir damals, am Rande eines unbeſchreiblich — weiten Proſpekts, in Lüften ſchwebend, mithin noch wollüſtiger, als die Römer in ihren Hängebetten, zwiſchen den kurzen Rippen unſere Biene ſchmauſten, mit faſt eben ſo großem Vergnügen, als die ehemaligen Halliſchen Miſſionarien **Stephan Schulze** und **Muthmann** ſich der guten Bewirthung an gräflichen, adelichen und geiſtlichen Tiſchen erinnerten, an denen ſie ihre, in den Synagogen der halsſtarrigen und verblendeten Juden, die ſich weder durch Weſtphäliſche Schinken noch Göttingenſche Mettwürſte zum Chriſtenthum reizen ließen, verſchwendeten Leibes- und Seelen-Kräfte wieder herſtellten. *)

Friederich erkannte, daß ein großer Theil des Muths der Soldaten ſeine Quelle in dem wohl gefütterten Unterleibe habe, und wir erkannten, acht und ſechzigtauſend neun hundert und ein und zwanzig Millionen Meilen weit von Potsdam, die Wahrheit dieſer Behauptung des **Königs**. Denn wir, die wir vorher gleichſam auf den Zehen giengen, fühlten nun Muth genug, in dem Thiere uns umzuſehen, waren aber kaum eine Viertelſtunde weit Landeinwärts ſpaziert,

*) Traveſtierte Aeneide Geſ. 3. S. 118.

sierr, als uns, zu unserm gröſten Erſtaunen, wie man ſich leicht denken kann, in dem Bauche eines ſolchen Ungeheuers, ein Mann entgegen kam, der — Doch die Schilderung hat mir mein Freund Blumauer erſpart — kurz,

es lief ein Mann ans Ufer her,
Und fieng uns an zu deuten:
Sein Magen war ſeit Wochen leer,
Dies ſah man ſchon vom weiten.
Nur ſchlechte Lumpen dekten ihn,
Und, ſeinem Bart zu Folge, ſchien
er ähnlich einem Juden — *)

und er wars auch! Denn es war der Prophete Jonas, deſſen Bekanntſchaft hier zu machen, uns eben ſo angenehm, als vorher unerwartet war. Er redete uns Hebräiſch an. Allein ſo ſehr ich ſonſten dieſes Volk liebe und ſchäze, manches von ihm gelernt, und vielen Umgang mit den Gliedern deſſelben habe, ſo verſtehe ich doch ihre heilige Sprache nicht.

Auch hier leiſtete uns die Gegenwart des Zopfpredigers gute Dienſte. Denn ungeachtet er im Hebräiſchen kein beſonderer Held iſt — welches auch nicht nöthig zu ſeyn ſcheint, da man die Bibel aus den Kompendien, aus der Philoſophie, und ſo gar aus den Schwedenborgſchen Schriften erklären kann — ſo konnte er uns doch dollmetſchen, was der Prophete ſprach. Hier iſt ſeine Erzählung!

„Ich

*) S. Steph. Schulze Reiſebeſchreibung auf allen Seiten!

„Ich bin — sprach er — der nämliche Prophete Jonas, der einst der großen Stadt Babel den Untergang verkündigen sollte, aber wegen meines Ungehorsams drei Tage und drei Nachte in dem Bauche eines Wallfisches zubringen mußte. Hierdurch wurde ich — ohne selbst daran zu denken — eines der zehntausend Vorbilder — das Hündchen des Tobias und den Esel Bileams mit eingerechnet — die der Wirtembergische Pfarrer, **Philipp Friederich Ziller**, *) zum starken Troste aller Bengelianer und Oetingerianer, im alten Testamente fand. Es ist daher grosse Verwegenheit, wenn Theologen — ich glaube, es waren der paradoxe Herrm. von der Hardt und der stolze Kanzler Pfaff — in dem Wallfische ein Wirthshaus zum Wallfische, andere aber ein Schiff, der Wallfisch genannt, finden wollten. Denn was auch die Naturforscher sagen: dieser Fisch habe einen so engen Schlund, daß er kaum einen Hering einschluken könne, so hat doch dieser Einwurf nichts zu bedeuten. Denn desto größer ist das Wunder! Genug, als mich das Ungeheuer an das Land geworfen hatte, gieng ich dann nach Babel, und meine Predigt rührte den König und sein Volk so sehr, daß selbst die Ochsen der Residenz fasten mußten, von denen der Gebrauch des Fastens auf die Kapuziner, Franciskaner und andere Orden übergegangen ist."

„Ungeachtet nun die Stadt Buße that, und daher von Gott verschont wurde, so erwartete ich doch sehnlich ihren Untergang, und zankte mit Gott, daß er barmherziger war, als ein Mensch — das freilich in der Folge, wie ich erfuhr, noch öfters geschehen ist, und,

*) P. F. H. neues System aller Vorbilder J. C. durch das ganze A. Test. Sechs Theile. 8. Stutg. 1758.

und, wie ich aus der Geſchichte der Konſiſtorien, Inquiſitionstribunale und Vehmgerichte ſchließe, noch alle Tage geſchieht, und, wie ich fürchte, noch ferner geſchehen wird."

„Mit dieſem Umſtande bricht meine Geſchichte, die in der Sammlung der alten Jüdiſchen Bücher ſteht, plözlich ab. Ich konnte ſie auch nicht weiter ſchreiben, weil mir bald darauf etwas widerfuhr, das mich an der Fortſezung hinderte. Aber nun will ich ſie Euch erzählen."

„Wegen meiner Unart nun wurde ich von Gott verdammt, daß ich der allgemeine Unglüksprophete für die ganze Welt ſeyn ſollte. Was alſo von je her vom Untergange ganzer Städte und Länder, von Hungersnöthen, vom jüngſten Gerichte, von großen Sterben, von böſen Zeitläuften, und dergleichen, durch den bekannten Abt Joachim aus Kalabrien, durch Paul Lichtenberger, Noſtradamus, und andere, prophezeit wurde — was hier und da in geöffneten Gräbern und Gruften gefunden ſeyn ſollte — das iſt alles von mir. Selbſt einen Ziehe begeiſterte ich. Nun hatte ich auch den Auftrag, den Einwohnern von Kalabrien und Sicilien ihren Untergang anzukündigen. Aber weil ich wußte, daß Gott ſeine Drohung doch nicht völlig erfüllen, und auf die Vorbitte des heiligen Januarius zu Napoli und der heiligen Roſalia zu Palermo, als den Agenten des Volks am himmliſchen Hofe, weder Napoli noch Sicilien ganz untergehen laſſen würde, ſo weigerte ich mich. Denn ein ächter Prophete ſucht lieber eine ganze Welt zu Grunde richten, als ſeine Prophezeiung unerfüllt."

„Da ich nun bisher, unter dem Namen des ewigen Juden, überall herumgewandert war, so wurde mir izt, wegen meines neuen Ungehorsams, der Bauch dieser Biene zum Aufenthalte angewiesen. Wie und wovon ich seit sieben Jahren gelebt habe, werdet Ihr sehen, wenn ihr zu meiner Hütte kommt. Von dem Thiere selbst aber, in dem ich wohne, muß ich Euch noch einiges sagen."

„Ihr wißt, daß mein Volk seinen Messias immer noch erwartet. Auch wird er gewis kommen! Zwar träumen die Christen — ich weiß nicht, ob Ihr welche seyd? — von einem tausendjährigen Reiche, wo die ganze Welt das Christenthum, oder vielmehr das Lutherthum, annehmen, Petersen Kanzler, Bengel Konsistorialpräsident, und seine Schüler große Statthalter werden sollen. Allein die Verschiedenheit weder des Klima's, noch der Sprachen, noch der Regierungsformen erlaubt, daß nur Eine Religion in einem Planeten seyn solle. Daß aber die Juden einst, wenn ihr Messias kömmt, über die ganze Welt herrschen — daß alsdann unser versammeltes Volk ein allgemeines, unbeschreiblich großes Banquet halten wird, gegen welches das Speisen des alten Römischen Volks durch einen Cäsar, wahres Fasten ist, und daß alsdann mein Volk das gelobte Land, in welchem Milch und Honig floß, wieder besizen wird, das ist gewiß! Alles dieses würde bereits geschehen seyn, wenn der Leviathan und Behemot schon groß genug wären, das Fleisch zu liefern, die Kuhe Milch genug, um den Jordan und Kidron damit anzufüllen, und besonders diese Biene Honig genug hätte, daß das izt öde Land wieder davon überfließen könnte, wie zur Zeit Jonathans. Da sie daher unserm Messias vorstelte: „wenn sie nur allein den nöthigen

Vor-

Vorrath von Honig liefern ſollte, ſo müßte es wenigſtens noch eine halbe Million Jahre anſtehen, bis er hinab kommen dürfe: denn mein Volk, das ſeit achtzehnhundert nur Zwiebeln und Knoblauch eße, werde mit ſolchem Heißhunger über den Honig herfallen, daß für den Mann kaum ein Orthoſt zur erſten Stillung der Begierde genug wäre: der Meſſias möchte ihr daher erlauben, nur ein einzigesmal einen Schwarm Jungen auszuſtoßen, die ihr den Honigvorrath ſchneller ſchaffen hälfen: „ſo wurde ihr die Bitte gewährt, und nach allen Anzeichen vermuthe ich, der große Zeitpunkt der Geburt ſeie nahe. Wie werden die Aſtronomen da unten alsdann in Verlegenheit kommen, wenn ſo viele Sonnenverfinſterungen vorfallen, die ſie vorher nicht berechnet hatten!"

Dieſe Erzählung des Propheten Jonas erregte in uns allerhand Gedanken. Beſonders wünſchte ich, izt bald wieder auf unſerm Planeten zu ſeyn, um mich beſchneiden zu laßen, weil ich die Herrlichkeit der Juden, über die ich ſonſten öfters gelacht hatte, izt ſo nahe wußte. Wir hätten daher unſere Anſtalten zur Abreiſe auf der Stelle beſchleunigt. Allein Jonas lud uns ſo dringend in ſeine Wohnung ein, daß wirs ihm nicht verſagen konnten.

Das Haus, in welchem er wohnte, war der nämliche Kürbis, der ihm ſchon vor zweitauſend Jahren am Euphrate Schatten und Troſt gewährt hatte. Denn als er wieder aufgeblüht war, höhlte er ihn in dem Bauche der Biene zu Stuben und Kammern aus, wie der Einſiedler den Felſen bei Solothurn. In der Mitte hatte er einen Saal angelegt, der groß genug iſt, die Nationalverſammlung zu Paris zu faßen. Denn, obgleich

ein Jude, der ſich lieber durch Müßiggang und Umherlaufen nähret, arbeitete doch Jonas aus Langeweile, wie die Mönche in den mittleren Zeiten aus gleichem Grunde oft Bücher abſchrieben. Am wenigſten konnten wir uns erklären, wovon er die ſieben Jahre her in der Biene gelebt hatte, bis er uns erzählte: er habe die Kernen des Kürbis ausgegraben, ſie dann mit einem Keile geſpalten, getroknet und in einem Magazine aufbewahrt, aber vor wenigen Tagen ſeie ſein Vorrath vollends aufgegangen. Er habe daher hungern müßen — welches wir ihm wohl anſahen — und deſto mehr freue er ſich izt, daß wir ein Loch zwiſchen den kurzen Rippen der Biene durchgebohrt haben, deßen Licht uns ihm entdekte, und durch den Seitenweg könne er nun im Walde auf die Jagd gehen. Denn es werden ſich doch auch Thiere da finden, die wiederkäuen, und die Klauen ſpalten!

Gegen Abend kehrten wir nach unſerm Luftballen zurücke. Weil wir aber vermuthen, der Leſer werde auch wißen wollen, woher wir die Größe unſerer Biene ſo genau wißen, ſo müßen wirs erzählen. Wir fielen nämlich auf den Gedanken, eine ihrer Rippen zu meſſen, ſchloßen dann nach dem gehörigen Verhältnis: wenn die kurze Rippe ſo groß iſt, als wir fanden, nämlich drei hundert, zwei und zwanzig, einen halben Schuh, drei Zolle, ſo muß eine große Rippe ſo viel meßen, das Thier ſelbſt aber die Größe und den Umfang, beſonders die Flügel haben, die im Stande ſind, die ungeheuere Maße in der Luft ſchwebend zu erhalten. Wir beobachteten daher die nämliche Operation, deren ſich die Aſtronomen bei Berechnung der Größe irgend eines Geſtirns bedienen, nämlich der Berechnung, wo Ausmeßung nicht möglich iſt. So gerne man alſo einem

Her-

Herſchel glaubt, der neuentdekte Planet, Uranos, habe im Durchmeſſer 17200. Teutſche Meilen: eben ſo leicht wird man auch die Wahrheit unſerer Rechnung annehmen.

Nun giengen wir in unſerm Luftſchiffe zu Bette, in der Abſicht, es den andern Morgen zu Tage zu bringen, und abzuſtoßen. Aber, ihr Götter! welche Nacht! noch entſinkt mir die Feder vor Entſezen bei dem bloßen Gedanken an dieſelbe. Wir wollten durch die Seitenöfnung heraus, kamen aber durch einen ganz andern Kanal wieder ans rechte Tageslicht.

Es war ungefehr die dritte Nachtwache, als ein erſchrökliches Getöße in dem Leibe der Biene ſich erhob. So laut brüllend iſt nicht das Krachen des Aetna, wann er Feuerſtröme brütet — ſo betäubend nicht der Donner von hundert Kanonen, die mit einemmale ihre eiſernen Kugelregen gegen die Mauern einer Stadt ſchleudern! Die Gedärme des Thiers fiengen an, entſezlich zu wallen, wie wenn der Montblanc und St. Gotthard und St. Bernhard ſich von den Wurzeln losgeriſſen hätten, um ſich, als Wellenmaßen, über eine zertrümmerte Welt hinzuwälzen. Wie konnte es anders, als daß dieſer innerliche Sturm der Eingeweide auch uns ergriff, und, wie ein Strohhälmchen im Meere, auf und nieder ſchleuderte. So geriethen wir an die Mündung des Maſtdarms. Magnetiſch zog er uns an ſich, und in ſich, und trieb uns immer weiter fort durch alle ſeine Krümmungen. Nur der geringſte Verſuch, die Angſt, die wir fühlten, die gänzliche Verwirrung, die bei uns herrſchte, den erbärmlichen Zuſtand der Dunkelſchen Schönen und meiner Gelehrten zu ſchildern, iſt ſchlechterdings unmöglich — das aber gewis, daß weder Aeneas auf ſeiner Reiſe in den Orkus, noch Dante auf der frei-

nigen in die Hölle und das Fegfeuer durch eine solche Straße kamen, mithin wir größere und merkwürdigere Ebenthener erlitten, als je einer, der irgend Reisen gemacht hat.

Der klügere Leser wird die Ursache dieser fürchterlichen Revolution sich schon gedacht haben. Es war nämlich die Stunde gekommen. Da unsere Biene die Eier zur Welt bringen sollte, damit noch mehrere Bienen die, für die Juden nothwendigen, Honigküße schaffen könnten. Mit den Eiern vermischt und fortgetrieben, kamen endlich auch wir an den Ausgang, durch den wir gleichsam zum zweitenmale in dieses Leben eintreten sollten. Aber unsere Freude, das Licht der Welt wieder zu erblicken, wurde auf der Stelle durch ein großes Unglük, das uns aufs neue drohete, fürchterlich zertrümmert. Natürlicher Weise war keine Amme da, unsere Gesellschaft zu empfangen, und wir sahen also nichts vor uns, als die Gewisheit, in diese Welt herunter zerschmettert zu werden. Doch das Glük sorgte beßer für uns, als wir hoffen durften, und bereitete uns Retter, an die wir gewis nicht dachten, und denen das folgende Kapitel das schuldige Denkmal des Danks errichten wird.

Sechstes Kapitel.

Hagion — oder Argonneſos — Sechs Heilige retten die Reiſenden — Bekehrungswerk — Die Bude der Nonnen zu Marienhülfe in Hagienneſos —

Das Land, auf welches wir fielen, heißt Hagionneſos, oder Argonneſos. *) Zwei Urſachen retteten uns das Leben. Die eine war, daß ſechs Rieſen uns ein wenig aufhielten — ſie pflegten gerade der Mittagsruhe auf dem Platze, worauf wir fallen ſollten: um alſo nicht ſelbſt zertrümmert zu werden, hielten ſie ihre breiten Rüken unſerm Luftſchiffe entgegen, daß es auf denſelben ruhete, wie ehemals die heilige Mutter Kirche. Denn wären ſie durch unſern Sturz nicht ſelbſt in Gefahr gerathen, ſo hätten ſie ſich wohl nicht ſehr gerüttelt — die andere Urſache unſerer Rettung war, daß wir nicht allzuhoch herab fielen. Denn, wie mein Luftmeßer angab, warens nur tauſend fünfhundert und neun und neunzig Klafter, die wir herabgeſtürzt waren. Indeßen hatte uns — die Angſt mit eingerechnet — dieſer kleine Fall doch ſo ſehr betäubt, daß wir alle in Ohnmacht lagen, bis ein fürchterlicher Geſtank uns erwekte. Der Geruch von verbrannten Haaren — der Geruch des Stinkthiers ſo gar, iſt nichts gegen das, was unſere Nerven traf. Noch ehe wir unſern Rettern dankten, ſahen wir uns nach der Urſache des Geſtanks um, und glaubten, ſie haben etwan was angezündet, um uns wieder zu uns ſelbſt zu bringen, bemerkten aber

*) Heiligen- oder Faullenzer-Inſel.

weit und breit kein Feuer, und mußten warten, bis sich die Quelle des tödtenden Geruchs entdekte.

Izt dankten wir den Männern, deren Rüken unsern Ballen aufgehalten hatte, und baten uns ihre Namen aus, um sie durch ein Denkmal der Dankbarkeit zu verewigen. Es waren — wer sollte es glauben, daß wir diesen unsere Rettung dankten? — der heilige Benediktus, der heilige Bruno, der heilige Bernhard, der heilige Franz von Assiß, der heilige Franz von Paula, und der lezte aller Heiligen, zu deßen Kanonisationskosten selbst Sachsen beitrug; izt noch der lezte, aber wohl mit der Zeit der gröste — denn er war der gröste Faullenzer und Läuseknittel — der heilige Labre! In unserer aller Namen machte ich ihnen die Dankſagung. „Ehrwürdige Väter! sprach ich, nicht nur in jener, auch in dieser Welt, euerm izigen Aufenthalte, thut Ihr Wunder. Ehemals trugen euere Schultern das große Gebäude des heiligen Stuhls und der Mutter Kirche. Izt retten sie so gar Ketzer. Gleichwie einſt Wallenſtein in den Schoos eurer Gemeinde zurüke trat, als er beim Falle von einem hohen Schloß se einen Engel oder Heiligen sahe, der ihn hielt, und von dem Tode bewahrte: so sollte auch ich zu der Kirche übertreten, die Ihr einſt durch frommen Müßiggang erbautet, und durch Wunder befeſtigtet. Allein ich muß bekennen, daß die nahen Aussichten der Juden in eine glänzende Zukunft mich mehr nach der Synagoge hinziehen, als zum Stuhle St. Peters. Indeßen werde ich, auch als beschnitten, mich dankbar Euerer erinnern."

Schon als ich ihnen sagte, daß sie nur Ketzer gerettet haben, verrieth ihre Miene Unwillen. Aber wie ich vollends bekannte, daß die Honigbäche in Judäa, eine Keule

vom Leviatan und ein Rükenſtük vom Behemot mich nach der Beſchneidung hinzieben, erhuben ſie ſich voll Grimms, wanderten fort, und überließen uns in dieſem unbekannten Lande großmüthig unſerm Schikſale.

Wir hatten nicht den Muth, ſie durch Bitten aufzuhalten. Denn, auſſer den grimmigen Geſichtern, ſchrökten uns die Tannen, die ſie in den Händen führten. Ueberhaupt waren ſie ſo groß, daß ein Patagonier, oder Goliath ſelbſt, als ein Kind neben ihnen geſtanden hätte. Dem Verhältniſſe dieſer ſechs Heiligen gemäß, war alles auf dieſer Inſel bis auf das kleinſte Thier, auſſerordentlich groß gegen die Geſchöpfe unſers Planeten, wie man in der Folge leſen wird.

Verlaßen von dieſen Heiligen, wanderten wir auf gerathewol die nächſte Straße fort, waren aber kaum einige hundert Schritte gegangen, als wir die Quelle des Geſtanks entdekten, der uns aus der Ohnmacht erwekt hatte. Es war ein kleiner Berg von Kutten, von Mänteln, unter denen wir den berühmten des Athanaſius gleich erkannten, andern zerriſſenen Kleidern, Bärten und Nägeln, zwei bis drei Schuhe lang, die ſich die Heiligen erſt abgeſchnitten hatten, als ſie daſelbſt ankamen. So feſte wir die Naſe zuhielten, mußten wir doch ſpringen, um nicht in freier Luft zu erſtiken. Das Land, ſo ſchwarz der Grund war, bedekten Dornen und Diſtel. Denn die Heiligen arbeiten nicht eher, bis der Hunger ſie zwingt. Dann pflügen ſie das nächſte Stük Feld um, ſäen, und erndten nach wenigen Wochen auf einen Monat. Von einer Erndte zur andern nähren ſie ſich — wenn kein Fronfaſten oder dergleichen einfällt — von ihrem Zugviehe.

Dieses sind Läuse, die hier so unsterblich sind, als ihre ehemaligen Herren. Alle, die sich ehemals in den Kutten und Bärten der Franciscaner, Kapuziner, Minimen und anderer Ordensbrüder fanden, werden dahin versetzt, und bedecken in zahlreichen Heerden das Land. Sie wachsen fort, und sind daher so groß, wie Ungarsche Ochsen, daß man gewöhnlich mit ihnen pflügt. So sind diese treue Gesellschafter der Heiligen auch im Tode von ihnen nicht getrennt!

So neu und wunderbar uns auch der Anblik war, den wir hier und da hatten, einen Heiligen arbeiten, und mit einem Joche Läuse pflügen zu sehen, so eilten wir doch immer weiter, nach einem großen Hause, das uns aus der Ferne reizte. Zwar bedachten wir uns, ob wir darnach hingehen sollten, weil wir keine gute Aufnahme von den sechs Heiligen erwarteten, die von uns beleidigt waren. Allein ihr Zorn schien sich gelegt zu haben, und sie kamen uns, als wir uns dem Konventhause näherten, freundlich an der Spize einer großen Schaar entgegen, und zwar nicht nur männlichen Geschlechts, sondern auch von Frauenzimmern. Der Heilige Benediktus stellte uns ihnen, und sie uns vor. Wir freuten uns herzlich, die eilftausend Jungfrauen hier kennen zu lernen, und mußten gestehen, daß die Barbaren, die sie ermordet hatten, statt ihnen um einen keuschen Kuß das Leben zu schenken, große Narren gewesen sind. So viele reine Jungferschaften beisammen zu sehen, machte uns so herzliches Vergnügen, daß uns, wie Siegwarten wohl und wehe zugleich wurde, und izt waren wir über die unerwartet-liebreiche Aufnahme ganz entzükt. Wir traten also in das Konvent, gegen welches das Kloster zu Mafra mit seinen sechshundert Zellen und seinem Speisesaale, wo hundert und fünfzig Mönche in

Ei-

Einer Reihe hinab sizen können, eine erbärmliche Hütte ist. Von dieser Behauptung wird der Leser desto eher überzeugt seyn, wenn er sich erinnert, daß die Bewohner mehr, als riesenförmige Größe, haben. Der Stube eines jeden Heiligen gegen über ist das Zimmer einer Heiligin. Wir schmunzelten über diese Einrichtung. Franz von Assisi merkte den Verdacht, den wir hegten, und versicherte uns: „sie seien allen Lüsten des Fleisches noch eben so abgestorben, wie auf dem Planeten da drunten. Wenn ihn wenigstens eine Versuchung anwandle, wälze er sich eben so, wie ehemals, in Dornen, wozu er ia Gelegenheit genug habe, und sein Bruder, Franz von Paula, mache sich im Winter Schneemädchen für das ganze Jahr."

Wir glaubten, was wir wollten, und begaben uns nach unsern Zimmern. Jedem von uns wurde eine Heiligin zur Bedienung in Ehren zugegeben — welche, meinen andern Reisegefährten? habe ich nicht aufgeschrieben, dem guten Zopfprediger aber die heilige **Crescentia von Memmingen**, und mir die **gute Betha von Waldsee.**

Bald entdekten wir die Ursache der freundlichen Aufnahme und der Bedienung von Heiliginnen. Crescentia und Betha erzählten uns: „ihrem Zimmer gegen über wohne noch kein Heiliger, und sie erhalten auch nicht eher einen Gesellschafter, bis sie einen Ketzer bekehrt haben. Wir sollen also ihnen die Freude und den Ruhm gönnen, ein so verdienstliches Werk ausführen zu können, und ihren Ermahnungen Gehör geben." Um ihren frommen Zwek zu erreichen, sparten sie so gar nicht die kleinen Künste, durch Reize zu überzeugen, wo Gründe nicht hinreichten. Denn, wie natürlich, Heiliginnen veral-

veralten nicht, werden vielmehr mit jedem Jahre schöner und größer. Auch Labre kam, und versprach uns in der Stille die Wahl von einer der eilftausend Jungfrauen und ewigen Sitz in diesem herrlichen Lande. Mächtiger Reiz!

Da wir aber den andern Morgen noch standhaft blieben, wurden andere Anstalten zu unserer Bekehrung gemacht. In großer Begleitung führte man uns an einen Teich, an dessen Rand sich der heilige Antonius von Padua, Generalissimus von Portugal, stellte, und den Fischen eine so rührende Predigt hielt, daß sie ihm lauten Beifall jauchzten. Dieses Wunder war freilich stark, und ermangelte nicht, unser ketzerisches Herze zu rütteln. Doch fiel uns ein, daß es besser wäre, wenn der Heiligste *) von Padua, statt den Fischen zu predigen, lieber seine Soldaten in Portugal von seinen Schätzen besser kleidete. **)

Hierauf führte man uns vor eine hohen Tribune, von welcher herab Franz von Paula selbst eine feurige Lobrede auf Franz von Assisi hielt. Er zog seinen Helden dem Stifter der Religion weit vor. „Christus, sprach er, hat gegessen und getrunken, und Gesellschaften besucht, wie ein anderer Mensch, um bei diesen Gelegenheiten zu lehren, was die Umstände mit sich brachten. Franz aber entzog sich die ersten Bedürfnisse, floh die Menschen, als eitel Verführer, und nöthigte sie durch den großen Ruf seines heiligen Lebens, ihn in den Wüsteneien aufzusuchen." Auch die Wunder des Italiäners erhub er weit über diejenigen, die in den Evangelisten aufgezeichnet sind, und, daß größere Wunder, als

*) il Santissimo.
**) Baretti Br. B. 1. 37. Br.

als die von Chriſto, möglich ſind, bewieß er aus den Nachrichten von den erſten Einſiedlern. — „Ließ nicht — fuhr er unter anderen fort — Paul, der erſte Einſiedler, durch ſeinen Raben, der bisher alle Tage nur ein halbes Brod ihm brachte, ſich ein ganzes bringen, als er einſt einen frommen Gaſt hatte? Befahl nicht der heilige Mucius hier der Sonne, ſtille zu ſtehen? und um welches hohen Zweks willen? etwan, daß eine Stadt oder ein Land durch den längern Sonnenſchein glüklich würde? oder daß ein Ketzerheer, wie von Joſua, vollends ganz vertilgt würde? Nein! Die Natur änderte die ewigen Geſeze ihres Laufs, nur, damit dieſer Heilige noch bei Sonnenſcheine in den Flecken, der vor ihm lag, kommen konnte, wie er ſich vorgeſezt hatte! Speiſte nicht der heilige Apollonius — aber nicht der Betrüger von Tyana, ſondern der Eremite in der Thebaiſchen Wüſte — eine Menge Volks mit wenigeren Broden, als Chriſtus, und wurde nicht eine große Anzahl von Menſchen durch die übergebliebenen drei Körbe mit Broken, zur Zeit einer Theuerung, vier ganzer Monate lang geſättigt?“

Zwar könnten die Spötter den Einwurf machen: von Wundern, die Einſiedler in ungeheuern Wüſteneien verrichteten, die keines Menſchen Fuß betrat, könne niemand Zeuge geweſen ſeyn. Deſto beſſer! denn ein um ſo größeres Verdienſt hat der Glaube daran! und wer wollte ſich den geringſten Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Biographen dieſer heiligen Männer erlauben?

Und doch zükten wir Ketzer die Achſeln, ſo daß das heilige Chor an unſerer Bekehrung faſt verzweifelte. Dem ungeachtet machten ſie noch einen Verſuch. Sie mußten bemerkt haben, daß die ſchönen Bilder, mit denen wir ſo

wohl

wohl das Luftſchif, als die Ruder, gezieret hatten, auf der Fahrt durch den Maſtdarm der Biene übel zugerichtet waren, und boten uns daher Kupferſtiche von ihren Schönen und Gelehrten an. Dies war uns wirklich willkommen, und ſie hofften, gewonnen zu haben. Nur baten wir uns aus, noch eine kleine Wanderung durch ihr Land machen zu dürfen, die auch erlaubt wurde. Nach der Rükkehr wollten wir uns erklären.

Wir giengen alſo immer gegen Weſten, und fanden große Magazine von Reliquien, die abzuholen jedes Jahr einige Schife aus unſerm Planeten, beſonders aus Spanien und Baiern, ankommen. Nicht weit von denſelben ſahen wir ein außerordentliches Gedränge bei einer Bude, wo einige Nonnen, die der Kleidung nach von **Mariahülfe** im **Eichsfeldiſchen** zu ſeyn ſchienen, mancherlei Sachen feil hatten — und — was wirklich zu verwundern iſt! — **jedem alles, was er nicht hatte**, für baares Geld gleich geben konnten. Noch mehr aber erſtaunten wir, zu hören, wie vieles für manchen unſerer Bekannten und Freunde in Hannover, Göttingen, Berlin, Leipzig ꝛc. eingekauft wurde. Denn es war erſt kürzlich ein Schif angekommen, um Reliquien für die Niederländiſchen Klöſter abzuholen, die ihrer bedurften, um das Volk in dem Enthuſiasmus gegen die Kirchenverbeſſerungen des Kaiſers zu erhalten, und eben daſſelbe hatte auch Kommiſſionen für manche Gegend von Teutſchland mitgebracht.

Die Journaliſten, beſonders aus Sachſen, ließen ſich Kreuzertrompetchen, Pfeifchen und Lungen kommen — einige Genies kauften Köpfe — die Kammerherren, Hirn — die Konſiſtorialräthe, Rükenmark, um ſich beſſer büken zu können — die Seminariſten, Bakel, um

um sich zu ihren künftigen Aemtern einzuweihen — diejenigen Gelehrten, denen ihre Speichelleker *) die Diktatur in einer Wissenschaft auftragen, Scepter, zum Zeichen ihrer Würde — Holländische Kritiker, Zähne, um sich desto beser herumbeißen zu können — Theologen schlichten Menschenverstand und Demuth, die, wie Pulver, Dosenweise in größern oder kleineren Papierchen eingewikelt waren — Kaufleute, die sich Equipage halten, Füße — alte Fräulein, besonders aus dem Hannöverschen, die sich nicht vermählen können, wenn der Liebhaber anderthalb Ahnen weniger hat, als sie — etwas, das mir nicht nennen dörfen. Von dieser Waare, welche die alten Fräulein kauften, und von den Köpfen und Lungen war so starker Abgang, daß die guten Nonnen nicht genug herbeischaffen konnten. Ich, damit ich doch auch etwas aus dieser Bude nach Hause brächte, kaufte mir ein gutes Herze, weil dasjenige, das ich bisher zeigte, in übelm Rufe ist. Nun aber, da ich mir bei so braven, lieben Kindern, die iedermanns Bedürfnißen so gut abhelfen, ein so schönes braves Herze um mein baares Geld angeschaft habe, wird niemand mehr zweifeln, daß ich bei allen Spekulationen und Unternehmungen, selbst, wenn ich noch einen Dunkel ankündigen sollte, die besten Absichten habe. Um aber auch meinen Freunden ein Angedenken meiner Reise mitzubringen, kaufte ich den Verfaßern — der Berliner Monatsschrift Nasen, welche die Eigenschaft ha-

*) Nemo, opinor, me adeo *Suffenum* esse arbitrabitur, ut, quod *solus* fere H. in poetarum interpretatione præstitit, & pro insigni ingenii & doctrinæ copia facile præstare potuit, id me in Catullo præstitisse, vel unquam pro ingenii & doctrinæ tenuitate præstare posse, *stulte* mihi persuadeam. Præf. ad Cat. p. VIII.

haben, daß man alles, was Kryptokatholisch iſt, ſchon auf eine Meile weit riechen kann.

Es war in der That der unterhaltendſte Anblik von der Welt, anzuſehen, was jeder kaufte, und es ließen ſich da viele Sammlungen von Menſchenbeobachtungen machen. Nichts aber war luſtiger, als wie manche ſich ſtellten, als ob ſie nicht die geringſte Luſt zu derjenigen Waare hätten, von der ſie doch kein Auge verwandten — wie dieſes vorzüglich der Fall der Fräulein war — wie manche nur durch einen geheimen, von den Nonnen wohl bemerkten, Wink ihr Bedürfnis verlangten, und dann die gekaufte Waare ſchnell, und ſo viel möglich, ungeſehen, in die Fike ſtekten, und damit forteilten; beſonders aber wie die ſogenannte Pietiſten ſich hübſche Lärvchen und die Büſte der alten Göttin Laverna *) kauften, und beides geſchwinde unter dem Mantel wegtrugen!

Nur mit Mühe riſſen wir uns von der Bude loß, wurden aber — wir müßens bekennen — durch das, was wir am nämlichen Tage noch ſehen, einiger maßen ſchadlos für die verlorne Gelegenheit gehalten, noch mehr Menſchenkenntniße zu ſammeln. Denn nicht allzuweit von der Bude kamen wir an eine außerordentliche Brüke, die in Einem Bogen über eine Meerenge, eine Meile groß, geſprengt war. In welches Land ſie uns führte, wird das folgende Kapitel erzählen.

*) — — Diva Laverna!
Da mihi fallere! da iuſtum ſanctumque videri!
Horat.

Sie-

Siebentes Kapitel.

Paponneſus — ein Halbgott hüte Schweine etwas aus dem Katechismus der Päpſte — Gregor 9. — Urban 4. — Geheime Anekdote von Gregor dem 7. — Päpſtin Johanna — Menſchenfiſcherei — ein Lutheriſcher Rektor in Paponneſos —

Mitten auf der Brücke war ein Bogen errichtet. So wie auf der zu Rendsburg durch eine Inſchrift die Gränze des Teutſchen Reichs bezeichnet iſt, ſo hier die Gränze zwiſchen Hagion- oder Aragonneſos und Paponneſos. Die Inſchrift iſt folgende:

Wanderer:
Wiße, der du dieſes Portal ſiehſt,
daß du durch daſſelbe
in den Aufenthalt der Halbgötter
eintrittſt!

„Der Halbgötter?" dachten wir, als wir dieſe Inſchrift laſen. „Nun ſo giebts denn wirklich Halbgötter, deren Exiſtenz wir bisher bezweifelten!" „Deſto begieriger waren wir alſo, dieſe Zwittergeſchöpfe zu ſehen, und ſchritten raſch durchs Portal und über die Brücke hinüber.

Das erſte, was uns in die Augen fiel, war ein Mann mit dreifacher Krone, der Franciſkaner, Kapuziner und — Schweine unter einander hütete, und

dabei immer ein Bild betrachtete, und küßte, das er in der Hand hielt. Ein Halbgott in solcher Beschäftigung! riefen wir aus. „Warum nicht? antwortete er. Erst hütete ich Vierbeinichte, hernach Zweibeinichte. Denn aus einem Schweinhirten, der ich als Knabe war, wurde ich — Papst!"

Nun fiels uns auf einmal, wie Schuppen von den Augen. „Das sind also die am Portale angekündigte Halbgötter — die Päpste! und sie sind die wir hier finden werden. Diese Entdekung freuete uns herzlich. Denn schon lange war ich begierig, einige derselben, als Männer von Genie, großer Klugheit und tiefer Menschenkenntnis, aber freilich auch von gleich großem Stolze und ausserordentliche Unverschämtheit, kennen zu lernen.

„Aus deiner Nachricht zu schließen, erwiederte ich, bist du Sixtus der fünfte. Aber du, ein Mann von solch' hohem Geiste, wie magst du Schweine noch hüten?"

Ob Schweine, oder Franciscaner? antwortete er, ist in den Augen der Gottheit, mithin auch in den unsrigen, eins. Mönch oder Insekt hat bei uns gleichen Werth. Wir können auch den einen in das andere verwandeln, und schon oft ists geschehen. Denn da wir die Gewalt haben, so gar die Natur einer Sache zu verändern, *) so können wir noch eher mit einander vertauschen, was unter sich Aehnlichkeit hat.

„Ihr könnt also befehlen, rund solle viereckigt und viereckigt rund seyn?

Wa-

*) Papa potest immutare naturam rei. Fagnanus, Cap. 4. de pactis.

Warum nicht? *)

„Machen, daß recht iſt, was nicht recht iſt?" **)

Warum nicht?

„Verträge brechen?"

Warum nicht?

„Andern erlauben, daß ſie ſie brechen?"

Warum nicht?

„Sünden ums Geld vergeben, wenn auch Gott ſelbſt ſie nicht vergiebt?"

Warum nicht? ***)

„Aber haben denn Paulus, und ſelbſt Petrus, dem Ihr euere Macht dankt, auch gethan?"

Als ob wir nicht größer wären, als dieſe Apoſtel! ****)

„So müßt Ihr dieſe Macht von Gott ſelbſt haben!

Und hätte er ſie uns nicht gegeben, ſo wäre es von ihm ſehr unüberlegt geweſen! *****)

*) Papa poteſt facere quadrata rotunda. Baldus.

**) Papa poteſt omnia extra jus, ſupra jus, *contra* jus. Fagnan. n. 25. ad C. ult. de cler. ægrot.

***) Papa, ut vicarius Chriſti, omnia poteſt, quæcunque Chriſtus ut Deus & Creator poteſt. Petr. Bertrandus ap. Natal. Alex. Diſſ. 6. in ſec. 15. & 16.

****) Papa major Apoſtolo nec Pauli nec Petri præceptis adſtringitur. Fagn. n. 1617. ad cap. 2. de bigam.

*****) Chriſtus imprudentiæ argui poſſet, ſi omnipotentiam vicario ſuo negaſſet. Petr. Bertr. l. c.

„Aber geſezt, es wäre jemand mit Euren Aussprüchen nicht zufrieden, und appellirte an Chriſtus ſelbſt!"

Hilft nichts! Von uns findet keine Appellation ſtatt! *) Wir ſind ſouverain im Himmel und auf Erden. Kaiſer und Könige ſind nur Monde, wir die Sonnen! **)

„Sie entlehnen alſo ihr Licht von Euch, ſo wie ihre Kronen und Scepter nur geborgt ſind."

Ganz gewis! — Je nun, mich freute! Ihr fanget an, zu begreiffen, und gäbet gute Lehrer des Kanoniſchen Rechts. Glük zu!

Aber, ehrwürdigſter, heiligſter Hüter der Franciſcaner und — Schweine! was iſts denn für ein Bild, daß du ſo aufmerkſam betrachteſt? etwan einer Göttin? deiner Göttin?

„O heilige Einfalt! Frauen darf kein Prieſter haben, wohl aber Beiſchläferinnen und Maitreſſen. Du wirſts bei der weiteren Reiſe ſchon finden. Was ich immer betrachte, iſt das Bild der Königin Eliſabeth!"

Von

*) A Papa ad Chriſtum appellatio non conceditur. Pichler, ad tit. 31. de off. jud. ord. n. 9.

**) Fecit Deus duo luminaria magna, ut, quanta eſt inter ſolem lunam, tanta inter pontifices & reges differentia cognoſcatur. Cap. 6 de maj. & obed. — *Nec Deus eſt, nec homo*, quaſi neuter inter utrumque. Benetti de prima orbis ſede. S. Promemoria an die weltl. Regenten, S. 6.

Von England? die du doch in den Bann thatest?

„Und die mir dem ungeachtet recht wohl gefiel! Ach! wie gerne hätte ich so ein kleines Sirtchen mit ihr gezeugt, der gewis die ganze Welt in den Sak gestekt hätte!"

Wir dachten: „eben so gut, daß du keinen mit ihr gezeugt hast: die Welt hatte an dir genug!" — giengen weiter, und sahen bald allerhand Auftritte auf einem Plaze, wo ihrer mehrere beisammen waren.

Der eine gieng mit großen Schritten auf und ab, und las laut, wie wenn es die ganze Insel hören sollte: „Christus ist der König der Könige. Die ganze Erde gehört sein, und nach seinem Willen geschiehts, daß jeder Fürst ein Stükchen dieser Erde beherrscht. Nun aber stelle ich Gott vor. Ich bin Vice-Gott auf Erden. In meine Hände übergab er die Schlüßel der Hölle und des Paradieses. Von mir hängts also ab — nur von meinem Willen, die Pforte von beiden zu öfnen oder zu schließen, und zur Ehre Christi, deßen Vikar ich bin, zum Besten der Kirche, seiner Braut, alle diejenigen zu züchtigen, welche die liebe Mutter Kirche durch Absonderung von ihr betrüben, oder auch welche die Abgesonderten schüzen. Wenn ich in den Bann thue, wenn ich enthrone, wenn ich einen Mord befehle, so gehorche ich Gott, der mir die Schlüßel des Himmels und der Hölle anvertrauete, mit ihnen das Recht über Leben und Tod, und zu mir sprach: Nöthige sie, hereinzukommen!

Den Königen und Fürsten gebührts also, mir zu gehorchen!

An diesen Worten erkannten wir Gregor den neunten, der den Bannfluch über den Grafen von Toulouse, als Beschüzer der kezerischen Albigenser, aussprach.

Ein anderer sog Gift aus dem Körper eines Todten. Es war also Johannes der 23ste, der seinen Vorgänger, Alexander den fünften, zum heiligen Peter schikte, um zu seinem Nachfolger, durch Eingebung des heiligen Geistes, gewählt zu werden.

Ein dritter schien chymische Experimente zu machen, und bediente sich dazu des Brods und Weins. Was für neue Versuche stellst du hier an? frugen wir.

„Der Wein soll Blut, und das Brod Fleisch werden!

Und das hofft du, zu Stande zu bringen?

„Alberne Frage! Was schon Millionenmal geschehen ist, was ich und tausende jeden Augenblik können — das bezweifeln, obs geschehen kan? Hier habt ihr ja beides?" — und mit diesen Worten gab er uns ein dünnes rundes Stükchen von Teig, das man auf unserm Planeten Oblate nennt.

Das soll Fleisch seyn? frugen wir.

„und noch Blut dazu! es ist damit vereinigt. Denn habt Ihr jemals einen lebendigen Körper ohne Blut gesehen?"

Iſt denn dieſer Körper lebendig?

„Mehr, als lebendig! Gott ſelbſt! dazu habe ich, Urban der vierte, Statthalter Gottes und Knecht der Knechte, dieſes Stükchen Brod gemacht, und deßwegen iſts auch! So gar eßen kann ich ihn!" ſprachs, und ſchlukte den Gott mit einemmale hinunter.

Wir ſchauerten! Immer hatten wir geberen, daß wir auf unſerer Reiſe nur keine Menſchenfreſſer antreffen mögten — und nun fanden wir ſo gar einen, der Gott ſelbſt verzehrte! Wir fielen nieder, und beteten an. Göttlicher Mann! — ſprachen wir — o du mehr, als Gott! Denn Gott iſt ſo gar jeden Augenblik in deiner Gewalt — o ſchone unſerer! aber verzeihe auch, wenn wir dich anflehen, du möchteſt mit demjenigen, der dir doch alle ſeine Macht, der dir die Schlüßel der Hölle und des Himmels übergeben hat, nicht ſo grauſam umgehen.

Er lächelte, und hielt uns den Fuß zu küßen hin. Wir küßten ihn mit vieler Ehrfurcht, und hätten ihm wohl was anders geküßt, wenn ers uns anbot; mithin uns viel rechtgläubiger und gehorſamer gegen die Mutter Kirche und den Vicegott gezeigt, als einſt **Urban Talvande**, der lieber eine alte Frau, wer weiß, wohin? küßen wollte, als den Papſt Benedikt 13. auf den Mund. *) Ja wir glaubten izt alles, was der Hüter der Franciſcaner und Schweine geſagt hatte,

*) Pour montrer, combien Benoit XIII. étoit abominable, Urb. Talvende dit *en chaire*, qu'il aimeroit mieux baiſer le derrière d'une vieille maquerelle, qui auroit les hémorrhoides, la bouche de ce pape. Hiſt. de la Sorbonne par M. Duvernet T. I. p. 121.

als so viele Orakel, und entfernten uns voll tiefer Ehrfurcht — voll hoher Ideen von der Allmacht eines Papstes! Doch müssen wir bekennen, daß die folgenden Auftritte uns — wiewol mit Furcht und Angst — zweifeln ließen: ob Gott seine Allgewalt jederzeit dem Würdigsten anvertraut habe? und wir geriethen in die seelenverderbliche Gefahr, nicht zu glauben, daß der heilige Geist den neuen Papst jedesmal selbst wählt. —

Nachdem wir nun von dem Gottschöpfer, der sein Machwerk wiederum verzehrte, den Segen erhalten und uns von ihm beurlaubt hatten, kamen wir auf einen schönen Anger, wo viele dieser Vicegötter lustwandelten — jeder sein Liebchen am Arme. Unter andern sahen wir Alexandern den 6. mit seiner lenschen Vanozzi und dem wohlgerathenen Söhnchen, dem Cäsar Borgia, der seinen Bruder meuchelmordete, und Innocenz den 10. mit der Olympia Maldachini, die bei seiner Wahl den heiligen Geist vorgestellt hatte. Gregor der siebente führte seine Mathildis, aber sie war sehr betrübt, und blikte meistens seitwärts nach vakanten Vicegöttern, die keine Donna hatten. Cäsar Borgia erzählte uns im Vertrauen: weil Hildebrand die Ordnung der Natur umstürzte, und den Pfarrern ihre Frauen entriß, haben viele Priester, hauptsächlich aus dem Mainzischen und Erfurtischen, eine Verschwörung gegen ihn gemacht, und ihn durch eine grausame Operation eines gewissen Gliedes beraubt, worüber freilich Mathildis, diese gütige Amme des heiligen Stuls, untröstlich sein. So sehr wir dagegen kämpften, konnten wir uns doch des, freilich gottlosen, Gedankens kaum erwehren: Dem Freunde der Mathildis sein recht geschehen, daß er andern, die doch auch gerne etwas Liebes hatten, ihre Mathildchen raubte! —

Wäh-

Während wir dieſes nach dachten, erhub ſich hinter uns ein groſſes Geſchrei. Wir ſahen ein Frauenzimmer mit der dreifachen Krone von einer Menge Vicegötter verfolgt, die etwas ſehr menſchliches zur Abſicht zu haben ſchienen. Es war ein drolligter Anblik, die alten Knaben, gleich muthigen Roſſen, hinter einem Mädchen her rennen zu ſehen, daß ihnen die dreifachen Kronen wakelten, beſonders dem etlich und neunzigjährigen Johann dem 22. dem Erfinder dieſer Krone! Einer der Umſtehenden ſagte uns: dieſe Verfolgte ſeie die Päbſtin Johanna, die oft ſchlimme Zeiten und groſſe Anfechtungen habe.

So iſt ſie denn wahr — dieſe berüchtigte Geſchichte! riefen wir mit Einem Munde aus, und fanden auch gleich hernach den Beweiß davon hinter einem Buſche, nämlich die ſella ſtercoraria, die der gelehrte Blondel alle Tage ausleeren muß, weil er dieſe Wahrheit bezweifelte, die izt aufs neue beſtätigt wird. *)

Dieſe Jagd eiß auch uns mit fort, und wir erblikten bald hernach auf einem freien Plaze in einem Wäldchen eine noch ſeltſamere Scene. Ein ehrwürdiger Mann machte Burzelbäume mit ſchönen Knaben in die Wette. Anfangs dachten wir: es ſeie ein philanthropiſcher Lehrer von Heidesheim. Aber wie ſollte deren einer nach Paponneſos kommen? Und beim zweiten Blike lehrte uns die dreifache Krone: der ehrwürdige Mann, der mit Knaben herum burzelte, müſſe auch ein Papſt ſeyn — und es war wirklich Leo der Zehnte, der Freund von allem, was ſchön iſt — von ſchönem Deutſchen Gelde, ſchönen Gebäuden, ſchönen

*) S. Notices & Extr. de la Bibl. du Roi. Tom. II. p. 12.

nen Gemälden und schönen Knaben! — Ohne lange zu untersuchen: warum er gerade mit den schönsten Knaben diese Leibesübungen vornahm, und nicht mit seinen Kollegen, die doch auch oft hübsche Kapriolen machten, giengen wir immer weiter, bis wir an die Küste kamen, und einen Mann fanden, der eine ungeheuer lange Leimruthe von wenigstens zwei und zwanzig Millionen Klaftern in die Lüfte hinab ließ. Wir konnten seine Absicht nicht gleich begreifen. Wie? weil Päpsten nichts unmöglich ist, sollten sie denn auch aus der leeren Luft, wo doch nichts ist, Etwas heraufischen können? Wir wagtens, ihn um Belehrung zu bitten.

Aus welchem Planeten seid Ihr? frug er.

„Aus dem Planeten, Erde!"

Der liegt hier gerade unter meinen Füßen!

Ha! wie schnell warfen wir uns an den Rand, und schauten begierig hinab, ob wir nicht unsere Frauen und Kinder und Freunde erblikten — nicht sehen könnten, was sie machten? sahen aber hier nicht das geringste, nicht einmal den Planeten selbst. Dieses sollte erst ein andersmal geschehen.

Wie? sprach der Dreifachgekrönte, seht Ihr z. E. nicht Geistliche, die Protestanten zu seyn scheinen, und doch unsere Tonsur haben?

Noch einmal so begierig strengten wir alle Sehkräfte an. Aber so geübt sonsten unsere Augen dafür waren,

ren, Kryptokatholiken aufzufinden, ſo ſahen wir doch nichts.

Nun — fuhr er fort — ſo will ich euch beweiſen, daß gerade hier unten Euer Wohnplaz iſt. Gebt acht, was an meinem Angel hängt — Nu! willſt du anbeißen, oder nicht? — Der verwünſchte alte Febronius, der meine Beute immer umſchleicht, und warnt! *) aber du ſollſt mich nicht mehr lange hindern! — Halt! — ich will den Beichtvater erſt durch eine Inful oder Gold anködern! — Izt wirds gehen! — Bald! Bald! — Er hat — ich habe ihn! — Ha! ha! Izt wird er herauf kommen! Gebt Acht!"

So ſprach der Fiſcher mit ſich ſelbſt, und zog immer die Schnur in die Höhe. Zulezt wurde es ihm zu ſchwer. Plözlich lüpfte er die Tiare, und da kam ein Männchen unter derſelben hervor, das ihm herauf ziehen half.

Seht Ihrs, ſprach er: hier habe ich einen der gröſten Teutſchen Fiſche gefangen. Ihn und andere ſeiner Art hatte ich in einem beſondern Fiſchbehälter beiſammen. Aber — ich weiß nicht wer? — durchborte den Teich. Meine Fiſche entkamen, ich wußte nicht wohin? bis ich ſie im Badwaßer zu Ems plätſchern hörte. Da bereitete ich gleich meinen Angel, und, den wieder zu fangen, iſt mir nun gelungen. Allein ich fürchte, mit den andern werde ich nicht ſo glüklich ſeyn, beſonders mit dem Gröſten dort, der einen

*) Die Fürſten zürnen heut zu Tage ſo wenig auf Wahrheit, daß ſie vielmehr ſie gerne hören und leſen. Hat nicht Karl Theodor Cranzen eine goldene Medaille geſchikt? Der H.

einen so großen Arzt und einen so vortreflichen Schweizer um sich hat, die ihn immer warnen. Je nun! laßen wir doch nichts unversucht, und haben ja selbst uns Mühe gegeben, den Wallfisch des Teutschen Meeres anzuangeln!

„Während der Fischer noch redete, hatte das Männchen, das vorher unter der Tiare gestikt hatte, sich erst in Rednerpositur gesezt, dann auf die Knie niedergelaßen, und sprach: „O ich glüklicher! o ich dreivierntl seliger! dem das Glük zu Theile wurde, die Krone des menschlichen Geschlechts, den Heerführer der christlichen Religion, den, der zur **Hebung des Unglüks der Sterblichen geboren ist**, bei diesem herrlichen Fischzuge **anzureden**, und seine **heiligsten Füße zu küßen**! Schon aus all' deinen andern Thaten erhellt, daß du eben so sehr über die anderen Menschen erhaben bist, als die Menschen über die Thiere. Aber was wird izt die Welt — was die Nachwelt zu der That sagen, die du in diesem Augenblike verrichtetest! sie wird verstummen, wie ich — ich, ohnehin ein **Menschlein von der schlechtesten Klasse**: Dixi!" *) Nun reichte ihm der Papst die Hand, und sezte ihn wieder unter die Müze.

Ueber diesen Auftritt stuzten wir desto mehr, da wir, während der Anrede, Zeit gehabt hatten, zu bemerken, daß der Redner das äußerliche Ansehen eines Protestanten hatte, und doch wie ein Katholike sprach, verwunderten uns aber nicht mehr, als man uns sagte: es sei der stolze und nur gegen den Heerführer der christlichen Kirche höfliche Mann von A. der einen Entwurf der Geschichte der Gelehrsamkeit kompilierte, und

*) S. Schlözers Staatsanz. H. 1. S. 105.

und in der Dedikation an einen großen Gelehrten so kriechend, wie wenn ers einem litterarischen Papste weihete, und wieder so heimlich schrieb, wie wenn ers seinem vertrautesten Busensfreunde schikte. *) — Endlich verließen wir den Fischer, durchwandelten noch einmal die Insel, deren Einwohner wir noch bei den nämlichten Beschäftigungen, Leibesübungen und Ergözungen fanden, und kehrten über die große Brüke nach Hagion — oder Argonnesus zurüke.

Ach-

*) „Daß ich Sie hochschäze, daß ich Sie liebe, habe ich Ihnen schon so oft gesagt, daß Ihnen dies Geständnis nichts Neues mehr seyn kan. — Das Wenige, was ich hier bringe, sei zugleich ein Opfer für den Schuzgott des Reichs der Gelehrsamkeit, dessen Länder ich durchzuwandern gewagt habe. Die reine Absicht, die ich damit verbunden habe, wird für mich das Wort reden, wenn die Gabe, die ich, als ein so geringer Unterthan seines Reichs, bringe, durch sich selbst weniger gefällig ist. — Leben Sie lange, mein Bester! recht lange! u." Wie demüthig-stolz.

Achtes Kapitel.

Neuer Auftritt auf Hagion — oder Argonnesus.

Heiligenproceß — Wichtige Folge einer in Bamberg gemachten Beobachtung — Concilium der Schutzheiligen — Papst Clemens mit seiner Frau.

Gerade hielt man Generalversammlung vor dem Konventhauße zu Hagion — oder Argonnesos, als wir da ankamen. Es war nämlich eine neue Heilige angelangt, und nun wurde berathschlagt: ob sie aufgenommen werden dürfe? In Ermanglung eines Advokats des Teufels zeugte der heilige Labre gegen sie: für eine wahre Heiligin seie sie zu fleißig gewesen. Denn sie habe sich ihre Schnize selbst gekocht, die sie doch, um ohne Anstand kanonisirt zu werden, lieber betteln sollte.

Es seie wahr, erwiederte die Kandidatin: allein sie habe dabei die erbaulichsten Gedanken gehabt, besonders als sie ihr einmal anbrannten. Denn da habe sie sich das Verderben der Welt vorgestellt, und wie die Gottlosen im höllischen Feuer, gleich ihren Schnizen, einmal anbrennen werden. Sie hoffe vorzüglich, wegen ihrer nachläßigen und nichts weniger, als reinlichen Kleidung aufgenommen zu werden. Denn **Zierlichkeit und allzugroße Reinlichkeit des Leibs seie der Seelen Unreinigkeit.**

Hierinnen gab ihr die Versammlung vollkommen recht, und mußte ihr den, für einen Heiligen erforderlichen, Grad der Unreinlichkeit zugestehen.

„Sie

„Sie sie' — wendte Labre aufs neue ein — nicht schwärmerisch genug gewesen?"

Wie? erwiederte sie: habe ich nicht meinen Seelenbräutigam aufs innigste geliebt? hat er nicht auch mich, als seine wohlgeschmükte Braut, geherzt? hat er mir nicht den Wechselring der gegenseitigen Liebe an meinen Finger gesteckt? wie oft sagte ich ihm: „nur an dir habe ich meine Lust, du lieber Bube!" war ich nicht krank vor Liebe? alles so recht, wie's im Hohen Liede steht, das ich ganz auf mich anwandte, und das, nebst der Apokalypse, mein liebstes Buch war? Ha! ich jauchzte einst vor lauter Liebesdrang, wie eine Trunkene. Denn ich kam aus dem Weinkeller meines Geliebten. Was aber da vorgegangen ist, weiß der allein, der mich darein geführet hat!

Wirklich wurde sie bei diesen Worten über die bloße Erinnerung des Liebesgenusses so entzükt, daß sie glaubte, eben erst aus dem Weinkeller des Bräutigams gekommen zu seyn, und selbst auf ihren Gegner, den heiligen Labre, zulief, um ihn, als ihren, wirklich anwesenden, Bräutigam, zu umarmen. Er aber zog sich ein wenig zurüke: „er habe noch einen Einwurf gegen die Kanonisation: sie habe mit dem Bösen, Gott sei bei uns! nicht genug gekämpft, wie der heilige Franz und andere!"

Wie? fiel sie ein: habe ich nicht einmal in meiner Stube einen so entsezlichen Gestank gefühlt, daß er von niemanden, als dem Bösen, seinen Ursprung haben konnte? Muß er also nicht in meiner Stube selbst gewesen seyn, um seine höllische Kräfte zu zeigen? Habe ich also nicht den stinkenden Höllenbok glük-

glücklich besiegt, da er mich, ungeachtet seiner garstigen Waffen, vom Beten nicht abhalten konnte.

Die ganze Versammlung rufte Beifall, und es war wirklich daran, daß die Stimmen gegeben werden sollten, die dann ganz wahrscheinlich für die Aufnahme der Kandidatin ausgefallen wären. —

Bisher hatte ich in der Stille den Proceß mit angehört, und den Ausgang ruhig erwartet. Denn ich wollte die Explosion der Beobachtung, die ich gemacht hatte, bis ans Ende versparen, um das Erstaunen desto größer zu machen. Wie ich aber sahe, daß nun zu den Stimmen geschritten werden sollte, frug ich: Nehmt Ihr denn auch eine Ketzerin in die Gesellschaft der Heiligen auf?

„Gott bewahre! eine Ketzerin! — und alle schlugen ein Kreuz" — „aber wie kanst du's beweisen?"

Gleich beim ersten Anblike bemerkte ichs, und wollte nur sehen, obs Euch nicht auch aufficle? hat sie denn den Augenaufschlag einer Katholikin? O das ist ja ganz was eigenes, ganz charakteristisches! — und laßt sie nur einmal beten!

Jtzt erst bemerkten alle, daß in ganz Bamberg kein einziges Mädchen die Augen so ketzerisch aufschlägt, wie die Kandidatin es that, und wie sie vollends betete, da wars entschieden, daß ihr Beten zwar ein Murmeln, aber nicht das Murmeln eines Katholiken, und doch kein Murmeln ist.

Wie vielen Dank erndtete ich für diese Entdekung! Die ganze Versammlung strömte auf mich zu, und drükte mir freundschaftlich die Hand, daß ich ihr die Schande erspart hatte, eine Ketzerin in ihre heilige Gesellschaft aufgenommen zu haben. Selbst die eilftausend Jungfrauen eilten, voll Herzensdrang, heran, und ich glaube gewis, daß ich eilftausend reine, keusche, jungfräuliche Küße erhalten hätte, ohne den Wink, den der heilige Benedictus ihnen gab, daß es wohl nicht schiklich seyn dürfte, so öffentlich eine Mannsperson zu küßen. — War nun die Versammlung der Heiligen über diese Entdekung gerührt, so war es die Kandidatin der Kanonisation noch weit mehr. Denn da sie bisher kein Auge geöfnet hatte, so sahe sie auch weder das Scapulier noch den Rosenkranz derselben, und glaubte einfältiglich, unter lauter orthodoxen Protestanten zu seyn. Auf die Frage, wer sie dann sein? antwortete sie endlich: Dem Geistlichen nach, eine große Sünderin: was aber das Zeitliche betreffe, sie sie, mit Ehren zu melden! die bekannte **Beata Sturmin**, von **Stutgardt**, durch ein feines Wortspiel **Tabea** *) genannt, die von ihrer Feindin für hysterisch gehalten, von einem Wirtembergischen Theologen aber, ohne all' ihr Verdienst und Würdigkeit, als eine protestantische Heiligin gepriesen worden sein.

Es wurde also beschlossen, **Tabea** solle aus dem Lande geschaft, und, da keine andere Gelegenheit sich zeige, uns bei der Abreise mitgegeben werden. Gezwungen nahmen wir sie zwar mit, liesen sie aber doch heim-

*) Wirtembergische Tabea, zweimal zu Stutg. gedrukt, und neu aufgelegt zu Halle im J. 1789. — Die oben angeführte Stellen sind wörtlich aus diesem Buche entlehnt.

lich zurüke. Crescentia und Betka, dachten wir, mögen sie aufnehmen, und das Bekehrungswerk an ihr versuchen, und so glüklich zu Stande bringen, wie bei uns: Denn wirklich hatten wirs den guten Kindern, um ihnen das Glüke einer männlichen Gesellschaft zu verschaffen, zu Gefallen gethan, und uns zur katholischen Religion, wiewol in der Stille, bekennet. Denn ein Papst hatte uns, bei dem Besuche in Paponneles, die doppelte Erlaubnis gegeben, erstlich, falsch zu schwören, wenn wir auch nicht überzeugt seien — denn um einer guten Absicht willen dörfe man, wie selbst das heilige Concilium zu Kostanz ausgesprochen habe, so gar einen Meuchelmord, noch weit eher also einen falschen Schwur begehen — und zweitens, seien wir gleich heimliche Katholiken, doch äußerlich den Protestanten, oder gar den Juden, zu machen.

Nach all' diesen Auftritten, und besonders auch, nach Empfange der versprochenen schönen Portraits bereiteten wir uns zur Abreise, und nahmen warmen, herzlichen Abschied. Beim Hingehen nach unserm Luftschiffe hörten wir ein klägliches Wimmern, das aus einer Kapelle kam, giengen hin, und fanden den heiligen Christophel erbärmlich verstümmelt, fast wie den Deiphobus beim Virgil. Beide Füße waren ihm abgehakt. Hilf Himmel: riefen wir aus: wer konnte so grausam dir mitspielen, heiliger Mann! — Ach! antwortete er, meine größten Verehrer: ich bin der heilige Christoph von Barga, im Toscanischen. Mein Bild stellten die Einwohner hinter dem Altare auf, machtens aber so groß, daß die Priester, die beim Altare dienten, sich immer die Köpfe an meine Füße stiessen. Was thun die Narren? Statt sich in Acht zu nehmen, oder mich kleiner zu machen, sägen sie mir die

Füße

Füße ab. Hinc illæ lacrimæ! Aber ich habe sie gestraft. Kein einziger dieser Bösewichte starb eines natürlichen Todes.

Wir bedauerten den armen Trovf, der nun nicht mehr durchs Meer waten konnte, und eilten nach unserm Luftballen. Ich befahl, er sollte noch in der Nacht ausgebessert werden. Allein den andern Morgen war nicht das mindeste gethan, wovon, wie ich in der Folge hörte — denn auf der Stelle bekannten sie's nicht — der Grund war, daß meine Reisegefährten in der Nacht Besuche von Heiliginnen gehabt hatten, die sie den Rosenkranz vollends recht beten lehrten. Ich mußte mich mit Geduld in diese Verzögerung der Abreise schiken, wurde aber doch dafür belohnt. Denn als ich den andern Morgen allein spazieren gieng, um meinen Verdruß zu vergessen, hörte ich folgendes Gespräche, von dem die, sich unterredenden, Personen mir nach und nach, theils dadurch, daß sie sich nannten, theils aus dem Innhalte ihrer Reden selbst bekannt wurden.

Gespräche der Schuzheiligen der meisten Staaten Europa's.

Der heilige Januarius Patron von Napoli — der heilige Nikolaus P. v. Rußland — der heilige Antonius P. von Portugal — St. Jacob P. von Spanien — St. Markus von Venedig — St. Kasimir von Polen — der heilige Dionysius von Frankreich — der heilige Georg von England — der heilige Joseph, P. von Baiern.

Januarius.

Mit der Weltregierung kan man nicht mehr zufrieden syn. Es muß anders gehen — oder —

Nikolaus.

Oder?

Januarius.

Sapperment! Zwei Fuß hoch Schnee in meinem Neapel! das iſt unerhört. Meine Lazaroni haben mir geſagt: ich ſolle den Jupiter fragen, ob er noch recht bei Sinnen ſeie? *) oder ob man ihm einen Vormund ſezen müße, wie dem Mündel des heiligen Georg?

Nikolaus.

Georgs? welches Georgs?

Januarius.

Giebts denn einen andern, als den Patronen von England, der den Lindwurm tödtete?

Jakob.

Wie? ſehe ich recht? ſoll der Patron von Lezern Siz und Stimme in unſerer Verſammlung haben? der Abtrünnige!

Antonius.

Heißt denn nicht ſein König Beſchüzer des Glaubens? hat ihm nicht ein Papſt dieſen Titel gegeben? hat er nicht die Preisfrage über die Gottheit Chriſti ausgeſezt, und ein Tübinger, wie billig, den Preis erhalten?

Jakob.

Seht, der Portugieſe nimmt ſich ſeiner an! aber man weiß wohl, warum? — freilich hat ein Papſt Georgs ſeinem Könige den Titel gegeben. Damals verdiente er ihn dadurch, daß er Luthern, wie ein ächter Polemiker, ſchimpfte. Aber daß ſie ihn izt noch führen — ſie, die

*) Eine Thatſache vom Winter 1788.

die alles andere abschüttelten, was sie vom heiligen Stuhle erhielten — das ist doch sonderbar — eben so sonderbar, wie dieses, daß die Krämernation, die all' ihr Interesse nur nach Guineen abwiegt, und mit der Elle mißt; die, um ein Paar Procente vom Bruder Nikolaus zu gewinnen, den braven König von Schweden, ihren Bundsgenossen, zappeln ließ, dem sie durch eine kleine, in die Ostsee geschikte, Flotte große Dienste thun konnte — daß diese einen so mannhaften Ritter zum Patron hat, wie unser Georg ist!

Kasimir.

Georg wihert immer mit Nikolaus. Ich weiß schon lange, daß ers heimlich mit ihm hält, und Preussen an der Ausbreitung seines Handels hindert, das ihm doch im siebenjährigen Kriege sein Hannover rettete. — Aber, immer hast du uns noch nicht gesagt, Januar, was du thun willst, wenn wieder zwei Schuhe hoch Schnee in Napoli fallen sollte?

Januar.

Sind wir nicht die Notables des Himmels? können wir uns nicht konstituiren, wie die Französische Nation, und die ganze Weltregierung unter uns in Comite's vertheilen?

Georg.

Ein herrlicher Gedanke! wir wollen darauf denken. — Aber ums Himmels willen! Bruder Dionys! der du sonsten den Ton angabst, der du sonst deine Nase in alles steckest, du bist ja izt ganz ausserordentlich stille.

Dionys.

Ach! meine lieben Brüder! Selbst in jenen Zeiten, da ich die Jungferschaft des Mädchens von Orleans, und mit ihr das Wohl meines Reichs zu schüzen hatte, war ich nicht in solcher Noth als izt. *) Ach mein guter Ludwig, ehemals die Liebe seiner Nation, izt der Gefangene des Pöbels von St. Antoine und Marcel! Was wollte ich dir nicht zu gefallen thun, wenn du mir ihn wieder befreietest, Georg!

Georg.

Hast große Freude gehabt, Dionyschen! mir meine Kolonien zu entreißen! nicht wahr, izt bist du gestraft! Deine Krieger haben die Idee von Amerikanischer Freiheit nach Frankreich zurüke gebracht, und wollen nun jenen Leisten, der von einem sich erst bildenden Staate genommen ist, deinem, freilich zerrütteten, aber schon über tausend Jahre stehenden, Reiche anpaßen. Doch, wenn du mir Martinique und St. Domingue —

Dionys.

Wie, was? die fast einzige Quelle meines Handels? — was würden Bordeaux, Nantes, la Rochelle und andere Handelsstädte sagen, deren Handel zu Grunde gerichtet wäre?

Georg.

Aber warens nicht eben diese große Städte, welche die Dekrete gegen den König am ersten annahmen, und Re-

*) Non ego pro mundi regno magis anxius illa
Tempestate fui, qua centum quisque parabant
Injicere anguipedum (Johannæ) brachia collo.
Ovid. Met. I.

Peters kaufmännische Projekte am meisten unterstützten? Ist also die Strafe nicht gerecht, die sie litten?

Dionys.

Nein! das geht nicht; — Weißt denn du mir nicht zu rathen, Bruder Joseph! du hast mir ja sonsten zuweilen einen Gefallen gethan, und nur in diesem Jahrhunderte dein Land zweimal aufgeopfert.

Joseph.

Izt habe ich genug mit meinem Baiern zu thun, zu deßen obersten Landburggrafen, allerdurchlauchtigsten General-Landes-Verweser, allmögenden Schuzherren, Generalkommendanten und Landespatron, ich als die dritte Person der **erschaffenen Dreifaltigkeit**, feierlich erklärt wurde. Da muß ich immer sorgen und wachen, daß kein **Bayle**, keine Schrift von **Weishaupt**, und dafür die Werke des großen **Zabulant** desto fleißiger gelesen werden. Denn Ihr glaubt nicht, meine lieben Kollegen! wie das Gift der Aufklärung im Finstern schleicht! da entdekte ich erst kürzlich, daß fünf Protestanten in meiner Kriegsschule zu München waren. Aber ich habe sie gejagt!

Dionys.

Leider! leider! die Schriften der Philosophen sinds, die alle Verwirrung anrichten. Plato und Rousseau haben mir mein schönes Frankreich zerrüttet.

Marcus.

Zerrüttet wars — —

Aber, o Unglük! ein unwillkührlicher Ton, der mir entfuhr, entdekte es der Versammlung der Schuzheili-

gen, daß sie einen geheimen Zuhörer hatte. Erschroken fuhr sie auf, sahe sich überall um, frug sich: ob einer von ihnen selbst war, der sich hören ließ? Ja, der heilige Nikolaus machte die boshafte Anmerkung: es werde eine der Trompeten der Fama gewesen seyn, die den hohen Ruhm ausblies, den sich die Schutzverwandten des heil. Marcus im gegenwärtigen Türkenkriege durch ihre staatskluge Neutralität erworben haben. Marcus erwiederte: „Leider! machen wir Schutzheilige allzumal dummes Zeug! Ich aber schlich mich hinter dem Gebüsche seitwärts, und verbarg mich in eine benachbarte Hütte.

Einmüthig, wie Turteltäubchen, saß hier ein Pärchen beisammen, das durch meine Ankunft in seiner Vertraulichkeit sich gar nicht stören ließ. Meine Verwunderung zu heben, sagte mir der Alte: diese hier ist meine rechtmäßige Frau. Ich bin der Papst St. Kletus, der eine Bithynerin nach der Ordnung heirathete,*) und vergnügt mit ihr lebe.

Glükliches Paar! rief ich aus — fast das einzige Glükliche auf diesen Inseln! Während deine Kollegen sich mit Bulerinnen behelfen, oder einer Päpstin nachjagen, oder mit schönen Knaben herum purzeln, sitzt du da ruhig, und genießt das Leben, weil du der Natur getreu bliebst, und dir dein ordentliches Weibchen nahmst.

Die andern, erwiederte St. Kletus, konnten mich darum auch nicht unter sich leiden, und vertrieben uns. Wir

*) Uxorem habens in Bithynia. Platina vita Pontificum p. 13. edit. 1530.

Wir wanderten aus, schlugen das Hüttchen hier auf, und leben mit einander zufrieden.

Da mirs hier bei diesem wahren Papste sehr wohl gefiel, so blieb ich so lange da, bis ich glaubte, das Luftschif seie in Ordnung, und begab mich so dann zu meiner Reisegesellschaft.

Neuntes Kapitel.

Boaoneſos — Eigenheit der Einwohner — Archive — Preſtiſſimo — Kloz und Kompagnie — die Vierziger — kritiſche Leiſten und Photometer.

Dieſesmal fuhren wir nicht am frühen Morgen, ſondern erſt gegen Abend ab. Meine Geführten baten mich zwar, noch die Nacht da zu bleiben, vermuthlich weil ſie noch einen Beſuch von den ſchönen Heiligin-nen erwarteten. Allein dieſes war eben der Bewegungsgrund, warum ich auf die Abreiſe drang. Mir wars eins, bei Tage oder bei Nacht durchs Empyräum zu reiſen, weil ich wußte, daß der Genius, der unſere Reiſe geheim regierte, uns doch dahin führen wurde, wohin wir kommen ſollten.

Wir flogen alſo durch die Lüfte unaufhaltſam fort, und ſchliefen recht ruhig, bis gegen Morgen, wo ein ſchröllicher Lärmen uns weckte. Es war ein ewiges Trompeten und ein Geſchrei dazwiſchen, wie das der Ausrufer bei Auktionen. Begierig, die Urſache zu erfahren, konnten wir kaum den Tag erwarten, und ließen uns dann auf der Inſel nieder. Aber, o! hätten wir dieſen unſeeligen Schluß nicht gefaßt! Noch gellen uns die Ohren ſo ſehr, daß wir immer noch, mitten in Teutſchlande, meinen, zu Boaoneſos zu ſeyn. So hieß die Inſel, auf die wir kamen. Boaoneſos heißt ſie in der Sprache der Götter, bei den Sterblichen Journaliſten — oder Schreierinſel.

Als wir ausgestiegen waren, sahen wir nichts, als Menschen, mit Trompeten, Posaunen und Kreuzerpfeifchen am Munde. Uns fiel ein, daß die rohen Griechen und die Amerikaner von den ersten Reutern glaubten, Mann und Roß seien Ein Körper, die doch wirklich getrennt werden konnten. So glaubten wir, seie es auch mit den Trommeten, und wollten dem ersten, der uns begegnete, sein Instrument vom Munde nehmen. Aber wie leid war es uns, als wir ihm die halbe Lippe wegrißen, und häufiges Blut darnach floß! Wir erfuhren also bei dieser Gelegenheit, daß die Trommeten, Posaunen und Kreuzerpfeifchen den Einwohnern wirklich an den Mund gewachsen sind. Nur auf einen Augenblik können sie's ablegen, nämlich so lange, bis der Titel eines neuen Buchs laut ausgerufen ist, dann schließt sich das Instrument schnell wieder von selbst an den Mund, und der Ausrufer posaunt nun hinein, in scharfen, schmetternden Tönen, entweder ein mestuoso, oder largho, oder andante, oder pizzicato, je nachdem er sich einbildet, mit dem ausgerufenen Buche zufrieden seyn zu dörfen, oder nicht? Oft erhalten zwei oder mehrere den Auftrag, das nämliche Buch erst auszurufen, und dann ihre Empfindung dabei dem Publikum der Insel vorzublasen. Da ists denn sehr sonderbar, meistens aber komisch, wie sie neben einander stehen, und über ein und eben dasselbe Werk der eine traurige Melodie anstimmt, der andere sich in die Töne des höchsten Entzükens verliert. Keine drei Schritte kan man gehen, so stößt man an einen Tisch wo Geschwindschreiber sizen, die mit einer Schnelligkeit, welche uns unbegreiflich, aber doch zu erklären ist, die Noten, die der Ausrufer geblasen hat, zu Papiere bringen, und hernach ins öffentliche Archiv des Landes tragen, welches hier die Kaffeehäuser sind.

Diese

Diese Fertigkeit der Ausrufer, daß sie nur nöthig haben, ein Werk anzusehen, um ihr Urtheil, obs ihnen gefallen hat, oder nicht? der Welt in gehörigen Tönen vorzublasen, kömmt theils von ihrer langen Uebung, theils von dem erstaunlich hohen Grade der Beurtheilungskraft, die jeder Bewohner der Insel besitzt. Manchmal haben sie nicht einmal nöthig, nur den ganzen Titel zu lesen, und es ist meistentheils hinreichend, den Namen des Verfaßers oder auch Verlegers unten geschwinde anzusehen, öfters auch den bloßen Druckort — so gleich wird der nöthig befundene Ton angestimmt.

Ungeachtet nun die meisten von uns diese Musik nicht sehr liebten, begaben wir uns doch in ein benachbartes Archiv, oder Kaffeehaus, um einige Kompositionen durchzusehen. Da waren ganze Stöße derselben aufgethürmt. Wir nahmen das nächste beste Blatt zur Hand, lasen und lasen wieder, und konnten kaum begreiffen, was oft für Unsinn komponiert geworden war.

Gleich im ersten Blatte lasen wir: „der Verfaßer eines historischen Werks hätte lauter interessante Fakta geben sollen!" Es war einer mit einem Kindertrompetchen, der diesen Ton geblasen hatte. „Der Dummkopf: riefen wir aus: kan denn ein Historiker, und darf er Fakta machen? muß er sie also nicht geben, wie er sie findet, mehr oder minder merkwürdig? und hat nicht die am unbedeutendsten scheinende Handlung allezeit wenigstens einiges Interesse? und hat sie es nicht für den Trompeter, so hat sie's für irgend einen Leser."

Wir nahmen ein anders Blatt. Da stund, es sei gut, den Mund der Kinder mit Urin zu waschen: Hilf

Hilf Himmel! mit Urin? das iſt nicht möglich! davon finden wir nichts weder in unſerm Rouſſeau, noch Brechter, noch Roſenſtein. Wir ließen uns vom Handlanger das Buch geben, aus welchem der Ausrufer dieſe ſchöne Lehre ausgeblaſen hatte, und laſen: os infantum eluendum eſt, quin etiam lotio cum aqua frigida ſæpius repetita conducit. Seht doch, rief ich; daß kaltes Waſſer zum Urin genommen werden ſoll! hats der Ausrufer nicht recht geſagt? Aber der Zopfprediger, der über meine Schultern auch ins Blatt ſahe, entdekte mir, ich irre mich auch, und ich mußte bekennen, daß Kenntnis der alten Sprachen ſo wenig meine Sache iſt, als des Poſaunens. Er überſetzte die Stelle ſo: „man muß den Mund der Kinder auswaſchen. Ja auch das öfters mit kaltem Waſſer wiederholte Waſchen nüzt gar ſehr!“ Und ich ſahe, daß er Recht hatte. *)

Gleiche Dienſte that er mir bei einem andern Werke, und es war doch gut, daß ich einen eigentlichen Gelehrten mitgenommen hatte. Ich las nämlich in der Anzeige eines numiſmatiſchen Werks **) folgende Stelle ***) „S. 1009 iſt eine Münze, Herkules mit einem Olivenkranze auf dem Haupte — und der von Sonnenwagen geſtürzte Phaeton, mit der ſehr leſerlichen Schrift: AATNATA ZHIΩN, rund herum der Zodiakus, auf der Kehrſeite. Dieſe Contorniate iſt für den Numiſmatiker die unerklärbarſte Münze, und auf keiner iſt uns eine ähnliche Vorſtellung bekannt, und eben ſo wenig wiſ-

*) Jen. Allg. Litt. Zeit. Jan. 1789. St. 27.
**) Catalogue d'une collection des medailles antiques faites par la Comteſſe Douairière de Bentinck, née Comteſſe d'Altenbourg, Dame de Varel &c. P. I. II. Amſterd. 1787. 4.
***) Allg. Teutſche Bibl. B. 77. Th. 2. S. 537.

wissen wir, was wir von der Schrift sagen sollen. Wüßte man, was man mit der übrigen Schrift machen sollte, so könnte man auf Alouna (oder Alvona?) in Illyrien (auf Münzen AAY) rathen!" O hochgelehrter Recensent! dachte ich in meinem Herzen. Was für einen Vorrath von Kenntnißen mußt du besizen, daß dir von allen möglichen Städten der Welt gleich Alouna einfällt? Zwar könnte man einwenden: warum soll gerade eine Stadt in Illyrien eine Münze auf den Phaethon geben? Allein wer kan alles wißen, und das ist ja charakteristisch von einem Polyhistor, dergleichen dieser Ausrufer ist, daß er gerade da etwas erklären kan, wo hundert andere es nicht könnten. Ich fühlte also in meinem Herzen die gröste Hochachtung für diesen Ungenannten. Aber wie sehr sank sie, als der Zopfprediger mir sagte: „der ehrliche Recensent müße nie etwas von alten Handschriften gesehen haben. Denn beim ersten Anblike der großen Buchstaben seie es ihm aufgefallen; man müße lesen: ἀόνατα ζητων, und nun habe es einen guten Sinn auf den Phaethon, der das Unmögliche sucht, und seie an keine Stadt weder in Illyrien noch im Hadeler Lande zu denken" — und nun glaube ich, der Zopfprediger hat Recht, weil seine Erklärung zwar nicht so tief gelehrt, aber desto natürlicher ist.

Zwar hätte ich des Ausrufer-Unsinns nun genug haben sollen. Aber mein Unstern trieb mich, noch einige Kompositionen zu durchblättern. Eine derselben fiel mir auf. Sie erhub sich in die höchsten Töne, so daß dem Posauner, wenn er anders wußte, wie hoch er sich verstiegen hatte, bange werden mußte, von der Höhe wieder glüklich herabzusteigen, ohne, wie Phaethon, den musikalischen Hals zu brechen. Das ausposaunte Werk hieß: „Bilderbuch für Kinder, enthal-

haltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Insekten, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, der Künste und Wißenschaften, mit schwarzen und illuminierten Kupfern" und darüber schmetterte der Ausrufer folgendes: „Seit langer Zeit haben wir kein für Kinder bestimmtes Buch mit so großer Befriedigung aus der Hand gelegt, als das gegenwärtige, wodurch einem gewiß von vielen Eltern und Erziehern lebhaft gefühlten Bedürfniße mit dem glüklichsten Erfolge begegnet wird. — Solche Lüken auszufüllen, iſt wohl nicht leicht ein beſſeres und zwekmäßigeres Hülfsmittel auszufinden, als das, was der Verfaßer anbietet. Die Foderungen, die er an ſich ſelbſt gemacht hat, zeigen, daß er die Sache lange von allen Seiten überdachte, und nicht eher, als nach einem völlig ausgezeichneten Plane an die Ausführung gieng. — Seine den vollkommenſten Beifall abnöthigenden Maximen finden ſich in der Ausführung zum gröſten Vergnügen des Kinderfreundes beobachtet. — Auf dem Titel hat für Inſekten die ſchon unter der Rubrik von Thieren begriffen ſind, vermuthlich Mineralien ſtehen ſollen. — Der Text hat uns, was Innhalt, Ausdruk und Kürze betrift, völlig befriedigt. Hauptſächlich bitten wir den Verf. bei Thieren und Pflanzen immer den Wohnplaz, die Nahrung und den Nuzen oder Schaden anzugeben. Ein ſehr guter Einfall iſt es, daß die Blätter nur auf einer Seite bedrukt worden, zu Bequemlichkeit der Kinder, welche den Text und das dazu gehörige Kupfer auf einander kleben wollen. — Es iſt auch äuſſerſt bequem, daß man jedes Heft einzeln bekommen kan. Ueberhaupt iſt wohl die ſucceſſive

Ab-

Ablieferung in Heften noch nie mit so vielen Vortheilen verbunden gewesen. — Wir können keinen Augenblik zweifeln, daß dieses von allen Seiten so wohl angelegte und ausgeführte Werk den allgemeinsten und lebhaftesten Beifall erhalten werde. Man kan sich wohl durch keinen stärkern augenscheinlicheren Beweiß überzeugen, wie weit man von des Comenius Zeitalter in Verbeßerung der Lehrmittel der Jugend fortgeschritten sey, als wenn man jenes ehrlichen Mannes ehemals so beliebten Orbis pictus mit diesem Bilderbuche vergleicht!"

Das muß ein Buch seyn! dachte ich — und welch' eine Freundschaft muß der Posauner für den Verfaßer fühlen, deßen Werk er so warm, so enthusiastisch ausposaunt! Zwar fiel mir schon bei der Durchleung der so genannten Recension, noch ehe ich das Bich selbst sahe, verschiedenes auf. Wie? ein Werk soll so treflich ausgeführt seyn, deßen Titel schon so wenig überdacht ist? Gehören — wie dem Posauner sein Gewißen auch saate — die Insekten nicht in die Klasse der Thiere? Blumen und Früchte nicht ins Reich der Pflanzen? Ists ein treflich ausgeführtes Machwerk über Thiere und Pflanzen, das weder ihren Wohnplaz noch Nuzen und Schaden, noch Nahrung angiebt? würde es wohl Recensent an allen Autoren loben, daß sie nur Eine Seite bedruken laßen, um des erbärmlichen Vortheils willen, daß die Kinder die Kupfer dazu gegen über kleben können? wird nicht das Buch dadurch vertheuert, und erhalten die guten Kinder nicht den nämlichen Vortheil, wenn sie ihrem Buchbinder sagen: er solle das Kupfer an den Band des überdrukten Blatts ankleben? Freilich scheint der Plan des Verfaßers sehr überdacht, aber von der merkantilischen Seite, damit er,

er, wenn der Posaunenton des Freundes ihm guten Abgang verschafft, die ganze Welt hineindringen kann? Und bei alle dem versichert der Mann doch zweimal feierlich: er sie höchst befriedigt! Ist er so leicht zu befriedigen? oder befriedigt ihn nur das Butterbrod, das ihm der Verfaßer vorsezt, so leicht? Wars also dem Posauner, als er diesen hohen Ton anstimmte, leicht ums Gewissen, das ihm doch Einmal wider Willen erwacht zu seyn scheint?

So dachte ich, und ließ mir das Werk geben, um es selbst einzusehen. O über die Unverschämtheit des Posaunens! rief ich beim ersten Anblicke einiger Kupfertafeln. Wie? hat man nicht bessere Zeichnungen von Elephanten und dem Kameele mit dem doppelten Buckel, als die von Büffon? Sind nicht die Thiere hier und da falsch dargestellt? giebt nicht da der Mann dem Strauße eine Kralle an der äußeren Zehe, und es ist doch **charakteristisch**, daß er da keine hat? wo ist der Pottfisch, in dessen Eingeweiden man Klumpen von Ambra, oft **bis zu achtzig Pfund schwer**, findet? **Ei so luig du und der T . . .!** schrieb Luther an den Rand der katholischen Bücher, die zu Jena noch aufbewahrt werden. Ja wohl lobts der Posauner, daß die **successive Ablieferung von Heften mit so großen Vortheilen** verbunden ist. Der wichtigste mag seyn, daß der Verfaßer von der einen Erscheinung des Hefts bis zur andern in der Naturgeschichte weiter studieren kann! Immer mag das Buch hier und da etwas Gutes haben. Aber es in **solchem Tone** ausschmettern! das ist in der That zu arg, und macht alle Ausrufer und Posauner verdächtig, selbst die ehrlichen.

Voll Unwillen, mich, und mit mir das Publikum, so getäuscht zu sehen, verließ ich dieses Kaffeehauß, um noch ein wenig herum zu wandern. Denn ich war schon überzeugt, daß ich mich hier nicht lange werde aufhalten können.

Wie in einigen Gegenden steinerne Sitze unter Bäumen herum stehen, um die Waldgerichte zu halten, so fand ich auch, einige tausend Schritte vom Kaffeehause, in freiem Felde den Ort eines litterarischen Tribunals. Kloz war Präsident desselben. Als er einen Fremden sich nähern sahe, kam er mir mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit entgegen, und lud mich zum Essen ein, das eben herbeigebracht wurde. Es waren lauter Windgerichte. Ich aber konnte vor Lachen nicht essen, wie ich sahe, daß ihm und den Assessoren des Gerichts alles durch die weite Oeffnung der Trommete hinein gegeben wurde. Dann huben sie die Trommete empor, und ließen die Speise in den Mund laufen. Mit dem Weine gieng's besser, und ich bemerkte auch, daß besonders der Präsident sich öfters eingießen ließ. Ihre Speise aber muß nicht sehr nahrhaft seyn, denn sie sahen alle so mager und dürre aus, wie Leipziger Dachstübler. Kloz erzählte mir gelegenheitlich: er und die andern Trommeter alle haben ehemals in einem wohlbevölkerten Lande, mitten unter andern Menschen, gelebt. Diese aber seien durch das ewige Posaunen ganz taub geworden, und daher habe Jupiter, auf jener Bitte, sie hieher versezt, wo es ihm ganz wohl gefalle, nur das nicht, daß er hier keinen so guten Wein trinke, als im Kronprinzen zu Halle.

Noch frug ich ihn, wer derjenige seiner Beisitzer seie, der, wie einst Ulysses *), sitzend größer und ehrwürdiger

*) Ilias 3. Vers 211.

ger scheine, als stehend? Er antwortete, einer seiner besten Freunde, der einst manche Flasche mit ihm trank, Geld für ihn und für sich borgte, überall hin ihn begleitete — erst Magister gewesen, hernach Professor, endlich gar Staatsrath geworden sei, und nun ein Journal schreibe, worein er Arbeiten über die Französische Staatsverwaltung von einem Verfasser aufnehme, der nicht das geringste davon verstehe.

Mir genügte an dieser Schilderung, und ich empfahl mich zu geneigtem Posaunentone, wenn ich einst etwas schriebe.

Nicht ferne davon war ein anderer Gerichtsplaz von vierzig und mehreren Stühlen, wo ein Buchhändler den Vorsiz hatte.

Man erzälte mir, die Vierziger und jene bei Klop schmettern oft einander entgegen, ziehen dann zu Felde, und schlagen sich mit den, an den Mund angewachsenen, Trommeten, Posaunen und Kinderpfeifchen so herum, daß die Trümmer, wie auf einem Schlachtfelde, herum liegen, und die Vorsiger Aufwand genug haben, neue Trommeten und neue Lippen, statt der abgerissenen, einzukaufen.

Der lezte Plaz, den wir zu Boanesus besuchten, war ein ähnliches litterarisches hochnothpeinliches Halsgerichte, dessen Beisizer aber nicht so scharf, sondern in gemäßigtern Tönen, schmettern. Hingegen steht, neben dem Gerichtsspieße, ein großes Magazin von Leisten und andern Maasstäben, auch Photometern. Diese Photometer *), eine sonderbare Erfindung, sind nach

*) Lichtmesser.

der Polhöhe von G. genommen. Man hält sie über die neu erschienenen Schriften, wo dann genau sich zeigt, ob in denselben Licht genug verbreitet, und der Verfasser selbst aufgeklärt genug ist, oder ob er von den Richtern noch mehr Licht entlehnen könnte? Aber es ist ein besonderer Kunstgrif, die Photometer so über das Buch hinzuhalten, daß Licht oder Schatten da, wo man will, und von beiden so viel erscheint, als man will. Ueberdies wird ein Leisten von demjenigen Lehrer, in dessen Fach das neue Werk gehört, an dasselbe angelegt, und darnach gesprochen; ob es so groß, so weit, so enge, so passend, so fein, so hoch, so tief, kurz, in allem gerade so ist, wie es nach dem Muster des angenommenen Leistens seyn soll? Man erzälte uns, dieser Kunstgrif, die Machwerke anderer nach dem Maaßstabe vor sich zu messen, habe, nebst dem entscheidenden und trockenen Tone, dessen sie sich bei den Aussprüchen bediene, dieser Gesellschaft vielen Ruf erworben. Obs wahr ist? konnte ich nicht erforschen. Denn das ewige Beschmeter machte uns heiser, weil wir alles, was wir uns zu sagen hatten, immer einander zuschreien mußten, und zugleich fast taub, wie die Einwohner selbst alle sind. Dafür hilfts auch nichts, wenn man ihnen zuruft: der Ton, in dem sie wirklich posaunen, seie falsch, zu hoch, zu tief: sie lächeln, weil sie glauben, man habe sie gelobt, und posaunen fort.

Wir erhoben uns also wieder, so bald möglich, und fuhren fort.

Zehntes Kapitel.

Cookneſos — Menſchen mit abgewandten Fußſolen — Anaſonen — Auriculiten — Bauchmenſchen — menſchliche Kochliten — Noctambuliten — der König Akephalos — verſchiedene andere Regentenarten — Monoſkiopoden — Inſektenmenſchen — Plumiten — Haifiſchmenſchen — der Jupitersbrunnen — Geſpräche mit Jupiter — Kabinetsſtücke in Cookneſos.

Bekanntlich iſts ein charakteriſtiſcher Fehler unſers Zeitalters, den ſelbſt der philoſophiſche Arzt zu Sarsco Selo in Schuz zu nehmen ſcheint *): daß es faſt nichts mehr ohne Prüfung glaubt.

Der ſo grundgelehrte Plinius erzählt von allerhand Wundernationen, deren die eine nur Ein Bein, die andere nur Ein Auge haben ſoll **). Man lachte! aber Auguſtin, der heilige Kirchenvater, meldet auch: er habe dergleichen Menſchen geſehen; und nun fühlt man eine gewiſſe Bangigkeit des Herzens, an einer Thatſache zu zweifeln, die ein ſo groſſer Kirchenlehrer, der nach erſchöpftem Genuſſe der Welt ſo fromm wurde, ſelbſt geſehen zu haben verſichert. — Daß nun die Glaubwürdigkeit des Biſchofs von Utika durch unſere Reiſe außer allen Zweifel ſollte geſezt werden, wer hätte das geglaubt? und doch iſts geſchehen!

*) S. Meikards Biogr. S. 56.
**) S. Naturgeſch. B. 6. Kap. 30. B. 7. Kap. 2. ꝛc.

Nachdem wir nämlich Boaoneſos verlaſſen, und, wie viele tauſend Meilen? weiß ich nicht mehr genau anzugeben, unſern Lauf durch die Lüfte fortgeſetzt hatten, erblikten wir ein hübſches, großes Land, auf das wir, uns niederzulaſſen, beſchloßen. Wegen der neuen Menſchengeſtalten, die wir entdekten, oder vielmehr, weil wir die für Geographie und Naturgeſchichte ſo wichtige Entdeckung machten, daß hier die wunderbaren Völker wohnen, die das Alterthum und die neuere, ungläubige Welt bezweifelte, nannten wir ſie, dem großen Weltumſegler zu Ehren, **Cookneſos.**

Es iſt ſchon viel in der Welt geſtritten worden, wie und woher die Amerikaner in ihren Welttheil kamen? Wahrſcheinlich wird durch unſere Nachricht ein gleiches Kampffeld eröfnet werden: haben die Alten ſchon die Luftſchiffe gekannt? in welchem Jahrhunderte wurden jene wunderbaren Völker aus Afrika und Indien nach Kookneſos verſetzt? was war wohl die Abſicht ihrer Verſetzung? ꝛc. Das Reſultat unſrer mühſamen Unterſuchungen über dieſe und ähnliche Fragen machen wir vor der Hand nicht bekannt, und begnügen uns einſtweilen mit der Wahrheit: weil ſie da ſind, müſſen ſie auf irgend eine Art dahin gekommen ſeyn.

In der That war unſer Erſtaunen, ſie hier zu finden, nicht geringe. Weil wir aber weder Namen, noch Lebensart, noch Beſtimmung der wunderbaren Völker ſo gleich von uns ſelbſt errathen konnten, ſo ſahen wir uns nach einem Lohnbedienten um, der uns, als Cicerone, umher führte, und uns ſo zuverläßige Berichte gab, als irgend ein Reiſebeſchreiber neuerer Zeiten von ſeinem Lohnlaquaien erhielt, und drucken ließ.

Schon

Schon die erſten Menſchen, die uns begegneten, bereiteten uns auf die übrigen wunderbaren Erſcheinungen vor. Sie ſchienen, nach einer andern Richtung zu gehen *) — denn ihre Füße giengen rükwärts — und doch kamen ſie zu uns! Wir konnten nicht begreifen, wie der vordere Theil des Kopfs und Füße ganz abwärts von uns gerichtet war, und ſie doch ſich uns näherten, ohne zu ſtrauchlen oder zu fallen. Aber wie ſie ganz nahe waren, ſahen wir überall, zwiſchen den getheilten Locken, Augen hindurch glänzen, daß ſie **alſo ſehen, was ſie nicht zu ſehen, und nach der Seite gehen konnten, wohin ſie nicht zu gehen ſchienen.** Glaubten wir alſo: ſie entfernen ſich, ſo ſtunden ſie flugs vor uns: glaubte man, ſie ſehen gegen Oſten, beobachteten ſie uns in Weſten. Nie **war man alſo vor ihnen ſicher:** — Es ſind die ehemaligen **Jeſuiten!** ſprach unſer Führer. Nachdem ſie auf eurem Planeten **alles** mögliche Böſe geſtiftet hatten, und deswegen aufgehoben wurden, hat man ſie hieher verſezt, wo es weder Könige noch Schulen giebt, wo ſie alſo weder Fürſten im Beichtſtule verführen, noch die Jugend **in abſichtlicher Unwiſſenheit laſſen können.**

Wir ſuchten ihnen zu entgehen, fanden ſie aber auf der ganzen Reiſe durch die Inſel überall in unſerm Wege, ſo daß ihnen gewiß die Abſicht unſerer Reiſe, alles, was wir bisher auf allen Inſeln geſehen und bemerkt hatten, die vorherigen Schikſale unſerer Reiſegefährten ꝛc. nicht unbekannt geblieben ſeyn können, und ſie ohne Zweifel ihren Bericht an den geheimen General, wie auch an

*) Homines plantis averſis.

den Beichtvater, zu München bereits vor unserer Rückkunft auf die Erde werden abgestattet haben.

Die Nächsten, die uns begegneten, hatten keine Nasen. Wir wünschten uns Glücke zu den unsrigen, und fanden, wie häßlich ein Mensch ohne Nase ist: — „Dieses sind die alten Herausgeber und Erklärer der Griechen und Römer, die nichts von den Schönheiten dieser Autoren fühlten, sondern blos mit den Worten sich beschäftigten, ohne den geringsten guten Geschmak.“ Doch einige derselben hatten wenigstens einen kleinen Knorpel, der den Plaz anzeigte, wo die Nase seyn sollte. Aber bei den Exegeten der Bibel aus den vorigen Jahrhunderten fanden wir auch nicht eine Spur von Nase. Daraus schlossen wir, daß sie die Bücher der Bibel nicht im mindesten im Geiste des Alterthums, der Nation, die sie schrieb, der Sitten, der Gebräuche, der Naturgeschichte ꝛc. gelesen, und baaren Unsinn theils aus denselben heraus, theils in sie hinein exegesiert haben. In dem Weinkeller des hohen Liedes fanden sie die Sakramente — in den Füchsen die Ketzer — in den Zähnen die Lehrer — in den zwei Lippen die Symbola — im Nabel den wiederhergestellten Kelch, und in den Brüsten das Evangelium. Glüklich priesen wir daher die neueren Bibelerklärer, die schon mehr Nase zu diesem Geschäfte bringen, und an den Büchern riechen, welche in den Kanon gehören, so wie bei jeder Stelle, ob sie ein Fragment eines alten Volksliedes ist, oder nicht?

„Vermuthlich sind das Unterthanen des alten Phrygischen Königs, Midas, der wegen seines weisen Urtheils so berühmt ist?“ frugen wir unsern Cicerone, als wir Menschen erblikten, deren Ohren bis zu den Füßen herab hiengen.

hiengen. Nein! erwiederte er, es sind Unterthanen eines Nordischen Königs, die durch ihre langen Ohren darum ausgezeichnet sind, weil sie sich die klügsten der ganzen Erde dünken. Alle andere Nationen nehmen Fremde von Einsicht und Verdiensten auf, geben ihnen Stellen, durch die sie wie einheimisch werden, und dem Reiche, das sich wohl dabei befindet, wie man an Rußland sieht, die trefflichsten Dienste leisten. Dieses Volk aber glaubt so sehr, alle Weisheit ausschließungsweise zu besitzen, daß es nur Landskinder für fähig hält, eine Küsterstelle bei ihm zu versehen. Doch das grenzt noch an, daß man die Landeskinder überall vorzieht. Auch in Wirtemberg, in Sachsen ꝛc. wird nicht leicht ein Fremder eine Stelle erhalten. Aber daß sie ein Gesetz darüber gaben, welches man das Indigenatrecht nennt, daß sie keine andere Nation ausschloßen, als die Teutschen; diesem Umstande haben sie die langen Ohren zu danken.

„Dies — antworteten wir — muß doch eine besondere Ursache haben!“

Ich weiß sie nicht, versetzte der Cicerone — es müßte dann etwan einmal ein Teutscher sie tüchtig zum Besten gehabt, und ihnen die Superiorität des Teutschen Genies gezeigt haben: oder wollen sie es der Welt aus dem Gedächtnisse bringen, daß die Teutschen Kaiser vom Sächsischen Hause die oberherrliche Gewalt über sie erkämpften, wie über Böhmen, Polen und Ungarn. Vielleicht ist das eine — vielleicht beides zusammen der Grund!

Neuer Stoff für die sechstausend Schriftsteller Teutschlands, über dieses Problem große und kleine Bücher zu

ſchreiben! — Wir ließen die Sache auf ſich beruhen, und lachten nur über die groſſen Ohren, dergleichen wir noch keine geſehen hatten, und deren ſie ſich doch ein wenig zu ſchämen ſcheinen. Denn ſie ſchlugen ſie einauch zweimal, um die Lenden und Beine herum, und hüllten ſich, damit man die Länge nicht ſo bemerkte, ganz darein, wie Spieſsbürger in ihre Mäntel oder Rokelore.

Aber, ums Himmelswillen, welche wandelnde Bäuche!“ rieſen wir bei einem neuen Anblicke aus. Denn es kamen Menſchen daher, die völlig die Geſtalt der Spinnen hatten. Der Kopf ſaß, ſo groß, wie der Kopf einer Stecknadel, zwiſchen den Schultern, ſo daß man beim erſten Anblicke ſchwur: ſie haben gar keinen! auch konnte man ihn nur durch ein Vergrößerungsglas recht entdecken, und ſeine Form entſcheiden. Füße und Beine ſahe man auch nicht, und wenn ſie welche haben, ſind ſie etwa, wie bei dem kleinſten aller Dachſe. Den Bauch ſchleppten ſie theils auf Schiebekarren vor ſich her, wie gemiſte Schafe, nach Hübners Antiquarius, den Schwanz hinter ſich, oder hatten ſie ihn mit Stricken in die Höhe gebunden.

Noch ehe unſer Cicerone antworten konnte, fiel mir ſelbſt ein: „obs nicht **Bettelmönche** ſeyen?“ und ich hatte es errathen. Man muß bekennen, daß die Menſchen hier die ihrem Charakter angemeſſene Geſtalt haben!

Sehr gut wars aber, daß wir die Wirtembergiſche Tabea in Hagion- oder Argonneſus zurückgelaſſen hatten. Bei der darauf folgenden Erſcheinung hätte ſie gewiß die Augen aufs züchtigſte niedergeſchlagen. Denn hinter

hinter den Bauchmenſchen kamen andere, die ganz Priape zu ſeyn ſchienen. „Es ſind **Karthäuſer**!“ ſagte der Cicerone, ungefragt.

Noch giengen wir einige Schritte, als wir eine Verſammlung erblikten, wo Gericht gehalten wurde. Recht begierig waren wir, zu ſehen, wie auf dieſer Inſel, wo alles ſo ganz anders iſt, als auf unſerm Planeten, das Recht geſprochen wird. Allein dieſer Punkt war faſt der einzige, worinnen die Kookneſier mit uns übereinſtimmten.

Die Richter ſaßen, wie gewöhnlich, auf einer Art von Römiſchen kuruliſchen Stühlen, und die Parteien ſtunden vor ihnen. Anfangs konnten wir, wegen der Menge der Umſtehenden, nichts recht ſehen. Endlich drängten wir uns durch. Wir wußten nicht, ob wir auf einmal blind geworden, oder was mit uns vorgegangen war? denn wir entdekten an den Richtern keine Augen. „Wie? dachten wir: iſt dieſes der zweite Areopagus der Welt, wo kein Anſehen der Perſon gilt?“ und wünſchten ſchon den Einwohnern des Landes Glücke zu ihren blinden Richtern. Als aber jede Partei ihre Gründe, warum ſie recht zu haben glaubte, vorgetragen hatte, rekte jeder Richter die Hände aus, und jede Partei legte eines oder mehrere Goldſtücke darauf. Hier bemerkten wir, daß die Augen der Richter ganz vorne auf den Fingerkuppen angebracht waren, wie ſie die Schnecken bei uns an der Spitze ihrer Hörner haben — und nun war uns auch das Wunder des Athenſiſchen Areopagus enthüllt. Denn wir leſen zwar, daß ſie die rechtenden Perſonen nicht erkennen konnten; das aber finden wir nicht, daß man ihre Hände außer Stande ſezte,

setzte, das vollwichtige Recht der streitenden Parteien gehörig abzuwiegen.

Wir hatten viele Freude, die Processe und ihre Entscheidung zu hören, und zu sehen, wie man bei dem, was wir Bestechung nennten, sich gar nicht scheuete — vergaßen uns daher so sehr, daß uns die Nacht überfiel, ehe wir daran dachten, nach unserm Luftschiffe zurücke zu kehren, um da zu schlafen. Endlich erinnerte uns unser Führer, und nahm eine Fackel mit sich.

Noch etwan eine Viertelstunde mochten wir von unserm Luftballen entfernt seyn, als viele hohle Stimmen uns zuriefen: „Die Fackel weg!" Wir glaubten auf einmal nach gewißen Universitäten versetzt zu seyn, wo die Söhne der Musen keine Laternen leiden können, um, wenn sie in stiller Nacht lustwandeln, in ihrem Nachdenken über die Vorlesungen des Tags durch ein unbescheidenes Licht nicht gestört zu werden. Der Cicerone aber sagte uns: „er kenne die Stimmen schon. So wie auf unserer Welt, wohin er einmal eine Wanderung zu Fuße gemacht habe, mit Anbruche der Nacht eine neue Schöpfung von Eulen, Fledermäusen, Schmetterlingen und andern Insekten, die alle den Tag nicht leiden können, sich erhebe: so wohne auch auf dieser Insel eine eigene Menschengattung, die nichts minder hasse, als die Sonne. Sie schlafen den ganzen Tag gleich einer Kugel zusammengerollt, und, wie Murmelthiere und Bären, zur Zeit ihres Winterschlafs, an den Pfoten saugen, so saugen diese Menschen an einem Buche, das sie **Kompendium** nennen. Manches dieser Bücher sey so ausgelullt, daß so wenig Saft mehr darinnen seye, als des Morgens in den sogenannten Schlozern der Kinder in Schwaben. Sie versichern, daß sie

sie bei Tage nicht das geringste sehen, und, wecke man sie mit Gewalt, welches leicht dadurch geschehe, wenn man ihnen, statt ihres Kompendium, ein anderes Buch, das andere Grundsätze enthalte, zum Saugen unterschiebe, so taumeln sie, wie Berauschte, und reiben sich die Augen, wie Schlaftrunkene. Hingegen bei Nacht können sie mehr als tausend Schritte an den Leuten erkennen, ob sie den Tag über auch an den nämlichen Kompendien saugten, wie sie, oder nicht? Besonders seie ihr Geruch so scharf, daß sie in großer Ferne an jedem gedrukten Blatte schon riechen, wenn etwas Seelenverderbliches, Grundstürzendes, Gottsvergessenes und Symboleumwidriges darinnen enthalten seye. Außer dem angeführten Kompendiensafte könne ihr Magen schlechterdings nichts vertragen, und schon beim Anblik einer kräftigeren Speise komme sie ein Erbrechen an, daß man glaube, sie werden das Herze und alle Eingeweide von sich geben. Ja, wenn der Verfasser einer sogenannten kezerischen Schrift sich ihnen auf tausend Schritte nähere, fallen sie schon in eine Art von Ohnmacht.

Wir rietheu hin und her, was dieses, der gemachten Schilderung nach, für Leute seyn möchten? konnten aber ihren wahren Namen nicht finden. Endlich rief der Zorfprediger, wie einer, der mit einemmal begeistert wird: es sind die — **Orthodoxen!**

Richtig! fiel unser Cicerone ein. Ich wollte doch immer sagen: es ochse sich, konnte aber nicht daran kommen. Wir kannten die Leute, daß sie gefährlich sind — denn wie viel Gefahr läuft man, Menschen bei Nacht zu begegnen, die uns sehen, wir aber sie nicht, eilten daher nach unserer Schlafstätte, priesen uns glüklich, als wir da angelangt waren, und stellten zum

erstenn

erstenmale Wachen um unsern Luftballen aus, um nicht von diesen Nachtwandlern überfallen zu werden, konnten aber doch nicht recht ruhig schlafen, weil die Bilder und neue Erscheinungen des Tags immer vor unserer Seele schwebten. Faßt noch größer waren die Wunder des folgenden Tags.

Die Bauchmenschen hatten doch noch eine Spur von Kopfe gezeigt, und es gab einige, worunter man uns einen Pater Joseph nannte, der mehr davon hatte, als alle seine Mitbrüder zusammen genommen. Aber den andern Morgen, wo wir die Insel gegen Westen durchwanderten, kamen wir zu einem Volke, dessen Könignichts von einem Kopfe, auch nicht einer Stecknadel groß, verrieth. Er regierte sein Volk blos durch Bewegung seiner Hände, von denen man uns erzählte, sie seien sonsten sehr lang gewesen, seit einiger Zeit aber, man wisse nicht, durch welchen Zufall, zusammengeschrumpft. Er hielt eine Art von Petschaft in der Hand, das er auf die Befehle, die man ihm vorlegte, fast ohne sie zu lesen, aufdrükte, besonders auf diejenigen, durch die manche seiner Unterthanen, oft mitten in der Nacht, wenn sie ruhig im Arme der Gattin schliefen, ihrer Freiheit beraubt, und in solche Löcher gebracht wurden, wo ihnen manchmal die Füße verfaulten, wo sie nicht stehen, nicht sitzen, nicht liegen konnten, und sie ihren sparsamen, halb verdorbenen Vorrath von Speise noch mit Spinnen, Schlangen und Kröten theilen mußten. Trat ein Fall ein, daß der König doch den Kopf nicht wohl entbehren konnte, so stellte sich einer seiner Minister hinter ihn, nahm, ohne viele Umstände, seinen eigenen Kopf, so leicht, wie eine Perücke, ab, und sezte den seinigen dem Könige auf, und dieses so täuschend, daß, wer von dem umstehenden Volke in einer gewissen

Ent-

Entfernung war, glaubte: es seye wirklich ein eigener Kopf des Königs. Wer aber in der Nähe stund, sah freilich das Taschenspiel ein, und lächelte. — Doch waren wir von der Insel noch nicht abgefahren, als man uns erzälte: der Betrug seye dem ganzen Volke bekannt gemacht worden, und es behaupte nun: jeder der untersten Klasse, selbst der ärmste Taglöhner, habe so gut das Recht, dem Könige seinen Kopf zu leihen, als der Vornehmste. Darüber aber haben so viele ihre Köpfe dem Könige aufzusetzen gesucht, daß nun immer einer den andern verdränge, und wegen der Menge der Köpfe, die Anspruch auf den königlichen Rumpf machen, nun gar keiner mehr darauf sitzen bleibe, welches doch vorher noch zuweilen geschehen seye: ja in alten Zeiten habe zuweilen der Hofnarre den seinigen geschwinde geliehen, wenn der Minister ihn vergessen hatte.

Da wir wegen der nahen Abreise nicht mehr Zeit hatten, die Wahrheit der Erzälung zu untersuchen, so entschieden wir nichts darüber, und berichten unsere fernere Ebentheuer.

Wir kamen auch zu andern Nationen, die noch seltsamere Fürsten hatten. — Die eine verehrte, wie die Ptoemphanen, oder Ptoembaren beim Plinius *), einen Hund, der seine Dekrete fürchterlich bellte, und dessen Willen das Volk an dem Tone des Gebells abnahm — die andere einen Stier, vor dem weder Frauen noch Töchter der Unterthanen sicher waren, und den man daher den Landesvater **) nannte — wieder andere einen Blutigel, u. s. w. Wenn wir ihnen dann sagten: wir

*) S. Nat. Gesch. B. 6. K. 30.

**) Vrbi pater est vrbique maritus. Lucan. II. 388.

wie sie denn solchen Regenten sich unterwerfen und gehorsamen könnten? so antworteten sie: wir gehorchen nicht ihnen, sondern dem, den sie darstellen. Zevs hat sie uns zu Königen gegeben, und seinem Oberpriester befolen, sie zu solchen zu krönen und zu salben: und zum Beweise, daß es sein Wille ist, hat bald ein Adler, bald ein anderer Vogel uns Fläschchen mit dem Salböle gebracht. Wir glauben daher, daß eigentlich er selbst uns **durch seinen Gesalbten** regiere, und lassen uns gefallen, was er durch seinen Repräsentanten über uns beschließt.

Diesen frommen Wahn konnten und wollten wir ihnen nicht benehmen, weil er von den Juden kömmt, die ich seit dem Auftritte in der Bieue *) so sehr schätzen gelernt hatte. Wir nahmen also Abschied von ihnen, und freueten uns, daß sie mit ihren gehörnten, saugenden und bellenden Regenten zufriedener waren, als wir mit manchen unserer Zweibeinigten. Ohnehin zog bald ein neuer Auftritt unsern Blik nach einer andern Seite.

Es war ein schöner Anger, auf welchem Menschen umherhupften, die nur Ein Bein hatten, auf welchem der ganze Körper ruhete. „Es sind die **Systematiker jeder Art** — sagte unser Führer. So wie sie nur auf Einem Beine sich drehen, so drehen sie sich auch nur um Eine Idee, als ihren Mittelpunkt, herum, der eine um die Monaden, der andere um angeborne Ideen, ein dritter um Saamenthierchen. Der erklärt die Entstehung der Erde aus Vulkanen, jener aus Wasser. Jeder sieht nichts, als seine Hypothese, und keiner glaubt, daß

*) S. oben das 4te Kap.

daß der andere auch einen Fuß habe, auf dem er herum hüpfen könne."

Es war wirklich die luſtigſte Gattung von Menſchen, die wir fanden. Einer derſelben that uns wirklich einen großen Dienſt. Denn da es außerordentlich heiß war, und wir nirgends keinen Schatten entdekten, ſo ſagte er uns: wir ſollten uns nur hinter ihn ſetzen. Wir thatens! Alsbald hob er ſeine Fußſohle in die Höhe, und verſchafte uns dadurch ſo vielen Schuz gegen die Sonne, wie wenn er eine Wand oder einen Fächer von Indianiſchen Feigenblättern den Stralen derſelben entgegen geſpannt hätte. Um dieſer ihrer Eigenſchaften willen, heißen dieſe Menſchen Monoſkioroden, und ſie ruhen im Schatten ihrer Fußſolen, wie im Schatten ihres Syſtems, gleich gemüthlich, und zufrieden, wie einſt Sokrates unter ſeinem Ahornbaumm, oder wie die Schweden unter den Feigenbäumen, die ein großer Redner mit vieler geographiſcher Kenntniß in ihr Land pflanzt *)!

Geſtärkt durch dieſe Ruhe in einem Schatten, dergleichen noch keinem Könige zu Theil geworden war, konnten wir nun deſto munterer unſern Weg fortſezen. Es fand ſich auch bald eine Gelegenheit, daß wir Kräfte nöthig hatten. Denn wir kamen in eine Gegend, die unzälbare Sperlinge umflatterten, immer mit großem Geſchrei auf etwas, das uns Fliegen zu ſeyn dünkten, herabſtießen, und Dutzende derſelben verſchlangen. Die verfolgten Thierchen ſtießen Töne aus, wie die Schatten bei Homer, und es war uns, wie wenn ſie, ach! und wehe! ſchrieen. — „Rettet doch eure Mitbrüder! rief

*) S. Stolbergs Muſter der Staatsberedtſ. S. 331.

unser Führer — es sind auch Menschen, so gut, wie ihr!" — Wir lachten!

Als er dieses sahe, fieng er ein solches Thierchen, und sezte es uns auf die flache Hand. Wir betrachteten es durch ein Mikroskop, und fanden, daß es alle menschliche Gliedmaßen hatte, und erkannten sie nun für unsere Mitbrüder.

„Ja, sie sind's! fuhr der Cicerone fort — zwar die kleinsten aller **Pygmäen**, deren die Naturgeschichte erwähnt, doch Menschen, nämlich die **Nachahmer aller Art**, die nur das denken, reden und schreiben, was sie von andern sehen. Frag' nur einmal das Menschen-insekt, das noch auf deiner Hand liegt!

Es sagte uns: es heiße **Penzel** *).

„Wen hast du nachgeahmt?"

Jacobi und Wieland!

„In der That, zwei gute Muster! Laß einmal etwas im Tone Jacobi's hören."

Holde Kasimire!
Höre, was die Lyre
Deines Freundes spricht!
In dem Lenz der Jahre
Kränze deine Haare,
Und lies mein Gedicht.

„Du Kasimirens Freund? und muthest ihr zu, solch' erbärmliches Zeug zu lesen! aber vielleicht ist dir Wielands Ton besser gelungen."

Wenn

*) Sieben kleine Gedichte, der Venus Erycina, dem Scherz und der Freude gesungen. Berlin 1769.

Wenn ließ ein ſolches Bett des Jünglins Nerven Ruh,
Vergebens knöpfte man ſich Rok und Hoſen zu.
Es iſt doch gar zu ſüß — —

„Still': ſtill': du garſtiger Faun! — und mit dieſen Worten ſchleuderte ich ihn einem Sperlinge gerade in den Schnabel.

Wir fiengen nun einen andern. „Wen haſt du nachgeahmt?"

Den Verfaſſer von Werthers Leiden!

„Ha! ein ſchönes Produkt des Genie's! man ſieht da von Stufe zu Stufe, wie ein Jüngling mit dem brauſenden Kopfe Werthers, von ſeinem unbändigen Charakter, der ſich in keine Regeln der Weltkonvenienz und ſo genannten Lebensart ſchmiegen will, bei einem melancholiſch-choleriſchen Temperamente endlich zur Piſtole greift, wenn die Welt ſich nicht nach ſeiner Phantaſie umſtimmen will. Es enthält die treffendſte, anſchauende Lehre, daß man, um höhere Zwecke zu erreichen, und der Menſchheit mit ſeinen Talenten nüzlich ſeyn zu dörfen, zuweilen bei zufälligen Dingen nachgeben muß. Aber ich weiß wohl, es iſt ſehr mißbraucht worden. Die ſklaviſche Nachahmerheerde glaubte: wenn ſie im Angeſichte des ehrbaren Publikums Burzelbäume ſchlügen, und ſich Flegeleien gegen ſonſt verdient, nur nicht nach ihrer Form gegoſſene, rechtliche Männer erlaubten; dann ſeien ſie Genie's! — Nun was hat denn dir in Werthers Leiden am beſten gefallen?"

Das Roznäschen von dem kleinen Bruder der Lotte! Ha! über dieſes bin ich faſt vergangen.

„Haſt Recht! wer das Roznäschen am ſchönſten findet, dem iſts auch erlaubt, die Schönheit deſſelben ganz

zu empfinden. — Haſt du denn nicht auch ein Roynäschen in deine Schriften gebracht?"

Das nicht. Aber eine andere Stelle entzükte mich ganz — diejenige, wo Werther ſich ein Maienkäfer zu werden wünſcht. *)

„Und haſt ſie alſo nachgeahmt?"

Ja, ich wanderte einmal ins Appenzeller Land, und da fand ich die Urneralpe, ſo ſchön, ſo voll von den köſtlichſten Futterkräutern, daß ich faſt in Verſuchung kam, mir Stiers Natur und Weſen zu wünſchen, um an dieſer ungemein anmuthigen Waide Theil nehmen zu können **).

„Haſt du eine Frau?"

„Was ſagt ſie zu dieſem ſchönen Wunſche?"

Hm! —

„Je nun! weil du ſonſt ein Mann von Verdienſten zu ſeyn ſcheinſt, und dich diesmal nur vergaßeſt, ſo wollen wir dich gegen die Sperlinge in Schuz nehmen."

Haſt du auch übertrieben? frugen wir einen dritten, den wir gefangen hatten.

„Jezt muß ichs bekennen: Einſt brachte mich die geringſte Kleinigkeit von meiner Geliebten in nachgeahmtes Entzücken." Wie ich einmal bei ihr ſaß, und bloß den Saum ihres Kleides hielt, da rief ich aus: O Gott! welche Glükſeligkeit haſt du den Sterblichen bereitet! Berührte

*) Man möchte zum Maienkäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herum zu ſchweben, und alle ſeine Nahrung darinne finden zu können. Werthers Leiden S. 8.

**) Reiſe durch einen Theil der Schweiz, S. 178.

Berührte ich blos ein Band, eine Spitze des Gewandes, das sie anhatte, da schwand die Welt mir Seeligen! Einst saß ich den ganzen Nachmittag bei ihr, und sprach kein Wort, und sah ihr blos in die Augen, oder in den Mund, oder blos an die Finger, und die Welt schwand mir Seeligen! *)

„Und was hat denn dir in Werthers Leiden am besten gefallen?

„Die Stelle, wo Lotte dem Kinde die von Werther geküßte Wange wascht, Werther voll Andacht über diese außerordentliche That, die mir freilich izt das Vorurtheil, als ob man durch Waschen einen Schandfleck vertilgen könnte, zu nähren scheint, in stummer Entzückung da steht, und endlich bekennt: ich sage dir, Wilhelm! ich habe mit mehr Respekt nie einer Taufhandlung beigewohnt, und als Lotte herauf kam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen, wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweihet hat **)!"

Ists möglich? —

Während diesen Unterredungen hatten die Sperlinge sich wieder in unzählbare Schaaren vereinigt, um einen neuen Anfall auf die Pygmäen zu thun, die sich unterdessen wieder auf den Göthischen, Wielandischen, Jakobischen und Horazischen Beeten sammelten, und sanft auf diesen Blumen schaukelten und wiegten. Da wir bedachten, daß diese pygmäischen Geschöpfe an und vor sich unschuldig waren, so klein geschaffen zu seyn, so

*) S. Beitrag zur Geschichte der Liebe aus einer Sammlung von Briefen 2 Theile. 1778. S. 5.

**) S. 65.

fühlten wir Mitleiden mit ihnen, und ſtellten uns in Bereitſchaft, ſie gegen ihre gefährlichen Feinde zu ſchützen. Aber es koſtete mehr Mühe, als wir geglaubt hatten. Denn weil die Zahl der Angreifer ſo ungeheuer war, konnten wirs nicht verwehren, daß nicht ein armer Nachahmer bald hier, bald dorten weggeſchnappt wurde. Endlich gelangs uns doch, das geflügelte Heer zu verjagen. Gerührt über dieſe Wohlthat krochen die Geretteten unter allen Blumen hervor, unter die ſie ſich verſtekt hatten, und warfen ſich zu unſern Füßen. Wir bemerktens nicht gleich, und wollten weiters gehen, wo wir dann gewiß einige Dutzende, ohne es zu wiſſen, mithin unſchuldig, jämmerlich zertreten hätten, wenn nicht ein ſolches Figürchen ſich feſt an meinem Knöchel angeklammert, und mich dadurch auf die übrigen aufmerkſam gemacht hätte. Zur Rarität und zum Beweiſe, daß es wirklich ſo außerordentlich winzige Geſchöpfchen von Nachahmern giebt, nahmen wir einige Exemplarien mit, die ich in meiner Naturalienſammlung in kleinen, mit Branntewein gefüllten, Gläschen aufbewahre, und die jeder Liebhaber bei mir betrachten kann. Niemand hat größere Freude an ihnen, als meine Kinder, die ſie oft auf den Fingerſpizen tanzen laſſen, ſie in Reihe und Gliedern, wie bleierne Soldaten, ſtellen, und dann mit Erbſen, als mit Kanonenkugeln, zu Boden ſchießen.

Dem Reſte, der zurücke blieb, gaben wir den guten Rath, ein Mückengarn über die Wieſe, worauf ſie lebten, zu ſpannen, und ſogleich fiengen zwölfhundert derſelben an, eines zu ſtricken, das ſo fein werden muß, wie das Neze Vulkans.

Vergnügt über die Beute, durch die ich mein Naturalienkabinet bereicherte, und noch mehr über die Rettung

tung des Lebens vieler Tauſende, wanderten wir weiter. Unſer Führer hatte uns noch von zwei beſondern Menſchengattungen geſagt, die wir finden würden. Wir kamen auch bald hernach auf einen Hügel, den Menſchen bewohnten, die uns in allem gleich waren, nur daß ſie, ſtatt der Arme und Hände, Federnſpulen hatten. „Es ſind die Anekdotenſammler, ſprach der Cicerone, die alles, was ſie hören oder leſen, mechaniſch niederſchreiben, und dem Publikum entweder in Heften, oder dicken Bänden, wieder vorkauen. Auf einem Hügel haben ſie ſich darum niedergelaſſen, um den Kourier, der den Tod eines berühmten Mannes verkündigt, ſchon in der Ferne zu ſehen, und kaum erſcheint er auch am äußerſten Horizonte, flugs ſind ſchon alle Federſpulen in raſtloſer Bewegung."

Wir giengen in ihren Wohnungen umher, die aus lauter Bänden von ihren Sammlungen erbaut ſind. Dreihundert und neun und neunzig derſelben wohnen in Anekdoten von Friederich. Sie führten uns auch in ihr Archiv, das die Dokumente ihrer Nachrichten enthält. Es ſind die Zeitungen aller Sprachen vom Europäiſchen Kourier an bis zum Merſeburger Bauer, Kaufmannsbriefe ꝛc. ꝛc.

Bereits wollten wir Abſchied von ihnen nehmen, als einer der Menſchen mit den federſpuligen Armen außerordentlich unruhig zu werden anfieng, und immer nach Einem Flecke hinblikte. Er ſchien etwas zu wittern, und ſchlich ſich, daß es die andern nicht merkten, den Berg bald hinab, um von dem Kourier, der die Nachricht vom Tode Joſephs des Zweiten brachte, die Nachrichten zuerſt zu empfangen. Aber ſo geheim konnte er ihn nicht auffangen, daß die andern, die in dergleichen

Spekulationen schon geübt sind, seine Absicht nicht bemerkt hätten. Alle flogen nun dem Kourier entgegen, der vor dem Gedränge kaum mit dem Leben davon kam. Schnell eilten sie nun wieder den Hügel herauf, ließen ihre Arme auf dem Papier, das schon lange dazu bereit war, mechanisch sich hin und her bewegen, und wetteiferten, wer seinen Bogen zuerst gefüllt hätte. Einer am Rheine schien den Preiß zu gewinnen, und neidisch blikten die übrigen nach ihrem rüstigeren Kollegen hin.

Die lezte Menschengattung, die wir hier sahen, wohnte ganz in einem Winkel der Insel, und war von dem Reste der Einwohner durch Gräber und Mauren abgesondert. Wir wagtens daher auch nicht, uns ihnen zu nähern, als in so weit es nothwendig war, um sie beobachten zu können. Denn sie sind Menschenfresser, haben hundert Augen, aber kein Herze. „Das Gebiße eines Hayfisches — sagte unser Führer — seine kleine Kinderzähnchen gegen das ihrige. Auf unserm Planeten heißen sie Inquisitoren." Sobald er uns ihren Namen nannte, glaubten wir alle das Schröklichste, das er uns von ihnen erzälte, und kehrten sobald, als möglich zurücke, um an der andern Seite des Strandes, den wir noch nicht gesehen hatten, wieder nach unserm Luftschiffe zu kommen.

Auf dem Wege dahin hatte ich eine herzliche Freude. Wir sahen einen Brunnen, in den ein stattlicher Mann immer den Kopf hineinstekte. Meine Gefährten verwunderten sich über diese, ihnen seltsam scheinende, Handlung, und sagten: „Siehst du nach Maulaffen?" Der Führer und ich erschracken, und wir schalten sie zugleich: „Welche Unhöflichkeit! Wißt ihr nicht, daß dieser ehrwürdige Mann Jupiter ist, der durch diesen Brun-

Brunnen herauf die Gebete der Sterblichen hört?" — Nun fielen die Thoren nieder, und beteten an. Gleich beschämt, wie sie, sind nun auch diejenigen meiner Kunstrichter, die diesen Brunnen *) für ein bloßes Hirngespinnste ausgaben.

Wie Jupiter sahe, daß ich Ehrfurcht vor ihm fühlte, und sie auch meiner Gesellschaft einflößte, und mich als einen alten Bekannten begrüßt hatte, war er sehr gütig gegen mich, und bot mir an, ob ich auch ein wenig den Kopf hinab stecken und anhören wollte. Du wirst finden, daß die Gebete deiner Mitmenschen noch eben so thöricht und eitel sind, wie damals, da wir uns das leztemal sprachen.

Anfangs hörte ich die mancherlei Gebete mit vielem Vergnügen und Lächeln. Jupiter hatte so gar die Gefälligkeit, mir den Namen des Bittenden jedesmal anzugeben, den ich freilich, ohne ihn, nicht gewußt hätte. Hier ist ein kleines Verzeichniß der Bitten, die ich mit eigenen Ohren hörte.

Der Rußе.

Laß mir die Krimm!

Der Oesterreicher.

Uns Belgrad!

Der Preuße.

Gieb mir Danzig!

Der Engländer.

Uns das Spanische Amerika und Martinique!

*) S. meinen Ikaromenippus Kap. 25.
Der Verf.

Potemkin.

Mir die Moldau und Wallachei! kostets gleich das menschenleere Rußland noch 200000 Mann.

Duc d'Orleans.

Mir die Französische Dogenmütze!

Mirabeau.

Mir Richelieu's Stelle und Macht!

La Fajette.

Laß mich Frankreichs Washington seyn.

Der französische Bauer.

Mich keine Abgaben mehr bezalen, und die Güter des Adels und der Klöster hübsch unter uns theilen.

Der Papst.

Schenke uns wieder das Ansehen und die Allgewalt Gregors des siebenten!

Van der Noot.

Mache mich zum Herrn der Niederlande!

Der Großinquisitor von Spanien.

Laß doch Europa wieder so blind werden, wie es in den schönen Zeiten des Torquemada war, wo die Leute sich so gutwillig verbrennen, und an der Nase herum führen ließen!

Und dem einen gab Zevs, was er bat, dem andern versagt er's *):

Aber, seufzte ich, großer Zevs! warum bittet denn der in der Ecke dort drunten nichts?

„Den Muhammedaner meinst du?"

Nun ja: ich weiß nicht, was er ist!

„Er

*) Ilias, Ges. 16. v. 250.

„Er hat immer nur Ein Gebete, und hats eben ißt geſprochen, da du den Kopf herauszogſt, mich zu fragen: „„Mein Schüſal, o Jupiter! iſt in deiner Hand geſchrieben. Es komme über mich, was du beſchloſſen haſt!““ Iſt dieſer nicht der geſcheideſte?“

Es ſcheint ſo:

„Siehe! da kommt auch eine Frau!“

Ich blikte hinab, ſahe, daß es meine eigene Frau war, und hatte zuerſt großes Vergnügen, ſie wieder zu ſehen. Aber, wie leid war mirs, ſie geſehen zu haben, als ich folgendes Gebete von ihr hörte: „Ich bin zufrieden, o Jupiter! mit dem Bedienten, den mein Mann bei ſeiner Abreiſe mir empfahl. Laß doch den Narren, der, wer weiß in welchen Luftwelten izt herum irrt, den Lohn ſeiner Thorheit erndten, und niemals zurücke kommen!“

Eine ſchöne Penelope! daß dich alle — — Wart', wenn ich heim komme! — So rief ich den Brunnen hinunter, und warf dem Jupiter, voll Zorns, den Brunnendeckel vor der Naſe zu.

Da du ſo unbeſcheiden biſt, ſagte er, ſo ſollte ich billig das Flehen deiner lieben Frau erhören. Aber ich will gnädiger ſeyn, als du verdienſt. Du ſollſt wieder heim kommen.

Aber es wird dirs ein Gott ſchwer machen *).
Kaum wirſt du entrinnen
Großen Gefahren in Lüften und nie betretenen
Welten.

Ich

*) Odyſſ. Geſ. 11. V. 101.

Ich sahe, daß Juviter nicht so zürnte, wie ichs verdient hätte, und wagte es, da ich ihn so unvermuthet wieder sprach, etwas zu fragen, was mir schon lange am Herzen lag. Jedes Land, o Juviter! sprach ich, hat einen Agenten bei dir. Es ist auch noch nicht lange, daß die Napolitaner sich durch ihren Agenten, den heiligen Januar, über dich beschwerten, du habest ihnen eine so ungewöhnliche Kälte geschikt —

„Die Narren! Kann ihr Heiliger sein gefrorenes Blut erwärmen und fließend machen, so mag er auch lernen, eine wärmere Luft schaffen, wenn sie seinem Lumpengesindel zu kalt ist!"

Nun, das wars eigentlich nicht, was ich sagen wollte, sondern: da die Agenten an den Höfen gewönlich in der Residenz des Fürsten sich aufhalten, bei dem sie für ihre Kommittenten sich verwenden sollen: warum sind denn die Heiligen nicht bey dir im Olymp?

„Bei mir im Olymp? die brauchte ich! Mein ganzes Serail wäre mir verdorben. Solltest du's glauben, die Kerls, die bei euch drunten sich so keusch und züchtig stellten — Bald traf ich den heiligen Bruno bei meiner Leda an, bald den heiligen Bonaventura bei der Danae, und der heilige Franz, der sich bei euch auf Dornen wälzte — ja der hatte im Olymp große Lust, sich auf Rosen zu wälzen. Länger konnte ichs also nicht leiden, daß mir die Pursche aus bloßer, lieber Langeweile so ins Gehege giengen, ich versetzte sie dahin, wo du sie fandst, und gab ihnen die Heiliginnen zu, weil ich doch sahe, daß sie ohne Mädchen nicht leben konnten, und die eilftausend Jungfrauen im Olymp auch viele Eifersucht unter den Frauen erregten. Heute klagte Am-

Amphitrite über den Neptun, morgen ſo gar die alte Rhea über den Saturn, und ich bin von der Juno wegen der eilftauſend Jungfrauen, wenigſtens eilftauſendmal tüchtiger gezankt worden, als du und euer Wieland erzält."

Da hatteſt du Recht, ſie zu entfernen, groſſer Jupiter! — Izt empfehle ich mich deinem ferneren Schuze. O laß mich dem Otterngezüchte der Heuchler, der Betrüger, der Dummköpfe, der Kleingeiſter, der Despoten aller Art, denen ich die Larve abziehe, und die ich mit der Peitſche geißle, die du mir gabſt, niemalen zum Raube werden!

Jupiter nikt, erſchüttert mit ſeinen Wimpern die Inſel
Und das Meer und die Welten, und fuhr zum hohen Olympos —

wir aber wanderten weiter.

Nach einer halben Stunde ſahen wir ein zierliches Landhaus, deſſen Beſizer vor der Thüre ſtund, und uns freundlich einlud. „Wollt ihr, ſprach er, die Raritäten eures Planeten ſehen, ſo kommt in mein Kabinet. Ich ſammle alles, was auf euerer Erde ſeltenes iſt." Wirklich fanden wir bei ihm Sachen, über die wir deſto mehr erſtaunten, weil wir ſie ſelbſt auf unſerm Wohnſize,

*) Den Dichter, aus welchem L. dieſe Stellen entlehnte, haben wir nicht gefunden. Es muß ein Nachahmer Homers geweſen ſeyn, der verloren iſt. Denn deutlich iſt der Hinblik auf die Schilderung Iliad, Geſ. 1. V. 529.

Der Herausg.

ſitze noch nicht entdekt hatten, und konnten kaum begreifen, wie der Mann ſie gefunden hatte.

Alle Seltenheiten dieſes Kabinets itz noch anzugeben, iſt unmöglich. Denn ich hatte meine Schreibtafel nicht bei mir, um, wie Sander, Gſellius und andere berühmte Reiſende, auf der Stelle das Geſehene einzuzeichnen. Aber folgender Kabinetsſtücke erinnere ich mich noch ſehr wohl. Wir ſahen da:

einen **König**, der nie betrogen wurde —

einen **Oberprieſter**, der ſehr demüthig zu den Füßen des königlichen Throns ſaß, ſich in nichts miſchte, als wozu er aufgerufen wurde, dem die Würde der Religion mehr am Herzen lag, als ſeine eigene, der ſo arm lebte, wie ein Apoſtel — kurz, der ein wahrer servus servorum war —

einen beſcheidenen **Polyhiſtor**, der nicht überall den Ton angeben wollte, und nicht, wie Salmaſius *), die ganze gelehrte Welt zum Kampfe herausforderte —

eine Saife, womit man **moraliſche Neger** ſo weiß waſchen kann, als das Chatelet zu Paris den Duc d'Orleans und Mirabeau —

einen

*) Mſr. Voſſius m'a dit, que Gaulmin, Mauſſac et Saumaiſe ſe recontrans un jour à la bibliothéque roiale, le premier dit aux deux autres: je penſe, que nous pourrions bien tous trois tenir tête à tous les Savans de l'Europe. A quoi Saumaiſe repondit: joignez à tout ce, qu'il y a des Savans en Europe, et vous et M. Mauſſac, je vous tiendrai tête, moi ſeul. Paul Colomies. Der Herausg.

einen **Finanzminiſter**, der das Volk nicht nur nicht auffangt, ſondern ſo gar demjenigen, der am Sonntage kein Huhn hat, es in ſeinen Topf ſchenkt —

Einige Dutzend **Juden**, die ihr Brod im Schweiße ihres Angeſichts aßen, und ſelbſt pflügten —

Mönche, die hell denken, und die Unnützlichkeit, ja gar die Schädlichkeit ihres Mettengeplerrs und Roſenkranzzählens einſehen — Ein leerer Plaz wird für **Eulogius Schneider** aufbewahrt —

Einige **proteſtantiſche Geiſtlichen**, die mehr auf gute Handlungen halten, als auf den Glauben, und Zweifel gegen die ſymboliſche Bücher eher vergeben, als eine Läſterung des Nächſten —

und noch mehreres dergleichen. Ich bat mir von jeder dieſer Seltenheiten eine Kopie aus, erhielt ſie, und ſtellte ſie in meinem Kabinete, neben den winzigen Nachahmergeſchöpfen, auf, wo ſie von den Liebhabern zu ſehen ſind.

Ende des dritten Buchs.

Lucians wahre Geſchichte.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Abadonneſos — Leſſing — der Herausgeber ſeiner Briefe — Emſer — Ludwigs 14. Panegyriſten — Du Pin — Santen — ein kleiner Mann mit einem großen Degen — Peyſſonel.

Am erſten Tage des Monats Bondromion, in der Frühe, landeten wir auf einer neuen Inſel, die, wie wir in der Folge erfuhren, Abadonneſos heißt.

Jeder Leſer der Meſſiade kennt den Abadonna, als denjenigen der böſen Geiſter, den es reuete, abgefallen zu ſeyn, und der bei dem Tode des Meſſias vieles empfand. So verlor er nach und nach einen großen Theil der ſchwarzen Farbe, die er mit den übrigen Aufrührern bisher gemein gehabt hatte, und als vollends Klopſtok ihn ſiebenmal im Jordan, und ſiebenzigmal ſiebenmal

in

in dem trokenen Bache Kidron wusch, behielt er nur noch das Ansehen eines Mulatten.

Nicht mehr ganz schwarz, wie ein ordentlicher Teufel seyn soll, aber auch nicht schneeweiß, wie ein rechter Christe, wurde Abadonna zum Statthalter dieser Lustinsel ernannt. Sie ist bestimmt, diejenigen aufzunehmen, die auf unserm Planeten ihre Talente mißbrauchten, oder wenigstens sie nicht so, zum Besten der Menschheit, anwandten, wie sie sollten, und konnten. Jeden ersten Tag des Monats hat Abadonna den Auftrag, den Züchtlingen die bestimmte Anzal von Ruthenstreichen geben, und die andern Strafen vollziehen — zu lasen. Wir kamen also gerade recht, um die Exekution mit anzusehen, und einen Theil der Sträflinge kennen zu lernen.

Schon standen wir mit den andern Zuschauern im Kreise, als der Statthalter erschien. Wir glaubten, den Dey von Algier oder Tripoli zu sehen.

Es thut uns leid, sagen zu müsen, welcher der erste war, der zur Strafe vorgeführt wurde. Es war — Lessing, und zwar deswegen, weil ers für eine alte Gothische Tugend hielt, *) den Tadel, den man gegen andere vorbringt, auf eine höfliche Art und mit einem gewißen Reste von Achtung zu sagen, weil er überhaupt denjenigen, die weniger waren, als er, besonders seinen Gegnern, unter andern dem bravem Pastor Lange zu Laublingen, zu stolz und zu höhnisch begegnete, und endlich weil er sich von einem Buchhändler verführen ließ, Klopen zu weit herab zu sezen, und gar nichts Gutes an ihm zu finden. Da er aber sonsten ein Mann von vielen Ver-

*) S. Vorrede zu den Antiq. Briefen.

dienten iſt, ſo ſind die Muthenliebe ihm geſchenkt; und er iſt nur dazu verdammt, einen Bogen in langens Horazſchen Oden laut vorzuleſen. Wir mußten freilich, da wir einmal da waren, das mit aushalten.

Aber ſichere Streiche mit der Ruthen erhält einſt — wie mir mein Nachbar während des Vorleſens ſagte — der Herausgeber ſeiner **Briefe an ſeine Frau.** Denn ſie ſind ſo leer an Intereſſe, enthalten ſo ganz und gar nichts, als Klagen über den zerrütteten Vermögenszuſtand auf der einen, und über Hypochondrie, nebſt Entſchuldigungen des langen Stillſchweigens, auf der andern Seite, daß man glauben muß, Klotz, wenn er noch lebte, oder ein Klotzianer habe ſie herausgegeben, um ſich an dem Manne zu rächen.

Nun kam die Reihe an einen gewißen **Embſer**, der an dem lezten Kriege in Norden ſchuld iſt. Denn er hatte ein Buch unter einem affektierten Titel *) geſchrieben, worinnen er den Krieg aufs äußerſte vertheidigte, und das er ſo gar dem Könige in Schweden zueignete, der deßwegen deſto weniger Bedenken trug, der Ruſſiſchen Kaiſerin den Krieg zu erklären, weil Embſer bewieſen hatte, der Krieg ſeie zur Schärfung der Seelenkräfte und zur Erhöhung der menſchlichen Eigenſchaften nothwendig. Denn darfs Abſicht ſeyn, daß tauſende gemordet werden, damit die übrig gebliebenen deſto geſchickter ſind? Höchſtens ſind jene Wirkungen des Kriegs nur zufälliger Nuzen deſſelben, der für die vielen Nachtheile einiger maßen ſchadlos hält. Noch dazu hatte er den Stolz, ſich ſelbſt ins Franzöſiſche zu überſezen. Wegen dieſer Vergehungen erhält er jeden Monat fünfzig tüchtige

*) Die Abgötterei unſers philoſophiſchen Jahrhunderts — erſter Abgott — ewiger Friede. 1779.

tige Hiebe, und würde noch weiter erhalten, wenn er ein Mann von mehr Bedeutung gewesen wäre.

Darauf erschien **Louvois**, dem dreihundert Streiche mit allen Kräften zugezählt wurden, weil er zwei blutige Kriege angeflammt hatte, den einen, *) bloß um einen General von Paris zu entfernen, den andern, **) weil Ludwig 14. ihn um eines schiefen Fensters willen so gewaschen hatte, daß es der Minister für nothwendig hielt, den König durch Kouriere von Schlachten und Niederlagen zu zerstreuen, und seine Aufmerksamkeit von den Fenstern ab, auf die Greuelscenen des Kriegs, zu lenken.

Besonders wird er noch jedesmal in der Mitte des Monats wegen der wirklich ausgeführten Mordbrennerei in der Pfalz, und wegen der projektierten im Trierischen mit eben so vielen Streichen gestraft — und das von Rechtswegen!

Nach ihm kam an einige hundert Lobredner des nämlichen Königs die Reihe. Es waren Dichter, Akademiker, Sinnschriftenmacher, Bildhauer, Maler und andere Panegyristen, die, von den Ministern bestellt und bezalt, durch die, der Tapferkeit Ludwigs und seinen großen Thaten ertheilten, Lobsprüche ihn in dem Wahn erhielten, worein jene ihn gewiegt hatten: „er seie der große Held, der durch seinen Genius und seine Auspicien die Schlachten gewinne — seinem Muthe könne keine Festung wiederstehen — sein Reich seie das schönste und mächtigste in Europa ꝛc." — Denn durch dergleichen Lügen wurde er immer mehr entflammt, sich neuen Kriegsruhm zu erwerben, und störte seine ganze Regie-

*) 1672.
**) 1688.

rung hindurch die Ruhe Europens durch seinen Ehrgeiz. — Unter denen, die gezüchtigt wurden, erkannte ich den **Boileau**, der es so wohl wegen seiner ewigen Schmeicheleien, als besonders wegen der Ode auf die Eroberung von Namur, verdiente, und diejenigen Jesuiten, welche die angebliche Gesandtschaft aus Siam gespielt hatten.

In dem Gerichte, das alle diese Strafen des Louvois und der Speichelleker Ludwigs beschloß, wurde auch die Frage aufgeworfen: ob der König nicht selbst Züchtigung verdiente? Eine Stimme entschied durch die Mehrheit, man solle es ihm schenken, weil er zu wenig Talente gehabt, um aus eigenem Antriebe Böses zu thun, und dieses also nur, von andern verführt und irre geleitet, gethan habe. Genug sei er dadurch gestraft, daß er am Ende seiner Regierung alle seine Projekte geschei-tert sehen, und vor dem Feinde in seiner Hauptstadt zit-tern *) mußte.

Nach diesen erschien der französische Redner, **de la Tour du Pin.** Den Grund, warum er gestraft wur-de, enthielt die ihm vorgelesene Sentenz mit folgenden Worten:

> Angeklagter verdient seine Strafe wegen der gros-sen Lobsprüche, die er dem **Loiola** ertheilte, be-sonders aber wegen der Stelle in seiner Rede, wo er diesem Fanatiker, der, durch die Stiftung seines Ordens, der Welt so vieles Böse zu fügte, dem **großen Luther** so ungerechter Weise in fol-genden Worten vorzog: „Da vermöge einer Ein-richtung der Begebenheiten, bei welcher man die Hand

*) J. 1712.

Hand Gottes nicht verkennen kan, das Gegengift mit dem Gifte zugleich hervor kam, so sah die Kirche die Vormauer, welches den Ketzereien der letzten Jahrhunderte so fürchterlich war, sich in dem Maaße erheben, als sie über ihre ersten frevelhaften Unternehmungen klagte. Ihr Mächte der Finsternis, ihr freuet euch, da ihr einen Luther aus dem Abgrunde herauf kommen sehet: sehet, wie die Sonne der Gerechtigkeit die Wiege des Ignatius erleuchtet! Was für ein verschiedener Weg! Hier verbirgt das Kloster ein Ungeheuer. Dort bildet das Kriegsheer einen heiligen Helden. Alle Laster kommen aus der einsamen Zelle — alle Tugenden sprossen unter dem Geräusche der Waffen hervor. Ein Diener des Herrn fängt mit gewafneter Hand eine Empörung wider die Kirche an: ein Weltmann, der mit dem Kreuze gewafnet ist, macht ihre Lehre am äußersten Ende der Welt bekannt. Der Ordensmann zündet, an der Spize einer aufrührischen Partei, das Kriegsfeuer in Europa an: der Kriegsmann entzündet, an der Spize eines folgsamen Ordens, allenthalben das Feuer der Liebe. Der Ordensmann reißt die Tempel nieder: der Kriegsmann richtet ihre Trümmern wieder auf. Der Ordensmann verführt die geistlichen Orden; der Kriegsmann schaft in denselben die Misbräuche ab, und verbessert sie. Der Ordensmann macht eine Menge Abtrünnige: der Kriegsmann bildet einen Haufen von Heiligen. Der Ordensmann schreibt ein teufelisches Buch, das die Klöster entvölkert: der Kriegsmann verfertigt ein göttliches Buch, welches sie anfüllt. — Der Ordensmann reißt, auf dem Reichstage zu Worms,

den Grund der Religion um; der Kriegsmann wird bei der Tridentischen Kirchenversammlung gebraucht, ihre Aussprüche aufzusetzen. So thut der große Cyrus, die Augen bei dem Lichte auf, wenn Nebucadnezar den Tempel zu Jerusalem in einen Aschenhaufen verwandelt! So wird der große Vertheidiger der Gnade in Afrika geboren *), wenn Pelagius in England das Licht der Welt erblikt!"

Weil de la Tour du Pin sich hier so äußerst verblendet gezeigt, und ein so boßhaftes Herze verrathen hatte, so wurden ihm erstlich die Augen mit einer beissenden Salbe eingerieben, hernach die Zunge mit einer Stecknadel durchbohrt, und zulezt zweihundert Ruthenhiebe gegeben. Bei den übrigen Strafen schien fast Abdonna einiges Mitleiden zu haben, dem Loioliten aber seine Züchtigung zu gönnen. — Endlich erhielt auch ein Holländischer Dichter eine wohlverdiente Züchtigung wegen seines Schandgedichts auf Katharinen. **)

Wäh-

*) Augustinus.

**) Santenii Carmina.

Qualis in obscoeno spirat lascivia vultu!
Quanta lues oculis, qualis in ore sedet!
Haec est illa tuis illapsa, Ruthenia, regnis,
Condita ab aeterno quae male perdat avo:
Quam rabies truculenta notat; pietatis amictu
Et patriam & patrios fallere nisa Deos.
Vulvaque, vel populos rictu sorptura capaci,
Sarmatis immenso quot fovet ora sinu. —
Vivunt pollutas testantia pignora taedas,
Coniugis in foedam pignora nata necem. —
Sis licet innumeris foecunda, Ruthenia, monstris,
Flagitiis Dominae vinceris usque tuae!

Während dieser Exekutionen mußte ein **kleiner Mann mit einem großen Degen** hoch auf einer aufgerichteten Gabel, welche die Gestalt eines Griechischen Ypsilons hatte, stehen. Weil die Spitzen der Gabel sehr scharf waren, so lüpfte er bald den einen Fuß, bald den andern. Denn die Stacheln durchdrangen das Solenleder, ungeachtet er das dikste genommen hatte, welches man irgend finden konnte. Es war aus den Wangen des D. Melchior geschnitten, deren Haut bekanntlich so dike war, daß keine Spur von Schaamröthe sie mehr durchdringen konnte.

Diese scharfe Strafe erhielt der kleine Mann mit dem großen Degen, weil er epigrammatische Pfeilchen theils gegen seine verdienten Kollegen und den bewährten Priester Apolls, **Wieland**, theils besonders gegen **Friederich** geschleudert hatte. Denn als einmal ein Französischer Abbe in einem Concerte zu S. sich auf einen, nur für Frauenzimmer bestimmten, Stuhl sezte, machte der kleine Mann mit dem großen Degen, den ändern Morgen beim Händewaschen, welches der Zeitpunkt seiner Begeisterung zu Epigrammen zu seyn pflegte, folgendes Sinngedicht:

Die Stühle sind zwar nicht für das Abbegeschlecht:
Doch als ein Geistlicher hat er das Weiberrecht.

Der Geistliche lud — ich weiß nicht, zum Spaße, oder weil er so höflich war, das Ding witzig zu finden — den Epigrammatisten zum Essen. Bisher hatten dem Manne mit dem großen Degen seine sogenannten Sinngedichte nur Verweise, Abbitten und Ehrenerklärungen eingetragen. Daher behagte ihm die wohlverdiente Mahlzeit nun so wohl, daß gleich den andern Morgen ein neues Epigrämmchen fertig war:

Es fand der Herr Abbe mein Sinngedicht sehr fein.
Und lud mich gar dafür zum Essen ein.
O wüßt' ein König so zu leben!
Er sollte mir gewiß ein Jahr zu essen geben.

Die Spötter lachten, daß der Epigrammatiste ein Mittagsessen höher hielt, als den Beifall der Kenner — daß ein Abbe mehr Lebensart und Großmuth haben sollte, als Friederich, und daß ein Mathematiker dreihundert und fünf sechzig — in einem Schaltjahre, wo er einmal weiter in Potsdam zu essen hoste, gar dreihundert und sechs sechzig Sinngedichte gegen den großen König versprach, die alle, der Herr Abbe wenigstens, ohne Zweifel sehr fein gefunden hätte. Aber die Verehrer des kleinen Mannes mit dem großen Degen fanden das Epigramm witzig, trugens in ihre Kollektanen-Bücher ein, und verwahrtens als einen Schaz, besonders die jungen Barden, die damals auf den Heinberg wallten, auch Spießchen gegen Wieland schnizelten, und den Sänger der Musarion, den Schöpfer Agathons, den die Ode auf den Sponda selbst mit seinem Stralenfuße nicht aufwiegt, Klopstok zu Ehren perierten!

Bereits wollte die Versammlung auseinander gehen, als ein Franzose noch ankam. Man hat mich hieher geschikt — sprach er sehr trozig — warum? weiß ich nicht.

Was hast du hier in der Tasche? frug ihn Abadonna.

„Mein neuestes Buch!"

Laß es sehen! Bibliothéque de l'homme public!

Aba-

Abadonna blätterte eine Zeitlang darinnen, und fand bald — man weiß nicht, ob die dünnſten oder boßhafteſten? — Ausfälle auf Friederich. Der Verfaßer nannte ihn — den Nero des Nordens! — den Fürſten, der ſo viele Millionen auf den Wohlſtand ſeiner Unterthanen verwandt hatte? — den Mann verwünſchten Gedächtnis! — ihn, den Stolz des Menſchengeſchlechts? — Beſonders ärgerte ſich Abadonna ganz außerordentlich über folgende Stelle: *) Frederic II. tyran de Pruſſe, ſurnommé le Grand, *parce qu'il* donna vingt ſix batailles, *parce qu'il* répendit lui ſeul plus de ſang, que tous *les autres tyrans de l'Europe* enſemble. Ce monſtre avide de carnage, *cruel* ſans neceſſité, eut merité toute préference pour ce beau ſurnom, ſi l'eſpéce humaine eut été une ſociété de bêtes feroces!

Erkennſt du, forach Abadonna voll Ingrimm, das Läſternde dieſer Stelle gegen den gröſten Mann aller Jahrhunderte, der freilich Menſch war, und auch fehlte, aber deßen Fehler kaum ein einziger deiner Könige fähig war zu begehen?

„Nein!"

Von ſeinen Kriegsthaten will ich nichts ſagen — aber erkennſt du nicht, daß er im Frieden, als Regente, noch gröſſer war, als in der Schlacht?

„Nein!"

*) Wir ſezen ſie im Original bei, um unſere Sprache durch die Ueberſezung nicht zu beſudeln. Der H.

Der ist nicht zu bekehren, und Strafe weiß ich keine für ihn. Man bringe ihn in Verwahrung, wo er Guiberts Lobrede auf Friederich alle Tage einmal durchlesen muß, bis das neue Tollhauß für seine Landsleute gebauet ist.

Man führte ihn ab! Es war **Peyssonel.** Uns schiene er fast dadurch gestraft genug, daß er die Vollendung des schönen Staatsgebäudes nicht erlebt hatte, das die zwölfhundert Baumeister in Paris izt aufführen.

Zweites Kapitel.

Mikrologonnesos *) — ein gelehrter Dalai Lama — Disputation — Crusius und Frischlin — sonderbare Marschallstafel des grossen Dalai Lama — ein griechischer Contretanz nach Anakreon — das erneuerte Eselsfest — die Bollandisten — Versteigerung vakanter Autoren.

Als wir auf Abadonnesos herumwanderten, kamen wir endlich an eine große Leiter. „Diese muß doch irgendwohin führen!" dachten wir, und fingen an, hinab zu steigen. Wir bemerkten bald, daß an Abadonnesos eine zweite Insel mit Ketten angehängt war, und sahen auf der untern das ganze Volk in Bewegung. Dies bestimmte uns, die Sprossen vollends hinunter zu steigen. Es waren dreitausend, zwei hundert und vier und zwanzig, wie ich genau gezält und aufgeschrieben habe. Am Ende der Leiter wanderten wir durch ein dunkeles Gewölbe, und sahen am Ausgange die Inschrift:

Hier ist Mikrologonnesos und das Reich unsers großen Dalai Lama.

Die Einwohner, die uns entgegen kamen, weil sie uns schon entdekt hatten, wie wir die Leiter herabstiegen, bewillkommten uns sehr höflich, und glaubten: wir seien Abgeordnete von einer andern Mikrologonnesos, die abgeschikt wären, um ihrem großen Dalai Lama zu seinem heutigen Geburtstage Glük zu wünschen.

„Glük-

*) Pedanteninsel.

„Glücklicher — sprachen sie — konntet ihr unser Land nicht betreten. Ihr werdet Dinge sehen, hören, riechen und schmeken, die an keinem Hofe in der Welt zu sehen, zu hören, zu schmeken und zu riechen sind! Kommt nur — eilet! Die Disputation wird bald angehen. Ha! in unserer Akademie werden Fragen abgehandelt, an die man in tausend Reichen nicht denkt — und mit einem Scharfsinne — ha! — uns selbst, die wir doch eher daran gewöhnt sind, steht das Rad des Verstandes oft stille."

Wir wurden immer begieriger, und ließen uns in den Versammlungssaal der Akademie führen. „Beugt die Knie!" rief der Schweizer an der Thüre — und wir sahen den großen Dalai Lama selbst auf seinem Throne. Dieser war zwar von Papier, aber so künstlich gemacht, daß man glaubte: er seie aus Helfenbein, Gold und Silber zusammengesezt.

Nachdem wir unsere Kniebeugung gemacht hatten — denn wir wollten nicht unhöflich scheinen — wies uns der Ceremonienmeister, den sie **Gundling** nannten, den Plaz an. Wir wußten nicht, sollten wir unsern Nasen trauen, oder nicht — so ein häßlicher Geruch füllte den Saal — glaubten aber desto eher, daß wir uns täuschten, weil wir sahen, daß die ganze Versammlung, besonders diejenigen, die dem Throne am nächsten zu stehen gewürdigt waren, das, was wir in unserm Wahne für Gestank hielten, begierig mit den Nasen auffaßten, und wie hinaufschlürften. „Glaubt ihr nicht in die Gefilde Indiens gekommen zu seyn, wo Orangen und Zimmtbäume die lieblichsten Gerüche lüften?" frug unser Nachbar. Schweigend verbeugten wir das Haupt — abermals aus Höflichkeit. Zum

Glücke

Glücke war Lessing auf der obern Insel geblieben, oder wenigstens erst später nachgekommen. Sonsten hätte er uns wohl tüchtig ausgehunzt, daß wir unsere Meinung nicht so rauh und bitter sagten, als die homines antiqui. *)

Die Disputation fieng an. Zuerst wurde die Frage ventiliert:

ob Leibnizens Meinung: daß die Franzosen von den Pommern abstammen, wohl gegründet seie:

Einige bejahten, andere verwarfen sie, letztere hauptsächlich aus dem Grunde, weil es unmöglich seie, daß eine so feine, so galante, so abgeschliffene, so höfliche Nation von den Pommern abstammen könne, bei denen man gerade das Gegentheil von jenen Eigenschaften finden wolle. Zwar bemerkte der jüngste Akademiker: es gebe auch Ausnahmen von der Regel, und es könne brave, feine, höfliche, so gar große Männer aus Pommern geben, welches man ihm allenfalls zugestund. Nur konnte er den Beweiß, daß die Franzosen gerade von der beseren Gattung der Pommern abstammen, nicht genealogisch genug führen. Aufmerksamer wurden die Zuhörer bey seinem zweiten Einwurfe: das Klima könne die Pommern zu Franzosen umgeschaffen haben, wie man daraus ersehe, daß die Franken, die doch gewis ächte, redliche und aufrichtige Teutsche gewesen seien, itzt den falschen, veränderlichen und grausamen Charakter der alten Gallier annahmen. Dies habe ja schon ein Piaristenschüler zu Günzburg bewiesen. **) Allein der große Dalai Lama nikte demjenigen, der die Abstammung der Franzosen von den Pommern läugnete, freund-

*) S. die Vorr. der antiq. Briefe.
**) S. Siegwart Th. I. S. 273.

freundlich zu. So gleich waren alle Akademiker der Meinung des großen Dalai Lama, ohne für nöthig zu halten, daß die Frage weiter untersucht würde, und ohne einmal zu wißen, ob das Niken sich gerade auf den vorliegenden Saz bezog? Ueber dem gelehrten Streit hatten wir den Geruch ein wenig vergeßen, oder waren ihn gewohnter geworden. Nun erscholl ein Signal vom Throne, daß der zweite Saz vorgenommen werden sollte. Der Geruch wurde stärker — die Akademiker schlürften empfindsamer und begieriger ein — wir aber wußten immer noch nicht, was es war, oder wo es her kam?

Man schritt also zum zweiten Probleme:

Ob die Vorhaut des Messias noch wirklich zur Bezeichnung für die Gläubigen vorhanden ist? und wenn sie's ist, wo? *)

Mit welcher Feinheit, mit welch' tiefem Forschungsgeiste diese Materie abgehandelt wurde? kan ich unmöglich beschreiben. Der erste Theil der Frage ward auf der Stelle entschieden. Zwar verzogen einige der Anwesenden ihre Miene, und ein paar entschlüpfte Worte schienen Zweifel an der Existenz besagter Vorhaut, oder wenigstens an der Nuzanwendung zu verrathen, die man zur Beßerung des Herzens aus derselben ziehen könne. Allein ein ernster Blik des großen Dalai Lama schlug alle Ausbrüche der Ruchlosigkeit darnieder, und in dem Augenblicke trat Agnes Blannbekin herein, die versicherte, sie nicht nur auf der Zunge gehabt, sondern auch die außerordentliche Süßigkeit derselben innigst gefühlt

*) Siehe die 23ste der Exercitationen des hochgelehrten Seery.

fähst zu haben. *) Nur der Ort ihrer Aufbewahrung sollte noch bestimmt werden. Darüber gabs nun eine unendliche Verschiedenheit der Meinungen. Der eine nannte **Marienzell**, wo man sie finden könnte, der andere, **Loretto**, der dritte, **Einsiedel**. Der vierte glaubte gar, L ... r seie im Beine derselben, und werde sie, wenn er einst sich öffentlich erkläre, zur Verehrung ausstellen. Man sieht wohl, daß es ein geheimer Anhänger der Berliner Monatsschrift war, der es behauptete. Kurz, die Akademie konnte schlechterdings keine Entscheidung fassen, und alle Augen waren nun auf den großen Dalai Lama gerichtet, ob er den Mund öfnen, und den Ausspruch thun würde. Er rüttelte sich dreimal auf seinem Throne, räusperte sich dreimal, hustete dreimal, machte drei sonderbare Grimassen, und sprach dann:

Mariahülfe!

Mariahülfe! ertönte der ganze Saal. **Mariahülfe auf dem Eichsfelde!** wiederhallten alle Wände. Jtz erst sahe jedermann den Grund davon ein, an den vorher kein Mensch gedacht hatte — so viel vermag ein einziges Wort des großen Dalai Lama! — und

*) Agnetis Blannbekin Vita & revelationes cap. 38. Ea aliquando scire desideravit cum *lacrimis* & moerore maximo, vbinam esset praepatium Christi. (Eine sonderbar scheinende Neugierde einer andächtigen Jungfrau!) ecce vero, in instanti *sensit* eam illud, & dulcissimi quidem saporis, in ore, super lingua vel centies versatum, quod totidem vicibus deglutiverit, donec tandem, cum pelliculam hanc tentaret digito attingere, ea sponte in guttur descenderit.

und versicherten, beſagte Vorhaut könne niegends anders, als bei denjenigen Nonnen ſeyn, die überhaupt in dem Beſize aller Glieder des menſchlichen Körpers ſeien, und durch den großmüthigen Verkauf derſelben ſo viele Wunder wirkten, die nichts anders, als Ausfluß jenes Partikels ſeyn könnten.

Von der Lobrede, die hierauf einer der Akademiker auf den großen Dalai Lama hielt, ſage ich nichts. Denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß er ihm die höchſten Einſichten in alle Wiſſenſchaften beilegte. Aber daß Menage, Heinſius, Martin Cruſius und andere ſo wohl Lateiniſche als Griechiſche Gedichte, zur Ehre ihrer Gottheit, verfaßten, verdient angemerkt zu werden. Der leztere ſchrieb die ganze gehaltene Diſputation, die Lateiniſch gehalten wurde, auf der Stelle Griechiſch nach, wie einſt die teutſch gehaltenen Predigten zu Tübingen. Friſchlin, ſchon bei Lebzeiten ſein Gegner, wetteiferte auch hier mit ihm, und erhielt, als ein Mann, der im kleinen Finger mehr Genie und Geſchmak hatte, als Cruſius im ganzen Kopfe, den Preiß. Herzlich klatſchen alle Zuhörer Beifall, als Friſchlin die Gemahlin des großen Dalai Namens Urſula, redend einführete, auf denſelben ein witzges Wortſpiel *) anbrachte, und ſie ſehr naiv **) ihn ihrer unwandelbaren Treue verſichern ließ.

Zu-

*) Deliciae Poët German. Tom. III. p. 348.
I nunc & cervos paſſim veneris & *vrſos*,
Vrſula quem laqueis indidit vna ſuis!

**) eben daſ. S. 391.
Ipſa ego ſum conſtans, dum *nervi* robore conſtant.

Zulezt trat ein Buchhändler auf, der auch einer der Priester des großen Dalai Lama seyn wollte, und faßte mit Lakonischer Kürze seinen freudigen Zuruf an diesem Tage in eine Art von Epigramm, dessen Spitze diese war: „kurz, der große Dalai Lama seye ein rechter πολυπραγμονικος *)!" Wer nur einmal eine Griechische Grammatik in die Hand genommen hatte, lachte herzlich über die Ignoranz des Manns, der ein Gelehrter seyn wollte, und dieses Griechische Wort für einen Nominativ gehalten hatte. Er aber behauptete: es seye recht, es seye aus irgend einem Dialekte, der ihm nicht gleich beifalle, und er wolle Lessing bewegen, daß dieser bei einer neuen Auflage der antiquarischen Briefe in einem Anhange durch alle mögliche Sophistereien beweise: πολυπραγμοσυνης seie die Benennung eines vielgeschäfftigen Manns!

Nun giengs zur Tafel! Der große Dalai Lama speißte allein, vermuthlich die ausgesuchtesten Leckerbißchen. Denn was er ißt, darf niemand wissen, ja der gemeine Mann muß glauben, er esse gar nichts, damit er ihn für mehr, als Mensch, hält. Die Akademiker aber und wir, die man als Fremde einlud, wurden an die Marschallstafel gesezt.

Der Weg zum Speisesaale gieng an der Hofküche vorbei. Hier entdekten wir weder Feuer noch Rauch, und doch sollte ist gleich eine solche Menge von Gästen gespeißt werden. Wir bezeugten unsere Verwunderung einem der Akademiker. „Sind wir etwa — fragten wir

*) Reisebeschreib. durch Teutschl. und die Schweiz. Th. 8. S. 118.

wir — in einer Feenwelt, wo gleich eine Tafel ganz gedekt und besezt, aus der Erde herauf steigt, wie zu Sarsko-Selo?" — Ihr werdets gleich sehen, war die Antwort.

Wir traten ans Fenster, und sahen aus dem akademischen Hörsaale, wo eben die Disputationen und Lobreden waren gehalten worden, "einige fünfzig, noch rauchende, Schüsseln herbringen. Hilf Himmel! wie wir fast dahin sanken, als man sie in den Saal brächte! wie hingegen die Akademiker die Speisen schon mit den Augen verschlangen, wie sie, dem Erisichthon gleich, noch ehe man sich sezte, Zahn auf Zahn ermüdeten *): wie sie uns zusprächen! „Dergleichen Leckerbissen werden nur an so festlichen Tagen aufgetischt! — Dieses Ragout seie vom feinsten Geschmacke! solche Pasteten habe selbst Ludwig der 15. nicht gebacken! ꝛc." Wir aber wünschten, lieber in der schlechtesten unterirdischen Garküche zu London, wo die Messer an Ketten liegen, zu seyn, als bei dieser Malzeit, und konnten uns nun, leider! den Wohlgeruch im Säale, den durchbrochenen Thron des großen Dalai Lama und das gegebene Signal zur Erörterung der zweiten Streitfrage, aus zureichenden Gründen, erklären. Eine weitere Schilderung verbietet die Achtung, die wir vor unsern Lesern haben, damit sie diese wahre Geschichte nicht unter die ennischen rechnen.

Endlich erlößte uns der Ceremonienmeister des Hofs, der mit großem Anstande herein trat: „Der große Dalai Lama hat gespeißt!" Dies war das Zeichen, daß kein Mensch keinen Bissen mehr essen durfte, und jeder

*) Ovid, Metam. B. 8. V. 825.
dentem — in dente fatigat.

jeder satt seyn mußte, weil der große Dalai Lama satt war. — Bei aller Traurigkeit, daß wir von einer so reichlich besetzten Tafel ganz hungrig aufstunden, traten uns doch die Thränen in die Augen vor Lachen, als wir sahen, wie der eine noch ein Pastetchen in den Mund stahl, ehe er aufstund, der andere, der noch einen großen Bissen im Munde hatte, ihn geschwinde hinunter würgte, daß er fast erstikte, ein dritter etwas von Konfituren in die Tasche stekte, um es seinen Kindern zu bringen. — Der ganze Zug gieng nun ins Opernhauß.

Hier vergaßen wir allen Hunger vor Vergnügen, den uns die, an dem Hofe des großen Dalai Lama gewöhnlichen, Lußbarkeiten machten.

Zuerst tanzten drei Gelehrte, Raude, Meibom und B . . . . einen griechischen Contretanz, zu dem der Text eines Anakreontischen Liedes in Musik gesezt wurde. Wir baten uns die Komposition davon aus, um sie ins Journal des Luxus und der Moden *) einrücken zu lassen, welches auch geschehen seyn soll.

Hierauf wurde das berühmte Eselofest gefeiert. Da auf dieser Insel keine vierbeinigte vorhanden sind, aus denen man den schönsten und größten wählen könnte, so müssen Menschen seine Stelle vertreten, welches eine große Ehre ist. Man wollte sie zuerst uns, als Fremden, gönnen. Da wir aber uns damit entschuldigten, daß wir mit den Ceremonien, die wir, als Esel, zu beobach-

*) „Ein Journal der Moden wäre eine Sache, wodurch sich einer der müßigen schönen Geister sehr verdient machen könnte.“ Wiel. Anmerk. zum 5 Ges. des N. Amad. S. 132.

ten hätten, nicht recht bekannt sind, so stellten die gewöhnlichen Figuranten auch diesesmal den Esel vor. Es waren die sogenannten **Bollandisten**, oder die Sammler des Wusts von Heiligenlegenden, die schon auf einige vierzig Folianten aufgeschwollen sind, indessen die Leben und Thaten der Weisen in kleine Bändchen zusammenschrumpfen. Henschen und Papebroch stellten den Esel vor, mit Bischofsmützen und einer Chorkappe gezieret, die man ihnen so anzog, daß auch die Ohren daraus gemacht werden konnten; und jedermann hätte geschworen: es seien zwei wirkliche Esel. Sie wurden mit vielen Feierlichkeiten zuerst in die Mitte der Kirche, hernach zum Hauptaltar, an die Seite des Evangeliums, geführet. Nun stimmte man das bekannte Lied an:

Aus dem Morgenlande kam
Dieser Esel lobesam,
Fett, saft wie ein Reichsprälat,
Tapfer, wie ein Kreisſoldat ꝛc. *)

und der ganze Chor der Akademisten wiederholte das Yah! Yah! Yah! so natürlich, daß, wers von außen hörte, eben so gewiß glaubte, es intonierten wirkliche Esel, als der Esel des Sancho Pansa das Nanen seines Herrn für die Stimme eines Mitbruders hielt.

So schwand uns dieser Tag unter lauter Feierlichkeiten dahin. Der wüthende Hunger, den wir Abends fühlten, rief uns zur Honigessenz auf unserm Luftschiffe. Allein der große Dalai Lama ließ uns auf den andern Tag

*) Eine, freilich etwas freie, Uebersetzung des bekannten Eselfestlieds: Orientis partibus etc. steht im T. Museum Jahrg. 1787. St. 11. S. 449.

Tag zu einem Auftritte einladen, dergleichen wir wohl noch nicht gesehen hätten.

Dieses war eine **Verstaigerung**, die er von den überflüßigen Exemplarien seiner Autoren anstellte. Auch kamen den andern Tag viele Buchhändler, theils in Luftschiffen, wie wir, theils in Pirutschen, wie sie zu Wien Mode sind, theils in eigends dazu gemachten Berliner leichten Wägelchen an, um ihr Sortiment zu machen.

Hier bedauerten wir recht sehr, daß wir keinen Geschwindschreiber in unserer Reisegesellschaft hatten: Wir können also nur Fragmente dieser Verstaigerung geben. Hier sind sie!

Handelnde Personen.

Merkur.
Der Ausrufer.
Der Schreiber — eine stumme Person.
Buchhändler aus allen Gegenden.
Gelehrte — — — —

Merkur.

Nun das freuet mich, ihr Herren! daß Ihr Euch wieder so zahlreich versammelt habt. Ich schließe daraus, daß Ihr mit der ersten Verstaigerung *) zufrieden wart.

*) Hier ist ein kritischer Knoten, den wohl schwerlich der scharfsinnigste Gelehrte des künftigen Jahrhunderts lösen wird: ob nämlich der Verfasser auf den **Verkauf der philosophischen Sekten** oder die **Gelehrten Verstaigerung** anspielt, die in einer Teutschen Monatsschrift (Oberrhein. Mannigfaltigkeiten, Basel 1781. S. 241. ꝛc. ꝛc.) erschien?
Der Herausg.

Einige Buchhändler.

Nicht ſo ganz, Merkur! Seitdem die Exemplarien von Autoren, die wir gekauft haben, beſſer ins Brod gekommen ſind, ſich täglich einmal ſatt, und, wenigſtens des Sonntags, einen Braten eſſen dörfen, ſind ſie verzweifelt faul, und liefern kaum ihr Tagewerk.

Merkur.

Nun, da ſiehts man doch, daß es für die Muſen beſſer iſt, zu hungern und zu frieren. Armuth ſchärft das Genie, und die Fürſten thun daher ſehr wohl, daß ſie einem Kaſtraten oder einer Tänzerin 2—10000 Thaler geben, und den Gelehrten etwan dreihundert Gulden.

Ein Buchhändler aus H.

Nimm meinen Ueberſetzer aus dem Lateiniſchen wieder — ich mag ihn nicht geſchenkt.

Merkur.

Und warum?

Der Buchhändler.

Du kennſt ja den Römer Tarpa?

Merkur.

Den Kritiker, deſſen Horaz erwähnt?

Der Buchhändler.

Ja, den macht er zu einem Schnittler *).

Ein anderer.

Nimm auch meinen wieder! Einen Katalog der Mediceiſchen Bibliothek zu Florenz hielt er für einen mediciniſchen **).

Merkur.

*) S. T. Merkur 1780. Jul.
**) Von der Linden. S. Niceron B. 4. S. 120.

Merkur.

Iſts möglich?

Ein dritter.

Der Meiniac kann weder Deutſch noch Lateiniſch. Lieſ nur den Titel dieſes Programms!

Merkur.

Herwigii hiſtoria ſcientiarum Scholarumque *emendatorum.* *) — Und der Mann iſt Rektor!

Ein vierter.

Kennſt du die Centuriones Magdeburgenſes **)?

Merkur.

Sinds Hauptleute, die etwan bei der Magdeburgiſchen Belagerung waren?

Der vierte Buchhändler.

Nein! es ſoll ein Buch ſeyn, das Centuriae Magdeb. heißt!

Merkur.

Hat doch ein Kanzler Engliſche Doggen in Maulthiere verwandelt!

Der vierte.

Ja, ein Kanzler ***)! — der darf eher fehlen.

Ein fünfter.

Hier iſt mein Ueberſetzer aus dem Griechiſchen!

*) Wormatiae. 1790.

**) Risbels T. Geſchichte. Th. 4. S. 516.

***) Duprat. S. Nouvelles de la republ. des lettres. T. II. p. 83.

Merkur.

Was hat er denn gefehlt?

Der fünfte.

Aus einem starken Esser machte er einen Ochsenfresser *).

Merkur.

Je nun! wer stark ißt, frißt wohl auch einen Ochsen!

Ein sechster.

Mein Uebersetzer aus dem Englischen ist gar zu unwissend! Den Grafen Oxford, der den Lord Godolphie schlug, macht er zu einer Stadt **)! Die Scholastiker zu Schullehrern ***)! läßt, statt der Sporenschlacht, eine Schlacht bei Epirons *) liefern! nimmt eine Pfarrkirche für einen Sprengel an **), und kennt nicht einmal den Connetable de Luines, den er zum Konstabel macht ***)!

Merkur.

Das sind freilich erbärmliche Schnizer! Aber mit den Uebersezern aus dem Französischen werdet Ihr doch zufrieden seyn? Daraus kann ja izt fast jeder Primaner übersezen!

Ein siebenter.

Ja, sie fangen, wie ich höre, auch an, nicht nur aus

*) Βουφαγος. Uebersez. des Orpheus. Basel 1786. v. 136.
**) Brittische Plutarch B. 5. S. 33. „Als Godolphie bei Oxford (by Oxford) geschlagen worden."
***) Eben das. S. 120. Th. 1.
*) eben das. S. 10.
**) eben das. S. 108.
***) Th. 10. Brittische Biographie, S. 365.

aus dem Französischen, sondern gar aus dem Griechischen zu übersezen *). Weißt du etwas von einer Schlacht bei Marseille?

Merkur.

Nein! aber von einer bei Marsaglia!

Der siebente Buchhändler.

Hier hat doch mein Uebersezer eine Schlacht bei Marseille geliefert? **)

Ein achter.

Soll ein Uebersezer wissen, wer sein Autor war?

Merkur.

Ihr examiniert mich heute sehr scharf! — Ich dächte!

Der achte Buchhändler.

Hier lies! „Auszug aus der Kirchengeschichte des Kardinals Fleury." ***)

Merkur.

Fi! die hat ja der Abbe geschrieben. — Doch sonst nichts?

Der achte Buchhändler.

Weiter nichts, als daß er den Schreiber des Advo-

*) Theophrasts Charaktere Kap. 2. και τυ παιδος εν τῳ θεατρῳ αφελομενος τα κεφαλαια αυτῳ ὑποστρωται. Leipz. Uebers. 1783. „er nimmt dem Bedienten das Kopfkissen weg, und legt sich darauf." Wo ist hier ein Zug des Schmeichlers? statt: er nimmt das Kopfkissen seines Sohns, und legts dem Herrn unter.

**) Anekdoten und Schilderungen Th. 1. S. 420.

***) Berlin. 1788.

laten zu einem Geiſtlichen machte *) — Daß er das Fort Moro in der Havannah in eine Mauer verwandelte **) — daß er einen Alceſtis des Euripides ſchuf ***) — Daß er den König Voltaire'n Brandenburgiſche Porcellanerde ſchenken läßt *) — Daß er Maaren **) zu Waffen macht ***) — — aus einem Geometer einen Feldmeſſer *) — daß — —

Merkur.

Stille! ſtille! ich habe ſchon genug!

Der achte Buchhändler.

Aber du haſt doch ſchon von einem Callimaque, Aulugellius, und Schilderich etwas geleſen?

Merkur.

O ja! in Büchern der Franzoſen, die alle eigenen Namen verhunzen, und nach ihrer Sprache radebrechen.

Der neunte Buchhändler.

Kannſt ſie izt auch in Teutſchen leſen! **) — aber was ſind denn gens du Roi?

Merkur.

*) Gaillards Geſch. der politiſchen Eiferſucht zwiſchen Fr. und Engl. Th. 1. S. 307.

**) Menonvilles Reiſen nach Quaraca, S. 21.

***) Lamberts Gel. Geſch. unter Ludw. 14. Th. 3. S. 219.

*) Volt. Biogr. S. Jen. Litt. Z. 86. Oct. St. 298. S. 525.

**) les armes.

***) Ital. Biographie. Th. 1. S. 249.

*) Verſuch über die Schauſpielkunſt v. Mercier S. 60.

**) Neue Litt. und Völkerkunde Jahrg. 1789. Aug. S. 142.

Merkur.

So hießen, ſo viel ich weiß, bei den Franzöſiſchen Parlamenten, der Generaladvokat und der Generalprokurator, die das Intereſſe des Königs beobachten.

Der achte Buchhändler.

Und ein Berliner hats **Leute des Königs** überſetzt: *) — Was ſind aber pays d'election?

Merkur.

Es iſt nicht mehr auszuhalten mit euerm Examen. Bin ich dazu da?

Der achte Buchhändler.

Aber du haſt uns die Autoren verkauft, und mirſt alſo ſo geneigt ſeyn, uns, gleichſam in ihrem Namen, zu antworten. — Sinds **Wahlprovinzen**?

Merkur.

Je nun, wenn man höflich iſt, kann ich wohl antworten, daß, wer ſo überſetzt hat, ein groſſer Ignorant der Franzöſiſchen Verfaſſung ſeyn muß. Es ſind ja Untergerichte im Steuerweſen!

Der neunte Buchhändler.

Hier haſt du die Wahlprovinzen! **)

Merkur.

Ich werde alſo, wenn ich wieder Ueberſezer verſtattgere, die Bedingung beifügen, daß jeder derſelben ſich wenigſtens ein Wörterbuch kauft — und von nun an ſeie ſie feſtgeſezt! — Oder ſoll der Verleger, damit er deſſen verſichert iſt, ihm eins anſchaffen, und am

Sonn-

*) Werke Friederichs B. 13. S. 53.
**) Privatleben Ludw. 15. Berlin, Th. 2. S. 210.

Sonntagsbraten wieder abziehen! — Nun, zur Sache! — Schreiber! iſt die Feder geſpitzt? — Ausrufer! — — die neuen Exemplare. —

Ausrufer.

Hier ſind ſie.

Merkur.

Rufe zuerſt die pädagogiſchen Schriftſteller aus.

Ausrufer.

Nimmſt du dieſe zuerſt, dann wird, wenn ſie verkauft ſind, die Hälfte der Buchhändler abtreten.

Merkur.

Nein! das werden ſie nicht. Denn ſie warten gewiß auf die Romanenſchreiber, die ich zuletzt nehme.

Ausrufer.

Nun, Merkur! das muß ich bekennen, daß du auf die letztern Meßkataloge aufmerkſam warſt. — Alſo, ihr Herren Pädagogen!

Einige Theologen.

Erlaube uns, Merkur! eine Proteſtation einzulegen! Schon neulich haſt du die ſchönen Geiſter uns vorgezogen. Da aber unſere Fakultät auf allen Univerſitäten die erſte iſt, die ſchönen Geiſter und Pädagogen hingegen, wie billig, keine Fakultät, aber deſto mehr den Stolz haben, ſich für faſt nützlicher, als uns zu halten — da wir die Schlüſſel zum chriſtlichen Himmel, den du freilich nicht kennſt, in unſerer Gewalt haben, und einlaſſen können, wen wir wollen, ſo gebürt uns überall der Vorzug. Wir ſind deſto nothgedrungener, dieſe Vorſtellung hier öffentlich zu thun, da man ſo ſehr anfängt, unſern Orden zu verachten, ſeitdem freilich

lich einige, selbst Doktoren der Theologie, dummes Zeug machten, wie wir bekennen müssen.

Merkur.

Schließt Ihr aus der Verachtung euers Ordens nicht nöthl gar auf die Verachtung der Religion selbst?

Die Theologen.

Freilich! freilich! Wer die Diener des Altars, die Großsiegelbewahrer der göttlichen Geheimnisse verachtet, ist ein Religionsspötter, und verdient, von dem Konsistorium zu Ferdst in Inquisition genommen zu werden, das schon ein Responsum über ihn einholen, und ihm dadurch beweisen wird, daß wir nicht bloße, gemeine Volkslehrer sind, sondern immer noch etwas von der Weihe und den fortgepflanzten apostolischen Gaben besitzen.

Merkur.

O ihr liebe Herren! die Zeiten sind vorbei, da man die Religion von ihren Lehrern und Dienern nicht zu unterscheiden wußte. Seid hübsch demüthig, so wird man euch ehren! Dies ist die Lehre, die ein heidnischer Gott euch giebt! — Und nun die Pädagogen! — sind ihrer viele da?

Ausrufer.

Darf sie nur besonders treten lassen:

Merkur.

Die Pädagogen treten vor! — — Himmel! —

Ihrer sind viel, wie der Hasen auf Athos, so viel,
wie der Frösche
Auf der Seriphischen Insel —

Der

Der Ausrufer.

Nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe quäken *).

Merkur.

Und noch hat faſt keiner einen Bart!

Ausrufer.

Sie werden doch Abgang finden.

Merkur.

Nun, ſo ruf einmal einen aus!

Der Ausrufer.

Wer kauft einen quäkenden Pädagogen ohne Bart, der es über ſich nimmt, jede Schulanſtalt zu reformieren, ſollte ſie noch ſo ſehr verfallen ſeyn!

Ein Buchhändler aus Nürnberg.

Haſt du auch ſchon etwas geſchrieben, Pädagoge?

Der Pädagoge.

Wohl ein halb Duzend Werke.

Der Buchhändler.

Darinnen wirſt du deine Erfahrungen vorgetragen haben?

Der Pädagoge.

Ja, alle, die ich in meinen Lehrſtunden machte.

Der Buchhändler.

Du haſt alſo ſchon Hand angelegt?

Pädagoge.

Wie? habe ich nicht anderthalb Jahre eine Privatinformation bei einem Patricier gehabt? und bei einem Nürn-

*) Mutae ſunt etiam nunc ranae in Sezipho. Plin. Hiſt. Nat. VIII. 58.

Nürnberger Patricier laſſen ſich gewiß viele Beobachtungen machen.

Der Buchhändler.

Nun, das muß ein Schaz von Erfahrungen ſeyn! Wenn der Mann einmal an eine öffentliche Lehranſtalt kömmt, was wird er nicht zu verbeſſern wiſſen, da er bei einem Subjekte ſo vieles geſammelt hat! — Doch einen Louisd'or!

Ausrufer.

Einen Louisd'or für den pädagogiſchen Schriftſteller der Einen Schüler hatte!

Ein anderer Buchhändler aus N.

Etwan noch einen kleinen Thaler dazu!

Der erſte Buchhändler.

Sollſt ihn dafür behalten; ich gebe keinen Heller mehr!

Merkur.

Niemand mehr? — Niemand! — Iſts protokolliert? — Ruf' den neben ihm ſtehenden aus.

Ausrufer.

Unter was für einem Charakter ſoll ich den Herrn ausrufen?

Der Pädagoge.

Als Hofmeiſter!

Ausrufer.

Wer kauft einen Hofmeiſter — Wie viele Eleven hat der Herr?

Hofmeiſter.

Auch Einen!

Aus-

Ausrufer.

So hat Er gewiß auch schon pädagogische Schriften herausgegeben.

Der Hofmeister.

Ja freilich! Weil ich nur fünfzig Gulden Lohn hatte, ließ ich meine Lehrstunden drucken, doch unter dem bescheidenen Titel: **Fragmente der Erziehung!**

Ausrufer.

Die Erziehung selbst wird nur ein Fragment gewesen seyn. — Je nun! wer kauft den Hofmeister Eines Eleven, der schon Fragmente geschrieben hat?

Ein Buchhändler aus Frankfurt.

Acht Kopfstücke!

Der Ausrufer.

Niemand mehr?

Der Buchhändler.

Ists nicht genug?

Merkur.

Ich dächte, zu viel! — Nimm izt den, der sich so hervorzudrängen sucht. Gewiß hat er auch schon etwas für Kinder scribilliert. — Die armen Kinder! sie werden mit Geschenken bedeckt, wie jene Römerin, der die Soldaten ihre Schilde zuwarfen.

Ein Buchhändler.

Freilich haben wir schon Neujahrs- Weyhnachts- Oster- Geschenke. Was für einen Titel willst du deinem Werkchen geben?

Der junge Pädagoge.

Quatembergeschenke!

Der

Der Buchhändler.

Gefällt mir doch nicht recht!

Der Pädagoge.

Nun so habe ich in Bereitschaft Aschermittwoch- Fronfasten- Lichtmeß- Gregoriusfest- Geschenke oder dergleichen. An Titeln fehlt mirs nicht.

Merkur.

Das ist wahr: die Autoren zeigen heut zu Tage so viele Erfindungskraft in den Titeln, daß ihnen für das Werk selbst nichts mehr übrig bleibt! — Wer kauft? Der scheint nicht zu gehen!

Ein Schriftsteller.

Nimm mich, Merkur!

Ein Buchhändler.

Und was willst du dann schreiben?

Der Schriftsteller.

O mein Werk soll den anziehendsten Titel haben: Man hat Bücher für Gelehrte und Nichtgelehrte — für Studierende und Nichtstudierende — für Juristen und die es nicht sind — für Christen und die es nicht sind — aber ich habe einen ganz neuen Titel —

Der Buchhändler.

Der ist?

Der Schriftsteller.

Für Dummköpfe!

Die Buchhändler alle.

Herrlich! göttlich! neu!

Merkur.

Wenigstens ists das, daß mans auf dem Titel angiebt. Dies muß Abgang finden.

Ein Buchhändler.

Hundert Thaler!

Ein anderer.

Zweihundert!

Merkur.

Was doch der Titel vermag!

(Hier fehlt einiges.)

Ein Buchhändler.

Ich möchte gerne eine pièce du jour.

Merkur.

Wohin soll sie den meisten Absaz haben?

Der Buchhändler.

Nach Ungarn und Dänemark.

Merkur.

Nun so suche dir einen aus, der auf die Teutschen schimpft, und beweißt, daß die Ungarn und Dänen schönere Werke des Geistes besitzen, als Teutschland und daß das Genie nur am Belt und dem Raab-Flusse zu Hause ist.

Der Buchhändler.

Wer will gegen die Teutschen schreiben?

Hundert Stimmen.

Ich: ich: — —

Merkur.

Wie, ihr wollt Verräther eures eigenen Vaterlandes seyn?

Die hundert Stimmen.

Wir hoffen, er bezalt gut. —

Ein Schriftsteller.

Ich habe etwas gegen die Mönche fertig.

Ein

Ein Buchhändler aus Wien.

Damit kömmſt du zu ſpäte. Nicht Ketzer allein hat die Cenſur.

Der Schriftſteller.

O wehe! wo werde ichs nun anbringen?

Der Buchhändler.

Gehe nach Frankreich, und überſeze es ins Franzöſiſche. —

Ein zweiter Schriftſteller.

Ich habe ein Werk über die Satire geſchrieben.

Ein Buchhändler.

Was ins Feld der Satire gehört, liebt das Publikum. Hundert Gulden für den Schriftſteller, der über die Satire ſchrieb.

Der Schriftſteller.

O! mein Werk muß ſtarken Abſaz finden — und wenn du erſt wüßteſt, mein Freund, der du mich kaufen willſt, wem ichs dedicirt habe, du gäbſt hundert Gulden weiter. Schon die Dedikation verſchafft die tauſend Käufer des Buchs.

Der Buchhändler.

An wen denn?

Der Schriftſteller.

Ich weihe es dem Könige aller Könige, dem Herrn Chriſto, als Erzſatiriker! *)

Der Buchhändler.

Gut, daß du mir noch nicht zugeſchlagen biſt! Keinen Groſchen um den Tropf!

Der Schriftſteller.

O wehe!

(Eine Lücke.)

*) Groſch von den Regeln der Satire.

Ein Schriftſteller.

Ich habe einen treflichen Plan zu einer neuen Monatsſchrift.

Der Ausrufer.

Wer kauft einen Schriftſteller, der ſich gerne an die Spitze mehrerer Gelehrten ſtellte, um eine Monatsſchrift zu geben?

Der Buchhändler.

Es ſind deren ſchon itzt ein Duzend zu viel!

Der Schriftſteller.

Aber, meine Herren! ich habe einen Umſchlag ausgeſonnen —

Die Buchhändler.

Wir haben ja rothe, blaue, pomeranzenfarbene, braune —

Der Schriftſteller.

Aber auch einen von couleur de merde? —

Ein Buchhändler.

Das iſt neu! Fünfzig Gulden für den Monatsſchriftſteller mit dem Umſchlage von couleur de merde!

(Wieder eine Lücke.)

Ein Dichter.

Meine Herren! Ein Gedichte in dem Tone der Rantharіden oder der ſchönen Nacht!

Ein Buchhändler.

Dreißig Thaler!

Ein zweiter.

Sechzig!

Ein dritter.

Achtzig!

Merkur.

Das geht!

Ein vierter Buchhändler.

Zwanzig Louisd'or!

Ein fünfter.

Und noch fünf dazu!

Ein sechster.

Vierzig, Merkur!

(desunt aliqua.)

Ein junger Autor.

Hier, Merkur! ein Manuscript, das gewiß Sensation macht!

Merkur.

Laß sehen! — *Foibos*! — Wer ist das?

Der junge Autor.

Solltest du den Gott der Sonne nicht kennen?

Merkur.

Himmel! — „In der Urqwelle ist des Wasers vil, und ire Lere wird in Saren ser gedent.“ — Was ist das für eine Sprache?

Der junge Autor.

Rein teutsch, gerade, wie mans spricht! Klopstokische Ortografie!

Merkur.

Wer kauft den Schriftsteller, der reineres Teutsch schreibt, als Gesner und Jacobi? — Niemand? Kein Gebot? — Nun, ihr Herren Theologen! Jtt kömmt die Reihe an Euch!

Ausrufer.

Wer kauft einen Theologen, der ein Kompendium schreibt, das die Lehrer aller Religionen annehmen können?

Einige Buchhändler.

Was hat er sonsten für Eigenschaften?

Der Ausrufer.

Er ist zugleich Wirth, Uebersezer, liest, was Ihr wollt — kurz, man kann ihn zu allem brauchen.

Der Buchhändler.

Das muß ein kluger Mann seyn!

Der Ausrufer.

Was seine Klugheit betrift, so soll er die Welt eben nicht sehr kennen, oft in den Tag hinein handeln, und auserordentlich leichtsinnig und veränderlich seyn. Was aber sein Buch betrift, das muß doch ein guter Artikel werden. Denkt, ein Kompendium, über das man in Wittenberg eben so gut lesen kann, als in Würzburg — und in Heidelberg, wie zu Frankfurt an der Oder!

Der Buchhändler.

Wenns erst wirklich fertig ist, wollen wir sehen!

Merkur.

Stell' ihn bei Seite, und rufe den Exegeten auf.

Der Ausrufer.

Wer kauft einen Exegeten, der alles durch höhere Inspiration erklärt?

Die Buchhändler.

Ha! ha! he!

Der Theologe.

Was von Buchstabe zu Buchstabe inspirirt ist, muß das nicht auch durch Inspiration erklärt werden?

Die

Die Buchhändler.

Ha! ha! he! — Ha! ha! he! — Ha! ha! he!

Der Theologe.

Gottlose, verkehrte Welt! Selbst die Buchhändler glaubens nicht mehr, daß jedes Wort eingehaucht ist! — Aber wollt Ihr vielleicht von meinen Predigten? sie sind voll Salbung und Kraft!

Die Buchhändler.

Eine Probe!

Der Theologe.

Hier z. E. eine Predigt von den geistlichen Geburtsschmerzen. Ich vergleiche sie mit den leiblichen, und jede Frau meiner Gemeinde versicherte, daß sie sehr passend seie. Denn ich beweise

1. daß die geistliche Geburt, wie die leibliche, eine Empfängniß und Schwangerschaft voraussetze.
2. daß jene unvermeidlich ist, wie diese.
3. daß beide sind gleich schnell,
4. beide oft gleich heftig, doch
5. beide auch erträglich, aber
6. nach Unterschied der Naturen verschieden
7. beide — *)

*) S. Lorenz Pred. Th. 1. S. 355. Dies ist der nämliche D. Lorenz, der im J. 1781. beim Straßb. Jubelfest das Glücke pries, „daß das Blut der Einwohner durch Vermischung mit Galliens Söhnen und Töchtern verdünnet, das rauhe teutsche Wesen abgehobelt, und die liebenswürdigsten Geschöpfe aus den groben Reichsbürgern herausgearbeitet worden. Dieses Glücke seie

Buchhändler.

Wir haben schon genug. Es ist alles recht kräftig und saftig.

Der Theologe.

Ja ich versichere euch, daß sie starken Absaz in ganz Teutschland haben. Denn die Gesellschaft der Gottseligkeit zu Basel empfielt sie gar sehr.

Ausrufer.

Bietet niemand nichts?

Ein Buchdrucker aus Tübingen.

Fünf und-siebenzig Gulden.

Einer aus Basel.

Achtzig!

Der aus Tübingen.

Hundert! —

Ausrufer.

Zum ersten — andern — und — — dritten male! —

Merkur.

Rufe izt die aus dem Kabinete herbei! —

Die Theologen.

Wie? sahen wir recht? sind das nicht Ketzer?

Merkur.

Freilich, wie ihr sie zu nennen beliebt. Sie liegen mir da auf dem Halse. Ich muß sie einmal loß zu werden suchen.

Die Theologen.

Ists uns erlaubt, auch zu staigern?

Merkur.

sein mehr werth, als alle Freiheit, welche die T. Kaiser ihr hätten geben können." Dies sind seine eigenen Worte. War der Mann ein Satyriker, oder ein — —?

Merkur.

Mir liegt nichts daran, von wem ich das Geld erhalte? ob von den Buchhändlern? oder ob die Gelehrten selbſt einander kaufen?

Ausrufer.

Wer kauft den Pelagius, der da lehrt, um Adams willen werden ſeine Nachkommen nicht gerade verdammt, und der Menſch habe doch einige Kraft, ſich beſſern zu wollen.

Die meiſten Theologen.

Wehe! wehe!

Ein Doktor aus H.

Sechs Karolins!

Ausrufer.

Niemand mehr? — Zum drittenmale! — Wer kauft den Fauſtus Socinus.

Die meiſten Theologen.

Hebe dich weg von uns, Satan!

Der nämliche Doktor aus H.

Zehen Karolins!

Einer aus Frankfurt an d. O.

Zwölf!

Der erſte aus H.

Fünfzehen!

Der Ausrufer.

Die Ketzer kommen höher, als die Orthodoxen! — Nun — nichts weiter? — Zum drittenmale! — Wer kauft den Arius?

Der Doktor aus H.

Zwanzig Karolins!

Ein Theologe.

O tempora! o mores! der kauft alle Ketzer zuſammen.

Ein anderer.

Drum ist er selbst einer. Alexander der Schmid und D. Benner habens klar bewiesen.

Der D. aus H.

Nun, bleibt mir Arius?

Der Ausrufer.

Ohne Zweifel! — Wer kauft einen Kryptokalvinisten?

Zwanzig Lutherste Theologen zugleich.

Zehen Louisd'or!

Doktor Heumann.

Fünfzehen!

Die zwanzig L. Theologen.

Noch fünfe!

Doktor Heumann.

Fünfzig.

Die zwanzig L. Theologen.

So viel trägt uns der Beichtpfenning nicht ein!

Merkur.

Der **Göttinger** soll ihn also haben! — Da rufe den **Manes** aus! Das ist ein Mann, den man gut brauchen kann. Hat man etwas Böses gethan, so schreibt mans dem Gott des A. T. zu, und das Gute dem Gott des N. Testaments.

Doktor S. aus H.

Sechs Louisd'or.

Der Ausrufer.

Ist wohl zu wenig!

Der Doktor.

Ja, wenn das Luftgeld nicht wäre.

Merkur.

Merkur.

In dieſer Rükſicht ſollt ihn behalten. — Wer kauft den **Tatianus**, den Stifter der Enkratiten.

Einige Theologen.

Was hat er denn gelehrt? wir kennen ihn nicht recht. Denn wir haben auf der Univerſität mehr Dogmatik, als Kirchengeſchichte gehört.

Merkur.

Man müſſe mäßig ſeyn, ſich des Fleiſches enthalten, und der Wein ſeie eine Erfindung des Teufels, wie ihr den Chaldäiſchen Dämon nennt.

Ein Theologe zu dem D. aus H.

Kaufe du ihn.

Der Dokter aus H.

Iſt meine Sache nicht: ich darf den Wein nicht verachten. Sonſten käme ja niemand auf meinen Weinberg, und ſo ein Gläschen rothen Türkheimer — — Ha! —

Der Ausrufer.

Nun wer kauft den Enkratiten? — O wehe! die Herren ſcheinen auf Enthaltſamkeit und Zähmung des Fleiſches nicht viel zu halten! — auch die Herren Theologen nicht?

Merkur.

Wenn ihn niemand will, ſo rufe dieſen hier aus.

Ausrufer.

Wer kauft den **Benediktus Spinoſa**, der erſt ein Jude war, dann ein Chriſt wurde, um ein Atheiſte zu werden.

Die Theologen zu einander.

Wirds wohl jemand wagen, ihn öffentlich zu kaufen?

Leſſing.

Leſſing.

Hundert Louisd'or!

Die Theologen.

Woher wird es bezalen.

Einer zu dem andern.

Meint ihr, die gottloſen Fragmente haben nicht ſo viel eingetragen — und dann hat er nicht eine Frau, die nicht weiß, wie reich ſie iſt?

Merkur.

Nun, er wird ihn wohl niemanden laſſen, das ſieht man ſchon; auch keiner mehr bieten! — Ist das lezte Exemplar, Ausrufer.

Ausrufer.

Wer kauft den Michael Servetus, den Spanier, der die Dreinigkeit läugnete.

D. Göze aus H.

Zwanzig Louisd'or!

Die Theologen.

Iſts möglich, Bruder Jonathan? du den Servetus.

Doktor G.

Seid nur ruhig! — Nun wenn niemand mehr bietet —

Merkur.

Wozu willſt du ihn denn kaufen.

Doktor G.

Wenn ich ihn gekauft habe, darf ich mit ihm machen, was ich will?

Merkur.

Er iſt dein rechtmäßiges Gut, wenn du ihn bezalt haſt.

Doktor

Doktor G.

Nun so laß ich ihn noch einmal verbrennen! das iſt die ſchönſte That Calvins!

Die Theologen alle.

Bravo! Bravissimo!

Doktor G.

Merkur! er iſt mein. Es bietet niemand mehr.

Die Theologen.

Wir wenigſtens wollen ihn dir, um deiner frommen Abſicht willen, nicht vertheuern.

Ein Deputirter des Konſiſtoriums zu Z.

Dreißig Louisd'or. — Wir können uns dieſes Verdienſt ja auch machen, und in unſerer Kirchenordnung vom J. 1640. ſteht gewiß ein Artikel, kraft deß er rechtmäßig verbrannt werden kann.

Einer aus der Verſammlung.

Aber wenn der Unglückliche an den Fürſten appelliert!

Der Deputirte.

An den Fürſten? — Sich an dieſen zu wenden, iſt aufs ſchärfſte verboten.

Der aus der Verſammlung.

Unerhört! Es ſoll nicht erlaubt — nicht vielmehr befolen ſeyn, dem Fürſten ſeine Rechte vorzulegen? So habt Ihr ſtatt Eines Deſpoten, zehen? — Wozu iſt er denn Fürſt ſeines Landes? — Doch nicht, um nur den Ebentheurer zu machen?

Der Deputierte.

Nicht viel räſonniert — oder —! — Nun, Herr Doktor! kann ich den Ketzer abführen laſſen?

Der

Der Doktor.

Nein: ich gebe fünfzig Louisd'or!

Der Deputierte.

Zu so viel habe ich nicht Kommission.

Der Doktor.

Also wirst du, heiliges Hammonia! den süßen Geruch eines verbrannten Ketzers in dich saugen! Also wirds wahr, was die Spötter einst von einem neuen Auto da Fe prophezeieten!

Die Theologen.

Verkaufst du nicht bald wieder andere Ketzer? Wir möchten auch gerne die Freude haben —

Merkur.

Vielleicht ein andersmal! — — —

Mit diesem Verkaufe schloß sich die heutige Versteigerung. Wir empfahlen uns dem großen Dalai Lama, der dabei zu seyn versprach, wenn Servet in H. verbrannt würde, küßten seinen großen Zehen am linken Fuße, und dankten besonders für die niedlichen Gerichte, die er uns den Tag zuvor bereitet hatte.

Drittes Kapitel.

Pſeudonneſos — Wer Statthalter iſt — Bunkel — eine Stadt, ganz magnetiſiert — ſonderbare Auftritte in derſelben — Charakteriſtik der Stadt — Archiv der Inſel — Straßburgiſche Notarien, die Dokumente wieder erſetzen können.

Auf unſerer ferneren Reiſe flogen wir hoch über eine Inſel weg. Eben wollten wir uns darauf herab ſenken, um auch dieſes unbekannte Land näher kennen zu lernen, als wir noch zu rechter Zeit, an den rings um daſſelbe aufgeſteckten Stangen, den Namen deſſelben mit großen Buchſtaben angeſchrieben laſen. Sie hieß

Pſeudonneſos *).

Wir, als Reiſende, die nur die Wahrheit berichten — wir, die entſchloſſendſten Feinde aller Lügen und Lügner — konnten uns unmöglich entſchließen, uns in einem Lande umzuſehen, wo unſer Wahrheitsgefühl mit jedem Schritte beleidigt werden ſollte. Bereits wollten wir daher über dieſelbe wegſegeln. Aber eine ungewöhnliche Zuſammenrottung der Einwohner, von ihrem Statthalter angeführt, verrieth Abſichten gegen uns, die ſich auch gleich zeigten.

Dieſes war das erſtemal, daß wir unſere Kanonen brauchen wollten. Allein ehe wirs uns verſahen, kamen 20 große Ballen Predigten gegen unſer Luftſchiff heraufgeflogen. Zum Glücke glitſchten die erſten ab. Denn

für

*) Lügeninſel.

ſie waren zu leicht und zu glatt. Aber nun ſchoßen ſie von ihren Katapulten nur zwei Ballen von den **Gedichten im Geſchmacke Grecourts**, die ſo ſchmuzig waren, daß ſie ſich an unſer Fahrzeug anhängten, und es mit ſich auf die Inſel herabzogen. So kamen wir alſo in die Gewalt der Pſeudoneſer!

Man führte uns zum Statthalter, der ſich dieſe Stelle dadurch erworben hatte, daß er im Stande geweſen war, über eine ſechsmonatliche Reiſe wenigſtens zwölf dicke Bände zu ſchreiben — ein Probeſtücke, das noch niemanden gelungen war! Dafür las man in dieſer Reiſebeſchreibung, wie oft er einen Berg hinauf — und wieder herabgefahren war — daß die Sonne ſchien, wenn keine Wolken am Himmel waren, und daß man vom Regen naß wird!

Strenge wurden wir ausgefragt: ob wir keine **Kryptokatholiken** ſeyen? man unterſuchte, ob wir keine Tonſur haben? forſchte genau, ob wir niemanden angetroffen haben, an dem man etwas von Kryptokatholicismus rieche? ob man unter unſern Büchern nichts von **Sailer**, nicht **Dreykorns** römiſch-katholiſche Meſſe und **Lavaters** bekanntes Lied zum Lobe derſelben finde? Denn der Statthalter kann nichts dreifaches leiden, die Dreieinigkeit ſo wenig als die dreifache Krone. Uns war nur bange, man möchte uns die auf der Reiſe geſammelten Beobachtungen wegnehmen, weil weder der Statthalter, noch die anderen Bewohner der Inſel ſchlechterdings etwas dulden, was ſo wahr iſt, wie unſere Nachrichten. Auf eine ſonderbare Art gelangs uns, ſie ihren Augen zu entziehen. Denn wir verſteckten ſie, in einzelnen Blättern, hinter die Fragmente der Bunkelſchen Schönen, die den Maßdarm der großen Biene mit uns durchwandert hatten.

Der

Der Statthalter schikte seinen Sekretär zur Visitation unsers Gepäckes. Als er nun alles andere durchgeschnuppert hatte, so fieng er, beim Anblicke der Kupfer, laut an, zu rufen: „Ja, das ist sie! die göttliche Statia! dies die antitrinitarische Physiognomie meiner auserwählten Trammer!“ — Himmel! dachten wir: sollte das der so berühmte Bunkel seyn! sollten wir das Glücke haben, die Bekanntschaft dieses außerordentlichen Mannes hier, in Pseudonneſos, zu machen! — und er wars wirklich! Ueber dem Anblicke seiner Schönen, wiewol er von der einen nur die Trümmer des Unterrocks, bei der andern nur die Spize der Nase noch fand, war er so entzükt, daß er alles weitere Nachsuchen vergaß. So rettete der Einfall, das Luftschiff mit diesen Schönen auszuzieren, unsere mit so vieler Mühe und Gefahr gemachten Beobachtungen!

Bald darauf erschien auch der andere Sekretär, den mir Bunkel als Herrn Gellius vorstellte. So ist er also in Pseudonneſos! sprach ich, dieser einzige Wanderer seiner Art, der Pränumeration auf die Reisen sammelt, die er erst machen will! der das Publikum durch die schöne Liſte, die er bei sich führt, so hübsch preßt! der die Pfarrer ausfrist, bei denen er sich einquartiert, ohne eingeladen zu seyn! den man nicht mehr aus dem Hauſe bringt, wenn er sich einmal festgesezt hat! Bunkel und Gellius — welch würdiges Paar! Beide gleich große Liebhaber des Frauenzimmers! Beide, Faunen! und der Statthalter dazu — ha! ein Kleeblatt, dergleichen man selten beisammen findet! — Izt, antwortete Gellius, bin ich hier, werde aber vielleicht heute noch abreisen. Wer weiß, ob wir uns nicht wieder finden?

Wir baten den ersten Sekretär, uns die Merkwürdigkeiten der Insel zu zeigen. Er entschuldigte sich aber: „es seie ist gerade die Zeit, da er die große und weitläuftige Korrespondenz seiner Excellenz, des Herrn Statthalters zu besorgen habe. Wir könnens kaum glauben, was er mit Briefen überhäuft werde. Da kommen alle Avertissements; der Herr Statthalter möchte die Mühe auf sich nehmen, Pränumeranten oder Subscribenten auf dieses und jenes Werk zu sammeln, oder eingegangene Beiträge zu einem Journale weiters an die Adresse befördern. Die Unverschämten, die nicht wissen, wie vieles er mit seinen eigenen Angelegenheiten zu thun habe! Die Thoren, die da glauben, weil er so vielen Leuten mit Subscriptionen und Pränumerationen, besonders auf den **Bunkel** und seine **Reisebeschreibung** Mühe machte; nun seie auch er verbunden, sich für andere zu bemühen! Alle Hände voll habe man zu thun, nur Avertissements in gelehrte Zeitungen abzufassen, worinnen Seine Excellenz den Grobianen sagte: er könne und wolle das nicht für sie thun, was andere für ihn gethan haben! Ueberhaupt seie er der erklärteste Feind des Selbstverlags, und glaube: die Buchhändler seien darum da, durch den Schweiß der Autoren reich zu werden, die mit einem kleinen Honorar sich begnügen müssen! Daher habe er auch Klopstots gelehrte Republik über den Haufen zu werfen gesucht."

Wir sahen nun wohl, daß dieser Herr unser Führer nicht seyn konnte. Er wanderte mit Gellius, der sich reisefertig machen wollte, nach dem Landhause des Statthalters, wo er sich in der schönen Jahreszeit mit seiner Frau, die auch eine rüstige Reisebeschreiberin seyn soll, aufzuhalten pflegte: wir aber giengen nach der Stadt, deren hohe Kirchthürme, besonders einer, der sich über

alle

alle erhub, wie das Straßburger Münster über die gemeinen Kirchen, uns den Weg dahin gleichsam zeigten. In derselben und auf der Wanderschaft dahin ereigneten sich gar sonderbare Auftritte, deren Wahrheit keiner unserer Leser bezweifeln wird, ungeachtet wir uns eine Zeitlang zu Pseudonesos aufgehalten haben.

Anfangs konnten wir nicht begreifen, warum kein einziger Mensch, der uns begegnete, aus dem Wege gieng, und wir mußten glauben, zur solestten Nation in der ganzen weiten Schöpfung gekommen, oder vielmehr, wie durch ein Wunder unvermuthet herab in unsern Planeten, und zwar mitten in Frankreich versetzt zu seyn, dessen freye Bürger es für schändlich halten, den Hut vor niemand abzuziehen, und die mit Rechte erwarten dörfen, daß die Sklaven der ganzen übrigen Welt ihnen, als den Lehrern und dem Vorbilde der **wahren** Freiheit, die gebührende Ehre erweisen. Daher stießen wir bei jedem Schritte an die Leute an, und hatten alle, ehe wir noch eine halbe Stunde gegangen waren, nichts als Löcher und Beulen, indessen unser Anstoßen den Einwohnern im geringsten nichts schadete. Wir muthmaßten daher, das Land und die Stadt werden von lauter Menschen aus der so genannten großen Welt bewohnt, die entweder keine Stirne mehr haben, oder deren Stirnen man wegen der Menge und Höhe der Hörner, die entweder sie sich selbst wechselsweise, oder die ihre Laquaien ihnen aufsetzen, nicht bekommen kann. Endlich löste einer unserer Ruderer das Räthsel auf folgende Art.

Ein hübsches Mädchen saß auf einer Rubebank an der Straße, und geßel ihm. Er grüßte sie freundlich, sie dankte nicht. Er sazte sich zu ihr. Sie sprach eben so

wenig. Er kniff sie in die Wangen — noch itzt kein Wort! Er faßte ihre Hand, und streichelte sie so sanft, als es einem Ruderer möglich ist. Keine Sylbe! Endlich wagte ers, sie zu küssen. Auch dieses litt sie geduldig. Wie weit er, als ein roher, sinnlicher Mensch noch gegangen wäre, weiß ich nicht. Wir mußten weiter in die vor uns liegende Stadt eilen, weil einige Tage kein Honigthau gefallen war, und wir also bittern Hunger fühlten.

Mit jedem Schritte in der Stadt stieg unser Erstaunen. Auch hier dachte kein Mensch daran, uns aus dem Wege zu gehen, sondern jeder Einwohner gieng gerade zu, und stieß an alles, was unterwegens lag, oder ihm entgegen kam. Der eine fiel über Elfteine, der andere über Bauholz, ein dritter über uns — und wie jedes fiel, blieb es liegen, und in der That nicht allezeit in geziemender Lage. Es war, wie wenn ein Feind hier eine Niederlage angerichtet, und doch sahe man kein Blut, als was etwan aus der Nase floß. Die Leute hatten die Augen offen, und doch rührte sich keines, um aufzustehen. Wir giengen in die nicht verschlossene Häuser, aßen, tranken, und nahmen sonsten, was unsere gegenwärtige Bedürfnisse waren. Kein Mensch wehrte uns, kein Mensch forderte Bezalung.

So lange es Tag war, konnte ich meine Reisegefährten noch ziemlich in Ordnung halten. Aber in der Nacht wars unmöglich. Jeder suchte sich ein Haus und Schlafstätten, wie es seinen Wünschen angemessen war. Den einen fand ich des Morgens in den Armen eines Mädchens, den andern bei einer Frau. Fast alle aber hatten zwei oder noch mehrere goldene Uhren, und die Taschen so bepakt, daß sie strotzten. In Zwerchsäcken

ſicken trugen ſie, was ſie in die Kleider nicht einſtecken konnten, und mir war bange, unſer Luftſchiff möchte den großen Vorrath von Proviant nicht einnehmen können.

Ich frug ſie: ob dieſes das Recht der Natur — die Geſetze der Menſchheit ſeie, das die Franzöſiſche Nationalverſammlung izt ſo glänzend wieder hergeſtellt habe, den Leuten alles zu nehmen? Sie antworteten lächelnd: „Warum ſolle es nicht Recht der Natur — Geſetze der Menſchheit ſeyn, da ja die Nationalverſammlung durch ihr Beiſpiel zeige, daß man einer Familie wohl den vierten Theil ihrer Einkünfte wegnehmen dörfe, ob ihn gleich jeder Hausvater ſelbſt höchſtnöthig zu ſeiner und der Seinigen Erhaltung brauche. Der Verfaſſer der religieuſen Meinungen habe ja ſelbſt dieſe Auflage vorgeſchlagen. Wenns alſo erlaubt ſeie, den fleißigen Hausvater des vierten Theils ſeiner Bedürfniſſe zu berauben, um uralte Schulden zu bezalen, die durch ſchlechte Wirthſchaft von Huren und Miniſtern, durch falſche Politik und den Ehrgeiz der Voreltern gemacht wurden, die ihre Naſe in die Staatshändel der ganzen Welt ſteken, obgleich die izige Generation an dem ſchröklichen Verfalle der Finanzen gänzlich unſchuldig ſeie: ſo müſſe es deſto mehr erlaubt ſeyn, ſich ſolcher Dinge zu bemächtigen, die der Eigenthümer nicht nöthig habe. Denn man ſehe es ja, daß niemand ſich dawider ſetze, weder Männer noch Weiber, man möge ihnen nehmen, was man wolle. Folglich ſeien ſie es ſelbſt zufrieden. Wer ſchweigt — ſchloßen ſie — ſcheint in die Sache zu willigen."

Dieſen Gründen konnte ich um ſo weniger entgegen ſetzen, da das Verfahren meiner Reiſegefährten eines

Theils durch die erlauchte Nationalversammlung zu Paris autoriſiert wurde, andern Theils mein Erſtaunen über alle dieſe Auftritte mich ſo betäubte, daß ich ſchlechterdings nicht fähig war, die Sache gehörig zu überdenken, ob meine Geſellſchaft recht oder unrecht handelte? — Was meine ganze Aufmerkſamkeit beſchäftigte, war nur dieſes: die Quelle dieſer Erſcheinung zu finden. Eine **ganze Stadt** zu ſehen, die zu **wachen ſcheint**, und doch im **Schlafe wandelt** — die **offene Augen hatte**, und doch **nichts ſieht** — die **wandelt**, und doch **nicht weiß**, **was im Wege liegt** — dies war ein Phänomen, dergleichen mir noch keines vorgekommen war.

Ich ſpazierte alſo den zweiten Tag in der Stadt umher, gieng in ein Haus nach dem andern, fand alles offen, aber keinen Aufſchluß für das Räthſel. Endlich kam ich in ein großes Gebäude, und trat kaum in das erſte Zimmer deſſelben, als ich den Schlüſſel zu allem fand.

Denn hier war ein **Baquet**, und in den Schränken umher ſtunden die Schriften von **Mesmer**. „Alſo iſt dieſes dein Wunder, o großer Mesmer! — dachte ich — alſo dir hat es meine Reiſegeſellſchaft zu danken, wenn ſie, wie einſt Ulyſſes und die andern Helden des Alterthums, die es für Schande hielten, mit leeren Händen nach Hauſe zurücke zu kommen, mit Beute beladen aus den Umarmungen der ſchönſten Frauen und Mädchen dieſer Stadt zu den ihrigen heim kehren! Sie werden von dem Ueberſchuſſe zuſammen legen, um dir, großer Mann! eine Bildſäule zur Dankbarkeit zu ſezen!“

Aber

Aber nun wünschte ich auch, den Namen der schlafwandelnden Stadt zu erfahren. Ich fand in allerhand Urkunden, daß diese Stadt an dem schwimmenden Damm des Amtmanns, Hell, glaubt, der von Basel bis Germersheim gehen soll, um den Ueberschwemmungen des Rheins Einhalt zu thun — daß die alten Reichsbürger derselben sich zu flatternden Franzosen umbilden lassen, wie man aus einem großen Dikthaler kleine Scheidemünze macht — daß dem Adel jeder Windbeutel willkommen ist, und in den vornehmsten Gesellschaften mit einer Achtung aufgenommen wird, die man einem Sokrates nicht erwiese — daß die Einwohner eine große, fünfzig Fuß hohe, Mauer an dem Rheine hin bauen wollen, um ihre, der Freiheitsschauspiele gewohnten, Augen nicht durch den Anblik der Teutschen Zwingherren und Sklaven zu beleidigen — daß sie von einem einzigen, bestochenen Mann, der Landgraf zu werden denkt, sich um ihre Herrschaft prellen ließ — daß sie keine Muttersprache mehr hat, und weder Teutsch noch Französisch recht spricht — daß sie ehemals eine große Erfinderin und Lehrerin von halb Europa war, itzt einen Cagliostro verehrt, Magnetismus predigt, und ihren ganzen Ruhm darein sezt, Affe von Paris zu seyn. Ha! rief ich aus: das ist wirklich Straßburg! —

Wir verließen die Stadt, und fanden außerhalb derselben einen erstaunend großen Palaß, mit der goldenen Innschrift:

Tribunal und Archiv von Pseudonesos!

Vermuthlich um der leztern willen, damit so kostbare Urkunden, als wir fanden, der Feuersgefahr minder

ausgesezt wären, ist dieser Palaß außer den Ringmauern erbaut worden.

Das Tribunal saß eben zu Gerichte. Präsident desselben ist der berüchtigte Pseudoisidorus, der einige tausend päpstliche Briefe erdichtete — er trägt, wie man uns sagte, immer eine Maske vor dem Gesicht — Vicepräsident der Kardinal Granvella, der so hübsch **ewig**, statt **einig**, zu sezen wußte, Assessoren sind meistens die Genealogisten der hohen Häuser, die Verfaßer der Deduktionen und Kriegserklärungen, und die Schöpfer des Rheinischen Franziens, **Krollius** und **Kremer**.

Ehemals hatte das Tribunal keine Notarien. Alles wurde auf Treu und Glauben angenommen. Seitdem aber der Präsident in **Schubarts** Chronik las, daß es in **Straßburg** so geschikte Notarien giebt, welche die Urkunden wieder **ersezen können** *), verschrieb er einige derselben, und gab ihnen den Kanzler **Ludovici**, der, wie man sagt, den Dokumenten das Ansehen des Alterthums zu geben wußte, zum Direktor.

Da er zugleich Aufseher über das Archiv ist, so hatte er die Gefälligkeit, uns in demselben herum zu führen: In der Mitte des großen Saales stund der Wagen des Statthalters, mit dem er einst die große halbjährige Reise durch Deutschland und die Schweiz gemacht, und den er selbst so umständlich beschrieben hat, unter Glase. Er wird so heilig gehalten, als das Schif von Delos, das Fehlende den Augenblik wieder hergestellt, wozu man die Künstler mit großen Kosten aus Berlin, Nürnberg

*) Vaterlandschronik, St. 66. Jahrgang 89. Beil. S. 558.

berg und Wien kommen läßt, weil diese allein ein solches Meisterstücke ergänzen können, und so kann man ihn noch nach Jahrhunderten bewundern und kopieren. Alle diejenigen, die nur irgend einen Nagel an demselben einschlugen, sind im Bildnisse aufgehängt, und mithin verewigt. Jedermann, der seinen Homer gelesen hat, erinnert sich bey dem Anblicke derselben, daß der Grieche, nach Lessings Bemerkung *), eben so seinen Freund Tychios durch sein Gedichte unsterblich machte, als der Statthalter zu Pseudonestos seinen Wagenmeister in seiner Reisebeschreibung.

Neben dem Wagen werden in einer Art von Monstranz — wofür wirs anfangs auch hielten — von Gold und mit allerhand Edelsteinen besetzt, die Schreibfeder und der Wegmesser des Statthalters, zur Verehrung aller Reisenden, aufbewahrt.

In den Archiven selbst fanden wir die wichtigsten Urkunden, die sonsten nirgends in der Welt zu finden sind. Daß die **Schenkung Konstantins** hier ist, versteht sich wohl von selbst. Wir sahen aber auch

Den **Heiratstraktat** der Republik **Venedig** mit dem **Adriatischen Meere** —

Die Dokumente, deren sich **Meisner** bei seiner Geschichte der **Bianca Capello** bediente —

Die Beweise, daß Konstantin gegen den Maxenz, Chlodowich gegen die Alemannen und andere, ihre Siege nur Wundern zu danken hatten rc. rc.

An der Wand ist nicht nur das **Original** von dem, in den Wolken erschienenen Kreuze, durch das Konstantin

*) S. Laokoon, S. 294.

den Sieg erhielt, mit der deutlichen Innschrift zu sehen, in Gold unter einem Ovale gefaßt, sondern es hängen da auch viele genealogische Tabellen umher, namentlich folgende:

1. Die genealogische Tabelle des Pomp. Mela, kraft deren die Egyptier mit den Göttern zugleich entstunden:

2. Der Stammbaum der Römer, die unmittelbar vom Mars abstammen —

3. Der Stammbaum Heinrichs des vierten von Frankreich, den le Grain verfertigte, und kraft dessen dieser König gerade von Herkules abstammt —

4. — Der Spanier, deren Könige den Tubal zum Anherrn haben —

5. — Des Hauses Habsburgs, das sich, nach Gebwiller, in der Arche Noahs verliert —

6. — Des Englischen Königs Ethelwolf, dessen Abstammung von Adam in gerader Linie Matthäus von Westmünster erwies —

7. — Des Zweibrükischen Hauses von Beutber, der es klar zeigte, wie Antenor, der Trojaner, Pharamund, König der Franken und Karl der Große die Stammherren desselben sind —

und noch mehrere, die wir nicht alle aufzeichnen konnten. Vor allen aber fiel uns einer auf. Er war von Seiner Excellenz, dem Herrn Statthalter selbst, mit bewundernswürdigem Scharfsinne abgefaßt, und setzte die Abstammung der **Rothankerschen Familie** ins hellste

hellste Licht *). Besonders erstaunte jedermann über die Entdeckung, daß der Verfasser von **Nothankers Predigten** schlechterdings kein ächter Zweig dieser Familie seyn kann. Zwar machte der Zopfprediger; ganz in der Stille, die Anmerkung: „Da Nothankers Predigten solchen Beifall erhielten, daß sie nicht nur einzeln, in Wochenblättern, dem Landmanne mitgetheilt wurden, daß dieser sie verstund, daß Prediger sie von Kanzeln verlasen, sondern auch, daß man sie nicht nur zu Frankfurt, sondern selbst zu Wien für katholische Christen nachdrukte, und daß sie den Ton angaben, in welchem man mit dem Volke reden soll, auch seit ihrer Erscheinung häufig nachgeahmt wurden: so hätte der Herr Statthalter dem Verfasser desselben wohl die Ehre lassen dörfen, daß das Publikum wähnte, er stamme von den wahren Nothankern ab!" Allein bei dieser Anmerkung muß der gute Zopfprediger vergessen haben, wie sehr Seine Excellenz, der Herr Statthalter in Pseudonesos, alles hassen, was nur einen Schein der Unwahrheit hat, mithin ganz recht that, dem unebenbürtigen Sprößling die Ehre der wahren Abstammung von Nothanker zu versagen.

Endlich haben wir von den Archiven auch noch dieses zu melden, daß in besondern Schubladen die Beweise aufbewahrt wurden — von **Stiernhelm**, daß alle Sprachen, selbst die Hebräische, von der Schwedischen abstammen — des **Goropius Becanus**, daß schon Methusalah Niederländisch sprach — des **Jak. Hugo** **), daß

*) S. Anhang zum 2. Theile der Leben und Meinungen des M. Seb. Nothanker.

**) Jac. Hugonis Vera historia Romana, Romae 1655.

daß die Iliade, Odyſſee und Aeneide eigentliche Kirchengeſchichten ſind — wir bewunderten beſonders den Beweis, daß unter der Charybdis und Scylla das Heidenthum und Judenthum vorgeſtellt wird *) und daß bei Homer Ulyſſes der heil. Petrus, Kalypſo die chriſtliche Kirche **), Merkur Chriſtus, Aeolus der heil. Geiſt, Scheria Eſcurial, die Schweine der Circe aber unwürdige Geiſtliche ſind, welches wir leicht glaubten — die Beweiſe eines Ungenannten, daß die Hebräiſche die Sprache des Himmels iſt — des Hermann Hugo, daß die Griechiſche Accente ſechshundert Jahre vor Chriſti Geburt erfunden wurden — des Seb. Pfochenius, daß das Griechiſche des N. Teſt. ſo

**) S. 146. Scyllae ſupplicium, in vrbe Romana ad concionatores Chriſtianos audiendos cogi, poëtae per canes inguina (circumciſionem) ejus aſſidue *allatrantes*, ſcite expreſſerunt, quos a *Circe*, *eccleſia dominante*, datos ideo ſcribunt, quod Deum Glaucum et parentem ſuum Petr. Galilaeum marinum ſenem atque piſcatorem, ſertum offerentem (regale Chriſti ſacerdotium) ſuperbe fugiſſet. De his vero canibus, (den Predigern) quos Scylla odit, et invita patitur, ita Ovidius —

— refugitque abigitque timetque
Ora proterva canum,

quod ſuperſtitionem ejus aſſiduis concionibus proterant. Petitam autem a pluribus procis, nempe a Prophetis, Apoſtolis et ipſo Chriſto. Eandem Scyllam idem Ovid. docet, et quondam formoſam virginem poëtae fecerunt, verum *pube tenus*, et vſque ad circumciſionem injuſte retentam, ſuperne formoſa, ante adventum Chriſti, inferne autem, et eo audito facile degenerans —

**) Cum qua quaſi ſponſa, divino etiam juſſu, coivit Ulyſſes Petrus. p. 142.

ſo ſchön iſt, als Xenophons — endlich — denn alles anzugeben, iſt nicht möglich — des Olaus Rudbek; alle königliche und fürſtliche Häuſer Europens ſeien Schwediſchen Urſprungs!! — Wie unterhaltend für uns dieſes Archiv war, kann jeder Leſer leicht ermeſſen.

Indeſſen aber ſank — wie die Dichter ſagen — die Sonne hinab in den Ocean. Der Aufſeher des Archivs verſprach, uns den andern Tag viele andere, noch ſeltenere, Dokumente, Genealogien und dergleichen aus älteren und neueren Zeiten zu zeigen, die in geheimen Schränken aufbewahrt werden, und die er niemanden leicht öffnete, als Reiſenden von ſo ſeltener Wißbegierde, als wir ſeien. Allein wir fürchteten immer, unſere unbezwingliche Wahrheitsliebe möchte uns in Pſeudonneſos noch Verdruß machen. Denn wir hatten bisher viele Mühe gehabt, das Lächeln, und oft das Lachen, zu unterdrücken, wenn uns die Einwohner ſo vieles als baare Wahrheit gaben, wovon wir notoriſch wußten, daß es falſche Münze iſt. Daher fuhren wir in der Nacht auf, und am Morgen ſahen wir kaum noch den Palaſt des Statthalters unter unſern Füßen.

Viertes Kapitel.

Eireneſos *) — Göze, Lange und Leſſing — Heinrich 8. und Luther — Urban 8. und Galilei — Salmaſius, ſeine Frau und Dan. Heinſius — Jul. Cäſ. Scaliger und Cardan — Andere.

Wer auf dem Meere reiſet, hat immer Gelegenheit, eine ſchöne Schilderung irgend eines Sturms anzubringen: die oberen Regionen der Luft aber, die wir befuhren, ſind ſtets ſo heiter und windſtille, daß wir von einer Inſel zur andern gewöhnlich keine beſondere Ebentheuer hatten, das mit der großen Biene und einige andere Auftritte, deren wir in der Folge erwähnen, etwan ausgenommen. Daher haben wir von der Abfahrt bis zum Anländen an einer neuen Inſel nicht viel mehr zu ſagen, als was Aeneas am Schluſſe ſeiner Erzählung zu Karthago ſagt:

Hinc nos digreſſos aliis Deus appulit oris.

Hingegen treffen wir mit den Seefahrern darinnen überein, daß beide oft in Länder kommen, an die ſie nicht dachten. Wir mußten uns, wie der Trojaner, vom Schikſale regieren laſſen, wohin es uns führte.

Auch ſage ich das hier ein für allemale, wiewohl der einſichtsvolle Leſer ſichs wohl von ſelbſt dachte, daß wir die Zeit der ruhigen Zwiſchenfahrt dazu anwandten, die auf der leztern Inſel gemachten Beobachtungen zu ſammeln, und in Ordnung zu bringen.

Nach

*) Inſel des Friedens.

Nach einer Reise, auf der wir wohl sechstausend Meilen in Zeit von anderthalb Tagen machten, erblikten wir ein Land, wo alles so ruhig war, daß kaum ein Blatt säuselte — die wahre Wohnung des Friedens! Wir hatten große Lust, uns auf ewig hier niederzulassen, und da, fern von allen symbolischen Büchern, Religionsedikten, Französischen Freiheitsrevolutionen und Büchertribunalen, unsere Tage im Frieden dahin zu leben. Allein immer ahndete es mir: es seie für mich eine andere Stätte bereitet, welches in der Folge auch eintraf.

Gleich die erste Gesellschaft von Menschen, die uns auf der neuen Insel begegneten, die wir, um der friedlichen Lebensart der Einwohner willen, mit dem schönen Namen Lirenesos beehrten, gefiel uns herzlich wohl. Zwei Geistliche, deren der eine ein so stattlicher, ansehnlicher Mann war, daß wir in ihm den Augenblik den Senior irgend einer Reichsstadt verehrten, der andere ein Landgeistlicher zu seyn schien, führten in ihrer Mitte einen weltlich gekleideten Mann, mit umschlungenen Armen.

Ohne Zweifel drei Brüder — frugen wir — die hier ein elysisches Leben genießen?

„Freilich, izt!"

„Du wirsts selbst bekennen, antwortete der Dicke und Große — wenn ich dir sage, daß dieser mein Kollege, der Inspektor Lange von Laublingen, der weltliche Herr, Lessing, ich aber Doktor Melchior Göze von Hamburg bin!"

Wo bin ich! ihr Götter!

Du weißts ja; auf der Insel des Friedens! Es scheint, du hast Krieg über Krieg, daß du dich in unser Land nicht zu finden weißt!"

Ist dies Gözens Sprache? des allzeitfertigen Streiters zu Schuz und Truz? der immer seinen Speer gegen alle einlegte, die nur ein einziges heterodox — scheinendes Wort redeten oder schrieben? Göze ein Freund Lessings! Lessing ein Freund Gözes und Lange's!

„Hier auf unserer Insel sieht man alles aus ganz anderem Gesichtspunkte. Gehe nur weiter! du wirst noch mehreres finden, darüber du dich wunderst. Welch' ein Thor ich war!"

Aber — sagte ich zu Lessing — wir dachten, du wohnst in Abadonnesos, weil wir dich dort trafen *)

Nur am jedesmaligen ersten Tage eines Monats eile ich auf eine halbe Stunde dahin, um dorten meinen Lange noch mehr lieben zu lernen.

Wie man doch in Verhältniße gesezt werden kan, daß man toleranter wird!

Nach einem Gange von ungefehr einer Viertelstunde fanden wir zwei, die unter einem Ahornbaume sich recht freundschaftlich unterhielten, und sich wechselsweiße die Hände drükten. Ja sprach der eine, er ist und bleibt der Antichrist — das gehörnte Thier der Offenbarung, und Rom ist und bleibt Babylon, die Hure!

Haß

*) S. das 1ste Kap. dieses Buchs.

Hat Recht, Bruder Doktor! sprach der andere, der eine Krone auf dem Haupte trug.

Uns dünkte wir haben den Mann mit der Krone schon irgendwo gesehen. Ja, wir glaubten, gar Heinrich den achten von England in ihm zu entdeken, den wir in **Adraſtea** *) gesprochen hatten. Aber mit welchem Doktor sollte er so vertraut seyn? denn für Thomas Cranmer schien er uns zu dike. Heinrich, der es doch war, bemerkte unsere Zweifel, und sprach: „ja, ich bins, den Ihr in Adraſtea sahet. Wenn ich meine Zeit dorten aufgehalten habe, werde ich hieher, auf die Insel des Friedens versezt, und zwar zur Belohnung, daß ich dem siebentörfigen Thiere ein Horn abschlug. Hier erhole ich mich in muntern, traulichen Gesprächen mit meinem **lieben diken Luther** da, daß ich die Unterhaltung mit der alten Katharine wieder ausstehen kan. Uns beiden haben unsere **Räthel** Verdruß gemacht — ihm, daß er eine nahm, mir, daß ich die meinige verstieß."

Unser Erstaunen stieg noch höher, als beim ersten Auftritte. „Das ist mir lieb, sprach ich, daß du nun einsiehst, Heinrich! wie sehr du den guten Doktor Martin mit Unrecht schaltst — den Biedermann, den Mann mit dem eisernen Muthe, der dazu geschaffen war, die Riegel der Römischen Pforte zu sprengen — den Wohlthäter seines und der folgenden Jahrhunderte — der Europa eine andere Gestalt gab, und den die Welt mit jedem Fortschritte, den sie auf dem Weg der wahren Aufklärung thut, immer mehr, als denjenigen, verehren wird, der den Grund dazu legte, aber deßwegen nicht infallibel war!"

*) S. Buch 3. Kap. 3.

Heinrich reichte mir die Hand, und Luther antwortete ganz beſcheiden: Was ich gethan habe, hat Gott durch mich gethan! aber wenn ihr bei mir ſtehen bleibt, ſeid ihr ſeiner Wohlthat nicht würdig. Leſſing dorten hat einen vortreflichen Gedanken, den er mir einmal entdekte, als ich ihn bei ſeiner Geſellſchaft ſprach: er ſagte: Gott führt das menſchliche Geſchlecht ſtufenweiſe. Ganze Nationen ſind anfangs Kinder, ſie müſſen kindiſch erzogen und gegängelt werden, wie die Juden. Kinder ſind ſelbſtſüchtig, und glauben, alles geſchehe um ihrer willen. So die Juden, die den Wahn hatten, ſie ſeien das einzige Volk, das Gott liebe, und vor allen andern ſo ausgezeichnet habe, daß er ſich die Ehre vorbehielt, es ſelbſt zu regieren. Aber Kinder und Nationen werden Jünglinge, und müſſen nun freier, mehr mit Vernunft, erzogen werden. Da kam Chriſtus, und lehrte eine vernünftigere Religion. Päpſte überſchmierten dieſen reineren Spiegel durch Aberglauben und Menſchenſazungen. Ich polierte ihn wieder mit Hülfe meines lieben Melanchthons. Aber glaubt darum nicht, daß alle Fleken abgewaſchen ſind. Philoſophie und beſonders die Auslegungskunſt haben ſeit meiner Zeit große Schritte gethan. Man erklärt nun die Bibel beſſer, als ich, nach dem Geiſte der Nation, die ſie ſchrieb, des Zeitalters und der damals herrſchenden Art zu reden und zu denken. Bleibt alſo nicht ſtehen, ſondern ſchreitet weiter! *)

Außer dem, was Luther gegen meine lieben Juden ſagte, von denen er zu glauben ſcheint, daß ſie ewig Kinder bleiben, gefiel mir ſonſten ſeine Rede ſehr wohl, und ich ſchrieb ſie auf der Stelle für diejenigen auf, die mehr

*) S. Leſſings trefliche Schrift über die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

meße an ihn glauben, als er ſelbſt verlangt. Während ich aber noch ſchrieb, ward Heinrich wieder entrükt, ehe wir daran dachten, weil die Stunde ihn zu ſeiner alten Katharine rief. „Mit meiner Käthel, ſprach Luther, lebe ich vergnügter!"

Du verdienſts auch, antworteten wir. Denn es iſt eine deiner ſchönſten Thaten, daß du den Muth hatteſt, das unſinnige Verbot der Ehe der Geiſtlichen durch dein Beyſpiel mit Füßen zu treten! Ruhe ſanft aus von deinen Heldenthaten in ihrem Arme! Der erſte Prieſter, ders wieder wagt, dir ins Ehebette zu folgen, verdient eine Bildſäule!

Aber wornach ſiehſt denn du — frugen wir einen Mann, nicht weit davon, der durch einen Mauerquadranten die Sonne betrachtete.

„Ich habe mich nun überzeugen laßen, daß es nicht ſo ſchiklich iſt, Paris um ein Landhaus, als ein Landhaus um Paris herum ſpazieren zu laßen."

Und daran konnteſt du ehemals einen Augenblik zweifeln?

„Ja, als Vorurtheile mich noch blendeten!"

Dieſer Mann ſahe alſo heller als du?

„Freilich, ungeachtet ich Papſt war!"

Vielleicht warſt du eben darum blinder, weil du Papſt warſt! — und wie heißt du denn?

„Urban der achte!"

Ha! dieſer Aufgeklärte iſt alſo Galilei, den du in den Kerker warfſt, den du ſchmoren ließeſt, er glaube

nicht, wovon er doch ſo gründlich überzeugt war? Ein Meineid trift dich.

„Wollte der Himmel, es wäre der einzige, den ich und meine Vorgänger und Nachfolger zu verantworten haben!“

Siehe! wie mit dem Umlaufe der Zeit die Verhältniße ſich ändern! Wer hätte nicht ehemals dich — den Statthalter Chriſti, den Vicegott auf Erden — dem armen Inquiſiten vorgezogen? Izt heißt er der Große, und in den Augen der Nachwelt erſcheinſt du ſo klein, wie eine Milbe.

Mit einer Art von Stolze, daß ein Papſt von uns izt Lehren und Verweiſe annehmen mußte, entfernten wir uns, um Zeugen eines andern ſonderbaren Auftritts zu werden.

Ein Mann mit großen Reuterhandſchuhen, einem Federbuſche und einer Art von Küraße wurde erbärmlich von einer Frau geprügelt, ſo ſehr auch ein dritter die Streiche von ihm abzuwenden ſuchte. Auch wir gaben uns Mühe, den Unglücklichen aus den Händen der Tyrannin zu retten. Endlich gelangs uns, und plözlich war ſie nicht mehr zu ſehen.

Ich dachte, ſprachen wir, dies ſeie das Land des Friedens und der Einigkeit.

„Wohl war, antwortete der Geprügelte. Aber ich verdiene dieſe Behandlung.“

Iſts möglich, daß ein Mißhandelter dies geſteht?

„Ja,

„Ja, ich! weil ich in meinem Leben mich von meiner Frau prügeln ließ, ſo verdiene ichs auch izt noch!"

Aber, ums Himmels willen! wie mochte ein, dem Anſehen nach, ſo ſtattlicher, feſter und mannhafter Ritter von ſeiner Frau ſich prügeln laſſen!

„Meine Kleidung führet dich irre. Ich bin Salmaſius!"

Der große Gelehrte!

„Ja — der aber noch größer geweſen wäre, wenn ers ſich ſelbſt weniger geſchienen hätte!"

— und in einen Ritter metamorphoſiert?

„Der lieben Frau zu gefallen, die da glaubte, ich werde in dieſer Geſtalt am Schwediſchen Hofe größeres Anſehen haben!"

Hatten denn die Höfe der vorigen Jahrhunderte auch ſchon den Wahn, ein Menſch verdiene ſchon darum Achtung, weil ſeine Voreltern ſich Verdienſte um den Staat erwarben — ohne daß weitere Unterſuchung nöthig ſeie, ob ſie auch ſelbſt Talente haben?

„Muß wohl ſo ſeyn!"

Aber wo iſt izt deine Frau?

„Das weiß ich nicht. Sie kömmt nur zur geſetzten Zeit, um mich zu züchtigen, und geht dann wieder. Ich freue mich, ſo oft ich ſie kommen ſehe. Sie lehrt

mich den Frieden und die Ruhe in [illegible] schäzen."

Du scheinst also den Frieden nicht von je her geschäzt zu haben. Doch ja, dein Name, und der Umstand, der mir einfällt, daß du ein Polyhistor seyn wolltest, und von deinen Zeitgenoßen so genannt wurdest, erinnern mich an die vielen geführten Kriege, die du ehemals führtest.

„Es ist freylich Thorheit — und wirds immer bleiben — im Reiche der Wißenschaften herrschen, und überall den Ton angeben wollen. Schon wars mir nicht recht, daß die Welt einmal einen Joseph Scaliger gehabt hatte. Denn es verdroß mich, daß es einen Mann geben sollte, mit dem man mich vergleichen könnte. Daher suchte ich, ihn herab zu sezen, um mich über ihn zu erheben! Daher stritt ich wider alle, die den Scaliger schäzten. Daher meine Fehde auch gegen diesen ehrlichen Mann!"

Und er suchte dich doch aus den Klauen deiner Tantippe zu befreien!

„Ja, mein Daniel Heinsius ist mein bester Freund, den ich ehemals nicht genug schelten konnte!"

Göze, Leßing und Lange! Heinrich 8. und Luther! Urban der 8. und Galilei! Salmasius und Heinsius! diese Männer, einst im Leben geschworene Feinde ist Busensfreunde! Man mus bekennen, daß dieses sehr überraschend war. Wir faßten daher den Entschluß, bei unserer Nachhausekunft die Nachricht von dieser Insel gleich bekannt zu machen, ob wir etwa einige streitsüchtige Gelehr-

Gelehrte, z. E. einen Friederich N...., der mit aller Welt **händelt**, einen Tode, die Berliner Monatsschriftſteller, einen Ritter Z..... nebſt einigen andern bewegen könnten, ſich nach dieſer Inſel einzuſchiffen? Denn da, wie bekannt, alle nur **nothgedrungen**, nur von **ihren Gegnern dazu gezwungen**, kämpfen, ſo wirds ihnen lieb ſeyn, einen Ort kennen zu lernen, wo ſie in Ruhe und in dem Frieden leben können, nach welchem ſie ſo herzlich ſich ſehnen — mit der Streitkolbe in der Hand!

Vergnügt über die Ausſicht, die gelehrte Welt von unnüzen Fehden zu reinigen, und den kämpfenden Rittern ſelbſt den Spott zu erſparen, dem ſie ſich ausſezen, giengen wir weiter, und hörten unbemerkt folgendem Geſpräche zu.

Erſte Stimme.

Er iſt doch ein herrlicher Vogel — der Papagay! welches Spiel ſeiner Farben! welcher Glanz der Federn!

Zweite Stimme.

Und welche Häſslichkeit des Schnabels! welch' ungeſtalten Füße!

Erſte Stimme.

Welche Geſchiklichkeit, allerhand Töne hervorzubringen!

Zweite Stimme.

Welches erbärmliche Gekrächze!

Erſte Stimme.

Was für ein Verſtand, die gelernten Redensarten oft ſo ſchiklich anzubringen!

Zweite Stimme.

Welche Langeweile, immer das nämliche hören zu müßen!

Erste Stimme.

Nun freilich kan man auch allerhand an ihm ausſezen.

Zweite Stimme.

Und was?

Erste Stimme.

Was du eben angeführt haſt!

Zweite Stimme.

Je nun, nachdem mans aus einem Geſichtspunkte betrachtet. Z. E. Gerade in angeſehen, ſcheint ſeine Farbe oft aſchgrau. Aber ſtellt man ihn in die Sonne, und ſieht ſein Gefieder von der Seite an, ſo meint man, es ſey Gold darauf geſprengt.

Erste Stimme.

Aber in Anſehung der Füße?

Zweite Stimme.

Seine Füße ſind für einen Papagay die ſchönſten und ſchillichſten.

Erste Stimme.

Nun lobſt du ihn ja!

Zweite Stimme.

Weil du ihn verachten wollteſt!

Erste Stimme.

Und verachteteſt ihn alſo, da ich ihn lobte, eben deßwegen?

Zwei-

Zweite Stimme.

Ganz richtig!

Erste Stimme.

Das ist unausstehlich.

Mit diesem Worte hörten wir Ohrfeigen und Maulschellen fallen, und gleich darauf kam dieses Paar aus der Laube, wo sie gesessen, gezankt und sich ausgeprügelt hatten, wie Zwillingsbrüder, Arm in Arm, hervor spazieret.

Wir konnten uns nicht enthalten, ihnen zu sagen, daß sie ein Paar wunderlicher Leute seien. „Sie zanken sich, um sich zu versöhnen, wie Stark und Fleischer, und versöhnen sich, um zu zanken. „Sie antworteten: sie thuen es alle Tage, und dieses sei ihre Strafe dafür, daß sie auf der Welt einst immer nur darum etwas getadelt haben, weils der andere lobte, und umgekehrt. „Wie hieß Ihr denn, da Ihr auf unserm Planeten lebtet?"

Ich, sprach die zweite Stimme, hieß Jul. Cäsar Scaliger, und mein Freund hier, Cardan. Morgen um diese Zeit könnt ihr, wenn ihr wollt und hier bleibt, Zeugen des nämlichen Zanks, Prügelns und Versöhnens seyn!

Wir dankten für die Einladung, spazierten vollends auf der Insel herum, und fanden noch manches Paar, das auf der Welt sich gezankt, und hier versöhnt hatte. So saßen Dorville und Pauw, Perizonius und Küster, Bentlei und Cunningham, Jak. Gro-

nov und Clericus, einmüthig in einem Kämmerchen, und lachten itzt selbst darüber, daß sie als Männer, welche die Humanität studierten, und ihren Geist durch die Schriften der Alten zur Geschmeidigkeit und Höflichkeit bilden sollten, sich solche kritische Grobheiten gesagt hatten.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Swiffineſos — Viſitatoren — Soldaten — Richter — Advokaten — Gefängnis — ein Polyhiſtor — Mönche — Generalpachter — Seelſorger und Prediger — Schöne Geiſter — Profeſſoren — König — Hof- und Edelleute —

Die nächſte Inſel, an der wir landeten, zeigte wunderbarere Auftritte, als vielleicht alle, die wir bisher bereiſet haben. Noch mehr wären wir überraſcht worden, hätten wir nicht Gullivers Reiſen geleſen. Indeſſen brauchten wir doch einige Zeit, bis wir uns die Handlungen, Denkart und den Charakter der Geſchöpfe in Swiffineſos erklären lernten.

Denn als wir ausgeſtiegen waren, kamen ſechs **Maulwürfe**, die, ohne weitere Umſtände, in unſer Luftſchif giengen, und alles nicht nur beſchnupperten, ſondern ſo gar umwühlten. Dieſes von den ungezogenen Thieren zu leiden, war unſere Sache nicht. Daher gaben wir dem einen hier einen kräftigen Tritt, dem andern dort. Auf ihr Geſchrei kamen zwei Duzend **Affen** aus einer holen Eiche, über und über bepanzert, mit Hellebarden und Lanzen bewaffnet, und mit Casqueten bedekt, an denen ein Fuchsſchwanz hinten hinab hieng, wie bei den Pfälziſchen Soldaten, umringten uns, und wollten uns fortführen. Die Maulwürfe retten uns ihre offene Pfoten dar — wir begriffen nicht, warum? — und ſo lange dies geſchahe, ſtunden die Affen mit uns noch

ſtille.

stille. Wie wir bald einander, bald die Maulwürfe, bald die Affen ansahen, und weiter nichts thaten, führten uns diese endlich fort. Wir mußtens geschehen lassen, weil wir uns auf einen solchen Fall nicht vorgesehen, mithin unsere Taschenkanonen nicht mitgenommen hatten. Nach allen Seiten sahen wir uns um, ob wir nicht einen Menschen erblickten, der uns diese sonderbare Procedur erklären könnte. Was hätten wir nicht bezahlt, um einen Cicerone zu erhalten!

Unsere Affen brachten uns nach einem Platze, wo sieben Luchse in Lehnstühlen saßen, der in der Mitte höher, als die andere, und ansehnlicher. Wir wurden auf die eine Seite gestellt, die Maulwürfe auf die andere, und in einem Kreise hielten uns die Affen umringt. Nun traten zwei Aale auf; der eine auf der Seite der Maulwürfe, der andere auf unserer. Sie schienen mit einander zu reden, und machten tausend Krümmungen und Wendungen. Zuletzt wurden sie, was wir handgemein nennen, schlugen sich mit den Schwänzen, umschlungen sich, und glitschen immer an einander ab. Doch nach einem Kampfe von ungefehr einer halben Stunde war der Aal auf unserer Seite wie entkräftet, und nun murmelte der in der Mitte sitzende Luchs etwas, das uns der Erfolg hinreichend erklärte. Denn wir wurden alle zusammen in eine hohle Nuß eingeschlossen, in die wir auf einer Leiter tausend Sprossen hinauf, und wieder eben so viele in den Boden hinab steigen mußten, daß also, menschlichem Ansehen nach, hier keine Rettung und Flucht aus derselben möglich schien.

Wir, die wir so viele Millionen Meilen die Lüfte durchflogen, wir, die wir Länder betreten hatten, die noch

noch kein Menschenfuß aus unserm Planeten berührte — da saßen wir nun, in eine hohle Nuß eingesperrt, als in einer Art von Kerker, den selbst Howard nicht kannte! Hier, in diesem Gefängniße sollten unsere großen Unternehmungen sich endigen! Unbegreifliches Schikſal, daß Luchse, Maulwürfe und Affen einen so zerstörenden Einfluß auf unsere Entdekungsreise droheten!

Wir sahen nichts anders vor uns, als den nämlichen kläglichen Tod, den die Engländer in dem schwarzen Gefängniße in Indien starben. Der Todprediger fieng schon an, uns zum andern Leben vorzubereiten, und gleichsam einzusegnen. Wie groß war daher unser Entzüken, uns auf einmal befreiet zu sehen, als wir der Verzweiflung schon nahe waren!

Wir hatten ungefehr vier und zwanzig Stunden in unserm Nußkerker gelegen, als wir einen Bären um uns herum brummen hörten. Den ersten Augenblik priesen wir uns glüklich, in unserer Nuß vor ihm sicher zu seyn. Aber der zweite Gedanke war der Wunsch: lieber von einem Bären aufgefreßen zu werden, als so über einander zu verfaulen!

Mit einem male fieng unsere Höhle an, sich zu bewegen, und fortzurollen. Nun waren all' unsere Sinnen vollends zerrüttet. Ich kam am ersten aus der Betäubung zum Bewußtseyn zurük, und sahe, wie ich sie auflöschte, daß ich am Rande des Lochs von unserm Nußkerker lag, und daß ich von da leicht hinabspringen konnte. „Auf! auf! rief ich meinen Gefährten zu! der Augenblik unserer Rettung ist erschienen! Mir nach!“ sprachs,

ſprachs, ſprang hinunter, und fiel gerade vor den Bären hin, der noch da war. Meine Reiſegefährten ſteckten den Kopf zur Nuß heraus, um zu ſehen, wie mirs ergienge? Der Bär rüttelte mich, um mir Muth zu machen, ganz ſanft, und brummte erſt in ſeiner Sprache, die wir natürlicher weiſe eben ſo wenig verſtunden, als die Töne des Luchſen, der Affen und der Maulwürfe. Deſto mehr erſtaunten wir, als er in allerhand Sprachen, und endlich gar in unſerer Mutterſprache, zu reden anfieng.

Göttlicher Bär! unſterblicher Retter! ſagte ich zu ihm. Woher haſt du die Gabe zu reden?

So ſeyd ihr, ihr ſo genannte Menſchen! immer verachtet ihr uns gegen euch. Wiſſet, daß lauter Thiere auf dieſer Inſel wohnen, daß ſie alle Verſtand haben, daß ſie handeln mit Ueberlegung, wie ihr Menſchen, und ich darf mich rühmen, noch mehr Einſicht zu haben, als nicht nur meine Mitbären, ſondern auch als meine übrigen Mitthiere. Uns Bären iſt die Luſt, fremde Länder zu ſehen, wie angeboren. Daher habe ich in jüngeren Jahren viele Reiſen gemacht, bin auch auf euerm Planeten geweſen, und habe alle Sprachen deſſelben gelernt. Daher kan ich mit euch, und ihr nun mit mir reden.

Welch ein Zufall! Ohne dieſen weit gereiſeten Bären, der als der Ulyß ſeines Landes,

Vieler Menſchen Städte geſehn, und Sprachen gelernt hat, *)

wären wir nicht nur ein Raub des kläglichſten Todes geworden, ſondern auch auf der Inſel, im Fall' einer

*) Odyſſ. Geſ. 1. V. 3.

ner unvermutheten Rettung, ganz vergeblich gewesen. Denn wer hätte uns das Räthsel mit den Maulwürfen, die all' unser Gerüthe beschnupperten und durchwühlten, mit den geharnischten Affen, mit den sizenden Luchsen und mit den kämpfenden Aalen erklärt? Izt frugen wir also unsern lieben Bären, was dieses alles zu bedeuten hatte, und erhielten folgende Erklärung.

„Was bei euch Visitatoren und Zollbediente sind, das sind bei uns die Maulwürfe, die man für die geschiktesten zu diesem Amte hielt, und ihr werdet auch bekennen, daß sie ihren Dienst gut verrichtet haben. Ihr stießet sie deßwegen, wie ihr mir sagt, zurüke. Darauf erschienen die Affen aus der hohlen Eiche. Diese sind unsere Soldaten, und einige derselben haben darum Wache daselbst, um die Maulwürfe unterstüzen zu können, wenn unartige Reisende sie in der Ausübung ihres Amts stören."

Aber warum rekten sie die Pfoten aus?

„Thun dieses nicht auch euere Zollbediente, daß sie erst sehen, ob man sich nicht durch ein gutes Trinkgeld, das sie alsdann mit den Soldatenaffen theilen, mit ihnen abfinden will, ehe sie den Beleidiger zum Richter führen laßen."

Die Luchse sind also die Richter bei euch?

„Ja, und die Aale machen die Advokaten. Die Eigenschaft haben sie mit den eurigen gemein, daß sie glatt sind, und, glaubt man sie fest zu halten, der Hand entschlüpfen. Aber das ganz eigene von unsern Advokaten ist, daß sie, wie ihr gesehen habt, sich für die

Par-

Parteien auch schlagen müßen. Nämlich haben die Advokaten im Namen beider Theile solche Gründe vorgebracht, die für keine Partei überwiegend sind, so müßen sie das Recht derselben, wie bei den alten Gottesgerichten, verfechten. Welche Partei siegt, hat Recht, wie der Pöbel bei euch noch heut zu Tage schließt. Euer Advokat-Aal konnte sich zuletzt nicht mehr recht wehren, und ihr wurdet in die hohle Nuß hier geworfen —"

Aus der du, großer Menschenfreund! uns befreiet hast!

„Die Menschenfreundschaft eines Bären wird sonst eben nicht sehr gelobt, und auch die meinige verdient nicht, ausgezeichnet zu werden. Die Quelle meiner Großmuth war Neugierde. Ich hörte in der Nuß etwas summen — trat näher — glaubte, artikulierte Töne, wie bei der Sprache der so genannten Menschen, zu hören, wollte wißen, was darinnen ist, kollerte euch herum, und leate die Nuß so, daß ihr herausspringen konntet. Dies ist mein ganzes Verdienst."

Ists möglich, daß ein Bär uns so beschämt? Wie mancher Mensch hätte seine That „er habe durch das Herumkollern der Nuß so vielen Menschen das Leben gerettet!" in allen Zeitungen ausposaunen laßen! Ja in allen Provinzen hätte man gar Geld gesammelt, um dem Retter dieser Menschen ein Denkmal zu errichten, und es in Journalen ausposaunt: Leipzig habe zwanzig Gulden geschikt, und Dresden dreißig!

„Immer die Vergleichungen mit den Menschen zu unserm Nachtheile! Dies ist nicht auszustehen. Wir schreiben keine Journale, um unser Lob zu verkündigen, haben

haben keine Fama, die vornen und hinten Trommeten hat. Kommt und sehet! Zwar bin ich auf dem Wege zu einem hübschen Balle, wo es lustig zugehen wird. Doch ich kan ein andersmal tanzen, aber nicht immer den Menschen einigen Dienst leisten."

Wir versprachen unserm lieben, menschenfreundlichen Bären etwas von unserm Thauhonig, und fanden ihn nun doppelt galant. Zuerst führte er uns zu einem Hügel, der ganz untergraben war. „Hier, sprach er, wohnen unsere **Mönche**. Es sind **Dachse**, so fett und rund, daß euere Benediktiner gegen sie, wie Skeleten, aussehen. Hier in ihren Hölen führen sie ihr kontemplatives Leben. Es werden aber izt nicht viele zu Hause seyn. Denn es ist die Zeit, wo sie Eier terminieren." Wirklich begegneten uns in der Folge einige mit großen Säcken, die sie, mit Eiern gefüllt, nach ihren Zellen trugen. — „Doch haben — fuhr er fort — unsere Mönche vor den eurigen den Vorzug, daß sie sich selbst fortpflanzen, und jeder in seiner Zelle eine Dächsin halten darf, die ihm gefällt."

Bald darauf sahen wir viele **Dohlen** und **Elstern** um einen Tisch herum sitzen, auf dem große Haufen Gold- und Silbermünzen lagen.

Hier lernt ihr — sprach Cicerone — Bär — unsere **Generalpachter** kennen. Sie sind immer so gut, als die ehemaligen in Frankreich und andern Ländern. Von dem Gelde tragen sie in ihre Nester, was sie wollen, und den Rest geben sie unserm Könige.

„So habt ihr also auch einen König?"

Ihr werdet ihn noch sehen, sprach der Bär.

„Aber was stellen denn diese **Schildkröten** vor, die, mit großen Ballen Papier beschwert, daher schleichen?"

Sie gehen izt nach Hause, um die Expeditionen von den Dekreten zu machen, die in den königlichen Kollegien beschlossen wurden.

„Die werden sich nicht sehr übereilen!"

So wenig, als die Justizkollegien des Teutschen Reichs, wo eine ganze Familie aussterben kann, ehe ihr Rechtsstreit entschieden wird.

„Warum denn nur des Teutschen Reichs? Ist nicht erst kürzlich auch in Spanien ein Proceß entschieden worden, den die Nachkommen des Colom, seit dem Tode ihres Anherrn *), mithin über dritthalb hundert Jahre mit einer andern Familie führten?"

Wohin, Herr **Seelsorger**? — frug izt unser Bär einen **Wolf**, der mit starken Schritten an uns vorbei gieng. —

„Zu einem Tödtlichkranken!" war die Antwort des Wolfes.

Ein **Wolf Seelsorger**! dies kam uns doch so wunderlich vor, daß wir unser Befremden darüber unserm Führer äußerten.

Zu eurer Belehrung, antwortete der **Bär**, muß ich euch überhaupt sagen, daß wir, und ich glaube, weislich, das Amt der **Seelsorger** von dem Amte der **Prediger** getrennt haben. Mancher hat einen guten Vortrag, ist aber nicht gemacht zu den Verrichtungen eines Seelsorgers, und umgekehrt. Bei uns predigen daher die **Ziegenböcke**, und ihr müßt bekennen, daß ihre

*) Seit 1506.

ihre Hörner die hohe Perücke euerer Geistlichen, und der Bart die Priesterläppchen gar wohl vorstellen können. Der Wolf aber besucht die Kranken.

„Warum gerade der Wolf?"

Wenn euere Geistliche einen Sterbenden besuchen, so machen sie ihm die Hölle so heiß, und drohen ihm so gräßlich mit ewigen Strafen, mit dem Feuerpfule und mit den Teufeln, daß er in der Angst alles thut, was man von ihm verlangt. Unser Seelsorger — Wolf spricht nur: Bekehr' dich, oder ich freße dich! so gleich ist der Patient zu allem willig und bereit.

„In der That eine kräftige Methode! — Aber was stellt denn jene Heerde von Pfauen vor? sinds etwan neuere schöne Geister?"

Unser Führer machte uns das feine Kompliment: „wir fangen an, so gescheid und einsichtsvoll zu werden, fast wie ein Bär! Und wenn wir einige Jahre auf seiner Insel uns aufhalten, können wirs noch weit bringen." — Indessen gieng die Heerde der schönen Geister an uns vorbei, ließ ihre Federn in aller Pracht spielen, und würdigte uns kaum eines flüchtigen Blikes. Denn vermuthlich sahen sie's uns an, daß wir nur leidige Geschäftsmänner, Fakultisten und eingeschränkte Köpfe waren, die es nicht für gut halten, wenn man sich über alle Formalitäten hinweg sezt. Die Stolzen! brummte der Bär. Sie meinen, einen Vers wohl zu schließen, eine kleine empfindsame Reise zu schreiben, eine kleine Operette zusammen zu stücken, seie das höchste Verdienst um seine Mitthiere, krächzen uns den ganzen Tag ihre Arien vor, und vergessen darüber, ihre häßlichen Füße zu betrachten, und daß sie zu nichts taugen, weil sie keine gründlichen Kenntnisse

besitzen, als höchstens zu Theaterdichtern oder zum Hofpoeten des Königs von England.

Unter diesen und anderen Gesprächen gelangten wir zu einigen großen Häusern, von denen unser vierfüßige Cicerone uns sagte: es seien ihre Lehranstalten. Ich war begierig, sie kennen zu lernen, sollte ich auch, wie **Spazier zu Bern**, nur einen Blik hinein thun. Denn das ist ja für einen Reisenden schon hinreichend, sein Urtheil abzufassen. Oft brauchts nicht Einen Blik.

Ohne weitere Anmeldung traten wir in ein Lehrzimmer. Auf dem Katheder spazierte ein struppichter **Hahn**, der alle seine Federn aufblies, mit großem Anstande umher. Der Bär sagte ihm: wer wir seien, unsere Absicht, unsere Neugierde, unsere großen Reisen ꝛc. ꝛc. — Diese Fremdlinge, fuhr nun der Lehrer Hahn in seinem Unterrichte fort, erscheinen zu rechter Zeit in unserm Hörsale, um euch an ihrem Beispiele, meine lieben Zöglinge! zu zeigen, wie wahr der Saz ist, den wir gerade abhandeln: daß Neugierde eine schädliche und gefährliche Sache sei. Da fliegen die Thoren durch die Lüfte von Insel zu Insel, von Land zu Land, und lernen — was? daß die Menschen in andern Ländern eben solche Thoren sind, wie sie selbst! Nichts bringen sie nach Hause, als abgeschmaktes Zeug, und finden sie ja etwas in einem andern Staate, das besser zu seyn scheint, als in ihrem Vaterlande, flugs wollen sie's einführen, und finden, statt des Danks, Haß und Verfolgung. Wir haben also ganz recht, wenn wir behaupten: die Wahrheit des Satzes: **Bleibe auf deinem Nuße, und nähre dich redlich!** sei unerschütterlich.

Wie

Wir fielen wie aus den Wolken! Denn da wir natürlicher Weise erwartet hatten, der Lehrer Hahn werde uns seinen vierfüßigen, zweifüßigen, kriechenden und schwimmenden Gymnasiasten, als Menschen von großer Entschlossenheit, unersättlicher Wißbegierde, vielfachen Verdiensten um die Welt- und Menschenkunde darstellen, mußten wir hören, wie wir erbärmlich **abgekathedert** wurden. Noch mehr sahen wir uns beschämt, als wir das nächste beste Lehrbuch in die Hand nahmen. Der Titel war:

Fabeln aus dem Reiche der Menschen, worinnen die Thierjugend durch die Fehler, Mängel und Gebrechen des Menschen gelehrt wird, besser und verständiger zu werden.

Ungeachtet wir nun in diesen Fabeln keine Lobrede auf uns erwarten durften, waren wir doch begierig, den Inhalt des Lehrbuchs ein wenig kennen zu lernen, und fanden, daß der Verfasser unserer Könige und Fürsten, kurz derjenigen Männer, die wir gar sehr verehren, nicht geschont hatte, um seine Zöglinge durch Darstellung der Fehler, welche die größten Menschen begiengen, klüger zu machen. Diesem Gedanken konnten wir unsern Beifall nicht ganz versagen, und mußten gestehen, daß hierinnen die Thiere vernünftiger handeln, als wir. Denn wir kopieren oft einen großen Mann mit allen seinen Fehlern, und finden selbst diese schön. Weil Alexander den Kopf ein wenig auf die Seite neigte, so glaubte jeder seiner Obersten, auch ein Alexander zu seyn, wenn er den Kopf eben so trug. Friderich wollte das Geld, so viel möglich, in seinen Staaten erhalten.

Joseph, der den nämlichen Zwek hatte, hielts für das beste Mittel, ihn zu erreichen, wenn er alle ausländische Waaren verbrennen, und einige tausend fremde Taschenuhren zerschmettern ließ — und dergleichen falsche Nachahmungen der Fehler könnten noch mehrere angeführt werden.

Ohne Zweifel sind unsere Leser begierig, einige der Fabeln aus dem angeführten Lehrbuche kennen zu lernen. Hier sind zwei, deren ich mich noch erinnere.

Erste Fabel.

Der gescheide Oberhofprediger.

Ein Kandidat von hübschen Kenntnissen wollte eine Reise in fremde Länder machen, und meldete sich bei dem Oberhofprediger des Landes. Was ist Seine Absicht? frug der Geistliche. Ich wünsche, antwortete der Kandidat, mehrere Kenntnisse von den neueren besten Anstalten im Felde der Pädagogik zu sammeln — — „Und wenn Ers gesammelt hat?" — Alsdann meinen Landsleuten dadurch nüzlich zu werden. — Gebe Er sich keine Mühe, erwiederte der Prälat. Bei uns bleibts beim Alten!

Lehre.

Suche, o Thier! nicht gescheider zu werden, als die anderen Thiere deines Waldes!

Zweite Fabel.

Die gescheiterten Plane.

Ein menschlicher Regente beherrschte große und weitläuftige Ländereien. Seit fünf Jahrhunderten hatten seine

seine Vorfahren diese Provinzen theils ererbt, theils erobert, theils durch freiwillige Ergebung der Unterthanen erhalten. Daher besaß das eine Land diesen Vorzug, das andere jenen, dieses mehrere, jenes wenigere. Das eine sprach diese, das andere eine andere Sprache, und jedes hatte seine eigenen Sitten und seinen eigenen Charakter. Die Regenten vor ihm glaubten einfältiglich ihren Beichtvätern und Frauen, ließen sich ordentlich von beiden regieren, und starben ruhig und seliglich. Aber der neue Herrscher wollte in jeder seiner Provinzen gleich viel und auf gleiche Art befehlen, welches Murren erregte.

Da ihm überdies ein Land gelegener war, als das andere, suchte er die entferntern gegen nähere zu vertauschen. Aber andere Regenten littens nicht, und er führte seinen Entwurf wieder nicht aus.

Ferner war auch ein Mann, der saß auf sieben Hügeln, blikte von da stolz umher in alle Welt, und schrieb den Leuten vor, was sie glauben sollten. Der König aber befahl seinen Unterthanen, dies und das nicht zu glauben, und beide fehlten, weil das eine sich so wenig gebieten läßt, als das andere, und das lezte fast noch weniger, weil die Köpfe von dem, was sie glauben sollten, schon von Jugend auf eingenommen waren. Die Leute thäten, als ob sie nicht glaubten, was ihr Regente nicht glaubte, als ob sie liebten und wohl leiden könnten, den ihr Regente liebte und leiden konnte, wenn er Geld ins Land brachte: aber im Grunde glaubten sie alles nicht, weils ihre Dachse nicht glaubten, ihre Ziegenböcke nicht lehrten, und ihre Wölfe am Krankenbette denjenigen fressen wollten, der nicht thät, was sie haben wollten. So scheiterte auch dieses!

„Nun, dachte er, ich sehe wohl, ich muß von unten herauf anfangen. Die Väter bleiben Thoren, aber ihre Kinder sollen gescheidter werden — „und alsbald ließ er die guten Kinder ganze große Tabellen voll guter Sachen auswendig lernen. Das Gedächtniß wurde voll, aber das Herze blieb leer, und der Kopf dachte nur alsdann, wenn er, gleich einer Uhr, mechanisch aufgezogen war.

Soll mir denn gar nichts gelingen? rief er endlich voll Ungeduld aus. Kann ich meine Unterthanen nicht biegsamer und gescheidter machen, so will ich mir wenigstens den Ruhm erwerben, daß ich meine Staaten vergrößere. Er verband sich daher gegen seinen Nachbar mit einer Fürstin, die Länder genug, aber wenig Menschen, und noch weniger Geld hatte. Dem ungeachtet opferte sie ihre Menschen und ihr Geld auf, und entvölkerte einige Provinzen, um über noch mehrere Wüsteneien zu herrschen. Der Regente aber, ihr Freund, erhielt nicht, was er suchte — neue Länder — und erhielt, was er nicht suchte, Verdruß, Krankheit und frühen Tod: Mit allem guten Willen führte er nichts aus, weil er zu viel auszuführen suchte, weil er keine Diener hatte, die ihn unterstützen konnten, oder wollten, weil seine Unterthanen der Wohlthaten, die er ihnen entreißen wollte, noch nicht fähig waren; und endlich, weil er sich, um einen Plan zu vollenden, zuweilen Ungerechtigkeiten erlaubte.

Lehre.

Heil unserm Könige, der es beim Alten, und die Weltgeschäfte und Fortschritte des Verstandes den Schneckengang dahingehen läßt, den sie bisher gegangen sind! —

Dieß

Dieſes Lob des Königs der Thiere machte uns noch begieriger, ihn endlich zu ſehen — ſollte es, dachten wir, denn der Löwe nicht ſeyn, wie auf dem Planeten Erde? — und baten unſern treuen Bär, uns endlich dem Könige vorzuſtellen.

„Vorzuſtellen? Was bildet Ihr euch ein? Wie? Menſchen ſoll ich ſeiner Majeſtät, unſerm Könige, vorſtellen? nicht einmal alle Thiere haben die Gnade. — Nur diejenigen, die beweiſen können, daß ihre Vorelteru ſeit wenigſtens zwei Jahrhunderten den Hintern ſeiner Majeſtät in der Nähe ſahen, und rochen, was Seiner Majeſtät des Morgens beim Aufſtehen *) von ſich zu laſſen geruheten, nur dieſe dörfen das nämliche wieder ſehen, und das nämliche wieder riechen. — Oder iſt mirs jemals eingefallen, mich, der ich doch ein Bär bin, einem euerer Könige auf euerm Planeten da drunten vorſtellen zu laſſen? Nein! begnügt euch, ihn zu ſehen, aber ſprechen dörft ihr ihn eben ſo wenig, als einer zur Tafel eines Deutſchen Fürſten eingeladen wird, der nicht mit einem „Von" geſtempelt iſt."

Wir folgten dem ſtolzen Bären, und ſahen nach ungefähr einer halben Stunde einige Pferde ſehr trozig auf einem Plaze herum ſpaſſeren. Was uns aber in noch größere Verwunderung ſezte, waren die Rollen, die auf beiden Seiten des Rückens der Pferde herabhiengen.

Küſſet den Huf dieſer Edeln! ſprach der Bär. Wir ſtaunten noch mehr!

Die Pferde näherten ſich uns, und boten uns den

*) Au lever du Roi — au petit lever — au grand lever.

Huf mit vielem Anſtande *) zum Kuße dar. Wir zauderten noch immer.

Wie? rief der Bär in einem etwas unwilligen Tone — lekt ihr nicht die Hände eines Fräuleins in Teutſchland? ſchnappt ihr nicht nach dem Rokzipfel eines Herzogs? und ihr wolltet euch bedenken, den Fuß zu küſſen der Frau von Rozinante — des Marquis Briliador — des Grafen Babieſa **) und des Ducs Bucephal?

Wir hattens von dem Alcibiades unſers Cornelius gelernt, daß man in Thracien trinken, in Sparta ſchwarze Suppe eſſen, in Perſien ſchwelgen, und in Swiſtneſos den Pferden den Huf küſſen muß, bequemten uns alſo dazu, wollten aber doch auch den Grund davon wiſſen, und frugen unſern Führer im Fortgehen.

Wiſt, ſprach er, daß dieſe Pferde unſern Adel vorſtellen, und daß man von der Aechtheit ihrer Abſtammung weit gewiſer überzeugt iſt, weil allemal ein Protokoll darüber geführt, und von Zeugen unterſchrieben wird, als von der Zuverläſſigkeit euerer Abſtammungen, wo oft ein Kammerdiener, ein Jäger, ja gar ein Stallknecht in die curiam vfuſcht. Denn warum zeigte mancher Edelmann bei euch ſo niedrige Geſinnungen und einen ſo beleidigenden Bauernſtolz? — warum oft mehr Freude an Hunden, Füchſen und Haaſen, als an Wiſſenſchaften, welche die Seele veredeln, wenn nicht zuweilen das Blut eines Niedrigdenkenden das reine Geblüte der Montmorency verunreinigte? die ächte Abſtammung verräth ſich durch die Fortpflanzung

*) Grace.
**) Das berühmte Pferd des Cid.

zung wahrhaft edler Gesinnungen, einer hochherzigen und großmüthigen Denkungsart und der Schäzung anderer Menschen nach ihrem wahren, inneren Werthe. Ueberhaupt ists ein großes Vorurtheil bei euch Menschen — lernt das von einem Bären in Swifftneſos: — daß ihr den Adel so ganz nur nach dem Alter schäzt. Da sprecht ihr von neugebackenen Edelleuten mit Verachtung. Mir aber dünkt — alles übrige gleich! — der erste, der den Adel in seine Familie bringt, verdiene die gröste Hochachtung. Denn würde er in einen höheren Stand versezt, wenn er nicht ein Mann von Geiste, Kopfe und Verdiensten wäre? Sein Urenkel kann schon einige Ahnen zälen, und doch ein gröſserer Taugenichts seyn, als tausend bürgerliche.

„Wir wagens nicht, o Bär! deiner Weisheit zu widersprechen. — Aber was bedeuten die Rollen auf dem Rücken der Pferde?"

Dieſes sind eben die Stammbäume unserer Edelleute. Die du hier siehſt, sind heute im Dienſte des Königs *), und müſſen ihre Stammbäume bei sich haben, wie bei euch Ordensbänder oder Schlüſſel. Jeder, der etwan zweifelte, kann hingehen, die Aechtheit derſelben zu untersuchen.

„Aber wer iſt denn der Stolze dort, der selbſt auf eine Frau von Rozinante und einen Herrn von Brilliador tief herab zu sehen scheint?"

Das hat er auch Urſache. Du weißt vielleicht, daß ein Römischer Consul ein gröſserer Herr war, als heut' zu Tage mancher König — und er war Consul in Rom!

„Ein

*) Du jour.

„Ein Pferd Conſul in Rom?"

Iſt ja ſchon mancher Ochſe und Eſel ein vornehmer Herr geworden!

„Ha! iſts vielleicht das Pferd, das Cäſar Caligula zum Conſul machte?"

Getroffen! Zwar er nicht ſelbſt, aber einer ſeiner Nachkommen in abſteigender Linie.

Dem wiehernden Conſul unſere ſchuldige Höflichkeit zu bezeugen, eilten wir noch ihm hin. Plötzlich ſchrie unſer Bär: Fallet nieder, ihr Menſchen! vor dem Könige der Thiere!

Aengſtlich blikten wir nach allen Seiten, ſahen nichts, das wir für einen König halten konnten, und frugen den Bär durch Blicke, die er auch verſtund: wo und welches der König denn ſeie?

„Fallet nieder vor dieſem Thiere, das ihr **Faulthier** nennet, und das **unſer König** iſt!"

Bisher hatte ich, wie ich gerne geſtehe, mich von Zeit zu Zeit für meine Mitmenſchen geſchämt, wenn ich die Thiere in Sinnloſes über einige Punkte vernünftiger reden hörte, und in andern geſcheider handeln ſahe, als uns. Aber ein **Faulthier zum Könige**! — Dieſer Umſtand raubte den Thieren vieles von der Hochachtung, die ich ihnen gewidmet hatte. Der König lag gleichſam im Graſe, und ſchien unbeweglich, und ſetzte er je eine ſeiner königlichen Pfoten vor, ſo geſchahe es nicht anders, als mit der unbegreiflichſten Langſamkeit und dem gewaltigſten Aechzen. Wie? dies ein König: ſoll nicht ein Fürſt der thätigſte ſeines Staats, muthvoll und entſchloſſen ſeyn? und dieſes beſinnt ſich, nur vom entblätterten Baume herabzuſteigen, ſo lange, bis es

es der Hunger ausgemergelt hat, und zum nächſten Baume zu kriechen nöthigt!

Der Bär merkte, was wir dachten, und fieng an: Ihr dünkt euch in der Wahl euerer Könige ſehr viel weiſer, als wir! Unterſucht, ob ihr Recht habt? Unſere Pferde und unſere Dachſe, das iſt, unſere Edelleute und Geiſtliche, denen das Wahlrecht zuſteht — thaten ſie nicht klug daran, daß ſie einen König wählten, unter dem ſie auch etwas gelten? Friederichs Miniſter waren groſſentheils nur die Vollſtrecker ſeiner Befehle. Aber ein König, wie der unſrige, iſt der Vollſtrecker der Befehle ſeiner Höflinge. Herrſcht nicht die nämliche Politik auch meiſtens bei euch in den Reichen, wo die Stände ihre Könige wählen? oder waren die Kaſimire und Michaele in Polen thätigere und wahrere Könige, als der unſrige? — Unſer König bleibt zwar zuweilen mehrere Monate auf Einem Baume kleben. Aber endlich ſieht man ihn doch wieder auf einem andern. Habt ihr nicht Könige, die kaum einige Stunden von ihrer Reſidenz ſich entfernen — die ihr Land hinter den nächſten Hügeln ſo wenig kennen, als Swiftnefos? Hat z. E. euer Karl der 3. in Spanien, auſſer Madrid und Aranjuez, und Aranjuez und Madrid, nur Einen Ort ſeines Reiches beſucht?

„O weiſeſter der Bären! riefen wir aus: müſſen wir denn auch dieſes dir bekennen, daß dein Faulthier ein noch thätigerer Fürſt iſt, als mancher der unſrigen?“

Wir näherten uns nun ſeiner Majeſtät. Aber kaum waren wir ihr einige Schritte näher gekommen, ſo ſcheuchte uns ein entſetzlicher Geruch zurücke. Sollten — dachten wir, wiewol mit dem gehörigen Reſpekt — ſeine

seine Majestät lungenfaul seyn? Aber der Bär erklärte es uns. Sehd ihr denn nicht, sprach er, das andere Thier bei seiner Majestät? es ist der **königliche Liebling**, und heißt bei euch das **Stinkthier**, in unserer Sprache der **oberste Kammerherr**. So bald sich irgend etwas dem Könige nähert, fürchtet der Favorite gleich, es möchte ihm jemand die Gunst seiner Majestät rauben, und läßt seinen bekannten unausstehlichen Geruch von sich, daß die Annähernden gleich wieder zurücke fliehen. Der Geruch ist dem Könige selbst höchst unangenehm. Aber das **Stinkthier versichert den König**; der **Geruch stie von den Fremdlingen**. Er glaubts, und weiß bis diese Stunde noch nicht, daß sein Liebling so entsezlich stinkt. Seine Majestät sind daher nur in seinen Händen, so wie alle Gnadenbezeugungen und Beförderungen. Natürlicher Weise ist der Favorite ein Feind aller, die etwan einen **Wohlgeruch von guten Thaten** oder **edeln Gesinnungen** um sich verbreiten, und empfiehlt also nur nach dem Maaße, je mehr oder weniger die Kandidaten ihm an Gestanke beikommen.

Die Betrachtungen, die wir über diese Nachricht anstellten, denkt jeder Leser sich selbst, so wie die Aehnlichkeit zwischen dem **Favoriten Stinkthier** und dem **Günstling Beichtvater**. Daß es aber Hähne in Swiftnesos gab, die, als die **Gelehrten des Landes**, in öffentlichen, dem Stinkthiere ehrfurchtsvoll geweiheten, größeren und kleineren Schriften zu beweisen suchten: „**Der Geruch des Lieblings stie eigentlich der höchste Wohlgeruch, und komme nur darum als Gestank vor, weil die Geruchsnerven derer, die sich darüber beschwerten, nicht fein genug stien, das Narkotische davon recht innig**

innig zu fühlen:" Dies iſt einzig! Wir waren auch etwas ſtolz darauf, daß dergleichen niederträchtige Schmeichelei auf unſerm Planeten etwas unerhörtes iſt. Indeſſen verſicherte der Bär: der erſte, der dieſen Saz behauptete, habe ſich durch die Gründlichkeit ſeiner Schrift die Gnade des Lieblings in ſolchem Grade erworben, daß er gleich zum Kanzler befördert worden ſeie.

Da wir glaubten, nun alles Merkwürdige in Smiſtneſos geſehen zu haben, ſo baten wir den Bären, uns zu unſerm Luftballen zu begleiten. Unſer Thauhonig ſchmekte ihm herrlich. Er umarmte uns ſo feurig, daß wir ſchreien mußten, und verſicherte, als einer, der weit gereiſet war, mithin Welt und Lebensart hatte, mit vielen Betheurungen, ſelbſt in Polen, ja nicht einmal im gelobten Lande, wo er an Bächen fliehe, habe er ſo guten Honig gekoſtet. — Wir beſtiegen unſer Luftſchiff, ſagten unſerm Führer eine ewige Freundſchaft und Dankbarkeit zu, die es uns zur Pflicht machen werde, ſeiner in unſerer Reiſebeſchreibung eben ſo rühmlich zu erwähnen, als der Verfaſſer der Reiſe durch Teutſchland und die Schweiz ſeiner Recenſenten in die allgemeine teutſche Bibliothek, und derer, die ihm zu eſſen gaben — und überließen uns aufs neue unſerem Schikſale in den Lüften.

Sechstes Kapitel.

Platonneſos — Menſchenbecker — Menſchentöpfer — wie man in Demokratien Tugend lehrt — Buhlſchweſtern predigen reinen Patrietismus — Palaſt der Zwölfhunderter — Wetterfahne darauf — Deputation an Jupiters — Dekret wegen Gemeinſchaft der Weiber — Volkswahlen — ein Palaſt mit vielem Anſtande geplündert — Nationaltanz.

Der nächſten Inſel, auf der wir ausſtiegen, gaben wir den Namen Platonneſos, weil wir auf derſelben eine Republik fanden, die uns eben ſo außerordentlich und nur auf Phantaſien, ohne Menſchen- und Weltkenntniß, gegründet ſchien, als die berühmte Platoniſche.

Der erſte Anblik, den wir auf dieſer neuen, allen Kosmographen völlig unbekannten, Inſel hatten, war in der That überraſchend.

Nicht weniger, als dreißig tauſend Becker, waren Tag und Nacht beſchäftigt, neue Menſchen zu backen. In ungeheuern Mulden kneteten ſie zuerſt eine große Teigmaße von Duks, Grafen, Marquis, Biſchöfen und Bauern untereinander. Da der Maße zu viel war, als daß ſie's mit den Händen verarbeiten konnten, ſo bedienten ſie ſich dazu hoher Tannen, mit denen ſie arbeiteten. Dem ungeachtet währte es ziemlich lange, bis die

die Bischofsmüzen und Bauernhüte einander völlig angenommen, und sich in einander vermischt hatten.

War dieses endlich geschehen, so machte man unter die Mulden ein kleines Feuer aus Rousseaus Schrift von der Gleichheit der Menschen, das die Kraft hatte, die Mulde nicht zu verbrennen, und doch den Teig in derselben gehörig zu heben, besonders, nachdem noch etwas Sauerteig, den sie das Recht der Menschheit, nannten, hinzugethan wurde. Nun fingen die Becker an, so viel Teig heraus zu nehmen, als sie zu einem Platonischen Republikaner zu brauchen glaubten, kneteten ihn noch einmal durch, und gaben ihm dann die gehörige Form, so wie unsere Becker auf den Weyhnachtstag allerhand Männer und Weiber von mürben, oder Pfefferkuchen-Teig bilden. Hierauf wurden diese neugebildete Menschen in die Oefen geschossen, und so gehörig durchgebacken.

Unter ihnen giengen zwölfhundert Männer, gleich den Egyptischen Frohnvögten, umher, theils die Bekkerei zu betreiben, theils um zu sehen, ob die neugebackenen Menschen das nöthige Gewichte und die vorgeschriebene konstitutionsmäßige Form hatten? Besonders wurde darauf gesehen, ob der Kopf war, wie er seyn sollte, welches man daran erkannte, wenn das Hirn in demselben ganz von Rousseau versengt war.

Bereits waren ungefähr sechs Millionen so durchgeknetet und frisch gebacken worden. Die Zwölfhunderte betrieben das Geschäfte mit rastloser Thätigkeit. Die Becker aber stellten vor: es seie ihnen unmöglich, in so kurzer Frist, als ihnen zugestanden wurde, fünf und zwanzig Millionen Menschen, in denen sich seit so vielen

Jahrhunderten so heterogene Ideen und so niedrige Begierden und Leidenschaften eingewurzelt haben, in der verlaufnen Zeit zu den hochherzigen Republikanern umzubacken, die dem Ideale der Zwölfhunderter entsprächen.

Wiewol nun die Zwölfhunderter überzeugt sind, daß sie sich nicht irren können, und einen Ausspruch schlechterdings nicht zurücke nehmen, wenn man ihnen nicht **vollwichtige** Gründe vorlegt, entschließen sie sich doch, um die Früchte ihrer neuen Menschenpflanzung recht bald zu sehen, noch zwanzig tausend Töpfer anzunehmen, welche die bisherigen Menschen, nach dem gegebenen Modell, auf der Scheibe umformen sollten. Wir sahen auch wirklich schon mehrere Tausende derselben gedreht, an denen nichts, als der Kopf, fehlte, den sie zuletzt aufsetzen wollten. Man kann — wir müssens bekennen — kein erhabneres Schauspiel sehen, als wir aus den Händen dieser Becker und Töpfer, die uns mehr Ehrfurcht einflößten, als Prometheus selbst, aus niedrig denkenden, an den Erdschollen, worauf sie lebten, gleichsam gefesselten, nach Gnade der Großen schnarpenden Menschen, die gleich Würmern, vor jedem Hofinsekte krochen, itzt eine neue Menschengattung zum Vorschein kam, die mit einemmale von **angeborener Freiheit der Menschen**, von den **unumstößlichen Rechten der Menschheit**, von Despotismus und Tirannei mit einem Enthusiasmus sprachen, der wahre Begeisterung zu seyn schien. Ja, nicht zufrieden, nur sich auf der hohen Stufe der Freiheit zu sehen, beschloßen sie Freiheitsapostel in alle Inseln der Welt zu schicken, und allen Völkern vorzupredigen: „**jeder** Alleinherrscher sei ein Tirann — alle Alleinherrscher sollen von ihren Thronen vertrieben werden — was auch einer Gutes, Großes und Edles zu haben scheine, seie nichts, als

Dunst

Dunst — selbst ein König, der zur Erhaltung seines Landes und zur Rettung seiner Unterthanen das Schwerd zog, selbst ein Friederich sein nur ein Nero, ob er gleich seine Staaten blühend und seine Unterthanen wohlhabender gemacht habe — keine Verfassung eines Reichs mache glüklich, als wo Zwölfhunderte regieren, wo man die Leute ohne Urtheil und Recht an die nächste, beste, Laterne aufhänge, die Vatermörder von der Todesstrafe befreie, und mit solchem Anstande, mit solcher Lebensart plündere, wie die Pariser neulich den Palast des Marquis von Castries."

Unser Zovsprediger war über diese Auftritte ganz betäubt. Bisher, sagte er, habe ers fürs gröste Wunder gehalten, daß Fischer, Teppichmacher, Zölner und dergleichen plözlich mit feurigen Zungen alle Sprachen der Welt redeten. Aber daß ein, in den Staub getretenes, Volk durch das Signal des Aufruhrs zu einer so großen, die edelsten Gesinnungen athmenden, Nation, wie in Einem Augenblicke, sich erheben könne, dies sei fast ein noch gröseres Wunder!

Noch mehr wirst du erstaunen — sprach der Mann, der sich kraft der seiner Nation angeborenen Höflichkeit zu uns gesellt und uns alles dieses erzält hatte, wiewol er vielleicht eigentlich ein Spion war — noch mehr, wenn ich dir sage, durch wen diese große Revolution bewirkt wurde. Daß wir aus Sklaven freie Männer, aus kriechenden Höflingen Leute geworden sind, die dem ehemaligen Könige ein Schnippchen schlagen, und sich nicht scheuen, die Königin selbst zu ermorden, wenn mans uns heißt — dies ist das Werk der Buhlschwestern unserer Hauptstadt: sie giengen aus, bösen Patriotismus zu predigen, sie lehrten die Tugend, auf wel-

cher die demokratische Verfassung einzig und allein ruht. In ihren Armen lernten unsere dürftigen Krieger, sich dem Despotismus des Hofs entziehen. In ihnen umarmte der Soldat gleichsam die Göttinnen der Freiheit und der Tugend selbst! Und gesetzt, daß einer oder der andere diesen Reizen der Tugend widerstund, so konnte ers doch nicht dem Glanze der Goldstücke, womit sie seinen Patriotismus bezalten. So ist Palais royal, dieses ehemalige Kloak der Wollust, die Schule der Tugend und der nur auf ihr gegründeten Demokratie geworden!

„Aber euere Nation ist flüchtig und leichtsinnig. Wird sie morgen die Tugend noch mit eben dem Enthusiasmus lieben, wie heute?"

Auch dafür haben unsere **Zwölfhunderter** gesorgt. Da sie tiefe Kenner der Geschichte sind, so haben sie sichs gemerkt, daß Sparta so lange tugendhaft war, als es arm blieb. Um also die Nation zu nöthigen, daß sie Tugend und Demokratie lieben muß, nehmen sie ihr den Klingklang von Gold und Silber, und bringen beides für sich auf die Seite, als ihr unnütze und schädlich, so wie kluge Eltern den Kindern ein spitziges Messer nehmen. Dafür geben sie uns schön gestempeltes Papier, das nach und nach seinen Werth, der izt schon sehr zweideutig ist, verlieren, und das man sorgenlos ins Fenster legen wird, wie die Spartaner ihr Eisengeld in die Ecke warfen. In dieser Absicht verlangten sie zuerst unsere silberne Schnallen, worüber die atheistischen Aristokraten gewaltig spotteten — dann den vierten Theil unserer jährlichen Einkünfte — vielleicht bald die Hälfte, oder zwei Drittel. Denn sie wissen sehr wohl, daß man bei einem Stücke schwarzen Brods und bei Wasser tugendhafter ist, als bei Ortolanen und Champagner.

Aber

„Aber kömmts denn niemanden ein wenig verdächtig vor, daß sie für sich so vieles baare Geld sammeln?"

Im geringsten nicht! Denn man ist überzeugt — sie habens ja versichert — um es mit einemmale, wenn sie alles baare Geld des Reichs beisammen haben, in die Staatskasse zu werfen.

„Hoher — unsterblicher Patriotismus!" —

Der gefällige Demokrate erbot sich, uns auf der Insel umher zu begleiten, und wir nahmen sein Anerbieten mit dem innigsten Danke an.

Bald sahen wir Leute auf drei hundert Fuß hohen Stelzen so leicht einhergehen, wie auf ihren natürlichen Füßen. Wir fragten, wer sie seien? und betrachteten sie durch Ferngläser.

Dies sind — sprach der Führer — unsere Bauern!

„Ists möglich, daß sie so geschwinde auf so hohen Hölzern gehen können, ohne tausendmal den Hals zu brechen?"

O dies konnten sie gleich am ersten Tage so gut, wie wenn sie seit der Schöpfung auf Stelzen gegangen wären. **Der Bauer lernt gar sehr leichte, Herr seyn!** Betrachtet nur, wie herrlich ihnen die **goldenen Epaulets** auf den **Zwilchkitteln** stehen

„Und warum diese Epaulets?"

Weil alle izt Soldaten sind, so müssen sie auch in jedem Dorfe Officiers haben. Gevatter Hans ist Major seines Dorfs, Michel Oberster, und der Pfarrer Kommendant!

„Aber was sind das für winzige Geschöpfchen, die ihnen zwischen den Füßen durchlaufen?"

Das sind unsere ehemaligen Ducs, Marquis, Grafen und Barone! Ihr glaubt nicht, wie sehr der Bauer es fühlt, daß zwischen ihm und einem Villars oder Broglio kein Unterschied des Standes mehr ist.

„Und warum gehen sie denn auf Stelzen?"

Um anzudeuten, wie hoch sie erhoben sind — aber nur so lange, bis die Reihe, sie so groß zu backen, als ein Platonischer Bauer izt seyn soll, an sie kömmt. —

In der Folge sahen wir nicht nur Bauern, sondern auch Frauenzimmer auf den dreihundert Fuß hohen Stelzen einher spazieren. Unser Freund sagte uns: es seien eben die ehemaligen Bublischwestern, die durch ihre Tugend und Aufopferung ihres eigenen Leibes den Staat retteten. Mit unter — setzte er hinzu — sehe ihr auch welche, deren Wangen von Patriotismus und — Branntewein glühen. Dieses sind **Fischweiber** — Heldinnen der ersten Klasse, jeden Augenblik bereit, für die demokratische Tugend Köpfe abzureißen, und Aristokraten an die Laterne zu hängen — ein furchtbares Heer, wenn mans recht im Athem zu erhalten, und durch Gold in Enthusiasmus zu setzen weiß!

Frauenzimmer auf drei hundert Fuß hohen Stelzen gehen zu sehen — daran waren unsere Augen noch nicht gewöhnt, und wir daher gezwungen, sie öfters nieder zu schlagen. Doch auch beim unwillkührlichen Hinaufblicken schiens uns, wie wenn nicht alle gerade Frauenzimmer wären, und wir entdekten unsern Zweifel unserm Führer. Freilich finds nicht alle — antwortete er —.

Einige

Einige unserer feuriasten Demagogen haben sich in ihre Tracht verkleidet, als wir den tugendhaften Entschluß faßten, den König zur Flucht aus dem Reiche zu zwingen, die Königin zu ermorden, und ihre Kinder für Bastarte erklären zu lassen!

„Den tugendhaften Entschluß?" murmelten wir zwischen den Zähnen. Unser Demokrate hörte es aber doch, ward unwillig darüber, und gab den Damen ein Zeichen: daß er uns des Aristokratismus für verdächtig halte. Sogleich — denn die Damen schritten in dem Augenblicke über uns weg — ergoß sich ein so patriotischer Regen über uns, um unsere aristokratische Gesinnungen zu dämpfen, daß wir bis auf die Haut naß, aber, weils ein warmer Regen war, darum nicht abgekühlt wurden. Auch roch er nicht, wie das Pomeranzenblütwasser des Prinzen Biribinker, und wir waren in der größten Verlegenheit, mit so bey . . . ten Kleider in die Versammlung der Zwölfhunderter zu gehen, von deren Versammlungshause wir nicht weit entfernt waren. Glüklich genug, daß wir mit dieser Strafe davon kamen! aber unser Führer hatte uns im Unwillen verlassen, und wir beschloßen, zu den Menschenbeckern zurücke zu kehren, um uns vor ihren Oefen zu trokнen.

Doch unser Unglücke leistete uns einen kleinen Dienst. Denn so eben war ein Einschuß von Nationalsoldaten völlig durchgebacken, und wir sahen ihn ganz frisch aus dem Ofen kommen. Sie schwungen ihre Säbel, schoßen die Flinten los, und riefen voll Heldenmuths: „Gebt uns jezt noch einmal den Prinz Eugen und Marlborough bei Höchstädt! Gebt uns den König von Preussen bei Roßbach! Bald wollen wir diese drei sogenannte Helden, und den schwarzen Prinz Eduard dazu, als Gefangene

vor die Nationalverſammlung ſtellen! Was iſt die ſo hochgerühmte Taktik der Preuſſen? Armſelige Charlatanerie, nach der nur eine Meile zu reiſen, das Geld verſchwenden heißt! *)"

Zu unſerm Glücke ſahen ſie nur hoch durch die Lüfte hinaus, nach der Seite, woher ſie den kleinen Preuſſenkönig im Augenblicke erwarteten. Sonſten hätten wir vielleicht die erſten Beweiſe ihres neugebackenen Muthes gefühlt. Wir ſchmiegten uns an den heißen Ofen ſo nahe an, als möglich. Der Becker wollte es anfangs nicht leiden. Durch alle mögliche Höflichkeit ſuchten wir ihn zu gewinnen. Wir nannten ihn ſogar den neuen, göttlichen Prometheus. Aber er verſtund die Größe unſers Kompliments nicht. Endlich fiel mir ein, ihn ſo anzureden: „Vergönne uns doch hier ein kleines warmes Plätzchen, o du fünf und zwanzigmillionſter Theil des Souverains deines Landes!" — ſogleich wieß er uns den beſten Plaz an.

Wohl getroknet, aber von dem Wohlgeruche des Regens nicht ganz rein, kehrten wir nun zurücke, um das Verſammlungshaus zu beſehen.

Vergebens würden die gröſten Baumeiſter alter und neuer Zeit ein ſolches Werk der Kunſt aufzuführen verſucht haben, weder ein Phidias noch Buonaroti, weder ein Vitruv noch Palladio, weder Jak. von Campen noch Bernini.

*) S. den Traktat aux milices immortelles de la France (1790) wo obige Bravaden gegen den König Friederich, den Nero des Nordens, wie ihn Peyſſonel nennt, wörtlich zu leſen ſind.
Der Herausg.

Bernini. Das Rathhaus zu Amſterdam ruht auf ungefehr 14000 Pfälen, und die Domkirche zu Utrecht auf Ochſenhäuten: aber dieſer Palaſt auf hundert Millionen eingerammelter Binſen, die das Fundament machen. Dieſe hundert Millionen eingerammelter Binſen tragen tauſend zweihundert Säulen von Stroh, ſo dicke, daß kaum zwölfe von unſerer Reiſegeſellſchaft,

qualia nunc hominum producit corpora tellus,

Einen Halm umfaſſen könnten! Vermuthlich hat man darum gerade tauſend und zweihundert Strohſäulen geſezt, um dadurch die Anzahl der Zwölfhunderter darzuſtellen, und ſie als ſo viele Säulen des Staatsgebäudes vorzubilden — eine herrliche perſpektiviſche Kolonnade! Um ihnen die gehörige Feſtigkeit zu geben, daß ſie unter der Laſt des Gebäudes nicht kniken, hat man ſie mit blau, roth und weißem Papier ummunden, auf das die Rechte der Menſchheit abgedrukt ſind, und, durch dieſe geſtärkt, trügen ſie nun den eingeſtürzten Himmel!

Das Dach des Palaſtes ziert eine ungeheure Wetterfahne. Sie heißt die

Volksgunſt, *)

und dieſes Wort iſt auch in ſo großen Buchſtaben ausgeſchnitten, daß mans wenigſtens auf vier Stunden weit leſen kann. Was aber das ſonderbarſte iſt: ſie wird vom Winde aus unſerm Planeten getrillt, und kömmt bald von **Orleans** her, d. i. aus Süden, bald aus Amerika, d. i. von Weſten.

Mit vieler Mühe und auf Koſten unſerer Rippen drangen wir endlich in den Saal. Denn, außer den

*) Aura popularis

Mitgliedern der Versammlung, erscheinen in derselben sehr viele Zuhörer, die eben so nothwendig sind, als die Abgeordneten der Nation. Denn sie müssen diejenigen, die so blind sind, anders stimmen zu wollen, als die aufgeklärten Taglöhner der Vorstädte gut finden, entweder durch Geschrei übertäuben, oder durch den Prospekt auf die Laterne zum Stillschweigen zwingen. So regiert die Vorstadt die Hauptstadt des ganzen Reichs — die Hauptstadt des Reichs die Hauptstädte der einzelnen Provinzen — die Hauptstädte der einzelnen Provinzen den Rest derselben — also, nach einem richtigen Zirkel, der Pöbel der Vorstädte den ganzen Staat! Und so wird also die Nation auf die höflichste und wirksamste Art zu ihrem Glücke gezwungen!

Kaum hatten wir endlich einen Platz gewonnen, wo wir alles sehen und hören konnten, so wünschten wir, wieder weit weg zu seyn. In Boaonnesos *) giengs laut zu. Aber das war wie ein Säusein des Zephyrs gegen den Lärmen in dieser Nationalversammlung — und immer war die Gefahr, in die unsre Ohren geriethen, taub zu werden, noch die kleinste. Denn eine größere drobeten uns die Sakpistolen, die wir in den Taschen erblickten. Ists möglich, dachten wir, das Glücke seines Vaterlands so sehr zu lieben, daß man sich entschließen kann, denjenigen zu morden, der unsern Patriotismus nicht erkennt? Indessen weil wir einmal da waren, wollten wir doch wenigstens so lange bleiben, bis wir uns einigen Begriff von der Art machen konnten, wie so wichtige Angelegenheiten eines Staats behandelt werden.

Plato präsidierte, und J. J. Rousseau führte das Protokoll. Die Motionen, die an diesem Täge gemacht wurden,

*) S. Buch 3. Kap. 9.

wurden, waren ſehr intereſſant. Die erſte trug auf eine Deputation an Jupiter an: „er ſolle an dem vierzehnten Julius, wo die Nation eine Tragokomödie geben wollte, und der König von dem neuen Maire Domus, wie einſt die Merovinger, im Triumphe aufs Marsfeld geführt werden ſollte, ſchönes Wetter geben.“ Dieſe Motion gieng einmüthig durch. Die andere aber fand Widerſtand. Denn ſie betraf die **Gemeinſchaft der Weiber.** Plato ſprach ſehr ſtark dafür. „Was brauchen wir, ſie zu dekretieren? ſprach ein Mitglied. In unſerer Stadt wird ohnehin kein Ehemann ſeyn, der im Ernſte behauptete, er habe die ſeinige allein.“ Alle Zwölfhunderte lachten, und, wer unter ihnen ein Ehemann war, griff mechaniſch an die Stirne.

Es iſt aber doch beſſer, rief Plato, daß es geſezlich iſt! Und ſeitdem unſere Freudenmädchen lauter Prieſterinnen der demokratiſchen Tugend geworden ſind, iſt ein ſolches Dekret doppelt nothwendig.

„Aber wer ſoll die Kinder erhalten, wenn niemand weiß, wer Vater dazu iſt?“ ſprach der eine.

Es muß, ſchrie ein anderer, Tag und Stunde, und wie? und wann? und wo? protokolliert werden, wenn ein Mann eine Frau beſucht, damit man den Vater aus der Zeit der Niederkunft beſtimmen kann.

All' lachten über die Dummheit des Einfalls. „Man baut — ſprach endlich Rouſſeau, in jeder Stadt ein oder mehrere Findelhäuſer, ſchikt die neugebornen Kinder dahin, wie ich die meinigen, und der Staat erzieht ſie auf ſeine Koſten.

Es schien zweifelhaft, ob Plato die Mehrheit der Stimmen erhalten würde? und da ohnehin die Klassen der niedrigen Bürger immer noch etwas auf Ehrbarkeit halten, so schienen sie nicht sehr geneigt, die Motion durch Drohungen von der Gallerie herab durchsezen zu lassen, wie gewöhnlich ist, obgleich jeder den Abend vorher einen Thaler nach unserm Gelde erhalten hatte. Geschwind schikte Plato einen Vertrauten hinauf, um jedem Vorstädter noch einen Thaler in die Hand zu drücken. Sogleich fieng die Gallerie an, zu toben, und Stricke zu zeigen. Unten gieng der Lärmen gleichfalls an. Man stürmte auf den Präsidenten ein. Er zerriß fast die Glocke, um Stille zu schaffen. Man nahm sie ihm. Endlich behielt die Gallerie die Oberhand, und die Motion gieng durch!

Wie wohl war uns, als wir wieder Jupiters frische Luft athmeten!

Nachmittags begegnete uns unser Führer, der sehr eilig war. Doch sagte er uns auf unsere Frage: er müsse zu einer Wahl der neuen Richter und anderer Obrigkeiten.

Glükliches Volk, das sich die Richter selbst wählen darf, zu deren Ehrlichkeit es Vertrauen hat! Wie viel lieber wird es einer Obrigkeit gehorchen, die es aus freier Wahl, als den Ausschuß der weisesten und patriotischsten Männer, über sich sezt, als solchen, die es von höherer Hand annehmen mußte!

Recht begierig, eine solche Wahl zu sehen, eilten wir dem Manne nach. Als wir ankamen, fanden wir viele mit Zetteln in der Hand, die mit Namen überschrieben waren, und die sie austheilten.

Das

Das werden, frugen wir in unſerer Einfalt, die Namen der einſichtsvollen Männer des Staats ſeyn?

Ja freilich, antworteten ſie. Denn es ſind unſere Vetter und Gevatter und andere Angehörige.

„Kennt denn das Volk ihre Namen nicht ſelbſt?“

Die wenigſten wiſſen, warum ſie eigentlich da ſind, noch weniger, wem ſie ihre Stimmen geben ſollen? Daher reißen wir ſie durch dieſe Zettel aus der Verlegenheit.

Die Wahl gieng vor ſich, und die Vettern und Gevattern betrieben ihre Abſichten ſo gut, daß ſie erreichten. Man wählte die ärgſten Schreier, und Gerber, Schuſter, Schneider, Sattler ꝛc. wurden plözlich zu Obrigkeiten erhoben! Ein Apotheker wurde Richter, und die Verwaltung der Kaſſe erhielt ein verdorbener Kaufmann!

Die meiſten, die den Neugewählten Glücke wünſchten, ſagten ihnen zugleich: „**Wir haben euch jezt zu dem gemacht, was ihr ſeid. Vergeßt nie, daß wir euch wieder in Nichts verwandeln können, wenn ihr nicht thut, was wir haben wollen!** Es ſind gleich wieder andere da, die wir an euere Stelle ſezen können.“

Wie ſehr ſank hier unſere große Meinung von der Weisheit und Nüzlichkeit der **Volkswahlen**! Wir erinnerten uns, daß das Volk, wenn es das Recht hat, ſeine Stimmen zu geben, gewöhnlich von ehrgeizigen Köpfen und Ränkemachern geleitet wird, und daß einſt in Athen ein ehrlicher Landmann den Ariſtides verbannen half, ohne ſchreiben zu können, und ohne ihn nur

zu

zu kennen. Wir mußten wohl zugeben, daß bei Obrigkeiten, die ein Fürst sezt, öfters die Empfehlung einer Buhlerin oder eines Höflings die Stelle einem Unwürdigen ertheilt, daß aber doch die Wahl im Ganzen glüklicher ist, als wenn das Volk wählt, das nur durch sein Interesse, oder durch Bestechungen, oder durch die Lunge des Kandidaten verführt, ihm seine Stimme giebt, oder versagt.

Indessen hätten wir vielleicht doch noch einige Wahlen abgewartet. Allein ein starkes Getümmel rief uns nach einem Palaste, der seitwärts lag. Wir eilten dahin, und sahen zu unserm Erstaunen — denn an solchen Exekutionen, wo das Volk, ohne weitere Umstände, seine Majestät zeigt, waren wir noch nicht gewöhnt — wie der gröbe, schöne Palast abgebrochen, die Meublen zerschmettert, alles verdorben, und dem Besizer ein Schaden von einer Million zugefügt wurde. Das ist gewiß; mit mehr Jovialität, mit mehr Grace kan man nicht plündern, als wirs hier sahen. Man vergaß, die Moralität der Handlung zu untersuchen, wenn man Augenzeuge davon war, mit welch' feinen Manieren ein ganzer Palast zertrümmert wurde.

Wie vom Blize gerührt, sanken mit einemmale alle Hände. Ich drängte mich hinzu, um zu sehen, was dieses Wunder bewirkt habe? Einer hielt das Bildniß des Königs der Insel in die Höhe, und niemand tastete es an. Welch' ein Zug der Höflichkeit der Nation und ihrer Ehrfurcht vor dem Könige. Zwar bemerkte ein Spötter: „dem Könige selbst binde man lachend und spottend die Hände, und mache ihn zur Staatspuppe, seinem Bildnisse aber erweise man Achtung. Dieses sei noch schlimmer, als wie man die Chilperiche und Chil-

derichs

derliche behandelt habe!" Allein auf der Stelle wurde die Wahrheit seiner Anmerkung durch die Laterne, die an dem halbzerstörten Palaste noch da war, gründlich widerlegt.

Nur von weitem her wagte ichs, mich nach der Ursache der Exekution zu erkundigen. „Hats der Böswicht, schrie mein Nachbar, nicht verdient, daß man ihm diesen Schaden von einer Million zufügt? Hat er nicht an dem Patriotismus eines unserer Zwölfhunderter gezweifelt? Hat er nicht geglaubt, Recht gegen diesen zu haben? Hat er nicht seine Hände an seine hochheilige Person gelegt? und hat er nicht mehr Tapferkeit und Muth gezeigt, als der Zwölfhunderter? So straft die Nation, wenn man sich an ihren Lieblingen vergreift!"

Indessen kamen einige der selbsterwählten Obrigkeiten herbei, um der Plünderung Einhalt zu thun, und geboten jedem, ruhig zu seyn. Man lachte, und fuhr fort, zu plündern. Die obrigkeitliche Person nahm einen ernstern Ton an. Aber ein Holzhacker rief ihr zu: Haben wir dich darum zu dem gemacht, was du bist, daß du uns in unsrer Laune Einhalt thun sollest?

Ich zukte die Achseln, und wünschte mir nicht, in einem Lande zu leben, wo mans das Volk so sehr hatte merken lassen, daß es mehrere Hände hat, als die Obrigkeit.

Genug hätten wir in Platonneſos gesehen und gehört, um unsern Aufenthalt nicht zu verlängern. Desto mehr wunderten wir uns, als wir uns erinnerten, in welchen hohen Tönen die Zeitungsschreiber unsers Vaterlands die Freiheit der Platonneſer ausposaunen. Wir mußten

glauben,

glauben, daß diese Herolde, die glauben können, ein, erst dem Despotismus entronnenes, Volk seie eines solchen Grads der Freiheit fähig, könne sich mit einemmale zu den hohen Ideen des Plato hinaufschwingen, nie etwas von der Geschichte weder der Griechischen Republiken noch Roms gelesen haben.

Doch sahen wir noch vor unserer Abreise einen Nationaltanz der Platonneser. Nachdem nämlich die Sitzung der Versammlung geschlossen war, erholten sich die Deputirten von der, am Morgen ausgestandenen, Angst, von der Anstrengung ihrer Lungen und gänzlicher Erschöpfung der Kräfte des Leibes und der Seele, welche die Einführung einer solchen Konstitution nach sich zieht, durch Lustbarkeiten. Dreihundert Paare, meistens Deputierte und Fischweiber, tanzten abwechselnd auf den Händen und Köpfen mit bewundernswürdiger Geschiklichkeit. Wir hatten zwar beschlossen, noch vor Ende des Tags die Insel zu verlassen. Allein der Anblik des Tanzes, der so ganz charakteristisch war, und das Bild des Staats selbst vorstellte, belustigte uns so sehr, daß uns der Anbruch der Nacht überraschte.

Aber eben dieser Umstand wars auch, der uns izt forttrieb. Denn als ein Volk, das die Gesetze über alles liebt, und aufs strälichste befolgt, was es selbst befolen hat, fiengen die Tanzenden an, das Dekret der Nationalversammlung von der erlaubten Gemeinschaft der Weiber so in Ausübung zu bringen, daß wir, die wir noch an die gemeine Ideen von Eigenthum einer Frau, als unaufgeklärte, gewöhnt waren, darüber herzlich errötbeten, fort eilten, und noch in der Nacht abfuhren. Auf der einen Seite wars gut, daß wir

abgereiset

abgereiſet waren, auf der andern nicht, wie aus dem folgenden Kapitel das mehrere zu erſehen iſt.

Siebentes Kapitel.

Ebentheuer bei der Abfahrt von Platonneſos — politiſche Inquiſition — Neuer Planet — Beobachtungen darüber, und ein Dekret, das er veranlaßt — Fromme Wünſche für Menſchen, die erſt nach 120000 Jahren leben werden.

Ungefähr zweihundert Fuß hoch waren wir von dem Rande von Platonneſos entfernt, als wir einige fünfzig Stelzenmenſchen und tauſend von den neugebackenen Nationalſoldaten herbei eilen ſahen. Eine der Stelzenweiber ergriff unſer Luftſchif mit ſtarker Hand, und hielts ſo lange feſt, bis es noch mehrere anfaſſen, und aufhalten konnten. Nun erſchien einer mit einer ſeidenen Schärpe und einem alten verroſteten Degen. Da er das Anſehen eines ganz gemeinen Mannes hatte, achteten wir nicht ſehr auf ihn. Seine Begleitung aber flößte uns Reſpekt ein, und ſagte: „er ſeie zwar vor vier Stunden noch Bürſtenbinder geweſen, itzt aber Maire, und habe durch dieſes Amt eine ſolche Gewalt erhalten, daß er mehr ſeie, als ein König. Wir ſollen nur gutwillig die Fragen beantworten, die man uns vorlegen würde."

Hierauf zog ein Schreiber ein Papier aus der Tasche, und las vor: „Da die Nationalversammlung in Platonneſos von ihren Kundſchaftern, die ſie ſo reichlich betale, daß zu den Staatsbedürfniſſen kein anderes Geld, als papierenes, übrig bleibe, ſichere Nachricht erhalten habe: es ſeien einige von der verwünſchten Rotte der Ariſtokraten auf die Inſel gekommen, ſo wird der Maire gebeten, ſie mit gewaffneter Hand zu verfolgen, und über folgende Artikel zu vernehmen:

1) was wir für Verbrechen begangen haben, daß die ſo genannte Noachiſche Sündfluth über die Welt kam?

2) in wie ferne wir ſchuldig am Tode des Herrn Chriſtus ſeien?

3) ob wir den Nero in ſeinen Grauſamkeiten unterſtützen?

4) ob wir die geheimen Hinrichtungen begünſtigten, die der Kardinal Richelieu zu Rael vorzunehmen pflegte? und

5) ob uns nichts von einer geheimen Unternehmung gegen Platonneſos bekannt ſeie?

Wir anworteten auf die erſten vier Punkte: daß wirs beſchwören können: wir haben zu Zeiten weder des Noah noch des Kard. Richelieu gelebt, hatten aber viele Mühe, ſie von unſerer Unſchuld zu überzeugen. Was den lezten Punkt betreffe, ſo ſeie möglich, daß etwas unternommen werde. Aber die Zurüſtungen gegen ſie ſeien ſo geheim und verſtekt, daß ſie ſie ſehen, und doch die Gefahr nicht einſehen werden. Wir ſpielten damit auf die Tonnen an, in denen die Soldaten verſtekt, auf die Nüſſe, in denen die Kanonenkugeln, und auf die kleinen

men Kisten, *) worinnen die Kanonen eingepakt waren. — Sogleich schrieen die Weiber: „zur Laterne mit diesen Aristokraten! zur Laterne! sie habens gewußt, und sind auf der Insel gewesen, ohne es zu entdeken! Hochverrath an der Nation! Hochverrath an den Einwohnern unserer Vorstädte! Hochverrath an den Damen der Hallen!“

Natürlicher Weise war uns bei diesem Geschrei um so weniger wohl zu Muthe, da alle zugleich Hand an unser Schif zu legen, und es auf Platonneſos wieder herab zu ziehen suchten. Zwar kan der Tod an einer Laterne nichts unangenehmes haben, weil ihn das höflichste und galanteste Volk der Welt, das an abgerißenen Köpfen, heraushängenden Gedärmen und Exekutionen ohne weiteren Proceß solche Freude hat, für viel menschenfreundlicher hält, als das erbärmliche Aufhängen an Bäume und Galgen, das so sehr nach dem Feudalsysteme riecht. Allein unangenehm wars uns, unsere Reise so unvermuthet unterbrochen, und unsere Beobachtungen für Welt und Nachwelt verloren zu sehen. Ich gab daher meinen Gefährten einen Wink, und den Augenblik schlugen sie diejenigen, die unser Luftschif gefaßt hatten, mit den Rudern so nachdrüklich auf die Hände, daß die Helden, die den König von Preussen unfehlbar bei Roßbach gefangen genommen hätten, mit großem Geschrei davon liefen. Wir schikten ihnen noch einige Blindschüße aus unseren Taschenkanonen nach, und nun erzälten sie der ganzen Nation, in welch' großer Gefahr sie für die Rettung der Freiheit des Vaterlands gewesen waren, und wie sie den Feind verjagt hatten. Einer fiel auf der Flucht, weil er getroffen zu seyn glaubte, auf den Strok eines Baums, daß er blutete, und so gleich wurden in ganz Platonneſos hundert und fünfzig tausend Seelmeßen für die Wiederherstellung sei-

*) S. oben B. 3. Kap. 3.

ner Nase gelesen. — Wir sahen noch von unserm Schiffe aus, wie den Augenblik auf der ganzen Insel Wachfeuer und Lärmstangen angezündet wurden, um den Feind, den man schon gelandet wähnte, tüchtig zu empfangen, und wie selbst kleine Jungen von sechs Jahren ihre hölzerne Säbel an den Bäumen zertrümmerten, um zu zeigen, wie sie den kommenden Reichsfeind zu Schanden hauen wollten.

Dieser Gefahr waren wir also glüklich durch meine schnelle Entschlossenheit entgangen, aber nur, um in eine noch größere zu fallen:

Als wir nämlich ungefähr tausend Fuß hoch aufgeflogen waren, erblikten wir am Rande des Horizonts einen ungewöhnlichen Schein. Anfangs glaubten wir, es seie nur der Wiederschein der Wachfeuer auf Platonesos. Aber schnell wurden wir aus diesem Irrthume gerissen. Denn ehe wir ihn nur recht gewahr wurden, kam ein Komet gegen uns herangeflogen, und es fehlte wenig, daß er uns nicht in seinen Wirbel hinein gerissen, und elendiglich verbrannt hätte. Denn er stürmte mit so unbegreiflicher Geschwindigkeit den Horizont herauf, daß er in Einer Sekunde 999999 $\frac{2}{59}$ Meilen zurüke legte. Dem ungeachtet hatte ich den Muth und die Gegenwart, ihn im Vorbeyfluge mit meinem Weltmeßer, dessen Verfertigung aber noch ein Geheimnis ist, zu messen, und fand ihn so groß, daß sein Kern d. i. derjenige Theil, der sich bereits gesezt hatte, schon unsern Jupiter an Größe übertraf. Ich berechnete also, daß er, wenn er sich vollends ganz gebildet hat, so groß werden muß, als alle Planeten zusammen, die zu unserm Sonnensysteme gehören.

Unge-

Ungeachtet wir nun der größeren Gefahr, von ihm hingerißen zu werden, glüklich entgiengen, fügte er uns doch ein anderes Unglük zu. Es sprizte nämlich von seinen zehntausend Vulkanen ein Funke auf den Rest eines unserer Kupfer, und brannte dem Bunkel, der eben in Positur war, der Antonia Cranmer, seiner künftigen dritten Frau, ein ehrerbietiges Kompliment *) zu machen, das Hirn durch und durch, dem Frauenzimmer selbst aber ein Loch durchs — Herze!

Wir löschten den ausgesprizten Funken, sahen überall nach, ob sonsten unser Luftschiff kein Feuer gefangen hatte? und dachten, der Komet werde nun, nach seiner schon bemerkten Geschwindigkeit, den Horizont bereits verlaßen haben. Wie sehr erstaunten wir aber, als wir nach kurzer Zeit fanden, daß er sich auf der anderen Seite von Platonneſos angehängt hatte!

Nun kehrten wir ein wenig gegen diese Insel zurüke, um die weiteren Ereigniße mit dem Kometen zu beobachten. Wir sahen wohl, daß man daselbst an uns nicht mehr dachte, sondern alle Aufmerksamkeit nach dem neuen Nachbar gerichtet war. Zehntausend Köpfe barsten durch Anstrengung, die Bestimmung des angehängten Kometen herauszubringen.

Einige sagten: er seie da, um die Vaterlandsliebe, die zu erlöschen drohe, aufs neue zu entflammen — wogegen man einwendete: die Louisd'or der Zwölfhunderte entflammen sie beſser — Andere: Die Gottheit zeige hier sichtbar ihr Wohlgefallen an der Platonschen Republik. Denn da alles Gold und Silber des Reichs gegen Papier auf einen Haufen eingewechselt werden solle, sie

*) S. Wiel. Merkur, 1778. Jul. S. 85.

aber umzuschmelzen keine Oefen groß genug seien, so habe die Vorsehung die Vulkane herbeigeführt, um mit Hülfe derselben die 2000. Millionen des baaren Geldes, das im Reich cirkuliert habe, umschmelzen zu können —

Andere: Bald werde Platonneso zu enge seyn für die unendliche Anzal der Glüklichen, die aus allen Sonnen und Planeten des ganzen Weltsystems dahin eilen werden, um an der unbeschreiblichen Glükseligkeit der Platonneser und an der Freiheit, zu morden und sich morden zu laßen, Antheil zu nehmen —

Die Nationalversammlung aber dekretierte: es sollen alsbald für dreihundert Trillionen, zweihundert neun und neunzig Billionen und achtzig tausend Millionen Anweisungen *) auf diesen Anhang ihrer Insel gemacht werden.

Zwar bewieß ein Gelehrter der Nation: erstlich: die Versammlung habe kein Recht an den Kometen, der nur von ungefehr in ihre Nachbarschaft gekommen seie, und zweitens: wie könne man Anweisungen auf feuerspeiende Berge und Meere geben, die sich noch nicht in ihr Beken gesezt haben, und auf Länder, die sich erst bilden sollen? Auf dieses antwortete Plato: wenn der Komet dreihundert Trillionen, zwei hundert neun und neunzig Billionen und achtzig tausend Millionen izt schon werth seie, wie von dem Comite der Finanzen richtig berechnet worden — wie viel mehr werde er in Zukunft werth seyn, und wie sehr also die Sicherheit der Gläubiger des Staats mit jedem Jahre steigen: und was den ersten Punkt betreffe, so gehöre der Komet vermöge des Anschwemmungsrechts **) den Pla-

ten-

*) Assignatis.
**) Jure alluvionis.

tonnesern. Denn sonsten halte er zwar nicht viel auf das Römische Gesetzbuch, ergreife aber mit beiden Händen, was in demselben seiner Konstitution vortheilhaft seie — und dann, wenn die Nationalversammlung dekretieren könne, dasjenige, was die Voreltern seit tausend Jahren gewißen Gesellschaften schenkte und vermachte, gehöre dem Staate, so könne dieser sich um so eher etwas zu eignen, worüber kein Stiftungsbrief vorhanden seie.

Da es

non noſtrum eſt, tantas componere lites,

und wir einfältialich glauben; es seie unmöalich, daß zwölfhundert, die allerweiseſten, aller gerechteſten und am edelſten denkenden Männer einer großen Nation schlechterdings weder sich irren, noch eine Ungerechtigkeit begehen können, so fahren wir, statt zu urtheilen, lieber in der Erzählung unserer Beobachtungen fort.

Es war in der That ein großes Schauspiel, das wir in unserm Luftschiffe genoßen. Wir legten uns alle an Bord, um diese neue Welt werden zu sehen.

Der Komet war noch ganz glühend, folglich faſt durchsichtig, wie Krystall. Glühende Fluthen wallten noch verschiedenen Richtungen, um die Flözgebürge zu bilden. Vom Feuer emporgetrieben, stiegen, in andern Gegenden, Granitgebürge herauf. Wie ein Bienenfreund durch das Glas am Kaßen die Arbeiten seiner Bienen beobachtet, und jede Zelle vor seinen Augen entstehen sieht, so sahen wir jeden Theil dieser künftigen Welt aus Feuer und Waſſer hervorgehen, und sind also durch diesen glücklichen Zufall in den Stand gesezt, den Streit

unſerer neueren Naturforſcher: ob unſer Planet durch Feuer oder Waſſer entſtund? dahin zu entſcheiden, daß dieſe beiden Elemente, jedes das ſeinige, zur Bildung deſſelben beitrugen. Meine übrigen Beobachtungen über den Kometen ſind ungefehr folgende.

Nach meinen Berechnungen kan ſich die feurige Maſſe deſſelben in 130000. Jahren, 3. Monaten, zwölf Tagen, ſechs Stunden, fünf und vierzig Minuten, drei und dreißig Sekunden ſo abkühlen, daß er für eine Geſchöpfart, wie die Menſchen ſind, bewohnbar iſt.

Berechne ich nun auf der andern Seite die Stufe der Kultur, auf welcher die Platonneſer itzt ſtehen, ſo kan ungefehr eben dieſe Zeit erfordert werden, bis ſie von allen Leidenſchaften und von allem Eigennuze gereiniget, und zu dem nöthigen Grade von Aufklärung, vom erſten Bürger an bis zu dem letzten Nachtwächter im elendeſten Dorfe, erhoben, mithin fähig werden, ſich ſelbſt zu regieren, und die Konſtitution des Plato anzunehmen.

Weil nun die beiden Zeitpunkte, der eine, der Fähigkeit des Kometen, bewohnt zu werden, der andere, der Fähigkeit der Nation, Platoniſche Demokraten zu ſeyn, ſo genau zuſammentreffen, ſo ſchließe ich daraus, daß dieſer Komet zum künftigen Wohnplaze der nach hundert und zwanzig Jahrhunderten lebenden Platonneſer beſtimmt iſt, und bin überzeugt, daß die Herſchel und Schröter meine Berechnung beſtätigen werden, ſo bald ſie unſern Kometen nur erblikten.

Da wir in einigen neueren Reiſebeſchreibungen bemerkt haben, daß auf jeder Seite derſelben ſechsmal gewünſcht

wünscht wird, und daß es als ein Zeichen eines guten Herzens angesehen wird, wenn man allen Menschen, die wir auch nur auf einen Augenblik kennen lernen, alles mögliche Glük wünscht, so wünschen auch wir dieser künftigen Welt alle zu ihrem Wohlstande, und, zum innigsten Genuße wahrer Freiheit nöthige, Weisheit, besonders aber keinen politischen Herostrat, oder Mirabeau, der sich nicht das geringste Bedenken machte, sie noch einmal anzuzünden, um seinen Namen durch eine brennende Welt desto unsterblicher zu machen! —

Diesen herzlichen Wunsch gruben wir in Asbeß, warfen ihn gerade, mit der Unterschrift unserer Namen, in die Mitte der Insel, damit ihre künftigen Einwohner erfahren, wen schon Jahrtausende vor ihrer Existenz sich fromme Wünsche für ihr Glük zur Pflicht machte, und setzten hierauf unsere Reise fort.

Achtes Kapitel.

Aletheneſos — ein königlicher Paſtetenbeker — die einzige Malzeit ihrer Art — eine Rede Friederichs über Fürſtenpflicht — Wirkung derſelben.

„Sei uns gegrüßt, ehrwürdiges Land! Du Lieblingsinſel der Göttin, die wir aufs heiligſte verehren, der Alethea! Aus deinem Umfange ſind alle Larven verbannt, die ſich die Menſchen anderer Planeten vorhalten, um ihre wahre Geſtalt zu verbergen! Da redt, ſpricht und ſchreibt man, wie man denkt! Da iſt jeder, was er ſeyn ſoll und kan! Erlaubſt du uns auch nicht, heilige Göttin! uns in dieſem deinem Gebiete, wo wir ſo gerne Hütten bauten, nieder zu laßen, ſo haſt du uns doch gewis eine Stätte bereitet, wo wir den Lohn deiner Verehrung erndten!“

So ſprachen wir, als wir uns auf Aletheneſos *) niederließen, und den Namen derſelben erfuhren.

Noch wenige Schritte waren wir gegangen, als wir einem Auftritte anwohnten, der es uns bewieß, daß die Einwohner von Aletheneſos das nicht mehr ſind, was ſie auf unſerm Planeten vorſtellten, ſondern, was ſie vermöge ihres Charakters und ihrer Fähigkeiten ſeyn ſollten. Wir ſahen nämlich einen Mann in einer weißen Schürze ämſig beſchäftigt, Kaffee zu kochen, und kleine Paſtetchen zu baken. Um ihn herum ſaßen wohl ein Duzend ſehr ſchöne, aber, wie ſie uns als großen Phyſiognomiſten beim erſten Anblicke erſchienen, eben ſo ſehr verbulte Frauenzimmer. Sie verſchlun-

*) Inſel der Wahrheit.

ſchlungen die Paſtetchen ſo warm, wie ſie aus dem Ofen kamen. Die Mädchen lohnten dem Manne mit liebereizenden, freundlichen Blicken. Ueber ihren Liebkoſungen aber vergaß er den Kaffee, daß dieſer faſt ins Feuer gelaufen wäre, hätte ihn nicht eine derſelben erinnert, Achtung zu geben.

Glüklicher Mann! redeten wir ihn an, der du von ſo vielen Schönheiten geliebt wirſt!

„Es ſind vielleicht mehr meine Paſtetchen, und der gute Kaffee, den ſie lieben, als mich. Indeßen heiße ich doch der **Vielgeliebte**!"

Sollteſt du wohl der König in Frankreich ſeyn, der einmal ſo hieß?"

„Freilich unter dem Namen **Ludwigs des fünfzehnten**?

Itzt glaubſt du alſo nur um der Paſtetchen willen, geliebt zu werden! aber warum liebte dich denn dein Volk ehemals?

„Weil ich ihm in der erſten Hälfte meiner Regierung nichts Böſes that, oder vielmehr, weil ich in meinem Namen einen Mann regieren ließ, der zwar nicht den Kopf, aber auch nicht das Herze und nicht den Ehrgeiz eines Richelieu hatte. Ein Volk, wenn man es gut läßt, iſt gemeiniglich mit ſeinen Regenten ſehr leicht zufrieden. Ich erinnere mich nicht des geringſten Guten, das ich ihm aus eigenem Antriebe that, und doch nannte es mich mit Entzücken den Vielgeliebten, und küßte dem Kouriere, der die Nachricht von meiner Geneſung

neſung brachte, blos darum den Staub von den Stiefeln weg, weil es mich für keinen böſen Mann hielt?"

Aber geſetzt, du wäreſt ums Jahr 1772 krank geworden, und wieder genesen, hätte dein Volk noch dem Kouriere die Stiefel geküßt?

„Leider! nicht! weil ich ſchlechte Weiber an meiner Stelle herrſchen ließ, ſtatt des neunzigjährigen Kardinals, die das Reich durch ihre Verſchwendungen an den Rand des Verderbens brachten!"

Was redſt du da von ſchlechten Weibern? nicht viel räſonniert! Warum warſt du ſo ſchwach, dich beherrſchen zu laßen? warum opferteſt du einem paar ſchönen Augen den Wohlſtand deines Reichs auf? — So ſprechen die Frauenzimmer, und erheben ſich um dem ehemaligen Könige einen tüchtigen Produkt mit Ruthen zu geben.

Natürlicher weiſe waren wir ſehr begierig, die Damen kennen zu lernen, und da ſie ſonſten ſo bereitwillig waren, alles zu geben, ſo hofften wir ſie werden mit ihren Namen nicht geizen.

Du ſieſt hier — antwortete die nächſte auf unſere höfliche Frage — die **Lais hier**, und **Phryne** dort! Dieſe iſt **Ninon l'Enclos**, jene die **ſchöne Seilerin**, dieſe die **ſchöne Eiſenkrämerin**, bei der ſich Franz I. den Tod ſolte. Dort ſizt **Arabella Stuart**, weiter hin die **Valiere**, die ſich aber in unſerer Geſellſchaft übel gebärdet — neben ihr die **Fontanges**, und ich werde euch unter dem Namen **Pompadour** wohl bekannt ſeyn.

Wir

Wir hatten Luſt, uns mit dem ehemaligen Könige, itzt Paſtetenbeker und Kaffeſieder, noch eine Zeitlang zu unterhalten, und ihn über dies und das zu fragen. Er entſchuldigte ſich aber: er habe auf den Mittag zu einem großen Traktamente, das in der Nähe gehalten werde, noch einige Duzend Paſtetchen zu liefern, und müße daher ſich eilen; ſie ſollen zum zweiten Gange fertig werden, und der erſte werde wohl ſchon aufgetragen ſeyn.

Dieſe Nachricht machte uns neugierig, wer wohl die Gäſte ſeyn könnten, denen ein ehemaliger König ſelbſt Gebakenes bereitete, und eilten alſo nach der Gegend hin, die er uns andeutete.

Bereits, wie er uns geſagt hatte, ſaßen die Herren an der Tafel. Zur Stillung unſerer Wißbegierde, wer ſie ſeyn mochten, hatten wir diesmal nicht nöthig, zu fragen. Denn der Namen eines jeden war hinten an ſeinem Stuhle angeſchrieben. Es waren der Duc de Lerma, der Graf Olivarez, der Kard. Richelieu, der Kard. Alberoni, der Graf Schwarzenberg, der Marquis Pombal — eine Geſellſchaft von Miniſtern und Staatsmännern, die in der Geſchichte ſtarke Rollen ſpielten: Was uns aber noch mehr wunderte, als der Umſtand, ſie hier beiſammen zu finden, war dieſes, daß jeder der Speiſenden einen Mann entweder mit einer Kaiſer- oder Königskrone, oder einem Fürſtenhute hinter ſich zur Bedienung hatte. Nun konnten wir aus den Namen der Tafelnden auch den Namen derer errathen, die, als Bedienten, hinter ihren Stühlen ſtunden. Es klang komiſch, wenn Richelieu rief: ein Glas Waßer, Ludwig! — oder der Duc de Lerma: einen reinen Teller, Philipp! — oder Pombal: Dort, Joſeph! noch eine Portion Auſtern!

Wir

Wir hatten große Freude, dieſem Traktamente, dem einzigen in ſeiner Art, lange zuzuſehen, und wünſchten nur; alle Fürſten, die ſich ſo regieren laßen, möchten wißen, wozu ſie in Alethenesos beſtimmt ſind!

Bereits wurde der zweite Gang aufgetragen, und noch fehlte die Platte der Paſtetchen. Schwarzenberg ſchikte ſeinen Kurfürſten, Georg Wilhelm, an den Vielgeliebten: ob die Paſtetchen noch nicht fertig ſeien? und als er ſich entſchuldigen ließ: „ſeine Frauenzimmer haben ihn verhindert:" beſchloß die Tiſchgeſellſchaft, eine Anzeige von ſeiner Nachläßigkeit an den Kardinal Fleury zu machen, der wegen Unpäßlichkeit abweſend war, und ihm durch dieſen ſeinen ehemaligen Hofmeiſter und Miniſter einen ſtarken Verweiß geben zu laßen.

Doch hätten ſie auch die Paſtetchen erhalten, ſo wäre es ihnen doch nicht vergönnt geweſen, ſie in Ruhe zu verzehren. Denn es kam Botſchaft: nach der Tafel des Königs, die bald zu Ende gehe, ſolle ſich alles bei ihm verſammeln. Wir hatten faſt Mitleiden mit den Philippen, und Ludwigen, daß ſie keine Zeit mehr hatten, zu eßen. Doch wars auch gut, daß ſie einmal hungerten, und das empfanden, was ihre Schwäche und der Ehrgeiz ihrer Miniſter das Volk oft empfinden ließ.

Aeußerſt begierig waren wir nun zu erfahren, wer wohl der König des Landes ſeyn mochte? denn da auf dieſer Inſel jedermann wirklich iſt, was er ſeyn ſoll und kan, ſo mußte auch derjenige König ſeyn, der ganz dazu gemacht war, die Pflichten eines Herrſchers zu erfüllen. Wir eilten daher mit der ganzen Tiſchgeſellſchaft und ihren Bedienten nach dem Palaſte.

Bereits war der Hofſtaat in einem Saale verſammelt. Die Reichs- und Erbämter ſtunden rechts und links des Throns. Wir bemerkten hauptſächlich folgende:

Ludwig der 14. als Hofceremonienmeiſter, der aber kaum des Jahrs einmal ſein Amt zu verrichten Gelegenheit erhielt —

Jakob der erſte von England, als Hoftheologe; doch durfte er nicht viele Reſponſen geben — die Adjunktur war einem ſeiner Nachfolger zugeſagt —

Peter der Grauſame, als Scharfrichter —

Midas, Hofjournaliſte, der die Bulletins beſorgte —

Der Kaiſer Rudolph der zweite, Hofalchymiſte, der aber nicht viel Gold machte —

Karl der dritte, von Spanien, Oberjägermeiſter —

Ein König den wir aber nicht kannten, weil er eine Maske vor dem Geſichte hatte, Hofſchloſſer, der ſeit langer Zeit vergebens an zwei Schlöſſern arbeitete, an einem für den Mund des Grafen M....., und an einem italiäniſchen, wir erfuhren nicht, für wen?

Der König kam! Es war Friederich! Wir ärgerten uns, daß wir ſo dumm geweſen waren, nicht gleich zu muthmaßen, er werde es ſeyn! Tief beugte ſich vor ſeinem hohen Genius die ganze Verſammlung, niemand aber tiefer, als diejenigen, die einſt Kronen getragen hatten, und izt fühlten, wie unwürdig ſie der-

derſelben geweſen waren. Mit Vergnügen erinnerten wir uns nun der erfüllten Prophezeiung:

Sei ewig König, und herrſche!
Ich habe weiten Raum
Für Geiſter deines Gleichen,
Sich drinn zu wälzen! *)

Als Friederich ſeinen Plaz genommen hatte, grüßte er die Verſammlung ſo höflich, wie wenn er nicht wäre, was er war. Hierauf hielt er eine Rede an ſie. Wie ſehr wünſchten wir, daß ſie mit goldenen Buchſtaben an die Seite jedes Throns eingegraben wäre, wie die lezte Ermahnung Ludwigs 14. zu Verſailles! **)

Wie ſehr bedauerten wir, daß wir keinen Geſchwindſchreiber bei uns hatten, folglich nicht alles behalten konnten! Ungefehr folgende Stellen ſchweben noch immer vor unſerm Gedächtniße.

„Jedes Mitglied des Staats — ſprach Friederich unter anderm — hat ein Amt. Jeder muß es gehörig verwalten, der Karrenſchieber, wie der Fürſt, und der Fürſt, wie der Karrenſchieber, d. i. jeder muß zum Beſten des Ganzen das Seinige beitragen. Um dieſes zu können, muß er die zu ſeinem Fürſten — oder Karrenſchiebersamte nöthigen Talente beſizen und ausüben. — Bisher hielt mans für das leichteſte aller Aemter, Fürſt oder König zu ſeyn. Man glaubte, es ſeie weiter nichts nöthig, als ſich auf ſeinen Thron zu ſezen, und zu befehlen, was uns entweder unſere eigene Laune und Leidenſchaften, oder die Herrſchaft anderer über uns eingebe. Im übrigen ſeie der Thron dazu beſtimmt, um ſichs recht

*) Schubarts Obelisk, S. 10. Der H.
**) S. Reiſe nach der Sierra Morina, S. 16.

recht wohl darauf seyn, und sich von den Unterthanen verehren zu lassen, und, König seyn, heiße so viel, als zu thun, was einem beliebe, und, im Fall' wir Freude daran haben, das Wohl und das Leben der Unterthanen, so wie ihr Geld, unsern Phantasien und Leidenschaften aufzuopfern. Daher die schlechten Regierungen in fast allen Ländern, die meistens nur die Regierung nicht des wirklichen Fürsten, sondern seiner Mätressen und Günstlinge, oft gar des Kammerdieners, sind!

Wie manches Land hat keine gute Lehranstalten, weder für Kirchen noch Schulen! Dafür hat der Fürst Freude, seine paar hundert Mann exercieren zu sehen! Wie manches eine erbärmliche Universität, aber desto bessere Stuttereien! Zwar eine elende Justiz, aber eine herrliche Jagd! Zwar sind die Finanzen in der größten Verwirrung; aber welche bewundernswürdige Entrechats machen die Solotänzer des Hofs! Wird nicht einer Tänzerin für einen schönen Sprung die volle Börse zugeworfen, indessen der wahre Gelehrte mit seiner Familie kaum das nothdürftige Brod hat? Aber freilich, ist nicht die runde Wade, welche die Tänzerin bei ihrem Sprunge zeigte, auch mehr werth, als der ganze Montesquieu? Die verdientesten Männer des Staats werden mit wenigen hundert Thalern bezahlt, und ein Virtuose, der nur Privatvergnügen des Fürsten erweckt, erhält jährlich seine mehrere tausende!"

„Wie wenig kennen hier die Regenten ihren Vortheil! Der beste Solotänzer tanzt ihm keine Unsterblichkeit zu. Aber der Gelehrte ist für ein kahles Geschenke von hundert Thalern dankbarer, als der Virtuose für zehentausend! Er sagt ihm nicht nur nützliche Wahrheiten, wenn er sie hören will, sondern zeigt auch seine gute Seite,

und nimmt ihn gleichsam mit sich hinüber in die Unsterblichkeit. Wie viel Posaunens war um deine Ohren, du Ludwig der vierzehnte! und mit wie wenigem Aufwande erkaufteſt du jenes Lob sowohl deiner eigenen Akademisten, als auswärtiger Gelehrten, z. E. eines Konrings und Hevelkens! Kahle sechzehntausend Thaler *) warens, oft nicht einmal richtig bezalt, die du unter vierzig Gelehrte austheilteſt, die dich dafür zum Apoll der ganzen Welt erhuben! Koſtete dich nicht eine einzige Oper weit mehr? und was nüzte ſie dir? Ueberſchüttet euere Virtuosen mit Golde — zalt einer Gabrieli jede Arie mit tausend Rubeln — lohnt eueren Veſtris jeden Sprung mit hundert Dukaten, ſie glauben ſich doch nicht genug belohnt, ſingen und ſpringen, wenn ſie wollen, und ſagen und machen euch, wenn ſie nicht wollen, Sottiſen genug."

„Ein faſt noch größerer Fehler, ihr Fürſten, iſts, wenn ihr die Zügel euerer Regierung ganz euern Kollegien, Räthen und Dienern überlaßt, die dann euch nur ſagen, was ihr wiſſen, euch nur ſehen laſſen, was ihr ſehen ſollet, und euere Namen und euer Anſehen mißbrauchen. Gelingts, und iſts etwas Gutes, ſo ſchreiben ſie den Ruhm davon ſich zu — mißräths, und wirds getadelt, ſo wirds auf euere Rechnung geſchrieben, und der Name eines manchen Fürſten iſt in den Geſchichtbüchern ſchwarz, weil ihn ſeine Diener nicht ſo gut handeln, nicht ſo richtig urtheilen ließen, als er ohne ihren Einfluß von ſich ſelbſt gethan hätte. — Ein Fürſt, der den Sizungen ſeiner Kollegien nicht beiwohnt, der ſie nicht von Zeit zu Zeit überraſcht, um ſie recht kennen zu lernen, der nicht ſein Land jährlich einigemal, und zwar, ſo viel möglich, unerkannt, durchreiſet, der nicht, wo es

ſeyn

*) 66000. Livres. E. Duclos Anekdoten.

ſeyn kann, alles ſelbſt hört, ſieht, lieſt, prüft — iſt nicht Fürſt, und verwaltet ſein Fürſtenamt nicht, wie er ſoll. Sieht ſein Volk, daß er ſeine Pflichten kennt, und, ſie auszuüben, ſich wenigſtens alle Mühe giebt, dann verzeiht man ihm, wenn er, als Menſch, zuweilen fehlt. Wenigſtens weiß ich an meinem Beiſpiele, und ich höre es auch von den Ankömmlingen, daß die Nachwelt um ſo bereitwilliger iſt, mir die Fehler zu verzeihen, die ich, als Menſch begieng, weil ich mir ſonſten Mühe gab, mein Königsamt ordentlich zu verwalten."

„Zwei Punkte aber ſinds beſonders, die ich euch einſchärfen will, ihr Fürſten! Erſtlich, laßt euch nicht von euern Theologen irre führen! Sehr ſelten iſt Gottes Sache ihnen ſo angelegen, als ihr eigener Vortheil, und noch ſeltener iſt Gott wirklich dabei intereſſiert, wenn ſie gleich noch ſo ſehr ſchreien: Gott werde nicht mehr verehrt, die Religion gehe zu Grunde, und alle Zucht und Ehrbarkeit ſeien dahin!"

Es iſt eine Nachricht vor mich gekommen: die Franzöſiſche Geiſtlichkeit erhebe ſich ſo ſehr gegen die neue Konſtitution des Reichs. Bewegen ſie deswegen alle Welt, weil ſie mit mir überzeugt ſind, daß eine ſolche Art von Volksfreiheit, ſo angefangen, bei der itzigen Aufklärung des Volks, die im Durchſchnitte noch ſo geringe iſt, von ſo notoriſch nur eigennützigen Anführern betrieben, ſchlechterdings kein wahres Glück für eine Nation iſt — dann haben ſie Recht, alles aufzurufen — wiewol ein ſo übel, auf Volksgunſt, Windbeuteleien und Platoniſche Grundſätze errichtetes Staatsgebäude von ſelbſt zuſammen ſtürzen muß. Allein was iſt ihr Bewegungsgrund? nur der, die Furcht, ihre Güter zu verlieren — nur, ihre ſchönen Einkünfte mit

Buhlschwestern und durch Lustbarkeiten der Hauptstadt unter eitel Müßiggang nicht mehr verprassen — nur, eine gesunkene Familie durch reiche Präbenden nicht mehr aus dem Staube heben zu können! — Denn liebten sie wirklich das wahre Wohl ihrer Mitbürger, so sollten sie ihre Schätze freywillig, als Opfer, auf den Altar des Vaterlands legen — im Falle nämlich klar erwiesen wird, daß der Staat dadurch gerettet, und das Opfer zu den patriotischen Absichten wirklich angewandt wird."

„Merkt also wohl darauf, ihr Fürsten! ob die Bewegungsgründe **rein** sind, nach denen euere Theologen verlangen, daß ihr handeln sollt. Gewöhnlich liegt ihnen mehr daran, was einer zu **glauben**, wenigstens **bekennt**, als wie er **handelt**. Man kann hundertmal die **Konkordienformel** unterschreiben, um zu beweisen, daß man zur herrschenden Kirche sich zähle, und doch dabei der gröste Schurke seyn! Seht mehr darauf, **wie euer Unterthan lebt, als was er glaubt, oder nicht glaubt**? Der toleranteste König ist allezeit der mächtigste *) und beste! Sie wollen: aus Furcht vor der Hölle und dem Teufel solle man fromm seyn! Ists euch nicht eins, ob euere Diener und Räthe ihr Amt aus Furcht vor der Hölle und dem Teufel recht verwalten, oder aus Liebe zur Ordnung und Pünktlichkeit und aus natürlicher Gewissenhaftigkeit? wenn sie nur thun, was sie sollen, nämlich euch in euerm Regierungsamte unterstützen!"

„Das zweite, was ich euch erinnere, ist dieses: **Liebet Gerechtigkeit, und verachtet das Volk nicht!**

*) Le roi le plus puissant est le roi tolerant.

nicht! *) Frankreich hat bisher, um seines eigenen Vortheils willen, euch nur Galanterie gelehrt, neue Albernheiten, immer eine lächerlicher, als die andere, unter dem Titel der Mode geschikt, und euch so bethört, daß ihr einen Französischen Lüftling höher hieltet, als den verdientesten Teutschen Rath — daß ihr Flattergold von Lyon mehr schätzet, als euer ächtes Teutsches Rheingold! Aber alles Böse, das es euch durch Moden, Kriege, Mordbrennerei, falsche Politik, die es lehrte, Verbreitung einer häßlichen Krankheit, Einführung des Soldatenspiels, falsche Finanzprojekte zugefügt hat — all' dieses hat es fast wieder gut gemacht durch die große, schröckliche Warnung, die es euch giebt. Die Könige von Frankreich unterdrükten die Stände ihres Reichs, die zuweilen ihre Stimme erhuben, wenn der Fürst zu despotisch herrschte — sie mischten sich in alle Händel der Welt, und führten ewige Kriege, um nur ihre Eitelkeit, oder auch nur den Ehrgeiz des Ministers zu befriedigen — ihren Staatsdienern, Kebsweibern und Günstlingen gaben sie das Blut und die Schätze der Nation preiß, sie selbst aber wiegten sich in sanfter Ruhe, in ihren Lustgärten, kannten kaum den Bezirk um ihr Schloß herum, und ließen sich von ihnen, so wie von den Beichtvätern, führten, wohin man wollte. Wie fürchterlich sind sie aus ihrem Freudentaumel erwacht! — O ihr Fürsten! reizt euere Unterthanen nicht zur Aufruhr durch drükende Abgaben! Opfert nicht den Schweiß des Landmanns euern Hirschen und Hasen auf! — Erschöpft nicht euer Land durch Aufstellung eines zu zahlreichen Soldatenstands! — Verschwendet nicht durch Theateraufwand, durch Sänger, Geiger und Pfeifer, den Saft

*) Discite justitiam *moniti* et non temnere plebem!

und die Kraft euerer Staaten! — Gebt nicht den elenden Mann den Launen oder der Rachſucht einer Buhlerin Preiß! — Sprecht nicht deſpotiſche Urtheile nach Willkühr und Leidenſchaft, ſondern laßt den Rechten ihren ordentlichen Gang, und, die ihr euch gehorcht wiſſen wollt, **unterwerft euch den Geſetzen zuerſt!** Was ſollen die Unterthanen von euern Keuſchheitsgeſetzen denken, wenn ihrs ſelbſt für erlaubt haltet, die Frauen und Töchter euerer Unterthanen zu verführen, wie ein Karl von Baden? Soll ich euch mehrere Beiſpiele von Fürſten nennen, die dadurch unglüklich wurden, daß ſie ihre Regentenpflicht nicht erfüllten? Was für Verdruß machte eine Gräfenizin dem Herzoge Eberhard von Wirtemberg dadurch, daß ſie durch ihre Herrſchſucht ihn zu manchen übereilten Handlungen verführte? Raubte nicht ein Jude Süß durch ſeine Finanzoperationen dem Herzoge Karl Alexander die Liebe der Wirtemberger? Mußte nicht Leopold in Meklenburg landflüchtig werden, weil ein Schöpfer ihn beredete, er dürfe Eingriffe in die Rechte ſeiner Unterthanen thun? Wie viele andere könnte ich noch anführen, die dadurch ſich unglüklich machten, daß ſie glaubten, oder zu glauben ſchienen, **die Unterthanen ſeien um ihrerwillen** da, und **nicht, ſie um der Unterthanen** willen? Nur an das will ich euch erinnern! Wie viele Fürſten und Grafen und andere Stände des Teutſchen Reichs müſſen ſich von kaiſerlichen Kommiſſarien hudeln laſſen, weil der Fürſt den Königen, der Graf den Fürſten, der Edelmann den Grafen es gleich thun wollten, ohne die Einkünfte zu haben?"

„Suche alſo jeder **nicht mehr vorzuſtellen**, als er iſt! Berechne jeder ſorgfältig, was er einzunehmen hat, gegen die nothwendigen Ausgaben! Seie jeder ein wahrer

wahrer Vater seiner Unterthanen! Dann ist er geehrt und glüklich, und sein Andenken wird noch von der Nachwelt gesegnet!"

Dies war wenigstens ein Theil von **Friederichs Rede an die Fürsten, besonders Teutschlands.** Denn daß wir sie nicht wörtlich behalten, mithin nicht ganz treu wiederholen konnten, versteht sich von selbst.

Am Ende derselben hob sich Ein Seufzer durch den ganzen Saal! Da der gröste Theil der Zuhörer Könige, Fürsten und Staatsmänner waren, so schlossen wir daraus, sie mußten sich getroffen finden, und fühlen, wie sehr sie gefehlt, und wie wenig sie ihre Regentenpflicht erfüllt hatten. Auch ist wohl gewiß, daß unter hundert Fürsten neun und neunzig, sollten sie noch einmal regieren dörfen, ganz anders regieren würden. Daher ists eine goldene Regel für die Regenten aller Art:

Herrsche, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, geherrscht zu haben!

und doppelte Pflicht jedes Schriftstellers, der sich über den Troß erhebt, ihnen nicht nur fleißig den Spiegel der Geschichte vorzuhalten, sondern sie auch öfters an das **strenge Gerichte** zu erinnern, das die **Nachwelt über sie halten** wird. Sind sie klug, so danken sie ihm dafür. — Wenigstens, als hierauf der König sich wieder entfernte, drängten sich die Philippe, Ludwige und Jakobe herbei, ihm ehrerbietig die Hand zu küssen.

„Du hast — rief der eine — die Ehre unsers Stands wieder hergestellt!"

„Du hast der Nachwelt — rief der andere — ein Muster hinterlassen, was ein Regente seyn soll!"

„Du hast — sprach der dritte — einen grausamen Schatten auf alle Könige und Fürsten vor dir geworfen!"

„Kein Regente darf mehr auf seinem Throne schlummern, oder despotisiren. Man wird ihn an dich erinnern!"

So sprach der vierte! und alle riefen zugleich: „O du Stolz und Schrecken der Könige und Fürsten! Unsere Nachfolger sollen an dir hinauf sich messen, und wer zunächst deine Lenden erreicht, wird der gröste sich dünken!"

O wie sehr überzeugten wir uns hier, daß wir in Alethenesos waren — denn wie mancher kleine Herr hatte sich vorher gedünkt, ein Friederich zu seyn, weil er tausend Mann hatte, die auf Preußisch Fuß geübt zu seyn schienen! — und noch rufen wir das Andenken dieses in Alethenesos verlebten Tages mit Freude zurücke!

Weiterer merkwürdiger Beobachtungen, die wir hier machten, erinnern wir uns nicht gleich. Denn daß auf dieser Insel, wo jeder ist, was er seyn soll, mancher Geistliche, dessen grösstes Verdienst in einer vollen Lunge bestund, weiter nichts, als Ausrufer bei Auktionen — manches Mitglied einer Juristenfakultät, das vorher Leben und guten Namen absprach, hier nur eine Art von Schergen — mancher auf der Welt für groß gehaltene Theologe hier nur Küster — mancher Kanzler nur Kanzleidiener ist ꝛc. ꝛc. versteht sich von selbst.

Wir sezten also unsere Reise fort!

Neuntes Kapitel.

Apraktoneſos — St. Pierre — der neue Statthalter — freimüthige Unterſuchung ſeines Plans und ſeiner Thaten.

Diesmal gelangten wir ohne beſonderes Ebentheuer auf eine neue Inſel, deren, in der Ueberſchrift des Kapitels angegebenen, Namen wir erſt bei unſerer Ankunft erfuhren. Denn nachdem wir aus dem Luftballen ausgeſtiegen waren, erſchien ein guter, ehrlicher Mann, der uns ganz beſcheiden fragte: nicht nur, wer wir ſeyen, ſondern auch, ob wir keine feindliche Abſichten gegen die Inſulaner haben? Denn Friede ſeie der erſte aller ſeiner Wünſche — Friede der ganzen Welt auf alle Zeiten zu ſchenken, die Hauptbeſchäftigung ſeines Lebens geweſen!

„Wie? ſo biſt du wohl der gute Abbt St. Pierre?"

Zu euern Dienſten, meine Herren!

„Du der Menſchenfreund, der die Welt in ewigen Frieden wiegen, und ein Generalkapitel aller Mächte anſtellen wollte, worinnen die Anſprüche der Könige und Fürſten unterſucht und entſchieden werden ſollten?"

Ja!

„Haſt du aber auch bedacht, daß ſelbſt die erlauchteſte aller Verſammlungen Kabalen unterworfen iſt?"

Nein!

„Haſt du bedacht, daß du den Königen und Fürſten auch den Willen geben mußteſt, ſich den Ausſprüchen jener Generalverſammlung zu unterwerfen?"

Nein!

Nein!

„Bedacht, daß, gesezt auch, die übrigen wollen nur den Widerspenstigen zur Annahme des Ausspruchs zwingen, nichts weniger furchtbar ist, als der Bund vieler gegen Einen? Denn die ganze Geschichte lehrte es ja, wie leicht es ist, vereinigte Feinde zu trennen!"

Nein!

„Hast du daran gedacht, daß du, um alle Kriege zu verhüten, zuerst alle Leidenschaften der Menschen, besonders Ehrgeiz und Vergrößerungssucht, mit Stumpf und Stiel ausrotten, d. i. erst ganz andere Menschen schaffen mußtest, als die gegenwärtige Art derselben ist? — ein Projekt, das eben nicht sehr leicht seyn wird, auszuführen, wenigstens vor Ablauf des zweiten Jahrtausends nicht!"

Aber haben doch, wie ich aus Zeitungen vernehme, die weisen Männer, die izt in meinem Vaterlande versammelt sind, um das goldene Weltalter in Frankreich zurücke zu führen, auch beschlossen, keinen Krieg zu führen, als wenn man sie angreift! —

„Und haben — diesem weisen Entschlusse schnurstraks zuwider — den Familienpakt mit Spanien erneuert, der sie in einen Krieg führen muß, auch wenn man sie nicht angreift! — Doch das ist nicht der erste, und nicht der einzige der auffallendsten Widersprüche, die diese erlauchten Gesezgeber sich erlaubten!"

Haben sie das? O so kommen sie mit der Zeit auch hieher!

„Warum gerade hieher?"

Weil

Weil dieſes die Inſel der unausgeführten Projekte iſt!

„Ha! nun ſehen wir ein, warum du hier Pförtner und Viſitator biſt!"

Freilich darum, weil mein ewiger Friede, wie ich nun ſelbſt einſehe, für izt die gröſte aller Schimären iſt!

„Guter St. Pierre! riefen wir aus. Wir lieben dich wegen deiner gutherzigen Schwärmerei. Aber die Selbſtverläugnung, mit der du ſelbſt deinen Entwurf für ein Hirngeſpinnſte erklärſt, haben wir noch bei keinem Projektmacher gefunden, und ſchäzen dich darum deſto mehr!"

Mit dieſen Worten drükten wir alle ſeine Hand, und wandten uns gegen das Innere der Inſel. Kaum aber waren wir zwei Schritte gegangen, als rund um dieſelbe ein Kanonenſchuß nach dem andern ertönte. Halt! rief St. Pierre: bleibet! dieſes iſt das Signal, daß ein neuer Bewohner unſerer Inſel ankömmt, und zwar muß es ein Vornehmer ſeyn, wie ich aus der Zahl der Schüße ſchließe. Dort auf dem Hügel ſeht ihr einen Wartthurm. Hier iſt Becher *) Hochwächter, der denn, ſo bald er jemand kommen ſieht, ein Zeichen giebt: Bleibt alſo! Hier muß er anländen, wer er auch iſt, und da könnt ihr ihn gleich ſehen!

Noch hatte St. Pierre nicht ganz geſprochen, als wir die Inſel in voller Bewegung ſahen. Alles ſtrömte herbei,

*) S. Schlözers neuer Briefwechſel, Heft X. S. 240. „B. war ein Erzprojekteur, der Chemie, Medicin, Pädagogik, den Staat, alles reformieren wollte!"

herbei, um den Neuankommenden zu empfangen. "Es iſt unſer längſt erwarteter und angekündigter Statthalter, ſprach einer zum andern — ganz gewiß iſt ers! Denn ungefehr auf dieſe Zeit wurde ſeine Ankunft verkündigt!

Nun waren wir um ſo begieriger, zu erfahren, wer itzt Statthalter in Ayraktonesos werden ſollte, und ſtellten uns unter die Zuſchauer ans Ufer. Er kam! „Ja, es iſt **Joſeph der Zweite**! — ſchrieen alle — ſei uns willkommen!" Sein Anblik überzeugte auch uns, daß ers war. Denn tiefer Kummer furchte ſein Geſichte, und jeder Zug verrieth den Verdruß, ſo viele, theils gute, theils allzuraſche, Entwürfe geſcheitert zu ſehen. Er ſprach nichts, und wurde von der Einwohnerſchaft nach dem Palaſte begleitzt. Wir wallten mit dem Haufen fort.

Es iſt Sitte in Ayraktonesos, daß das Leben und die Handlungen eines jeden Neuangekommenen, wer er auch iſt, öffentlich unterſucht und gerichtet wird. Selbſt der neue Statthalter mußte ſich dieſes gefallen laſſen. Daher verſammelte ſich nun alles in einem Saale des Palaſtes.

Schon waren da anweſend, ihn zu bewillkommen, **Friederich**, Kurfürſt von der Pfalz mit der Böhmiſchen Krone auf dem Haupte — **Theodor**, Baron von Neuhof, mit der Korſiſchen, und Kaiſer **Ferdinand der zweite**, mit einem Scepter in der Hand, der vermuthlich die projektierte Souverainetät über Teutſchland andeuten ſollte. Wenigſtens ſchloſen wirs daraus, daß einige Jeſuiten den Scepter, der Ferdinands Hand zu ſchwer war, halten halfen.

An

An den Wänden umher waren theils verſchiedene Plane aufgehängt, theils Glasſchränke, mit Koſtbarkeiten, feſte gemacht. In einem derſelben ſahen wir die neue Krone von Taurien. Eines darneben war noch leer, und man ſagte uns: es ſeie dem Fürſtenhute der Moldau und Wallachei beſtimmt.

Unter den Planen bemerkten wir beſonders zwei: die Charte von Europa, in zehen Republiken vertheilt, von Heinrich dem vierten im J. 1610. und den Operationsplan Oeſterreichs, Rußlands und Frankreichs für den ſiebenjährigen Krieg, entworfen im J. 1756.

Während wir alles dieſes betrachteten, hatte der Cenſor der Inſel, als angeſtellter Redner, das Katheder betreten, um nun den neuen Statthalter zu bewillkommen. Wir liefern aus ſeiner Rede mehr eine Art von Auszug, als die Rede ſelbſt. Denn alles konnten wir uns nicht merken; wiewol wir ijt, in Alethenefet belehrt, beſſere Anſtalten zum Nachſchreiben gemacht hatten.

„Dich trieb dein Eifer, wie dein Roß die Sporen!
O Held! was ſtoßt du zu des Todes Thoren?
Du ſuchteſt, daß dich Ehr' und Nachruhm lade,
Den Weg zum Grabe!"

So begann der Redner, und fuhr nach dieſem bedeutenden Anfange fort.

„Ja, Joſeph! den Ruhm eines thätigen Fürſten wird dir die richtende Nachwelt nicht verſagen. Du wollteſt vieles Gute — ob alles gut war, was du wollteſt? ob du ſelbſt das Gute immer aus den reinſten Abſichten der Men-

Menſchenliebe und des Völkerglüks wollteſt? wirſt du dir itzt ſelbſt ſagen — aber du fehlteſt, und diß grauſam dafür beſtraft, daß du es zu geſchwinde, daß du es von Dienern und unter einem Volke wollteſt, die beide noch nicht fähig waren, jene, dich zu unterſtützen, und deine Abſichten ausführen zu helfen — dieſes, ſie mit Freude ausgeführt zu ſehen.

Du übernahmſt das Scepter von deiner ſonſt klugen, aber allzufrommen, Mutter. Unter ihr wars allen Scheinheiligen wohl. An ihrer Sonne wärmten ſich die Pfaffen und Mönche, und mit Wonne erblikte die Kirche in ihr eine gehorſame Tochter.

Kaum betratſt du den Thron allein, ſo wollteſt du der Hierarchie die Köpfe alle mit einemmale herumter ſchlagen, und bedachteſt nicht, daß ein Uebel, das Jahrhunderte lang ſich eingewurzelt hat, nur nach und nach vertilgt werden kann. Du ſahſt die Kutten als das an, was ſie gewöhnlich ſind. Aber ſahen die Augen deines Volks eben ſo hell, als du? Du machteſt unter dem Glauben der Menſchen keinen Unterſchied, wenn ſie nur fleißige und gute Bürger waren. Aber waren deine Beamte auch tolerant genug, um die Katholiken ſo zu ſchützen, wie du es haben wollteſt?

Du gabſt Befehle über Befehle, bedachteſt aber nicht, daß ſich eben ſo wenig befehlen läßt, man ſolle einen Andersglaubenden mit eben den Augen anſehen, wie ſeinen Glaubensbruder, als man befehlen kann — wiewol es ſchon tauſendmal geſchehen iſt — man ſolle dieſes glauben, jenes nicht glauben, und griffſt alſo den Menſchen in ihr Recht, dumm bleiben zu dörfen, wenn ſie wollen!

Ueber-

Ueberhaupt ſchienſt du den irrigen Wahn zu hegen: ein Fürſt dörfe nur wollen, nur den Befehl ergehen laſſen: dann geſchehe, was er verlange! Nein! man muß erſt überlegen: ſind die Unterthanen auch fähig, zu gehorchen? Daher gabſt du mehrere hundert Befehle, und ſahſt dich in der Folge gezwungen, ſie entweder einzuſchränken, oder als nicht gegeben anzuſehen, oder gar zurücke zu nehmen, das allemal ſchadet.

Die Niederländer, die ganz von der reichen Geiſtlichkeit des Landes beherrſcht wurden, wollteſt du durch beſſere Bildung ihrer Geiſtlichen aufklären — aber ſie wollten nicht aufgeklärt ſeyn! Die Klöſter befanden ſich bei dem alten Schlendrian und bei ihrer ſteifen Scholaſtik zu wohl. Die Wohlthat, die du ihnen erweiſen wollteſt, raubte dir ihre Herzen, und machte ſie auch gegen deine andere Entwürfe widerſpenſtiger.

Denn als du den groſſen Entwurf faßteſt, deine ganze Monarchie nach Einem Plane, nach einerlei Staatsgeſetzen zu beherrſchen — o! wie ſehr vergaßeſt du hier, daß der Niederländer und der Ungar ſeine Verfaſſung zu ſehr liebt, um ſie ſich rauben zu laſſen! — wie ſehr, daß ein Volk an der untern Donau, ohne Induſtrie und beim Beſitze groſſer Landgüter, ganz anders beherrſcht ſeyn will, als der Brabanter bei ſeinen Fabriken — daß der Mailänder den Befehlen der Teutſchen ſich mit weit mehrerem Widerwillen unterwirft, als der beugſame Oeſterreicher! Daß überhaupt jedes Klima, ſo wie es andere Sitten und Denkungsart hervorbringt, auch anders beherrſcht ſeyn will!

Auch war dein Projekt, deine Staaten von allen Seiten zu ründen, und vor fremdem Einfluße zu bewah-

ren

ren — ein schöner Gedanke, der nur den einzigen Fehler hat, daß er nicht so leicht ausführbar ist, wenigstens nicht in Einer Regierung, wie du zu glauben scheinst: es ist oft größere Weisheit, die Ausführung eines Plans seinen Nachfolgern vorzuzeichnen und vorzubereiten, als sie selbst zu unternehmen! es ist größere Weisheit, nur nach und nach, nur unvermerkt, die Ausführung einer Sache versuchen, als sie gerade in einer bestimmten Zeit und mit Gewalt ausgeführt sehen zu wollen! Durch diese deine Rundungsversuche beleidigtest du die Venetianer, die Türken, das teutsche Reich, die Holländer, Frankreich, ganz Europa! Hättest du den Entwurf, Baiern mit deinen Staaten zu vereinigen, nicht so eifrig betrieben, wohl wäre der Fürstenbund nicht gestiftet worden.

Und ließest du dich, um diese Projekte auszuführen, nicht zu Ungerechtigkeiten verleiten? Wie treulich hatten die Holländer deinem Hause in dem Spanischen Kriege sind nach dem Tode deines Großvaters beigestanden? und doch wolltest du ihnen entreißen, was durch den feierlichsten aller Friedensschlüsse, dem Münsterschen, ihnen eingeräumt war! Im vollen Frieden traten dir die Türken die Bukowine ab, und doch wolltest du ihnen noch mehrere Länder entreißen — ihnen, die so edel gegen deine Mutter im siebenjährigen Kriege handelten! In dem Kriege des Sultans mit den Russen warst du zu nicht mehr, als der traktatenmäßigen Hülfe verbunden, und ließest deine ganze Macht ins Feld rücken, um desto vortheilhaftere Friedensbedingungen zu erhalten. Denn daß nach dem ersten Feldzuge die ganze Europäische Türkei nicht zwischen dir und Rußland getheilt werden würde, wer zweifelte daran in Wien und Petersburg? Ja, was kein Chatelet auswaschen kann, das doch einen

Orleans

Orleans und Mirabeau reinigt, erlaubteß dir den Flekken in deiner Regierung, Belgrad vor Erklärung des Kriegs überrumpeln zu wollen! — mehrere Vorwürfe würde ich dir über diesen Punkt machen. Aber ich sehe, was du fühlst. Auch bist du schon durch die Folgen gestraft. Ein Theil deiner Länder wurde schröklich verwüstet, deine Soldaten starben in Lazareten, wie Fliegen, und der Feldzug in Ungarn ist wohl die nähere Quelle deines eigenen Todes! Ungarn ist ein tükisches Land — das Grab der Teutschen, wie Italien der Franzosen!

Allen Handel wolltest du nur in den Umfang deiner Staaten einschliessen — ein sonderbarer Entwurf für Länder, die nicht von der übrigen Welt abgeschnitten sind! War die Folge davon dir nicht bald sichtbar, daß dadurch die Monopolien begünstigt werden, und deine Unterthanen alles theurer bezalen mußten, und doch schlechtere Waaren erhielten? Verbindung der Nationen ist der große Vortheil des Handels, und seine Seele die Konkurrenz. Wer die Waaren am wohlfeilsten giebt, und am besten verfertigt, hat den größten Zulauf. Hättest du also solche Maasregeln genommen, daß die Fabrikanten deiner Staaten alles wohlfeiler liefern konnten, was doch gut gewesen wäre, dann hätte sich der Handel mit den Auswärtigen von selbst eingeschränkt. — Vollends jene eingeführten Waaren der Fremden zu verbrennen und zu zertrümmern, war Affektation. Da gabst ja einmal einige tausend Bouteillen Tokaier in die Lazarete. Konntest du nicht auch die Kontrebande verkaufen, und das Geld dafür entweder für gute Stiftungen verwenden, oder dem unglüklichen Kaufmanne damit aufhelfen, oder eine neue Manufaktur damit unterstützen? Ach! Joseph! wie sehr wurdest du irre geführt!

Auch der neue Gesezgeber deiner Staaten wolltest du werden. Dein Kodex hat freilich nicht die Korpulenz von andern. Aber wie viele Erklärungen machte er nöthig! wie oft war die Strafe dem Verbrechen nicht gemäß! Du wolltest die Menschheit durch Aufhebung mancher Todesstrafe ehren, und schändetest sie durch Strafen, die härter als der schmerzhafteste Tod — die ein, alle Tage erneuerter, Tod sind!

Du sezest über deinen Augarten die herrliche Inschrift:

Dem Vergnügen des Volks
gewidmet
von seinem Schözer!

Ein Dorn in den Augen deines stolzen Adels, der glaubte, alle Vergnügungsorte und Spaziergänge seien nur für hochadeliche Füße! Du hobst die Leibeigenschaft auf — eine edle That, die deinem Namen in allen Jahrhunderten Ehre bringen wird. Du nahmst in deine Staaten auf, wer einen Gott glaubte, und ob auf Lutherische oder Kalvinische Art ihn verehrte. Aber wie konntest du, der Menschenfreund, deine Unterthanen an den Erdschollen feßeln, wenn sie einmal in deinen Gränzen waren, und die Auswanderung verbieten? Halten die Gränzwachen, die ein Land umgeben, den Unterthan von der Auswanderung zurüke, oder ists die Liebe zum Regenten, die den Bürger an seinen Grund und Boden beftet? Mit der einen Hand lösest du Sklaven die Fesel, und mit der andern legest du sie freien Bürgern wiederum an!

O Joseph! Joseph! welche Widersprüche! die Nachwelt wird dich wegen manches Guten loben, das du

auf-

ausführteſt — du, in deſſen Hauſe Bigoterie gleichſam erblich war, an deſſen Hofe ſonſten Beichtväter und Günſtlinge regierten, du blikteſt heller, als alle, durch die Nacht des Aberglaubens und den Nebel der Vorurtheile. Um in Wien verboten zu werden, durfte ein Buch nur eine entfernte Anſpielung auf die herrſchende Kirche oder die Pfaffen enthalten. Du erlaubteſt den Druk mancher Schrift, die wenige Jahre zuvor den Verfaſſer den geraden Weg nach dem Spilberge oder auf die Schandbühne geführt hätte. Du glaubteſt, daß die Juden einſt Menſchen werden können. Du haſt manches Neſt des Müßigganas und der Volksläuſchung durch Aufhebung vieler unnüzen Klöſter zerſtört. Du haſt deiner Dienerſchaft jenes berühmte Cirkular zugeſchikt, das ein Meiſterſtük iſt. Du ehrteſt deine Mutterſprache, und zogſt ſie dem Geklingel der ausländiſchen vor. Du wollteſt nicht zugeben, daß ein fremder Fürſt jenſeits der Alpen in Religionsſachen über Teutſchland herrſchen ſolle. Alles dieſes haſt du gethan — und doch wird dich die Nachwelt, die dir das Falſche einiger deiner Projekte um des ausgeführten Guten willen verzeiht, dich noch mehr wegen deſſen loben, was du thun wollteſt.

Ja, Joſeph! ob gleich viele deiner Entwürfe ſcheiterten, ſind ſie doch nicht verloren. Noch liegen ſie, als Saamenkorn in der Erde, und werden Früchte bringen. Dein Fehler war nur, daß du dieſe Früchte ſelbſt ſchon ſehen wollteſt, und die Zeit der Reife war doch nicht gekommen!

Ueberhaupt ſoll ich mein Urtheil von dir im Ganzen ſagen? Abgerechnet einige politiſche Handlungen, die du izt ſelbſt nicht mehr entſchuldigſt, warſt du mehr

unglüklich, als tadelnswürdig — der unglüklichste Mann deines Reichs! Von fast allen, die dich unterstüzen sollten, verlaßen, standst du allein auf deinem lichteren Hügel. Die Wohlthaten, die du manchen deiner Unterthanen erweisen wolltest, sahen sie als Drükungen an. Deine Voreltern stürzten durch schlechte Finanzwirthschaft den Staat in Schulden, und deine gute Mutter verschwendete Pensionen an Frömmlinge. Du mußtest beßere Ordnung einführen, und einschränken, und dieses räubte dir die Liebe von tausend deinen Unterthanen. — Wärst du ein Jahrhundert später erschienen, dann hättest du zwar nicht das Verdienst, der erste aufgeklärte Habsburger gewesen zu seyn, aber glüklicher regiert. Die Streiche des Unglüks, die dir deine lezten Stunden noch verbitterten, müßen Mitleiden gegen dich erregen, und die Strenge des Urtheils der Nachwelt mildern. Endlich verdient auch der Muth, mit dem du starbst, unsere volle Bewunderung. Denn wie schwer wäre tausend anderen der Tod geworden, der dir nichts zeigte, als den Prospekt in unausgeführte Entwürfe, gescheiterte Plane und ein schiefes Urtheil der Nachwelt?

Nun bist du bei uns! Ruhe izt! Vergiß, was dir mißlang, und freue dich des Guten, was du wirklich stiftetest — auch des Guten, daß deine Regierung vielen Fürsten izziger und künftiger Zeiten lehrreich durch die Warnung seyn wird, die sie ihnen giebt."

Nach geendigter Rede führte der Censor, begleitet vom ganzen Volke, den neuangekommenen Kaiser in den für ihn zubereiteten Palaßt. Auch wir gingen mit. Joseph bemerkte uns, als Fremde, und unterhielt sich mit uns eine Zeitlang. Er sagte uns: der Censor hat mehr

wahr geredt. Ist wenn ich noch einmal zu regieren hätte, würde ich theils andere Plane machen, theils die guten anders und durch andere Leute auszuführen suchen. Es ist vorbei, und, wenn man nicht kan, was man will, muß man sich begnügen, das gethan zu haben, was die Umstände erlaubten, die nicht von uns abhängen.“

Diese Worte machten Joseph in unsern Augen groß, und mit einer Art von Wehmuth nahmen wir Abschied von ihm, um unsere Reise fortzusezen.

Zehntes Kapitel.

Eudämonneſos — Schilderung derſelben — Wiclef, Tauler ꝛc. und Spener — Heinrich und Sully — Searron und Maintenon — Don Carlos und Iſabella — Coſlom und Cook.

Bereits ſchwebten wir — wer weiß, wie lange? — in den Lüften, und keine neue Inſel wollte ſich unſern Augen darſtellen, ſo daß wir wirklich dachten: alle Entdekungen ſeien erſchöpft, und für uns nichts mehr übrig, als den Rükweg nach Hauſe zu ſuchen. Auf einmal, da alle Hofnung verſchwunden ſchien, rief einer der Ruderer: Land! und zeigte uns in der Ferne eine Inſel, von der es kein Wunder war, daß wir ſie nicht eher geſehen hatten. Den ſie ſchwebte, nur wie ein leichtes Wölkchen, in den Lüften, und war die kleinſte aller Inſeln, die wir auf unſerer ganzen Reiſe entdekt haben.

Als wir ſie endlich erreichten, und uns eben darauf niederlaßen wollten, rief man uns durch eine Sprachröhre zu: Hier werde niemanden geſtattet, auszuſteigen, als wer einen Paß von der Göttin der wahren Philoſophie habe.

Wer iſt dieſe? frugen wir.

„Woher kommt ihr denn?"

Aus dem Planeten, den man Erde nennt!

„Und ihr könnt fragen, welches die Göttin der wahren Philoſophie iſt! Kennt ihr nicht die Muſarion?

Wenn

Wenn euch dieſe für fähig hält, in Eudämonneſos *) ausſteigen zu dörfen, ſo ſeid willkommen. Wo nicht, ſo iſts höchſtens Einem von euch erlaubt, euch in unſerm Lande ein wenig umzuſehen."

Einen Paß von Muſarion hatten wir freilich nicht. Wer ſollte nun der Glükliche ſeyn, dem, Eudämonneſos zu ſehen vergönnt war? das Loos ſollte entſcheiden, und war mir, dem Urheber der Reiſe, günſtig. Wir näherten uns nun dem Lande ſo tief, daß die Einwohner uns einen Strik zu werfen konnten, und ich glitſcht an demſelben in Eudämonneſos hinab.

O welche ſelige Gefilde! — Doch was verſuche ich eine Schilderung, da mein Freund, Blumauer, ſie ſchon gegeben hat? **)

Das Waſſer war hier Milchkaffee,
Das Erdreich Chokolade,
Gefrornes aller Art der Schnee,
Die Seen Limonade,
Die Raſen lauter Thymian,
Die Berge Zukerhüt', und dran
Die Felſen Zukerkandel.

Champagner, Sekt und Meth ſah man
Aus den Caſcaden ſchäumen,
Es wuchſen Torten, Marzipan
Und Krapfen auf den Bäumen,
Die Flüße führten Wein und Bier,
Und Maulwurfshügel waren hier
Die köſtlichſten Paſteten. —

*) Inſel der Glüklichen.
**) Sechſter Geſ. der Aeneide, S. 142.

Da schmauchet Solon, Wilhelm Penn,
Konfuz und Zoroaster,
Nebst Montesquieu, beim himmlischen
Bierkrug, ihr Pfeifchen Knaster.
Gebraten kömmt hier der Fasan,
Gespikt läuft da der Has' heran,
Und sieht, ihn zu tranchieren.

Hier herrscht ewige Einigkeit. Das erste Gesez, das jeder beobachtet, ist; die Schwachheiten des andern zu dulden, an jedem nur das Gute zu suchen, und zu finden, zu geniessen, was man kan, nicht zu missen, was nicht vergönnt ist, und sich von allen Seiten das Leben auf das allerangenehmste zu machen. Seelige Gefilde!

Gleich der Anblik der ersten Gesellschaft der Glüklichen war mir recht erfreulich. Im vertrauten Zirkel sazen beisammen Wiclef, Tauler, Peter Wald, Berengar von Tours, Gerson, Thomas von Kempen, Savanarola, Jansenius, Quesnell, Arnd und Spener.

Wir haben den Päpsten und den gleisnerischen Mönchen doch warm gemacht, sprach **Wiclef**.

„Aber sie uns auch, antwortete Savanarola.

Je nun, sagte **Wald**, das war vorübergehend, lieber Savanarola. Aber dauernd blieb der Eindruk, den wir dadurch auf Zeitgenossen und Nachwelt machten, daß wir die Blössen des römischen Stuls entdekten, und die Menschen Wahrheiten lehrten, die er ihnen entziehen wollte. Die Bibel, die doch die Quelle unserer Religion ist, nicht lesen dörfen: Es ist gleich unglaublich-

wie

wie jemand auf den abgeſchmatten Gedanken kommen, ſie zu verbieten, als wie es Dümmlinge geben konnte, die ſie ſich verbieten ließen!

Das macht, erwiederte **Janſenius**, weils die Bibel klar ſagt, zum wahren Chriſtenthume gehöre Beßerung des Herzens. Nicht wahr, Bruder **Arnd**?

„Religion des Herzens iſt freilich beßer, als Mechanismus der Religion. — Wenn ich euch ſo anſehe, meine Brüder! ſo erſcheint ihr mir als die lebendige Geſchichte, wie die Wahrheit von Jahrhundert zu Jahrhundert ſich fortpflanzte, und eben ſo in Böhmen ſprach, wie in England. Was **Janſenius** und **Quesnell**, für ihre Glaubensbrüder waren, ſind **Speners** und meine Schriften für die Proteſtanten. — Doch da kömmt unſer gute Sokrates, der auch von ſeinen Zeitgenoßen mißverſtanden wurde!"

Die innigſte Freude war mirs, dieſe großen Männer, deren jeder Einfluß auf ſein Zeitalter hatte, beiſammen zu ſehen. Herze und Augen weidete ich anihrem Anblike, und bedauerte nur, daß mir die Zeit des Aufenthalts ſo kärglich zugemeßen, und ich alſo gezwungen war, weiter zu gehen, um auch noch andere Merkwürdigkeiten in **Eudämonneſos** zu ſehen. —

Zwei Männer freien, heitern Bliks ſchlenderten nicht weit davon, Arm in Arm geſchlungen, über eine ſchöne Wieſe hin. Spener, ein menſchenfreundlicher, leutſeliger Mann, der mich aus Gefälligkeit begleitete, ſagte mir: es ſeien **Heinrich** und ſein **Sully**.

„Dieses einzige Paar seiner Art, das den Saz zu widerlegen scheint, daß Fürsten keinen Freund haben können?“

Ja, es ist aber auch ein so äußerst seltener Fall, wenn ein Heinrich einen Sully, und ein Sully einen Heinrich findet, wenn dieser jenen nicht mißkennt, da er seinen schimpflichen Ehekontrakt zerreißt, und jener diesem verzeiht, so oft Hize ihn zu weit führte, daß dieses Paar mehr eine Ausnahme von der Regel zu seyn, als sie umzustossen scheint. Doch kan eher ein Heinrich einen Sully finden, wenn er ernstlich will, als umgekehrt.

„Aber welch' ein possierliches Paar dorten? eine hübsche, stattliche Frau und ein gichtbrüchischer Mensch!“

Es ist Scarron und die Maintenon! Nach ihrem Tode wurde ihr die Wahl gelaßen, ob sie zu Ludwig dem 14. ihrem zweiten Gatten, oder zu Scarron, dem ersten, sich begeben wollte, und sie wählte diesen.

„Nun so ist sie nach dem Tode geschieden gewesen, als im Leben. Da warf sie sich in die steife Lebensart des Hofs hinein, machte Ränke, um ihren König immer nach ihren ehrgeizigen Absichten zu lenken, duldete vieles, hatte wohl wenige vergnügte Augenblicke, selbst, da ihr Ehrgeiz befriedigt war, und wünschte sich gewis oft jene kleine Abendeßen zurük, die der kränklichste Mann in Paris durch seinen muntern Wiz und seine scherzhafte Laune erheiterte.“

Das hat die Wahl nach ihrem Tode bewiesen! — aber, horche!

„Hier

„Hier will ich ewig keinen!
„Auf dieſem Plaz will ich verzaubert liegen,
„In dieſer Stellung angewurzelt!"

„Wer ſpricht dieß?"

Wäre es möglich, daß ein Bewohner von Eudämoneſos glüklicher ſeyn könnte, als der andere, ſo würde ich ſagen: das glüklichſte Paar der ganzen Inſel wohne in dieſer Laube von Jeſmin und Roſen. Du wirſts auch nicht widerſprechen, wenn ich dir ſage: es ſeie Don Carlos und Iſabelle von Spanien:

„Dachte ichs doch! Denn die Verſe waren mir aus einem Meiſterſtüke meiner Nation bekannt. Aber wer iſt der grämliche Menſch hinter der Laube, der ſich die Finger halb zernagt?"

Dies iſt das einzige, was dem Glüklichen, ſo ganz für einander geſchaffenen, Paare unangenehm ſeyn wird, daß Philipp ſie von Zeit zu Zeit beſuchen muß. So wills der gerechte Wille des Schikſals, daß der Mann geſtraft werde, deßen Herz nichts von Menſchlichkeit fühlte, und der dieſen ſchönen Bund ſo grauſam zerriß.

„Ha! nun weiß ich mirs zu erklären. Schon einmal fand ich dieſen Unmenſchen auf meinen Reiſen *). Hieher alſo muß er, wenn er den Heidelbergerkatechismus gelernt hat?"

Im Fortgehen erzählte ich dem lieben Spener die Geſchichte. Sein gutes Herze ließ ihn den König bedauern, den Intoleranz zum Tyrannen machte, und er ſez-

*) S. das dritte Buch, Kap. 3.

sezte hinzu: noch mehrere unglüklich-liebende seien in Eudämonneſos, und alle werden dahin verſezt, denen die Menſchen auf dem Planeten, Erde, ohne ihre Schuld, übel begegneten, und deren Verdienſte mißkannt, gar mit Undanke belohnt worden, und die alſo nicht ſo glüklich geweſen ſeien, als ſie ſeyn ſollten. Doch die Zeit der Erlaubnis für dich wird zu Ende gehen. Hier durch einen kleinen Fußpfad will ich dich in die Nachbarſchaft deines Luftfahrzeugs zurüke bringen.

Als wir uns ihm näherten, fanden wir zwei Männer, die es mit den ſchärfſten Bliken unterſuchten, und, wie ich aus ihren Mienen und dem Händeſpiele ſchloß, höchlich bewunderten.

Ja — fieng der eine zum andern an — ſo ein Fahrzeug hätten wir haben ſollen, Bruder **Cook**. Wie viel' mehrere Entdekungen hätten wir gemacht!

Freilich, **Colom**, antwortete Cook. Aber laß uns zufrieden ſeyn mit dem, was wir thaten.

Dieſer, Colom? ſprach ich bei mir ſelbſt — jener, Cook? und freuete mich recht ſehr, dem Colom die Nachricht geben zu können, daß ſeine Nachkommen nach drittehalb hundert Jahren einen Proceß gewonnen hatten, deſſen Dauer ihnen bisher die Früchte ſeiner großen Arbeiten vorenthielt, und deſſen Endigung ſie ihnen nun gewährte.

Hats — ſprach Colom — ſo viele Zeit gedauert, bis die Richter in Spanien einſahen, ob ich Belohnung verdiente, oder nicht?

„Die

„Die Gerechtigkeit geht den Gang einer Schnecke, und man muß zufrieden seyn, wenn sie ihr Ziel endlich erreicht."

Aber sagt mir, was habt ihr da für ein sonderbares Fahrzeug, das mein Freund Cook schon so lange betrachtet?

„Es ist ein Luftschiff!"

Mit dem man also sich in höhere Regionen schwingen kan?

„Wir haben schon über ein Duzend neue Welten entdekt, von denen weder du noch Cook träumten!"

Glükliche Menschen! so übersteigt ja euer Ruhm den unsrigen weit!

„Traut Ihr uns so wenig Bescheidenheit zu?"

Aber welcher Nation dankt denn die Welt diese neue Erfindung? auch der Deutschen, die so vieles erfand?

Als ob meine Landsleute, fiel Cook voll Nationalstolz ein, nicht auch vieles entdekt hätten!

„Nein! Der Franzöſiſchen, durch Entdekung einer neuen Luftart!"

Sehr paßend, rief Cook, daß die luſtigſte Nation eine Entdekung neuer Luftarten machte!

„Sie ist doch nicht ganz so windig, als du zu glauben scheinst — diese neue Erfindung. Denn wer weiß, was

was für Nuzen sie gewährt. Das Gebiete der Physik hat sie schon erweitert, und ohne sie hätten auch wir unsere außerordentliche Reise nicht gemacht."

Ich gestehe, antwortete Cook, daß ich diesmal Unrecht hatte. Aber wie heißt denn der große Erfinder?

„Ob er um dieser Erfindung willen den Namen des Großen verdient, ist nicht gerade entschieden. Er machte sie, wie die meisten Entdekungen gemacht wurden, durch Zufall, und heißt **Montgolfier**."

Ich erzählte den beiden Entdekern, was ich von der Erfindung, den bisher gemachten Luftfarthen eines **Blanchard** und anderer, besonders der Reise über den Kanal, wußte. Sie erstaunten, besonders Colom, begleiteten mich alsdann bis zu dem Plaze, wo ich durch einen Strik in unser Fahrzeug wieder hinaufgezogen wurde, und beobachteten, was möglich war, aufs genauste. Auch bemerkten wir, daß beide uns nachblikten, bis sie uns nicht mehr sehen konnten. Denn lange sahen wir sie mit Fernröhren auf einem Hügel stehen. Aber eine plözliche Erscheinung zog unsere Aufmerksamkeit von ihnen ab.

Eilftes Kapitel.

Eine kryſtallene Inſel — Geſtalt und Verfaſſung der Tatarei — Indiens — von Paris — Amerika — Südindien im J. 2001. — neue politiſche Grundſäze — eine außerordentliche Volkswanderung.

Es kam nämlich ein ganz durchſichtiger Körper durch die Lüfte uns entgegen geſchwommen, der uns in Erſtaunen und Verlegenheit ſezte — in Erſtaunen, weil er ſo groß war, als die Inſel Celebes — man denke ſich eine kryſtallene Inſel in dieſer Größe — und in Verlegenheit, weil wir fürchten mußten, ſie ſtöße uns an, und über den Haufen.

Doch wer ſchon ſo ungeheuere Reiſen gemacht, und ſich in ſo vielen Fährlichkeiten geſehen hat, iſt ſchneller entſchloßen bei jeder neuen Erſcheinung, als wer alle Tage die nämlichen Bilder vor ſich ſieht. Wir ſtemmten der ſchwimmenden Kryſtallinſel unſere Ruder mit allen Kräften entgegen. Es gelang uns, ſie nicht nur aufzuhalten — denn ſie war wirklich leichter, als man von ihrer Maße glauben ſollte — ſondern wir knüpften ſie ſo gar an unſer Luftſchif feſte. Ja unſern guten **Bopfinger**, *) der noch nichts dergleichen an der Thüre einer Wirthsſtube auf ſeinen Wanderſchaften geſehen hatte, wandelte gar die Luſt an auszuſteigen, und auf dem Kryſtallkörper herum zu gehen. Wir lachten über den neuen Schwabenſtreich, indeßen wir im Herzen ſeinen Muth bewunderten, und nicht ganz abgeneigt waren, zu glauben, das Vorurtheil von der Dumm-

*) B. 3. Kap. 2.

Dummheit der Schwaben komme, wie jüngst jemand behauptete, daher, daß sie **Muths genug haben, hinzugehen, wo ein anderer so klug ist, zurüke zu bleiben**, und daher in allen Zeiten sichs zur Bedingung machten, und auch immer die Ehre hatten, den Hauptangriff thun zu dörfen, daher sie oft freilich, wie bei Lyeka, mit blutigen Köpfen heim kamen.

Weils der Bopfinger nicht anders haben wollte, liessen wir ihn auf den Krystallkörper hinab, doch daß wir ihn mit Stricken um den Leib fest hielten. Dieser Gedanke war seine Rettung. Denn beim zwölften Schritte glitsche er so aus, daß er bis an den Rand rutschte, und wenigstens hundert Jahre lang gefallen wäre, bis er ein festes Land erreicht hätte.

„Nun will ich mir wohl helfen — sagte er, als wir ihn wieder ins Schiff gezogen hatten — gebt mir von dem Papiere, worauf die schöne Gedichte gedrukt sind." Er meinte die „**im Geschmake Grecourts.**" Nun rieb er sich die Schuhe damit, wie man sie zum Tanze auf einem schlüpfrigen Boden sonsten mit Kreide zu reiben pflegt, und nun wurden seine Sohlen so **klebrig**, daß er ohne die geringste Gefahr auf dem Krystallkörper fortwanderte, und recht seine Lust hatte, durch denselben hinab in die unten vorbeifliegende Welten zu sehen. Auf einmal fieng er an, den Hut zu schwenken, mit den Armen zu winken, und alle die Geberden zu machen, die gewöhnlich sind, wenn man jemand aus der Ferne zu einem neuen und unerwartete Schauspiele auffruft. Mit Zittern wagten wirs, seinem Aufrufe zu folgen, schmierten uns auch die Schuhe mit den Grecourtischen Gedichten, und wanderten so sicher bis zu ihm hin.

Fol-

Folget mir nun, ihr Muſen! die ihr den Olympus bewohnet!
Denn Göttinnen ſeid ihr, ſeid überall, wiſſet auch alles,
Was iſt gegenwärtig, und künftig, und was iſt vergangen!

Ja, ſo fühlten wir uns gedrungen, die Muſen aufzurufen, um uns beſchreiben zu helfen, was wir ſahen, wiewol wir uns beſcheiden müßen, daß, bei all' ihrem Einfluße, unſere Schilderung das Außerordentliche und Große der Erſcheinung doch nicht erreichen wird. —

Mitten auf dem Kryſtallkörper war eine kleine Erhöhung in Form einer Linſe geſchliffen, durch die man unſern ganzen Planeten ſo deutlich und ſo nahe vor ſich liegen ſahe, daß wir nicht nur jedes Dorf in allen Welttheilen, ſondern ſelbſt jeden Hof zählen konnten. Wir ſetzten uns alle um die Linſe herum, und ich vertheilte die Arbeit unter meine Reiſegefährten, indem ich jedem ein Land zu zälen anwieß. So wichtig unſere übrigen Entdeckungen auch ſeyn mögen, ſo wird immer der gröſte Nutzen, den die Welt von unſerer Reiſe hat, dieſer ſeyn: daß wir durch die litterariſchen Schätze, die wir geſammelt haben, nun im Stande ſind, alle Geographien und Staatiſtiken aller Länder und Reiche zu berichtigen, und von jedem nicht nur die Zahl der Feuerſtellen, ſondern auch der Einwohner bis auf die kleinſten Kinder in der Wiege anzugeben!

Mit dieſer Richtigung der Geographie unſers Planeten beſchäftigten wir uns, bis wir gerade nur ſo viel Zeit übrig hatten, unſer Luftſchiff noch vor Anbruche der Nacht zu erreichen. Mit dem früheſten Morgen eilten wir wieder nach dem Plaze, um unſere Rechnun-

gen aufs neue zu überſehen, und in dieſelben einzutragen, was die Nacht über geboren oder geſtorben war. Aber wie erſtaunten wir, als ſtatt der geſtrigen, eine andere Linſe fanden, durch die wir keinen einzigen der fünf Welttheile in dem Zuſtande und in der Verfaſſung fanden, die wir geſtern aufgezeichnet hatten. Es kam uns vor, wie wenn die Geſchichte des Planeten, Erde, einige Jahrhunderte fortgerükt wäre, und unſere neue Linſe uns den Zuſtand der Welt zeigte, wie er mit der Zeit ſeyn wird.

Damit nun unſere Leſer in den Stand geſezt werden, zu urtheilen, ob ſie dieſe Linſe auch für eine Art von prophetiſchem Glaſe halten? wollen wir beſchreiben, was wir ſahen. Welches höhere Weſen aber es war, das ſtatt der geſtrigen, die neue Linſe unterſchob, das zu beſtimmen, ſind wir mit uns ſelbſt nicht einig.

Wir fangen an der öſtlichen Küſte Aſiens an, und wandern gegen Norden.

Die Sineſer ſcheinen aus der Ohnmacht, in der die Tataren ſie hielten, erwacht, und ihr Land wieder erobert zu haben. Wenigſtens bemerkten wir, daß izt die Tataren ein großes eigenes Reich, nördlich von der Sineſiſchen Mauer, hatten, das der Lenafluß begränzte.

Vom Lena bis an den Obj war wieder ein beſonderer Staat, ſo wie von dieſem bis an die Wolga. Da wir durch unſere Linſe bis an die Länder hin, die unter uns lagen, ſo nahe verſezt wurden, daß wir, unſerer Einbildung und dem Anſcheine nach, die Leute bei den Haaren ergreifen konnten, ſo wars uns auch möglich, aus ihren Büchern und in ihren Archiven die Geſchichte

des Landes zu ersehen, was nämlich seit dem J. 1789 bis zu dem Zeitpunkte, den uns die prophetische Linse zeigte, mit ihnen vorgegangen war. Dieser Umstand erklärt auch alles übrige, was wir von der Zwischengeschichte der anderen Völker erzählen werden.

Was also die sogenannte große Tatarei betrift, die ehemals fast ganz Rußlands Scepter unterworfen war, so ist sie izt davon getrennt, und unter mehrere Herren vertheilt. Als nämlich jene Gegenden anfengen, bevölkerter zu werden, wurde es für Rußland um so schwerer, sie im Zaume zu erhalten, da mit der Residenz der Mittelpunkt des Reichs an die äußerste nordwestliche Spitze des Reichs hinausgerükt worden war. Peter der große dachte also nicht daran, daß er durch sein Petersburg, das er den Schweden entgegen sezte, seinen Nachkommen den Besiz der großen Asiatischen Provinzen entziehen würde. Ein Statthalter in Sibirien benuzte den Zeitpunkt, da Rußland einst sich in einen Krieg verwickelt hatte, um sein Ansehen in den Angelegenheiten des südwestlichen Europa's zu behaupten, erklärte sich unabhängig, kämpfte mehrere Jahre mit abwechselndem Erfolge, behauptete sich endlich, von den Feinden Rußlands unterstüzt, und fand Nachfolger. So müssen übergroße Staaten mit zunehmender Bevölkerung in kleinere zerfallen! —

Als unsere Augen hierauf in die südlichen Gegenden Asiens, besonders in die zwei Halbinseln sich senkten, wunderten wir uns sehr, weder Engländer noch Franzosen am Ganges, noch Holländer in Java zu erblicken. Alle diese unnatürlichen Anstrengungen kleiner Reiche in Europa, solche ungeheuere, drei und mehreremal größere, Strecken Landes in andern Welttheilen in Un-

-terwürfigkeit zu erhalten, erſchlaffen zulezt. Die vorher feigen Hindoſtaner lernten die Europäiſche Kriegskunſt, halfen anfangs den Engländern und Franzoſen ihre eigenen Landsleute unterjochen, erwachten endlich zu einem allgemeinen Nationalbunde gegen die Europäer, und vertrieben dieſe um ſo leichter aus ihrem Welttheile, da ſie ſich vorher in gegenſeitigen Kriegen erſchöpft hatten. Erſt ſchwächten ſich die Handelsnationen im Streite, wer am mächtigſten ſeyn ſollte in Hindoſtan, und nun hat keine eine Spanne dieſes Landes mehr! Welche veränderte Geſtalt Aſiens!

Auch die Türken ſind klüger geworden, haben von den Chriſten Kriegszucht, Taktik und Ingenieurie gelernt, daß nun Rußland ſie nicht mehr ſo ſchulmeiſtern, und ihnen mitten im Frieden nehmen kann, wie und was es will.

Bei den Fürſten Europens bemerkte ich nicht mehr jene Eiferſucht, die ſeit Ludwigs des 11. Zeiten ſo viele Kriege erregt hat. Die Wagſchaale dieſes Welttheils hat ſich gleichſam von ſelbſt, oder vielmehr durch die große Lehrerin, Erfahrung, ins Gleichgewicht geſenkt. Jeder Regente ſucht izt mehr zu erhalten, und blühend zu machen, was er hat, als zu erobern, was er gerne haben möchte. Ausſchließender Handel, Monopolien, verbotene Waaren, Oberherrſchaft auf dem Meere ꝛc. ſind Hirngeſpinnſte, und man lacht izt, wie man ehemals für einen neuen Handelszweig einen Krieg führen konnte, der den Flor des alten zerſtörte.

Lange ſuchten wir durch unſer prophetiſches Glas Paris; aber dieſes war zu einer Mittelſtadt herabgeſunken, weil man endlich einſahe, daß ſolche Ungeheuer

von

von Städten eben ſo politiſch-unnatürlich ſind, als ein Rieſe in der phyſiſchen Welt. Man ſchikte daher einige hunderttauſende von Pflaſtertretern, Müßiggängern und Wollüſtlingen in die unangebaute Gegenden von Bretagne und in die Gebürge von Languedoc, wo ſie ſchon mit der dritten Generation nüzliche Bürger wurden.

Amerika war in zwei Königreiche vertheilt, in das nördliche und ſüdliche. Die Gränze machte die Natur ſelbſt, an der Meerenge von Panama. In Nordamerika hatte ſich endlich ein ehrgeiziger Kopf auf den Thron geſchwungen, und die ſchöne Demokratie des achtzehnten Jahrhunderts wurde, wie gewöhnlich, und wie natürlich, in eine Monarchie verwandelt, deren Hauptſiz Penſylvanien, als die bevölkertſte Provinz, war. **Seitdem auch die Könige ihre Pflichten kennen und ausüben, iſts kein Unglücke mehr, ſich von Königen beherrſchen zu laſſen, vielmehr Glücke, weil Einer beſſer regieren kann, als ein vielköpfiges Kollegium, vollends gar aus dem Volke zuſammengeſezt.**

Gleich dem nördlichen, hat auch das ſüdliche Amerika die Herrſchaft der Europäer abgeworfen, und einen König über ſich geſezt. Aber wahrſcheinlich müſſen auch beide Amerika einſt, wenn ſie ſtärker bevölkert ſind, in mehrere Reiche zerfallen, wie das ruſſiſche Aſien.

Auch Südindien wurde von den Europäern erſt unterjocht, und zur Handlung genüzt, dann über ſeinen wahren Vortheil aufgeklärt. Die Neuholländer ſahen ein, daß die Engländer nicht kommen, um ſie glüklich zu machen, ſondern alle mögliche Vortheile von ihnen

zu ziehen, und vereinigten sich, ihre bisherigen Herren zu vertreiben.

So sahen wir also auf dem ganzen Planeten, Erde genannt, alles in die natürlichen Gränzen eingeschränkt, die von Gebürgen und großen Flüssen gebildet wurden — jedes Volk mit dem Umfange seines Landes zufrieden, und jedes nur damit beschäftigt, zu nützen, was es hatte. Ueberall fanden wir die glüklichen Wirkungen des neuen, vorher nie erkannten, Grundsazes:

> Daß es besser ist, wenn nur hunderttausende in einem Lande wohnen, die sich ordentlich nähren können, als wenn zweimalhunderttausende sich in das nämliche Land theilen sollen, wo ewige Kollisionen des Interesses entstehen, und daß es besser ist, wenn von jenen hunderttausenden jeder dreihundert Thaler Einkommen hat, als daß tausende von den zweimalhunderttausenden 50000 Thaler Einkünfte haben, und der Rest nur zwanzig bis vierzig.

Nachdem wir nun durch die prophetische Linse des Krystallkörpers alles betrachtet hatten, was wir wollten, begaben wir uns in unser Luftschiff zurücke, gaben der krystallenen Masse einen Stoß, und überließen sie ihrem Schikſale.

Kaum hatten wir zweimal hunderttausend, drei und vierzig und eine halbe Meile zurücke gelegt, als uns ein anderes Luftschiff begegnete. Wie? sollte es Nebenbuhler unsers Ruhms enthalten, die gleich große Entdeckun-

deckungen zu machen entschlossen wären? Wir riefen es an. Sie hielten, und schikten einen mit dem Parachute zu uns. Was ist das für ein Luftschiff? fragen wir — und wen führts? — Es ist der Französische Luftschiffer Blanchard — war die Antwort — der seine ganze Nation zusammengepakt hat, und izt nach einem andern Himmelskörper führt.

Und warum das?

„Die neuen Gesezgeber haben, wie vieles andere, auch das nicht berechnet, daß die Platonneser nach ihrer Umschaffung nicht mehr für ihren Wohnplaz, und ihr Wohnplaz nicht mehr für sie taugte. Als nämlich alle Einwohner zu der konstitutionsmäßigen Größe und Höhe theils gebacken, theils auf der Scheibe gedreht waren, fanden sie, daß ihre Insel für die vergrößerte Anzahl zu klein war. Die Nationalversammlung rief daher ihren Blanchard aus dem Norden, wo er bisher mit seiner französischen Luft sein Glücke gemacht hatte, zurücke, und schloß einen Akkord mit ihm, die ganze Nation für eine gewisse Summe, die sie ihm auch in blankem klingendem — Papiere auszalte, nach der größten aller Sonnen zu führen. Ein so dunkler Erdkörper, wie ein Planete, sein ohnehin für eine so erleuchtete Nation, wo jeder Schuhputzer so aufgeklärt spräche, wie ein Phokion, und der gemeinste Handwerker, wie durch göttliche Erleuchtung, solche Einsichten in Recht und Gerechtigkeit erlangt habe, daß jeder Karrenschieber Friedensrichter werden könne, zu sehr erniedrigend: nur eine Sonne hingegen ein ihrer würdiger Wohnplaz. Als daher die Motion deswegen gemacht wurde, schrie alles, wie einst bei den Kreuzzügen, voll Begeisterung aus: Dieux es wollt! Dieux es wollt! — und in der ganzen Haupt-

stadt war kein Wasserträger, in dem elendesten Winkel kein Zeitungsschreiber, der nicht den Finger Gottes hier eben so deutlich erkannte, als bei dem Duelle des Karl Lameth, bei der Plünderung des Palastes des de la Castries und bei dem Duelle des Schneiders zu Valenciennes mit einem Officier. Blanchard hat also die fünf und zwanzig Millionen Platonneser in das Schiffchen dort gepakt, und sucht nun die ihnen von der Vorsehung seit Erschaffung der Welt bestimmte Sonne, aber nur auf so lange, bis der angehängte Komet bewohnbar wird.

Wir wünschten glückliche Reise, freueten uns für die, das nun leere Platonneser umgebenden, Inseln, daß von dorten keine Aufwiegler mehr zu den Nachbarn geschikt werden, und diese hoffen konnten, ferner in Ruhe zu leben, und setzten unsern eigenen Lauf fort. Der Bopfinger machte die Anmerkung: hätte er die Tollköpfe nicht selbst auf ihrer Insel gesehen, so glaubte er, sie kommen aus dem Sirius. Denn das Gehirn müße ihnen ganz versengt seyn. —

Zwölftes Kapitel.

Sophonneſos — Würde und Amt eines wahren Gelehrten — Kollegia für Könige ꝛc. — Staatsrath — Religionsunterricht und Gottesverehrung — öffentliche Denkmale — Geſpräche in Sophonneſos zwiſchen drei Europäiſchen Sophen.

Als Heinrich der 4. ſeinen Einzug in die bisher rebelliſche Stadt Paris gehalten hatte *), ließ er die Gelehrten, die, durch ſatyriſche Schriften, die Sorbonniſten, die Jeſuiten, die Ligiſten mit ihrem Anführer, Duc de Magenna, und die intolerante Schwärmer überhaupt lächerlich gemacht, dadurch unter dem Volke geſündere Geſinnungen verbreitet, und ſo dem guten Könige den Weg nach ſeiner Hauptſtadt geebnet hatten, zu ſich ins Louvre rufen, und ſprach zu ihnen: Ihr ſeid mir ſehr nüzlich geweſen. Ich danke euch dafür, gegen die Gewohnheit der Könige, denen man **immer dankt**, und **die nie danken**! Durch Lachen habt ihr meine Unterthanen aus ihrem Irrthum zurücke gebracht, und die Theologen führten ſie irre durch Hunger. Die Meiſter der Sorbonne machten ſie zu Narren durch ihre Dekrete, und ihr ſie wieder geſcheid durch euere Spottſchriften. Fahrt fort, **meine Freunde**! mir Dienſte zu thun. In meiner Perſon thut ihr ſie dem Vaterlande. Ihr ſeyd die **denkende Räthe** des Königreichs, und es iſt gut, wenn deren viele ſind. Aber ich gebe euch

*) J. 1594.

keine ordentliche Bestallung zu diesem ehrenvollen Amte. Ihr werdets desto besser und freier verwalten!"

So erhaben und weise sprach Heinrich zu seinen Gelehrten, und bestimmte dadurch den Beruf, das Geschäfte, die Würde und den Nutzen, den dieser Stand dem Staate leistet, für immer! Wie angenehm wird daher Heinrichen die Nachricht gewesen seyn, daß die Befreiung seines Volks vom Despotismus auch großentheils das Werk der Schriftsteller war! Die Verdientesten derselben haben diesen Bestallungsbrief, was sie für den Staat seyn sollen, erhielten ihn aber nicht von den Fürsten, sondern gaben ihn sich selbst. Allein freilich der gröste Theil, die sich als Mitglieder des Standes der Gelehrten ansehen und schreiben, wissen nicht ein Wort davon, und erniedrigen sich deswegen unter die Mächtigen und Vornehmen.

Wie sehr freueten wir uns nun, als wir in Sophonnesos, wohin wir izt kamen, lauter solche Gelehrte fanden, die ihre Bestimmung erfüllen! Schon der erste Auftritt war uns überraschend. Männer mit Kronen und Scepteren, mit Fürstenhüten, Sternen, Tiaren und Ordensbändern, giengen hier, mit Büchern unter dem Arme, in die Schule. Wir bemerkten unter andern Ludwig den vierzehnten, der Chapelains Mädchen von Orleans exponieren mußte, um richtiger darüber urtheilen zu lernen. Herzog Alphons von Ferrara mußte den Ariosto vorlesen, und izt, besser belehrt, bekennen, daß es nicht lauter närrisches Zeug ist, was in seinem rasenden Rolande steht. Dem Grafen Brühl wurden Kollegien über den wahren Geschmak in Künsten gelesen, weil ers an einer Bildsäule seines Königs getadelt hatte, daß ihr kein — Haarbeutel eingeknüpft

war.

war. — Ein teutscher Fürst hat sein Land schon dreißig Jahre nicht mehr gesehen, und noch dazu öffentlich verboten: es solle sich niemand schriftlich an ihn wenden: Schon ist daher der Lehrer ernannt, der ihn, wenn er ihn einst könnt, in den Pflichten eines Regenten unterrichten soll.

Einmal in der Woche versammeln sich die Gelehrten der Insel, prüfen vor ihrem Richterstuhle die Edikte, die Gesetzbücher, die Erzählungen der Historiker auf unserm Planeten, die Deduktionen der Höfe, die Kriegserklärungen — alles, und sprechen ihr Urtheil frei und ohne Menschenfurcht. Wir sind — sprechen sie — die **Archivare der Wahrheit**: wir schützen die **wahren** Rechte der Menschheit. Wir bestrafen die Fürsten, die ihre Pflicht versäumen, oder gar gerade das Gegentheil von dem sind, was sie seyn sollen. Wir sind alle **Aretins**, aber keine cynische, sondern, vor denen die gekrönten Häupter sich fürchten müssen. Wir wiegen die Thorheiten, selbst eines Karls des 5. aber nicht nach güldenen Ketten, sondern nach der Wahrheit, ab. Hören sie uns nicht, so legen wir unser Urtheil nieder, daß die Nachwelt entscheiden kann, die den Großen, der die Wahrheit nicht hören will, oder sie gar verfolgt, aufs strengste richtet. Ja selbst der König unserer Insel muß sich unserm Ausspruche unterwerfen!

Ihr habt also, frugen wir, einen König?

„Den wir selbst gewählt haben — den Würdigsten! aber jeden ersten Tag des Jahrs wird er gerichtet, ob er im vorigen seine Königspflicht erfüllte?"

Und dieses erregt nicht Zank und Streit? — nicht Aufruhr und innerlichen Krieg?

„Unter

„Unter einem ganz philosophischen Volke, wo der Nachtwächter so aufgeklärt ist, als bei euch ein Sully, ohne ein politischer Kannengieser zu seyn? Doch kommt mit uns! Ihr könnt selbst sehen und urtheilen. Es ist heute Session, bei welcher der König unausbleiblich erscheint."

Wirklich kam der König nach kurzer Zeit herangefahren. Wer meint ihr wohl, sprachen unsere Begleiter, daß sein Kutscher ist? — Der vorige König! Er zürnte einmal, als ihm ein Mitglied des Staatsraths freimüthig widersprach, wurde abgesetzt, und muß nun den neuerwählten König führen, damit ihn dieser immer, zum warnenden Beispiele, vor Augen hat. Aber das müssen wir euch dazu sagen: kein Amt, scheine es auch noch so geringe, oder gar entehrend, ist bei uns verachtet. Denn jedes trägt zum Besten des Staats wenigstens etwas bei, und ehrt seinen Mann, wenn er selbst es ehrt!

Wir folgten in den Saal! Schon der erste Blik in demselben flößte Ehrfurcht ein. Unter einem Throne war eine weibliche Bildsäule mit allen Attributen der Hoheit aufgestellt, welche die Majestät der Nation darstellte. Zu ihren Füßen saß der König in einem Lehnstuhle, um ihn herum auf niedrigen Tabourets seine Räthe, die aber nicht die Vollstrecker der königlichen Gewalt, sondern nur Gehülfen des Königs sind, und dem Staate Rechenschaft geben müssen.

Hinter ihm stunden seine Kammerherren, Hofmarschälle und andere, die zu seiner Bedienung gehören. Denn man giebt ihm allen gehörigen Glanz, weil er Ansehen haben muß, um wahrer König seyn zu können, und

und weil das Volk, das seinen Agenten verachtet, sich selbst erniedrigt, und die Vollstreckung der Gesetze zum Spotte macht. Aber sie sind bloß Privatdiener des Königs, und haben keinen Rang, noch weniger den geringsten Einfluß auf Geschäfte.

„So wirds euch — sprachen wir — wunderbar vorkommen, wenn wir euch sagen, daß es Höfe giebt, wo der Kammerherr mehr ist, als der erste Minister und der erste General:"

Sie lachten:

„Aber, frugen wir, was ist das für Frauenzimmer auf der Gallerie umher?"

Die in der Mitte, antworteten sie, ist die Königin. Als seine Frau ist sie freilich die erste Dame des Hofs, aber mehr nicht. Das erlauben die Gesetze nicht. Würde sie sich in Staatssachen mischen, so müßte sich der König von ihr scheiden. Unser itzige König ist sehr glücklich, weil wahre Liebe sie, die ein armes Fräulein war, in seine Arme führte. Ihr seht, wie sie sich durch nichts, als größere Freundlichkeit und Leutseligkeit, vor den andern Damen auszeichnet.

Als wir den Staatsrath verließen, begleiteten uns einige gefällige Männer, um uns noch andere Merkwürdigkeiten ihres Landes zu zeigen. Wir fanden überall, besonders an den Hauptstraßen, Denkmäler verdienter Männer. Unsere Herzen schlugen stärker. Wie sehr muß das zu guten und großen Thaten erwecken — riefen wir aus — daß ihr das Andenken nüzlicher Mitbürger so öffentlich ehrt:

Ohne

Ohne stolz zu seyn, antworteten sie, dürfen wir freilich behaupten, daß unsere öffentliche Denkmäler zweckmäßiger und nüzlicher sind, als die eurigen. Was halt ihr für Monumente? Nur solche, die die Eitelkeit der Fürsten verewigen — wo eine Schlacht verlohren — wo ein Held blieb, und dergleichen. Wären, zum Beispiele, in Pforzheim die Bildsäule eines Reuchlins auf der Hauptstraße — ein Gemälde von den vierhundert patriotischen Pforzheimern in der Kirche — Melanchthons Bild in Bretten ꝛc. aufgestellt: könnte sie wohl ein edlerer Jüngling ansehen, könnte er vorübergehen, ohne daß der Wunsch sein Herze erhübe: auch einst seiner Vaterstadt Ehre zu machen!

„Einem Erasmus hat man aber doch zu Rotterdam, und einem Bürger von Lingelsheim hat der brave Fürst von Baden ein Denkmal errichtet, weil er einen alten Arm des Rheins trocken legte! Und wißt ihr nichts von Leopolds Monumente? von Leibnizens Büste?"

Vier Beispiele! — Aber wie viele hundert andere Bildsäulen und Innschriften stehen unbedeutend da, oder sind gar schädlich! Gäbe jeder wahre Freund der Verdienste jährlich nur einen Thaler, wie weit lehrreicher wären die Reisen der Fremden durch jedes Land — wie kräftig die Aufmunterung für die Einwohner selbst, wenn sie etwan alle tausend Schritte das Monument einer edeln, gemeinnüzigen, menschenfreundlichen Handlung fänden, es habe sie ein Gelehrter oder Landmann gethan!

Als ich nun nach unserer Zurükekunft die Nachrichten von den öffentlichen Denkmälern in Sophonesos in Ordnung brachte, erinnerte ich mich, einen Wunsch, dergleichen

dergleichen möchten überall zur Erweckung und Beförderung des Guten aufgestellt werden, irgendwo gelesen zu haben, und fand ihn wieder. Zum Beweise, daß die Sophen auch in Europa mit den Sophonnesern harmonieren, setze ich die Stelle *) hieher.

„Einem alten Herkommen gemäß, wird der Ort, an dem eine Mordthat vorfiel, mit einem runden Holzhaufen, zu welchem jeder Vorübergehende einen Beitrag durch einige Zweige entrichtet, bezeichnet, und ich fand deren auf der ganzen Straße, die ich durch Polen hielt, überhaupt vierzehen. Dieser fromme Gebrauch, den der Pole als ein verdienstliches Werk betrachtet, hat sein Gutes, hält den Abscheu, den die Erinnerung der Mordthat ins Gedächtniß zurükruft, auf eine sinnliche Art aufrecht, und verdient vor den steinernen Kreuzen, mit welchen man in Teutschland den Ort des Erschlagenen ehedem zu bezeichnen pflegte, den Vorzug. Die Beobachtung dieser Todenopfer, die freilich nicht das Glänzende der Blumenopfer unserer Siegwarte und Werther haben, wird so heilig gehalten, daß ich sie von Personen beiderlei Geschlechts vom Range, durch Auflegung einiger Zweige, die mit einigen Gebetsformeln und Segnungen begleitet waren, vollziehen sah. Schränkte sich der fromme Aberglaube nur auf solche Gebräuche, die die Feier des Andenkens irgend einer guten oder bösen Handlung zum Vorwurfe hätten, ein; so könnte man deren nicht genug haben, nicht genug auf öffentlichen Straßen vor Augen stellen, um die Sinne des Wanderers zu beschäftigen, zum Gefühl und zur Betrachtung zu reizen; und warum sollte man aus, vor Augen gestellten,

Bei-

*) Hammards Reisen durch Oberschlesien ꝛc. Th. I. S. 123. folgg.

Beispielen der Tugend und des Lasters sich nicht den nämlichen Eindruk versprechen, den man von Hegesäulen, auf welchen Handabhauen, Staubbesen und andere exekutorische Strafen mehr, die Uebertretung des Gesetzes bezeichnen, erwartet? Welcher Soldat, Christ und Menschenfreund, steht wohl am Grabe eines Moriz von Sachsen: auf dem Wilhelmsplaz in Berlin, auf dem Schlachtfelde bei Rosbach und Praz ungerührt und zur höchsten Sphäre des Muths, den Tod fürs Vaterland zu sterben, unangefacht? Wer würde nicht auf dem Plaze, wo Gustav bei Lüzen fiel, vom ganzen Gefühle seiner Tugendgröße, durchdrungen, dem Andenken des größten Menschen eine Thräne weinen, wenn es Churſächsischen Ständen — ohne Beleidigung des Hofes und seiner Pfaffen, möglich wäre, den Sieg der Freiheit des menschlichen Verstandes, den der große König mit seinem Blute für Teutschland errang — durch das herrlichste Denkmal der Dankbarkeit und Bewunderung zu verewigen? Würden Denkmäler, da, wo der große Ferdinand der unvermeidlichen Wuth des Feindes einen Knaben von zehn Jahren eigenhändig entriß *); wo seine großen Neffen Heinrich und Leopold

*) Als der Herzog Ferdinand zu Braunschweig und Lüneburg am Tage des für die Ehre der Nation und das Wohl des Königs von Preußen so entscheidenden Sieges bei Crevelt, mit persönlicher Gefahr den Feind rekognoszirte; entdekte ihm ein Knabe von 10—12 Jahren, der in der Gegend weidete, den ohnweit davon im Verstek liegenden Feind. Da dieses im Angesicht des leztern geschah, so brach der Verstek mit dem größten Ungestüm hervor, und das Leben des kleinen Patrioten würde das Schlachtopfer ihres fehlgeschlagenen Entwurfs geworden seyn, wäre der Held nicht mit seiner, zugleich auch für die Rettung des Knabens, der in der Folge den Absichten seines großen Erretters gar nicht entsprach — besorgt

Leopold den Heldentod fürs Vaterland und Menschheit starben, nicht die gemeinnüzigsten Biographen und die thätigsten Tugendprediger für Volk und Menschheit seyn? Eine jede schöne Handlung verdiente ohne Rükſicht auf Stand und Hoheit der Perſon dieſe Bemerkungen, die, wenn wir auch anfangen, ſie in unſern Tagebüchern niederzuſchreiben, doch immer nur dem kleinſten Theil der Nation bekannt, nach einem vorübergehenden Eindruk vergeſſen und für den Bauer in einem viel zu hohen Tone erzählt werden. Es war ein wohlüberlegter Kunſtgriff der Hierarchie, den menſchlichen Verſtand durch Verſinnlichung der Wunder, die ihre Heiligen brüteten und durch Darſtellung des Auſſerordentlichen, was ſich nach ihrer Fantaſie dabei hätte zutragen können, zu gewinnen, ſie ihm als wahr und geſchehen aufzubeſten, durch einen ungeheuren Schwall ſolcher Blendwerke, davon immer eines das andre drängte, und zur Unterſuchung der Wahrheit keine Zeit ließ, zu betäuben, und den ohne dies zum Neuen und Außerordentlichen ſo ſehr geneigten kindiſchen Menſchen, je nachdem es ihr Intereſſe erforderte, bei der Naſe herumzuführen. Indeſſen entſcheidet dieſer Mißbrauch in nichts zum Nachtheil der Methode, Tugend und Laſter dem Volk zu verſinnlichen. Selbſt in den ſchädlichen Folgen des Mißbrauchs liegt der Beweiß ihrer erſtaunenden Wirkung auf den Menſchen, deſſen Herz ſich ſo gern dem Eindruk des Beyſpiels, beſonders wenn es aus der Nation und ihren noch lebenden Individuen hergenommen wird, öfnet; und

beſorgt geweſen. Er zog ihn aufs Pferd, entriß ihn der Rache des Feindes, und es ſcheint, als wenn die Vorſicht von dieſem Augenblik Ihn zum Range des gröſten Feldherrn der Nation erhoben hätte.

und wie wichtig müßte dann nicht die allgemeine und individuelle vaterländische Geschichte, mit der Tugendlehre verbunden, den Nationen werden; wie viel Aussicht alsdann zur Verbesserung und Aufrechthaltung, oder vielmehr — zur Wiederkehr eines allgemeinen Volkscharakters, Vaterlandsliebe und aller jener Tugenden, die Rom und Griechenland in ältern, und Britannien zur Zeit seiner glüklichen Epoche in neuern Zeiten ein so entscheidendes Uebergewicht in aller Rüksicht über die andern Völker gaben! Es würde weder die Religion noch ihre eifersüchtigen Priester entwürdigen, wenn man die biblischen Charaktere, unter welchen viele gar zu gelehrt und lange studiret seyn müssen, ehe sie die Würde erhalten, in welcher sie als Muster vorgestellt werden, der Jugend mit neuern belegte, diese aus jenen, oft umgewandt jene aus diesen erklärte, und ohne Rüksicht auf irgend ein Verhältniß, sie aus jeder Reihe der menschlichen Gesellschaft — selbst aus der Gemeinde des Dorfes wählte. Was würde es der Religion schaden, wenn der Lehrling, außer den Tugenden des Erlösers und seiner Apostel, noch auf die guten Menschen neuerer Zeiten, auf Handlungen der Menschenliebe, die unter den Augen unseres Zeitalters Fürsten und Bürger verewigen, aufmerksam und ihrer Nachahmung fähig gemacht würde? Verdienen denn außer jenen den Monarchen an ihren Unterthanen so gefälligen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung, die andern keinen Namen, keine Hinleitung der Jugend durch einen kurzen Unterricht, der eben so einfach, als jener der geoffenbarten Religionswahrheiten, abgefaßt seyn könnte? In der Vernachläßigung dieser Volksphilosophie allein, die bei dem Vortrag der Wahrheiten der Religion zu wenig berührt, zu wenig auf den allgemeinen und individuellen gegenwärtigen Zustand der Nationen

nen angewandt und nur mechanisch hingebetet wird — liegt der Verfall der männlichen Sitten unserer Vorfahren, das Herabsinken zum Aberglauben und Bigottismus — und das Streben, Menschen so zu bilden, wie sie seyn sollten, und nicht wie sie in so manchem Verhältniß seyn müssen, bringt dann jene Carricaturen, mit welchen die Lehrsäle von Augsburg — so gut als jene des Vaterlands, Hamburg so gut als Madrid prangen, — hervor.

Die Gewohnheit, das ganze Lehrgebäude der Moral auf die zehn Gebote zu gründen, ist unvollkommen und konnte nur zur Zeit, als Luther mit der Reformation auftrat, unter den rohen ungesitteten christlichen Wilden, deren Zustand mit jenem des Volks Israel so viel Aehnlichkeit hatte, angewandt werden. Sie lassen bey der Bildung des menschlichen Herzens viel zu große Lücken zurük, beziehen sich mehr auf gewiße sinnliche Vortheile, die ihre Befolgung verheißt, und Strafen, die ihre Unterlassung droht, und stellen selbst die Gottheit dem gemeinen Mann als das zweideutigste und leidenschaftlichste Wesen vor. Man behalte sie als Elementarbegriffe des Völkerrechts für den gemeinen Mann, für die Jugend bei, verbinde mit der Religion mehr Ueberzeugung, seze die Vernunft mehr in Uebung, und mache sie nicht zum Sclaven jenes blinden Köhlerglaubens, der die Völker durch Jahrhunderte so tirannisch beherrschte, Licht und Freiheit mit Feuer und Schwerdt verfolgte, und zu dessen Zurükkommen man selbst unsern aufgeklärtesten protestantischen Staaten, noch nicht ohne Täuschung, Glücke wünschen kann."

Doch wir kehren aus Oberschlesien nach Sophonesos zurücke! — Unter jenen Gesprächen, wozu uns

die Volksdenkmäler Veranlassung gegeben hatten, waren wir zu einer Kirche gekommen. Da die Sophonneser sonsten aufgeklärter dachten, als die Völker Europens im Durchschnitte, so wars uns angenehm, daß die Kirche uns Gelegenheit gab, sie auch über ihren Gottesdienst zu befragen.

Ihr verehrt also einen Gott? sagte einer meiner Reisegefährten, glühete aber vor Schaam, als ein verächtlicher Blik der Sophonneser ihn von der Ungereimtheit seiner Frage überzeugte.

Mich wundert, sprach ich, der ich die Albernheit jener Frage verbessern, und meinem Reisegefährten Gelegenheit verschaffen wollte, sich zu erholen; daß ihr Gott in Kirchen verehrt. Mich dünkt, ein freier Plaz auf dem Felde, unter Bäumen, wäre viel wirksamer, als die dumpfen Kirchen.

„Sie sind auch nur für den Fall einer ungünstigen Witterung. Denn sonsten verehren wir freilich Gott unter seinem freien, offenen Himmel!"

Ihr habt also auch Predigten?

„Ja, aber keine, hoffe ich, wie die eurigen, die den Kopf mit Hirngespinnsten füllen, und das Herze leer lassen — und über dieses selten. Unterricht über die Pflichten der Menschen nach ihren verschiedenen Ständen, nebst wahrer Kenntniß Gottes und der Natur, scheint uns die Hauptsache zu seyn. — An dem, zum Unterrichte in der Religion bestimmten, Tage versammelt sich zuerst die Jugend, die das vierzehnte Jahr noch nicht erreicht hat — dann die ältere, die noch unver-

unverheirathet ist, und dann die Verheiratheten, jede dieser Abtheilungen besonders, um nicht nur den ihr angemessenen Unterricht, sondern auch in einem, jedem Alter angemessenen und verständlichen, Vortrage zu empfangen. Durch die erhaltenen Lehren scheint uns nun das Herze zur Verehrung des Schöpfers vorbereitet, und nun werden alle drei Klassen zusammen zur **Gottesverehrung** versammelt, die mit allem Pompe gehalten wird. Wir wissen, daß einige Weisen bei euch auch schon zwischen Religionsunterrichte in Predigten und Katechisationen, und Gottesverehrung unterschieden haben, aber ganze Länder, die doch aufgeklärt seyn wollen, bleiben bei dem alten Schlendrian, der auf Kopf und Herze sehr selten wirkt."

Aus dieser Rede, so wie aus andern, schloßen wir, daß die Sophonneser von Zeit zu Zeit Nachrichten aus unserm Europa erhalten. Noch mehr wurden wir davon durch ein Gespräche überzeugt, das wir unvermerkt anhörten, und das uns belehrte, daß sogar **Sophen unsers Planeten** geheime Besuche in Sophonnesos machen, das unglaublich scheinen wird, und doch ganz wahr ist. Wie sie aber so unvermerkt dahin kommen, und wie sie wieder in ihre Europäische Wohnpläze zurücke kehren, ohne daß man ihre Abwesenheit bemerkte — dies zu erforschen, war uns, aller Bemühung ungeachtet, unmöglich. Genug, daß es so ist! Wir theilen also von dem Gespräche mit, was uns noch erinnerlich ist.

Erste Stimme.

Haben Sie die neuesten Zeitungen gelesen? Was schreiben sie von **Frankreich**?

Zweite Stimme.

Das große Freiheitsgebäude erhebt sich sichtbar.

Dritte Stimme.

Wenigstens jubeln die Teutschen Zeitungsschreiber gewaltig, und posaunen, daß die schmetternde Trompete faßt zerspringt.

Zweite Stimme.

Sie scheinen also in diesen hohen Ton nicht einzustimmen.

Dritte Stimme.

Freiheit ist mir heilig — aber **wahre**. Stellen Sie einen, der viele Jahre in tiefster Dunkelheit saß, mit einemmale in einen ganz besonnten Ort, wird er das starke, überraschende Licht vertragen? Ist eben so eine, bisher in Fesseln des Despoten gehaltene, Nation, die plötzlich nicht nur davon befreiet, sondern sogar Herr ihrer Herrscher wird, der **wahren** Freiheit fähig? Nein! eine **solche Revolution** mußte durch **bessere Bildung** des **Volks wenigstens ein halbes Jahrhundert vorbereitet** werden, wenn sie wahres Staatsglücke schaffen sollte.

Erste Stimme.

Aber, bis dieses halbe Jahrhundert verfloß, hätten hundert Zwischenfälle den alten Despotismus befestigen können.

Dritte Stimme.

Verzeihen Sie! die wahre Aufklärung geht ihren großen Gang fort, und erreicht, früher oder später, das Ziel. Wenn nämlich die Fürsten sehen, daß das Volk über

über seine Rechte aufgeklärt ist, und weiß, wie viel es einem Regenten, und was dieser ihm schuldig ist, dann wirds kein Regente wagen, in seine Rechte einzugreiffen. Aber dieses ist ein charakteristischer Fehler unsers Zeitalters, daß es den Augenblik erndten will, da kaum gesäet wurde. Sie sehen, daß ich sogar zugebe: die Absichten derer, welche die Revolution bewirkten, seie edel und rein patriotisch gewesen!

Zweite Stimme.

Sollte daran zu zweifeln seyn?

Dritte Stimme.

Ich habe mich erklärt, daß ich die besten Absichten glauben will. Wer nicht so geneigt wäre, überall das Beste zu finden, könnte manchen Grund, daran zu zweifeln, in den Mitteln finden, deren man zur Erregung der Revolution sich bedient hat.

Erste Stimme.

In den Mitteln?

Dritte Stimme.

Hat man nicht einige hundert H . . . . in das Lager geschikt, und ihnen noch Geld dazu gegeben, daß sie durch Wollust und Gold die Soldaten aufwiegelten? hat man nicht alle Bande der Gesellschaft aufgelößt, und um Ordnung zu schaffen, zuerst völlige Anarchie eingeführt? hat man nicht Brandbriefe und Herren mit Ordensbändern in alle Provinzen geschikt, um den Bauern zu sagen: der König selbst wolle es haben, daß sie ihre alte Rechte gegen ihre Herren hervorsuchen sollten? und so den königlichen Namen mißbraucht? Kannte denn der Bauer seine alten Rechte — er, ders für sein ältestes

Recht hält, nichts zu geben? er, der die Untersuchung seiner alten Rechte mit Ausübung von Gewaltthätigkeiten anfieng, mordbrennte, Schlösser zerstörte, die Edelleute vertrieb, und hintennach, als er ein wenig aus dem Taumel der Zügellosigkeit erwachte, zu fragen anfieng, wo denn die alten Briefe von seinen Rechten liegen?

Erste Stimme.

Davon haben wir in unserm Campe nichts gelesen —

Dritte Stimme.

Und noch mehreres nicht — und es ist doch alles ganz wahr! Mithin, wenn ich auch bei dem am sechsten Oktober versuchten Morde der Königin und vielleicht des Königs die reinste Absichten zugebe, wenn ich nicht widerspreche: die Mitglieder der Nationalversammlung haben durch ihre Verkleidung in Fischweiber nichts, als Gutes, wirken wollen, und, die Leibwache des Königs ermorden, sei Patriotismus, verdienen deswegen diese ausschweifende Handlungen, diese verächtlichen Mittel, das Glücke eines Staats auf Verwirrung desselben zu gründen, den Beifall denkender Teutschen?

Zweite Stimme.

Aber ist nicht öfters, wie man in der ganzen Weltgeschichte sieht, aus Uebeln Gutes entstanden?

Dritte Stimme.

Freilich! aber dafür preisen wir die Vorsehung, die alles besser lenkt, als wirs angefangen haben, nicht die Urheber der Unruhen. Oder wollten wir die Bauern loben, die zur Zeit der Reformation Aufstand erregten, weil

weil das vergossene Blut von hunderttausend Bauern die Unterthanen endlich lehrte, daß wahre Freiheit nicht Zügellosigkeit ist?

Erste Stimme.

Mich dünkt doch, Sie sehen diese Vorgänge aus zu schwarzem Gesichtspunkte an.

Dritte Stimme.

Sie können mich nicht billiger finden, als wenn ich Ihnen zugebe: Bei jeder, auch heilsamen, Revolution müsse, nach der Natur der Sache, Unruhe und Verwirrung seyn. Denn sie sehen, daß ich die Laternenbekehrungen, die Greuelmorde eines Foulons und anderer, den Justizmord eines Favras, die Befreiung eines Vatermörders in Versailles und andere dergleichen Zügellosigkeiten eines galanten und höflichen Volks nicht einmal in Rechnung brachte, wiewohl sie Kannibalen Ehre machten. Lassen Sie uns die weiteren Schritte der Nationalversammlung mit kaltem Blute untersuchen! Was halten Sie von der patriotischen Steuer und von der Abgabe des vierten Theils der jährlichen Einnahme?

Zweite Stimme.

Sie war ja freiwillig!

Dritte Stimme.

So freiwillig, daß, wer sie nicht von selbst gab, geschätzt werden sollte! Nun bedenken Sie! Jene ungeheuere Schuldenmasse Frankreichs — wodurch wurde sie gemacht? Durch sinnlose Verschwendungen — und um nun diesen Abgrund auszufüllen, soll der unschuldige Hausvater das, womit er Frau und Kinder ernähren muß, darein werfen? soll sichs selbst entziehen, was er

für sich nothdürftig braucht? Wie stimmt dieses mit den hochgerühmten und zum Grunde gelegten Rechten der Menschheit überein! oder gesezt, ein Räuber habe mich ausgezogen, ists recht, dem nächsten, besten, friedlichen Wanderer seinen Rok auszuziehen, um mich damit zu decken?

Zweite Stimme.

Sie werden doch die zum Grunde gelegten Rechte der Menschheit selbst nicht verwerfen?

Dritte Stimme.

Gewiß nicht — weder im Lande der Huronen, noch in einem neugeborenen Staate, der, wie Amerika, sich erst zu bilden anfängt, keinen Adel, keine Manufakturen und keinen König hat — aber auch in einem Staate, der an seiner Verfassung seit einem Jahrtausend arbeitete?

Erste Stimme.

Liegt denn bei den positiven Gesetzen nicht auch das Recht der Natur zum Grunde?

Dritte Stimme.

Zugegeben! wiewohl es nicht entschieden ist — aber versteht denn der Landmann die rechte Anwendung derselben? Hat man nicht Fälle, daß er glaubt, er seie gar nichts mehr zu zahlen schuldig, weder Abgaben, noch sogar die Kapitalien, die er entlehnt hat? Aber es ist ja System, dem Landmanne alle andere Stände aufzuopfern, und, indem man gegen diesen die Rechte der Menschheit ausüben will, erlaubt man sich die schreiendsten Ungerechtigkeiten gegen die andern — und wo sollen diese klagen? Durch wen, wenn sie auch

Recht

Recht erhalten, den Spruch des Richters vollstrecken lassen? Das Ansehen des Königs ist dahin, die requirirten Soldaten ohne Disciplin, und der Bauer bewaffnet. Will nun jemand etwas von ihm, so ists das Interesse aller Lumpen des Orts, deren doch immer der gröste Theil ist, für Einen Mann zu stehen, und die schwache Gewalt der Obrigkeit durch Ueberlegenheit der Arme zu vernichten. Frankreich muß sehr glücklich seyn, wenn nicht jeder Wohlhabende geplündert wird. Denn die Uebermacht ist auf Seiten des Volks, d. i. der Meisten. Wer konnte, sobe, weil in einer solchen Verfassung, die nahe an die Hobbesianische gränzt, weder das Leben vor der Laterne, noch das Vermögen vor Plünderung sicher ist. Vor dem, der nichts hat — und ist deren nicht der gröste Theil? — muß man sich förchten, und wer etwas hat, ist zu Grunde gerichtet, wie der Handel. Wie blüheten einst die Manufakturen in Lyon, in Amiens, in Marseille, in Bourdeaux! Izt gehen sie zu Grunde. Denn der Reiche, der sie im Flore erhielt, ist entweder ausgezogen, oder ausgewandert, und, wer zurücke blieb, kann sich mit einem Nationalröckchen begnügen. Berechnen Sie nur die Menschenmenge, die Frankreich durch Auswanderung verlor — gewiß ist ihre Anzahl größer, als zur Zeit des aufgehobenen Edikts von Nantes, mithin auch der Verlust! — Berechnen Sie die Summen, die durch die vornehmen Flüchtlinge aus dem Lande giengen, und noch gehen, die Menge von Kostbarkeiten, die aus den reichen Klöstern fortgeschleppt wurden! Und nun sagen Sie mir, ob das einen guten Anfang zur Rettung eines Staats machen heißt, ihn von einer Seite des Abgrunds, woran er stund, an eine andere bringen?

Zweite Stimme.

Sie geben also doch zu, daß Frankreich am Rande eines Abgrunds stund?

Dritte Stimme.

Wer wirds läugnen? nur allzunahe, so nahe, daß es, wenn die tolle Staatswirthschaft nur noch einige Jahre so fortgegangen wäre, unvermeidlich hinab sinken mußte.

Zweite Stimme.

Sie geben auch zu, daß ein verzweifelter Kranker nur durch verzweifelte, oft nur durch gewaltsame Mittel zu retten ist? Z. E. wenn der Brand angelegt hat, ists nicht gut, Hände und Füße abzusägen, um den Rest des Körpers, in dem das Hauptleben sizt, zu retten?

Dritte Stimme.

Gewiß sind gewaltsame Kuren oft nothwendig! aber wird ein wahrer Arzt sie wagen, erstlich, ohne wenigstens einige Wahrscheinlichkeit, daß die gewaltsame Kur gelingen kann, und zweitens anders, als in dem Falle, wenn schlechterdings kein anderes Mittel zur Rettung möglich ist?

Zweite Stimme.

Sie glauben also, daß Frankreich durch weniger gewaltsame Mittel zu retten gewesen wäre?

Erste Stimme.

Ja, das glaube auch ich! Der Anfang war gut gemacht. Die Stimme der Menschheit erhob sich. Das Volk fühlte sich fähig, den Despotismus des Hofs abzuschüt-

zuschütteln, und die königliche Gewalt gehörig einzuschränken. Ich glaube auch, daß die Teutschen Zeitungsschreiber über diesen Anfang ihre Posaunen so hoch ertönen ließen, und nun schämen sie sich entweder, umzustimmen, oder, welches wahrscheinlicher ist, sie kennen den izigen inneren Zustand des Reichs nicht, und lallen nur nach, was gedungene Zeitungsfabrikanten ihnen vorleiern — oder sind sie selbst gedungen.

Dritte Stimme.

Gewiß, daß die Nationalversammlung die Preßfreiheit herstellte, und die versiegelte Briefe abschafte, war ein großer Schritt zu einer Freiheit, deren kultivierte Nationen bei der izigen Verfassung Europa's fähig sind. Die Eroberung der Bastille ist eine herrliche That. Bis dahin klatschte jeder Weltbürger Beifall. Aber als man anfieng, in den Eingeweiden des Staats zu wühlen, alle Ordnung über den Haufen zu werfen, Friedensschlüsse umzustürzen, ganze Stände zu vernichten, die Geistlichkeit, nicht zu einem mäßigen Einkommen herabzusetzen, sondern auszuziehen, dem Bauer die Waffen in die Hand zu geben, und ihn zum Herren des Reichs zu machen — da hielt man die Deputierten für politische Charlatans, konnte nicht begreifen, wie sie's für möglich fanden, daß Frankreich die Verfassung der amerikanischen Freistaaten annehmen kann, und bedauerte ein Reich, dem übel verstandene Grundsätze eines Rousseau seine politische Existenz raubten.

Erste Stimme.

Um Verzeihung: Die meisten Mächte Europens, besonders England, hatten wohl große Freude daran, daß Frankreich von dem Range, den es sonst einnahm,

so

so sehr herab sank, und itzt zu unmächtig ist, seinen Bundsgenossen zu helfen, und sich gegen den Feind, der sich zeigte, zu schützen. Es ist wohl entschieden, daß itzt nur fünfzigtausend Mann Frankreich alle Eroberungen Ludwigs des 14. wieder abnehmen könnten. Denn ein Reich ohne Geld und ohne ein disciplinirtes Heer, in welchem der wohlhabendste Theil mißvergnügt ist — wie könnte das widerstehen? Ja, hätte Joseph den ungerechten Türkenkrieg nicht unternommen, und lebte also noch, wie könnte er seine Schwester rächen!

Dritte Stimme.

Ich glaube selbst, daß die Europäischen Mächte über die Anarchie Frankreichs frohlocken. Aber wie sehr hätten sie Grund gehabt, dieses Reich aufs neue zu fürchten, wenn die Nationalversammlung den **gesunden** Grundsätzen, von denen sie ausgieng, getreu geblieben wäre, und den Staat nicht auf den Kopf gestellt — oder vielmehr dem Staate den Kopf nicht gänzlich abgerissen hätte!

Zweite Stimme.

Wollten Sie uns den Plan mittheilen, wie Sie glauben, daß Frankreich weniger gewaltsam zu retten gewesen wäre, und, gleich einem andern Phönix, aus seiner Asche aufblühen konnte?

Dritte Stimme.

Mit Vergnügen, wenn Sie nicht spotten! — Die Hauptwunde war die ungeheure Schuldenlast. Von dieser mußte man ausgehen. Mein Plan wäre dieser gewesen. Zuerst hätte man mit den Gläubigern des Staats akkordiert. *Glauben Sie nicht, daß mancher,* der sein Kapital schon in Zinsen wieder erhalten hat,

ein

ein anderer, der fürchtete, das Ganze zu verlieren, ein dritter der etwa nur die Hälfte der schuldigen Summe schoß, und sich noch einmal so viel verschreiben ließ — glauben Sie nicht, daß diese alle einen ansehnlichen Theil der Schuld nachgelassen hätten, und daß die Summe von 4—5000 Millionen vielleicht auf dreitausend herab zu bringen gewesen wäre?

Erste und zweite Stimme.

Ist wohl möglich!

Dritte Stimme.

Ferner, statt fünf Procenten, hätte der Rest nicht 2 1/2 oder 3 genommen, wenn das übrige wäre richtig bezahlt und versichert geworden?

Erste und zweite Stimme.

Sehr wahrscheinlich!

Dritte Stimme.

Nun wollte die Geistlichkeit auf einmal 500. Millionen geben — wäre also wieder ein halb tausend Millionen abgegangen, und so die ganze, große Summe auf die Hälfte beinahe reduciert geworden! Nun erinnern Sie sich der herabgesetzten Zinsen! Statt 2—300 Millionen derselben hätte also der Staat nur 50—100. Millionen bezalt. Welcher Gewinn! Noch hatte dazu sich der Adel zu mehreren Abgaben erboten. Wäre also der Landmann nicht dadurch erleichtert geworden, erstlich, daß die Staatsbedürfnisse, statt 600 Mill. nur zwei Drittel erfordert, und zweitens, daß alle, Edelleute und Bauern, gleich bezalt hätten? Rechnen Sie hierzu die Ersparnisse, die bei Hofe und in verschiedenen andere Finanzausgaben möglich und nöthig waren — rechnen

Sie,

Sie, daß nach einigen Jahren die Geiſtlichkeit wieder einmal eine hübſche Summe zum Staatsopfer gebracht hätte, und in dem erſten Viertel des kommenden Jahrhunderts wieder — welche Ausſichten! Aber freilich mußte man nicht alles in zwei Jahren ausführen wollen. Langwürige Krankheiten können nur durch langſame Kuren und gute Diät geheilt werden.

Erſte Stimme.

Ich muß bekennen: Sie haben ziemlich Licht in das Franzöſiſche Finanzchaos gebracht.

Zweite Stimme.

Wie aber, wenn ein Krieg den Staat in neue Schulden geſtürzt hätte, ehe die alten nach und nach bezalt waren?

Dritte Stimme.

Hören Sie das weitere meines politiſchen Traums: Krieg und Frieden zu entſcheiden, hätte, wie in England, vom Könige abgehangen. Aber die Verwaltung der Staatskaſſe hätte die Nation erhalten, für die nöthigen Summen für jedes Jahr akkordiert, mithin Krieg und Frieden entſchieden. Ferner, die Miniſter wären wegen Verwaltung der Staatsämter verantwortlich geweſen. Glauben Sie nicht, daß dieſe ſich beſonnen hätten, etwas zu wagen, worein die Stände nicht willigen, und worüber man ſie zur Verantwortung ziehen konnte? — Neue Geſetzgebung war in manchen Stüken nothwendig, beſonders in peinlichen Sachen. Alſo hätten die verſammelten Stände ein neues Geſetzbuch verfaßt, aber nicht ſo eilfertig, ſondern, wie im Preuſſiſchen, erſt nach einer Reihe von Jahren, um die Stimmen der aufgeklärteſten Rechtslehrer im ganzen Reiche ſammeln zu können. Konnte nicht Frankreich auf dieſe Art

Art wieder aufblühen? gleich einem Baume, an dem mehrere Aeste verdorrt sind? Haut man diese ab, so fangen die noch gesunden desto schöner an, wieder zu grünen.

2. Stimme.

Die Aeste, die abzuhauen waren, meyne ich, seien die Klöster. Denken Sie! Frankreich hat deren 16000. ziehen sie nicht allen Saft an sich?

3. Stimme.

Immer hätte man einige tausend aufheben können! es waren noch genug übrig: aber alle auf einmal? Wenn nun das Geld, das dafür eingeht, verschwendet wird, so hat man sich mit einemmale alle Hülfsquellen, die man in Zukunft von Zeit zu Zeit öfnen konnte, verstopft, und sizt auf dem trokenen.

2. Stimme.

Wie aber, wenn man sie zu dem anwendet, wozu sie aufgehoben wurden?

3. Stimme.

Alles soll dem Volke vorgelegt werden. Haben Sie nun schon Rechnungen von dem gesehen, was bisher einging? haben Sie gelesen, wozu die Millionen verwandt wurden, die an patriotischen Geschenken bezalt wurden? Schwerlich werden sie auch erscheinen. Denn man wird wohl nicht drukken laßen, daß so und so viele Emissarien mit so und so viel Gelde nach Preussen, um da Rebellion zu erregen — so viele nach anderen Staaten in gleich schöner Absicht abgeschikt wurden. Oder glauben Sie's, der Jakobiner Club, oder die

Propaganda der Empörungen iſt heut zu Tage gefährlicher, als die Römiſche. Forſchen Sie nur nach, wer die Unruhen in Pais de Vaud und in Wallis erregte?

2. Stimme.

Sollte dieſes alles gegründet ſeyn?

3. Stimme.

Man kan die Zahl der ins Preuſſiſche geſchickten Emiſſarien, ſo wie die mitgegebenen Geldſummen nennen. Es waren ihrer vier und zwanzig, jeder mit 6000. Gulden verſehen. Die alte franzöſiſche Modekrankheit breitete ſich von ſelbſt aus, und that ſo vielen Schaden. Wie viel mehreren muß das neue Franzoſenfieber anrichten, da man keine Mühe und Koſten ſpart, es zu verbreiten!

2. Stimme.

Man giebt den Demokraten Schuld, daß ſie alle Augenblicke erdichtete Nachrichten verbreiten, wie die Ariſtokraten bald da, bald dorten neue Bewegungen gemacht haben, um das Volk im Athem zu erhalten, deſſen natürliche Unbeſtändigkeit und angeborenen Leichtſinn man fürchtet. Sollten nicht von den Ariſtokraten gleich viele falſche Gerüchte gegen die Demokraten ausgebreitet werden?

3. Stimme.

Der Himmel gebe, daß ſie erdichtet ſeyn mögen: Von mir ſeien Sie verſichert, daß ich erſt prüfe, ehe ich glaube, und daß es niemanden, als mir, der ich ein erklärter Feind des Deſpotiſmus, ein erklärter Freund der perſönlichen und der Denk-Freiheit bin, erwünſchter wäre, Frankreich durch die gegenwärtige Gährung

recht

recht glüklich zu ſehen! Zum Beweiſe meiner unbefangenen Denkungsart erklärе ich ihnen, daß ſie, trotz alle des Uebels, das ſie erzeugt, auch ſeelige Folgen hat, und wenn der Schwindelgeiſt erſt ausgetobt hat, noch mehrere haben wird.

1. Stimme.

Mich dünkt faſt, daß wir einig über dieſen Punkt der franzöſiſchen Revolution an unſern Ort und Stelle zurüke kehren werden. Man ſöhnt ſich am leichteſten aus, wenn keiner ganz Recht haben will — wenn beide Theile einander geſtehen, daß jeder, wenigſtens in einigen Punkten, nicht irrt.

2. Stimme.

Sie bekennen alſo, daß die Geſetzgebung, welche die Philoſophen izt Frankreich geben wollen, viel dazu beiträgt, Bigotterie zu unterdrüken, und Aberglauben, die dumme Anhänglichkeit an Pfaffen und Religionshypotheſen niederzuſchlagen?

3. Stimme.

Gewis! Denn wenn die Geiſtlichkeit kein ſo großes Anſehen, keine ſolche Reichthümer, und durch dieſelbe ſo vielen Einfluß auf den gemeinen Mann hat, wird der Katholike in Frankreich aufgeklärter werden, und über manches Pfaffenſpiel lachen, das er vorher mit frommer Einfalt begaffte und verehrte — wiewol ich nicht recht glaube, daß es der National-Verſammlung mit Verbeſerung der Religionsmißbräuche ganz Ernſt iſt, ſo lange ſie den Cölibat nicht aufhebt.

2. Stimme.

Wird auch noch kommen. Jtzo einſtweilen nicht

schön, daß sie die Protestanten in ihre Rechte wieder einsetzte, die Intoleranz und Pfaffenstolz ihnen entriß?

3. Stimme.

Kein herrlicheres Dekret hat sie gegeben, als daß, wodurch keine Religion als die herrschende erklärt wurde. Das heißt, der Hierarchie die Flügel lähmen, und ihre Hydraköpfe mit Herkulischen Muthe abmähen. Nur müßen die Protestanten, die viel erhielten, so viel, als man vor zwei Jahren in Jahrhunderten nicht möglich glaubte, nicht zu viel wollen — nicht den izt gedemüthigten katholischen Mitbruder durch Stolz reizen, sondern seiner Schwäche schonen. Sonsten wird Fanatismus erzeugt, der über kurz oder lang schlimme Wirkungen hervorbringen muß.

2. Stimme.

Eine gute Lehre, die ich mit Klugheit beobachtet zu sehen wünsche. — Der gröste Nuzen aber, den die französische Revolution bringt, scheint mir zu seyn, daß die künftigen Könige und Minister des Reichs, wenn jener auch wieder größere Macht erhält, wie es mir selbst wahrscheinlich ist, und zum Besten des Staats seyn muß, bis das Volk sich selber einst regieren lernt, nicht mehr so despotiren, nicht mehr die Finanzen des Staats so eiendiglich verschwenden, nicht mehr so leichtsinnig, um jeder politischen Kleinigkeit willen, sich in Krieg werfen werden, wie ehemals. Schröklich wird sie das Jahr 1789. warnen!

1. Stimme.

Mich dünkt, schon bei den andern Staaten Europens bemerkt man diese wohlthätige Wirkung. Ohne jene mächtige Warnung wäre vielleicht der Krieg zwischen

Oester-

Oeſterreich und Preuſſen, zwiſchen dieſem und Rußland, zwiſchen Spanien und England weit leichter zum Ausbruche gekommen.

2. Stimme.

Noch mehr! die großen und kleinen Fürſten, beſonders in Teutſchland, werden ſich ſehr hüten, zu tyranniſieren, den Unterthanen zu drücken, ſeinen Schweiß ihrer Jagdluſt und anderen Leidenſchaften aufzuopfern — und im nächſten Jahrhunderte wird ſichs, hoffe ich, in Europa ziemlich ruhig und mit anſtändiger Freiheit leben laßen. Aber auch der Unterthan wird lernen, daß Empörung nicht das wahre Mittel iſt, ſich Erleichterung zu verſchaffen, ſondern beſcheidene Vorſtellung gegründeter Beſchwerden, die anzuhören, zu unterſuchen und abzuſtellen jeder Regente geneigt ſeyn wird. So hat die Menſchheit wieder einen großen Schritt vorwärts zum Ziele möglicher Vervollkommnung gethan, und ſo wirds immer beßer gehen!

3. Stimme.

O ja! — und, ich hoffe es, gewis auch in Frankreich, wenn die Nation von ihrem Taumel zurücke kömmt, und die Deputierten das Ueberſpannte ihrer Projekte einzuſehen anfangen — wenn ſie ſich überzeugen, daß es nicht gut iſt, alle Ordnungen und Stände zu verwirren, nicht gut, dem Volke alle Wahlen in die Hände zu geben, und dadurch Thüre und Thor den Ränken zu öfnen — nicht gut, daß durch die ewige Zuſammenkünfte zu Wahlen ſo ein entſetzlicher Zeitvertlußt entſteht — nicht gut, daß der Bauer und Bürger ſo mit Exercieren und Soldätchens ſpielen — nicht gut, daß Lumpen und Schreier ſo viel Gewichte haben, und den ehrlichſten, wo nicht gerade laterniſieren, doch wenig-

nigstens verfolgen, und von allem Einflusse aufs Beste des Staats ausschliessen können — nicht gut, daß man dem gemeinen Mann so vielen Stolz einprägte, zu dem er ohnehin geneigt ist, und endlich nicht gut, daß man ihn seine Stärke so kennen lehrte!

2. Stimme.

Nun, so konnten Sie doch nicht schliessen, ohne der Nationalversammlung noch einen tüchtigen Hieb zu geben. Mais pourtant, soyons amis!

Mit diesen Worten schieden die drei Männer! wo sie hin kamen, und wie sie sich von der Insel wieder entfernten, konnten wir nicht entdeken, daher auch nicht versichern, ob es wahr ist, was man uns sagte: „es seien der Graf Herzberg, von Dohm und Schlözer gewesen, die dieses Gespräche hielten. Sie kommen zuweilen in Sophonnesos zusammen, um sich über die gegenwärtigen Welthändel in der Stille zu unterreden." Jemand nannte statt eines der dreien, auch den Nassau-Usingenschen Präsident von Kruse. Eben so wenig sind wir im Stande zu sagen, wer die erste, zweite und dritte Stimme war, weil wir, um, sie nicht zu stören, und das Belehrende ihres Dialogs nicht zu verlieren, uns keine unbescheidene Neugierde erlaubten, vielmehr ganz ruhig uns hielten.

Unser Begleiter versprach uns noch eine Abhandlung mitzutheilen, die einer der dreien einmal verloren habe. Wer? wisse er nicht. Er hielt auch Wort. Ods aber eine ächte Abschrift, die er uns gab, und ob sie wirklich das Werk eines der drei genannten Sophen ist? oder vielleicht die Arbeit eines andern, der sie einem der drei Sophen zuschikte, und die dieser verlor? mag das Publikum

likum entſcheiden. Wir geben ſie, als Anhang, wie wir ſie erhielten, damit der Leſer deſto eher in Stand geſetzt wird, darüber zu urtheilen. —

Und ſo verließen wir Soyhonneſos, mit dem Wunſche, es bald ganz von würdigen Bürgern bevölkert zu erfahren.

Dreizehntes und leztes Kapitel.

Porevtonneſos *) — Beſtimmter Statthalter derſelben — ſein einziger Unterthan — ofenherziges Bekenntnis.

Porevtonneſos iſt die lezte der neuen Inſeln, die wir, wenigſtens auf dieſer Reiſe, entdekten, und betraten. Was ihre Beſtimmung iſt, erklärt die Innſchrift, die wir, an der Küſte, in Marmor eingegraben fanden. Sie iſt Griechiſch, und lautet ſo:

O Parrheſiades,
Sohn des Alethions,
des Elenkikles Enkel **)
der du,
wie das Orakel ſagt,
einſt hieherkommen wirſt,
wiſſe,
daß nicht nur dieſe Inſel, die niemand betritt,
als wer in ſeinem ganzen Leben
keine Lüge geſagt hat,
zu deinem Aufenthalte nach
dem Tode
beſtimmt iſt,
ſondern auch,
daß du Statthalter derſelben ſeyn ſollſt,
weil du ſo wohl in den zwei erſten
Büchern deiner wahren Geſchichte,
als auch
in dem dritten und vierten Buche

der,

*) Inſel der Reiſenden.
**) S. die Fiſcher, oder Wiederauflebenden, B. I. S. 189.

derſelben

keine einzige Unwahrheit ſagteſt:

„Sei mir gegrüßt, Stätte der Ruhe, die mir das Schikſal anweiſt!“ rief ich beim Anblicke der Innſchrift aus, und meine Freude wurde mit jedem Schritte erhöht, als ich auf der Inſel umherwanderte. Denn weder das Elyſium, wie's mein Freund **Blumauer** beſchreibt, noch das Schlaraffenland des General **Schnebelin**, haben ſolche Reize, ſolchen Ueberfluß, ſo entzükende Proſpekte, ſo eine reine Luft, als **Poreyton-neſos.**

Nur eines fürchtete ich. Da kein Reiſender dahin kommen ſoll, als wer nur lauter Wahrheiten berichtete, ſo war mir bange, es möchte von alle denen, die die Welt entweder mit **eigenem Wagen und einem Schrittmeßer** durchfuhren, die ſie durchritten, die ſie durchlieſen, wie **Grothauſen**, oder **durchſpazierten**, wie **Spazier**, oder durchbettelten, wie **Gſellius**, kein einziger einſt mein Unterthan werden. Wirklich erblikte ich auch, da ich ſchon drei Theile der Inſel unterſucht hatte, nicht Eine menſchliche Seele, und bereits glaubte ich, Statthalter eines völlig unbewohnten Landes zu werden, als ich ein kleines Männchen, mit einer Faunenphyſiognomie, hinter einem Buſche in armſeeliger Geſtalt hervorkriechen ſahe.

Wer biſt du? frug ich. Denn ich erinnerte mich ſeiner nicht gleich.

„Ich bin **Gſellius**!“

Der Pränumeration auf der Reiſe zu der Reiſe ſammelt, die er erſt beſchreiben will? —

„Ja!"

Ein neuer Weg der Bettelei und des Prellens! — und der die Leute, die ihn aufnehmen, nicht mehr verläßt, bis er sie aufzehrt, daß man dich endlich fortjagen muß? —

„Ja!"

Und der jedes ehrbare Frauenzimmer, selbst die Mägde auf den Straßen, anranzt!

„Ja!"

Ein schöner Schöngeist! — der immer verspricht: izt wolle er anfangen, die Materialien, die er flüchtig sammelte, auszuarbeiten, und doch nie Wort hält? —

„Ja, und der eben deßwegen auf diese Insel versezt zu werden das Glücke hatte, weil er noch nichts von seiner Reisebeschreibung drucken ließ!"

Komisch genug, daß mein erster Unterthan ein Reisebeschreiber ist! Indeßen war mirs lieb, doch Einen Unterthanen zälen zu können. Bringe ich ihm einst die nächste, beste Buhlschwester zur Frau mit, und rechne dazu meine Reisegefährten, so kan ich doch mit der Zeit über eine artige Kolonie Statthalter werden!

Mit dieser frohen Aussicht schließe ich das vierte Buch meiner wahren Geschichte! Glüklich kamen wir nach Hause. Mit meiner Frau hatte ich freilich einige, nicht sehr angenehme, Auftritte, wegen des Gebets, das ich an Jupiters Brunnen *) von ihr hörte. Allein mei-

*) S. B. 3. Kap. 10.

meine künftige Statthalterſchaft tröſtete mich über dieſes, ſo gewöhnliche, Familienunglücke.

Und ſo vollendeten wir unſere ganze, große Reiſe von wenigſtens einer Million Meilen in — acht Tagen! du, guter Leſer! glaubteſt vielleicht, wir haben alles, was wir dir erzälten, ſelbſt geſehen und gehört. Nein! wir wollen unſerer unbegränzten Wahrheitsliebe, der wir die Statthalterſchaft in Porcotonneſos danken, keinen Zwang anthun, ſondern offenherzig bekennen.

Wir hattens uns von berühmten Reiſenden gemerkt, wie man in kurzer Zeit viele Länder durchreiſen, und von einer kurzen Reiſe durch viele Länder doch wenigſtens ein Dutzend diker Bände ſchreiben, und ſich bezalen laſſen kan, damit man nicht nur das ausgegebene Geld wieder erhält, ſondern vom Ueberſchuße noch ein hübſches Kapitälchen anlegen kan. Wir hielten nämlich an jeder Inſel nur ſo lange an, bis wir jemand bereitwillig fanden, uns mit den verlangten Nachrichten von ſeinem Lande zu verſuchen. Dieſem guten Manne gaben wir alsdann einen Zettel mit folgenden Fragen:

ſind keine Kryptokatholiken in eueter Inſel?

wie viel gilt hier der Papſt?

Giebts keine Kupferſtiche, die wir in den Anhang unſerer Reiſebeſchreibung aufnehmen können?

Wie ſchlagen die Leute die Augen nieder?

und dergleichen, ließen unſere Adreſſe zurüke, und erwarteten die Antworten, die auch alle richtig einliefen, und die wir nüzten, als ob wir alles ſelbſt beobachtet

ten. Andere geben ſich durch dieſe Kunſtgriffe das Anſehen der Beobachter, die einen auſſerordentlich ſchnellen und durchdringenden Blik haben. Wir aber wollen unſern Ruhm nicht auf Koſten der Wahrheit erhöhen. Denn ſonſten führte ich ja den Namen Alethions und Philalethens *) unverdient.

Um nun unſerm Vorbilde, ſo viel möglich in allem gleich zu kommen, haben wir auch einen **Anhang** gegeben, der aber freilich nicht ſo korpulent iſt, als der unſers Muſters, worinnen, ihm weit nachzuſtehen, wir uns gerne beſcheiden.

*) S. Lucian B. I. S. 590.

Ende des vierten und lezten Buchs.

Anhang.

Vergleichung
des
Bauernkriegs
im J. 1525. in Teutſchland
mit
der neuen Revolution
im Jahr 1789—91. in Frankreich.

Man hat bisher geglaubt: es **geschehe nichts Neues unter der Sonne** — sollte es auch nur deswegen geglaubt worden seyn, weils Salomo gesagt hat. Der izigen Revolution in Frankreich aber, wähnte man anfangs, nichts ähnliches im ganzen Felde der Geschichte zu finden. Allein bei näherem Nachforschen sind doch Parallelen zu entdecken.

Schon hat ein Französischer Schriftsteller selbst vieles auffallend ähnliches mit den Auftritten in England zur Zeit Karls des 1. gefunden *). Auch der Verfaßer las neulich von ungefehr **Preschers Geschichte von Limpurg**, **) wurde aufmerksam durch die Aehnlichkeit der Vorfälle, sammelte sie, und legt das Resultat hier vor.

1. Maschinen.

Bauernkrieg.	Franz. Revolution.
Luther predigte **Freiheit des Glaubens.** Das schwärmerische Volk glaubte: es seie nun von	Rousseau predigte **Gleichheit der Menschen** im natürlichen Stande. Die N. Vers. verbreitete diese

ab-

Idee,

*) Der Titel ist: Le long Parlement et ses crimes, rapprochemens faciles à faire. Sous des traits étrangers il raconte ses propres hazards. à Paris de l'imprimerie d'un rialiste. 1790. 8. 161 S.

**) Zwei Theile, Stuttg. 1789. 90. in 8.

Bauernkrieg.

allen Abgaben frei, habe keiner Obrigkeit mehr zu gehorchen, und dörfe thun, was es wolle. Die Bauern im Limpurgischen sagten: **wir sind lange genug unter dem Bank gelegen, wir wollen auch einmal auf den Bank** ꝛc. ꝛc. *)

Franz. Revolution.

Idee, und der Bauer glaubte nun, so viel zu seyn, als sein bisheriger Edelmann. „**Jzt sind wir Herren!**“ sagten die Bauern im Elsaße mehr, als einmal, und wähnten sogar: wenn sie ihre Schulden bezalen, seie es Gefälligkeit.

2. Gelegenheit.

Die Geistlichkeit und der Adel drükten wirklich den Landmann zu hart. Alle Schriften, die vor jener Zeit, und zu derselbigen erschienen, erzälen viel von dem ausschweifenden Leben der Geistlichen, den ewigen Frohnen, welche der Adel auflegte, und anderen Ausschweifungen.

Es ist nicht zu läugnen, daß die ganze, oder wenigstens gröste Last der ausserordentlichen Abgaben in Frankreich auf dem Volke lag. Adel und Geistlichkeit schwelgte bei Hofe, und nährte sich von übermäßigen Pensionen, die sie von der Gutherzigkeit des Königs erschlichen.

3. Vorbereitung.

Seit Luthers Zeiten war nichts mehr Mode, als Predigten an das Volk gegen die Geistlichen. Ein gewisser Johannes Walz aus Hall zog auf den Kirchwey-

hen

Seit ungefähr dreißig Jahren stunden viele Schriftsteller auf, die von den angebornen und unverjährlichen Rechten der Menschheit schrieben, und die

*) S. Preschers B. 1. S. 233.

hen umher, und predigte, „wie man kleinen Zehenden und etliche Kirchenbeschwerden nicht schuldig seie zu geben:“ *) und fand natürlicher Weise groſsen Beifall. Daher gaben nun die Bauern ein Manifest heraus, worinnen sie verlangen: **) 1) daſs sie das Recht haben sollen, **ihre Pfarrer selbst zu sezen**, die ihnen das heilig Evangelium lauter und klar predigen, ohne alle menschliche Zusätze, Lehre und Gebot. 2. Wollen sie mit dem groſsen Zehenten ihre Pfarrer besolden, die gemeine Landesausgaben bestreiten, und für die Armen sorgen, kleinen Zehenten aber nicht weiter geben. 3. Die Leibeigenschaft soll gänzlich aufhören, weil sie — durch Christum mit seinem Blute frei gekauft wären. 4. Wildpret, Fisch und Vögel sollen gemein seyn, weil Gott dem Menschen schon bei der Schö-

*) S. ebendaſ. S. 220.

**) S. 226.

die Maasregeln der Fürsten, Minister ꝛc. oft mit groſser Kühnheit tadelten. Da nun in Frankreich, im Durchschnitte, das Volk mehr liest, und in einigen Punkten aufgeklärter ist, als in andern Ländern, so gährte der Saame in der Stille. Wie die Bauern mit dem Manifeste, so trat die Nationalversammlung mit ihren Sätzen aus dem Naturrecht auf, die schön und wahr im Stande der Natur, oder in einem sich erst bildenden Staate, wie im Amerikanischen, aber auf unsere izige Verfassung wenig oder nicht angewendet werden können. Die Nationalversamml. schrieb zuerst die Rechte der Menschheit aus: Art. 1. alle Menschen werden frei und **gleich in den Rechten** geboren. Art. 2. Der Zwek des gesellschaftlichen Lebens ist die Erhaltung der natürlichen und unverjährten

1525.

Schöpfung Gewalt darüber gegeben. 5. Die Waldungen sollen den Gemeinden wieder heimfallen, es werde dann bewiesen, daß man sie von ihnen gekauft habe. 6. Die Frohndienste sollen gemindert werden. 7. Desgleichen die Laudemien und 8. die Gülten herabgesezt, 9. bei Sazungen und Strafen mehr Billigkeit beobachtet, 10. die Wiesen und Aecker, die von den Gemeindegütern weggekommen, wieder zu denselben gebracht, 11. der Todfall gänzlich abgethan, und 12. alles durchgehends nach Maasstab der heil. Schrift eingerichtet werden.

1789.

Rechte: diese Rechte sind Freiheit, Eigenthum, Sicherheit und **Widerstand gegen Unterdrückung.** Art. 11. Jeder Bürger kan reden, schreiben, drucken lassen, alles frei, doch muß er für den Misbrauch verantwortlich seyn, in den **durchs Gesez bestimmten Fällen.** (Diese Gesezе wurden noch lange nicht gegeben.) In der Sizung vom 4 August wurden alle Feudalrechte aufgehoben, und für einige gar keine Schadloshaltung versprochen, alle **Zehenten abgeschaft**, die **Jagd frei gegeben**, die offenbar für den Bürger verderblich ist, Gülten, alles untersagt, was man den Herrschaften gab ꝛc. ꝛc. — Des Rechts, frei zu schreiben, und drucken zu lassen, bediente man sich sehr schön. Man lese nur die infamen Schriften gegen die Königin: diese wurden ungescheut, als **Vorbereitung zur Erreichung des Zwecks am 6 Oktob.** verbreitet, wäh-

1525. 1789.

während man eben die Schriften, worinnen man die verlorenen Rechte behauptete, aufrührisch nannte ꝛc. ꝛc.

Mittel.

Um die unter dem Volke bisher still fortschreitende Gährung zum Ausbruche zu bringen, wurden allerhand Mittel in Bewegung gesezt.

Einem Hirten zu Niklashausen im Limpurgischen erschien die heilige Jungfrau in eigner Person, und bestellte ihn zu ihrem Prediger — und nun predigte der Mann im Vertrauen auf ihren Beistand, mit großem Ernste **wider Obrigkeit und Geistlichkeit**, wider die spizigen Schuhe und ausgeschnittenen Goller, auch die langen Hosen, behauptete: Wasser, Waide und Holz seien gemein, und Zoll und Geleitgeld müsse abgeschaft werden. Nun erhielt die heil.

Die Nationalversamml. hatte auch ihre Prediger, einen Fauchet und dergleichen Schwärmer, die dem Volke vieles von seinen hohen Rechten vorsagten, daß die Souveränetät auf ihm ruhe, daß Adel und Geistlichkeit ihre großen Einkünfte mit Unrechte besizen, und daß sie verbunden seien, das Volk zu unterstüzen. Nun brachte man dem Gotte der Nation die silbernen Schnallen und andere Sachen von Werthe zum Opfer; und die Monstranzen, oder unser Herr Gott, die Marienbilder und die Heiligen mußten Nationalkokarden tragen, damit das Volk sich überzeuge: dem Himmel selbst gefalle die neue Konstitution. Enthusiasmus für Freiheit ergriff das

heil. Jungfrau zu Niklashausen viele Opfer von Schuhspitzen und Gollern. Die heil. Jungfrau, mit diesem Anfange zufrieden, verlangte nun, die Vornehmen sollen zu solchen Opfern gezwungen werden *).

Was die Schwärmer unternahmen, um den gemeinen Mann recht in Hitze zu setzen, erhellt aus folgender Stelle Luthers **): „Die neuen Propheten schreien und hetzen den Pöfel, und sagen: Haw, hawe, reis, beis, schmeisse, brich, stich, stosse, trit, wirf, schlahe die Sötzen ins maul. (Laternisiere!) Das heißt den Pöfel toll und thöricht machen, und heimlich zum Aufruhr gewenen, welche dann in das Werck hinein plumpen, meinen, sie seien nun grosse Heiligen, werden so stolz und frech, welches über die masse ist. Diese Propheten lehren und haltens auch, das sie sollen die Christenheit

*) Prescher l. c. S. 218.

**) 1. Theil gegen die himlischen Propheten.

das Volk, und der Kartenschieber war stolz, ein Theil des Souverains zu seyn. Trotzig gieng jeder Bauer in die Waldungen der Herrschaften, hohlte ihr Holz, und schoß das Wildpret.

Als man nun sahe, daß das Volk Feuer gefaßt hatte, erschienen abgeschickte Leute in den Provinzen, die man mit Sternen und Ordensbändern zierte, und schikte Briefe umher. In diesen stund, und jene sagtens überall: „der König selbst wolle, daß das Volk seine alten Rechte wieder hervorsuche" *) und nun suchten die Bauern ihre alten Rechte von der Zeit des Noah her, und glaubtens nicht, wenn man ihnen sagte: daß sich keine Urkunden von der Zeit der Sündflut in den Archiven finden. Nun giengs an das bekannte Laternisiren und Mordbrennen der Schlösser des Adels.

Die

*) S. H. v. Dürkheims Bericht.

1525.

heit reformieren, und eine newe aufrichten, auf die weiſe, ſie müſſen alle Fürſten und Gottloſen erwürgen, das ſie zu Herrn werden auf Erden.“

„Die Minen waren an vielen Orten zugleich angelegt. Sie ſollten ſchnell hintereinander ſpringen, um deſto mehr zu betäuben, und keine Zeit zum Widerſtehen übrig zu laſſen. Man kann vermuthen, daß, bei allem Zufälligen, doch ein gewiſſer Plan von den Hauptſchwärmern verabredet war, nach welchem die Weltverbeſſerung und das neue glükſelige Reich, ohne Sünde und ohne läſtige Obrigkeit zu Stande gebracht werden ſollte. Wenigſtens wußte man, daß Münzer, der ſich nach Mühlhauſen in Thüringen begeben hatte, mit Fleiße zauderte, bis Schwaben und Franken mit Mord und Brand erfüllt war *).

Zu

*) Pr. l. c. S. 223.

1789.

Die Treuloſigkeit der Franzöſiſchen Garde, die erzwungene Zurückberufung Neckers, die Beſitznehmung der Baſtille — Eroberung kann man nicht heißen, was faſt freiwillig abgetreten wird — die Laternisationen — alles zuſammen betäubte den unentſchloſſenen König und den ſchlechtberathenen Hof, an dem einer der erſten Miniſter ſelbſt zur demokratiſchen Partei gehörte, wie aus dem Erfolge ſich zeigte, daß er noch Miniſter iſt — Montmorin! — Gleich einem Lauffeuer umfaßte Aufruhr, nachdem einmal Paris entzündet war, das Reich von Nyſſel bis zu den Pyrenäen — ein Beweis, daß die Lunten ſchon überall bereit lagen.

Haben

Zu immer schnellern und wirksamern Explosion trugen die **Wunder**, die sich ereigneten, sehr viel bei, und machten die Köpfe des Volks vollends schwindelnd. Auf ihrem Zuge ließen sich brennende Säulen sehen, wie beim Zuge der Kinder Israel in der Wüste, und die Nachricht von dieser Erscheinung wurde am Neckar und Kocher, an der Tauber und in Thüringen mit Frolocken aufgenommen *). Münzer hatte Offenbarungen und göttliche Träume. **) Die Bauern waren des **sichtbaren Schutzes** der Gottheit versichert. Weil bei Gottwaltshausen keiner von ihnen geblieben war ***) — denn man hatte mit Fleiße, das verblendete Volk zu schonen, **über sie** weggeschossen — so war die Unverletzbarkeit der Empörer, folglich der Schuz der Gottheit, aufs neue entschieden. Daher durften sie

*) l. c. 222.
**) ebend. S. 235.
***) S. 248.

Haben sich geringere Wunder in Frankreich ereignet? Fand es die demokratischen Zeitungsschreiber nicht sonderbar, daß der König von England gerade zur Zeit der Revolution in die bekannte Krankheit verfallen, und die Staatsgeschäfte stille stehen mußten? — Mit welcher Dreistigkeit versicherten eben dieselbe, es seien — ich weiß nicht, in welchem Orte — drei Knaben von einer Frau mit aufgehobenen Fingern, mithin den Nationaleid schwörend, zur Welt gekommen! Mit welcher Freude verkündigten die Straßburger: **ihr Mond** habe die drei Nationalfarben angenommen? — Aber das größte Wunder ereignete sich in Valenciennes. Ein **Schneider** von der Nationalgarde hatte Händel mit einem reaulierten Officier, der sich mit jenem schlagen mußte. Der Schneider, den jedermann für ein Kind des Todes hielt, wurde nur leicht

1525.

ſie an den Rath zu Schw. Hall ſchreiben: „er ſolle die Stadt aufgeben, ſo wollen ſie ihm gnädig ſeyn. Man müſſe ſehen, daß es Gott mit ihnen halte, weil keiner von ſo vielen Schüſſen beſchädigt worden.“ *)

Wars daher zu verwundern, daß der Stolz der Bauern ſo ſehr ſtieg? — Eine Bauersfrau, die nach Straßburg auf den Markt gieng, ſagte: wir aus den Dörfern werden bald auch auf Pantoffeln gehen! **) Nach Ermordung des unglücklichen Grafen von Helfenſtein bei Weinsberg trug ein Bauer von Zimmern ſeinen Federbuſch, und ein anderer von Rohrbach ſeinen Schauben. — Als ein Bauer den beiden Grafen von Hohenlohe das Handgelübde abnahm, ſo behielt er den Handſchuh an, die Grafen mußten den ihrigen ausziehen. — Der Land-

*) S. 257. **) S. 249.

1789.

leicht verwundet! .. Wars nicht ſichtbar, daß Gott ſelbſt ſogar die Schneider der Nation in ſeinen Schuz nimmt? O Wunder! — Daher machte auch ganz Valenciennes dem bleſirten Schneider Viſite, und erkundigte ſich alle Tage nach ſeinem Befinden!

In einer gewiſſen Stadt des Elſaßes gieng die Frau eines Fürſtlichen Dieners an einigen Weibern vorbei. „Die wird bald keine ſo hohe Haube mehr tragen — ſagten dieſe — ſondern mit der Hake in der Hand ins Feld gehen.“ — Zu gleicher Zeit waren die Bauern, die ſo vielen Stolz bei den bisher Vornehmen fanden, ſelbſt äuſſerſt ſtolz auf ihre farbigte Nationalbändchen und Kokarden, und jeder dünkte ſich, ein Ludwigsritter zu ſeyn, und die Buben, lauter Ordensmeiſter. Ein Bauer zu A. ließ ſich auf ſeinen ſchwarzen Zittel goldene Epauletsmachen, als Oberſter

1525.

Landmann wählte sich die schönern Häuser der Vornehmen. Der eine wollte dieses bewohnen, dem andern gefiel jenes besser. — Als sie nach Oehringen kamen, ließ sich das Volk einen grossen seidenen Fahnen machen, mit drei Farben, braun, gelb und grün, in der Mitte das Bild des Gekreuzigten, als wenn sie für seine Sache stritten *). — Der Graf von Weckheim wurde gezwungen mit ihnen zu ziehen, und sagte von sich: er sei mit seiner ganzen Herrschaft zum Bauern geworden. Den beiden Grafen von Hohenlohe, die sich anfangs verborgen hatten, gaben die Bauern endlich sicheres Geleite, und wurden von einem ihrer Unterthanen also angeredet: „Bruder Albrecht, und Bruder Georg, kommt her, und gelobet den Bauren, bei ihnen, als Brüder zu bleiben. Denn

*) S. 270.

1789.

ster des Dorfs. — In einer Stadt wählten sich die Lumpen die herrschaftlichen Häuser und Gärten, die sie unter sich schon in Gedanken theilten. — Wie viel jedes kleine Nest auf seine bunten Fahnen sich einbildete, konnte man am Bundestage, den 12 Jun. 1790. zu Etraßburg, sehen. — Wir Bauern sind izt die Herren! sagten die Elsasser auch im J. 1789! — und daß die im innern Frankreich sich nicht weniger einbildeten, erhellt aus Schrift der Bauern von Chateau-Garnier an die Nat. Versammlung *): Nous Laboureurs et ouvriers des parvisses — — assemblés à la foire de Chateau-Garnier, considérant, *que l'égalité naturelle* a été *decretée* par Dieu dès la création du monde, considérant, que cette égalité *chretienne* fait gemir et pleurer continuellement nos pré-

*) S. Schlözer, Heft 59. S. 356.

1525.

Denn ihr ſeid nimmer Herren, ſondern Bauern, und wir ſind Herren von Hohenlohe.“ Faſt eben ſo ergiengs den Grafen von Henneberg. Ein Herr von Krailsheim mußte geloben, daß er ſich nicht anders, als Kaſpar Bauer nennen wolle *).

Weil die Bauern das Reich Chriſti wieder herſtellen wollten, ſo war der gröſte Schimpfname: heidniſcher Böſewicht! und wer dieſen Titel erhielt, war, ohne weitere Unterſuchung, Verbrecher genug, durch die Spieße gejagt zu werden.

1789.

tendus Marquis ſans Marquiſats, avons arrêté unanimement, que nous allons prendre les noms des Comtes, Marquis et Barons, eſpérants, par la guerir les maux d'eſprit de tant de têtes chimeriques etc. Sollte dieſes Dekret auch nur Spaß ſeyn, welcher deſto gröſere Beweis des Uebermuths!

Dieſe Chriſtliche Gleichheit gefiel freilich dem Adel nicht, und wem ſie nicht gefiel, hieß Ariſtokrate, und war durch dieſen Namen ſchon fähig, laternirt zu werden. Denn kein Bubenſtücke iſt ſeit der Schöpfung begangen worden, das bekanntlich die Ariſtokraten nicht gethan hätten.

Gegenanſtalten.

Die Gegenanſtalten, den Bauernaufruhr im J. 1525 und die Gährung in Frankreich im J. 1789. zu dämpfen, waren in beiden Zeiten ſchlecht und unwirkſam.

*) S. 229. f.

1525.

Gegen die Bauern verſammelte der Schwäbiſche Bund die Landsknechte. Aber dieſe ſagten öffentlich: unſere Spieße werden den Herzog Ulrich, der als Feind des Schwäbiſchen Bunds für einen Bauernfreund gehalten wurde, nicht ſtechen *).

1589.

Ludwig der 16. verſammelte ein kleines Heer zwiſchen Paris und Verſailles. Aber die Franzöſiſche Garden wurden beſtochen, daß ſie das Gewehr niederlegten, und ſo gar auf die Seite des Pariſer Volks traten.

Man hielt das Uebel im Anfange für nicht ſo gefährlich, daher waren die Gegenmittel weder ſo ſchnell bereitet, noch den Umſtänden ſo angemeſſen, als ſie zu beiden Zeiten ſeyn ſollten.

Anfangs gönnte der Adel den Geiſtlichen die Demüthigung, und ſahe nicht ganz ohne Vergnügen, daß dieſe, gegen die es zuerſt allein gerichtet ſchien, etwas von ihren großen Reichthümern ꝛc. verlieren ſollten.

Der Adel, und die aus demſelben gewählte hohe Geiſtlichkeit, hatte freilich viele Neider und Feinde, weil ſie im Beſitze der größten Einkünfte und fettſten Pfründen waren. Daher wars der größeren Partei angenehm, beide gedemüthigt zu ſehen.

Die Herrſchaften fanden gut, den Bauern die beſten Worte zu geben, und zu verſuchen, ob man ſie durch vernünftige Vorſtellungen von ihren Unternehmungen zurük bringen könnte? aber vergebens! Ihre Erwartung von dem Reiche Gottes und den neuen goldenen Zeiten waren zu ausſchweifend.

Der

*) S. 225.

1525.

Der Rath zu Schw. Hall schikte zwei Söldner an die Bauern: sie möchten doch zu ihm kom. Einer, Namens Hafen-Stephan, der voran ritt, würdigte den Antrag des Raths nicht, ihn dem Haufen vorzutragen. Nur mit Zuziehung dreier anderer hörte er die Söldner an, und gab dann den Bescheid: „wenn der Hauf zusammen komme, werde es der Rath zu Schw. Hall wohl inne werden. *)"

1789.

Man ermahnte auch die Hanau-Lichtenbergischen Unterthanen, die man beredet hatte, an all' ihrem Unglücke seie die Herrschaft schuld, die sie allein drücke, zur Ruhe, durch eine eigends gedrukte und ausgetheilte Vorstellung, worinnen man ihnen, so wie in andern kleinen Schriften, augenscheinlich bewies: „daß die Herrschaft die Auflagen nie erhöht habe, und daß sie, wenn sie dem Landgrafen einen Gulden zalten, dem Könige eilf geben müssen. Diesem seien sie nach den Traktaten nicht mehr schuldig, als 100000 Thaler, und zalen doch 1—2 Millionen ꝛc. ꝛc." Dem ungeachtet ließen sie sich nicht belehren:

Mitwirkende Umstände.

Daß der Bauernaufruhr so weit um sich griff, dazu trugen auch die Umstände das ihrige bei, erstlich, daß es gerade **Winter** war, als er ausbrach, und dann, daß

Auch bei der Franz. Revolution fanden sich ähnliche mitwirkende Umstände — das gänzlich unfruchtbare Jahr 1789. in welchem die Erndte mistrieth, und

*) S. 244.

1525.

daß Karl, der Kaiser, sich abwesend befand.

1789.

gar kein Herbst war, und die moralische Abwesenheit des Königs, der durch seinen guten Willen, die Last des Staats zu erleichtern, durch Demagogen irre geführt wurde. — Daß Joseph der 2. gerade auch sich in den Ungarischen Krieg verwickelt hatte, machte die Demokraten desto kühner, so wohl seine Schwester aufs tiefste zu kränken, als auch die Verbindung mit Oesterreich zu zerreißen.

Wirkungen.

Um die bemerkten Mängel und Gebrechen zu verbessern, fieng man damit an, daß man alles auf den Kopf stellte.

1. Bilder und Gemälde wurden zerbrochen, die Häuser der Geistlichen geplündert, die Kirchen beraubt, Bilder der Heiligen zerhauen, die Ornate zerschnitten, Kelche, Monstranzen ꝛc. weggenommen, in den Kirchen getanzt, und Unzucht getrieben ꝛc. Der Rotenburgische Haufen hieb seinen eigenen Anführer in Stücken, und warf sich, mit dem

1. In den Klöstern und Schlössern der Edelleute hauste das Volk, wie der Feind. Im Kloster Schwenkfeld machten sie Feuer auf den eingelegten Boden der Zimmer, zerschlugen die großen Spiegel, ließen den Wein in den Boden laufen ꝛc. Gleicher Schaden wurde in Straßburg angerichtet. Einige ersoffen im ausgelaufenen Weine. Die Soldaten

1525.

dem äußerſten und tollſten Muthwillen, einander die Glieder im offenen Felde zu.

1789.

daten ſtanden in Reihen um die Pfalz, aber ganz ruhig, ließen die Leitern über ihre Köpfe hinein bieten, und das Rathhauß vor ihren Augen erſteigen, die Kaſſe plündern ꝛc. ꝛc.

Solche Unordnungen verübte man unter dem Vorwande die neue chriſtliche und politiſche Ordnung wieder herzuſtellen!

2. Graf Georg v. Wertheim, Graf Albrecht und Georg von Hohenlohe ꝛc. mußten den Bauern mit der Hand, an Eidesſtatt, geloben, daß ſie als **chriſtliche Brüder** ſich in ihren Bund aufnehmen laſſen wollen, und die Abſicht der Landleute war, den Herrenſtand ganz zu vertilgen.

2. Was nur die Abſicht der Teutſchen Bauern war, iſt in Frankreich wirklich, wenigſtens bis izt, ausgeführt worden. Der Adel wurde vernichtet, und ein Noailles, ein Broglio, ein Clermont-Tonnerre iſt izt von dem Waſſerträger in Paris und dem armſeligſten Schuhputzer ein **Bruder** in — **Plato** und **Rouſſeau** — ein Holzhacker ſo viel, als ein Montmorency.

3. Die Bauern glaubten, wenn ſie die Archive zerſtören, dadurch alle Beweiſe zu vernichten, daß ſie etwas zu zahlen ſchuldig ſeien. Daher

3. Die Elſaſſer Bauern glaubten im J. 1789. alles in den Archiven zu finden, was zu ihrem Vortheile diente, und waren über-

1525. 1789.

Daher suchten sie besonders die alten Papiere, und zerrißen oder verbrannten sie an sehr vielen Orten. Daher reizten die Archive sie sehr.

zeugt: es liegen da Urkunden, kraft deren alle Wälder, Waid, Seen ꝛc. ihnen von Gott und Rechtswegen gehören. Daher hatten sie auch besondern Muth gegen die Archive. Zu Straßburg wurden wirklich alle Akten auf die Gasse geworfen, und lagen einige Tage im Regen. Die Lumpen der Stadt wollten auch die Obligationen ꝛc. zur Hand nehmen. Zum Glücke wurde die Kammer, worinnen Schuldbriefe ꝛc. verwahrt waren, gerettet.

Ende.

Als die Bauern ihren Freiheitstaumel ausgeschlafen hatten, kehrten sie endlich zur Vernunft zurücke, und sahen wohl ein, daß Obrigkeit seyn muß, und zwar solche Obrigkeit, die **Gewalt** und **Ansehen** hat. So trotzig sie anfangs sich stellten, so thaten die Haller doch kaum einen Schuß über ihre Köpfe weg, so fielen ganze Haufen zu Boden. Keiner dachte mehr an Gegenwehr. Der General Hasen-Stephan floh zu-

Was wird das Ende der Französischen Revolution seyn? Aus der Geschichte aller Jahrhunderte kann mans ziemlich weissagen, wenn nicht die ganze Geschichte Griechenlands, Roms ꝛc. ꝛc. lügt. — Die Nation wird einsehen, daß ein so großes Reich nicht aus 30000 kleinen Republiken zusammen gesetzt seyn kann — daß eine **königliche Demokratie** ein Unding ist — daß ein König in Frankreich keine Staatspuppe,

1525.	1789.
zuerſt, und der lezte wollte keiner ſeyn.	puppe, kein Doge ſeyn darf — daß eine Million Nationalgarden einem regulierten und disciplinierten Heere nicht Widerſtand thun kan — daß in einem ſo großen, und in einem Staate neuerer Zeiten die Springfeder der Ehre unumgänglich nöthig iſt — daß es freilich beſſer iſt, wenn die Biſchöfe und Erzbiſchöfe als Superintendenten und Generalſuperintendenten mit einem ordentlichen Einkommen ſind, als wenn ſie zu hunderttauſenden einnehmen, ihren Sprengel nur von Paris aus kennen, und die Kirchengüter mit Buhlſchweſtern verpraſſen — aber auch, daß das Volk noch nicht fähig iſt, die Beſten zu wählen ꝛc.

Schluß.

Bei allen Revolutionen ſchwankts anfangs von einer entgegengeſetzten Seite zur andern. Endlich verdampft der Enthuſiasmus, beſonders bei einer ſo leichtſinnigen und wankelmüthigen Nation, als die Franzöſiſche iſt, und die Wagſchale bleibt in der Mitte. Frankreich wird eine eingeſchränkte Monarchie, und die künftigen Könige und Miniſter durch die Auftritte der Jahre 1789—91. auf immer gewarnt werden.

Da Teutſchland ein Reich iſt, das alle Meilen durch einen neuen Staat abgeſchnitten wird — da es keinen Orleans hat, der ſo viele Millionen auf eine Revolution wenden kann — da ein Nachbar, bei dem es ruhig iſt, die Unruhen bei dem andern ſchnell dämpfen kann — da manches Teutſche Land ſeine Freiheiten und Stände beſizt — da verſchiedene von braven Fürſten recht ordentlich regiert

werden

werden ꝛc. so hat Teutschland eine so schnelle und totale Revolution wahrscheinlich nicht zu fürchten. Allein die Französische ist doch eine **große Warnung** und **starke Lehre**. Wohl dem Lande, wo sie genüzt wird!

Besonders müssen diejenigen Länder sehr aufmerksam seyn, und nicht die mindeste Gelegenheit zu Mißvergnügen geben, wo noch **Leibeigenschaft** ist. Auch auswärtige Länder, Dänemark, Polen, Schlesien ꝛc. sollen wachsam seyn. Denn so **ganz von Gährung ists da nicht leer!!**

Indessen hat die Menschheit einen großen Schritt **vorwärts** gethan, und das Publikum in fast allen Ländern ist über die **Rechte der Regenten**, über das **Verhältniß der Fürsten zu ihren Unterthanen**, über die **Nüzlichkeit der Geistlichkeit**, über die **wahren oder eingebildeten Vorzüge des Adels**, über die **Rechtmäßigkeit der Auflagen**, über die Grundsäze der **Justiz** ꝛc. ꝛc. gar sehr aufgeklärt worden! Und so ists wieder erwiesen, daß das Schlimme in der Welt großen Nutzen schafft. —

Jeder **Fürst** sei **der Vater seiner Staaten**! — Der **Geistliche** glaube sich desto **unentbehrlicher**, je nüzlicher er dem Volke ist! Der alte **Edelmann** sehe nicht mehr so hoch weder auf **den neuen Adel** noch auf den **Bürgerlichen herab**!

Bisher bemerkte Druckfehler.

Seite 13. Zeile 6. lies. **Gepurt**, statt Geb.
S. 21. Die eine Note ist auszustreichen.
S. 31. Z. 18. l. **den**, st. die.
S. 35. Note. Z. 1. l. **Atah.** st. Atah.
S. 47. Z. 3. v. unten, l. **Schriften**, st. Schrift.
S. 54. Z. 7. seze ein Komma st. Punkt.
S. 64. Z. 7 v. unt. l. **sahen**, st. seh.
S. 66. Z. 14. l. **außerordentlicher.**
S. 71. Not. Z. 2. l. que la b.
S. 85. Z. 15. l. Hanover, und so überall.
S. 100. Z. 15. l. **von**, st. vor.
S. 128. Z. 1. l. Boedr. st. Bondr.
S. 283. Z. 1. l. Knien statt keinen.

Selbstbiographien
berühmter Männer.

Ein Pendant zu J. G. Müllers
Selbstbekenntnissen,
gesammelt
von
Prof. Seybold.

Erster Band.
Thuanus.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung, 1796.

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

Dem

Durchlauchtigsten

Friederich Eugen

Herzoge von Wirtemberg

und Teckh ꝛc.

Dem Vater des Vaterlandes

dem Freunde der Wissenschaften

und der bessern Volksbildung

seie
diese Schrift
in tiefster Ehrfurcht
und
mit innigster Dankbarkeit
gewidmet!

Vorrede.

Schon mehrere Jahre hatte ich die Idee, eine Sammlung von Biographien zu veranstalten, die berühmte und merkwürdige Männer, hauptsächlich der neueren Zeiten, von sich selbst verfaßten. Allein verschiedene Umstände, hauptsächlich meine seit 1792. so unglükliche Lage zu Buchsweiler, die abgeschnittene, oder wenigstens mit Gefahr, selbst bei der Unschuld des Briefinnhalts, verbundene Korrespondenz nach Deutschland, und die Kleinmüthigkeit mancher Buchhändler, andere Werke, auſſer Flugschriften und Modear-

deartikeln in den Verlag zu nehmen, erlaubten mir die Ausführung erst jezt. Seit der Rükkehr in mein Vaterland sind nun diese Selbstbiographien meine wichtigste Beschäftigung, indessen ich in Nebenstunden die Lüke auszufüllen suche, die in der deutschen Litteratur dadurch für mich entstand, daß im Elsas so gar die gelehrten Zeitungen nicht mehr gelesen werden durften.

Unter andern Büchern nun, deren Lesung ich nachzuholen hatte, so viel mir wenigstens der Aufenthalt in einem Landstädtchen gewährt, fanden sich glüklicher weise auch des Herrn Vicepräsidenten, Herders, Briefe über die Humanität, und da traf ich bald auf eine Stelle, die mich aufs neue ermunterte, meinen Plan mit Fleiße auszuführen, weil mich die Stimme eines Manns von so entschiedenem Gewichte auch den Beifall des Publikums hoffen läßt.

„Vor allen Dingen wünsche ich — heißt es da im fünften Briefe (*) — eigene Biographien erlesener merkwürdiger Menschen. Wie weit stehen wir Deutsche hierinnen andern Nationen, Franzosen, Engländern, Italiänern, nach! Wir lebten, dachten, müheten uns; aber wir konnten nicht schreiben. Die rauhe oder ermattete Hand, die das Schwerd, den Scepter, das Handwerk- und Kunstwerkzeug, wohl auch die breite Kanzleifeder führte, verachtete meistens die Reißfeder mühsamer Selbstschilderung. Mit der alten Chronikzeit gieng auch das häusliche und Familiengefühl, für die Seinen und mit ihnen fortzuleben, grossen Theils zu Grabe. Was also von merkwürdigen Selbstbeschreibungen gerettet, was von neuen hie und da entdekt werden kann, sollte geretet und genüzt werden, bis (ich weiß gewiß, daß die Zeit kömmt) merkwürdige Geschäfte auch freiere Gesinnungen und diese den Geist einer

(*) Samml. I. S. 50.

einer edeln Publicität erweken werden, bei dem alle Stände im Lichte wandeln."

Zwar ist mir Herr J. G. Müller mit seinen Bekenntnissen merkwürdiger Männer von sich selbst, wovon seit 1791. drei Bände erschienen, gewissermassen zuvorgekommen. Allein erstlich stellt dieser würdige Schriftsteller seine merkwürdigen Männer mehr in psychologischer und moralischer Hinsicht dar, und das Historische von ihnen dient ihm eigentlich nur zur Erläuterung ihres Charakters: ich hingegen erzähle den meinigen alles nach, was sie mir und dem Publikum in unbekannterer Sprache vorerzählten. Zweitens begleitet er die gegebenen Nachrichten mit eingeschalteten, seiner Absicht gemäßen, Betrachtungen; ich gebe nur kurze Anmerkungen, wo sie nöthig sind. Da also sein Buch mehr Konfessionen, das meinige eigentlich Lebensbeschreibungen enthält, so können wir wohl traulich neben einander einherwandeln, und wir werden uns nicht

in den Weg treten, ſollten gleich einmal, jedem in ſeinem Pfade, der nämliche Mann uns begegnen, wie ſich bei Huetius (*) zeigen wird.

Iſt alſo Herrn Müller der Beifall eines Herders mit Rechte ſo ſchäzbar, ſo darf auch ich, kraft der Aeuſſerung, ihn hoffen, die ich in dem dritten Briefe an den Herausgeber der Bekenntniſſe finde. — „Wenn die Lebensbeſchreibungen, die merkwürdige Perſonen zu gewiſſen beſtimmten Zweken für andere aufzeichneten — ſagt er (**) — wahr und merkwürdig ſind, ſo verdienen ſie das gröſeſte Lob, und haben um ſo mehr Intereſſe in ſich, je mehr ſie ihren Zwek genau verfolgen. Ein Vater will ſeinen Kindern, ein Bürger ſeinen Mitbürgern, ein Held, ein Staatsmann will denen, die ſeines Berufs ſind, ein Erbtheil an ſeinem Leben hinterlaſſen; wohl! er bereite dieſen

Schaz

(*) Bekenntniſſe Th. 3. S. 303.
(**) B. 1. S. 33.

Schaz aufs beste, als er kann, und er darf des Danks derselben gewiß seyn. — Auch die Fehler, die ein solcher Mann von sich zeigt, wird er in einem nüzlichen Lichte zeigen, und im Ganzen wird er mehr erzählen, als über sich selbst entscheiden und richten. Lebensbeschreibungen dieser Art sind wahre Vermächtnisse der Sinnesart denkwürdiger Personen, Spiegel der Zeitumstände, in denen sie lebten, und eine praktische Rechenschaft, was sie aus solchen und aus sich selbst gemacht, oder worin sie sich und ihre Zeit versäumt haben." —

„Sie wissen, daß wir unter mehreren Völkern schöne Denkwürdigkeiten dieser Art haben, und es wäre gut, wenn die Unbekannteren ans Licht gebracht, das Zerstreute gesammelt, und das Fremde zu uns herüber geschaft würde. Es würde dies eine Kleine Bibliothek der Schriftsteller über sich selbst, und damit gewiß ein vortreflicher Beitrag zur Geschichte der Menschheit

heit (*). Da nun unläugbar der edlere Theil des Publikums auf dieſe immer aufmerkſamer wird, indem unſer Geſchlechte es von Tage zu Tage inniger fühlt, daß es ſich ſelbſt das Nächſte ſei, und ſich ſelbſt bearbeiten müſſe, um aus und durch ſich zu machen, was noch auf Erden geſchehen ſoll, ſo dörfte der, der ſich einem ſolchen Werke unterzöge, wohl gewiß auf den Beifall der Edelſten ſeiner Nation rechnen.". —

Der erſte nun, den wir hier unſerm Publikum darſtellen — oder vielmehr, der ſich ſelbſt darſtellt, iſt der berühmte Präſident Jak. Aug. von Thou, ein Mann, der ſein Vaterland innigſt liebte, und ihm groſſe Dienſte that, der eine Toleranz zeigte, die zu ſeiner Zeit ein Phänomen iſt, Gelehrte und Gelehrſamkeit beförderte, immer thätig war, und durch ſeine Zeitgeſchichte auch der ſpäteren Nachwelt ſchäzbar bleiben wird. Offenheit

(*) Wohl auch des Menſchen?

heit wird in seiner Erzählung nicht vermißt. Denn selbst seine Flecken sind aus derselben sichtbar — die durch Neider und Feinde gereizte Ehrliebe, eine Dosis von Eitelkeit, die theils in dem Charakter der Nation, theils in seinem eigenen liegt, etwas Ahnenstolz, und hier und da Mangel an Menschenkenntniß, oder vielmehr, zu antes Zutrauen zu den Menschen und der Glaube, da Tugend und uneigennüzige Liebe zum gemeinen Besten zu finden, wo nur Privatinteresse und Leidenschaften die Triebfedern der Handlungen sind. Allein eben diese Fehler werden seine Selbstbiographie desto lehrreicher machen. Nur die Geschichte des Menschen, wie er ist, kann nüzen, nicht die Verschönerung desselben. Denn es ist die Kleinste, und unnüzlichste aller Künste, Ideale zu schaffen, es seie von einzelnen Menschen, oder von Staatsverfassungen. Der Mensch, mit allen Tugenden ausgerüstet, ist eben so sehr Hirngespinste, als eine ganz fehlerfreie Staatsverfassung.

Die

Die beſten Menſchen und die beſten Konſtitutionen ſind diejenigen, die am wenigſten Fehler haben, und dem wahren Menſchenfreunde bleibt nichts übrig, als zur ſittlichen Beſſerung ſeiner Zeitgenoſſen durch zwekmäßige Erziehung alles mögliche beizutragen.

Sind dann einſt die einzelnen Menſchen beſſer, dann iſts nicht nöthig, an den Konſtitutionen ſo vieles zu pfuſchen, noch viel weniger, von einem alten Staatsgebäude keinen Stein auf dem andern zu laſſen, und jeder unſerer Mitbürger darf von der Wahrheit dieſes Sazes überzeugt ſeyn: Seie tugendhafter, dann biſt und bleibſt du glüklicher!

Ich hoffe daher, unſerm deutſchen Publikum durch meine Sammlung nüzlich zu werden. Der Kenner der Geſchichte wird auch manche Aehnlichkeit entdeken, die ſich

zwi-

zwischen den Auftritten von dem J. 1590. und 1790. findet, weil die Menschen in einer Revolutionszeit immer mit den nämlichen Leidenschaften und nach den nämlichen Grundsäzen handeln. —

Die folgenden Bände werden die Selbstbiographien eines Rutgersius, Hieron. Wolf, Buchanan, Pennant, Dav. Hume ꝛc. enthalten. Sollten mir Freunde noch ungedrukte mittheilen, oder solche nachweisen, die mir nicht bekannt sind, und mich überhaupt in Ausführung meines Plans unterstüzen, so verspreche ich alle mögliche Erkenntlichkeit.

Brakenheim im Zabergau
den 5. Merz 1796.

Prof. Seybold.

Vorläufige Nachricht
von dem
Präſidenten Jak. Aug. von Thou und ſeiner Selbſtbiographie.

Der berühmte Mann, der unſere Leſer in dieſem erſten Bande unterhalten wird, iſt im J. 1553 geboren. Was er ſelbſt in ſeiner Biographie von ſich ſagt, zu wiederholen, wäre überflüßig. Daher eilen wir über die Geſchichte ſeiner erſten Jahre und der Erziehung hinweg, und begnügen uns, zu bemerken, daß die ſchwächliche Leibesbeſchaffenheit der Entwiklung ſeiner Geiſteskräfte nichts ſchadete.

Jakob Aug. von Thou hatte ein Muſter vor ſich, das ihn reizen, und ſeine Nacheiferung erweken mußte. Beurtheilt man ihn nach den Grundſäzen, welche die unveränderte Richtſchnur ſeines Betragens waren, ſo kann man nicht anders ſich überzeugen, als daß er von dem erſten Augenblike an, wo er überlegen konnte, ſein Vorbild

zu erreichen suchte. Dieses war Christoph von Thou, sein Vater, erster Präsident des Pariser Parlaments — ein Mann, dessen Namen schon ein Lobspruch ist! Erinnert man sich der hohen Eigenschaften und der häuslichen (*) Tugenden, welche diese Magistratsperson durch einen seltenen Fall in sich vereinigte, so fühlt man von selbst, wie sehr der Sohn wünschen mußte, sich als ein des Vaters würdiges Nachbild zu zeigen.

Eine einfache, strenge Erziehung, die aufs gemei-

*) Stephan Pasquier schildert diese sehr reizend auf folgende Art: „Seine tägliche Tischgesellschaft und sein gewöhnlicher Umgang waren Leute vom Mittelstande. Da legte er in seinem Hause allen Glanz ab, der seine Würde sonsten umgab. In seinem ganzen Leben machte er sich zur Regel, nicht außer dem Hause zu Nacht zu speisen, sich um neun Uhr niederzulegen, und frühe aufzustehen, meistens ohne Bedienten. Denn sein Kammerdiener war — er selbst! Dies weiß ich von guter Hand, und kanns leicht glauben. Denn er liebte so wenig Prunk, daß er öfters, wenn er früher aus dem Palais gieng, allein nach Hause zurück kehrte. So oft seine Freunde, und das durften nicht gerade Vornehme seyn, ihn zu einer Hochzeit oder Leiche baten, so erschien er und seine Frau dabei, damit er die Leute nicht zu verachten, oder eine Pflicht zu versäumen schien." Pasquier's Briefe B. I. (Pariser Ausg. in 8. vom J. 1619. S. 424. f.).

gemeine Beste zwekte, war gleichsam das Erbstük, das in dieser Familie vom Vater auf den Sohn übergieng. Die glüklichen Wirkungen derselben hatte Christoph von Thou durch eigene Erfahrung berechnen gelernt. Obgleich sein Vater das Amt eines Präsidenten bekleidete, ließ er doch den Sohn, ehe er ums Geld das Recht erhielt, die Menschen zu richten, sich erst in der Kunst üben, die Angeklagten zu vertheidigen. Der Alte war überzeugt, daß derjenige, der die Ehre verdienen will, ein Werkzeug der Gesetze zu seyn, sie studieren, sich von ihrem Geiste durchdringen, und lernen muß, wie man von ihren Aussprüchen eine gerechte und unparteiische Anwendung macht. Diesem alten Gebrauche gemäß, dessen Wiederherstellung uns immer eine Verbesserung des Richterstandes hoffen ließe, widmete sich Christoph von Thou mehrere Jahre den Geschäften der Advokatur. Sein glüklicher Erfolg vor den Gerichtsschranken eröffnete ihm die Laufbahn der Ehren. Bloß durch Verdienste und Rechtschaffenheit erhielt er die Stelle eines Prevots des Marchands (*) und trat hernach ins Parlament als

(*) In der alten Verfassung war der Pr. des M. das Haupt der Commune von Paris. Man muß diesen Ausdruk, wie Präs. à Mortier, so gut beibehalten, als Consul, Tribun. ꝛc. bei den röm. Autoren.

Präſident à Mortier ein, als das Edikt wegen der halbjährigen Sitzungen die Zahl dieſer Beamten im J. 1553 verdoppelt hatte. Chriſtoph von Thou war einer dieſer neuen Titularpräſidenten, und ſein Ruhm ſtieg immer höher.

Im J. 1562 erledigte der Tod des erſten Präſidenten dieſen Plaz, der in dieſer Epoche, nämlich kurz vor der Schlacht bei Dreux, um ſo wichtiger war. Die Wahl Chriſtophs von Thou machte ihm und denen, die dazu beitrugen, gleich viele Ehre. Denn nichts empfahl ihn, als ſeine Liebe für Menſchlichkeit, ſeine Fähigkeiten und ſeine Weisheit. Nach dem Ausdruke eines Zeitgenoßen (*), war er in Ränken ſo neu, wie ein Kind. Die Regelmäßigkeit ſeiner Sitten entſprach ſeinem übrigen Charakter. Als ein ächter Freund, guter Gatte, guter Vater, guter Herr, wurde er geliebt, lebend geſchäzt, und, als der Tod ihn entriß, von jedermann beweint. Dies ſahe man bei ſeiner Leiche, wo ſeine Pachter, im Trauergewande, ſich zum Gefolge geſellten, und ſein Grab mit Thränen benezten. Aus dieſer kurzen Skizze lernen wir einigermaßen das Muſter kennen, das der junge de Thou zu erreichen ſuchte.

Nach geendigten Studien begab er ſich, weil er dem geiſtlichen Stande gewidmet war, zu ſei-

(*) Paſquier, l. 8. l. 423

nem Oheim, Nikolaus von Thou, Kanonikus bei der Hauptkirche Notre Dame, der, zum Bischofe von Chartres erhoben, ihm sein Kanonikat abtrat. De Thou überließ sich nun dem Antriebe seines Naturels, das ihn zum Studium der schönen Wissenschaften hinzog. Geschichte, Politik, und Staatsrecht beschäftigten ihn besonders.

Die Begierde, den Kreiß seiner Kenntnisse zu erweitern, bestimmte ihn bald zu reisen. Im J. 1573 begleitete er Paule von Foix, den der Hof nach Italien sandte. Wir folgen ihm jezt nicht, weil er seine Reisen selbst erzählen wird. Wenn er fremde Gelehrte besuchte, so gab er sich Mühe, die Früchte ihrer Entdekungen sich eigen zu machen, um sein Vaterland damit zu bereichern. Als ein Mann von Genie, streuete er Saamen aus, und hoffte einst davon zu erndten.

Nach seiner Rükkehr im J. 1578. kaufte de Thou, auf inständiges Bitten seiner Familie, die Stelle eines geistlichen Raths beim Parlamente. Da er sich an ein freies und unabhängiges Leben, das wahren Gelehrten so viele Reize zeigt, schon gewöhnt hatte, so war ihm vor der Würde, die man ihm auflegte, bange. Allein so bald er das erhabene Amt einer obrigkeitlichen Person angenommen hatte, war seine Denkungsart zu edel, als daß er die Pflichten desselben nicht auch

zu

zu erfüllen suchte. Wirklich wartete seiner ein starkes Probestük. Das in Parteien getheilte Guienne beklagte sich über sein Parlament, und da es wegen der getheilten Kammern, in denen eine gleiche Anzahl von der catholischen und reformierten Religion sizen sollte, immer Streitigkeiten gab, so sollte eine Commission vom Pariser Parlamente die Klagen untersuchen. Von Thou war einer der Commissarien, welche die Gerechtigkeit, ohne Ansehen der Partei und der Person gleich vertheilen sollten.

Um diese Zeit entschloß er sich auch gänzlich, dem geistlichen Stande zu entsagen, zu dem er ohnehin nie keinen Beruf fühlte, und der frühzeitige Tod seines ältern Bruders erwekte bei seinen Oheimen selbst den Wunsch: er möchte die geistliche Würde ablegen.

Im J. 1582. brachte es sein Vater dahin, daß er in die Hauptstadt zurük gerufen wurde. Schon rekte der Alte die Arme dem Sohne entgegen, als der Tod ihn dahin riß (*). Bei seiner Ankunft

der.

(*) Dies geschahe den 1. Nov. 1582. Pasquier, der Zeitgenosse, erzählt manchen Umstand seiner Leiche. Es ist angenehm, Bilder der alten Zeiten darzustellen. Daher zeichnen wir einiges von seiner Erzählung aus. „Es ist als ein Theil seines Glüks anzusehen, daß er gerade an diesem Tage (am Tage aller

vernahm er, man feiere das Leichenbegängniß eines Mannes, den er mehr wie einen zärtlichen Freund als wie einen Vater ehrte. Sein Schmerz war aufrichtig

aller Heiligen) starb, wo man sich der Verstorbenen feierlich erinnert." (Diesen ist alternden Glauben, daß der Tod an einem gewissen Tage glücklicher sei, als an einem andern, findet sich bei Gelehrten selbst noch im vorigen Jahrhunderte. So pries Steph. Baluze den Pet. von Marca glücklich, daß er, der Peter hieß, den 29. Jun. als am Tage seines Patrons, starb. S. mein histor. Handb. aufs J. 1789. am 24. Jänner. So ists dem protestantischen gemeinen Manne nicht ganz gleichgültig, ob er oder die Seinigen an einem Werkeltage, oder auf Ostern, Himmelfahrt ꝛc. sterben. Eben so sieht er noch eine grosse Leichenbegleitung mit Vergnügen, wie der ehrliche Paquier im J. 1582.) „De Thou — fährt er fort — wurde von jedermann bedauert, und selbst der König zeigte, wie sehr er ihn ehrte. Denn er verordnete das ansehnlichste Leichengefolge, das man je bei einer Magistratsperson erlebt hatte. Ja, er sahe es selbst, nebst der Königin — Mutter, und andern Prinzessinnen und Prinzen, aus dem Palaste des Prevot, und zwar unmasquiert, mit an. Man zog durch die Straße der Barfüßer ꝛc. und der Condukt war so groß, daß fast ein Theil desselben noch im Leichenhause war, wie die ersten in der Kirche des heil. Andreas-des-Arcs ankamen! Niemals sahe man Fenster und Kramläden so mit einer Menge Menschen besetzt, die so sehr jammerten ꝛc." Paq. Briefe, eben das.

richtig und lebhaft, und das Denkmal, das er ihm in der Kirche des heil. Andreas — des — Arcs errichtete, war ein Denkmal seiner kindlichen Ergebenheit.

Weil von Thou dem Priesterthum entsagt hatte, so entledigte er sich auch des Kanonikats und der Stelle eines geistlichen Parlamentsraths, um das Amt eines Requetenmeisters anzunehmen. Durch diesen neuen Plaz kam er dem Hofe näher. Die Freundschaft, die der Kardinal von Vendome ihm erzeigte, knüpfte ihn anfangs an diesen Prälaten. Allein die ehrgeizigen Entwürfe, die man ihm unterschob, entfernten ihn wieder in der Folge. Ueberhaupt behagte die Rolle eines Höflings ihm nicht. Studieren und sizendes Leben stimmten mit seinem Geschmake besser überein. Daher ergab er sich mehr, als jemals, der Sammlung der Materialien zu dem grossen Gebäude, zu dem er seit langer Zeit den Grund gelegt hatte, nemlich zur „Geschichte seiner Zeit" (*) diesem unsterblichen Werke, das ihn, dem

(*) „Ich wußte — schrieb er am 31. März 1611. von Villebon an den Präsidenten Jeannin — daß ich nicht für mich allein geboren bin, sondern für mein Vaterland und meine Freunde. Ich fühlte, welch' Vergnügen mir das Lesen der Geschichte machte, und überzeugte mich, daß Lehren und

dem Neide zu Troze, in die Reihe der Schrift-
steller erhob, die man liest und bewundert. Die
Art,

und Beispiele das ihrige beitragen, unser Leben regelmäßig, folglich glüklich zu machen. Daher glaubte ich, mir Ehre zu erwerben, und zugleich dem Staate einen Dienst zu thun, wenn ich die Geschichte meiner Zeit schriebe, und da anfienge, wo Paul Jovius geschlossen hatte. Voll von diesem Gedanken, bereitete ich mir, von früher Jugend an, auf meinen Reisen, im Gerichtshofe, auf Gesandschaften, bei Unterhandlungen, an denen ich Theil hatte, meine Materialien, um sie zur Zeit bei der Hand zu haben. Von allen Seiten suchte ich gedrukte Geschichtsbücher zusammen, und, die es nicht waren, ließ ich mir abschreiben. Ich durchblätterte die Tagebücher unserer Fehdherren und die Akten unserer Gesandten. Ich durchsuchte die Kabinette der Staatssekretaire. In dem Umgange mit berühmten Männern, die vor mir dem Staate dienten, erweiterte ich meine Kenntnis von Staatssachen. Bei ihnen lernte ich in Thatsachen, die durch die Berichte der Parteien und durch die Gerüchte verunstaltet waren, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. In diesen Nachforschungen war das Ansehen aufgeklärter Männer mein Wegweiser. Ich nenne von ihnen einen Pibl von Foix den Carmain, einen Guido du Faur von Pibrac, Phil. Hurault von Cheverny, meinen Schwager, und Kasp. von Schomberg, alle durch ihre

Rechts-

Art, wie er die Geschichte behandelt, und der Plan, den er bei der Ausarbeitung befolgte, sezten ihn in den sichern Besiz der Achtung, die er genoß. Er bezog alles auf Geschichte, weil er überzeugt war, daß sie alle menschlichen Kenntnisse umfaßt, und daß sie also die Niederlage von alle dem seyn muß, was davon abhängt.

War gleich sein Zeitalter, und besonders der Hof durch eine Katherine von Medicis, sehr verdorben, so wurden doch gute Bürger nicht müde, bis sie ihn der Einsamkeit seines Kabinets entrissen. J. J. 1586. gelangs der Thätigkeit seiner Freunde, daß man ihm die Anwartschaft auf die Stelle seines Oheims, Augustin von Thou, der Präsident à Mortier beim Pariser Parlamente war, ertheilte. Im folgenden Jahre ließ er sich von den vier kleineren Orden, die er schon erhalten hatte, durch den Official lossprechen, und heirathete Maria von Barbanson, Tochter Franzens von Barbanson, Herrns von Cany, der im J. 1567. in der Schlacht bei St. Denys geblieben war.

Kaum aber fieng er an, das Glüke der guten Wahl

Rechtschaffenheit und Einsicht in Staatssachen empfehlungswürdig!" Brief Jak. Aug. de Thou in der Samml. histor. Abhandl. Delft, B. 1. — Die Uebersezung dieses Briefs steht im 10. B. der Geschichte Th. S. 379. Ausg. von Schurleet.

Wahl einer Gattin zu fühlen, als mancherlei Unglüksfälle anderer Art ihn stark heimsuchten. Er verlohr die ehrwürdigste der Mütter, und die Wuth der Ligue entflammte in Frankreich einen allgemeinen Brand. De Thou befand sich am Bartolomäustage in der Hauptstadt, und war Zeuge des Unglüks seines Vaterlandes (*). Als ein treuer Unterthan seines Fürsten, der aber, leider! die Kunst zu regieren, nicht verstund, begleitete er ihn auf der Flucht, und erhielt wegen seiner Verdienste den Titel eines Staatsraths. Während die Stände sich zu Blois versammelten, kehrte von Thou nach Paris zurüke. Die Nachricht von der Ermordung des Duc de Guise war das Signal zum Aufstande. Alles, was sich an Heinrich den III. hielt, oder sein Anhänger zu seyn nur schien, hatte eine schimpfliche Behandlung, ja selbst den Tod, zu fürchten. Von Thou rettete sich glüklich, in einen Soldaten und seine Gattin, als gemeine Bürgerin verkleidet. Wie er in Tours ankam, trug man ihm auf, demjenigen Theile des Pariser Parlaments zu präsidiren, das, seinem Souverain treu, alles verlassen hatte, um sich mit ihm zu vereinigen. Aber ihn schrökte ein Amt, von dem er glaubte, es übersteige, wegen seiner wenigen Erfahrung, sei-

ne

(*) Im Dec. 1588.

ne Kräfte, und schlugs aus. In seiner Biographie liest man den Kampf, der bei dieser Gelegenheit, zur Ehre seiner Bescheidenheit, zwischen ihm und seinem Vetter, Jakob de Fayes von Espesses, vorfiel.

Von Thou hielt sich für geschikter zu Unterhandlungen, und gieng daher mit Schomberg nach Deutschland, um da Hülfsvölker zu suchen. Von da reiseten beide nach Italien. Zu Venedig erfuhr er das tragische Ende Heinrichs des III. — Statt daß seine Vaterlandsliebe durch die Gährung, die in Frankreich herrschte, erkälten sollte, wurde sie nur desto wärmer. So bald es die Geschäfte ihm erlaubten, kehrte er dahin zurüke, trozte aller Gefahr, und legte seinem neuen Herrscher Rechenschaft von seinen Verrichtungen ab. Er traf ihn zu Chateaudun an.

Von Thou fand in Heinrich dem IV. den besten König, und Heinrich in ihm den treusten Diener. Seine Denkschrift enthält die Erzählung von den Unterhandlungen und mancherlei andern Geschäften, zu denen er gebraucht wurde. Seine Richtschnur war der Vortheil des Staats. Seine Person, seine Güter, alles gehörte dem Vaterlande, und er wäre erröthet, wenn er sich einen Augenblik bedacht hätte, alles ihme aufzuopfern.

Nach

Nach dem Tode seines Oheims, der im J. 1594. erfolgte, erhielt er den Titel eines Präsidenten à Mortier. Die Abfassung des Edikts von Nantes, an dem er Theil hatte, und die Einregistrirung desselben im Parlamente erweckten ihm mächtige Feinde. Als in der Folge seine Geschichte gedrukt wurde, so verglich man das Betragen, das er bei diesen Auftritten beobachtet hatte, mit dem Geiste der Mäßigung, der Menschenliebe und der Toleranz, der seine Schriften charakterisiert.

Während Haß und Neid Stürme gegen ihn zu erregen suchten, mit denen er ringen mußte, verlor er seine Gattinn, Maria von Barbançon, die ihm keine Nachkommen hinterließ. So sehr dieser Verlust, den er im J. 1601. erlitt, ihn schmerzte, schritt er doch in der Folge zu einer zweiten Verbindung mit Casparin von la Chatre, einer Tochter des Comte de Nancy, Gardekapitains des Königs.

Wenige Jahre hernach nöthigte ihn eine Ereignis, die er nicht erwartet hatte, den ersten Theil seiner Geschichte bekannt zu machen. Ein deutscher Kopiste hatte ihm eine Abschrift entwendet, und davon wurden mehrere gemacht. Nun glaubte von Thou, es nicht mehr verhindern zu können, daß sein Werk nicht allgemein bekannt

wär-

de. Da er sich Mühe gegeben hatte, unparteiisch (*) und wahr zu schreiben, so sahe er das Ge-

(*) In seinen Urtheilen über die franz. Geschichtschreiber sagt le Gendre, S. 145. „Den de Thou kann man mit den besten Geschichtschreibern Roms und Griechenlands vergleichen. In der französischen Geschichte ist er um so zuverläßiger, da er nichts erzählt, als was er entweder selbst gesehen, oder von wohl unterrichteten Personen erfahren hat. Seine Schreibart ist rein, zierlich und ernst." — Nicht nur die Franzosen, bemerkt Baillet in seinen Urtheilen von Gelehrten B. I. S. 338. sondern besonders auch Fremde geben dem Präsidenten von Thou den Vorzug vor allen Geschichtschreibern unserer Zeit, ja, setzen ihn, in Ansehung der Wichtigkeit des Stoffs, der Eintheilung und des Verhältnisses der Theile, der Wahl einer, der Würde der Geschichte angemeßenen, Schreibart, den Alten an die Seite. — „In einem höheren Grade — stimmt der Verf. der historischen Mannigfaltigkeiten (melanges de l'hist.) B. 3. S. 312. mit ein — besaß niemand die Eigenschaften, die einen vollkommenen Geschichtschreiber bilden, wendete sie niemand glücklicher an, als de Thou. Die Reinigkeit und Beredsamkeit seines Styls stellen ihn in die Reihe der besten Historiker Roms. Die mancherlei Aemter, die er verwaltete, setzten ihn in den Stand, daß er alles genau erfahren, und die Triebfedern erforschen konnte, durch die etwas gelang oder scheiterte." — Doch wir fanden kein

Geschrei, daß sich gegen ihn erheben würde, wohl voraus. Der Schleier der Anonymität konnte ihn zwar sichern. Aber die Umstände erlaubten ihn nicht. Denn die Nachforschungen, die er angestellt, und die Menge der Personen, die er befragt hatte, verriethen dem Publikum das Geheimnis seines Namens, und man wußte seit langer Zeit, daß er seine Muße der Geschichte seiner Zeit widmete. Er ließ daher, muthig durch seine Tugend, und auf sein reines Gewissen gestüzt, das Werk druken, und nannte sich. Der erste Theil seiner Geschichte erschien in acht-

zehen

kein Ende, wenn wir alle günstigen Urtheile anführen wollten, die von seiner Arbeit gefällt wurden. Wir schränken uns daher nur noch auf die Bemerkungen Lenglets ein, der, wie bekannt, eben kein grosser Lober war. „Der aufrichtigste und genaueste Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts — sagt er — ist der von Thou. Franzosen und Ausländer, Katholiken und Protestanten suchen ihn gleich. Doch rükt man ihm zwei Hauptfehler vor: erstlich, daß er in einen so grossen Werke, als seine Geschichte ist, einen Zeitraum von nur vier und sechzig Jahren durchlief, und zweitens, daß er einige Irrthümer darein trug." Was das erste betrift, so bemerken wir dagegen, daß man die Länge der Erzählung nicht fühlt, wenn man das Werk liest — und in Ansehung des zwei-

ten

zehen Büchern im J. 1640. (*) Indem er sie Heinrich dem IV. zueignete, glaubte er, ihr einen Schild zu geben, den man wie der Pallas Aegide, ehrte. Der Adel, mit dem er in der Vorrede sich ausdrükt, erhöht den Ruhm des Monarchen und seines Dieners.

» Sire! spricht er: Der Geschichte erstes Gesetzen — wo ist der Geschichtschreiber, der nie geirrt hätte?

(*) Unter den mancherlei Ausgaben des lateinischen Textes wird die von London 1733. sieben B. in fol. am meisten gesucht; und ist die beste. Ausser den verschiedenen Lesarten findet man in derselben manche Nachrichten von der Person und dem Werke des Verfassers, besonders auch die Censuren, die über die ersten vier und zwanzig Bücher zu Rom und in Spanien gemacht wurden. In derselben ließ man auch das dem Jesuiten Machant zugeschriebene Libell abdrukken, so wie merkwürdige Nachrichten über das traurige Schikal des Sohns unsers Geschichtschreibers, den ein Großwasir mit einem Barette dem Despotismus aufopferte, welchen er in Frankreich durch vergossenes Bürgerblut befestigen wollte.

Was die französischen Uebersetzungen des Werks betrift, so hat man über derjenigen, die eine Gesellschaft von Gelehrten im J. 1734. in 16 B. in 4. unter dem Drukorte London herausgaben, die alte und fehlerhafte eines Du Ryer vergessen.

seze ist, keine Unwahrheit bekannt zu machen, und die Wahrheit frei zu sagen. Sie aus der Dunkelheit, die sie verbarg, und worinnen Parteigeist sie öfters einhüllt, hervorzuziehen, habe ich keine Mühe gespart. So bald ich sie erkannte, übergab ich sie der Nachwelt so treu, als ich konnte. Denn ich war überzeugt: würde ich durch eine falsche Politik untreu an ihr, so versündigte ich mich an dem Glüke ihrer Regierung, die jedermann die Freiheit giebt, zu denken, was er will, und zu sagen, was er denkt. — — Ich that das nämliche, was rechtschaffene Richter thun, wenn sie über Leben und Vermögen der Parteien absprechen. Als ich meine Geschichte schrieb, fragte ich mein Gewissen, und prüfte aufmerksam, ob etwa eine alte Empfindlichkeit mich vom geraden Wege abführte? Durch meinen Ausdruk milderte ich, so viel möglich, hassenswürdige Handlungen. In meinen Urtheilen war ich zurükhaltend, vermied Absprünge, und bediente mich einer einfachen, schmuklosen Schreibart, um zu zeigen, daß ich von Hasse und Gunst eben so weit entfernt bin, als von Verstellung und Eitelkeit (*).

(*) Diese Vorrede — oder eigentlich Zuzignung — eines der schönsten Denkmäler des sechzehnten Jahrhunderts — findet man vor einem Werke nach der neuen Uebersezung des Herrn von Ifs.

Da nun von Thou die Regeln, die er sich vorgeschrieben hatte, strenge befolgte, hätte er hoffen dürfen, daß die Bekanntmachung des Werks seine Ruhe nicht stören würde, wenn anders alle seine Zeitgenossen so frei und edel dachten, wie Heinrich der IV. Allein er hatte die Menschen, und besonders die Höflinge zu sehr in der Nähe gesehen, als daß ihm unbekannt geblieben wäre: Das schwerste Verbrechen eines Historikers seie das, was eigentlich sein grösstes Verdienst ist — die Wahrheit geschrieben zu haben. Bald überzeugte ihn davon die Erfahrung. Man fieng damit an, ihn in der Stille zu verleumden. Man vergiftete seine Absichten, und bemühte sich, wie gewöhnlich, sie verdächtig zu machen. Dem römischen Hofe wurde sein Eifer für die Rechte des Königreichs, für die Freiheit der Gallicanischen Kirche, die man das Palladium der französischen Monarchie nennen kann, hämisch dargestellt. Bei Heinrich selbst gelangs der Verleumdung nicht sogleich. Denn er hatte die Vorrede des berühmten Geschichtschreibers gelesen, und so gar die Uebersezung derselben ins französische befolen. Ja, er übernahm anfangs seine Vertheidigung. Allein an den Höfen der Fürsten schläft der Haß niemalen, und hüllt seine Unternehmungen in treuloses Stillschweigen. Nach und nach gelangs, den

König

König einzunehmen, und durch den Tod der Kardinäle, d'Ossat und Seraphin, seiner zwei innigsten Freunde, die den Werth seiner Arbeit zu schäzen wußten, erhielt der Muth seiner Gegner neue Stärke. So bald man also zu Rom und Madrid erfuhr, daß Heinrich für den Schriftsteller, den man verfolgen wollte, nicht mehr so ganz eingenommen war, hörte alle Schonung auf! Weil der Aufenthalt des Kard. Du Perron zu Rom eine Hindernis der Operationen seyn konnte, so erwartete man dessen Abreise. Indessen verließ sich von Thou, der den Verdruß voraussahe, den man ihm bereitete, auf die Unterstüzung eines Villeroi und des Kanzlers Sillery, denn beide hatten sie ihm versprochen. Allein er erfuhr, und zwar durch eigene Erfahrung, daß man an den Höfen keine Freunde hat — und so gab man zu, daß in Rom ein Werk verdammt wurde, dessen gröster Fehler in den Augen seiner Richter dieser war, daß es den Ultramontanismus angegriffen hatte.

So sehr von Thou sonsten Philosoph war, war ers doch nicht genug, um diesem ungerechten Angriffe zu trozen. Es verdroß ihn, und ohne Zweifel ist der Schmerz, den er darüber empfand, die Quelle jenes Artikels, den er in sein

Teſtament (*) ſezte: „Ich bezeuge und erklä-re, daß ich meine Geſchichte zur Ehre Got-tes und zum gemeinen Nuzen, keinesweges aus irgend einem Grunde des Haſſes oder der Gefälligkeit, verfaßte."

Doch mit dieſer Rache begnügte ſich die Schaar ſeiner Neider nicht, ſie verfolgte ihn bei einer Ge-legenheit, deren Wirkung für ihn empfindlicher war.

Nach dem Meuchelmorde Heinrichs IV. wur-de die Stelle des erſten Parlamentspräſidenten von Paris durch die Abdankung Achills von Harlay vakant. Da von Thou Anſpruch dar-auf machte, ſo gab man ſich deſto mehrere Mühe, ihn davon auszuſchlieſſen. Nach den Nachrich-ten einer in jener Zeit erſchienenen Schrift erhielt er dieſe Wunde von Rom aus, und der Papſt hatte ſeine Ausſchlieſſung auf eine etwas ſonder-bare Art entſchieden. Von Thou's Nebenbuler waren die Präſidenten von Jambeville und von Verdun. Ueber die drei Kompetenten fällt nun — ſagt man — der römiſche Biſchof das Urtheil: „Der erſte (von Thou) iſt ein Ketzer — der zwei-te (Jambeville) ein Heuchler, und den dritten

(Ver-

(*) Dieſes Teſtament findet ſich in Lorenz Bochel's, oder Bouchel's, Bibliothek des franzöſ. Rechts, unter dem Art. Teſtament.

(Verdun) kenne ich nicht". Nach dieser Erklärung, versichert man, sie der dritte ernennt worden. Es ist wohl möglich, daß die Vorspieglung des römischen Hofs immer einigen Einfluß auf Marie von Medicis hatte: doch, stärkere Bewegungsgründe leiteten das französische Ministerium. Achill von Harlay hatte seine Stelle nur darum aufgegeben, weil seine Standhaftigkeit mißfiel, und von Thou hatte in Staatsgeschäften auch Charakter gezeigt. Seine Schriften verriethen grosse Liebe zur Wahrheit. Bedurfte es mehr, einen Mann von einem Posten zu entfernen, wo es Leute genug gab, denen es daran lag, daß man ihn nicht einem Manne ertheilte, dessen Einsicht und Muth in Verlegenheit sezen konnte?

Indessen ob ihn gleich diese Ausschliessung verdroß, findet man doch in der Geschichte jener Zeiten, daß er der Staatsverwaltung sich nicht gänzlich entzog. Unter der Regentschaft der Marie von Medicis sieht man ihn, die Finanzen (*) in Ge-

(*) Es scheint, daß er dieses Geschäfte nur gezwungen übernahm. Wenigstens kann mans aus seinen Ausdrüken in dem Briefe an den Präsidenten Jeannin schliessen. „Wenn ich für jedes andere Amt verdächtig bin: warum vertraut man mir die Verwaltung der Finanzen an? Mit mir sollte es also dahin

Gesellschaft eines Chateauneuf und des Präsidenten Jeannin verwalten. Man wird ihn in die Menge der Negotiationen verwikelt sehen, welche der unruhige Ehrgeiz der Prinzen und Grossen in jenen Zeiten veranlaßte. Besonders aber wird man ihn als Deputierten Ludwigs des XIII. bei der berüchtigten Konferenz von Loudun (*) finden.

Von

dahin gekommen seyn, daß ich nur Geld zählen darf, und bei dieser niedrigen Verrichtung sterben sollte! Hätte man geglaubt, daß von Thou, der sich, von Kindheit an, nur mit den Wissenschaften beschäftigte — er, dem die Hofleute, spottweise, den ehrwürdigen Namen eines Philosophen gaben, in einem schon ziemlich vorgerükten Alter erst von den edeln Verrichtungen der Magistratur sich zum schimpflichen Geldzählen herablassen sollte? Dies ist meine Lage! Was für andere Belohnung und grosse Ehre wäre, dient, mich zu erniedrigen und herabzuwürdigen." S. den angeführten Brief. — Wir bemerken hier, daß die Klagen von Thou's sich auf die damalige Beschaffenheit der Stelle eines Finanzraths gründen. Jene Zeit war für die grossen und weiten Entwürfe, durch die sich das Genie im Finanzfache als wahren Staatsmann zeigen kann, noch nicht reif. Sonsten hätte sich wohl von Thou anders darüber erklärt.

(*) Der Erfolg dieser Konferenz war der Traktat von Loudun zwischen der Königin und dem Prinzen Conde,

Von Thou endigte seine Laufbahn den siebenten Mai des J. 1617. Aus dem Berichte seines Arztes, Paul Reneoulme's, ersieht man, daß ein Magengeschwür ihm den Tod brachte. Neun Monate lang hatte er schröckliche Schmerzen auszustehen. Auf diese spielt er an, wenn er in einem, wenige Stunden vor seinem Ende verfertigten, Gedichte sagt:

Unheilbaren ist Leben eine Last.
Gott! unterstüze mich — verzeihe meiner Klage!
Noch ehe dieser Leib erblaßt,
Sterb' ich schon jezt, ach! alle Tage.

Die nämliche Heiterkeit des Geistes, die nämliche Ruhe des Gewissens, die den gerechten und tugendhaften Mann bezeichnen, malt sich auch in der Grabschrift, die er sich selbst verfaßte. Sie ist zu schön, als daß wir sie nicht beisezen sollten. Hier ist die Uebersezung!

Des

de, als Haupt der Mißvergnügten. Allein die Bedingungen desselben wurden bald gebrochen. Der Marschall von Ancre herrschte unter dem Namen der Marie von Medicis. Er bereitete die Erhebung des Kard. Richelieu vor, und eröfnete dadurch die Quelle aller der Uebel, die Frankreich bis in neuere Zeiten drükten. — Doch, wem sind die Folgen von dem Despotismus dieses Ministers nicht bekannt?

Des Tages harr' ich hier, in dieser stillen Gruft,
An dem die Todten Gott ins Licht zurükerust —
Des Tags, wo die Natur in ehrfurchtsvollem Schweigen
Vor seinem Throne sich wird neigen.

Nie ließ sich mein Verstand der Väter reinen Glauben
Und seine edle Einfalt rauben,
Bekämpfte ohne Stolz, ertrug mit Duldsamkeit
Der Menschlichkeit Gebrechen.
Obgleich verfolgt von Neid,
Sucht' ich doch nie durch Kritik mich zu rächen.

Der Wahrheit ganz getreu,
Ließ ich nur sie durch Mund und Feder sprechen.
Nicht Haß, nicht Schmeichelei,
Nicht Furchtsamkeit vermochte sie zu schwächen.

Ja, Vaterland! liebt' ich nur deine Ehre,
Und wars mein Stolz, zu thun des Bürgers Pflicht:
O! so versag' der Asche deine Zähre,
Und meiner Schrift dein Zutrau'n nicht!

Doch

Doch wurde der Ruhm, den ſich von Thou durch Bekanntmachung ſeiner Geſchichte erwarb, durch Widerwärtigkeiten aller Art, auf eine für ihn empfindliche Weiſe, wieder aufgewogen. Der König Jakob I. von Grosbrittannien beſchwerte ſich über die Ausdrüke, deren ſich der Geſchichtſchreiber von ſeiner Mutter, Maria, Königin von Schottland, bedient hatte. Ueber dieſen Umſtand mußte von Thou mit Caſaubon, dem Chevalier Robert, mit Cotton, und andern Gelehrten in Korreſpondenz treten, die am Londner Hofe lebten. Der Präſident erbot ſich zum Widerrufe, wenn man ihm beweiſen könne, daß er ſich geirrt habe. Da mans nicht konnte, blieb er bei dem, was er behauptet hatte. Er ehrte und ſchäzte den Monarchen Englands. Aber ſein Grundſaz war: Ueber alle Thronen der Welt ſeie die Wahrheit erhaben! Camden, der die Behauptungen von Thou's widerlegen ſollte, ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren (*). — „Die Begebenheiten Schottlands — ſchreibt ihm Camden am 22. Nov. 1607. von London aus (**) — haben

Sie

(*) Um ſich von der Genauigkeit unſers Geſchichtſchreibers zu überzeugen, darf man auch nur ihn mit Robertſon, der aus Quellen ſchöpfte, vergleichen.

(**) S. Wilh. Camdens Brief an J. A. von Th. V. 10. der franzöſ. Ueberſez. S. 411.

Sie mit aller möglichen Klugheit verfaßt, und ohne jemand zu beleidigen. Doch klagt der König Jakob, der den Buchanan haßt, den Count Murray als die Quelle alles Unglüks seiner Mutter, der Königin Maria, an. Man sagt: diejenigen habens ihm beigebracht, die um die Geheimnisse jener Zeit wußten. Er räth, wie ich höre, einer gewissen Person, die Geschichte dieser Prinzeßin zu schreiben. Ich glaube aber nicht, daß sie in Druk kommen wird. — Hier bedarf Ihre Treue keiner Vertheidiger. Im Gegentheile bewundert jedermann Ihre Aufrichtigkeit und Redlichkeit, auf die selbst der Unterschied der Religion keinen Einfluß hatte. Die Gründlichkeit Ihres Werks widerlegt die lächerlichen Verleumdungen und die ungerechten Behauptungen gewisser Leute. Fahren Sie also fort, wie Sie angefangen haben, und machen Sie ferner, daß unser Jahrhundert und die Nachwelt Ihre Unparteilichkeit bewundern." —

Diese Schmeichelrede konnte den Präsidenten über die Unannehmlichkeiten trösten, die man sich gegen ihn erlaubte, hemmte sie aber nicht. Einige Jahre vor seinem Tode erwachte der Haß mit neuer Wuth. Ein gewisser Scioppius (*), ein in der Repu-

(*) Kasp. Scioppius, eigentlich Schopp, aus der Oberpfalz gebürtig, wurde die Geisel der Autoren genannt.

Republik der Gelehrten wegen ſeiner unbeſcheidnen Ausfälle berüchtigter Schriftſteller, griff ihn mit aller Heftigkeit an, und noch ein anderer Athlete, ſeines Vorgängers würdig, zeigte ſich auf dem Kampfplaze. Eben war von Thou zu St. Menehould, in Champagne, beſchäftigt, die Unruhen des Staats beizulegen, als ein Buchhändler, der von Frankfurt kam, ihm ein Buch (*) mitbrachte, das gerade gegen ihn erſchienen war. Dieſe Schriften, mit Galle erfüllt, erregten endlich doch den Unwillen des Präſidenten, und er ließ es als ein aufrühriſches Buch verdammen (**),

das

nannt. Er verleumdete den von Thou in mehreren Schriften, beſonders aber in einer, unter folgendem Titel: Eccleſiaſticus auctoritati Sereniſſimi D. Jacobi, Magnæ Britanniæ Regis, appoſitus &c. Sc. ſchonte niemanden. Gegen Jakob den I. zeigte er ſich vorzüglich unbeſcheiden, auch gegen die Jeſuiten. Daher ließ ihn jener einſt zu Madrid prügeln — eine freilich auch nicht königliche Rache (S. Hiſtor. Taſchenbuch auf alle Tage des Jahrs ꝛc. Winterthur, 8. 1796.) am 27. Mai.

(*) Es iſt betitelt: In Jac. Aug. Thuani hiſtoriarum libros Annotationes, auctore Joanne Baptiſta Gallo, Juriſconſulto, Ingolſtadii 4. 1614. In der groſſen Londner Ausgabe iſts um der Seltenheit willen wieder abgedrukt worden.

(**) Auf den Antrag des Policeilieutenant, Heinrich

von

das die öffentliche Ruhe stören könnte, Verleumdungen gegen königliche Magistratspersonen verbreitete, und den Pacifikationsedikten zuwider wäre. Wer den Muth hat, die zwölf Kapitel dieser Schrift zu durchlaufen, wird bekennen, daß es unmöglich ist, gegen die Person und Schriften des von Thou giftigere Aeusserungen vorzubringen, als es der Jesuite, Joh. Baptista Machaut — denn ihn hält man zuversichtlich für den Verfasser — gethan hat.

Indessen wars doch dieses Buch, das in dem berühmten so sehr angeschwärzten Manne den ersten Gedanken erweckte, dem das Publikum ein so schönes Produkt dankt. Von Thou glaubte, die beste Rechtfertigung (*) seie die Geschichte seines Lebens — und so entstund diese Denkschrift! Ob sie gleich die Arbeit eines Freundes zu seyn scheint, und der Verfasser in derselben nicht in seiner eigenen Person spricht, wie Cäsar, Friederich

und

von Meimes, wurde die Schrift durch den Henker verbrannt.

(*) Von Thou hat in der Folge warme Vertheidiger gefunden, unter andern Peter Du Puy, seinen Freund, der im J. 1620. eine Schutzschrift für ihn herausgab, worinnen die Jesuiten und ihre Anhänger strenge behandelt werden. In der Note 3. zum 5. B. dieser Denkschrift findet sich noch einige Nachricht von diesem Werke Du Puy's. S. unten.

und andere: iſt man doch allgemein überzeugt, daß er der Verfaſſer iſt (*). Ein Beweis davon iſt das Manuſcript von ſeiner Hand, das noch vorhanden iſt. Freilich reimen ſich die Lobſprüche, die er ſich ſelbſt ertheilt, beim erſten Anblike nicht gleich mit der Beſcheidenheit, die er ſonſten liebte. Allein es iſt klar, daß er dadurch bloß ein wenig irre führen wollte, damit man glaubte, es ſeie nicht das ſeinige. Durchaus findet man in demſelben ſeine Methode, ſeinen Gang, ſeine Mäſſigung, ſeinen Geiſt der Toleranz und der Weisheit, beſonders aber die Unpartheilichkeit, die man das Siegel ſeiner Werke nennen kann.

Dieſe Denkſchrift enthält eine Menge von Anekdoten, welche die Geſchichte jener Zeit aufklären. Zugleich lernt man viele Männer kennen, die ſich durch Degen, Feder, vor den Schranken ꝛc. berühmt machten, und entdekt die Verbindungen, in denen von Thou mit ihnen ſtand. Das Werk, das wir hier deutſch mittheilen (**), iſt urſprünglich lateiniſch geſchrieben, wie die anderen,

(*) Rigault, Thous Fortſezer, hat die Beweiſe der Aechtheit beſonders unterſucht.

(**) Es erſchien zum erſtenmale vor dem erſten Bande ſeiner Geſchichte, zu Orleans im J. 1620. in fol. gedrukt, unter dem Titel: D. A. Th. in Senatu Paris. Praef. de Vita ſua Commentariorum Libri ſex.

deren, wozu ihn wohl damals die Allgemeinheit des Gebrauchs dieser Sprache bewog. Er wollte nicht nur mit seinen Landsleuten, sondern mit den Einwohnern aller Länder reden (*). Eine französische Uebersezung davon erschien im J. 1711. in 4. zu Rouen, unter dem Namen von Rotterdam, die man dem Herrn Petit dankt. Er wurde in seiner Arbeit von Herrn Costard, Herrn von Ifs in der Normandie, unterstüzt, der hauptsächlich die eingestreueten Poesien übersezte.

So vieles glaubten wir, sein nöthig von dem Verfasser der Selbstbiographie dieses Bandes und seinem Werke vorläufig zu erzählen. Nun lesen wir den grossen Mann selbst!

Selbst.

(*) Jezt hat sichs fast umgekehrt. Ehemals verstand fast jedermann latein, jezt französisch — die Franzosen aber am wenigsten latein. Wozu brauchen sie auch, um anderer Nationen willen, lat. zu lernen, da die Deutschen ꝛc. so gefällig gegen ihren hohen Genius sind, franz. zu lernen, um sich ihnen verständlich zu machen?

Selbſtbiographie

Jakob Auguſts von Thou,

vom J. 1553 bis 1601 (*).

Erſtes Buch vom J. 1553-1578.

Inhalt des erſten Buchs.

Geburt des Verfaßers. Einige Familiennachrichten. Kränklichkeit in der Jugend. Erſte Bildung. Betrachtung über die Bildung in Kollegien. Orleans. Bourges. Cuiaz. Joſ. Scaliger. Baron des Adrets. Anekdote von dem Adm. Coligny und dem erſten Präſidenten von Thou — auch von der Pariſer Bluthochzeit. Von Thous Glauben an Weiſſagungen. Er ſoll ein Geiſtlicher werden. Paul von Foix. Der Verf. reiſet mit ihm nach Italien. Beſuch in Turin. Pavia. Anekdote von Franz dem erſten. Mantua. Beſcheidenheit des groſſen Michel — Angelo. Aufenthalt in Venedig und Padua, auch zu Florenz. Peter Victorius. Der Codex der Pandekten. Vaſari. Siena. Rom. Merkwürdige Rede eines Kardinals über die Politik des päpſtlichen Hofs. Abermalige Reiſe nach Venedig. Heinrich III. Anekdote von einem Codex

bis

(*) Es fehlen alſo, da Th. im J. 1617. ſtarb, die Nachrichten von den letzten ſechzehen Jahren ſeines Lebens.

des Zosimus. Rükreise über Turin nach Lion. Ankunft bei den Eltern. Abstecher in die Niederlande. Ebentheuer in Aldenburg. Brugges. Antwerpen. Löwen. Brüssel. Von Thou wird geistlicher Rath beim Parlamente zu Paris. Aufrichtige Schilderung seiner Kollegen und seiner Unfähigkeit in einigen Punkten zu einer Gerichtsperson.

Jakob August von Thou wurde den 9. October des J. 1553. zu Paris, Morgens um sieben Uhr, geboren (*), und den nämlichen Tag getauft. Den Namen Jakob ertheilte ihm sein Vater, um ihn, der in der Familie erblich gewesen war, zu erneuern, und den andern August, der Oheim, Adrian von Thou, als einen glüklichen Namen (**).

Es

(*) Wenige Monate nachher kam Heinrich der IV. zu Pau in Bearn auf die Welt.

(**) Man sieht hier, daß sich der Verfasser — und also auch wir ihn — mit den Mängeln, mit dem, was uns jezt Vorurtheile sind ꝛc. schildert, wie er ist, und dadurch wird seine Biographie für den Psychologen und die Geschichte der Sitten- und Denkart jener Zeit desto interessanter. — Doch könnten wir uns nicht entschliessen, die gleich folgende bloße Familiennachricht mitzutheilen, die nur genealogisch ist.

Nun

Er war der lezte Sohn ſeines Vaters. Man hatte, wie ihm die Amme ſelbſt in der Folge erzählte, ſehr viele Mühe, ihn beim Leben zu erhalten. Denn Grimmen, Schlafloſigkeit und beſtändiges Schreien ließen ſeinen Verluſt befürchten. Zwei Jahre erhielt man ihn mit Milch, weil er gegen Brühen und Suppen aller Art einen Abſcheu hatte, der ſich nie bei ihm verlor. Bei dem Entwöhnen bediente man ſich einer Art von Taige, der in Italien gewöhnlich iſt, und aus Brodbroſamen, Waizenmehle im Ofen getroknet und Olivenöl zuſammengeſezt wird. Dies machte ihn ſo ſchwächlich und mager, daß man bis ins fünfte Jahr an ſeinem Leben verzweifelte. Darauf aber fieng er an ſo fett zu werden, wie man ihn, als ſiebenjährig, von Giorgio aus Venedig gemahlt ſieht, der in Dienſten des Kardinals von Lothringen war, und in der Nachbarſchaft des Hotels von Jecamp wohnte.

Dieſe Schwächlichkeit war ſchuld, daß man für die Erhaltung ſeiner Geſundheit beſorgter war, als für die Erwekung ſeiner Geiſtesgaben, die ſchon ziemlich vieles verſprachen. Als ein Feind der Trägheit, verachtete er Vergnügungen und Zeitvertreib, die Hauptbeſchäftigung der Kin-

Nam genus & proavos & quæ non fecimus ipſi,
Vix ea noſtra puto.

der ſeines Alters, und ergab ſich gänzlich der Malerei, einem erblichen Familientalente und einer ſeiner ausgezeichnetſten Neigungen. Denn ſein Oheim, Hadrian, und ſeine Brüder, Johann und Chriſtoph, malten ſehr fein. Er ſelbſt kopierte ſchon ſehr korrekt mit der Feder die Kupferſtiche Albrecht Dürers (*), und zwar zeichnete er ſo gut, daß er, ehe er leſen konnte, ſchon die Buchſtaben nachbildete. Kaum hatte er das zehnte Jahr angetreten, ſo ließ man ihn ſtudieren, und ſchikte ihn bald in das Kollegium (**) von

(*) Albrecht Dürer, ein ſehr geſchikter Zeichner und Mahler, iſt im J. 1471. zu Nürnberg geboren. Man hat von ihm viele Kupfer und Gemälde, die eine lebhafte, fruchtbare Einbildungskraft, ein erhabenes Genie und viel Talent verrathen. Unter ſeinen Kupfern hält man die Melancholie für ſein Meiſterſtük. Das hat man ihm zum Fehler angerechnet, daß er in ſeinen Kleidungen das Coſtume nicht beobachtete. Uebrigens hatte er das Schikſal des Sokrates, daß eine immer zänkiſche Gattin ihm das Leben verbitterte.

(**) Joh. Tullen, ein im lat. und griechiſchen ſehr gelehrter Niederländer, war damals in Paris. Da er durch ſeine gelehrte Schalksſtreiche von K. Karl dem IX. einen Gehalt erhalten hatte, der ſich auf einen Thaler täglich belief, ſo gewöhnte er ſich an das geſellſchaftliche Leben. Er kam oft zum Präſi-

den-

von Burgund (*), nebſt Renatus Boulier, einem Neffen des Biſchofs von Senlis (**), ſeines Pathen. Allein er war nur J. 1563. ein Jahr darinnen, als ihn ein ſo heftiges Fieber befiel, daß man ihn zum Vater zurüke bringen mußte. Die Aerzte verließen ihn nach drei Tagen. Die Mutter fürchtete: wenn er im Vorzimmer ſtürbe, durch das man ins Kabinet des Vaters eintritt, ſo möchte dieſer nicht mehr da aus- und eingehen, und ließ ihn in ein entfernteres Zimmer bringen.

Da er ſo allgemein verlaſſen war, ſo nahm Gabrielle von Marcuil, Erbin des berühmten Hauſes der Marcuils in Perigord, die um ihrer Geſchäfte willen öfters ins Haus kam, ſich allein

 ſeiner

denten Chriſtoph von Thou. Gegen diejenigen, die damals die griechiſche Sprache lehrten, äuſſerte er viele Verachtung, und ſchrieb daher eine eigene griechiſche Grammatik ausdrüklich für den jungen von Thou, und dieſe Sprache lernte er nun vor der lateiniſchen.

(*) Peter Jumeau, oder nach der damaligen Mode, Gemellus genannt, aus der Franchecomté, war der Vorſteher des Kollegiums. Da er aber zugleich Kanonikus zu Cambrai war, wo er einen Theil des Jahrs Theologie lehren mußte, ſo konnte er über die Erziehung des jungen von Thou, ſo wie über die anderen ihm anvertrauten Schüler, nicht immer die nöthige Aufſicht haben.

(**) In Isle de France.

ſeiner an, ſtund ihm bei, und blieb ganze Nächte bei ihm. Herr und Frau von Thou baten ſie, für ein Kind ohne Hoffnung möchte ſie ſich nicht zu ſehr angreifen: ſie aber antwortete: nichts weniger, als ohne Hoffnung: vielmehr ſeie ſie überzeugt, daß ſein gutes Temperament und Naturel die Oberhand behalten, und der Kranke einſt ihr und ihrer Familie dafür danken werde.

Dieſe Gabr. Mareuil vermählte um dieſe Zeit ihre einzige Tochter, Renata, aus ihrer Ehe mit Nikol. von Anjou Marquis de Mezieres, entſproſſen, mit Franz von Bourbon, Prinz Dauphin von Auvergne — und dieſe zeugten Heinrich (*) Duc von Montpenſier, die Liebe und Luſt ſeiner Zeit, der ihr aber zu bald entriſſen wurde. Von Thou ehrte ihn eben ſo ſehr, als dieſer ihn liebte.

Nach ſechs Monaten wurde der junge von Thou endlich von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt, und alſobald ins Kollegium zurükgeſchikt. Heinrich Monantheuil von Rheims war der erſte, der ihm Unterricht gab, darauf Joh. Martin von Paris, und zulezt waren Michael Mareſcot und

Peter

(*) Dieſer Prinz ſtarb den 27. Febr. 1608. an den Folgen der in der Belagerung von Dreux empfangenen Wunden. Seine einzige Tochter vermählte ſich mit dem Duc d'Orleans, zweitem Sohne Heinrichs IV.

Peter Du Val aus der Normandie, berühmte Philosophen, seine Lehrer, die alle in der Folge die Arzneikunde mit Ruhme ausübten. Monantheuil, der im Kollegium de Presle gebildet, und der Lehre des Ramus ergeben war, vereinigte mit der Medicin die mathematischen Wissenschaften, worinnen er im königlichen Kollegium bis an seinen Tod Unterricht ertheilte. Unter ihm lernte also auch von Thou die Anfangsgründe der Arithmetik und Geometrie.

In der Folge bemerkte er öfters, daß diejenigen, welche die Erziehung ihrer Kinder den Rektoren der Kollegien mit allzuvielem Zutrauen überlassen, einen sehr wesentlichen Fehler begehen. Sie würden — glaubte er — viel klüger handeln, wenn sie ihre Kinder durch sichere Personen in der Nähe beobachten ließen, die sie zur guten Anwendung ihrer Zeit anhielten, und darüber wachten, daß die Jünglinge in ihren Handlungen und Reden sich nicht allzusehr von der nöthigen Bescheidenheit entfernten. Denn die allzugrosse Vertraulichkeit mit Kameraden kann in dem Alter, das sich so gern verführen läßt, leicht die Sitten verderben. Er hielts für Pflicht, zu einer Zeit, wo dieser Fehler so gewöhnlich ist, vor demselben zu warnen, und er war entschlossen, würde ihm Gott Kinder schenken, deren er wirklich in der

Folge

Folge viele hatte, auf ihre Erziehung weit aufmerksamer zu seyn, als man auf die seinige gewesen war. Er hatte spät studiert, und billigte die Eilfertigkeit derjenigen nicht, die ihre kaum fünfjährigen Kinder schon in den Unterricht geben. Er verwunderte sich darüber, daß der berühmte Quintilian mit einem mehr lobenswürdigen, als nüzlichen Eifer, es so sehr empfohlen hatte, die Kinder sollen frühe studieren — er, der einen Sohn von grosser Hoffnung so frühezeitig verlor, weil er ihn zu bald zum studieren anhielt! Dieses war ein für die Nachwelt glüklicher Verlust. Denn er veranlaßte ihn, das Buch, das er uns über die Erziehung hinterließ, und worinnen er den Tod seines Sohnes so herzlich beklagt, mit so vieler Beredsamkeit zu schreiben.

Von Thou hatte mehr Neigung zu den Wissenschaften, als Kräfte und Gedächtnis für sie. Auch lernte er mehr durch den steißigen Umgang mit Gelehrten, als durch grosse Arbeit. Die Schwächlichkeit seines Körpers erlaubte ihm keine starke Anstrengung. Der geringe Zwang, in dem er, von Kindheit an, erzogen wurde — denn er war wie sich selbst überlassen — gewöhnte ihn an eine Freiheit, die er in allen Handlungen seines Lebens, besonders aber im studieren, beibehielt.

Indeſſen erwekte in ihm ſeine groſſe Liebe zu den Wiſſenſchaften eine gleich groſſe Achtung für die Gelehrten, deren Namen oder Schriften in Europa geſchäzt wurden. Er beſchloß, ſie kennen zu lernen, und ſich mit ihnen zu unterhalten. Um dieſe Zeit beſuchte Adrian Turnebus ſeinen Freund, Gottfried Faye, zu Paris, und dieſer führte den von Thou in ſeine Geſellſchaft ein. Der Jüngling prägte ſich das Bild des Gelehrten, der bald hernach ſtarb (*), ſo tief ins Gedächtniß, daß es ihm immer gegenwärtig war, ſelbſt im Traume (**).

J. 1570. fünf Jahre nach ſeinem Austritte aus dem Kollegium hörte er den Dionyſius Cambinus (***) und Johann Pellerin, Lehrer der grie-

(*) Den 13. Jun. 1565.

(**) Wie es gewöhnlich geſchieht, daß man ſich im Schlafe die Sachen darſtellt, die uns am meiſten intereßieren, ſo bildete ſich von Thou öfters im Traume ein, er ſeie auf Reiſen, bald in Italien und Spanien, bald in Deutſchland, in Flandern, in England, daß er da die gelehrteſten Männer beſuche und um Rath frage, und die berühmteſten Bibliotheken in Augenſchein nehme. Sein ganzes Leben hindurch hatte er ſo angenehme Träume, beſonders ehe er jene Reiſen wirklich machte. (Aus Manuſcr. der königlichen Bibliothek und des Herrn von St. Marthe.)

(***) Ein Kritiker, der ſich um Horaz und Plautus durch

griechiſchen Sprache im königlichen Kollegium. Der leztere erklärte daſelbſt den griechiſchen Text des Ariſtoteles zu eben der Zeit, da der berühmte Franz Juſtus von Tournon noch ſehr jung die Lektionen daſelbſt hörte. **Johann Daurat** hatte ſchon aufgehört, Unterricht zu geben, und ſich in die Abtei St. Victor zurükegezogen (*). Von Thou ſprach ihn da oft, und fragte ihn viel nach **Wilhelm Budäus** (**), den man ihm in ſeiner Kindheit gezeigt hatte, nach **Germain Brice** und **Jakob Touſan**. Die Unterhaltung mit Daurat nuzte ihm ſehr viel. Durch ihn lernte er auch **Ronſard** (***) kennen, der ſein

Schü-

durch ſeine Ausgaben dieſer Schriftſteller beſonders verdient gemacht hat.

(*) Dieſer Gelehrte, aus Limoſin gebürtig, iſt der Erfinder der Anagramme. Da dieſe mit den Calembours und Charaden viele Aehnlichkeit haben, ſo wird Daurat denen, die dieſen Mißbrauch des Wizes lieben, ein Mann von Bedeutung ſeyn. Er hatte die Thorheit, ſich im achtzigſten Jahre noch einmal zu verheirathen, und entſchuldigte ſie, wie bei den Franzoſen gewöhnlich, durch ein Bonmot.

(**) Hier muß den Verfaſſer ſein Gedächtnis getäuſcht haben. Denn da B. ſchon den 23. Aug. 1540. geſtorben iſt, ſo kann man ihn dem, erſt im J. 1553. gebornen Thuanus nicht gezeigt haben.

(***) R. war der Mann der Mode zu ſeiner Zeit.

Da

Schüler geweſen war. Von Thou, der für die Poeſie Talente bei ſich fühlte, knüpfte mit ihm eine ſo enge Freundſchaft, daß Ronſard, der damals eine neue Ausgabe ſeiner Werke durch Johann Galard beſorgte, ihm ſeine Orpheen mit einer prächtigen Lobſchrift zueignete. Auf eben dieſem Wege wurde er ein Freund Joh. Anton Baifs und Remigius Belleau's, deren Freundſchaft er ſehr werth hielt.

Gegen Ende des Jahrs 1570 das durch das vierte Pacifikationsedikt und die Heirath Karls des IX. mit Eliſabeth, der Tochter Kaiſer Maximilians des II. merkwürdig wurde, begab ſich von

Da er, wie er ſelbſt ſagte, pindariſieren wollte, ſo verwechſelte er das Erhabene mit Schwulſt. Pedantiſche Gelehrſamkeit machte ſeine Schriften unverſtändlich. Mit dieſem Fehler ſeiner Gedichte verband er auch perſönliche. Niemals war ein Dichter ruhmredriger und eitler. Von einer edeln Familie aus Vendomois entſproſſen, hatte er die Thorheit, ſich ſeines Urſprungs zu rühmen. Sein Stolz erhellt aus folgender Rede. Weil er im Jahre der Schlacht bei Pavia geboren war, (1525.) ſo ſagte er: durch ſeine Geburt wollte der Himmel Frankreich wegen jenes Verluſts entſchädigen. Ihm den Kopf zu verdrehen, trug vollends das Frauenzimmer das ſeinige auch noch bei. Doch er iſt nicht der erſte und nicht der lezte, auf den die Schönen nachtheiligen Einfluß hatten?

von Thou nach Orleans, um mit Christoph Auguſt von Thou, ſeinem Vetter, einem Sohne des General Advokaten, und dem Renatus Roullier, ſeinem Mitſchüler im Kollegium, die Rechte zu ſtudieren. Er wandte das darauf folgende Jahr dazu an, die Vorleſungen Joh. Roberts, Wilh. Fourniers und des Ant. Contius (*), der erſt kürzlich von Bourges dahin gekommen war, zu hören. Es wäre ſehr gut, daß man die allzuzerſtreuten Schriften dieſes Gelehrten in einen Band ſammelte.

Ob von Thou gleich noch jung war, hatte er doch die Schriften des Jakob Cuiaz geleſen, und ſolche Hochachtung für dieſen Mann gefaßt, daß er ihn ſelbſt zu hören wünſchte, daher er ſeine Kameraden, mit denen er in genauer Verbindung lebte, verließ, und nach Dauphine gieng. In der Durchreiſe hielt er ſich ein halbes Jahr zu Bourges auf, wo er von dem Hugo Donellus und Franz Hotomann Unterricht empfieng, von denen indeſſen gelehrte Schriften erſchienen. Von Bourges begab er ſich (J. 1571.) nach Valence zu Cuiaz der den Papinian erklärte, und wo Franz Roaldez und Edmund von Bonnefoi auch unterrichteten. Dies geſchahe ein Jahr vor den Unruhen in Paris.

Zu

(*) Er ſtarb den 16. Sept. 1577.

Zu Valence fieng seine Freundschaft für Joseph Scaliger (*) an, der ausdrüklich in diese Stadt mit Ludwig von Montiosieu und Georg Du Bourg gekommen war, um den Cuiaz kennen zu lernen, der ihn eingeladen hatte. Diese Freundschaft, die durch den Umgang entstanden war, nahm in der Folge immer zu, und wurde nachzehends durch Briefwechsel und genauere Verbindung acht und dreißig Jahre lang (**) unterhalten, ohne unterbrochen zu werden. Von Thou freute sich sogar darüber, wenn Leute von

hefti-

(*) Joseph Sc. ist einer der Gelehrten, welche die Thorheit hatten, sich einer erlauchten Geburt zu rühmen. Seine Feinde aber, besonders Scioppius, bestritten sie, und ließen ihn von einem Schulmeister in Verona abstammen. Dieser Meinung tritt auch Menage in seinem Antibaillet B. I. S. 285. bei, und macht die Anmerkung: Scal. verdiene den Titel Hoheit nur in der Republik der Gelehrten, und da habe er eine ausgebreitetere Herrschaft, als Verona seye, dessen er durch die Venetianer beraubt zu seyn behaupte. Indessen mag Menage sagen, was er will, so scheinen die Scal. doch von edler Geburt zu seyn, die sie aber freilich zum Stolze nicht berechtigte. Sein hiziges Temperament erwekte ihm manchen Verdruß, und er zeigte noch die Rohigkeit der Sitten, die man den Gelehrten so lange vorwarf.

(**) Er starb im J. 1609. zu Leiden.

heftigem und boshaftem Charakter ihm diese Verbindung vorrükten. Denn ihre Verleumdungen hielt er sich für Ehre. Das Andenken an diesen sanften, ehrenvollen und gelehrten Umgang war ihm so werth, daß er öfters sagte: wenn ihm Gott die Wahl erlaubte, so erkaufte er jene Zeit gerne noch einmal um den Preis der nämlichen Vorwürfe, Verfolgungen und Ungerechtigkeiten, die der ungegründete Haß seiner Feinde ihn darüber dulden ließ, und dieses seie auch die ganze Antwort, die er ihren giftigen Beschuldigungen entgegen sezte.

In der That kann mans auch mit Wahrheit versichern, daß von Thou die ganze Zeit, wo er den Umgang mit diesem grossen Manne genoß, niemalen über Religionssachen von ihm unterhalten wurde, niemalen an jemand über solche schrieb und wenn auch Scaliger zuweilen von etwas dergleichen sprach, so geschahe es wider seinen Willen, und bey Zusammenkünften, wo er sich einer solchen Unterredung nicht erwehren konnte. Unverwerfliche Zeugen dessen, was ich hier behaupte, sind Ludwig, Herr von Abin, vom berühmten Hause Chateigner, der die Gesandschaft nach Rom mit Ehre verrichtete, Johann Herr von Rochepoſai und Ludwig, Bischof von Poitiers, seine Söhne. Beide wurden in ihrem

väterlichen Hauſe von dieſem berühmten Manne unterrichtet, und der leztere hielt ſich lange Zeit bei ihm in Holland auf. Sind ſie gleich durch ihn gelehrter geworden, ſo blieben ſie der Religion ihrer Voreltern doch treu.

Den Punkt der Religion bei Seite geſezt, beſaß Scaliger eine ſo tiefe Gelehrſamkeit, die ſich über das gewöhnliche ſo ſehr erhob, daß jeder rechtſchaffene Mann ſich wünſchen mußte, ſeinen Unterricht genieſſen, und die ſeltenen Gaben bewundern zu dörfen, mit denen es der Vorſehung gefallen hatte, ihn auszuſtatten.

Zum Unglüke glaubt man heut zu Tage, daß die Religion, die ſonſten von Zeit zu Zeit Fortſchritte machte, und ſich durch Glauben, Liebe und ein vollkommenes Vertrauen zu Gottes Güte befeſtigte, ſich jezt nur durch Anſchläge des Fleiſches und Bluts, durch Ränke und die falſchen Maasregeln der Politik erhalten kann. Man bedenkt nicht, daß wir, je mehr wir den Täuſchungen unſeres Verſtandes trauen, deren es allzuviele giebt, deſto mehr das Vertrauen in die göttliche Vorſehung ſchwächen, die ſo weiſe ſie regiert. Daher Gottes Zorn über unſere Sünden, daher reißen uns unſere Leidenſchaften dahin — daher überlaſſen wir uns einem verkehrten Sinne, der uns gegen unſere Pflichten blind macht, und die

wich-

wichtigsten Fehler begehen läßt! Muß man deßwegen nicht fürchten; ein so gefährliches Uebel möchte sich alle Tage verschlimmern, und zwar durch die Nachläßigkeit derjenigen, die ihm entgegen arbeiten sollten, die sich ganz auf ihre eigenen Kräfte und ihre schwachen Einsichten verlassen, und daher in Sachen der Religion öfters zur Unzeit entscheiden? Muß man nicht ferner fürchten, der kleine Rest von Weisen, die sich durch Liebe zum Frieden und durch Anhänglichkeit an die alte Zucht bisher von dieser Verderbniß bewahrten, werde sich endlich auch zu den nämlichen Verirrungen dahin reißen lassen? ja, daß man einst das Reich Gottes vergebens sucht, das nur noch in einer kleinen Anzahl gutgesinnter bestehen wird, die es durch Sanftmuth und den Geist der Einigkeit und Liebe in ihrem Herzen bewahrten?

Mit solchen Klagen unterhielt sich von Thou öfters mit Nikolaus le Fevre (*), wenn sie sich

(*) Dieser Nik. le F. wurde von Heinrich dem IV. zum Lehrer des Prinzen von Conde ernannt, und bekleidete in der Folge das nämliche Amt bei Ludwig dem XIII. Sein sanfter, menschenfreundlicher und toleranter Charakter erwarben ihm die Freundschaft aller, die ihn kannten, und man liebte in ihm den Gelehrten weniger, als den Weisen und Guten.

ſich über den beweinenswürdigen Zuſtand des Chriſtenthums in den lezten Zeiten unterredeten. Allezeit ſchloſſen ſie dieſe Unterhaltungen damit, daß ſie ſich wechſelsweiſe ermunterten, troz des Haſſes des Publikums, ihre Pflichten genau zu erfüllen. Denn ſie wiſſen wohl, daß gutgeſinnte Menſchen der Gewaltthätigkeit und Läſterung immer ausgeſezt ſind, und daß ihnen dieſes ein ſicherer Beweis der Güte Gottes und gleichſam ein Unterpfand der Belohnung iſt, die ſie für jene Verfolgung erwarten dürfen.

Dies ſeie im Vorbeigehen, bei Gelegenheit der Freundſchaft geſagt, die von Thou ſein ganzes Leben mit Joſ. Scaliger unterhielt — eine Freundſchaft, die ihm von manchen Menſchen, welche die Wahrheit der Lehre eben ſo haſſen, wie die Tugend, ſo oft vorgerükt wurde!

J. 1572. ein Jahr hernach, als von Thou nach Valence gereiſet war, rief ihn ſein Vater,

der

Guten. Er hatte das Unglük, beim Federſchneiden ein Auge zu verlieren. Dieſer Zufall aber hinderte ihn nicht, daß er ſich dem ſtudieren nichts deſto weniger mit gleichem Eifer, wie vorher, überließ. In ſeinen kleinen Werken, die im J. 1614. zuſammengedrukt wurden, findet man die Mäßigung und das Angenehme, die Hauptzüge ſeines Charakters waren. Er iſt den 2. Jun. 1544. gebohren, und im J. 1612. geſtorben.

der den Sohn nicht gerne so lange von sich entfernt sahe, wieder zurüke, entweder, weil er unser Unglüke voraussahe, oder weil er andere Gründe dazu hatte. Er bat Karln von Lamoignon, ihn mit sich nach Paris zu führen — einen braven Mann und unsern, wiewohl nicht nahen, Verwandten, der, als Requetenmeister, mit andern Kommissarien in die Provinzen, Dauphine, Languedok und Provence zur Untersuchung der Salzsteuer geschikt war.

Lamoignon erhielt also von Cuiaz den Abschied des jungen von Thou, und brachte ihn zuerst nach Grenoble, wo dieser den Franz von Beaumont, gewöhnlich Baron des Adrets genannt, kennen lernte. Denn Lamoignon machte dem Baron einen Besuch in dem bischöflichen Palaste, wo er sich aufhielt, um bald hernach die Völker, die bestimmt waren, die Plätze am Fuße der Alpen zu besezen, nach Saluzzo abzuführen. Lamoignon gieng mit ihm im Garten spazieren, und da von Thou damals noch sich stark mit dem Malen beschäftigte, so betrachtete er den Mann, von dem man so vieles gesprochen hat, so genau, daß er ihn, nach genommenem Abschiede, aus dem Gedächtnisse so vollkommen mahlte, daß ihn jedermann erkannte.

Des Adrets war damals ſchon ganz grau, aber von einem lebhaften und geſunden Alter, einem trozigen Blike, einer Adlersnaſe, einem magern und abgezehrten Geſichte, das aber mit rothen Flecken, wie von Blute, bezeichnet war, dergleichen man dem Sylla zuſchreibt — im übrigen von Anſehen ganz ein Kriegsmann!

Endlich kam von Thou mit Lamoignon zu Lyon an, gieng von da nach Moulins, Nevers und Gien, wo er ſich auf die Loire ſezte, um nach Orleans zu reiſen. Hier hielt er ſich nur wenige Tage auf, ſeine Freunde zu beſuchen, und eilte dann nach Paris, zu ſeinem Vater.

J. 1572. Er fand die Hauptſtadt mit den Zubereitungen zur Hochzeit des Königs von Navarra beſchäftigt, und begab ſich auch in die Kirche, Notre Dame, um ſie mit anzuſehen. Nach der Meſſe ſprang er über eine Schranke, die man gemacht hatte, um den Pöbel abzuhalten, und trat ins Chor. Hier hörte er mit groſſer Aufmerkſamkeit die Unterhaltung des Admiral Coligny (*)

D und

(*) Er erzählt ſie im 52ſten Buche ſeiner Zeitgeſchichte. „Ich befand mich, ſagt er, nahe bei Coligny, hatte die Augen auf ihn geheftet, und betrachtete ihn mit groſſer Aufmerkſamkeit. Ich ſahe, wie er dem Danville die, in dem Treffen bei Baſſac und Montcontour eroberten und an den Mauern aufgehäng-

und Montmorencen Danville, die man in der Folge so sehr verfolgte. Wenige Tage hernach wurde der Admiral verwundet, und seine Wunde schlug dem Frieden eine noch gröſſere. Denn Sicherheit und Ruhe des Staats wurden dadurch umgestürzt Vergebens suchte man dem Uebel durch einen ränkevollen, durch gleich falsche Edikte bestätigten Frieden zu steuern. Erst alsdann wurde es etwas besser, als man, obs gleich ein gefährliches Beispiel war, mehrere Städte und mehrere feste Pläze in die Hände der Protestanten übergab, um ihnen zur Sicherheit zu dienen, und einen innerlichen Krieg zu endigen, der sich alle Tage erneuerte.

So viel schadeten die innerlichen Unruhen dem Köni-

gehängten, Fahnen zeigte — traurige Denkmäler der Niederlage ihrer Partei! Ich hörte ihn sagen: „Bald wird man diese Fahnen herabreiſſen, und andere an ihre Stelle aufhängen, die man mit mehr Vergnügen sehen kann!" Ohne Zweifel meinte er diejenigen, die man den Spaniern im Kriege mit Philipp dem II. abnehmen würde. Denn er hielt den Krieg mit dieser Krone, durch den man ihn auch ins Garn lokte, für entschieden. — Andere erklärten seine Worte anders, und glaubten, Coligny habe auf einen neuen bürgerlichen Krieg gezielt. Allein es ist ausgemacht, daß er ihn aufrichtig verabscheute.

Könige und dem Staate! Betrachtet man die Gräuel (*), welche die Folge davon waren, so wird jedermann bekennen, daß niemand sie loben und billigen kann, als wer das besondere Interesse hat, im Königreiche ewigen Krieg zu unterhalten, und alle Wege zur Aussöhnung abzuschneiden. Wer kann daher einen wahren Franzosen, d. i. einen Freund der Ruhe seines Vaterlandes, verdammen, der, auf Kosten seines eigenen Vermögens, immer zum Frieden rieth, der die gewaltsamen Maaßregeln stets verabscheute, und noch verabscheut der immer überzeugt ist und bleibt, daß das sicherste Mittel, die Unruhen in Europa zu stillen, welche die Religion so sehr erschütterten, nur diese sind, Friede, Liebe und Sanftmuth?

J. 1572. Es ist entschieden, daß der erste Präsident von Thou, dessen Beispiel immer die Richtschnur für den Sohn seyn wird, wie er dem Staate dienen soll, das, was an jenem unglücklichen Tage vorfiel, so sehr verwünschte, daß er eine Stelle in den poetischen Wäldern des Statius, die ihm kurze Zeit hernach vor die Augen kam, darauf anwendete, und an dem Rande mit einer Anmerkung bezeichnete (**).

(*) Die Bartholomäusnacht.

(**) Dieses ist eine bekannte Stelle:

Exci-

Dieſes Buch, das der Sohn ſorgfältig in ſeiner Bibliothek aufbewahrt, wird immer ein bleibender Zeuge ſeiner Denkungsart über dieſe ſchröklichen Auftritte gegen diejenigen ſeyn, die fälſchlich behaupteten, der Vater von Thou habe ihnen ſeinen Beifall ertheilt.

Der Sohn hat es in der Geſchichte ſeiner Zeit, als eine ſichere Nachricht aufgezeichnet, die aus dem Munde des Admirals kam, und die Villeroi ihm erzählt hat: Coligny ſey von mehreren Seiten wegen der Gefahr gewarnt worden, der er ſich ausſezte, wenn er ſich bei der Vermählung des Königs von Navarra einfände. Allein er konnte es nie glauben, und antwortete allezeit: er wolle lieber ſterben, und durch die Straſſen von Paris geſchleift werden, als einen bürgerlichen Krieg wieder anfangen, und Gelegenheit geben, zu glauben, als habe er das mindeſte Mißtrauen gegen den König, der ihn erſt kürzlich in ſeine Gnade wieder aufgenommen habe.

Von Thou erzählt ferner: er ſey kurz vorher nach Vienne in Dauphiné gereiſet, unterwegens habe ein Kapitain, Namens Maye, ſich zu ihm geſellt,

Excidat illa dies aevo &c!

Allein in den Wäldern des Statius finde ich ſie nicht. — Vielleicht iſts ein Gedächtnisfehler des Verfaſſers, daß er die Thebaide nennen wollte.

geſellt, der ihm ſagte: „Der Admiral müſſe auſſerordentlich verblendet ſeyn, daß er auf den Rath ſeiner Freunde ſo gar nicht achte. Habe er den Kopf nicht ganz verloren, ſo müſſe er leicht einſehen, daß eine ſo ſchnelle Ausſöhnung, ſo viele Scheinzeichen von Gunſt, ein ſolches Betreiben, daß er der Hochzeit beywohne, nichts anders als Fallſtrike ſeien, um die Häupter ſeiner Partei mit ihm aus allen Provinzen herbeizuloken. Was man gegen die vereinigten Reformierten nicht vermocht habe, werde man deſto leichter gegen jeden einzeln ausführen, wenn er ſich bei den öffentlichen Feierlichkeiten ohne Mistrauen einſtellte.“

Von Thou ſuchte den Kapitain mit allen möglichen Gründen zu widerlegen, und ſtellte ihm vor: man thue dem Könige und ſeinen Staatsräthen Unrecht, wenn man ſo übel von ihnen urtheile. Der Kapitain antwortete auf alles nur dieſes einzige: Der Erfolg werde es lehren! Kaum kamen ſie nach Vienne, und kaum hatte man ſeinen Geſellſchafter da erblikt, als ſich ein Aufſtand ereignete. Dieſer Umſtand, daß von Thou einen Mann ſchüzen wollte, der ihn nur begleitet hatte, und den er nicht kannte, wäre ihn faſt theuer zu ſtehen gekommen. Das Volk beklagte ſich, Maye habe ſie im lezten Krie-

ge durch Einfälle, Plünderung und Mord zu Grunde gerichtet. Von Thou aber glaubte, die Gefahr, in der der Kapitain sich befand, betreffe seine Ehre und die öffentliche Sicherheit, und suchte daher die Gährung, so viel möglich, zu dämpfen. Endlich wurde es unter der Bedingung ruhig, daß der Kapitain die Stadt verließ, und seinen Aufenthalt in der Vorstadt nahm.

Auch in der Folge hat von Thou, wie ers in seinem Reisejournale bemerkt, diesen Menschen nicht mehr gesehen. Denn als er nach dem Bartholomäustage seine Räubereien wieder anfieng, wurde er bald hernach von Bauern erlegt.

Von Thou pflegte dergleichen Umstände in sein Tagebuch zu verzeichnen, entweder weil er schon den Plan zur Geschichte seiner Zeit gefaßt hatte, wiewol man sie nicht allemal in derselben findet, noch auch suchen darf; oder, um den Beweis von einer Thatsache zu hinterlassen, die sich in der Folge ereignete. Denn man bemerkt, daß die göttliche Vorsehung die natürliche Klugheit rechtschaffener Männer erhöht, und ihnen ausserordentliche Dinge, die sich ereignen sollen, zu erkennen giebt, indessen auf der andern Seite Böswichte die Zukunft durch Trieb ihres bösen Gewissens, oder Astrologen vermittelst ihrer Kunst, ist sie anders kein Hirngespinnste, voraus sagen:

damit

damit die Menſchen, die davon benachrichtigt werden, ſich bereiten, das Uebel deſto geduldiger zu ertragen, und ſich nicht beſchweren können, ſie ſeien überraſcht worden. Darum bemerkte von Thou dergleichen Dinge, ſo oft er Gelegenheit dazu hatte. — Doch wir kehren zum ſchröklichen Bartholomäustage zurüke!

(J. 1572) Dieſer Feiertag fiel dieſes Jahr auf einen Sonntag. Von Thou gieng frühe in die Meſſe, und ſahe nicht ohne Schauer die Leichname von Hieronymus Groslot, Bailif von Orleans, und Caliste Garrault, die man durch die nächſte Straße nach der Seine ſchleppte. Er durfte bei dieſem entſezlichen Anblike es nicht wagen, eine Thräne zu vergieſſen (*) — er, deſſen Naturel ihm nicht erlaubte, den Tod eines unſchuldigen Thiers anzuſehen! Wirklich rührte ihn dieſer Auftritt ſo ſehr, daß er, aus Furcht, mehreren dergleichen zu begegnen, nicht mehr ausgieng.

Als

(*) Daß bei ſolchen Auftritten Mitleiden Verbrechen iſt, hat man auch in neueren Zeiten in Frankreich geſehen. Da durfte nicht einmal der Sohn den Tod eines unſchuldigen Vaters bedauern, und man zwang ihn, die Gefühle der Natur zu erſtiken. Daß es im J. 1572. von einem bigoten Volke geſchahe, wen wunderts? Aber im J. 1793. von dem philoſophiſchen?

Als die Wuth des Mordens sich ein wenig gelegt hatte, gieng er, einige Tage hernach, aus, einen Verwandten zu besuchen, der bei dem Thore von Montmartre wohnte. Dieser führte ihn auf eine Höhe, von da man Montfaucon sahe. Das Volk hatte die Trümmer des Leichnams vom Admiral dahin geschleift, und an ein Querholz mit einer eisernen Kette befestigt. Alsobald erwachte in ihm das Bild dieses Herrn, den er wenige Tage zuvor in der Kirche Notre Dame gesehen, und den er mit so vieler Aufmerksamkeit betrachtet hatte. Dieser grosse Feldherr hatte sich in so vielen Schlachten gezeigt — so viele Städte erobert, und sollte eben über die Niederlande triumphieren — jezt sahe man seinen Körper, nach tausend Beschimpfungen, an den Galgen aufgehängt! Seine Betrachtungen darüber ließen ihn die Tiefe der Gerichte Gottes bewundern, und unsere Schwäche bedenken — wie sehr wir unsere grossen Entwürfe beschränken, und uns jeden Augenblik mit dem Gedanken an das beschäftigen sollten, was uns eines Tags unfehlbar geschehen wird!

Durch seine eingezogene Lebensart war der Marschal von Montmorenci dem Blutbade entgangen, und dieser Umstand rettete auch das ganze, dem Staate so nüzliche Haus. Er ließ den

unglük-

unglüklichen Leichnam des Admirals Nachts von dem schimpflichen Orte abnehmen, nach Chantilli bringen, und da an einem geheimen Plaze in einem bleiernen Sarge bewahren, verbot dabei ausdrüklich, ihn in die Kapelle zu tragen, aus Furcht, man möchte ihn da entdeken und wegnehmen. In der Folge brachte man ihn nach Chatillon an der Loire in die Gruft seiner Voreltern.

(J. 1572.) Nach dieser unglüklichen Zeit verließ von Thou das Haus seiner Eltern, und begab sich zu Nikolaus von Thou, seinem Oheim und Parlamentsrathe, der im Kloster von Notre Dame, wo er Kanonikus war, eine sehr schöne Wohnung hatte. Wilhelm Briçonnet, Bischof von Meaux, Sohn des Kardinals gleichen Namens, der auch Kanonikus da gewesen war, hatte sie erbaut. Einige Zeit hernach wurde der Oheim, durch den Tod Karls Guillard, Bischof von Chartres.

Hier fieng von Thou an, seine Bibliothek zu sammeln, die er alle Tage vermehrte, und die in der Folge so zahlreich wurde. Weil er dem geistlichen Stande bestimmt war, und sich als den Nachfolger seines Oheims ansehen konnte, so studierte er gänzlich das kanonische Recht und die griechischen Schriftsteller.

Um

Um dieſe Zeit vernahm er aber, daß Paul von Foix, ein Mann von ſeltenen Verdienſten, der ſich erſt kürzlich durch ſeine Geſandſchaften in England und Venedig ausgezeichnet hatte, im Begriffe ſeie, abzureiſen, um dem Papſte und andern Fürſten Italiens für die Glükwünſche zu danken, die ſie dem Könige (*) wegen der Wahl ſeines Bruders Heinrichs zum Könige in Polen abgeſtattet hatten, ja, daß er auch nach Deutſchland und Polen reiſen werde. Da nun von Thou eine ſo groſſe Luſt fühlte, Italien zu ſehen, ſo wollte er eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht verſäumen, und ließ ſich dem Geſandten durch ſeinen Schwager, Herrn von Chiverni, Kanzler des neuen Königs von Polen, empfehlen. Mit ſeinem Vetter, Chriſtoph von Thou, den Herrn von Marle und de la Borde. Arbaleſte traf er den Geſandten zu Gien (**) an.

Hier wird der Ort ſeyn, etwas von dieſem merkwürdigen Manne zu erzählen, dem von Thou ſo viele Verbindlichkeit hat, und einige Umſtände ſeines Lebens zu melden. Er war aus dem alten Hauſe von Foix gebürtig — oder auch von Foy, wie man in alten Monumenten lieſt — und zwar ein Sprößling der Grafen von Carmain. Denn dieſes Haus theilt ſich in mehrere

(*) Karln dem IX.
(**) Eine Stadt an der Loire.

rere Zweige. In seinen jüngeren Jahren besaß er für seine Geburt wenige Güter, und wegen dieser war er noch dazu in Processe verwikelt: daher zum geistlichen Stande bestimmt. Die Humanioren hatte er mit vieler Leichtigkeit erlernt, sprach sehr gut griechisch, und schrieb zierlich latein. Da sein Genie für alle Wissenschaften gemacht war, so studierte er die Rechtswissenschaft in kurzer Zeit gründlich, und folgte vor allen Rechtsgelehrten sein ganzes Leben vorzüglich den Grundsäzen eines Cuiaz. Darauf wandte er sich zur Philosophie, besonders des Aristoteles, dessen Anhänger er stets schäzte, unter andern den Daniel Barbaro, einen Venetianischen Nobili, der zu sagen pflegte: wäre er nicht ein Christe, so würde er dem Aristoteles in allem glauben. Unter den Dollmetschern dieses Philosophen hatte er mehrere Freunde, als Lehrer, unter andern den Jakob Charpentier, jenen Lehrer der Pariser Schule, der sich durch seine öffentliche Lehrstunden und seine besondern Streitigkeiten mit Pet. Ramus berühmt machte — ferner den Augustin Niphus, Enkel des bekannten Philosophen von Suessa, den er zu sich nahm, nebst mehreren andern Gelehrten, einem Karl Utenhoven, Hubert Giphanius und Robert Constantin, die durch ihre Schriften die

Achtung

Achtung ihres Jahrhunderts und der Nachwelt verdienen.

Seitdem er die Stelle im Parlamente verlassen hatte, um sich den Negotiationen zu widmen, theilte er seine Zeit so gut ein, daß er nach Verrichtung derjenigen Geschäfte, denen er sich mit grosser Anstrengung ergab, den Rest des Tags den Studien schenkte. So verlor er also keinen Augenblik der Zeit! Er hatte einen jungen Mann als Vorleser bei sich, der, in Beisein eines der Gelehrten in seinem Gefolge, ihm immer eine Stelle entweder eines Rechtsgelehrten, oder aus Aristoteles, oder des Cicero vorlas. Denn diese führte er stets bei sich. Er that dieses, entweder um seine Augen zu schonen, oder um sein Gedächtniß zu stärken. Denn er selbst las niemalen, sondern hörte nur mit solcher Aufmerksamkeit zu, daß er, nach geendigter Vorlesung, das, was gelesen worden war, wiederholte und erklärte. So lernte nicht nur sein Vorleser und die übrigen Anwesenden aus den gelehrten Anmerkungen, die er machte, sondern sie bereicherten auch ihr Gedächtniß, und bildeten ihr Urtheil.

Diese Art zu studieren machte seine Ideen so helle und bestimmt, daß er alles, was man ihm gesagt, und was er geantwortet hatte, wenn er mit Prinzen und Ministern des Königs die wichtigsten

tigsten Unterhandlungen pflog, aufs genaueste wußte, und es sogleich, ohne den mindesten Umstand zu vergessen, niederschreiben lassen konnte. Wie er nicht las, so schrieb er auch nicht selbst, ausser, wenn er das Geheimniß niemanden anvertrauen durfte.

Ich erzähle hier nichts von seiner entschiedenen Liebe zur Tugend, seinem Eifer für den Staat und das gemeine Beste, seinem Abscheu gegen Laster und Aufruhr, der Erhabenheit seines Genius, der Sorgfalt, der Aufrichtigkeit und unverletzlichen Treue gegen seine Feinde — alle diese Tugenden waren solchergestalt in ihm vereinigt, hatten sich mit einem solchen Adel der Seele gepaart, daß man den grossen Mann lieben oder bewundern mußte. Man denke sich noch das Ehrwürdige seiner Physiognomie, das Majestätische seiner Person, den angenehmen Ton seiner Stimme, das Verbindliche seines Betragens, das ernst, von Niederträchtigkeit und Schmeichelei entfernt war, hinzu! Aber alle diese Eigenschaften, die ihm die Herzen anderer gewannen, waren schuld, daß er dafür am Hofe nicht immer mit guten Augen angesehen wurde. Er bemerkte es wohl, und da er sich für ein müßiges Privatleben mit so grossen Talenten nicht geschaffen fühlte, so war er fast immer auf Gesandschaften wie in einer eh-

rebrü-

rebringenden Verbannung, die er sich selbst gewählt hatte.

Von Thou sagte öfters: wenn auch Paul von Foix mit ihm zufrieden seie, als ein Mann der in allem, was man von einer so seltenen und reinen Tugend erwarten könne, jedermann Genüge leiste, so könne er doch bei den Lobsprüchen, die er ihm ertheilte, mit sich selbst nie zufrieden seyn, und alles, was er von ihm sage, erreiche das nicht, was er von ihm denke. —

Als von Thou zum Herrn von Foix in Gien kam, fand er den Herrn Arnold von Ossat (*) in seiner Gesellschaft. In den lezten Tagen, da er nach Italien abreisen wollte, hatte er diesen Herrn von Ossat zu sich genommen, und ihn den Gerichtsschranken entzogen. Denn einige Zeit zuvor hatte Ossat unter Ramus im Kollegium de Presles studiert, und seine Lehren angenommen,

(*) Von Ossat, in der Diöcese von Auch von unbekannten Eltern entsprossen, erhob sich blos durch die Stärke seines Geistes zu den ersten Würden der Kirche. Da er eben so tugendhaft, als einsichtsvoll war, so ist er eine der Zierden des sechzehnten Jahrhunderts. Seine Briefe nennt man nicht ohne Grund das Buch eines Ministers. Liest mans mit Aufmerksamkeit, so lernt man überlegen und denken. Alles athmet da Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit und Patriotismus.

men, wie man aus verſchiedenen, gegen Oſſat gerichteten, Diſſertationen Charpentiers ſieht — in der Folge aber ſich den Rechten ergeben, die er von Cuiaz gelernt hat.

Ob er nun gleich um des Ramus willen leiden mußte (*), hatte er doch an dem heftigen Streite und den perſönlichen Beleidigungen, des Ramus und Charpentier keinen Theil genommen, vielmehr, als ein Mann von Urtheil, der die Wahrheit eben ſo ſehr liebte, als die Erkenntlichkeit gegen ſeine Lehrer, die Lehren des Ariſtoteles

(*) Aus dem Auszuge des von Amelot de la Houſſaie verfaßten Lebens des H. von Oſſat erſieht man, daß dieſer im J. 1564. eine Expoſitio Arn. Oſſati in diſputationem Jac. Carpentarii de Methodo druken ließ, die eine Vertheidigung der Dialektik des Ramus gegen Jak. Charp. iſt. Dieſes kleine Werk macht ihm eben ſo viele Ehre, als ſeinem Lehrer, und iſt zugleich ein Beweis ſeiner Dankbarkeit, dem Zeichen eines guten Herzens! Charpentier antwortete dem Oſſat, aber mit Grobheiten, wie gewöhnlich diejenigen, die nichts beſſers zuſagen wiſſen. Er nennt ihn Magiſtellus trium litterarum, (Sot) rükt ihm die Lehrerſtellen vor, die er bekleidet habe, und ſpricht, mit Einem Worte, mehr böſes von ihm, als er ſelbſt — dachte und glaubte. — Valüze giebt auch dem Ramus das Zeugniß er ſeie ein weiſer und ſehr gelehrter Mann geweſen, von dem niemand nichts böſes geſagt habe.

teles angenommen, Ramus mochte es zufrieden ſeyn, oder nur ſcheinen.

(J. 1573.) Oſſat erklärte damals dem Herrn von Foix den Plato. Da die Schriften dieſes göttlichen Philoſophen, obgleich blumenreich und mannigfaltig, durch ferne herbeigebrachte Digreſſionen, durch Fabeln, durch Fragen und Antworten in Form der Dialogen unterbrochen ſind, ſo hatte von Foix, der an die beſtimmte Schreibart des in Worten ſo ſparſamen Ariſtoteles gewohnt war, den Oſſat bei ſich, daß er ihm unterwegens die wahren Gedanken Plato's entwikelte — und der Geſandte wiederholte ſie alsdann. Doch dieſes geſchahe nur unter ihnen beiden. War man vom Pferde geſtiegen, ſo hieß von Foix den von Thou und die andern, die an ſeiner Tafel ſpeiſten, zu ſich rufen — und, bis man das Eſſen bereitete, las Franz Chaveaine (*), ſein Vorleſer, in der Folge Präſident zu Chartres, in Oſſats Gegenwart, die Summarien des Cuiaz über die Digeſten vor. Von Foix erklärte ſie alsdann ausführlicher, weil ſie ſehr gedrängt ſind. Er hatte die Abſicht, daß Cuiaz davon hören, und ſich dann weiter über dieſe Materien verbreiten möchte. Cuiaz thats auch in einem Werke, das er dem Herrn von Foix zueignete. Aus der

(*) Andere ſchreiben ſeinen Namen Chorſun.

der Vorrede ersieht man, wie sehr dieser Gelehrte, der niemanden zu Gunsten redete, den Gesandten schätzte. —

Nach Tische ließ sich Foix durch den nämlichen Chaveaine die Kommentarien Alexander Piccolomini's über die Geheimnisse der Physik vorlesen, und hörte sie mit vielem Vergnügen.

Der erste Prinz Italiens, den die Gesellschaft besuchte, war Philibert Emanuel, Herzog von Savoien, der am Quartanfieber krank lag. Er war von Nizza nach Turin gekommen. Seine Gattin war die Herzogin Margaretha, eine Dame von Geiste und Tugend, der ihr Gemahl die Sorge für fast alle Geschäfte überließ. Von Foix, der ihr schon vor ihrer Verheirathung bekannt gewesen war, und Achtung und Ehrfurcht für sie fühlte, blieb einige Tage in Turin. Gleiche Liebe zu den schönen Wissenschaften ließ hier den von Thou Freundschaft mit Guido de Moulins von Rochefort, dem Leibarzte des Hofs, knüpfen. Er war aus dem Ländchen Blezois (*) gebürtig, und schon ziemlich alt. Nach seiner Rükkehr in Frankreich unterhielt er diese Freundschaft durch seine Verbindung mit des Herrn von Rochefort's Bruder, und erneuerte sie wenige

(*) Ein Theil von Orleanois, wo Blois die Hauptstadt ist.

Jahre hernach zu Basel, wo dieser gelehrte Mann starb. Herr von Rochefort besaß viele Kenntnisse in der Naturgeschichte, trug sie mit Annehmlichkeit vor, und bereicherte sie mit mancherlei Erfahrungen durch die Gründlichkeit seines Urtheils, stund daher bei dem Herzoge und der Herzogin sehr in Gnade, die ihn mehr, als bloßen Arzt, schätzten, ob er gleich diese Kunst mit ziemlichem Erfolge ausübte.

Da der Herzog eine Barke für den Herrn von Foix hatte ausrüsten lassen, so fuhr der Gesandte mit seinem Gefolge den Po hinab bis Casale. Dieser Ort ist die Hauptstadt von Montferrate, und wegen der Stärke seiner Citadelle berühmt. Von hier nahm Herr von Thou vom Herrn von Foix Abschied, und begab sich mit seinen Freunden auf zwei Tage ins Mailändische. Ehe sie nach Pavia kamen, verweilten sie an dem unglüklichen Plaze, wo Franz der I. schlug, und gefangen wurde (*). Sie besahen die Kartause, die man für die schönste in Europa hält, und die wegen der Begräbnisse der Visconti von Mailand bekannt ist. Hier frug er, nach seiner Gewohnheit, den Aeltesten der Karthäuser, über manches, und erfuhr von ihm einen besondern Umstand, der aufbehalten zu werden verdient, und den er

in

(*) Den 24. Febr. 1525.

in ſein Tagebuch eintrug, weil er glaubte, er ſeie noch nirgends bemerkt worden. Der alte Geiſtliche erzählte ihm: der König ſeie nahe bei ihrer, durch die Kanonen umgeworfenen, Mauer gefangen, und durch eine gemachte Lüke in die Kloſterkirche geführt worden. Hier habe er ſich vor dem groſſen Altar, zur Zeit, als die Geiſtlichen im Chor waren, und den 118 (*) Pſalmen ſangen, auf die Knie geworfen. Als ſie zum 70ſten Verſe kamen, und die gewöhnliche Pauſe machten, kam ihnen der König, ehe ſie fortfuhren, zuvor, und fieng mit lauter Stimme, auswendig den folgenden Vers an, der ihm ſo paſſenden Troſt gab: „Es iſt mir lieb, daß du mich gedemüthigt haſt, daß ich deine Rechte lerne!"

Als Herr von Thou die Kirchen in Pavia betrachtet hatte, begab er ſich nach Mailand, von da nach Lodi, dann nach Piacenza, wohin der Geſandte ſchon zu Schiffe gekommen war, und von wo er nach Mantua gieng, um den Herzog Wilhelm zu begrüſſen. Hier lernte jener den Camillo von Caſtiglione kennen, einen Sohn des Comte Balthaſar, der ſich durch ſeine Gelehrſamkeit, durch ſeine Poeſien, beſonders aber durch ſeinen **Mann am Hofe**, von dem er ein Ideal entwarf, wie Cicero vom Redner, einen ſo groſ-

(*) Es iſt der 119.

sen Ruf erworben hat. Der Sohn war dem Vater in der Klugheit, in den Neigungen, selbst in der Physiognomie und Gestalt so ähnlich, daß es schien, der Vater seie in seiner Person wieder aufgelebt.

Unter anderen Seltenheiten, die Isabella, Großmutter der Herzoge von Mantua, eine Prinzeßin von vortreflichem Geiste, mit Sorgfalt gesammelt, und in schöner Ordnung, in einem prächtigen Kabinete aufgestellt hatte, zeigte man dem von Thou auch folgende Merkwürdigkeit. Es war ein schlafender Cupido, den Michel — Angelo Bounaroti, den dieser berühmte Mann, durch den die so lange vernachläßigten Künste der Malerei, Bildhauer- und Baukunst wieder hergestellt wurden, aus dem schönen Marmor von Spezzia, an der genuesischen Küste verfertigt hatte. Auf die Erzählung, die man dem Gesandten von diesem Meisterstüke gemacht hatte, wollte er es sehen. Alle, die im Gefolge waren, von Thou selbst, dessen Geschmak für Werke dieser Art sehr fein war, erklärten, nach sorgfältiger Betrachtung des Kunstwerks von allen Seiten: es seie weit über alle Lobsprüche erhaben, die man ihm nur ertheilen könne.

Nachdem man sie nun eine Zeitlang der Empfindung, die bis zum Staunen stieg, überlassen hatte,

hatte, zog man, wie durch eine Maſchine, einen andern Cupido, in mehrere ſeidene Binden eingehüllt, hervor. Er war von der Erde, aus der man ihn gezogen hatte, noch übel zugerichtet, aber antik, ſo wie ſo viele ſinnreiche Epigrammen ihn daſtellen, welche die Griechen in die Wette zu ſeinem Lobe verfaßt haben. Nachdem nun die ganze Geſellſchaft beide Cupido mit einander verglichen hatte, ſchämte ſie ſich ihres ſo günſtigen Urtheils von dem erſten und war jezt einig: der zweite ſcheine zu leben, und der erſte ſeie ein Marmorblok ohne Ausdruk. Einige der Hofleute erzählten der Geſellſchaft: Michel Angelo, der viel aufrichtiger war, als ſonſten die Künſtler ſind, habe die Prinzeßin Iſabella, wie er ſeinen Cupido ihr ſchenkte, und hierauf den andern geſehen hatte, inſtändig gebeten; man ſolle dieſen jedesmal zulezt zeigen, damit die Kenner durch den Anblik urtheilen könnten, wie ſehr die Alten in Werken dieſer Art die Neueren übertreffen.

Von Mantua begab ſich von Foix nach Mirandola, wo der, in den folgenden Bürgerkriegen bekannt gewordene, l'Artoiſe eine franzöſiſche Beſazung anführte. Der Geſandte, der ſich nur zwei Tage daſelbſt aufhielt, wurde von Fulvien von Correggio, Wittwe und Mutter der Picus, Prinzen von Mirandola, mit vieler Höflichkeit

auf-

aufgenommen, gieng von da nach Concordia, der Hauptstadt dieses Fürstenthums, und reiste von da nach Ferrara. Der Herzog Alphonsus empfieng ihn und sein ganzes Gefolge sehr gnädig. **Sie fanden zwischen diesem und dem französischen Hofe keinen Unterschied.** So sehr hatte dieser Prinz, unser Bundsverwandter und am Hofe unserer Könige erzogen, auch die Manieren desselben angenommen! Von Foix wollte sich daselbst mit Franz Patricius Dalmata unterhalten, der den Aristoteles auf eine besondere und von den vorhergehenden Dollmetschungen abweichende Art erklärte. Ja man hatte ihn im Verdachte, als wollte er gefährliche Neuerungen einführen, wie aus einigen seiner gedruckten Dissertationen erhellte. Von Thou sahe ihn auch, sprach ihn aber nicht.

Von da wurde der Gesandte auf einer Galere, die der Herzog prächtig ausrüsten ließ, nach Venedig geführt. Er schiffte durch den grossen Kanal in die Stadt ein, zwar bei Nacht, allein bei so hellem Mondscheine, daß alle entzükt waren, in dem Meere das Bild der beiden schönen Gebäude zu erblikken, die ihn auf beiden Seiten einfassen. Dieses Schauspiel erinnerte den von Thou an den Bericht Philips von Comines, Gesandten zu Venedig zur Zeit Carls des VIII.

in ganz Europa ſeie keine Stadt, wie Venedig, ſo voll von ſchönen Paläſten, und zwar faſt alle von Marmor.

Von Foix ſtieg bei Herrn von Ferrier, dem franzöſiſchen Geſandten ab: ſein Gefolge logierte in der Nachbarſchaft umher. Von Thou aber wählte ſeinen Aufenthalt in der Herberge der Donna Juſtina, das Ferrier, ein beſonderer Freund des erſten Präſidenten, ſeines Vaters, für ihn beſtellt hatte. Der weiſe Alte wählte dieſes Haus darum für ihn, weil die Frau deſſelben die einzige ihrer Profeßion war, bei der kein Verdacht ſtatt fand.

Du Ferrier führte, nach der Gewohnheit, den von Foix zur Audienz beim Senate ein, der den Geſandten ſo wohl wegen ſeiner Geburt, als wegen der Achtung, die er ſich ſchon vorher bei der Republik erworben hatte, mit vieler Ehre empfieng.

Indeſſen meldeten dem von Foix ſeine Freunde in Rom: es werde Mühe koſten, bis der Papſt ihn gut aufnehme: der heilige Vater habe weder die Schrift, worinnen der von Foix angeklagt ſeie, noch ſeine Verdammung durch die Commiſſarien vergeſſen: dieſe haben zwar gegen die gewöhnlichen Formalitäten gerichtet, und das Parlament ihn in der Folge frei geſprochen: das hin-

dere

dere aber nicht, daß man ihn nicht aufs neue deßwegen beunruhige. Von Foix beschloß daher, es irgendwo abzuwarten, bis er neue Befehle vom Könige erhielt, und seine Freunde, die sich mit seinen Angelegenheiten in Rom beschäftigten, ihm da eine günstigere Aufnahme auswirkten. Er erwählte zu diesem Ende Padua, den (*) stärksten Plaz der Venetianer auf dem festen Lande, und sonsten durch die gelehrtesten Professoren in allen Arten von Wissenschaften berühmt.

Er begab sich mit dem von Thou und mit allen Personen seines Gefolgs dahin, die nicht das Land umher bereiseten. Auch von Thou nüzte diese Zeit, um mit seinem Vetter das Land der Venetianer diesseits der Gebürge zu besuchen. Er gieng daher nach Vicenza, Peschiera, dem berühmten Lago di Garda, Verona, diese wegen ihres Alterthums und der Begräbnisse der Herren della Scala, die aus dem Lande gebürtig sind, wohl bekannte Stadt, Brescia, der Nachbarin und Bundsgenossin von Verona, und der Vaterstadt Catulls (**), und Bergamo, das sich an der Seite der Gebürge hin erstrekt, und kam über Crema, Este und Cremona nach Padua zurüke.

Hier

(*) Damals.

(**) Sonsten wird Verona als die Vaterstadt C. angegeben.

Hier lehrte damals Hieronymus Mercuriales, zu Forli in Romagna geboren, und schätzte den von Thou, der so jung er war, ihn doch als ein vertrauter Freund besuchen durfte. Durch seine Kenntnisse und Schriften, deren gröſten Theil seine Schüler (*) herausgaben, hatte er sich einen groſſen Namen erworben. Erst kürzlich war er von dem Hofe Kaiser Maximilians (**) zurückgekommen, und wurde in der Folge nach Florenz von dem Groſsherzoge mit einem ansehnlichen Gehalte (***) gerufen. Auf der Akademie zu Pisa lehrte er lange Zeit die Arzneikunde, und kam dann wieder nach Florenz, wo er bis in ein hohes Alter lebte (†).

Niphus war auch zu Padua, und erklärte daselbst den Aristoteles. Er suchte den Ruf seines Groſsvaters zu behaupten, und seinen eigenen, den er sich zu Paris in der Zeit erworben hatte, da er sich bei Paul von Foix aufhielt, und bei einem

(*) Die wichtigsten sind de arte Gymnastica varia Lectt. Ausgabe des Hippokrates u.

(**) Des Zweiten.

(***) Von 2000 Dukaten. Er hinterlieſs ein Vermögen von 120000 Scudi.

(†) Er war den 30. Sept. 1530. geboren. (S. Hist. Handbuch aufs J. 1789. S. 287.) und starb 1606.

einem groſſen Zulaufe von Zuhörern lehrte. Er war ein faſt ganz ungeſellſchaftlicher Mann, verleumderiſch und eiferſüchtig, und ſezte Ruhm darein, beinahe niemanden zu loben. Gegen **Julius Cäſar Scaliger** war er beſonders aufgebracht, weil dieſer ſeinen Großvater nicht genug ſchäzte, und in ſeinen gewöhnlichen Unterredungen ſeinen Lehrer, **Pomponatius**, jenem vorzog. Da der Ruf des Julius zu feſte gegründet war, als daß Riphus weder ſeine Gelehrſamkeit noch ſeinen Verſtand herabwürdigen konnte, ſo grif er den Sohn, Joſeph Scaliger, an und, weil die Verdienſte beider ſelbſt die Schmähſucht nicht läugnen konnte, ſezte er ihre Geburt herab. Da er erfahren hatte, von Thou ſeie ein beſonderer Freund des Sohns, ſo nahm er ihn einſt bei Seite, und ſuchte ihm in einem deklamatoriſchen Tone zu beweiſen, Julius Sc. ſeie der Sohn eines gewiſſen Benedikt Burdeus, oder Bourdous. So jung der von Thou war, glaubte er doch nicht leichtſinnig. Riphus (*) wars, der die Fabel erfand, die andere Gelehrten alsdann, zu ihrer

(*) Wahrſcheinlich war er der Sohn Auguſtins Riphus, des Verf. des Buch. de intellectu & daemonibus, das ſo groſſes Aufſehen machte, und gegen deſſen Feinde nur die Freundſchaft Leo's des 10. ihn retten konnte.

ihrer Schande, in groſſen Büchern zu beweiſen ſich Mühe gaben. Allein dieſe Schriften verdienen vom Scharfrichter verbrannt zu werden.

Als endlich die franzöſiſchen Miniſter und des Geſandten Freunde ihm Nachricht ertheilten; er werde in Rom gut empfangen werden, ſo reiſete er am Ende des Winters von Padua ab, und kam durch Rovigo und Dignago (*) nach Bologna, der erſten Stadt des Kirchenſtaats. Alexander von Allarmi gieng ihm, von dem vornehmſten Adel der Stadt begleitet, mit einem groſſen Gefolge von Kutſchen, entgegen, und bot ihm ſeine Wohnung an, die er ſich, nach einiger Weigerung, anzunehmen verpflichtet fand. Er wurde die ganze Zeit ſeines Aufenthalts mit allen Unterſcheidungszeichen bewirthet, und von allen Ständen der Stadt beſucht.

Karl Sigonius wartete ihm auch auf. Dieſer Gelehrte hatte vieles mit Franc. Robortellus von Udine zu kämpfen. Wiewohl nun dieſer damals ſchon todt war, plagten die Deutſchen (**) von der Partei des Robortellus den Sigonius doch

(*) Sollte es Lugnago heiſſen? wiewohl dieſer Ort zimmlich weſtlich von Padua und Bologna liegt.

(**) In Padua, Siena ꝛc. waren, noch bis ins vorige Jahrhundert deutſche Landsmannſchaften.

doch so sehr, daß dieser Padua verließ, wo er sonsten gelebt hatte, und auf die Bitte Jakobs Buoncampagno, sich nach Bologna begab. Hier schrieb er mit vieler Urtheilskraft und grosser Genauigkeit die Geschichte Roms vom lezten Jahrhunderte, und eignete sie seinem Gönner zu. In Padua noch hatte er Roms Geschichte vom vorhergehenden Jahrhunderte verfaßt, und überhaupt mehrere Werke, welche auf die Nachwelt zu kommen verdienen.

Während seines Aufenthalts in Bologna verließ von Thou ihn wenig. Da Sigonius sich nur mit Mühe im lateinischen ausdrükte, so war von Thou genöthigt, um die Unterhaltung mit ihm nicht zu entbehren, sich der italiänischen Sprache, so gut er konnte, zu bedienen. Sigonius bekannte ihm endlich, er seie Verfasser nicht nur des Buchs vom römischen Senate, das unter dem Namen Johanns Zamoski's, Palatins von Belsk, eines Herrns von grossem und gegründetem Rufe, gedrukt wurde, sondern auch von Peter Crossinski's Polen und dem Commentare über das römische Gesez von Vertheilung der Ländereien (*), die mit dem Namen Bernardin Laurentano's erschienen. — Von Thou sahe daselbst

(*) Leges agrariæ.

daſelbſt auch die Schriften des Ulyſſes Aldobrandini über die Naturgeſchichte.

Von Bologna begab ſich die Geſellſchaft nach Florenz über den Apennin, der mit Schnee bedekt war. Kaum war ſie vom Gebürge herabgeſtiegen, als ſie in ein ſo angenehmes und gelindes Land trat, daß ſie, ob es gleich am Fuße der Berge lag, in ein anders Klima zu kommen glaubte. Der Prinz Franz von Medicis kam dem Geſandten entgegen, und führte ihn in ſeinen Palaſt, wo er mit Johanna von Oeſterreich, ſeiner Gemalin, wohnte. Der Großherzog, Coſmus, ſein Vater, lebte noch, hatte ſich aber in den Palaſt Pitti, der mit dem erſten durch eine, über den Arno angelegte, bedekte Gallerie zuſammen hieng, zurükgezogen, und dem Sohne die Regierungsgeſchäfte ſo überlaſſen, daß er ſich nur Titel und Ehre vorbehielt. Von Foix machte ihm, mit ſeinem ganzen Gefolge, die Aufwartung, und fand ihn in einem groſſen Saale beim Kamine und in einer Nachtmüze. Coſmus war ſonſten ein ſchöner Mann geweſen, damals aber gelb und braun, und ſchon von der Krankheit befallen, an der er bald hernach ſtarb. Da er nur mit Mühe ſprach und hörte, ſo verließ ihn Camilla Martelli, die er nach dem Tode der erſten Gattin, Eleonore von Toledo, geheirathet

hatte,

hatte, nie. Sie trug ihm vor, was man gesprochen hatte, und antwortete auch öfters selbst in seinem Namen.

Anton Maria Salviati, Bischof von St. Papoul, in der Folge Kardinal, verließ den Herrn von Foix eben so wenig, als Robert Ridolfi, der sich kürzlich aus England gerettet hatte, wohin ihn der Papst wegen einiger geheimen Unterhandlungen mit Maria, Königin von Schotland (*), schikte. Auch kam oft Peter Victorius (**), ein ehrwürdiger Greiß, ihn zu besuchen, und, wenn der Gesandte beschäftigt war, unterhielt er sich mit dem von Thou.

Victorius klagte sehr, daß man die schönen Wissenschaften in Italien zu vernachläßigen anfange: er möchte wohl dem Publikum mehrere Werke mittheilen, wenn er nicht fürchtete, man schäze sie nicht so, wie man sollte: die Buchdruker seien unwissend und faul: schon einige Jahre habe er seinen Aeschylus einem jungen französischen Buchdruker, der gelehrt sere — er meinte den Heinrich Stephanus — mit Verbesserungen und Zusäzen geschikt, dieser aber ihn lange warten lassen, und am Ende doch nachläßig gedrukt — er

(*) Sie war damals schon eine Gefangene der Königin Elisabeth.

(**) Ausser den Ausgaben alter Schriftsteller, sind besonders seine Variæ Lectiones schäzbar.

er habe auch viele Anmerkungen aus den Alten über Cicero's Briefe, besonders die an den Atticus, verfaßt, fürchte aber, sie seien in so unglüklichen Zeiten verloren.

Victorius führte den von Thou auch in die Bibliothek des heil. Laurentius, und zeigte ihm daselbst einen diken Band, den man den Ocean nennt, und der Manuscripte griechischer Ausleger des Aristoteles, nebst einem Virgil enthält, der mit Kapitalbuchstaben geschrieben ist. Zugleich aber beklagte er schmerzlich die Zerstreuung der berühmten Bibliothek der Medicis, die bei Gelegenheit der innerlichen Unruhen nach Rom, und selbst ausserhalb Italiens gebracht worden seie. — Dieses war die nämliche Bibliothek, die Katharina von Medicis (*) gekauft, und troz des Widerstands des Großherzogs nach Frankreich gebracht hatte. So lange sie lebte, behielt sie sie für sich, und besoldete einen eigenen Bibliothekar derselben. Nach ihrem Tode kaufte sie von Thou den Gläubigern der Königin ab, und bereicherte mit diesem Schaze die königliche Bibliothek.

Das berühmte Manuscript der Pandekten hatte dieses Schikfal nicht. Die Pisaner fandens einst zu Konstantinopel, und brachtens in ihre Stadt. Von da kams nach Florenz, wurde aber in dem

Stadt-

(*) Gemalin Heinrichs des II.

Stadthause niedergelegt, und dieser Umstand erhielt es den Florentinern. Nach dieser Zeit hat mans mit grosser Sorgfalt unter den seltensten Kostbarkeiten des Großherzogs in seinem Palaste aufbewahrt. Sowohl an dem Alter der Schriftzüge, als auch an dem Bande bemerkte von Thou, daß dieses das Original von den Exemplarien ist, die wir jezt haben. Denn die Versezung, die man heut' zu Tage am Ende wahrnimmt, ist sichtbar aus demselben genommen, wie es auch Antonius Augustinus beobachtete. — Hier erinnerte sich auch von Thou, mit welcher Sehnsucht Cuiaz dieses Buch zu sehen wünschte. Oft hatte ihm dieser Rechtsgelehrte geäussert: gerne wollte er zweitausend Thaler dazu anwenden, wenn er dieses Buch ein Jahr bei der Hand haben dürfte, um sich desselben zur Wiederherstellung der Pandekten zu bedienen (*). Denn ob man gleich die Ausgabe des Taurellius für sehr

(*) Man weiß, daß die Collation dieses Codex den gelehrten Holländer, Brenkmann, der sich deßwegen im Anfange dieses Jahrhunderts einige Jahre zu Florenz aufhielt, zehentausend Gulden kostete, daß in der Folge Gebauer in Göttingen seine Sammlung kaufte, und daß die Brenkmann-Gebauersche Ausgabe vor ungefehr fünfzehen Jahren endlich herauskam.

ſehr genau hält, behauptete der gelehrte und arbeitſame Mann doch, durch ſeine eigene Einſichten und durch nähere Prüfung wolle er eine Menge von Sachen entdeken, die dem Taurellius entgangen ſeien, ſelbſt Drukfehler. Wie er zu Turin war, hatte er alles mögliche gethan, um ſeinen Wunſch erfüllt zu ſehen: und ſelbſt des Anſehens des Herzogs und der Herzogin von Savoien, mit denen er davon ſprach, ſich dazu bedient: auch hatten ſich dieſe zur Bürgſchaft für das Buch erboten: allein der Großherzog antwortete immer: das Manuſcript komme nicht von ſeinem Plaze: wolle Cuiaz nach Florenz reiſen, ſo werde er mit ihm zufrieden ſeyn, und völligen Gebrauch von dem Buche machen können. Cuiaz antwortete darauf: Nichts, als die Erfüllung dieſes Wunſches fehle ihm, um ſeine Kenntniſſe in der Jurisprudenz zu ergänzen, und ſein Verdruß darüber, dieſen Zwek nicht erreichen zu können, werde ihn bis an ſein Ende begleiten.

(J. 1573.) Zu Florenz lernte von Thou auch den Georg Vaſari von Arezzo kennen, einen treflichen Maler und Baumeiſter, der ihn überall hin begleitete. Als er einſt die Bildniſſe des Johann und Garſias von Medicis bemerkte, bat er, weil er von ihrem traurigen Looſe nur eine unbeſtimmte Nachricht hatte, den Vaſari, ihm zu bekennen, ob es

wahr seie, was man ihnen gesagt habe? Vasari antwortete nur durch Stillschweigen, das genug zu erkennen gab, es seie gegründet, was man in der Stille erzähle. Doch erklärte sich noch Vasari: Cosmus habe nach Gerechtigkeit gehandelt, aber den Zufall so viel möglich geheim gehalten, seine Feinde möchten sich bei dem Anfange seiner Regierung dieser Gelegenheit bedienen, um ihn verhaßt zu machen.

Von Florenz reisete die Gesellschaft nach Siena, wo das Andenken der Franzosen noch ganz frisch war (*). Da von Thou schon damals darauf dachte, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, so betrachtete er die Lage der Stadt genau, um sich, durch Kenntnis der Gegend, einen desto richtigern Begriff von der langen Belagerung zu machen. Von Foix besuchte bei seinem dortigen Aufent-

(*) Siena, die Nebenbulerin von Florenz, wollte sich den Medicis nicht unterwerfen. Nun war das Haus Strozzi auch Nebenbuler der glüklicheren Medicei-schen Familie. Dieses stüzte sich auf Karln V. jenes auf Frankreich. Peter Strozzi eilte den Sienesern zu Hülfe, und eine französische Besazung vertheidigte, unter Montluc, die Stadt so lange gegen Cosmus, bis der Hunger sie zur Uebergabe nöthigte. Dies geschahe ungefehr sechzehen Jahre vor Ankunft des von Thou in Siena.

Aufenthalte den, durch Alter und graue Loken ehrwürdigen, Doktor Alexander Piccolomini. Da er sich nicht melden ließ, und ihn also überraschte, so fand er ihn auf ein Kopfkissen gestüzt, wie er seine Kommentarien über den Aristoteles ausbesserte. Piccolomini dankte dem Gesandten gar sehr für die Ehre des Besuchs, und entschuldigte sich wegen Abwesenheit seiner Bedienten. Von Foix nahm Plaz, und hieß auch seine Gesellschaft, unter der von Thou war, niedersizen: Piccolomini erzählte viel von seinen Studien: er genieße jezt die Früchte der Arbeit in einem Alter, wo die Vergnügungen, die andere unschuldig genieſſen können, ihm nicht mehr erlaubt seien: er sage dieſes, nicht nur um zu zeigen, welchen Troſt des Alters er bei den Wiſſenſchaften gefunden habe, ſondern auch durch ſein Beiſpiel die jungen Leute, die ihn hören, zu überzeugen, wie nüzlich es iſt, ſich nicht der Unthätigkeit zu ergeben, ſondern dem Studium der Philoſophie ſeine Zeit zu widmen.

(J. 1574.) Von Siena begab ſich von Foix nach Lucca. Denn er hatte Briefe vom Könige in Frankreich und dem neuen Könige von Polen nicht nur an die Republik, ſondern auch an die vornehmſten Edelleute der Stadt, die ſeine Freunde waren. Sie nahmen ihn nebſt ſeinem Gefolge

nicht nur als Abgeordneten, sondern auch als besondern Freund auf. Von da gieng er in dreien Tagen nach Rom über Montefiascone, Viterbo und Banagnia (*), das wegen der Menge seiner springenden Wasser berühmt ist, und durch den Kardinal Gambara noch mehr verschönert wurde.

Von Foix kam über Ponterolle (**), bei Nacht in Rom an, und wurde durch den gewöhnlichen Gesandten zu einer geheimen Audienz des Papsts eingeführt. Wenige Tage hernach erhielt er eine öffentliche Audienz, wo von Thou und das übrige Gefolge zum Fußkusse zugelassen wurden.

Durch einen grossen Misbrauch und ohne Achtung für die Ehre weder Frankreichs noch des von Foix wurde jezt der schon vor zwölf Jahren zu Paris geendigte Proceß, dessen wir oben erwähnten, vor eine Kongregation von Kardinälen gebracht, und von ihr untersucht. Daß der Gesandte sich diesem Richterstule unterwarf, läßt sich dadurch entschuldigen, daß ihm sein naher Verwandter, der Kardinal von Armagnac, bei seiner Durchreise durch Avignon versprochen hatte, seine Benesicien an ihn abzutreten — das der bald achtzigjährige Greiß in der Folge wirklich that — wenn er die Sache in Rom endigen lassen

(*) Es heißt eigentlich Bagnaia, liegt eine Meile von Viterbo, und gehört jezt dem Hause Lanti.

(**) Pons Milvius.

laſſen wollte. Ueberdies machten übelgeſinnte Perſonen, die ihn nicht liebten, ihm in der Stille Hofnung, ſeine Sache werde bald geendigt ſeyn, wenn er ſie den Händen des Papſts übergebe. So wurde er das Opfer ſeines guten Zutrauens, und in ein Labyrinth von Verdrüßlichkeiten verwikelt, aus denen er alle mögliche Mühe hatte, ſich nach einer Zeit von zehen Jahren heraus zu winden.

Hier darf eine beſondere Begebenheit nicht vergeſſen werden, die von Thou ſelbſt, ungeachtet er ſie in den Sammlungen zu ſeiner Geſchichte bemerkte, doch in dieſer mit Stillſchweigen übergieng, weil er das Datum vergeſſen hatte (*).

Von Foix, müde der unwürdigen Begegnung, die er an dem päpſtlichen Hofe erfuhr, und über das vergebliche Anhalten bei den Kardinälen aufgebracht, beſuchte einmal den Kardinal Proſper de Sainte-Croix von der franzöſiſchen Partei, und bat ihn um ſeinen Rath, wie er ſich aus der verdrüßlichen Angelegenheit, ſeiner Ehre unbeſchadet, und ohne den Papſt zu beleidigen, herauswikeln könne. So wenig die Sache den König betreffe, ſo ſchimpflich ſeie ſie für ihn ſelbſt.

Die.

(*) Oder wohl eher, weil ers nicht wagte, die geheime Herzensergieſſung des Kardinals bei Lebzeiten bekannt zu machen.

Dieſer Sainte - Croix (*) war zu Anfange der bürgerlichen Kriege Nuntius in Frankreich geweſen, und auf Empfehlung der Königin Kardinal geworden. Da er in den Staatsgeheimniſſen wohl unterrichtet war, ſo beſorgte er das Intereſſe des Papſts und dieſer Prinzeßin mit beſonderer Klugheit und Treue, wie es auch der Duc de Nevers, in den Nachrichten von ſeiner Geſandſchaft bei Sixtus dem V. berichtet. Er veränderte ſeine Geſinnungen gegen die Königin nicht, und, weil er wußte, daß Katharina vorzügliche Achtung für den Herrn von Foix hatte, der ihr ſein Glüke und ſeine Aemter dankte, ſo führte er ihn in ſeiner Vigna eines Tags in eine Grotte. Denn ob gleich erſt im Anfange des Mai's, wars an dieſem Tage doch auſſerordentlich heiß. Er erlaubte, daß von Thou dabei war, und der geheimen Unterhaltung beiwohnte, denn wegen der Freundſchaft, die er in Frankreich mit dem erſten Präſidenten errichtet hatte, ſchäzte

Sain-

(*) Sainte - Croix war auch Nuntius in Portugal geweſen, und hatte von da den Gebrauch des Tabaks nach Italien gebracht, wie der franz. Geſandte Nicot in ſein Vaterland. Daher nannte man da den Tabak anfangs santa croce. Er hat auch Briefe über die erſten bürgerlichen Kriege vom J. 1562. geſchrieben.

Sainte-Croix auch den Sohn. Hier bezeugte der Kardinal seine aufrichtige Ergebenheit an den König und die Königin, auch seine Achtung für die Tugenden und Verdienste des Herrn von Foix. Hierauf fuhr er fort:

„Ich bins Ihnen schuldig, mein Herr! zu Ihrem Vortheile Ihnen Geheimnisse zu entdekken, die man hier ins heiligste Dunkel hüllt, Ihnen den Geist des hiesigen Hofs zu entwikeln, und die Strenge desselben bekannt zu machen, deren er sich gegen Fremde bedient, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet, und nichts dabei zu fürchten ist. Er hat keine grössere Freude, als wenn er eine Person von Distinktion, die sich seinem Urtheile unterworfen hat, durch langen Aufschub und ewige Procedur in Verlegenheit sezen kann. Das Aufsehen, das eine solche Behandlungsart in der Welt macht, verbreitet eine demüthige Furcht in den Herzen der Menschen. Allein diese Strenge hat nur dann statt, wenn Schwachheit oder Furcht, von der Religion eingehaucht, sie statt finden läßt. Besizt ein Fürst Standhaftigkeit genug, sich dieser niedrigen Behandlung zu entziehen, so bedient man sich alsdann der List und der Verstellung, und alle Schärfe verschwindet. Wissen Sie also, daß die Ehrfurcht, die man für den römischen Hof hat,

nur

nur auf die Meinungen der Menschen und ihre Geduld gegründet ist. Was andere Staaten zu Grunde richtete, wie der verschlagene Florentiner (*) wohl bemerkt hat, erhält den hiesigen.

Daß ich Ihnen dieses einmal sagte, sei ein Beweis meines Zutrauens! Von Ihrer Seite versprechе ich mir Verschwiegenheit, so wie auch von demjenigen, der Sie begleitet, so jung er auch ist. Niemand darf den Innhalt unsers Gesprächs erfahren! Es thut mir leid, daß Sie mich nicht im Anfange frugen, was Sie heute gefragt haben. Durch ein standhaftes Betragen hätten Sie vermieden, was Sie Mühe haben werden durch Unterwürfigkeit wieder gut zu machen".

„Um Sie noch weiter in den rechten Gesichtspunkt zu stellen, erzähle ich Ihnen eine Thatsache, die sich vor nicht allzulanger Zeit ereignete. Sie haben den Galeazzo von St. Saverin, Comte von Cajezzo, gekannt, der, wie man mir sagt, vor kurzem in Frankreich gestorben ist. Er hat die Gnade des allerchristlichsten Königs gewonnen, und den eben erst gestorbenen Hadrian Baglioni gestürzt, den Bruder des tapferen Astor, der Famagusta in Cypern vertheidigte, und den die Türken so unmenschlich mordeten. In den letzten

(*) Vermuthlich Machiavel.

lezten französischen Kriegen machte der König den St. Saverin zu einem der ersten Obersten des leichten Fußvolks. Nach dem vor vier Jahren geschlossenen Frieden kam dann St. Saverin nach Bologna, um da seine Verwandten zu besuchen, zugleich das wenige Vermögen, das er im Lande hatte, zusammen, und es nach Frankreich zu bringen. Allein diejenigen, die sich seines Vermögens bemächtigt hatten, fürchten, er möchte sich in den Besiz sezen, und klagten ihn, entweder aus Interesse oder aus Hasse gegen die neue Religion, bei der Inquisition an; er seie den neuen Meinungen ergeben. Alsbald wurde er gefangen genommen, und nach Rom geführt".

„Auf diese Nachricht wurde der König sehr aufgebracht, und schikte den Saint-Goard (*), vom Hause Vivonne, einen Mann von Stande, gegenwärtig, wie ich höre, Gesandter in Spanien, auf der Stelle nach Rom ab. Der Fürst forderte ausdrüklich den Mann zurüke, der in seinen Diensten seie, und über den niemand Gewalt habe, als er. Saint-Goard erhielt zugleich Vollgewalt, ihn, es koste, was es wolle, zurüke zu bringen. Kaum war er daher in Rom angekommen, so eröfnete er seiner Heiligkeit die erhaltenen Befehle. Allein Pius der V., der mit

der

(*) Sonsten heißt er gewöhnlicher Marquis von Pisani-

Strenge des Hofs noch natürliche Härte seines Charakters verband, antwortete: er sei erstaunt, wie der allerchristlichste König sich eines Ketzers so sehr annehmen möge, den er mit Freude sollte strafen sehen. Um indessen die Achtung zu zeigen, die er für den König, seinen Herrn, habe, wolle er, weil der König den Angeklagten so inständig zurüke verlangte, die Sache mit aller Aufmerksamkeit untersuchen".

„Mit dieser Antwort wurde Saint-Goard das erstemal entlassen, und verlangte wenige Tage hernach neue Audienz. Da sie aber von Tag zu Tage aufgeschoben, und die Sache einer Kongregation von Kardinälen übertragen wurde, erklärte er sich: es thue ihm leid, daß er nun gezwungen sei, seine Befehle zu vollstreken, und so wenig Schonung zu gebrauchen, als man gegen ihn zeigte. Würde man dem Könige seinen Officier innerhalb drei Tagen nicht ausliefern, so sei er gezwungen, sich seiner zu bemächtigen. Er erösne dieses seiner Heiligkeit, damit sie mit ihrer gewöhnlichen Klugheit überlegen könne, welches von beiden der Würde des Papsts und des heiligen Stuls, die man ihm immer entgegen halte, vortheilhafter sei, zu bewilligen, was der allerchristlichste König verlange, der sich um die Kirche so verdient gemacht habe, oder sich durch

Ver-

Verweigerung der Justiz mit ihm zu entzweien? Der König, sein Herr, könne dem Officier den Schuz, um den er ihn bitte, nicht versagen, und müßte, halte man diesen länger im Kerker, nothwendig glauben, man wolle seine Majestät absichtlich beleidigen. Es erfordere also die Würde des Papsts und des allerchristlichsten Königs, daß die Sache schleunig untersucht würde. In drei Tagen werde er eine neue Audienz verlangen".

„Als nun seine Heiligkeit am Ende der drei Tage von seiner Strenge noch nicht nachließ, so sahe der Gesandte wohl, daß man seinem Verlangen durch die Länge und Verwiklung der Procedur ausweichen wollte. Er erklärte daher: es seie ihm nicht länger erlaubt, in Rom zu verweilen. Der König habe ihm, die Erklärung seiner Heiligkeit zu erwarten, nur vierzehen Tage gestattet, die jezt verflossen, und hinreichend gewesen seien, einen Entschluß zu fassen Da er nun diesen nicht erhalten habe, so bleibe ihm nichts übrig, als zu erklären: der König habe ihm befohlen, daß sein Gesandter sich von Rom entfernen, und mit ihm zurükkehren solle (*). Es war Karl von Agannes, Bischof von Mons, in der

(*) Es ist zu bemerken, daß mit der Abreise des ordentlichen Gesandten zugleich der Zufluß von Beneficien aufhörte.

der Folge Kardinal. Fiele etwas von Wichtigkeit vor, so werde der König jemand schiken: die gewöhnlichen Vorfälle aber seinen Agenten und Banquiers in Rom auftragen".

„Beim Herausgehen aus der Audienz erklärte er, ohne Antwort zu erwarten: er wolle jezt, im Namen des Königs, dem ordentlichen Gesandten, befehlen, daß er ihm in zwei Tagen folgen solle".

„Diese Aeusserung Saint-Goard's, die er mit vieler Gegenwart des Geistes und einer, der alten Franzosen würdigen, Freimüthigkeit vortrug, versezte den Papst in die Nothwendigkeit; die Freundschaft des Königs zu verwerfen, oder zu erkaufen. So kam er in die nämliche Verlegenheit, wie einst König Antiochus, als ihn der römische Gesandte, Popilius Länas, in einen Cirkel einschloß, und ihn durch den Schluß des Senats bestürzt machte. Der Alte, so langsam und stolz er sonsten war, fühlte sich ausserordentlich verlegen, und sagte endlich dem Saint-Goard, der sich entfernte: Er wolle die Sache noch weiter überlegen, und dem Könige solle Genüge geschehen".

„Nach der Entfernung des Gesandten, klagte der Papst gewaltig, zürnte, rief Gott und Menschen zur Hülfe auf, blikte nach allen Seiten um, schrie: es seie eine Religionssache: die Kirche seie

nicht

nicht mehr frei: ein junger Fürſt, der den Namen des Allerchriſtlichſten führe, vertheidige, durch ſchlimmen Rath verführt, Ketzer, und habe ihm — das ſeie noch das beleidigendſte — einen Trunkenbold als Geſandten zugeſchikt, der durch unverſchämte Kühnheit ihm und dem heiligen Kollegium Geſetze vorſchreiben wolle. Auf dieſe und ähnliche Klagen ſuchte der Papſt aufs neue den Rath der Verſtändigſten im Kardinalskollegium, die er zu dieſem Geſchäfte ernannt hatte, und, wie er ſahe, daß Saint-Goard zu dem, was er geſagt hatte, in der Stille Anſtalt machte, beſchloß er, ehe die Drohungen zum Ausbruche kamen, den Saint-Saverin los zu laſſen: man ſolle aber dem Saint — Goard beſonders zu erkennen geben, daß er von ſeinen Befehlen, die dem heiligen Stule ſchimpflicher, als Seiner Majeſtät vortheilhaft, ſeien, nicht mehr ſprechen, und daß er ſich damit begnüge, vom Papſte erhalten zu haben, was er verlangte".

„Da Pius der V. den Saint-Goard im Zorne einen Trunkenbold genannt hatte, ſo gab dieſes Gelegenheit, ſeinen Lebenswandel näher zu unterſuchen, und man fand, daß er nicht nur keinen Wein, ſondern des Jahrs kaum drei Gläſer Waſſer trinke (*)".

„Alles

(*) Dieſer Marquis von Piſani ſcheint beſtimmt geweſen

„Alles dieses sage ich Ihnen nicht nur wegen Ihres Charakters, sondern auch aus besonderer Freundschaft, und wünschte, wie erwähnt, daß ichs Ihnen früher sagen konnte. Da nun aber die Sache durch die Ränke derer, die Sie hierin verwikelten, eine andere Wendung genommen hat, so bleibt nichts übrig, als sich so ehrenvoll, wie möglich, bei der ersten Gelegenheit, die sich zeigt, heraus zu ziehen. Ein längerer Aufenthalt wäre Ihnen nicht nur unnüze, sondern auch der Ehre des Königs und Ihrer Würde nachtheilig. Wenn Sie wieder zu Hause sind, so geben Sie Sich Mühe, das Ansehen d.s Königs für sich zu gewinnen, das, wie ich Ihnen eben erzählte, so vieles Gewichte, wiewohl in einer andern Sache, hatte. Ohne dieses sind alle Ihre Maasregeln und alle Unterwürfigkeit unnüze, und Sie erhalten nichts, als durch die Länge und mit Verlust der Zeit, der allemal unangenehm und schädlich ist".

Nachdem der Kardinal dies gesprochen hatte, bat

wesen zu seyn, die Päpste zu demüthigen. Selbst einem Sixtus dem V. bot er die Stirne. Als ihm dieser innerhalb acht Tagen sein Gebiete zu verlassen befahl, antwortete der Marquis: „Es ist nicht so groß, daß ichs nicht innerhalb 24. Stunden verlassen könnte".

bat er den Herrn von Foix, sich seines Raths zu erinnern, denjenigen aber, der ihn gegeben habe, zu vergessen.

Da indessen dieser Proceß immer unter den Händen der Kardinäle blieb, so fieng d'Ossat, bisheriger Sekretär des Herrn von Foix in seinen gelehrten Geschäften, durch ihn ermuntert, an, sich auf Staatssachen zu legen, und setzte diese Angelegenheit in so helles Licht, verfaßte darüber eine so zierliche und genaue Denkschrift, von der man den Kardinälen Kopien austheilte, daß die aufgeklärtesten Männer von ihm urtheilten: wenn d'Ossat lange in Rom bliebe, so werde er sich da bald zu seiner Ehre bekannt machen, und eines Tags zu den höchsten Würden gelangen.

Kurz zuvor war von Thou mit Erlaubnis des Herrn von Foix nach Napoli, und zwar gegen Ende des Februar, gereiset, um welche Zeit der Frühling dorten schon anfängt. Er gieng durch Veletri, Terracina und Fondi, die erste Stadt des Königreichs Napoli, und kam in der Hauptstadt durch jene staubvolle Höhle an, die schon Seneca beschreibt, und die durch den B. Pausilippo gegraben ist.

(J. 1574.) Hier lernte er den Joh. Baptista Porta kennen, der durch seine, in der Folge vom Verfasser

fasser vermehrte Geschichte der Geheimnisse der Natur bekannt ist (*). Von da machte er eine Nebenreise nach Salerno und Surrento, und bewunderte überall das Sanfte der Luft und das Schöne des Landes. Er betrachtete auch den, durch das Grab des Sanazars und das nicht weit entfernte Grabmal Virgils berühmten Ort Mergilino (**), den der Anblik des Meers sehr angenehm macht. Durch Puzuols und die merkwürdige Gegend umher eilte er nach Rom zurük, aber von den schlechten Nachtlägern so abgemattet und entkräftet, daß er vielmehr von einer langen Krankheit, als einer kurzen Reise, zurük zu kommen schien.

Die verdrüßliche Angelegenheit des Herrn von Foix unterbrach seine Studien nicht. Während der mittäglichen Hize las Ossat ihm, und den Edelleuten seines Gefolgs, die Sphäre des Alex. Piccolomini vor, und erklärte sie, nach Gewohnheit, abwechselnd mit dem Gesandten. Von Thou war einer der fleißigsten Zuhörer. Sein

Aufent-

(*) Auch durch eine Abhandlung über die Physiognomie, und das Werk, das den Titel hat: de occultis litterarum notis.

(**) Von Sannazar in seinen Gedichten unter dem Namen Mergilina besungen.

Aufenthalt in Rom dauerte sechs Monate. Diese Zeit wandte er unter anderm auch dazu an, Bekanntschaft mit den gelehrtesten Männern zu knüpfen, vorzüglich mit Marcus Antonius Muretus, dessen Lob er aus dem Munde Josephs Scaligers vernommen hatte, und den auch Julius Cäsar Sc. eben so schäzte, als Muretus ihn. So oft er nun nicht bei dem Herrn von Foix war, den er selten verließ, war er bei Muretus, den er um seine Meinung über alle geschikte Männer Roms befragte (*).

Muretus erzählte ihm das Unglük des Scipione Tettio von Napoli, eines ausserordentlichen Genies, der aber des Atheismus angeklagt, und auf die Galeren verdammt wurde, wo er vielleicht gestorben ist. Auch bedauerte er den Aonius Palearius, der ein lateinisches Gedichte von der Unsterblichkeit der Seele schrieb, und Nikolaus le Franc von Benevento, deren der eine, wie er mir sagte, wegen seiner unüberlegten Aufrich-

G tig-

(*) Muretus hat eine Lobrede auf die Pariser Bluthochzeit gehalten, mit der von Thou, wie man schon gelesen hat, äusserst unzufrieden war. Dem ungeachtet lobt er ihn wegen seiner sonstigen wirklichen Verdienste, und scheint jenen Fleken ganz vergessen zu haben. Wir glaubten, diese kritische Toleranz des Thuanus bemerken zu dürfen.

tigkeit in Religionssachen verbrannt, und der andere zum Galgen verdammt wurde, weil er unter dem Pontifikate Pius des V. für den römischen Hof zu frei gesprochen hatte.

Herr von Foix wohnte zu Araceli, einem Franziscanerkloster über dem Palaste St. Marcus, wohin sich der Papst gewöhnlich zur Zeit der Hize begab. Muretus kam öfters dahin, und holte den von Thou zum Paulus Manutius ab, der das Bette nicht mehr verließ. Auch lernte der von Thou den Latino Latini, Lorenz Gambara und den Füllius Ursini kennen. Lezterer wohnte im Palaste Farnese, und mit ihm hatte von Thou, nach dem Muretus, den meisten Umgang. Ottaviano Pantagole, ein unter den Gelehrten berühmter Mann, war schon todt, so wie sein Zögling Onophrius Panvini, ein dem Scaliger so werther Freund, der ihn in Rom kennen lernte, und ihn so wohl wegen seines Vaterlandes, als der grossen Kenntnisse wegen, liebte, die er in den profanen und heiligen Alterthümern Roms besaß. Zu Palermo war Panvini gestorben.

(J. 1574.) Um diese Zeit wurde der Herr von Foix, dem sein Aufenthalt in Rom und die Verlängerung seiner Angelegenheit verdrüßlich waren,

durch

durch die Nachricht vom Tode Karls IX. (*) bestürzt, wiewohl er ihm eine eben so ehrenvolle als traurige Veranlassung gab, Rom zu verlassen. Schon hatte der Papst Gregorius den Kardinal Phil. Buoncompagni, seinen Neffen, als Legaten abgeschikt, um den neuen König von Frankreich (**) zu begrüssen, der aus Polen auf den Gränzen von Venedig angekommen seyn sollte. Von Foix nahm Abschied vom Papste, und folgte dem Legaten über Orvieto, Terni, Narni, Forli, Spoleto und Urbino alsobald nach, ließ Pezaro zur rechten, gieng über den berüchtigten Rubicon, und erreichte Rimini nebst seinem ganzen Gefolge mit der Post. Bei dem kurzen Aufenthalte des Herrn von Foix zu Urbino hatte Herr von Thou zu wenig Zeit, um die Schönheit der Baukunst am Palaste und die herrliche Bibliothek, die man daselbst bewahrt, recht zu betrachten. Friederich Commendone (***) zeigte sie ihm, den er mehr kennen zu lernen wünschte,

(*) Er starb den 30. Mai 1574.

(**) Heinrich den III. der bis den 10. April 1585. regierte.

(***) Scatiani beschrieb das Leben des Kardinals Friedr. Commendone, und der berühmte Flechier übersezte es ins französische. Wenn man es liest, so kann man sich die Begierde des Thuanus, diesen venetianischen Prälaten kennen zu lernen, wohl erklären.

als die Bibliothek, die er nur im Vorbeigehen übersahe.

Zu Rimini nahm die Gesellschaft eine zweirudrige Schaluppe, und landete mit einem heftigen Winde zu Ravenna. Hier besuchte von Thou den Hieronymus Rosso, einen treflichen Geschichtschreiber der Alterthümer dieser Stadt. Sein Werk, in dem er den Sigonius in der tiefen Erforschung der Antiquitäten nachzuahmen suchte, wurde zweimal gedrukt. In der nämlichen Schaluppe kam endlich der Gesandte in Venedig an, und zwar noch vor dem Legaten, der einen andern Weg genommen hatte.

Hier schloßen sie sich an Du Ferrier an, und reiseten durch Friaul, um dem neuen Könige ihre Aufwartung in Dalmatien zu machen. Bellievre und Pibrak waren bei dem Fürsten. Pibrac war einer grossen Gefahr entgangen, über die vieles gesprochen wurde (*). Von da begab man sich

(*) Du Faur de Pibrac, der zuweilen auch Vitus Faber heißt, blieb, nach des Königs Flucht aus Crakau, noch zurüke, um sie zu verbergen, wäre aber, als man sie erfuhr, und er Heinrichen nacheilte, von den Säbeln der Sarmaten fast zerfällt geworden. „Nach seiner Zurükkunft wurde er Kanzler der Königin von Navarra und Präsident des Parlaments. Seine Quatrains, die man die Kinder lesen

nach Venedig, und wie wohl der König daselbst, so wie überall, wo er durchreisete in Italien, aufgenommen wurde, hat die Geschichte aufgezeichnet. Zu Venedig besuchte von Thou die Buchläden sehr fleißig, und fand da, unter andern, auch viele griechische, in Frankreich seltene, Bücher, mit denen er seine, schon damals angefangene, Bibliothek bereicherte.

Als er Venedig verließ, nahm er von Herrn Du Ferrier Abschied, und bat ihn um einen Paß. Du Ferrier, der ein besonders guter Freund des Präsidenten war, trennte sich vom Sohne mit den aufrichtigsten Zeichen der Freundschaft. Da er wußte, daß von Thou dem geistlichen

lallen lehrte, erwarben ihm grossen Ruhm, und wurden selbst in die Sprachen des Orients übergetragen. So groß sein Ansehen sonsten bei seinen Landsleuten war, so würden sie ihn doch jezt für verdächtig erklären. Denn unter seinen Quatrains ist eines auch folgendes: Einen guten Fürsten sich zu wünschen, ist freilich erlaubt. Doch ists gut, ihn zu dulden, er mag seyn, wie er will. Denn es ist besser, so gar einen Tyrannen zu ertragen, als die Ruhe einer einzigen Provinz zu stören." Ein Fleken ist seine Apologie der Bluthochzeit. Er starb den 27. Mai 1584. S. Seyb. historisches Handb. aufs J. 1792. S. 151.

lichen Stande bestimmt war, wie es bei stark.n Familien gebräuchlich ist, so erinnerte ihn der weise und tugendhafte Alte, über den Stand, den er ergreifen sollte, sich ernstlich zu bedenken. „Prüfen Sie — sprach er — Ihre Kräfte, ehe Sie Sich zu weiterem verbindlich machen, damit man sieht, daß Sie mehr auf die Ehre Gottes und die unverweslichen himmlischen Güter sehen, als auf die irrdischen. Sonsten werden die groſſen Reichthümer, die man Beneficien nennt, und die von den meisten zur Befriedigung ihrer Begierden misbraucht werden, ein Gift, das Ihre Seele und Ehre zugleich tödtet!" Diese Worte durchdrangen den von Thou so stark, daß er bei der Wahl der Lebensart von der Zeit an um so vorsichtiger war.

Von Venedig begab sich der ganze Hof nach Ferrara, aus welcher Stadt der König den Herrn von Foix nach Rom abschikte, um dem Papste für die ehrenvolle Breven zu danken, die er ihm zugeschikt hatte. Von Foix, vom Herrn von Thou begleitet, nahm seinen Weg über Bologna und Florenz, wo der Großherzog Franz ihm in Trauer entgegen kam. Denn Cosmus, sein Vater, war kurz vorher gestorben, und wurde um so weniger bedauert, da er, als ein Epileptiker, lange nicht mehr unter die Lebendigen zu zählen war.

In

In Florenz erinnerte ſich von Thou, welch' groſſe Begierde Muretus ihm bezeugt hatte, die Geſchichte des Zoſimus, eine Abkürzung des Eunapius, zu leſen. Sie war zwar in der Vatikaniſchen Bibliothek: aber Muretus konnte die Erlaubnis, ſie zu ſehen, nicht erhalten. Nun ließ von Thou den Großherzog durch den Herrn von Foix bitten, er möchte ihm den Gebrauch des Florentiniſchen Exemplars auf einige Monate erlauben. Die Erlaubnis erfolgte ſogleich. Als man aber ſich erinnerte, daß es zu Florenz vom P. Pius dem V. ſo gut verboten ſeie, dieſen Schriftſteller zu leſen, als zu Rom (*), ſo entſchuldigte ſich der Großherzog in der Folge.

Die Ausfälle des Zoſimus gegen das Chriſtenthum zu einer Zeit, wo der Aberglauben noch herrſchte, und ſeine Satyren gegen den Theodoſius und Konſtantin, die der fromme Alte nie vergeſſen konnte, ließen ihn immer noch nachtheilige

(*) Auch aus dieſer Stelle beſtätigt ſich, was man ſonſt her weiß, für wie gefährlich man ehemals dieſen Autor hielt. Dem deutſchen Philologen, Leunclavius, gebührt die Ehre, ihn zuerſt der Welt mitgetheilt zu haben, aber nur anfangs in einer lateiniſchen Verſion, im J. 1576. zu Baſel. Fünf Jahre hernach ließ H. Stephanus die zwey erſten Bücher griechiſch, und im J. 1590. Sylburg das ganze abdrucken.

lige Folgen befürchten, selbst zu einer Zeit, wo die christliche Religion die Oberhand hat, und die Irrthümer des Heidenthums vertilgt sind. Wie ganz anders wars zur Zeit des Evagrius, wo das Christenthum noch nicht befestigt war!

Von Foix kam mit seinem Gefolge gerade in dem Zeitpunkte zu Rom an, wo die ganze Gegend umher von Feuer erfüllt war, mit dem man nach der Erndte die Stoppeln verbrennt. Von Thou meldete dem Muretus, was sich mit dem Zosimus ereignet hatte, und versicherte ihn, so bald er nach Frankreich zurükkomme, werde er alles mögliche thun, diese Geschichte entweder da, oder in Deutschland aufzufinden. Er thats auch in der Folge, aber zu spät, wie man fernerhin sie lesen wird.

Nachdem der Herr von Foix sich seines Auftrags in wenigen Tagen entledigt hatte, reisete er, um den König wieder einzuholen, ab, ließ Florenz zur rechten, und kam über Siena nach Lucca, wo er mit eben den Freundschaftszeichen wieder aufgenommen wurde, wie das erstemal. Von da gieng er durch Pisa, Pistoia, Pietra Santa ins Genuesische, besahe die Hauptstadt, und begab sich nach Piemont, wo der König schon angelangt war. Um den Hof in den engen Päßen der Gebürge nicht aufzuhalten, befahl man denen,

denen, die im Gefolge waren, den Weg nach Lyon einzuſchlagen.

Von Thou traf ſeinen Bruder, den Requetenmeiſter, daſelbſt an, und verweilte ſich eine Zeitlang, um den Entſchluß des Hofes zu vernehmen. Man berathſchlagte über den Krieg gegen die Proteſtanten. Zwar gerieth der Herr von Foix im Staatsrathe mit dem Herrn von Villequier in Streit, der Krieg wurde aber doch beſchloſſen. Von Thou verſicherte: er habe den von Foix darüber ſeufzen ſehen, und ſagen hören: man werde dieſen Schluß bald genug bereuen, der ſo ſchädlich und mit ſo vieler Eilfertigkeit gefaßt ſeie.

Von Thou that hier, was er zu Venedig gethan hatte, und kaufte viele Bücher von Johann von Tournes (*) und Wilhelm Rouillé, der an dem Druke ſeiner Botanik mit Hülfe Joh. Dalechamps arbeitete, auch an der Bibel nach der zu Salamanca gemachten Correktion.

Nach einem monatlichen Aufenthalte wollte der ältere von Thou nach Paris zurükkehren, und begab ſich daher zu Herrn von Foix, um ihm, in ſeines Vaters auch in ſeinem eigenen Namen, zu danken, auch ihn zu bitten, daß er den jüngern Bruder zurüke führen dürfte. Von

Foix

(*) Eigentlich, Tournaiſe.

Foix versicherte ihn: die Gesellschaft des jungen Manns, der so weise wäre, habe ihm vieles Vergnügen gemacht, und nur ungerne trenne er sich zu einer Zeit von ihm, wo der Hof bald nach Paris kommen würde. Weil aber der Krieg entschieden war, und der König sich nach der Provence begeben sollte, so beschlossen die Brüder, nicht länger zu säumen, und dem Willen ihres Vaters genüge zu leisten. Sie trafen ihn mit der Mutter zu Ecly im Ländchen Gastinois (*) an. Er war da mit der Weinlese, während der Parlamentsvakanz, beschäftigt, und nahm seine Söhne mit vieler Liebe auf.

(J. 1575.) Nach seiner Rükkehr aus Italien ergab sich der von Thou vier Jahre bloß dem Lesen, lernte aber dabei nicht so viel, als in dem Umgange mit seinen gelehrten Freunden. Die vornehmsten waren die beiden Brüder Peter und Franz von Pithou, Anton Loysel, Jakob Houllier, ein würdiger Sohn des grossen Houllier, und Claude Du Puy (**). Der leztere, der Parlamentsrath wurde, heirathete Claudia Sanguin, eine nahe Verwandtin des von Thou. Durch diese Blutsverwandschaft wurde das Band der

(*) Oder Fatinois, im Orleanischen.

(**) Unter seinem lat. Namen, Puteanus, noch bekannter.

der Freundschaft, das Wissenschaften und Tugend geknüpft hatten, noch enger angezogen. Vor allen andern aber hatte er den fleißigsten und längsten Umgang mit Nikol. le Fevre, einem Manne, dessen seltene Gelehrsamkeit, Geradheit, Ernst und Sanftheit eben so schätzbar waren, als seine Klugheit und Frömmigkeit. In der Folge werde ich noch mehr davon erzählen.

(J. 1576.) Als im Anfange des folgenden Jahrs der König die Provence und Languedoc beruhigt zu haben glaubte, und nach dem Tode des Kardinals von Lothringen die Versicherung wegen seiner ehelichen Verbindung erhalten hatte, die er schon lange wünschte, so durchreiste er Burgund, und begab sich nach Rheims in Champagne, wo er gesalbt wurde. Den Tag hernach gieng die Vermählung mit Louisen von Lothringen, einer Tochter des Grafen von Vaudemont, vor sich. Der erste Präsident reisete mit seinen zwei Söhnen, Johann und Jakob, dahin, um ihm aufzuwarten.

Am Ende des nämlichen Jahrs entfernten sich der König von Navarra (*) und der Duc d'Alençon vom Hofe, und begaben sich in verschiedene Provinzen. Ihre Abreise stürzte das Königreich in neue Unruhen. Die Königin Mutter wollte

(*) Heinrich der IV.

wollte leztere wieder gewinnen, und eilte, von den Marschällen von Montmorency und Cossé begleitet, die sie deßwegen der Gefangenschaft entledigt hatte, nach Loches (*), um einen Frieden unter den zwei Brüdern zu vermitteln. Der Marschal von Montmorency, ein Mann von grosssem Ansehen, war so edelmüthig, die üble Behandlungen, die er hatte erdulden müssen, zu vergessen, und bewirkte die Aussöhnung mit einer Treue, die wenig Beispiele hat. Kurze Zeit hernach fürchtete man einen neuen Ausbruch der Uneinigkeiten, und schikte den Herrn von Thou mit geheimen Befehlen an den Marschall Montmorenci, er möchte seinen Kredit anwenden, um ihnen zuvorzukommen. Es gelang, und er hemmte sie für einige Zeit. Auf die Aussöhnung folgte ein Edikt, das, so bald der Krieg wieder anfieng, auch widerrufen wurde.

In dem nämlichen Jahre besuchte der von Thou einen Theil der Niederlande, und wenig fehlte, daß er nicht auch nach England übergeschifft wäre. Er hatte nämlich, während der Vakanzen, eine Reise nach Beauvais gemacht, und daselbst seinen nahen Vetter, Christoph von Thou, Oberaufseher über die Gewässer und Waldungen in Frankreich, nebst Johann von Langueil

(*) In Touraine, an der Indre.

Jueil de Maisons, ihrer beiden Vetter, angetroffen. Von Beauvais begaben sich alle drei nach Abbeville, Boulogne und Calais, und wurden von den Gouverneurs wohl aufgenommen. Hierauf giengen sie über die Aa, die Frankreich von den Niederlanden scheidet, kamen nach Gravelines (*), längst der Dünen, ließen Bourbourg zur rechten, und erreichten am nämlichen Tage Dünkirchen, das in den lezten Kriegen abgebrannt, aber sehr gut wieder hergestellt war. Es gehört, so wie Bourbourg und Gravelines, dem Hause Luxemburg, und ist hernach dem Könige von Navarra zugefallen. (?) Hier blieben sie über Nacht, und giengen dann vollends nach Nieuport, einer im Sande des Meers liegenden Stadt, die aber, wie alle niederländischen Städte, wohl gebaut ist.

Schon fiengen in diesem Lande die Unruhen an, die durch den Uebermuth der spanischen Soldaten erwekt wurden, die das Volk nicht mehr dulden, und die Officiere nicht mehr bändigen konnten. Also war alles in Waffen! Eine Schaar von Franzosen, die zu einer so unschiklichen Zeit das Land bereiseten, und die das Gerüchte von dem, was vorfiel, herbeigerufen zu haben schien, kam ihnen verdächtig vor. So bald daher die

Gesell-

(*) Grevelingen.

Gesellschaft nach Aldenburg kam, wurde sie angehalten, und unter einer Begleitung von Flanderern, über die sie sich nicht beklagen konnte, nach Brügges geführt. Der Magistrat der Stadt befragte jeden besonders, und da er fand, daß bloße Neugierde sie zu der Reist bewogen hatte, ließ er ihnen durch Franz Nanci, seinen Commendanten, sagen, sie dürften frei die Stadt sehen, doch würden sie klüger handeln, wenn sie nach Hause zurükekehrten

Nanci war ein höflicher Mann, und fragte den Herrn von Thou, wie die Herrn von Puy und Pithou sich befinden? Dies gab dem von Thou Gelegenheit, sich auf seiner Seite nach Hubert Goltzius zu erkundigen, der zwar in Franken geboren, in Brügges wohnhaft, damals aber abwesend war.

Die Gesellschaft bewunderte die Schönheit der Gebäude der Stadt, die eben so viele Paläste und Schlösser zu seyn schienen, auch die Menge der Kanäle und der, von Steinen aufgeführten, Brüken, die sie durchschnitten. Aber sie war schlecht bevölkert, und zur Ursache davon giebt man den Schimpf an, den Maximilian der erste da leiden mußte, und den er nicht anders strafen konnte, als daß er den Antwerper Kaufleuten grosse Privilegien ertheilte, deren Handel

auf

auf Kosten der Brügger nun blühend wurde (*). Denn die Brabanter entrißen nun den Flandrern jeden Zweig desselben. — Von Brügges begaben sie sich nach Gent, einer durch innerliche Unruhen nur allzubekannten Stadt, die ihren Ruin dadurch bewirkte. Indessen kann man aus dem, was sie noch jezt ist, doch sehen, was sie ehemals war.

Von Gent giengen sie über die Schelde nach Antwerpen, das eine vortheilhafte Lage, sehr schöne Häuser, und, ungeachtet der da angelegten Citadelle, noch viele Reichthümer hat. Friederich Perrenot von Champigni war Commendant. Man führte sie zu ihm, und von Thou, der im Namen aller sprach, entschuldigte sich mit der, allen jungen Leuten so natürlichen, Reisebegierde, daß er jezt reise, da die Umstände der Neugierde nicht vortheilhaft seien. So bald sie nun die Erlaubnis erhalten hatten, die Stadt zu sehen, zerstreueten sie sich, jeder seiner Neigung gemäß.

Von

(*) Die Brügger hatten den demokratischen Uebermuth gehabt, Maximilian I. gefangen zu nehmen, seine Minister umzubringen ꝛc. Es war ihnen, so wie den Gentern, Amsterdamern, Marseillern, Lyonern ꝛc. zu wohl gewesen. Daher Neid gegen den Adel ꝛc.

Von Thou begab sich zu Christoph Plantin, der, ungeachtet der Unglüksfälle der Zeit, doch noch siebzehn Pressen hatte, und über den traurigen Zustand der Niederlande sprach. „Würde — sagte er — der Rath (*) nicht Einhalt thun, so müßte das Land durch die Spanier zu Grunde gerichtet werden."

Nachdem sich die Gesellschaft eine Zeitlang zu Antwerpen aufgehalten, und bedacht hatte, in einer so unruhigen Zeit seie es nicht rathsam, nach Holland zu gehen, das anfangs ihre Absicht gewesen war, so dachten sie auf die Rükreise, und kamen über Mecheln nach Löwen. Sie waren eins, daß Löwen in der Menge weder der Kollegien noch der Akademien Padua weiche, und besuchten das Kloster der Cölestiner, das Wilhelm Croup von Chièvres, der weise Erzieher Karls V. erbauet hatte, daß da für ihn und die Seinigen das Erbbegräbnis seyn sollte.

Brüssel, wohin sie von Löwen reiseten, fanden sie in grosser Gährung. Die Stände hatten den Abend zuvor, wie nach einer Verabredung, diejenigen Glieder des königlichen Staatsraths gefangen nehmen lassen, die man im Verdachte hatte, sie begünstigen die Partei Spaniens. Ihr Anführer war der Graf Wilh. Horn. Unsere Rei-

(*) Der Staatsrath von Brabant.

Reisenden hatten also nur wenige Tage Zeit, den Hof der Statthalter und die Menge der Paläste zu sehen, die sie auf einer Anhöhe erbaut hatten. Aber den Ulrich Vigilius (*) von Zwichen hatte von Thou besucht, und sich mit Mondoucet, Agenten des Königs an dem dortigen Hofe, mit Erlaubnis der Wache, die man ihnen gegeben hatte, unterhalten, hierauf aber eilten sie durch Hall Notre Dame nach Mons im Hennegau. Das Andenken an den Ueberfall dieser Stadt durch Chaumont Guitry war noch ganz frisch. — Da die Unruhen in Valenciennes sie hinderten, in die Stadt zu kommen, so wandten sie sich nach Cambray, das nur sieben Meilen von Peronne ist.

Hier endigte sich die Reise durch die Niederlande. Unsere eigenen Unruhen im Innern des Reichs, eben so gefährlich, als die niederländischen, hatten jezt zugenommen, und man ließ sich ohne Ueberlegung und durch böse Rathschläge hinreissen. Doch wurde der König nach einiger Zeit besser berathen, und gab im folgenden

(*) Mitglied des hohen Raths von Brabant, ein Mann von vielem Einflusse, im J. 1507. in der Nachbarschaft von Leuwarden geboren, und den 8. Mai 1577. gestorben.

Jahre ein neues Edikt, durch das er die Gährung dämpfte.

Während der Hof sich zu Poitiers aufhielt, schikte der König öfters auf der Post und bei der ausserordentlichsten Hize den ältern Herrn von Thou an das Parlament und den ersten Präsidenten, seinen Vater. Der starke Mann, der sich auf seine gute Leibesbeschaffenheit verließ, machte das lezte mal die Reise von Poitiers bis Longjumeau (*) innerhalb vier und zwanzig Stunden. Von dieser Anstrengung konnte er sich nie mehr erholen. Ein verzehrendes Fieber ergriff ihn, das sich immer verstärkte, endlich anhaltend wurde, und ihn hinwegraffte. Im Laufe der Krankheit verlor er mehrere seiner kleinen Kinder. Von einer zahlreichen Familie blieb nur ein einziger Sohn übrig, der noch lebt, und drei Töchtern.

Dieser Verlust und die lange Krankheit eines Bruders, den er von Tag zu Tag abnehmen sahe, und den er doch als die Stüze der Familie betrachtete, rührten den Herrn von Thou gar sehr. Obgleich von Schmerze durchdrungen, verließ er ihn doch eben so wenig, als seine Schwägerin, Renata Baillet, eine sehr tugendhafte Dame, die über den Verlust des Gatten, dem

sie

(*) An den Gränzen von Isle de France.

ſie entgegen ſahe, untröſtlich war. Während der Krankheit, die neunzehen Monate dauerte, wurde Herr von Thou Parlamentsrath, an der Stelle des Herrn Johann de la Garde de Seigne, geiſtlichen Raths. Ungeachtet durch deſſen Tod ein Plaz für ihn eröffnet wurde, hatte doch Herr von Thou Gott herzlich gebeten, dem Staate dieſe obrigkeitliche Perſon wieder zu ſchenken. Er wußte, daß ihm der König, auf Empfehlung ſeines Vaters, dieſe Stelle beſtimmte. Allein die Süßigkeit der Ruhe und der Reiz des Studierens hatten vor dieſem Amte eine ſolche Abneigung in ihm erwekt, daß er ſich nicht entſchlieſſen konnte, ſeine bisherige Lebensart mit einer andern voll Unruhe und ſo ganz anderer Beſchäftigung zu vertauſchen.

So hat er ſein ganzes Leben diejenigen Aemter zu vermeiden geſucht, die ſeinen Verdienſten und ſeiner Geburt gebührten, und, mußte er ſie annehmen, ſo zitterte er, wie von einem gewiſſen Vorgefühle erſchüttert. Immer fürchtete er, ſie möchten ſeine Kräfte überſteigen, und er den Erwartungen des Publikums durch ſeine Fähigkeiten nicht entſprechen. — Allein, hatte er dieſe Betrachtungen nun angeſtellt, ſo vertrauete er ſeine Furcht und Abſichten der göttlichen Vorſehung. Denn er war überzeugt, daß er, wenn

er ihrem Winke folge, die Aemter, die sie ihm bestimme, würdig verwalten werde. Denn von Jugend auf, noch ohne Amt, hat wohl niemand das beste des Staats so geliebt, das Unglüke des Staats so gefühlt, selbst wenn es sich ohne sein Vermuthen ereignete, so daß es zuweilen seine Gesundheit erschütterte, worüber seine Freunde ihm Vorwürfe machten: indessen er seine eigenen Unglüksfälle gelassen und mit einer Standhaftigkeit ertrug, von der man wenige Beispiele findet.

Nach dem Tode des Herrn de la Garde erhielt von Thou seinen Bestallungsbrief. Es war der erste, den der Herr von Chiverni, sein Schwager, figelte, der kurz zuvor die Würde eines Siegelbewahrers erhalten hatte. Um seinem Vater und dem Zureden der Familie gefällig zu seyn, unterwarf er sich der Prüfung, stellte sich aber zitternd dabei ein, indessen viele andere der so furchtbaren Stätte mit stolzer Anmaßung und einer ehernen Stirne sich nähern. Seguier war Präsident bei dieser Handlung, nebst Prevôt de Morsan und Bellievre der kürzlich an Baillets Stelle Präsident geworden war, und seit dem zu den ersten Würden emporstieg. In Gegenwart einer grossen Menge von Räthen wurde von Thou, nach der Gewohnheit, zwei Stunden lang geprüft, unter andern von Du Puy von St. Valerien, Oheim des Du Puy von Vatan, der

her-

hernach eines schmählichen Todes starb. Dieser disputierte mit ihm als ein Mann, der im bürgerlichen und kanonischen Rechte sehr bewandert war, aber mit grosser Hartnäckigkeit. Endlich gab das Parlament sein Gutachten, und Bellievre führte ihn, nach abgelegtem Eide in die erste Appellationskammer. Man bemerkte, daß Bellievre, als er den von Thou führte, wie im prophetischen Geiste sagte: derjenige, der ihm jetzt folge, werde ihm einst in gröſſeren Aemtern vorangehen (*). Von Thous Bescheidenheit und seine Bestimmung zu geistlichen Aemtern ließen ihn auf diese Prophezeiung damals wenig aufmerksam seyn.

Bei seinem Amte betrug er sich so, daß er wenig sprach, auf das, was andere redeten, sehr aufmerksam war, seine Präsidenten ehrte, seine Kollegen achtete, den Alten die Ehre gab, und mit den jungen in Freundschaft und Höflichkeit lebte (**). Angerout, der Aelteste seiner Kammer,

(*) Die Prophezeiung wurde erfüllt, als von Thou dem Bellievre vorangieng, wie jener Präsident à Mortier wurde. Allein bald kam die Reihe an Bellievre, wie er des Kanzlers Chevernys Stelle erhielt.

(**) Man kann viel Genie besitzen, und ein Staatsmann seyn, ohne glänzend und leicht reden zu können. Vielleicht sind gar rednerische Talente schuld, daß

ster, ein Mann, der mit vieler Einsicht und Erfahrung eine Rechtschaffenheit verband, die des alten Zeitalters würdig war, Du Drac, Jourdain, Brulard de Silleri, jezt Kanzler von Frankreich, und Marillac von Ferrieres, waren seine besonderen Freunde.

Zwei Jahre lang stattete er keinen Bericht über Processe ab. Auch in der Folge lehnte ers, so viel möglich, von sich. Da er einer der lezten in der Kammer war, wenn man Stimmen geben sollte, so war er auf alle Meinungen ausserordentlich aufmerksam, und trat derjenigen mit Lobe bei, die er für die beste hielt. Er sezte auch nicht mehreres hinzu, wenn er sie nicht mit neuen Gründen zu bestärken nöthig fand. Wenn er anfieng zu reden, konnte er eine gewisse Schüchternheit nicht besiegen, hernach aber erhub er die Stimme, und fuhr ruhig fort. Diese Schüchternheit und sein schwaches Gedächtnis liessen ihn oft das, was er gedacht hatte, vergessen, und es fiel ihm erst nach dem Ausspruche des Urtheils wieder ein. Diesem üdeln Umstande auszuweichen, fand er als das beste Mittel, seine stärksten Gründe zu Papiere zu bringen,

und

daß man ein Staatsamt nicht erhält. Alles steht hienieden im Gleichgewichte. Was man auf der einen Seite verliert, gewinnt man auf der andern.

und dieſes that er beſonders bei wichtigen Vorfällen. Er thats nicht verdekt, und bekannte es aufrichtig, im Anfange aber machte es ihn verwirrt. Denn ob er ſich gleich an denjenigen, der ſprach, anſchlieſſen wollte, und die vorliegende Frage faſt allezeit in den rechten Geſichtspunkt faßte, ließ ihn doch ſein untreues Gedächtnis immer einen Theil desjenigen vergeſſen, was er ſagen wollte, und er entwikelte ſeine Meinung niemals ganz, wie gewiſſe Dichter durch den Reim oder das Sylbenmaas verhindert werden, ihre Gedanken im ganzen Umfange darzuſtellen. Waren nun gleich ſeine Kollegen überzeugt, daß er die Schwürigkeiten glüklich löſte, ſo war er doch ſelbſt niemalen mit ſich ſelbſt zufrieden, und beklagte ſich gegen ſeine Freunde in der Stille, daß ihm immer einige Gründe entſchlüpften.

Johann Terier, Sohn eines andern Johann Teriers, berühmten Rechtslehrers zu Orleans, war Präſident ſeiner Kammer, ein guter Mann und guter Unterthan, aber von ſo hohem Alter, daß er bald hernach ſtarb.

Philibert von Diou, geiſtlicher Rath, war der zweite von ausgezeichnetem Adel aus der Gegend von Autun entſproſſen, und ein beſonderer Freund des erſten Präſidenten, von unverlezlicher Aufrichtigkeit und Rechtſchaffenheit.

Klau-

Klaudius Faucon, ein Mann von lebhaftem Geiste und voll Entschliessung, erhielt die Stelle von Terrier, und an den Plaz des in seinem Lande verstorbenen Dieu trat Bon-Broc kurz hernach.

Broé war auch geistlicher Rath, und hatte das Interesse der Königin Mutter zu Rom oder Florenz mit grosser Klugheit besorgt. Auf Empfehlung derselben erhielt er die Stelle. Es wird nicht unnöthig seyn, hier noch einiges von ihm beizusetzen.

Er war von Tournon in Vivarais (*), von einer guten Familie, und liebte die schönen Wissenschaften, lernte die Rechte unter Andreas Alciatus, wie er Lehrer desselben in Frankreich (**) war, und lehrte es in der Folge selbst zu Toulouse. Als sein Oheim, Peter von Villars, Parlamentsrath zu Paris, Bischof zu Mirepoix wurde, folgte ihm der Neffe im J. 1561. im Parlamente. Beide schlossen sich an den berühmten Kardinal von Tournon, damals einzigen Beschüzer der Wissenschaften. Mit der Kenntnis des bürgerlichen und kanonischen Rechts verband er einen durchdringenden Verstand und eine lebhafte, aber sanfte und einschmeichelnde Beredsamkeit.

Als

(*) Einem Theil der Provinz Languedoc.

(**) Zu Bourges und Avignon. Doch lehrte er meistens zu Pavia in Italien, wo er im J. 1550. starb. Geboren war er den 8. Mai 1498.

Als Advokat trat er daher mit Ruhme auf, und wenn er, als Präsident einer andern Meinung war, als die übrigen, so widerlegte er die entgegengesezte mit so vieler Feinheit und solchen Wendungen, daß niemand Ursache hatte, über ihn zu zürnen. Verwikelte Materien des kanonischen Rechts entwikelte er mit solcher Anmuth und Deutlichkeit, daß man die Aufmerksamkeit und den Blik der ganzen Versammlung auf ihn gerichtet sahe. Von Thou war einer seiner vorzüglichsten Bewunderer, und pflegte zu sagen: so lange er im Parlamente gewesen seie, habe er niemanden, als ihm, in seinem ganzen Betragen so ähnlich zu werden gewünscht.

Dem Faucon folgte Chambroud, ein Edelmann aus dem Lande Chartrain (*), ein strenger Mann, der in der Gelehrsamkeit seinem Kollegen nahe kam, aber in Sanftheit und Höflichkeit weit zurük stund.

Dieses waren die Mitglieder der Appellationskammer, so lange von Thou in derselben saß!

Grös.

(*) Ein Theil von Orleanois, sonsten das Ländchen von Beauce genannt.

Ende des ersten Buchs.

Grössere Anmerkungen zum ersten Buche.

a) Jak. Cuiaz, zu Toulouse geboren, war der Sohn eines Walkers. Bloß durch sein Genie geleitet, wurde er einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Aber bei ihm zeigte sich die Wahrheit des Sprüchworts: daß kein Prophete in seinem Vaterlande gilt. Seine Mitbürger versagten ihm einen Lehrstul in der Jurisprudenz. Er zieng daher nach Bourges, wo man sein Verdienst besser zu schäzen wußte, und er erhielt bald solchen Ruhm, daß sich alles um ihn her versammelte. Die von Toulouse riefen ihn daher jezt dringend in seine Vaterstadt zurük. Er antwortete auf eine Art, die des Gelehrten würdig war, den man so ungerechter Weise verstossen hatte: Vergebens verlangt ihr denjenigen abwesend, den ihr gegenwärtig verachtetet. — Cuiaz lebte in einem Jahrhunderte, wo der Fanatismus herrschte. Er aber hatte den Muth, sich über die gemeine Meinung zu erheben. Wenn man ihn fragte, was er von den Fortschritten des Calvinismus denke; so gab er zur Antwort: dies betrift kein Edikt des Prätors. Mehr bedurf-

durfte es nicht, um den eifrigen Katholiken seinen Glauben verdächtig zu machen, und man klagte ihn daher an; er begünstige heimlich die Protestanten. Ob er sich nun gleich äusserlich an die Gebräuche der römischen Kirche hielt, zweifelte man doch an seiner Religion, als er die Partei Heinrichs des IV. ergrif.

Da nun die Drohungen der Liguisten ihn schrökten, und er jeden Augenblik gemordet zu werden fürchtete, so verkürzte der Verdruß sein Leben. Seine lezten Verordnungen brachten ihn vollends in den Verdacht der Ketzerei. Denn er verlangte, man solle ihn ohne Ceremonien begraben. Seine Gattin und seinen Schwiegervater ernannte er zu Vollstreckern seines Testaments, und bediente sich bei Erklärung seines Willens folgender Ausdrüke: „Bringt euer Leben in Frieden zu. Lobet und fürchtet Gott ohne Unterlaß! Thut jedermann Gutes ohne Ansehen der Person. Fliehet den Antichrist und seine Diener, die, unter dem Namen der Kirche, schmaussen, plündern, verführen, und die wahre Kirche verfolgen, von der Jesus Christus, unser Heiland und Herr, all in der Eckstein ist. Haltet euch an die heilige Schrift so pünktlich, daß ihr nichts davon, und nichts dazu thut!" — Ein solcher Mann war Jakob Cunäz, dessen Schriften einige unser Dichter,

ter, die nicht im Stande sind, sie zu lesen, noch weniger, sie zu verstehen, lächerlich zu machen suchten. Er hinterließ eine Tochter, die sich durch Ausschweifungen des Vaters unwürdig machte. Um ihrer unordentlichen Lebensart zu steuern suchte der Geschichtschreiber von Thou sie bereits im fünfzehnten Jahre zu verheirathen. Allein es war nicht mehr Zeit. Ihr Herze war schon verdorben.

b) Ludwig Chasteignier, Herr von Abain, von la Rocheposay, von Touffon, Ritter der königlichen Orden, Capitain von fünfzig Gensdarmes ꝛc. war ein Bruder des Rochus von Rocheposay. Zur Belohnung seiner Dienste ernannte ihn Karl der IX. im J. 1573. zu seinem ordentlichen Kammerherrn. La Rocheposay folgte Heinrich dem III. nach Polen, und begleitete ihn auch auf seiner Flucht von da. Unter der Regierung Gregors des XIII. vertraute ihm der König die Gesandtschaft in Rom, die er fünf Jahre mit Würde und Standhaftigkeit führte.

Der Abgeordnete des Stephan Bathori, der nach der Entweichung Heinrichs des III. zum Könige von Polen gewählt wurde, verlangte zu Rom eine feierliche Audienz. La Rocheposay widersetzte sich standhaft derselben, im Namen seines Herrn, von dem er behauptete, er seie der einzige und

rechtmäßige König Polens. Er erklärte: „Wenn Bathori's Abgeordneter ſich vor ihm bei einem öffentlichen Aufzuge oder einer Ceremonie ſehen ließe, werde er ihm den Degen durch den Leib ſtoſſen, ſelbſt in Gegenwart ſeiner Heiligkeit.“ Heinrich der III. aber, der von ſeinem Betragen Nachricht erhielt, ſchärfte ihm ein, ſich mit einer ſimpeln Proteſtation zu begnügen. Dem ungeachtet that es la Rochepoſay nicht anders, als mit allem Troze und ſehr umſtändlich. Denn er ließ ſich bei dieſer Proteſtation von dreihundert Edelleuten begleiten. Im J. 1581. kam er nach Frankreich zurüke, und ſtritt gegen die Ligue. Nach der Thronbeſteigung Heinrichs des IV. nahm er ſeine Partei öffentlich. In dem Augenblike, da er Aufſeher über die Erziehung des Prinzen von Conde werden ſollte, riß ihn der Tod dahin. Wo nur in Frankreich ein Mann von Anſehen war, der bedauerte dieſen Verluſt um ſeiner Tugenden und gelehrten Kenntniſſe willen. Joſeph Scaliger war ſein Lehrer geweſen, und la R. blieb ſein Freund, ſo lange er lebte. Mit einem Worte, man kann von ihm ſagen, daß er einer der ſeltenen Menſchen war, die mit einer erlauchten Geburt die treflichſten Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes vereinigte.

c.) Als der Herzog Coſimus die Laſt der Re-

gie-

gierung seinem Sohne übertrug, fühlte er alsobald ein gewisses Leere, an das er nicht gewohnt war. Sein Hang zur Liebe erweckte in ihm den Entschluß, es durch eine gewisse Verbindung auszufüllen, und Eleonora von Albizzi, eine junge und liebenswürdige Florentinerin, schien dazu gemacht zu seyn, ihm die Langeweile zu vertreiben. Der Großherzog vergaß darüber die Ungleichheit des Alters. Als aber dieses Liebesabentheuer Uneinigkeit in der Familie erregte, opferte Cosmus seine Neigung auf, und vermählte seine Geliebte, von der er einen Sohn hatte, und dachte nicht weiter an sie. Allein das Bedürfniß zu lieben zeigte sich bald wieder, als er Camilla Martelli sahe, und schön fand. Man hoffte, diese Liebesbegebenheit werde sich, besonders nach dem Genusse, wie die erste, endigen. Allein die Sache nahm dadurch, daß der Papst Pius der V. sich darein mischte, eine andere Wendung. Denn da dieser ihm das Gewissen schärfte, so vermählte er sich mit Camilla den 29. März 1570, und erkannte Virginia, die Frucht dieser Liebe, für seine rechtmäßige Tochter. Jetzt zeigte sich von einer andern Seite Verdruß für ihn. Denn der Kaiser, ders nicht vertragen konnte, daß die Tochter eines Edelmanns seiner Schwester gleich seyn sollte, die mit dem Erben von Toscana vermählt war, zürnte darüber,

über, und erklärte seinen Unwillen in starken Ausdrüken. Bei diesem Umstande betrug sich Cosmus mit Würde und Klugheit. Er erklärte sich für die Stüze und den Vertheidiger der Camilla Martelli, aber auch zu gleicher Zeit, daß Sie auf die Ehre einer Fürstin nicht Anspruch machen könne, weil er selbst seiner Großherzoglichen Würde entsagt habe. Camilla war nun der Trost seiner alten Tage, mußte aber dafür, daß Sie dem Oesterreichischen Hause mißfallen hatte, grausam büssen. Nach dem Tode seines Vaters schloß Sie Franz in ein Kloster, von Virginia aber spricht die Geschichte nicht mehr.

d.) Thuanus selbst berichtet im 32sten B. seiner Zeitgesch. folgende Umstände, die sich ohne Zweifel auf die Zeugnisse der Zeitgenossen gründen. Die beiden Söhne des Cosmus, Johann und Garsias, haßten sich, von Kindheit an, tödtlich. Johann war schon im 16. Jahre Kardinal. Einst sönderten sich beide auf der Jagd von ihrem Gefolge, und bei ausgebrochenem Streite fiel Johann. Sobald Cosmus den Vorfall erfuhr, wollte er ihn geheim halten, ließ den Leichnam zu Bette bringen, und gab vor, der Prinz habe die epidemische Krankheit, die damals in Italien grosse Verheerungen machte. Garsias, vom Vater befragt, läugnete die That. Aber, als in sei-

ner

ner Gegenwart das Blut des Ermordeten wieder zu fliessen anfieng, hielt man ihn für überwiesen. Nun bekannte Garsias, doch so: Johann sey der Angreifer gewesen. Darauf faßte Cosmus das Jagdmesser, mit dem der Unglükliche den Bruder gemordet hatte. „Ich bin entschlossen, sprach er, heute ein Ungehener meines Hauses umkommen zu lassen, und durch das Blut eines Unmenschen den Tod eines sanften Sohns zu versöhnen. Ich will lieber, daß mich die Nachwelt für einen barbarischen Vater halte, als für einen ungerechten Fürsten. Du, mein Sohn! der du jezt ein Leben verlierst, dessen du dich unwürdig machtest, tröste dich damit, daß du es einem Vater wieder aufopferst, der dirs gab!" Mit diesen Worten bat Cosmus Gott, er möchte seiner Handlung Beifall geben, und dem Schuldigen verzeihen, und durchbohrte den Garsias. — So erzählt Thuanus, und eine Menge anderer Schriftsteller, die den Großherzog mit dem größten Verbrechen belästen, daß er, um einen Brudermord zu strafen, einen Sohnsmord begieng. — Indessen müssen wir doch auch anführen, daß Riguccio Galluzzi (*) alles aufsucht, den Cosmus zu reinigen, daß er die Umstände für roman-

haft

(*) Florentinische Geschichte, Band 2. Buch 3. Kap. 2. S. 39. folgg.

Haft hält, und daß er als Gegenbeweis die Briefe des Cosmus anführt, die er an seinen Sohn Franz schrieb; der sich im J. 1562. am Span. Hofe zur Zeit aufhielt, als der Mord geschehen seyn soll. Der Florentinische Geschichtschreiber bemerkt noch, daß Cosmus Philipp dem II. dem er sein Herze aufschloß, das Geheimnis dieser blutigen Auftritte gewiß enthüllt hätte, wenn sie wahr wären. Es seie — sezt er hinzu — gar leicht möglich gewesen, daß beide Söhne des Cosmus durch die ansteckende Krankheit hingerafft wurden, da so viele andere Vornehmen daran starben, z. E. der Herzog von Ferrara, der Graf Friederich Borromeo, Neffe Pius des IV. ꝛc. Endlich sezt er noch hinzu: man habe diese grausamen Handlungen in Italien allgemein geglaubt, und dieses Gerüchte seie dadurch wahrscheinlich gemacht worden, daß man des Kardinal Johanns Leichnam sogleich in einen Sarg verschloß, statt ihn, nach der Gewohnheit des Landes, auszusezen.

Ende der gröſſern Anmerk. zum ersten Buche.

Selbſtbiographie
Jakob Auguſts von Thou.
Zweites Buch vom J. 1579–1583.

Innhalt des zweiten Buchs.

Des von Thou Reiſe nach Plombieres in Lothringen. Er macht eine Seitenreiſe ins Elſaß, Straßburg, Baden. Hubert Languet. Eifer eines Wirtemb. Pfarrers gegen die Bartholomäusnacht. Stutgardt. Eßlingen. Ulm. Augsburg. Lindau. Konſtanz. Baſel. Mühlhauſen. Schilderung eines dortigen Jahrmarkts. Rükreiſe nach Paris. Tod des ältern H. von Thou. Reiſe in die Normandie. Caen. Mont. St. Michel. Reiſe in Bretagne. Rennes. Von Th. beſucht einen gefallenen Günſtling. Verfaßt ein lat. Gedichte über die Falknerei. Geht, als Deputierter, nach Bordeaux. Wartet Heinrich dem IV. auf. Macht, daß ein Manuſcript Jul. C. Scaligers zum Druk befördert wird. Sinnt früh auf die Verfaſſung ſeiner Zeitgeſchichte. Lernt Mich. Montagne kennen; auch den Cl. Binetus. Anekdote von Buchanans. Seitenreiſe ins Ländchen Medoc. Ueber die Höhe der Porenden. Andere Nebenreiſe nach Gaſcogne. Rüge eines Fehlers Joſ. Scaligers. Ueberſezung des N. Teſt. ins Biscayſche. Beſondere Moden in Navarra. Ehemalige Straſloſigkeit in Guienne, beſonders des Adels. Freſelthat und

Strafe

Strafe eines gewiſſen Gaillard. Von Thou's Rückreiſe nach Paris durch Languedoc, Provence ꝛc. ꝛc. Mancherlei Urtheile über Salcede, Port-Ste-Marie. Anekdote davon. Leictourre. Anekdote von Kard. Tournoe. Auch du Faur de Pybrac. Carcaſſonne. Narbonne. Beziers. Nachrichten von einem gewiſſen Chartier. Aigues-Mortes. Niſmes. Avignon. Arles. Marſeille. Aix. Orange. Montelimar. Le Puy in Velai. Clermont in Auvergne. Lyon. Tod des erſten Präſidenten von Thou. Nachrichten von der ihm erwieſenen letzten Ehre. Der Kardinal Birague.

Als die Krankheit des ältern Herrn von Thou ſich in die Länge zog, hofte ſeine Gattin immer noch, er werde ſich erhohlen. Nach manchem andern vergeblich angewandten Mittel ſchikten ihn die Aerzte in ein Bad. Sie wählten, als das beſte für ihn, die mineraliſche Quelle von Plombieres in Lothringen, die am Fuſſe der Vogeſiſchen Gebürge entſpringt, und man beſchloß, mit dem Anfange des Frühjahrs dahin abzureiſen. Der jüngere von Thou war, mit Erlaubniß ſeines Vaters, von der Geſellſchaft. Sie reiſeten durch Chalons an der Marne, kamen über Barle-duc, über die Maaß und Moſel, und giengen über Toul nach Nanci. Hier machte von Thou dem Herzoge die Aufwartung, der ihn wohl auf-

nahm, und entschuldigte seinen Bruder, daß ihm die Krankheit nicht die nähmliche Ehre erlaubte.

Von Nanci giengen sie nach St. Nicolas (*), das wegen der Schönheit seiner Gebäude, der starken Wallfahrten, die man dahin thut, und der Märkte, die da gehalten werden, sehr merkwürdig ist — weiter hin, durch Epinal und Remiremont, wo sich Stifte für Frauenzimmer von Stande finden, die zum Gelübte der Keuschheit nicht verbunden sind (**). Endlich gelangten sie nach Plombieres, wo schon viele Leute, mit mancherlei Uebel behaftet, aus den benachbarten Provinzen, aus Deutschland und den Niederlanden sich befanden.

Während sein Bruder badete, nahm von Thou einen Führer mit sich, der sehr gut deutsch redete, gieng über das Vogesische Gebürge, und kam über Bruyere (***) nach Schletstadt, eine ansehnliche Stadt am Flusse gleiches Namens, (†) von da er nach Straßburg geht. Diese leztere Stadt, wegen ihres Alters bekannt, ist nach der fran-

(*) Drei Stunden von Nanci.

(**) d. i. die aus dem Stifte heirathen können.

(***) Soll vermuthlich heissen: par Lièvre, durchs Leberthal.

(†) An Schletst. und zum Theile durch die Stadt fließt die Ill.

französischen Seite mit einem dreifachen Graben umgeben. Eine prächtige Kathedralkirche mit einem Thurme von ausserordentlicher Höhe ist ihre Zierde. Von Thou stieg hinauf, war aber beim Herabsteigen sehr ängstlich. Denn ein heftiger Wind, der sich erhub, und die Oeffnungen, durch die man in einen schröklichen Abgrund blikt, machten ihn zittern.

Zu Straßburg sprach er Johann Lobel, den er zu Paris kennen gelernt hatte, als er da Agent der Reichsstädte war; ein Flanderer, der viele Gelehrsamkeit und eine grosse Kenntniß von Deutschland besaß Von Thou erfuhr von ihm, daß Hubert Languet, ein Franzose von Geburt, der in Diensten des Prinzen von Oranien war, sich in den Bädern von Baden (*) befinde. Lobel gab ihm Empfehlungsbriefe an ihn, damit er ihm bekannt würde, und sich frei mit ihm unterhalten könnte.

Zu Straßburg sprach von Thou auch den Hubertus Giphanius, Lehrer der Rechte im Dienste der Republik. Er war einen ganzen Tag bei ihm, um von ihm Nachricht von den deutschen Gelehrten einzuziehen, sich mit ihm über die schöne Wissenschaften zu unterhalten, und des Vergnügens jener Zeit zu erinnern, da er ihn bei

Pauln

(*) Im Markgräflichen.

Pauln von Foix kennen lernte. Zum Glüke gab Gyphanius an diesem Tage keine Lektion.

In Baden fand er den Languet (*) bey guter Muße, und verließ ihn drei ganzer Tage nicht. Denn er konnte sich nicht entschließen, ihn zu verlassen, als wenn er im Bade saß. Die Freimüthigkeit des Manns, seine Rechtschaffenheit, sein gesundes Urtheil nicht nur in gelehrten, sondern auch in Rüksicht der Staatssachen, die er selbst mit

(*) Hub. L. war zu Vitteaux, einer kleinen Stadt in Augois, im J. 1518. geboren, und wurde Staatsrath des Churfürsten August von Sachsen. Die Schriften Melanchthons, von dem ihm in Italien ein Buch in die Hände fiel, machten ihn zu einem eifrigen Schüler desselben. Er erhielt und verdiente das Zutrauen mehrerer Fürsten in Deutschland, (verlor es aber bei dem Churfürsten, als er sich auf die Seite der sogenannten Kryptokalvinisten neigte) und starb zu Antwerpen (den 30. Sept.) 1581, wo Pr. Wilhelm von Oranien selbst seine Leiche begleitete. Languets Feder hatte ihm mehr, als einmal, gedient. Der Leser wird sein Verdienst zu schätzen wissen, wenn ich ihm sage, daß man ihm unter andern Werken besonders die Vindiciæ contra tyrannos zuschreibt, die unter dem Namen Junii Bruti erschienen. (Andere schreiben es mit vieler Wahrscheinlichkeit auch dem Hottomann zu.) De la Marc hat im J. 1700. eine besondere Lebensbeschreibung von diesem L. herausgegeben.

mit einer Geradheit ſein ganzes Leben behandelt hatte, von der man nicht viele Beyſpiele findet — alles dieſes entzükte den Herrn von Thou. Languet kannte Deutſchlands Intereſſe ſo gut, daß er ſelbſt die Eingebohrenen darinnen belehrte (*), und erzählte dem von Thou viele beſondern Umſtände. Beim Abſchiede verehrte er dieſem einen kleinen Aufſaz, mit eigener Hand geſchrieben, worinnen er ihm den Zuſtand Deutſchlands, die Rechte des Reichstags, die Zahl und Ordnung der Kreiſe beſchrieb. Von Thou hob es ſorgfältig auf, und ließ ſich von ihm angeben, was er weiter für einen Weg nehmen ſollte.

Als beide ſich zu Baden an dem Orte befanden, wo man ſich des Waſſers bedient, zeigte ihm Languet den Salentin Grafen von Iſenburg, der gerade über am Fenſter mit Johanna von Ligne (**), ſeiner Gattin, einer Schweſter der Gra-

(*) Daß ein Franzoſe, obgleich ſonſten ein Mann von Kenntniſſen, die Deutſchen über ihre eigene Verfaſſung belehrt haben ſolle — dieſes Urtheil iſt ziemlich franzöſiſch.

(**) Von einem Grafen von Iſenburg, der, als Churfürſt von Köln, eine Fräulein von Ligne geheirathet, und dieſem ſchönen Frauenzimmer ſein ſchönes Churfürſtenthum aufgeopfert haben ſoll, meldet die Reichsgeſchichte nichts. Den Churfürſt Hermann kann er auch nicht gemeint haben, der ſchon 1552. ſtarb,

Grafen von Aremberg, stund. Von Thou kannte ihn nicht. Languet fragte ihn lächelnd: was er wählte, wenns von ihm abhienge — entweder eine so schöne Frau, oder das Erzbißthum Kölln? Von Thou antwortete: „er verstehe seine Frage nicht.“ Languet erklärte ihm hierauf: „Dieser Salentin habe sich in jenes Frauenzimmer so verliebt, daß er sein Erzbißthum aufgeopfert habe, um sie zu heirathen“ und sezte hinzu: die Fürsten und grosse Herren Deutschlands, welche die protestantische Religion annahmen, befinden sich in grosser Verlegenheit, um ihre Familien zu versorgen, sie seien daher gezwungen, ihre Töchter, deren sie gewöhnlich eine grosse Anzahl haben, zu verheirathen, statt, daß sie sie ehemals, als das Cölibat durch die Protestanten noch nicht abgeschaft war, in die reichen Abteien schikten, in denen sie darauf rechnen konnten, sie einst als Aebtißinnen zu sehen.

Von Baden kam von Thou nach Pforzheim an der Enz (*), in der Markgrafschaft Baden, und

und die Auftritte mit Gerhard ereigneten sich später, als 1579. Vermuthlich also war dieser Graf von Isenburg, wenn die Geschichte wahr ist, nur ein Domherr von Köln.

(*) Thuanus sagt, Forchheim. Dieser, so wie andere

und nahm durch Schwaben den Weg nach Stuttgardt, das nur eine kleine Tagreise von Pforzheim entfernt ist. Unterwegens hatte er ein, zwar sonsten nicht sehr bedeutendes Abenteuer, das man aber doch in dem Leben einer Privatperson erzählen darf (*). Sein Dollmetscher verirrte sich, so wie der schwäbische Edelmann, der sie begleitete, und weder latein, noch italiänisch noch französisch verstund. Der Edelmann glaubte, ohne frische Pferde könnten sie nicht nach Stuttgard kommen, hielt daher in der Mitte eines Dorfs, begab sich zum Pfarrer, und bat ihn, dem Herrn von Thou zu sagen: er möchte absteigen. Dieser hatte keine grosse Lust, sich an einem Orte aufzuhalten, der ihm nicht sehr bequem schien. Indessen mußte er sich bequemen, zu bleiben, und ersuchte den Pfarrer, mit ihnen im Wirthshause zu essen, damit er, der latein konnte, so wohl sein, als auch des Edelmanns und des Wirths Dollmetscher seyn könnte. Die Aufwartung fand er in der That besser, als er es

erwar-

dere folgende Fehler der Rechtschreibung, besonders deutscher Namen, verbessern wir ohne weitere Anzeige.

(*) Th. hielt seine Person für nicht so wichtig, als manche neuere Reisende, die sich selbst zum ersten Inhalt ihrer Reisebeschreibungen machen, wiewohl es ihm sonsten an Eigenliebe nicht fehlt.

erwartet hatte, und auf der ganzen übrigen Reise antraf. Es war der fünf und zwanzigste Mai, oder der St. Urbanstag. Von Thou war verwundert, daß man an dem Tage, der sehr schön war, nicht arbeitete, und fragte den Pfarrer um die Ursache. Dieser aber kam bei allen seinen Reden auf sein Urtheil über den Bartholomäustag zurüke, den er die Mezelei von Paris (*) nannte. Endlich antwortete er doch auf die vorgelegte Frage: „Ob man gleich den alten Aberglauben abgeschaft hat, ist doch beim gemeinen Manne die Gewohnheit geblieben, einige Tage noch andächtig zu feiern, und man hat sie nie verbannen können, so viele Mühe man sich gab (**). Der Urbanstag ist einer derselben.

Diese

(*) Laniena parisiensis.

(**) Der gute alte Pfarrer bemerkte nicht, daß gerade hierinnen der Grund lag, warum der Bauer dem Aberglauben mit dem Urbanstage nicht entsagte. Doch was wundern wir uns über den alten ehrlichen Geistlichen. Haben ja die philosophischen Gesezgeber unserer Tage auch geglaubt, die Abschaffung des Aberglaubens, so gar der ganzen Religion lasse sich, dekretieren und erzwingen — waren also nicht Menschenkenner genug, um zu wissen, daß das Volk das am festesten hält, was man ihm rauben will, sollte es gleich schädlich seyn.

Man

Dieſe rohen Leute, die nichts als ihren Vortheil kennen, haben ſich ſeit langer Zeit in den Kopf geſetzt: ſeie es an einem ſolchen Tage ſchönes Wetter, ſo erhalten ſie eine reiche Weinleſe, worinnen ihre Hauptnahrung beſtehe. So feiere man auch in Frankreich den St. Vincenztag, das der fünfte April iſt."

Von da kam von Thou nach Stuttgard, der Hauptſtadt des Herzogthums Wirtembergs, mit einem ſchönen Schloſſe. Sie liegt in einer angenehmen Gegend, am Ufer des Nekars (*). Er machte dem Herzoge Ludwig die Aufwartung, der ihn einem Concerte beywohnen ließ, das ihm vieles Vergnügen machte.

Nahe dabei iſt Eßlingen, eine Reichsſtadt an dem nämlichen Fluſſe.

Der Nekar hat ſeine Quelle nahe bei der Donau, in dem Gebürge von Arbonne (**), geht durch

Mancher Katholike liebt jezt die Ceremonien, die er ſonſten nicht ſehr achtete, und den Proteſtanten iſt ihr Sonntag werther, ſeit dem die Dekade ihn verdrängen ſollte. — Jezt arbeitet der Würtemberger am St. Urbanstage, vermuthlich, weil man ihn nicht mehr dazu zwingen will — und ſo wird alles nur nach und nach und durch ſanfte Belehrung beſſer.

(*) Der eine halbe Stunde davon vorbei fließt.

(**) Sollte wohl der Berg Abnoba heiſſen.

durch Rotweil und durch (*) Tübingen, nimmt seinen Lauf zwischen Rebhügeln von beiden Seiten, über ein Schwaben (Wirtemberg) in der Mitte, und schlängelt sich bis Heidelberg, unter welcher Stadt er in den Rhein fällt.

Eßlingen ist wegen seiner Gewehrfabriken und des Ueberflusses an Weinen berühmt. Im Spitalkeller daselbst verwahrt man eine grosse Menge derselben in Fässern von ausserordentlicher Grösse (**). Das größte liegt zuerst, und so folgen die anderen in einer langen Reihe, daß das folgende immer etwas kleiner ist. Der Wein hält sich darinnen sehr lang. Aus Numero 40. trank man die Gesundheit des Herrn von Thou in einem Wein, der, wie man ihm sagte, hundert Jahre alt war. Die deutschen Fürsten tranken ihn,

(*) Vorbei.

(**) Dem von Thou giengs hier, wie neueren Reisenden, die aus einem Zufalle schliessen. In Stuttgardt ist unverläßig mehr Wein, als in Eßlingen. Dem ungeachtet erwähnt er nichts davon, weil man ihn zu St. nicht gerade — in einen Spitalkeller führte. Uebrigens gründet sich die Verwunderung des Th. über die grossen Fäßer darauf, daß sie in Frankreich nicht gewöhnlich sind. Bergius in Marseille machte sich das große Verdienst für das südliche Frankreich, daß er gröſſere Fäßer einführte, und dadurch die Weine haltbarer machte.

thä, als Arznei, und ſo wie man etwas heraus läßt, füllt man vom nächſten Faſſe, worinnen aber neueres iſt, wieder auf.

Von Eßlingen kam von Thou nach Göppingen, an der Fils, die auch dem Herzoge von Wirtemberg gehört. Der Herzog Chriſtoph, Vater des regierenden Fürſten, bauete daſelbſt ein Luſtſchloß mit ſehr angenehmen Gärten. Das Mineralwaſſer daſelbſt iſt in gutem Rufe. Da Albrecht von Baiern da war, das Waſſer zu trinken, wartete von Thou ihm auf. Der Fürſt erkundigte ſich nach den Umſtänden in Frankreich. Allein ſeine Krankheit erlaubte dem von Thou nicht, ſich lange mit ihm zu unterhalten. Er war auch kaum in ſein Land zurüke gekehrt, als er ſtarb.

Von Thou wendete ſich alsdann nach der Seite von der Donau, kam nach Ulm, das am Ufer derſelben liegt, und nahm ſeinen Weg durch Burgau. Er hatte ſchon von Languet erfahren, daß von der ganzen Verlaſſenſchaft des Erzherzogs Ferdinand, die ſich von den krainiſchen Alpen bis ans vogeſiſche Gebürge erſtreken, dieſes Burgau das einzige Land war, das die Prinzen, ſeine Neffen, Söhne ſeines Bruders Maximilian, den Kindern hinterließen, die der Erzherzog von

Philip-

Philippinen Walserin hatte, die noch lebte (*) — schönes Beispiel der Achtung, welche die Deutschen für die Reinigkeit der Ehen hegen! Sie geben nicht zu daß die Kinder einer ungleichen, heimlichen, wider der Eltern Willen geschlossenen Heirath für ächte gehalten werden, oder gleiche Erbtheile erhalten.

Von da reiste von Thou nach Augsburg. Ihre Grösse und die ausgezeichneten Reichthümer ihrer Einwohner machen sie zur ansehnlichsten Stadt Deutschlands. Er hielt sich da einige Tage auf, sie zu sehen, und besuchte das Haus der Fugger (**), und erstaunte über die Pracht des

(*) Diese Markgrafschaft Burgau war das einige Erbstück, das der älteste Sohn dieses Erzherzogs, Neffen Karls des V. den er mit Philippine Walserin, von einer Augsburgischen Patricischen Familie entsprossen, gezeugt hatte. Philippinens Schönheit und Tugenden galten nichts gegen die Vorurtheile, die in Deutschland gebieten. Zu Rom war man gegen den zweiten Sohn des Erzherzogs gefälliger. Denn Gregor der XIII. gab ihm einen Kardinalshut.

(**) Die Fugger waren treue Anhänger des Hauses Oesterreich. Einer derselben bewirthete den Kaiser Karln den V. nach seiner Rückkehr von der Unternehmung gegen Tunis aufs prächtigste. Der Saal wurde mit Zimmetholze, das damals sehr theuer war, geheizt, (geräuchert.) Man sagt hinzu, Fug-

ger

des Marx von Fugger, der auf die Gärten, die in der Tiefe der Stadt liegen, ausserordentlich viel verwendet hatte. Er ließ von einem tiefer laufenden Fluſſe das Waſſer durch Pumpen zu Springbrunnen und zur Anfüllung einer Menge von Kanälen hereinführen. Auch hat er eine erſtaunende Menge von Münzen in Gold, Silber und Kupfer geſammelt, die der von Thou genau unterſuchte. Hier lernte er auch den Hieronymus Wolf (*) kennen, der ſo viele griechiſche Autoren überſezte, und zur Erläuterung der byzantiniſchen Geſchichte ſo manchen Beitrag lieferte.

Durch Memmingen kam alsdann von Thou nach Lindau, das die angenehmſte Lage am Koſtanzer See hat, den der Rhein durchſchneidet, wie die Rhone den Genferſee, ohne ſich mit dem Seewaſſer zu vermiſchen: ſo wie auch, nach Homers Erzählung, die Quelle der Arethuſa, gleich dem

der habe es mit dem Schuldſcheine einer groſſen Summe angezündet, die der Kaiſer ihm ſchuldig war. Seine Groſsmuth erwarb ihm Karls Freundſchaft, der ihm das ausſchlieſſende Recht, Gewürze in Deutſchland zu verkaufen, ertheilte. Dadurch wurde er unermeſslich reich.

(*) Er war zu Oetingen geboren, wurde nach mancherlei Schikſalen, Rektor zu Augsburg, und ſtarb den 8. Okt. 1580. S. hiſtor. Handb. 1789. S. 294.

dem Oele, über dem andern Waſſer ſchwimmt. Man kann keine angenehmere Ausſichten haben, als wenn man um den See herum reiſet. Denn man erblickt überall ſanft abhängende Hügel, die ſich bis zum See hinabziehen, mit Reben bepflanzt ſind, und in dem Waſſer aufs lieblichſte darſtellen.

Von Lindau ließ er ſich nach Koſtanz zu Waſſer führen. Dieſe Stadt liegt am andern Ende des See's, am unterſten Theile deſſelben. Aus Neugierde ließ er ſich den Ort zeigen, wo ſich vor zweihundert Jahren das Concilium verſammelt hatte, das damals nicht nur die Einigkeit in der Kirche wieder herſtellte, ſondern auch weislich die Mittel vorherſahe, durch die ſie in Zukunft wieder hergeſtellt werden könnte (*). Er that zu gleicher Zeit Wünſche für die Wiederkehr des Geiſts der Liebe in die Herzen der Chriſten-Kinder! Scheint er heut zu Tage durch den Verfol-

(*) Der Verfaſſer ſcheint hier die Grauſamkeit zu vergeſſen, mit der das Concilium ſich gegen Johann Huß und Hieron. von Prag betrug, die es, gegen den Geleitsbrief des Kaiſers, verbrennen ließ. (Was von Thon hier von Wiederherſtellung der Einigkeit der Kirche ſpricht, iſt bloß auf freiwillige Papſtwahlen einzuſchränken, denn freilich ſonſten wollten die Väter die Wiederkehr der chriſtlichen Liebe nicht ſehr.)

folgungsgeiſt der bürgerlichen Kriege erloſchen; da er doch nur durch den Frieden beſtehen kann.

Von hier folgte von Thou immer dem Ufer des Rheins durch Stein, Schafhauſen, einem der vorzüglichſten Kantone der Schweiz, durch Laufenburg und Rheinfelden, wo der Rhein ſich herabſtürzt, und über Waſſerfälle mit groſſem Geräuſche bis Baſel lauft, wo er anfängt, Schiffe zu tragen, und wohin von Thou ſich begab.

Der Aufenthalt daſelbſt war ihm nicht unnüzlich. Er hatte von Pithou Briefe an Theodor Zwinger und Baſilius Amerbach, einen höflichen und dienſtfertigen Mann, den er wenig verlieſs. Er ſahe bei ihm vorzüglich eine Sammlung von Manuſcripten, von alten Münzen und einigen Meublen, die Eraſmus dem Herrn von Amerbach, ſeinem Vater, durch ein Teſtament vermacht hatte, unter andern einen Globus von Silber, der gut illuminiert, und von einem Züricher Künſtler geſtochen war. Während von Thou ihn mit Aufmerkſamkeit betrachtete, öfnete er ſich in der Mitte, und die beiden Hälften wurden mit Weine gefüllt, man trank, nach der Sitte des Landes, die Geſundheit des von Thou. Von da führte man ihn in die öffentliche Bibliothek, wo man die Manuſcripte mehrerer

griechischen Ausleger des Plato und Aristoteles aufbewahrt.

Er besucht: auch den Felix Plater, Doktor der Arzneikunde, der in einem grossen und angenehmen Hause wohnte, und ihn sehr höflich empfieng. Plater zeigte ihm in seinem Stalle einen wilden Esel (*), von der Grösse eines Toscanischen oder Auvergneschen Maulthiers. Der Körper war kurz, die Beine lang, der Huf gespalten, wie bei den Rehen, aber diker, das Haar borstig und von einer gelbbraunen Farbe Auch ein Murmelthier zeigte er ihm in der Grösse einer Kaze. Das kleine Thier war in ein Kästchen eingeschlossen, und da es den Winter ohne Nahrung zugebracht hatte, so war es ganz starr. Plater besaß auch den Fossilienschrank Konrad Geßners (**), wie er in einem seiner Bücher beschrieben und abgezeichnet ist. Er enthielt viele Seltenheiten, unter andern manche Insekten (***), die ein Spiel der Natur zu sein schienen. Von Thou betrachtete alles mit Muße und mit grosser

(*) So übersezt Blancourt des Cäsars Alce.

(**) Der erste Naturforscher der neueren Zeiten nach Wiederherstellung der Wissenschaften. Er starb zu Zürich den 15. Dec. 1565. Plater (Platter) starb den 26. Jänner 1582.

(***) Vermuthlich versteinerte.

ſer Aufmerkſamkeit, der Amerbach, ein Kenner, zu Hülfe kam. — Hierauf beſuchte er den Theodor Zwinger, in einem Hauſe, das dieſem Gelehrten zugehörte, und das er mit Innſchriften, worinnen er ſtark war, überall ausgeziert hatte. Auch beſahe er das Magazin Peter Permäs von Lucca. Der Alte war noch ſo munter, daß er ſelbſt in ſeiner Druckerey arbeitete. Endlich dankte er Amerbachen für ſeine gute Geſellſchaft und die erwieſene Höflichkeit, und reiſete von Baſel ab, um zu Mühlhauſen (*) zu übernachten, wo gerade ein Jahrmarkt gehalten wurde, dergleichen mehrere gewöhnlich ſind.

Vor dem Orte iſt ein groſſer Plaz, wo ſich während des Markts eine auſſerordentliche Menge Menſchen verſammelt, und zwar von jedem Alter und Geſchlechte. Da ſieht man, wie die Frauen ihre Männer, die Töchter ihre Väter unterſtüzen, die auf ihren Pferden oder Eſeln wanken. Es iſt das wahre Bild eines Bacchanals. Die Wirthshäuſer ſind voll von Trinkern. Junge Mädchen bedienen ſie, und ſchenken ihnen aus groſſen Bouteillen mit langen Hälſen den Wein in Gläſer ein, ohne einen Tropfen zu verſchütten, nöthigen ſie durch angenehmen Scherz, zu trinken, trinken ſelbſt, und wiederhohlen

(*) Im Sundgau.

Dieſes jeden Augenblik, wenn ſie ſich des Weins, den ſie trinken mußten, entledigt haben. Dieſes, für den von Thou neue und angenehme Schauſpiel dauerte bis weit in die Nacht hinein. Was das ſonderbarſte iſt: bei ſo groſſem Zuſammenlaufe und bei einer ſolchen Menge von Betrunkenen geht doch alles ohne Streit und Zank ab. Vergebens rief der von Thou den Wirth, der zu vieles zu thun hatte, ſo viele Leute zu bedienen. Endlich aber erhielt er, nachdem er lange gewartet hatte, ein Bette in einer Stube.

Von Thou reiſete frühe wieder ab, ließ Colmar rechts, und ſpeißte in einem Dorfe bei der Quelle der Moſel zu Mittage. Man findet da groſſe und herrliche Forellen, die man, weil das Waſſer ſehr niedrig iſt, mit den Händen fangen kann.

Von da kam er nach Plombieres zurüke, und fand ſeinen Bruder durch die Brunnenkur wenig erleichtert. Daher er mit ſeiner Schwägerin beſchloß, mit ihm wieder heim zu reiſen. Sie giengen durch Bourbonne (*), um nach der Vorſchrift der Aerzte auch dieſe Waſſer zu nüzen, und hielten ſich einige Tage da auf, aber mit eben ſo wenigem Erfolge, als zu Plombieres. Endlich führten ſie ihren Patienten über Langres

und

(*) In Champagne, bei Langres.

und Troyes nach Paris zurüke. Einige Monate hernach ſtarb der Bruder, troz der unermüdlichen Sorgfalt ſeiner Gattin, die Muth über ihr Geſchlechte zeigte, und troz ſo mancher gebrauchten Arzneimittel. Wenige Augenblike vor ſeinem Tode erhielt er den Gebrauch der Sprache wieder, den er in dem Laufe ſeiner langen Krankheit verloren hatte, und ſtimmte ganz deutlich den Vers des 50ſten Pſalmen an: „Herr! verwirf mich nicht vor deinem Angeſichte, und nimm deinen heiligen Geiſt nicht von mir!" Unter dieſen Worten ſtarb er!

(J. 1579) Ungeachtet ſeines Schmerzens ſegnete ihn ſein Vater ſelbſt ein, beſuchte das Palais einige Tage nicht, und begab ſich, um die Beſuche zu vermeiden, in das Haus des Biſchofs von Chartres, ſeines Bruders, wo ſein anderer Sohn wohnte.

Hier baten ihn dieſer Prälat und der Generaladvokat, ſein anderer Bruder, dringend, die Abnahme der Familie zu bedenken, und die Frage zu überlegen, ob es nicht beſſer wäre, wenn ſein jüngſter Sohn ſeinen Stand änderte, als daß er bei demjenigen bliebe, den er erwählt hatte? Der Vater war nicht abgeneigt. Da er aber mehr an die öffentliche Geſchäfte, als an die

Fami-

Familienangelegenheiten dachte, so verfloß einige Zeit, ehe er sich erklärte.

Von Thou, den diese Untersuchung betraf, war an das eheleſe Leben bereits gewöhnt, und seine Ehrliebe wünschte sich nichts, als eine Gesandtschaft, um seine Reisen fortsezen zu können. Daher entschuldigte er sich bei seinen Oheimen, und überließ die Entscheidung seinem Vater So verfloß der Rest des Jahrs, den er hauptsächlich bei seiner Schwägerin zubrachte, um sich wegen ihres gemeinschaftlichen Verlusts zu trösten.

(J. 1580) Das folgende Jahr rafte die Pest viele Leute dahin, und dieser Umstand nöthigte den von Thou, mit Jakob Dennet, Parlamentsadvokaten, einem Manne von Geiſte, und Freunde der Familie, nach Touraine zu reisen Der Duc von Anjou war damals zu Pleſſis-lès-Tours (*), und dachte ernstlich an den niederländischen Krieg.

Von Thou brachte Empfehlungsbriefe von seinem Vater, der Kanzler des Prinzen war, an diesen mit, und ließ sich ihm durch Johann von Simiers, damals Günstling des Duc, der er aber nicht lange blieb, vorstellen. Der Prinz nahm ihn verbindlich auf, und entließ ihn, nachdem er ihn nach den Neuigkeiten des Hofs gefragt

(*) Ein Schloß zu Tours, an der Loire.

fragt hatte. Von da begab sich von Thou nach Maillé-Laval (*), einem befestigten Orte nahe bei Tours, beschäftigte sich da, während die gefährliche Krankheit wüthete, bald mit dem Studieren, bald mit der Jagd, und besang Maillé in jambischen Versen. Das Gedicht wurde in der Folge gedrukt, theils dem Herrn Nikolaus Perrot, Parlamentsrathe, einem Manne von altem Ernste, der aber höflich und im Gefolge des prinzlichen Hofs war, zu Ehren, theils zur Erkenntlichkeit gegen Maillé, als welcher Ort ihm zu einer Freistätte gedient hatte.

Da er endlich glaubte, sich lange genug an einem Orte verweilt zu haben, reisete er mit Dennet und la Normanderie, Denets Bruder, der ihnen als Führer diente, von da ab, und gieng durch Alençon, Sézy und Falaise, nach Caen (**), wo er sich bei Johann von Bovince von Aubigni aufhielt, der ihn herrlich bewirthete.

Zu Caen besuchte er die Abtei St Stephan, die das Schloß zu beherrschen scheint. Im Anfange der bürgerlichen Kriege war sie, wie das Grabmal Wilhelms, des Eroberers, Herzogs der Normandie und Königs von England, verheert, seit dem aber, so gut man konnte wieder

(*) Erhielt in der Folge den Namen Lupnes.
(**) In der Normandie.

der hergestellt worden. Der nämliche Fürst hat sie ehemals mit grossen Einkünften gestiftet. Noch sieht man im Hofe die Waapen der Edelleute, die mit ihm zur Eroberung Englands abschifften. Darauf zeigte man ihm das Schloß und den Ort, wo der Admiral von Coligni es während der Krankheit des Ducs d'Elbeuf, angegriffen hatte. Von seinen Begleitern vernahm er; die Königin-Mutter seie einige Zeit hernach dahin gekommen, und habe gesagt: „sie begreife nicht, wie man einen so festen Plaz, den Weiber mit den Spinnroken vertheidigen konnten, so geschwinde übergeben habe." — Und dies sagte sie freilich, die Feigheit des Kommendanten zu tadeln.

Er hatte zwar Lust, bis Coutances zu reisen. Doch wandte er sich seitwärts, um die Abbtei Aunay in dem Sprengel von Avranches zu besuchen, von der Johann Prevost, der ihn begleitete, Bruder Augustins Prevosts, Parlamentsschreibers und Verfassers einiger schönen lateinischen Poesien Abbt war. Dieser Abbt war kein Ignorant, aber ein grosser Plauderer, verleumderisch, und ein so unglüklicher Spaßvogel, daß er dadurch beschwerlich fiel. Er sprach und that manches zur Schande seiner Ordensgeistlichen, die ohne Regel lebten, zeigte ihnen einst die Mauern der Abbtei, die ziemlich zerfallen waren,

und sagte ihnen in kaltem Scherze, um ihnen ihre Unwissenheit vorzurüken: „daß die Maurer so einfallen, komme nur daher, weil kein einziger von ihnen sie mit einem Worte Latein unterstüzen könnte.“

Die Herren von Sey, Edelleute der Provinz, wohnten nahe bei Coutances, und waren Verwandte derer von Thou. Dann Johann von Marle, Bischof von Coutances, Bruder des Kanzlers (*), der mit ihm von den Parisern ermordet wurde, und dessen Waapen noch am Schlußsteine des Gewölbes der Kirche zu sehen sind, hatte seine Schwester Hilaria an einen Herrn von Sey, Edelmann der Nachbarschaft, verheirathet, von dem diese Herren abstammen. Er hielt sich in dieser Stadt, die nicht einmal mit Mauern verschlossen ist, nur drei Tage auf, und kam alsdann durch Granville nach Avranches. Den Tag hierauf besahe er die berühmte Abbtei, Mont-St.-Michel in periculo maris.

Dieses ist ein von allen Seiten abgerissener Felsen, von dem man glaubt, er habe ehemals mit

(*) Pater Anselme behauptet: daß Johann le Corgne, von Marle genannt, Bischof von Coutances, kein Bruder, sondern der älteste Sohn Heinrichs, Kanzlers von Frankreich, war, und im J. 1418. durch die Burgundische Partei ermordet wurde.

mit dem Lande zusammengehangen. Gegenwärtig ist er zwei franz. Meilen (*) davon entfernt, und man reitet über die Sandbänke dahin, wenn das Meer niedrig ist. Seine kegelförmige Gestalt ist rings umher mit einer hohen Mauer eingeschlossen, und man steigt auf Stufen hinan, die in den Felsen eingehauen sind, und kein Geländer haben. In der einzigen Strasse sind zwei Reihen von Kaufmannsläden, wo man den Pilgrimmen Rosenkränze, bleierne Bildchen und andere Sachen, die zur Andacht dienen, verkauft. Auch sind einige Wirthshäuser zum Logieren da. Wo der Felsen in den Kegel sich spitzt, ist eine Citadelle, und in derselben die Abbtei, so groß und weitläuftig, als der Felsen im Umfange. Das Gebäude wird durch Strebepfeiler von dem nämlichen Steine, als der Felsen ist, getragen, und diese dienen auch, die Bedürfnisse des Klosters mit Rollen hinauf zu winden.

Ausser der prächtig erbauten Kirche mit einem hohen Thurme, auf dem ein vergoldetes, bei Sonnenscheine stark glänzendes Bild des heil. Michaels sieht, sind da zwey Klöster, eines über dem andern auf Gewölben ruhend, mit Refektorien, Vorrathskammern, Cisternen, und einer

Bib-

(*) Büsching giebt nur ein Achtel einer französischen Meile an.

Bibliothek, die sonsten gute Manuscripte enthielt. In der Wohnung des Abbts sieht man eine gut durchgebrochene Gallerie. Mit einem Worte: alles ist auf dem Felsen so groß und weitläuftig, daß man auf festem Lande zu seyn glaubt. Selbst auf der Seite von der Wohnung des Abbts findet man gegen Südwest einen Garten von Erde, die man hinaufgetragen hat, und wo, trotz des kalten Klima's, gute Melonen wachsen. Man kann denken, daß ein solcher Ort, der die Bewunderung nicht nur von Frankreich, sondern von ganz Europa verdient, mit grossen Kosten erbaut wurde. Man erstaunt, wie die Andacht unserer Voreltern aus einem so öden Platze, der von aller menschlichen Gesellschaft so abgeschnitten ist, und so einen gefährlichen Zugang hat, äusser wenn man zur Zeit der Fluth mit Nachen dahin fahren kann, einen so bewundernswürdigen Ort schuf, und so viele Hindernisse und Schwierigkeiten überwand. Diese Bemerkungen wird, hoffe ich, der Leser nicht unnütze finden.

Von Mont-Saint-Michel begab sich von Thou durch Saint-Jammes und Fougeres-Villettes in Niederbretagne nach Saint-Aubin du Cormier, einen durch jenes Treffen berühmten Ort, wo vor ein und neunzig Jahren (*) die bekannte

(*) Im J. 1488. unter der Regierung Karls des VIII. Mit-

kannte Schlacht zwiſchen dem von Duc de Trimouille angeführten, königlichen Heere von der einen, und dem Herzog Ludwig von Orleans und Prinzen von Oranien auf der andern Seite geliefert wurde, in welcher beide leztern gefangen wurden (*).

Endlich gelangte er nach Rennes, der Hauptſtadt der Provinz. Die Herzoge von Bretagne erbauten daſelbſt eine Citadelle, in der ſie einſt reſidierten. Das Parlament, das ſonſten zu Nan-

Mithin iſt dieſe Denkſchrift im J. 1579. verfaßt. (Allein 1) beſuchte von Thou St. - Aubin erſt im J. 1580, und 2) iſt in der Einleitung vom franz. Herausgeber gemeldet worden: die im J. 1614. erſchienene Tadelſchrift Machants habe den Verf. erſt bewogen, dieſe Memoires von ſich aufzuſezen. Man muß alſo annehmen, von Thou habe im J. 1614. die Stelle kopiert, wie er ſie im J. 1580. in ſeinem Tagebuche aufgezeichnet hatte, und ſich alſo in die Zeit zurüke verſezt, wo er an Ort und Stelle war.)

(*) Der Adel, an ſeiner Spize Ludwig von Orleans, nachher K. Ludwig der XII. — bekriegte Karln VIII. unter dem Vorwande des gemeinen Beſtens. Denn dieß iſt der Schild, den das Privatintereſſe gewöhnlich aushängt, und beſonders that dieſes ſeit alten Zeiten das Haus Orleans in Frankreich, am auffallendſten in unſern Tagen der phyſiſch und moraliſch elende Citoyen Philippe Egalité.

Nantes iſt, hielt gerade daſelbſt ſeine halbjährigen Sizungen. — Von Rennes kam er dann über Vitrè, Laval, Chateaugontiers, Angers, Saumur und Tours, nach Maillè zurüke.

Hier erhielt er Briefe von ſeinem Vater, der ihm auftrug, er ſolle ſich zum Marſchall von Coſſè wegen wichtigen Angelegenheiten begeben. Dieſer Herr war nach Poitiers verreiſet, um dem Herzoge von Aniou zu folgen, der den Könige von Navarra in Perigord ſprechen, und ihn zum Frieden geneigt machen wollte. Von Thou mußte daher mit ſeinem treuen Dennet die Poſt nehmen, und zwar nicht ganz ohne Gefahr. Denn die Parteien fiengen ſchon an, ins Feld zu rüken, wie wenn der Krieg erklärt wäre, hielten ihn auch wirklich an, doch entlieſſen ſie ihn wieder, ſo bald ſie erfuhren, wer er war.

Er traf den Duc von Coſſè noch zu Poitiers, und entledigte ſich des Auftrags von ſeinem Vater. Ueber den nämlichen Gegenſtand ſprach er auch den Herrn von Bellievre (*), Abgeordneter des Königs, und kehrte dann nach Maillè zurük. Perrot, der ſeit der Abreiſe des Herzogs von Aniou zu Tours geblieben war, beſuchte ihn jezt, und ſie beſchloſſen beide, wider die Gewohnheit der Höflinge, in der Abtei Bourgueil, einem

der

(*) † 9. Sept. 1607.

der schönsten Orte des Königreichs, den Simiers zu besuchen, der eben erst in Anious Ungnade gefallen war, und ihn zu versichern: „wie sie zur Zeit seiner Gunst ihn geehrt haben, fühlten sie noch das nämliche jezt bey seiner Ungnade für ihn.“ Simiers empfieng sie mit starken Zeichen der Freundschaft. Die Unterhaltung betraf nur sein Unglüke. (J. 1581.) Als sie schieden, bot ihm von Thou die guten Dienste seines Vaters, und den etwanigen Kredit beim Herzog von Aniou an. Indessen hatte der sehr kalte Winter die Krankheit, die so viele Menschen dahingerissen hatte, ziemlich gehemmt. Dieser Umstand führte den von Thou nach Paris zurüke, wohin ohnehin sein Vater ihn rief, der die Stadt nicht verlassen hatte.

Man war eben daselbst mit Vollstrekung der Artikel der Konferenz von Flex beschäftigt, deren einer war: es sollen Räthe des Pariser-Parlaments abgeschikt werden, um in Guienne anstatt der getheilten Kammer das Recht zu sprechen. Denn die Verschiedenheit der Religion hatte die Gemüther so sehr erbittert, daß man die Wirkung davon in ihren Aussprüchen fand: und dieses schadete den Einwohnern der Provinz gar sehr, die stark darunter litten. — Die weitern nachtheiligen Folgen zu hemmen, wählte man zwölf

welt-

weltliche und zwei geiſtliche Parlamentsräthe, und der König gab ihnen Anton Seguier zum Präſidenten — einen Mann von vieler Geſchiklichkeit und reich an Auskünften, darum aber nicht minder billig.

Seguier, ein beſonderer Freund des jungen von Thou, machte, daß dieſer nebſt Coqueley d'Autun, einem einſichtsvollen und gelehrten Manne, als die zwei geiſtlichen Räthe, gewählt wurden. Von den Weltlichen ernannte man unter andern Johann von Thumery, Claudius du Puy und Michael Huraut von l'Hopital, Enkel des groſſen Kanzlers. Lezterer war erſt ſeit kurzer Zeit Parlamentsrath, und hatte die Olympia geheirathet, die Tochter des Präſidenten von Pibrac, der ihr den Namen zum Andenken an den freundſchaftlichen Umgang gegeben hatte, den der Vater einſt mit der gelehrten Olympia Fulvia Morata (*) zu Ferrara in jener Zeit pflog, da ſie ſich bei der Herzogin Renata aufhielt.

Die,

(*) Olympia Fulvia Morata iſt im J. 1526. zu Ferrara geboren, und war die Tochter eines Lehrers des jungen Herzogs. Durch eine nicht gemeine Gelehrſamkeit und reine Sitten zeichnete ſie ſich ſehr aus. Sie lebte bei der Herzogin Renata, theilte mit ihr die Liebe zu den neuen (proteſtantiſchen) Meinungen, und heirathete in der Folge einen deutſchen Arzt, Grundler, den ſie nach Deutſchland begleis

Dieſer Mich. Huraut war ein junger Mann von erhabenem Geiſte, ſchrieb Latein ſo gut, wie franzöſiſch, und gab davon ruhmvolle Beweiſe in den Schriften, die er über die Unruhen in Frankreich herausgab. Da er den Namen ſeines Großvaters führte, und in der nämlichen Kammer war, worinnen der Kanzler geſeſſen hatte, ſo errichtete von Thou, der ſich ebenfalls darinnen befand, eine genaue Freundſchaft mit ihm. Da dieſer die Vorliebe Hopitals (*) für die neue Falknerei kannte, und Talent für die lateiniſche Poeſie bei ſich fühlte, ſo verfaßte er ſeinem Freunde zu gefallen, und als ein Probeſtük, das Gedichte über dieſe neue Art von Jagd, und ließ in der Folge die zwei erſten Geſänge druken (**).

Da die Reiſe der Deputierten in die Provinz Guienne beſchloſſen war, ſo ergriffen von Thou's Oheime

begleitete. Nach einigen gefährlichen Ebenheuern ſtarb ſie, (zu Heidelberg, wo ihr Grabmal noch zu ſehen iſt) und zwar noch jung, den 26. Okt. 1555.

(*) Michael Huraut, Herr von Jay, Enkel des Kanzlers von Hopital iſt Verfaſſer verſchiedener Denkſchriften, die zur Geſchichte der Ligue dienen. Unter andern iſt beſonders zu bemerken: Freimüthige Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtands Frankreichs.

(**) Der Titel heißt: Hieracoſophion vel de re accipitraria.

Oheime dieſe Gelegenheit, dem Vater noch einmal vorzuſtellen: er möchte bedenken, daß in ſeiner ganzen Familie nur dieſer einzige Sohn noch übrig ſeie, von dem man die Fortpflanzung der Familie hoffen könne. Er entſchuldigte ſich, wie gewöhnlich, mit der Nothwendigkeit der Reiſe nach Guienne, daß er ſich noch nicht entſchlieſſen könne. Der Sohn war bisher mit ſeinen Studien zu ſehr beſchäftigt geweſen, als daß er darauf Bedacht genommen hätte. Endlich aber fieng er doch ernſtlich an, über ſeinen Beruf zu denken. Beſonders fiel ihm ein, was Ferrier geſagt hatte. Die Bürde des Stands, zu dem man ihn beſtimmte, kam ihm nun drükend vor, abſchreckend das Gewirre der Geſchäfte, deſto ſüſſer das ſtille Leben, zu dem ſeine Neigung ihn hinzog. So mancherlei Gründe beſtimmten ihn, zu urtheilen, es ſeie für ihn beſſer, dem Scheine von Hoheit zu entſagen, die viele Beſchwerlichkeiten mit ſich führte, eine ruhigere Lebensart zu wählen, ſich, wenns Gelegenheit gebe, zu verheirathen, und einſtweilen gegen ſeine Oheime die nämlichen Entſchuldigungen vorzubringen, deren ſich ſein Vater bediente.

Auf ſeiner Reiſe nach Guienne kam er durch Angoulesme, weil er von den andern Deputierten gewählt war, in ihrem Namen dem Prinzen

Heinrich von Conde, der zu Saint-Jean d'Angeli (*) residierte, das Kompliment zu machen. Der Prinz empfing ihn mit der Auszeichnung, die der Gesellschaft, welche er vorstellte, gebührte, besonders aber auch in Rücksicht auf seine eigene Person, mit vielem Wohlwollen, das sich auf die Achtung gründete, welche der Prinz für den ersten Präsidenten, seinen Vatter, hatte. Denn weder er noch die andern Protestanten hatten die Beweise von Billigkeit vergessen, die der Präsident ihnen zu geben pflegte. Conde besprach sich mit ihm über das, was die Glükseligkeit des Staats schaffen könnte, und über die Bewegungsgründe, durch welche die Deputierten bewogen werden mußten, die Ruhe von Guienne durch Ausübung der Gerechtigkeit wieder herzustellen.

Von Thou legte der Gesellschaft Rechenschaft von seiner Verrichtung bei dieser Gesandtschaft ab, und sie begaben sich alsdann nach Libourne, einer bequem gelegenen Stadt, wo die Isle in die Dordogne fließt. Wenn das Meer, durch den Wind getrieben, in dem Ufer heraufsteigt, so schwellts und drehts das Wasser der Isle mit solcher Schnelligkeit und Gewalt, daß ohne die Erfahrung und Geschiklichkeit der Schiffer die Fahr-

(*) In Saintonge.

Fahrzeuge in Gefahr unterzugehen gerathen. Die Einwohner, die mit Verwunderung die Wirkung eines, dieſem Fluſſe in dieſer Gegend eigenen, Wirbels betrachten, nennen ihn in ihrer Sprache Maſcarat.

Die Geſellſchaft überlegte, ob ſie den Siz ihrer Gerichtsbarkeit nicht nach Libourne verlegen ſollte? Allein die Armuth der Procuratoren und Advokaten, die ſich von Bordeaux und andern benachbarten Orten dahin begeben mußten, nebſt andern Schwierigkeiten, die ſie vorausſahen, beſtimmten ſie, ſich nach der Hauptſtadt, als an einen für jedermann bequemeren Ort, zu begeben.

(J. 1581.) Noch einmal übertrug man dem von Thou eine Konferenz mit dem Marſchal von Matignon (*), der, als Kommendant in der Provinz unter dem Könige von Navarra, ein groſſes Anſehen hatte. Er erhielt auch den Auftrag, von da, ohne ſich aufzuhalten, dieſem Prinzen aufzuwarten, den er zu Caſtelialour (**) antraf, wo er ſich mit der Jagd beluſtigte.

Heinrich empfieng ihn eben ſo gütig und achtungsvoll, als der Prinz von Conde, und befahl ihm, ihm nach Nerac (**) zu folgen.

(*) Jakob Gayon von Matignon war erſt kürzlich als Kommendant von Guienne, an die Stelle des Marſchals von Biron, gekommen.

(**) Beide in Gaſcogne.

Von welcher Seite man nach dieſer Stadt kömmt, die in einer fetten Gegend liegt, findet man nur Sand. Da es die ganze Nacht nach der Ankunft ſchneite, ſo ſuchte der König den andern Tag, nach der Sitte des Landes, die Spuren der wilden Thiere auf, bis zur Stunde der Mittagstafel. Als von Thou ſeinen Auftrag bei ihm ausgerichtet hatte, blieb er noch zwei Tage zu Nerac, um der Königin Margaretha und der Prinzeßin Katharina, einzigen Schweſter des Königs, aufzuwarten. Auch machte es ihm viele Freude, den Herrn Du Faur von Grateies, Kanzler von Navarra, kennen zu lernen, der ſich ſehr vertraulich mit ihm unterhielt.

Grateies hatte ſich beim Parlamente zu Paris gebildet, und dem erſten Präſidenten, der ihn in einer verdrüßlichen Sache ſchüzte, viele Verbindlichkeit. Daher bezeugte er dem Sohne eine aufrichtige Erkenntlichkeit, umarmte ihn mit Zärtlichkeit, und ſagte: der erſte Präſident ſeie es, der ihm den Rath gegeben habe, daß er Kommiſſarien vom Pariſer Parlamente verlangte, deſſen Geradheit und Billigkeit bekannt ſeie, und von dem man wiſſe, daß es uneigennüzig, ohne Anſehen der Perſon Recht ſpreche, indeſſen im Gegentheile in Guienne, ſeitdem die Religion die Gemüther getrennt habe, nur Haß oder Gunſt

das

das Urtheil fälle. — Hierauf nahm von Thou Abſchied vom Könige von Navarra, der ihm ſeine Gärten zeigte, und ihn in den ſchönen, mit Lorbeerbäumen eingefaßten Alleen ſpazieren führte.

Als er über die Garonne gekommen war, nahm er ſeinen Weg durch Agen, wo Roques Secondat ihn glänzend empfing. Dieſer Edelmann hatte die Tante Joſeph Scaligers von mütterlicher Seite geheirathet, und mehrere Kinder mit ihr gezeugt, deren die meiſten ſich in Kriegsdienſte begaben, unter andern Paul von Secondat, der in der Belagerung von Oſtende umkam. Er hatte den älteren Bruder Joſephs, Namens Sylvius Scaliger, bei ſich, für den der Vater, Julius Cäſar, ſeine Poetik geſchrieben hat. Dieſer Sylvius war ein ſanfter und gelehrter Menſch. Als von den Kommentarien des Vaters über die Bücher des Ariſtoteles von der Naturgeſchichte der Thiere die Rede war, bat ihn von Thou, er möchte ſie durchſehen, und die Welt nicht länger derſelben berauben. Sylvius erfüllte die Bitte wenigſtens zum Theile, und gab das zehnte Buch heraus, das er dem Herrn Duranti (*), erſten Präſidenten von Toulouſe,

(*) Dieſer D. der ſich um Toulouſe auſſerordentlich verdient gemacht hatte — denn er rettete die Stadt

Louise, zueignete. Nach seinem Tode kam das Manuscript in die Hände seines Bruders, der es

Stadt von der Pest, erleichterte das Elend der Gefangenen, sorgte für die Verheirathung armer Mädchen ꝛc — wurde wenige Jahre hernach, den 1. Mai 1589. von dem gewöhnlich dankbaren Volke ermordet, und ein Opfer der Treue gegen seinen rechtmäßigen König. Denn als Paris den König Heinrich den III. durch die Sorbonne absetzen ließ, (den 7. Jänner.) so wähnten die Toulouser, es sey ihre Ehre, mit den Parisern an Wuth zu wetteifern, und schikten ihren Kapitoul nach der Hauptstadt, um die Union mit derselben zu beschwören, auch heute in die Provinz, sie zur Rebellion aufzumiegeln. Nur Duranti setzte sich, als ein Fels, dem Sturme entgegen. Man führt ihn gefangen ins Kloster der Jakobiner. Aber damit begnügt sich der Pöbel nicht. Er will sein Blut, und dringt mit Gewalt ins Gefängniß. Hier tritt der Greis mit der Unerschrokenheit eines Unschuldigen und mit der Heiterkeit eines Engels vor das versammelte Volk. „Was habe ich gethan, diesen unversöhnlichen Haß zu verdienen?“ spricht er, und sogleich sinken die schon zum Morde erhobenen Hände, niedergedrükt durch die Stimme der Wahrheit. Aber aus der Ferne trift ihn ein Schuß. D. fällt, und seine letzten Worte sind Gebet für seine Mörder. Man schleppt ihn auf die Schandbühne, und nagelt Heinrichs Bild hinter seinen

es mit nach Holland nahm, und sterbend seinem Zöglinge, Dan. Heinsius, hinterließ, aber in so grosser Unordnung, daß, wie dieser an Casaubon schrieb, kein Gebrauch davon zu hoffen war.

Als von Thou nach Bordeaux zurükegekommen war, wählten die Kommissarien das Kloster der Jakobiner, ihre Sizungen da zu halten. Loysel und Pithou waren — der eine Advokat und der andere Generalprokurator der Kommißion, ein paar Freunde, die sich durch ihre Verdienste und Rechtschaffenheit, noch mehr durch gleichen Eifer fürs gemeine Beste auszeichneten. Die Erbfnung geschahe unter einem grossen Zulaufe des Volks, das die Neuheit des Schauspiels herbeilokte, oder sich schmeichelte, nun nicht mehr durch ewige Proceduren, wie bei den vorigen Richtern, ermüdet zu werden.

(J. 1582.) Durch diese Beschäftigungen ließ von Thou den Lauf seiner Studien nicht unterbrechen. Voll des Entwurfs, die Geschichte seiner Zeit zu verfassen, machte er, wo er hin kam, Bekanntschaft mit denjenigen, die etwas dazu beitragen konnten, verglich, was er gelesen oder gehört

seinen Leichnam. „Der König war dir so lieb — schrie die rasende Menge — hier bist du nun bei ihm!" — S. histor. Handbuch aufs J. 1792. S. 123. vergl. mit Ephemer. Alm. aufs J. 1783.

gehört hatte, mit dem, was er selbst erforschte, und zog richtige Folgen daraus. Manche besondere und merkwürdige Umstände erfuhr er von Lagebaston, ersten Präsidenten zu Bordeaux, einem so wohl wegen seiner Jahre, als Gelehrsamkeit ehrwürdigen Alten. Der erste Präsident von Thou, der immer bereit war, berühmten Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, hatte ihn während der vorhergegangnen Gährungen geschützt, und daher befriedigte Lagebaston die Neugierde des Sohns mehr, als man von seinem Alter erwarten konnte.

Vieles Licht erhielt von Thou auch von Michael von Montagne (*), damaligen Maire von Bordeaux, einem freimüthigen Manne, einem Feinde alles Zwangs, der in keine Ränke sich einließ, und von allen Auftritten, besonders in Guienne, die er auf den Grund kannte, wohl unterrichtet war. — In der Folge knüpfte von Thou auch mit Joh. Malouin von Seissac, älte-

sten

(*) Dieß ist der berühmte Verfasser der Versuche über die Moral. Unter den verschiedenen Parteien, die sich wechselsweise verfolgten, erhielt er sich durch seinen philosophischen Gleichmuth, den er für den Grund der Sicherheit und der Ruhe hielt. (Er war im J. 1533. geboren, und starb den 13. Sept. 1592. S. histor. Handb. 1784. S. 268.)

ſten Parlamentsrathe, Freundſchaft, die ihm vieles nüzte.

An dem aufgeklärten Geiſte des Elias Vinetus von Barbeſieux fanden er und Pithou auch vieles Vergnügen. Vinetus war Director des, in den vorhergehenden Jahrhunderten ſo berühmten, Kollegiums zu Bordeaux, und beſchäftigte ſich damals mit der Verbeſſerung ſeines Auſonius — ein ehemaliger Freund des Turnetus Muretus, Grouchy, Guerente und Georg Buchananus. Von dem leztern erhielt er alle Jahre Briefe, wenn die Schottiſchen Kaufleute Wein in Bordeaux hohlten. Von Thou las den lezten derſelben, den Buchanan an Vinet, mit zwar zitternder Hand, aber mit einer Stärke des Geiſtes geſchrieben hatte, die nichts von den Schwachheiten des Alters verrieth. Buchanan klagte auch nicht darüber, ſondern nur über die Langeweile, die ein hohes Alter verurſachte. Er meldete ihm: er habe den Hof verlaſſen, und ſich nach Stirling zurükgezogen. Am Ende ſezte er dieſe Worte bei, deren von Thou ſich in der Folge öfters erinnerte: „Uebrigens denke ich an nichts anders mehr, als, ohne Geräuſche Abſchied von der Welt zu nehmen, und ſanft zu ſterben. Da ich mich als einen Todten betrachte, ſo behagt mir der Umgang mit den Lebenden nicht mehr (*).'

Von

(*) Wirklich ſtarb er noch in dem nämlichen Jahre

Von Thou zeigte dem Vinetus die zwei ersten Gesänge der Falknerei, ob er wohl die lezte Hand noch nicht daran gelegt hatte, und dieser Gelehrte drang in ihn, sie druken zu lassen, das auch durch Simon Millanges, einem trefflichen Buchdruker zu Bordeaux, geschahe.

Während des Februars unterbrachen die Commissarien ihre Sizungen, und in dieser Zeit bereiseten einige das Ländchen Medoc. Thumerei hatte das viertägige Fieber. Statt ins Bette zu liegen, dämpfte er es durch fleißiges Spazierenreuten. Loysel und Pithou, die immer gute Gesellschaft liebten, waren von der Reisegesellschaft. Von Foix-Candale, dem sie viele Besuche gemacht hatten, gab ihnen Empfehlungsbriefe mit.

Hat man das Land jenseits der Garonne verlassen, so findet man links die Meeresküste, mit hohen Fichten besezt, von denen man Pech oder Harz gewinnt. Schält man die Rinde dieser Bäume ab, so umgiebt sie die vorsichtige Natur rings umher mit vielen Gesträuchen, um sie wieder zu bekleiden, unter andern mit den Meerkirschenbäumen, deren mehr angenehme, als nüzliche Früchte nicht nur die Nakthеit der Fichten deken,

1582. den 28. Sept. — Seine merkwürdige Selbstbiographie werden wir in einem der nächsten Bände dem Leser mittheilen.

deken, sondern auch mit dem Prospekte aufs Meer das angenehmste Schauspiel bilden, das man sehen kann.

Zur Zeit des Ausonius nannte man die Einwohner dieser Küste Buchi und Baronner. Er selbst nennt sie bald mit dem ersten Namen, bald die Pecher, ohne Zweifel in Rücksicht auf das Pech, das man von diesen Fichten erhält, deren Rinde noch in unsern Tagen den Anwohnern zur Feuerung dient. Längs der Küste ist das Vorgebürge Buch, das seinen alten Namen behielt, wie aus dem Namen einer kleinen Stadt erhellt, auch aus dem Titel, den die Herren aus dem berühmten Hause von Foix führten, unter andern der allgemein bekannte Kapitain, der sich zur Zeit der Kriege mit den Engländern auszeichnete, und dessen die Geschichtbücher so manche Meldung thun — der Captal von Buch.

An dieser Bay liegt die kleine Stadt, die man Cap de Buch nennt (*), auf dem höheren Theile, und Certes auf der andern Seite. Certes gehörte dem Honoratus von Savoien, Marquis von Villars, ehemals Gouverneur der Provinz, und Franciska von Foix brachte es ihm zur Mitgift.

Die Gesellschaft ließ sich einen Tisch ans Meer bringen, um da zu speisen. Da das Meer nie-

drig

(*) La tête de Buch, am Hafen Arcachon.

brig war, so brachte man ihnen ganze Körbe voll Austern, aus denen sie die besten aussuchten, und sogleich verzehrten. Sie sind von einem so angenehmen und starken Geschmak, daß man bei dem Essen Veilchen zu riechen glaubt, und überdieß so gesund, daß einer der Bedienten mehr als hundert ohne Nachtheil verzehrte. Hier unterhielten sich die Reisende, bei dieser freien, offenen Malzeit, bald von der Schönheit der Gegend, bald von den besten Mitteln, das Wohl des Staats zu befördern, bald von dem berühmten Feldherrn, den wir eben genennt haben, bald von jenen grossen Männern, deren Cicero irgendwo erwähnt, daß sie es nicht unter ihrer Würde hielten, sich ehrenvolle Ruhe zu erlauben, um sich von ihren wichtigen Geschäften zu erholen, und bei Caieta oder Laurentium Muschein und kleine Kiesel an der Küste zu sammeln.

Die Schönheit der Jahrszeit lud sie ein, auch die übrigen Gegenden von Medoc und das Haus des Herrn von Candale zu sehen. Das Haus von Foix, aus dem er stammte, besaß sonsten das ganze Land. Sie trafen ihn zu Castelnau an, wo er erst vor kurzem angekommen war, und wo er sich gewöhnlich bis zum Herbste aufhält, im Fall er sich nicht zuweilen nach Cadillac oder Bachevel, zwei Schlössern an der Garonne, begiebt, nach

denen

denen er auf der Garonne bequem hin und her reiſen kann.

Dieſer in der Geometrie und den mechaniſchen Wiſſenſchaften gelehrte Edelmann hatte Laboratorien, Werkſtätten und Eiſenſchmieden errichtet, und alle nöthige Werkzeuge angeſchaft, um alle Arten von Maſchinen zu verfertigen, oder zu gieſſen. Er lud die Geſellſchaft zum Eſſen ein, das er, nach ſeiner Gewohnheit, mit einer gelehrten Unterhaltung würzte. Von Thou brachte die Unterredung auf die Höhe der Pyrenäen. Denn er wußte, daß es ihrem Gaſtwirthe Vergnügen machte, wenn man auf dieſe Materie führte.

Candale erzählte: er ſeie in den Bädern von Beorn, nahe bei Pau, im Gefolge Heinrichs von Albret, Königs von Navarra, Vater der Princeßin Johanna, geweſen, deſſen naher Verwandter er ſeie. Er habe ſich entſchloſſen, auf den höchſten Gipfel der Gebürge zu ſteigen, der nicht weit davon entfernt ſeie, und den man die Zwillinge (*) nenne, weil er ſich in der Höhe in eine Gabel geſtaltet. In der Zeit, da er Anſtalten zur Reiſe machte, haben mehrere Edelleute und andere junge Leute ſich erboten, ihn in bloſſen Kamiſolen, um deſto leichter zu ſteigen, zu begleiten. Er ſtellte ihnen vor; je höher

ſie

(*) Les Jumelles.

sie stiegen, desto mehr Kälte werden sie fühlen; allein sie lachten dazu. Er für sich selbst ließ sich durch die Bauern, welche die Gegend kennen, einen gefütterten Rok nachtragen. In der Mitte des Mai, waren sie morgens frühe um vier Uhr schon so hoch gestiegen, daß sie die Wolken unter sich sahen. Jezt fühlten die jungen Leute, die so eilfertig gewesen waren, die Kälte und konnten nicht weiter. Er nahm seinen Rok, und gieng mit Vorsicht voran, von denen, die das Herze hatten, zu folgen, begleitet. Er stieg bis zu der Höhe, wo er die Zufluchtsörter der Ziegen und wilden Böke fand, die er in Heerden auf den jähen Felsen wandeln sahe. Noch höher entdekte er eine Menge von Nestern der Adler und anderer Raubvögel. Bis dahin fand er Stufen, welche diejenigen in den Felsen gehauen hatten, die bis dahin gekommen waren. Von da an aber zeigte sich keine Spuhr mehr von einem Wege, und, um auf den Gipfel zu gelangen, war noch eben so viel Weg zu machen übrig, als man bereits gemacht hatte. Die kalte Luft, die noch dazu sehr fein war, betäubte ihre Sinnen, und versezte sie in Ohnmacht. Nun mußten sie sich sezen, um auszuruhen, und etwas zu sich zu nehmen. Herr von Candale hüllte sich den Kopf ein, und bahnte sich mit Hülfe der Bauern,

die

die er bei sich hatte, eine neue Bahn. Widerstand ein Felsen zu sehr, so bediente man sich der Leitern, Haken und Zaken, und so erreichten sie eine Höhe, wo sie keine Spuhr eines wilden Thiers mehr, und die Vögel unter sich fliegen sahen. Indessen waren sie noch nicht auf dem Gipfel. Endlich aber erreichten sie ihn, bis auf einen kleinen Abstand, mit Hülfe gewisser Eisen, die der Herr von Candale auf eine besondere Art hatte machen lassen.

Nun wählte er einen bequemen Plaz, von dem er sicher ganz hinab bliken konnte, saßte sich, und fieng an, die Höhe mit einem Quadranten zu messen. Zur Basis nahm er den Plaz an, wo die Flüsse, die sich von Felsen zu Felsen stürzen, einen sanften Lauf zu nehmen anfangen, und fand bis zum höchsten Gebürgsgipfel, den er von seinem Plaze leicht messen konnte, eine Höhe von eilfhundert Toisen, die, eine Toise zu sechs Fuß berechnet, 1320 geometrische Schritte betragen, der geometrische Schritt, nach Art der Griechen, zu fünf Fuß genommen.

Nachdem von Thou weiter darüber nachgedacht hatte, fand er, daß Herr von Candale sich von der Wahrheit nicht sehr entfernt hatte, auch nicht von der Meinung der alten Geometern, die erzählen, der Berg Olymp, den die Griechen

für

für den höchſten in der Welt hielten, könne nicht mehr, als zehen Stadien hoch, ſo wie das Meer nur eben ſo viele Stadien tief, ſeyn. Xenagoras fand ihn, bei der Meſſung deſſelben, ein halbes Stadium höher. Im Vorbeigehen bemerke ich, daß die Berechnung im Buche des Appuleius, von dem Dämon des Sokrates, nicht ganz richtig iſt, und daß man ſie aus Plutarchs Leben des Paulus Aemilius verbeſſern muß. Multipliciert man das Stadium von 125 Schritten zehnmal, den Schritt zu 5 Fuß gerechnet, ſo findet man 1250 geometriſche Schritte, die, bis auf ungefehr eilf Toiſen fünf Fuß, die nämliche Zahl ausmachen, die Herr von Candale gefunden hat. Doch einen genauern Calcul überläßt man den wirklichen Geometern. (*)

Von Caſtelnau begab ſich die Geſellſchaft nach Eſparre, einer ehemals freien Stadt, die ihre eigenen Rechte hatte, und die nebſt einem Schloſſe und den Salzwerken dem Hauſe von Montferrand gehörte. Allein zur Zeit Karls des VIII. kam ſie durch Confiscation an das Haus von Albret, das Frankreich immer getreu blieb. Damals gehörte ſie Ludwigen von Gonzaga von Cleves, Duc von Nevers,

(*) Jezt hat man freilich genauere Berechnungen von den Höhen der Pyrenäen, beſonders ſeit dem Raymond ſie bereiſete und beſchrieb.

Nevers, als Mitgift seiner Gattin, aus dem Hause Longueville.

Von Esparre kamen sie nach Soulac, das durch seine, der heil. Jungfrau geweihete, Kapelle bekannt ist, und nach dem bequemen Hafen von Verdon. Von da entdekt man den Thurm von Cordouan, zwischen Sandbänke und Felsen erbaut, am Ausflusse der Garonne (*), die da vier (**) Meilen breit ist. Dieser Thurm, auf dem Nachts Wachfeuer für die Schiffe angezündet werden, war halb zerstört, ist aber jezt durch die Geschiklichkeit und Arbeit Ludwigs von Foix, aus Paris, wieder hergestellt.

Von da begaben sich die Reisenden durch Rozan und Talmond nach Blaye, wo sie zuerst eine Menge von dem Frauenhaar entdekten, das die Landleute nicht kannten. Jene lehrten sie, wie man den Syrup daraus machte, damit sie sich in Zukunft die Mühe ersparten, ihn von Montpellier kommen zu lassen. Auch an andern Orten fanden sie sehr viel desselben, besonders zu Bourdeilles, wo mans überall entdekt. Dieses Bourdeilles ist eines der stärksten Schlösser in Perigord, liegt auf einem Felsen, und wird von der Drouer (***)

 bespühlt,

(*) Jezt lieber Gironde.

(**) Französische.

(***) Im lat. Texte heißt es: von der Isle, das falsch ist.

bespühlt, die sich in die Isle ergießt. Er ist von der Natur, oder der Heftigkeit des Wassers ganz ausgehöhlt.

Endlich kehrten sie nach Bordeaux zurüke. Die Kommissarien waren weniger mit Civilsachen beschäftigt, als mit Criminalfällen, von deren Untersuchung die Sicherheit des Publikums abhängt. Da die Geistlichen bei dem Criminalgerichte nicht sizen dörfen, so hatten Coquelei und von Thou den Auftrag, die Verhöre anzustellen, und die Schuldigen gegen den Zeugen abzuhören, wie es im Processe Rostaings geschahe. Wie der Proceß eingeleitet war, so machten Thumeri, Loysel, Pithou und Thou, während der Osterbakanz, eine neue Reise durch Gascogne.

Sie kamen durch Bazas, wo man sie von der wahren Ursache des Unglüks dieser Stadt belehrte — von da nach Albret, woher das erlauchte Haus Albret seinen Namen hat, wie das ganze Land umher: ferner nach Tartas, nach Mont-au-Marsan — und dann nach Ayre, das am Adour liegt, von dem sie ihren Namen hat, aber durch die Heftigkeit und das Feuer der lezten Kriege ist der Ort zu Grunde gerichtet.

Auf der weitern Fortsezung ihrer Reise durch Bigorre kamen sie nach Tarbe, das die Hauptstadt ist, und gelangten dann in eine sehr angenehme

nehme Gegend am Fuſſe der Pyrenäen, wo die Reben, wie in der Lombardie, an Ulmen und Pappelbäumen aufgebunden werden. Sonſten beſtund Tarbe aus drei Städten, war aber damals eine, nur von Bauern bewohnte, Einöde.

Sie beſuchten die nicht weit entfernten Bäder, die ſonſten ſehr fleißig beſucht wurden, wie man an den ſchönen Bänken bemerkt, die man noch da ſieht. Die Waſſer ſind ſtark mit Alaun geſchwängert. Von Thou wurde durch dieſelbe von einem Rheumatismus im linken Arme geheilt, den er ſich durch ſein fleißiges Studieren und ſeine Nachtwachen zugezogen hatte.

Von da begaben ſie ſich nach Compan, wo die Butter vortreflich iſt. Nahe dabei liegt die Vicomté Lavedan, die den Herren vom Hauſe Bourbon gehört, und die ſo ſchöne Pferde erzieht. Im Vorbeigehen unterſuchten ſie aufmerkſam eine Innſchrift, die ſich am Altare einer Kapelle befindet, und deren Scaliger in ſeiner Beſchreibung von Gaſcogne ſich ſehr wohl bedient.

Bei ihrer Ankunft zu Lourde, einem Schloß auf einer Höhe an den Gränzen von Bigorre bemerkten ſie, daß es nicht in Lapord liegt, wie Scaliger in der erſten, zu Lyon gedrukten, Ausgabe ſeines Kommentars über den Auſonius glaubte. Denn Lapord iſt in der Nähe des Meers,

und weit von Lourde entfernt. Vielmehr heißt das Land da herum Baionnois. In den alten Martyrologien der Bischöfe von Baionne heißt nur das Land, von der Garonne bis an den Adour, Lapord und das Bißthum Lapord. Noch jezt nennt sich die Gegend zwischen dem Adour und Fontarabia das Land Lapord (*).

Von Thou meldete dieses dem Scaliger, der dann in der zweiten Ausgabe seines Ausonius, die mit der von Vinetus verbunden wurde, ehrlicher Weise unterdrükte, was er in der ersten geirrt hatte.

Von da kamen sie durch Pontac nach Pau. Heinrich der IV. und die Königin Johanne, seine Mutter, haben diese Stadt durch eine gute Citadelle und durch Gärten von einer königlichen Pracht sehr verschönert. Man sieht da grüne Lauben von einer erstaunenden Höhe. Zu Pau trafen sie die Prinzeßin Katharina, Schwester des Königs von Navarra, an, die sie mit allen Merkmalen des Wohlwollens empfieng. Den Lonsel nöthigte sein Amt, sich da von ihnen zu trennen. Pithou hatte es schon zu Anre gethan, und war durch St. Savere nach Bordeaux zurüke gereiset.

(J. 1582.) Thumeri und von Thou blieben alls

(*) Heut zu Tage, Labour.

also allein, und giengen ins Bad von Bearn, das nur sieben Stunden von Pau entfernt ist. Es sind Quellen von Schwefelwasser, das aus den Pyrenden entspringt, und gegen den Stein, das Nierenwehe und die Verstopfungen sehr heilsam ist. Es ist so leicht und fein, daß es seine Kraft im Augenblike verliert, wenn man es nicht bei dem Herausquellen trinkt. Auch kann mans nicht in Bouteillen über Land führen, wie die Wasser von Lux, Spa und Bougues. Von Thou hatte einen jungen Deutschen bei sich, der, ob er gleich sonsten sehr nüchtern lebte, doch alle Tage fünfzig Gläser in einer Stunde trank. Er selbst nahm, sieben Tage lang, nur fünf und zwanzig Gläser auf einmal, mehr zum Vergnügen, als daß ers nöthig gehabt hätte. Ob sie ihn gleich nicht abführten, fühlte er doch grosse Erleichterung, nebst einem herrlichen Appetite, einem ruhigen Schlafe und einer erstaunenden Leichtigkeit, die sich über seinen ganzen Körper verbreitete.

Auf der Rükreise nahmen sie den Weg über Oleron, Sauveterre und Orthez, wo die Königin Johanne eine berühmte Akademie gestiftet hat, und kamen nach Navarreins. Heinrich von Albret, König von Navarra, hatte diese lezte Stadt also genannt, um sich über den Verlust seines

König-

Königreichs zu trösten, und ließ daselbst ein starkes, wohl befestigtes Schloß bauen um den Rest von Bearn zu vertheidigen.

Nachdem sie ferner durch Saint-Palais und St. Jean Piede-Port gekommen waren, gelangten sie nach Bassíde de Clarence, wo sie Johann von Licarrague, Diener an der Kirche des Orts, sprachen, der auf Befehl der Königin Johanna, den Katechismus und das neue Testament in die biscayische Sprache übersezt hat, und sein Buch durch Peter Haultin zu la Rochelle in schönen Charakteren druken ließ. Niemand, als er, konnte diese Arbeit unternehmen, weil diese Sprache, so wie die Irländische und Niederbretagnesche, mit andern so wenig Aehnlichkeit hat.

Dieser Geistliche, der französisch und basquisch gleich gut sprach, predigte seinen Landsleuten in seiner Sprache und in der nämlichen Kirche, wo die alten Katholiken ihre Messe hielten, aber in verschiedenen Stunden. Die Unähnlichkeit der Religion erwekte unter ihnen keinen Zank, und sie waren gewohnt, friedlich mit einander zu leben (*).

Durch

(*) Dieses Faktum wird denjenigen nicht ausserordentlich vorkommen, die Gerhard Brandts abgekürzte Geschichte der Reformation der Niederlande gele-

Durch das Ländchen Lapord kamen sie nach Bayonne, indem sie Bidasche, das dem Hause Grammont gehört, links ließen. Der Adour theilt Bayonne in zwei Theile. Nicht lange vorher drohete er, sie zu überschwemmen. Denn das Wasser, das von den Pyrenäen in denselben fällt, und der Zufluß den er von der Gave erhält, die sich bey Peyrehouse in denselben ergießt, hatten ihn so stark angeschwellt, daß er sich durch die gewöhnliche, mit Sand verschlemmte, Mündung nicht ins Meer ergiessen konnte, und daher genöthigt wurde, seinen Lauf durch den Kanal zu nehmen, der sich bis Cap Breton erstrekt, das ein Fleken im Ländchen Marancin ist. Schon hatten die Einwohner angefangen, eine feste Grundmauer zu bauen, um den Eingang des Kanals zu verschliessen, und den Fluß zu nöthigen, daß er sein gewöhnliches Bette suchte, den Sand abführete, und dadurch seinen Ausgang leich-

gelesen haben, daß ein gewisser Geistlicher abwechselnd predigte, und darauf Messe hielt. Noch heut zu Tage dient die nämliche Kirche in Strasburg beiden Gemeinen. (Hier irrt sich der franz. Uebersezer und Herausgeber. Denn vor der Revolution hatten die Strasburgischen Protestanten ihre sieben Kirchen besonders. Allein sonsten war in mehreren Elsaßischen Kirchen abwechselnder Gottesdienst, und ists noch in vielen Kirchen Deutschlands.

leichter und tiefer machte. Der Zufall bewirkte es früher, als ihre Arbeit vollendet war. Denn das Waſſer ſtürzte während der Ebbe, mit ſolcher Gewalt heran, daß es rechts und links den Sand, der den Lauf des Fluſſes gehemmt hatte, beſſer entfernte, als es durch den angefangenen Bau geſchehen konnte. Ja ſie machten ſich den Ausgang ſo breit, daß der Fluß in der Stadt faſt nicht mehr überlief. Indeſſen fürchtet man da doch immer Ueberſchwemmung. Denn die Fluth bringt beſtändig Sand in den Hafen, und der Fluß, der ſeinen Lauf nicht mehr hatte, riß vor kurzem ein groſſes Stük der Mauer ein.

Die Sprache des Landes iſt ſehr ſonderbar, und eben ſo ſehr iſts die Tracht der Weibsleute. Sie haben eine beſondere Kleidung für jedes Alter, für jeden Stand, für die Trauer, für die Hochzeiten und für die Betſtunden. Ihre Schneider können nur für ihre Mode und für die Leute in dem Lande arbeiten. Sähe man Leute, auf ihre Art gekleidet, an einem andern Orte, ſo würde man glauben, ſie haben ſich abſichtlich verkleidet, um entweder auf einem Theater Lachen zu erregen, oder in einer Maske zu gehen.

Johann Dionys de la Hilliere (*) war Kom-

men.

(*) De la Hilliere behielt dieſe Stelle bis ins J. 1595.

Denn

mendant in der Stadt, und dem Vicomte de Horte (*) gefolgt. Jener war ein alter Kapitain von einfacher Lebensart, und zu Strapazen so abgehärtet, daß er zu aller Zeit mit bloßem Haupte schlief, und seinen Wein ohne Nachtheil unvermischt trank, obgleich der Chalosser Wein, dessen er sich bediente, der stärkste in der Provinz ist. Er nahm die Gesellschaft mit vieler Offenheit auf, und erzählte ihnen die Geschichte seines Lebens, ohne sie zu bemänteln. Thumeri rieth ihm sich zu verheirathen, und ließ sichs von ihm in die Hand versprechen, so bald, als möglich, seinem Rathe zu folgen, das denn auch kurze Zeit hernach geschahe.

Bei der Abreise von da sahen sie ein schönes Wäldchen von grünen Korkbäumen, besuchten Acys, eine bischöfliche Stadt, die ihren Namen von dem siedenden Wasser hat, und kamen dann nach

Denn in diesem Jahre findet man ihn in den Memoires des Marschals von Matignon noch angeführt. Daselbst liest man auch den Entwurf einer Ueberraschung, welche die Spanier gegen Bajonne unternehmen wollten. Eines der vornehmsten Mittel war, den Kommendanten bestechen zu wollen.

(*) De Horte war einer der edeln und rechtliebenden Franzosen, die sich weigerten, die Pariser Mörder am Bartholomäustage in ihren Departementen nachzuahmen.

nach fünf Tagen vollends nach Bordeaux zurüke. Auf ihrer Reise hier fanden sie grosse öde Streken und Heiden, voll von Bienen und Schildkröten, sparsam mit Dörfern besezt, die aber doch sehr bevölkert waren. Die Bauern sind da reicher, als im ganzen übrigen Gascogne, obgleich die andern ein besseres Land bewohnen. Ihre Aemsigkeit und ihr Kunstfleiß machen ihr Land so fruchtbar, als kaum ein anderes ist.

Kurz nach der Rükkehr nach Bordeaux wurde das Urtheil über Rostaing (*) gesprochen, und er mit Schärfe verdammt. Daher sagte man in der ganzen Stadt: seit dreißig Jahren habe man kein Beispiel einer solchen Strenge erlebt, und zwar gegen einen Edelmann. Auch war die Straflosigkeit, die vorher geherrscht hatte, schuld, daß jedermann sich selbst rächte, oder sich sonsten Gewaltthätigkeiten erlaubte, ohne seine Zuflucht zur Gerechtigkeit zu nehmen. Ein merkwürdiges Beispiel ist folgendes:

Ein gewisser Gaillard, ein tapferer und entschlossener Officier, war geschworener Feind eines benachbarten Edelmanns, der nahe bei Saint-Milion wohnte, und behauptete, der Edelmann habe in den lezten Kriegen seinen Bruder niederträch-

(*) Er hatte Melun den Liguisten feigherziger Weise übergeben.

trächtig ermordet. Entschlossen, den Mord zu rächen, läßt er sich von einem Haufen Böswichter begleiten, ersteigt in der Nacht das Haus seines Feindes mit Leitern, und zwar ganz ohne Widerstand — denn der Edelmann glaubte sich zur Friedenszeit sicher — sprengt die Thüren auf, dringt mit seinen Räubern ein, und tödtet den Edelmann, der ihm auf das Geräusche mit dem Degen in der Hand entgegen gekommen war, mordet auch die Frau, den Bruder und alles, was er von Dienerschaft findet. Aber die Strafe folgte bald auf das Verbrechen. Die Leute, die der Kapitain mitgebracht hatte, liefen in der Dunkelheit nach Beute umher, und kamen an ein Fäßchen mit Pulver, ein Funke ihrer Lunten fiel darauf, sprengt einen Theil des Hauses, zerschmettert und verbrennt die Böswichte, und streckt sie halb todt, fast ohne Kleider und Waffen aufs Estrich. Auf das Gerüchte, das sich von dieser That verbreitete, eilte der Anführer der Straßenreuter herbei, und bemächtigt sich ohne Mühe der Vagabonden, die ungestraft das Land durchschwärmten. Nur diejenigen entrannen, die ausser dem Hause geblieben waren.

Man nahm auch den Gaillard, Urheber der schröklichen Handlung, gefangen. Nakt und verwundet — denn sein Feind hatte sich als ein bra-

der Mann vertheidigt — wurde er auf einem Karren mit seinen Gesellschaftern nach Bordeaux geführt, aber so verunstaltet, schwarz und geschwollen, daß sie nichts menschliches hatten, als die fürchterliche Stimme. Da das Gefängniß von dem Size des Gerichtshofes weit entfernt war, so mußten sie fast die ganze Stadt durchfahren. Das Volk, über dieses Schauspiel bestürzt, betrachtete ihre Schandthat mit noch mehr Abscheu. Man mußte sie auf dem Platze und auf ihrem Karren über eine That befragen, die sie nicht läugnen konnten, und schikte sie daher gerade aufs Rad. Den Gaillard, der das Ansehen eines feinen Mannes hatte, führten die Hartschiere vor die Richter, ohne ihn zu fesseln, doch, wie es der Brauch in Toulouse und Bordeaux ist, in Leinwand eingehüllt. Er bekannte die That, gab sie so gar für eine schöne Handlung aus, da er seinen Feind getödtet habe, und gab dem Ermordeten die Schuld des Verlusts seiner braven Soldaten. So nannte er die Böswichter, die in dem Hause des Edelmanns verbrannt, oder von dessen Trümmern zerschmettert waren. Immer zeigte er sich unerschroken, wie wenn er den Tod nicht verschuldete, oder nicht fürchtete, und litt ihn mit eben der Standhaftigkeit, mit welcher er vor den Richtern erschienen war. —

Auf

Auf den Bericht des von Thon fällte man auch ein berühmtes Urtheil, das der Majestät der Kommissarien würdig war. Ein junges Frauenzimmer, deren Vater seit einigen Jahren todt war, hatte das Haus ihrer Mutter unter dem Vorwande der Religion verlassen, und, ohne die Einwilligung eines einzigen ihrer Verwandten, einen jungen Menschen geheiratet, der weit unter ihrem Stande war. Doch hatten sie die Ehe noch nicht vollzogen. Sie wurde daher als ungültig erklärt, und die Tochter ihrer Mutter wieder zugestellt, doch mit der Bedingung: sie sollte ihr unter dem Vorwande der Religion nichts zu leide thun. Auch verbot man dem jungen Menschen bei Lebensstrafe, das Mädchen nicht mehr zu besuchen, und sie nicht zu ehlichen. Dieser Schluß war um so nothwendiger, die Würde und Gültigkeit der Ehen wieder herzustellen, da zur Zeit dieser Unordnungen viele heimlichen Ehen geschlossen worden waren, und man ein Beispiel der Strenge nöthig fand, den Uebermuth der Entführer zu dämpfen, welche die Einfalt der übel berathenen Töchter von guter Familie misbrauchten, und ungestraft, ohne Wissen der Verwandten, mit ihnen walteten, wie sie wollten.

Den Rest der Sitzungen füllten Partikularsachen,

chen, bis zur Vakanz aus. Ehe diese anfieng, machte man den Parteien bekannt, sie sollten sich nach Agen begeben, wo die Sitzungen nach Martini wieder eröfnet wurden.

Um diese Zeit wirkte der erste Präsident für seinen Sohn die Erlaubnis der Rükkehr nach Paris aus, entweder, weil er seinen baldigen Tod voraussahe, oder weil er die längere Abwesenheit des Sohns nicht ertragen konnte. An seinen Plaz ernannte man Johann Godard, einen jungen Mann, der erst kürzlich Parlamentsrath geworden war, und seine Einsichten besaß. Von Thou gab seinen Freunden zu erkennen, er habe Lust, auf seiner Rükreise nach Paris Languedoc und Provence zu sehen, und über Clermont in Auvergne zu gehen, um seinen Schwager Harlay und die Räthe zu besuchen, die da auf des Königs Befehl die Klagen der Provinz untersuchten.

Eben damals verbreitete sich das Gerüchte, der Herzog von Anjou werde dem Könige den Salcede zuschiken, den er kürzlich zu Antwerpen hatte gefangen sezen lassen. Die falschen und wahren Anklagen, die Salcede gegen mehrere Personen vorbrachte, waren schuld, daß man verschiedene Urtheile über diese Sache fällte. Einige der Angesehensten des Hofs, die sich darein verwikelt fanden, hatten deswegen dem Marschal

von

von Matignon geſchrieben, und ihm gemeldet; Salcede habe ihn nebſt mehreren Perſonen vom erſten Range angeklagt. Der Marſchal, der wußte daß Salcede, wenigſtens in Anſehung ſeiner, ein Betrüger war, überzeugte ſich nun auch in Anſehung der andern, er werde auch ſie fälſchlich angeklagt haben, und hielt alles für Verleumdung, was der Böſewicht angegeben hatte.

Eben ſahe er den jungen Leuten, die auf dem Plaze ſpielten, durchs Fenſter zu, als von Thou kam, ihn um einen Paß zu bitten. Er wußte, daß von Thou nach Paris zurüke kehrte, und daß er in Languedoc den Duc de Montmorenci ſprechen würde. Daher unterhielt ihn der Marſchal lange und umſtändlich über die Anklagen des Salcede, damit jener von den Umſtänden in Anſehung ſeiner unterrichtet wäre. Um ihm allen Glauben an Salcede's Ausſagen zu benehmen, erzählte ihm der Marſchal: Salcede habe ſeine Jugend unter Räubern und Böſewichtern zugebracht: darauf habe man ihm zu Rouen wegen falſcher Münze den Proceß gemacht — nur durch die Flucht ſeie er der geſezten Strafe entgangen — von der Zeit an habe er ſich bald da bald dorten verborgen: endlich habe ihn der Duc de Mercoeur, mit dem er durch die Mutter ſeiner Frau weitläuftig verwandt ſeie, in ſei-

nen

nen Schuz genommen — alles, was vom Hofe des Herzogs von Anjou komme, sei verdächtig, denn er besuche aus Leuten ohne Religion und Ehre, die sich zum Spasse machen, durch Verleumdungen, die treuesten Diener und die vornehmsten des Staats bei dem Könige in Verdacht zu sezen, um da Zerrüttung hervorzubringen.

„Kann man sich — fuhr er fort — etwas unverschämteres und zugleich gottloseres denken, als in die nämliche Verschwörung, bei der einige schuldig seyn mögen, Leute von Ehre zu verwikeln, deren anerkannte Rechtschaffenheit den kleinsten Verdacht von ihnen entfernt? Hieran schon erkennt man das Gift, von dem die Höflinge dieses Prinzen angesteckt sind. Sie machen sich kein Bedenken, Leben und Ehre der Rechtschaffenen aufs Spiel zu sezen. Wenn Sie, mein Herr! über den Ankläger und diejenigen nachdenken, die ihm in dem Gefängnisse seine Aussagen unterschoben, so werden Sie leicht urtheilen, welche Rüksicht eine so wichtige Anklage verdient, bei der die Ruhe des Staats so sehr in Gefahr ist."

Was man auch sage — schloß er — daß der Herzog von Anjou den Salcede dem Könige ausliefern wolle, so glaube er nicht das geringste davon,

von, und könne sich nicht überzeugen, daß es diejenigen, die um den Prinzen seien, gestatteten. Denn Salcede werde gewiß in Frankreich seine angeblichen Anklagen widerrufen, und dieses entdeke ja nur ihre schlimmen Absichten und ihre Bosheit.

Da der Marschal durch das Zeugniß seines Gewissens von dem, was er sprach, sehr überzeugt war, und überdies tiefe Weisheit mit lebhafter und einschmeichelnder Wohlredenheit verband, so war von Thou, den seine treffliche Denkungsart ohnehin geneigt machte, von jedermann das Beste zu denken, von allem, was Matignon gesprochen hatte, ganz überzeugt, und so oft man daher von Salcede sprach, das sich nicht selten ereignete, so suchte er allezeit, was es davon hörte, zu widerlegen.

Mit Thumeri und Pithou reisete er von Bordeaux ab, und kam nach Moissac an der Tarne (*), einer schönen und alten Abtei, wo sich ehemals sehr gute Bücher fanden. Pithou und er untersuchten, was noch übrig war, und richteten ihren Weg nach Aiguillon am Lot, und speißten den folgenden Tag zu Port-Sainte-Marie, einem durch seine guten Weine berühmten Ort. Auch ihre Bedienten überzeugten sich davon so sehr, daß sie erst späte nach Agen abreisen

N konn-

(*) Wo sie in die Garonne fällt.

konnten, und da tief in der Nacht ankamen, ob man gleich nur zwei Stunden rechnet. Secondat, von dem ich schon gemeldet habe, kam ihnen mit Fakeln entgegen, und erzählte, als sie sich über die Länge des Wegs beklagten, zu ihrem Troste folgende sonderbare Geschichte.

Adam Fumer, einst Arzt Ludwigs des XI. und von ihm in den wichtigsten Geschäften gebraucht, hinterließ einen Enkel, Namens Martin, der Requetenmeister wurde — ein damals angesehenes Amt, ehe noch die Menge derselben es herabwürdigte. Dieser Requetenmeister kam vor ungefehr dreißig Jahren, im Anfange des Winters, auch nach St. Marie, auf die Mittagszeit: Als er gespeißt hatte, wollte er in Agen übernachten, weil man ihm sagte; es seie nicht mehr, als zwei Stunden. Sein Wirth bat ihn inständig, sich nicht auf den Weg zu begeben; er werde ihn sehr schlimm finden, und unfehlbar in die Nacht kommen. Er aber dachte nur immer die zwei Stunden, hatte Luß, weiter zu reisen, und stieg zu Pferde. Allein es gieng ihm noch schlimmer, als sein Wirth ihm gesagt hatte. Denn er wurde nicht nur von der Nacht überfallen, sondern fiel auch so tief in einen Sumpf, daß seine Bedienten ihn nur mit Mühe wieder heraus zogen. Die Herren des Magistrats von Agen, die

ihn

ihn erwarteten, waren über seine verzögerte Ankunft sehr in Verlegenheit, als er endlich um Mitternacht ankam, aber ganz entkräftet, und so übler Laune, daß er die Bewillkommungskomplimente kaum anhörte, und sich in den Gasthof begab. Den andern Tag, da er seinen Unwillen immer noch fühlte, hielt er Sizung, befahl aber vor allen Dingen: in Zukunft solle man, um die Reisenden nicht mehr zu täuschen, von Sainte-Marie nach Agen sechs Stunden rechnen.

Da in Agen alles zur Audienz der Kommissarien zubereitet war, so begaben sich Pithou und von Thou über die Garonne, um den Rest von Gascogne zu besuchen, nach Leictourre. Diese Stadt, die auf einer Höhe liegt, ist der Hauptort des Fürstenthums Armagnac. Bei der Ankunft in die Stadt liefen sie einige Gefahr. Denn da sie bei Nacht ankamen, und um den Graben sich wandten, so schossen die Wachen, die auf dem Walle waren, einige Musketen nach ihnen ab.

Den andern Tag wurden sie von Herrn von Astarac von Fontrailles, Gouverneur des Landes, sehr höflich empfangen. Er entschuldigte sich wegen dessen, was den Abend vorher geschehen war. Sie blieben einen Tag da, um die ganze Stadt, und besonders die Einrichtung des

Lagers von Montluc zu sehen, der die Stadt in den lezten Kriegen belagert und erobert hatte. Die Römer pflegten daselbst Opfer von Stieren zur Ehre der Mutter der Götter zu bringen, das man an den Inscriptionen sieht, die noch auf den Steinen eines Tempels sich finden, der in den lezten Kriegen von der Barbarei zerstört wurde, und aus dessen Trümmern, wie man sagt, ein neuer erbaut werden sollte.

Das Schloß, das sie besuchten, ist wegen des Meuchelmords merkwürdig, der daselbst am Comte Armagnac zur Zeit Ludwigs des XI. und, wie man glaubt, mit seiner Theilnahme, verübt wurde. Die Mauer ist mit seinem Blute besprizt, das man bis jezt nicht auslöschen konnte. Diese blutigen Merkmale erinnerten sie an eine Handlung, die sich im nämlichen Schlosse ereignet, und die mit der Frevelthat des Kapitain Gaillards Aehnlichkeit hat, aber nicht die kläglichen Folgen nach sich zog. Von Thou, der schon zu Bordeaux etwas davon durch Du Faur de Grateins vernommen hatte, bat den Kommendanten von Leictourre, ihn näher davon zu unterrichten. Seine Erzählung ist folgende.

Ein gewisser Baleins, Kommendant vor demjenigen, der ihnen die Geschichte erzählte, war ein Mensch von heftigem Charakter, der sich in

den

den Kriegen gegen die Türken gebildet hatte. Er war ein Freund eines Landedelmanns, eines der vornehmſten Officiere der Garniſon, der, unter dem Vorwande der Ehe oder ſonſten, eine Schweſter des Baleins misbraucht, ſich darauf von der Garniſon entfernt, und mit einer andern verheirathet hatte. So bald die Schweſter dieſes erfuhr, kam ſie, mit fliegenden Haaren und ganz in Thränen, zum Bruder, und erzählte ihm, was ſich zugetragen hatte. Baleins, ein unerſchrokener und lebhafter Mann, ſagte ihr, ſie ſolle ruhig und ſtille ſeyn, und nur ihn machen laſſen. Er gieng noch einige Zeit mit dem Officier auf eben den vertraulichen Fuß um, wie vorher, ohne ihn etwas von dem, was er wußte, merken zu laſſen. Eines Tags aber bittet er ihn, nebſt andern Freunden, auf den Mittag zu Gaſte, und bewirthet die Geſellſchaft prächtig. Nach dem Eſſen nimmt er ihn beſonders, läßt ihm durch die dazu beſtellten Leute Feſſeln anlegen, ſezt ſich in einen Lehnſtuhl als Richter, und verhört ihn. Als der Angeklagte nichts bekennt, führt Baleins Zeugen auf, und mit einemmale erſcheint auch die Schweſter, die ſich verborgen hatte. Darauf geſteht der Officier, ganz erſchroken: er ſeie einer ihrer Freunde geweſen, ſie habe aber die erſten Schritte gegen

ihn

ihn gethan: er seiner Seits ihr nichts versprochen, und niemalen das Wort gegeben, sie zu heirathen. Baleins fuhr fort, den Richter vorzustellen, läßt durch einen Sekretär die Fragstüke niederschreiben, so wie die Aussage der Zeugen, und alles unterschreiben. Darauf verdammt er den Angeklagten auf sein Bekenntnis und den Eid der Zeugen zum Tode.

Nicht genug! der nämliche Mann, der Ankläger, Zeuge und Richter gewesen war, wollte nun auch der Nachrichter seyn, und durchbort selbst den Unglüklichen, der vergebens Gott und die Menschen zu Hülfe ruft, und sich über Verlezung des Gastrechts höchlich beklagt. Hierauf schikte Baleins den Leichnam der Familie. Weil er aber glaubte, wenn die Nachricht von seiner Handlung an den König von Navarra käme, der sein Herr war, würde er gegen ihn eingenommen werden Daher schrieb er ihm selbst, und berichtete alles umständlich: „Ob er gleich die gerechteste Ursache gehabt habe, sich zu rächen, habe er doch nach den Formalitäten der Gerechtigkeit gehandelt: er schike hier die Abschrift des Processes, von dem er das Original zu seiner Rechtfertigung behalte: er bitte den König, ihn zu begnadigen, und sei bereit, wenn ers verlange, das Schloß demjenigen abzutreten, den er

dazu

dazu tüchtig finde: endlich, er ſeie vergnügt, daß er ſich mit eigener Hand wegen des ihm zugefügten Schimpfs rächen konnte."

Der König von Navarra erſtaunte über Baleins Kühnheit und die Unregelmäßigkeit ſeiner Handlung. Weil er aber fürchtete, ein ſo gewaltthätiger Menſch möchte einen zu jener Zeit gefährlichen Entſchluß faſſen, begnadigte er ihn zwar, doch ſchikte er zu gleicher Zeit einen vertrauten Mann ab, das Schloß in Beſiz zu nehmen. Auf den Befehl des Fürſten übergabs Baleins den Augenblik, und zog mit ſeiner Familie in eine feſte Burg, die er in der Nachbarſchaft beſaß.

Von Leictourre kamen ſie nach Auch, ehemals der Hauptſtadt von Gascogne. Das Erzbißthum daſelbſt iſt ſehr reich. Die Kardinäle Hippolyt und Ludwig von Eſte hatten es beſeſſen, hierauf der Kardinal Franz von Tournon, der ein Kollegium daſelbſt ſtiftete. Dieſer Prälat war kein Gelehrter. Aber da er einen gewiſſen hohen Geiſt hatte, und ſich ſeinem Range gemäß zeigen wollte, ſo liebte er ſein ganzes Leben die Wiſſenſchaften und diejenigen, die Profeßion davon machten. Das ſchöne Kollegium, das er zu Tournon in Vivarais bauen ließ, von welchem Orte dieſes berühmte Haus den Namen hat, iſt da-

von

von ein Beweis, und sein ganzes Leben eine fortgesezte Probe. Am Hofe, in Rom, auf Reisen sahe man immer die gelehrtesten Männer in seinem Gefolge, und er sorgte für sie so sehr, daß Arnold von Ferrier zu sagen pflegte: in seinem Kabinete studiere er nicht so bequem, als auf den Reisen in Gesellschaft des Kardinals.

Wenn der Prälat den Hof begleitete, so war er kaum vom Pferde gestiegen, als er schon das Zimmer der Gelehrten von seinem Gefolge besuchte, um zu sehen, ob ihre Mantelsäke mit den Büchern wohl behalten sind? Damit sie nicht darauf warten durften, ließ er sie auf seine Maulthiere mit seinem Bette und seinen Papieren paken, und wenn nun alles in Ordnung war, ermunterte er sie, zu arbeiten, während er beim Könige sei, dessen Principalminister er war. Er hielt offene Tafel, aber eine besondere für eine kleine Anzahl von Freunden, die er auch für die Gelehrten bestimmte, deren Unterhaltung er mit Vergnügen hörte.

Alles dieses geschahe gegen Ende der Regierung des K. Franz des I. zur Zeit, als Peter Danetius, Du Ferrier, Vincenz Lauro, Dionysius Lambinus und Muretus, lauter durch ihre Kenntnisse ausgezeichnete Männer, ihm anhiengen. Diejenigen, die dieses reiche Erzbisthum heut'

zu

zu Tage besitzen, mögen untersuchen, ob sie auch einen so edeln Gebrauch davon machen (*)?

Von Thou und sein Reisegefährte Pithou besahen die Kathedralkirche von Auch, welche die schönste in Frankreich, ja in der ganzen Christenheit seyn könnte, wenn sie mit eben der Pracht ausgeführt, als angefangen, wäre. Das Chor, nebst den Sizen der Domherren, sind vollendet, und man arbeitete am Schiffe und den Seitenmauern.

Auch die Pfarrkirche von St. Oren betrachteten sie. Allein sie zerfällt in Trümmer vor Alter, ungeachtet das Kloster, das von der Abtei Clugni abhängt, sehr reich ist. Auf jeder Seite steht ein Altar, wo das Grabmal eines Märtyrers ist. Hier hielten die Christen ehemals ihre Versammlungen. Die Blätter, welche diese Grabmäler deken, sind nicht platt, wie die unsrigen, sondern ein wenig gerundet. Man sieht darauf zwei griechische Buchstaben, die Jesus Christus bedeuten, und

(*) Ungeachtet dieser Lobrede auf den Kardinal, als Gönner der Gelehrten, fordert ihn der Geschichtschreiber doch vor seinen Richterstuhl, und tadelt ihn wegen seiner Intoleranz, seiner Beförderung der Tyrannei und des Despotismus, und des Wuchers bei den öffentlichen Anlehen, deren Einführung er in Frankreich beförderte.

und die man sonsten auf dem Labarum (*) erblikte — Beweise des Alterthums dieser Kirche und der Reinheit der ersten christlichen Jahrhunderte!

Von Auch kamen sie durch Caumont, Lombez, St. Gimont nach Pibrac. Guido Du Faur, Herr daselbst, war von Paris gekommen, die Vakanzzeit da zuzubringen, und erwartete die Reisenden, nahm sie glänzend auf, und bewirthete sie mit vieler Reinlichkeit und Feinheit. Die freundliche Miene des Wirths erhöhete das Verdienst der guten Tafel.

Bei dem dreitägigen Aufenthalte daselbst besahen sie Gärten und Haus. Lezters ist nicht sehr aufgeputzt, das man bei dem liebreichen Wesen des Wirths nicht bemerkt. Denn alles ist da sehr einfach, ausgenommen die Meubles, die prächtig sind.

Von Salcede's Sache sprach Pibrac sehr wenig, doch was er sprach, ließ vermuthen, daß er mehr davon glaubte, als er sagte. Von Thou hatte daher keinen Anlaß, ihn zu widerlegen. Pithou beredete ihn, dem Herrn Du Faur sein Gedichte über die Falknerei mitzutheilen. Denn er wußte, daß ihr Wirth für jede Gattung der Jagd sehr eingenommen war, und daß ers bebau-

(*) Ehemalige Reichsfahne der Griechen.

dauerte, daß dieſe beſondere Gattung derſelben in den römiſchen Autoren noch nicht genug entwikelt war. Du Faur las es für ſich, und bemerkte: am Ende des erſten Geſangs werde der Tod einer angeſehenen Perſon unter dem Namen Franz beklagt, den man mit einer andern des nämlichen Namens verwechſeln konnte. Aber er verfiel ſelbſt darauf, der Verfaſſer habe damit Franzen von Montmorenci, Marſchaln von Frankreich, bezeichnet, der erſt kürzlich geſtorben war, und ihn mit ſeiner Freundſchaft beehrt hatte. Er bezeugte dem von Thou, welch' ein groſſes Vergnügen es ihm ſeie, daß er mit ſolchen Lobſprüchen eines Herrens erwähnte, deſſen Verluſt ganz Frankreich und jeder rechtſchaffene Mann bedauern müſſe. Hierauf ermunterte er ihn, das Werk fortzuſezen, und beſonders diejenige Partei zu bearbeiten, welche die Heilung der Raubvögel betrift, und die der Eingang des erſten Geſangs verſpricht.

(J. 1582.) Hierauf unterhielt ſich die Geſellſchaft von der Verbindung der Familie der Herren Du Faur von Touloufe mit dem Vater des Herrn von Thou — wie der angebohrene Edelſinn der Franzoſen ſo verdorben ſeie, daß Freundſchaft nicht geachtet werde, als wenn ſie

ſich auf Intereſſe gründe (*) — wie man, ſo bald das Intereſſe ſich verringert, den Freund feigherzig verläßt, ja ſo gar treuloſe verräth — wie nur Ein Präſident von Thou ſich fand, der, im Vertrauen auf ſeine Rechtſchaffenheit, es wagte, die Vertheidigung Unglüklicher zu übernehmen, denen ihre Unſchuld Verfolgung zuzog — wie er die Du Faur's, die nicht nur zu Toulouſe, ſondern in ganz Frankreich verleumdet wurden, eben ſo geſchikt, als ſtandhaft, ſchüzte, zur Zeit, da ſie beim Parlamente keine Stüze, und am Hofe nur ſchwache Freunde fanden.

Dieſes Urtheil, das Pibrac ſprach, ſeinen Blik auf den von Thou geheftet, erwekte in dieſem ſo ſichtbare Freude, daß, troz ſeiner Klugheit und Beſcheidenheit, Pithou bemerkte, welch' einen Eindruk das Lob auf ihn machte, das ein

ſo

(*) Dies iſt alſo, wie man ſieht, ein altes Uebel in Frankreich, dem nur ein weiſe, auf Patriotismus ruhende, Konſtitution abhelfen kann. Erwekt man in den Herzen Liebe zum gemeinen Beſten, ſo verſchwindet der Egoismus mit den unzähligen, durch ihn entſtehenden, Misbräuchen. Unter dem Volke, bei dem dieſes neue Menſchengeſchlechte ſich erhebt, wird man alsdenn auch wieder Thuane und Freunde der Menſchheit ſehen. (Man hat ſie geſehen — dieſe von Egoismus reinen Seelen, die nichts aus dem Intereſſe thaten!)

ſo rechtſchaffener Mann dem erſten Präſidenten, ſeinem Vater, ertheilte.

Pibrac war Kanzler der Königin Margaretha von Navarra. Ein kleiner Kaltſinn hatte ihm von dieſer Prinzeßin einen trozigen Brief zugezogen, worinnen ſie ihm die Verwegenheit vorrükte, daß er ſeine Wünſche zu ihr zu erheben gewagt hatte (*). Dieſes machte dem Pibrac vielen Kummer, und er war eben ſo unentſchloſſen, was er antworten ſollte. Eines Tags, da er mit dem von Thou ſpazieren gieng, entdekte ers ihm im Vertrauen. Er, als der jüngſte, glaubte Pibrac, werde ſeine Schwachheit am erſten entſchuldigen, und daher wollte er ſich, aus einer Art von Schaam, dem Pithou nicht entdeken. Er ſagte ihm die Antwort, die er geben wollte, auswendig vor, aber mit einer ſo beſtürzten Miene, in ſo ſtudierten Ausdrüken, und in einer Schreibart, die ſeine Leidenſchaft ſo ſehr verrieth, daß von Thou nur deſto mehr überzeugt wurde, wie ſehr die Vorwürfe der Prinzeßin gegründet waren. Pibrac ſchikte ihm bald hernach die Antwort, die in der Folge der Welt bekannt wurde, und die mit aller, ihm möglichen, Feinheit und Zierlichkeit abgefaßt war.

Pibrac

(*) Man hat Gründe, an der Aechtheit der angeblichen Liebe Pibrac's gegen die Prinzeßin zu zweifeln.

Vibrac war ein Mann von unbestechlicher Rechtschaffenheit und aufrichtiger Frömmigkeit. Sein Eifer fürs gemeine Beste war rein, sein Herze erhaben, seine Seele großmüthig, sein Abscheu vor dem Geize ausserordentlich, sein Geist sanft und liebreich — seine Person wohl gebildet, mit der er eine gute Physiognomie und eine natürlich angenehme und einschmeichelnde Wohlredenheit verband. Die schönen Wissenschaften hatte er unter Peter Busnel studiert, und sich unter Cuiaz eine vollkommene Kenntnis der Rechte erworben. Nur war ihm, da er eine gewisse Indolenz und Schwäche des Temperaments nicht besiegen konnte, etwas mehr Thätigkeit und Lebhaftigkeit zu wünschen. Latein schrieb er sehr zierlich, und besaß auch Talent für die französische Poesie.

Wegen lezterer entstand anfangs einige Eifersucht zwischen ihm und Ronsard, aber sie verwandelte sich bei zwei Männern, welche den Ruhm liebten, bald in Achtung und wechselsweise Freundschaft. Seine Quatrains, die in alle Sprachen übersezt wurden, kannte die ganze Welt, und sie wurden den Kindern, die man wohl erziehen wollte, in die Hände gegeben. Laßt uns endlich, damit dem Lobe des Mannes nichts fehle, noch hinzusezen, daß seine Familie,

die

die zu Toulouse wohnhaft war, aber von Auch stammte, schon zur Zeit der Könige Karls des VII. und Ludwigs des XI. angesehen war, und daß sein Aeltervater, Gratian Du Faur, Präsident à Mortier zu Toulouse, durch seine Kenntnisse und Rechtschaffenheit, in dem Rathe des Königs, den wir jezt Staatsrath nennen, einen Plaz verdiente.

Von Thou und Pithou nahmen nun Abschied von ihrem großmüthigen Freunde, kamen durch ein kleines Dorf, Guevi genannt, und gelangten alsdann in eine grosse Ebene, in welcher man Toulouse aus der Ferne erblikt. Diese Stadt ist, nach Paris, eine der größten des Reichs. Betrachtet man die Menge und Schönheit ihrer Kirchen, die Würde des Parlaments, das in Frankreich das zweite ist, die Zahl der Kollegien und Schüler, den Reichthum der Einwohner, die Pracht der Gebäude, so kann man behaupten, daß sie Paris, wo nicht erreicht, doch wenigstens nicht sehr nachsteht, und daß sie sich, wie ehemals, die Stadt der Pallas nennen kann (*).

Sie hielten sich einige Tage daselbst auf, um die merkwürdigsten Schönheiten der Stadt zu betrach-

(*) Dieses Urtheil über Toulouse haben freilich die folgenden Zeiten und das Urtheil über Calas sehr eingeschränkt.

trachten. Puthou brachte einen groſſen Theil dieſer Zeit bei Franz Roaldez zu, unter dem er zu Valence die Rechtsgelehrſamkeit ſtudiert hatte. Von Thou beſuchte ihn auch, und Roaldez erzählte ihnen mancherlei beſondere Umſtände von Guienne und Languedoc, ſo wohl in Anſehung der Städte und Flüſſe, als anderer beſonderer Orte.

Der Archidiaconus Galand, ein Freund des Hauſes Du Faur, ein Mann von angenehmem Umgange, gelehrt, beſonders ein guter Kräuterkenner, führte ſie in die Kathedralkirche, in die anderen vornehmſten Kirchen und auf alle öffentliche Pläze. Er zeigte ihnen das Kapitol und den berühmten Ort, wo die Schöppen, die man Kapitoul nennt, zu Gerichte ſizen — auch die Bildſäule der Clementia Iſaure die vor mehr als zweihundert Jahren (*), einen Preiß für denjenigen ſtiftete, der die ſchönſten Verſe mache (**). Noch alle Jahre bringt man ihr eine Art von Huldigung.

Darauf führte er ſie nach Saint-Jorry, wo ſie Petern Du Faur, Geſchwiſterkind des Herrn

(*) Büſching ſagt: im J. 1540. Sollte Thuanus nicht beſſer nachgeforſcht haben?

(**) Dieſes ſind die bekannten Jeux Floreaux, die alle Jahre den 4. Mai gehalten werden.

Herrn von Pibrac, und Präsident à Mortier des Parlaments zu Tölouse, antrafen. Da dieser Herr eine zarte Gesundheit hatte, so ergözte er sich daselbst, während der Vakanzzeit, mehr mit Studieren, als dem Pflanzen seines Gartens, übrigens ein arbeitsamer Mann, wie seine, dem Publikum mitgetheilten, Werke beweisen, besonders der Kommentar über die Regeln des Rechts, den er seinem Lehrer, Cuiaz, zuschrieb. Taugte er weniger für einen Hof, als Pibrac; so paßte jener besser für den Gerichtshof, als dieser — sonsten aber waren beide von Seiten des Humors, der Frömmigkeit und der Rechtschaffenheit einander gleich. Er und Pithou, die sich in der Jugend kennen gelernt hatten, erneuerten hier ihre Bekanntschaft. Seine Gattin, eine Schwester des Herrn von Rieux, Gouverneurs von Narbonne, eine schöne und tugendhafte Frau, empfieng sie sehr wohl. Sie theilte sich zwischen die Sorge für die Gesundheit ihres Gatten und für die gute Bewirthung seiner Freunde, und behielt sie drei Tage bei sich.

Von da begaben sie sich nach Montauban, besuchten Klaudius Granger und Robert Constantin, und trennten sich dann. Pithou kehrte nach Agen zurüke, von Thou nach Toulouse, um weiter durch Languedoc zu reisen. Gleich den an-

ſern Tag reiſete von Thou ab, ohne dem erſten Präſidenten Duranty (*), der ihn zu ſprechen wünſchte, einen Beſuch zu machen. Bei ſeiner erſten Reiſe mit Pithou hatte er gewiſſe Bedenklichkeiten gehabt, die ſeine Geſellſchaft betrafen, und nun wollte er ihn auch nicht allein beſuchen, da er ihn nicht in Geſellſchaft beſucht hatte. Doch hat es ihn in der Folge immer gereut. Am Tage der Abreiſe von Toulouſe kam er über Monteſquieu nach Caſtelnaudari, und zwei Tage hierauf nach Carcaſſone.

Der Fluß Aude und eine groſſe Eſplanade, die ſonſten auf beiden Seiten eine ſtark bewohnte Vorſtadt hatte, trennen Carcaſſone in zwei Theile. In der Oberſtadt, wie man ſie nennt, iſt die Kathedralkirche, der biſchöfliche Palaſt und die Citadelle: der Ort aber, wo man zu Gericht ſizt, in der Unterſtadt, wo auch die obrigkeitlichen Perſonen wohnen. Pibrac hatte dem von Thou Empfehlungsſchreiben an Herrn Raimond le Roux, Richter daſelbſt, mitgegeben. Le Roux war ein groſſer Mann von gutem Anſehen, aber von antikem Ernſte, und hatte einſt für das Anſehen des Papſts gegen Karln Du Moulin (**) geſchrie-

(*) Von Dur. ſ. oben die Note beim J. 1581.

(**) Karl Du Moulin, der den 28. Dec. 1566. ſtarb.

geſchrieben, als dieſer das Edikt vom J. 1552. vertheidigte. Da er Parlamentsadvokat zu Paris geweſen war, und den erſten Präſidenten daſelbſt gekannt hatte, ſo fragte er bei dem Sohne ſehr begierig nach deſſen Wohlbefinden, und begleitete ihn überall hin ſehr höflich, z. E. in die Citadelle, wo man viele alte Waffen ſieht, die ſeit Einführung der Musketen nicht mehr Mode ſind, mehrere hebräiſche Manuſcripte, die aus der Zeit zu ſeyn ſcheinen, da die Juden aus dem Lande verbannt wurden, und eine Menge von Verhören und Verdammungen der Albigenſer.

Von Carcaſſone gieng die Reiſe nach Narbon-

ſtark, ſchrieb das bekannte Buch: Commentarius ad edictum Henrici II. contra parvas datas & abuſus curiæ Romanæ, von welchem der alte Konnetable, von Montmorency urtheilte: es nütze dem Könige mehr als 30000 Mann. Er wandte ſich in der Folge zur proteſtantiſchen Glaubenslehre, und lehrte eine Zeitlang in Tübingen, wo er ſich gegen ſeine Kollegen mit ſolchem Stolze betrug, daß ſie ihm bald wieder den Abſchied verſchafften. Nicht leicht iſt jemand anders, als ein Franzoſe, wie man auch an der bekannten Aufforderung des Salmaſius ſieht, eines ſolchen Uebermuths fähig, der den Karl Du Moulin nicht bloß etwan in einer Geſellſchaft ſagen, ſondern ſo gar druken ließ: „er nehme es mit jedem auf, und könne von niemandem etwas lernen.“ Præf. ad Conſultatt. 1560.

me, wo Herr von Pibrac ihn an Baliſte, Syndik der Stadt, empfohlen hatte. Baliſte führte ihn überall umher, und zeigte ihm die alten Innſchriften, die man unter den Trümmern findet. Da Baliſte eine genaue Sammlung davon gemacht hatte, ſo war er hier wohl bewandert. Auch zeigte er ihm den berühmten Altar, der an der Pforte der Hauptkirche iſt, und deſſen auch Elias Vinetus in ſeinen Alterthümern von Narbonne erwähnt. Auch Smith und Joh. Gruber gedenken deſſelben in der groſſen Sammlung der Inſkriptionen, die ſie dem Publikum mittheilten. Eine groſſe Menge von Alterthümern findet man in dieſer Stadt, die ihren Namen dem ganzen Lande einſt mittheilte, das ſich von den Alpen bis nach Vienne erſtrekt, und Provence und Languedoc mit der ganzen alten Diöceſe von Toulouſe in ſich begriff (*).

Wilhelm von Joyeuſe, der unter dem Duc von Montmorenci in Languedoc Befehlshaber war, hielt ſich zu Narbonne auf. Von Thou machte dieſem Herrn Beſuch, der, mit ſeiner Familie, ihn in eine Kapelle der groſſen Kirche führte, da eine Meſſe zu hören. Man ſieht in derſelben das bewundernswürdige Gemälde: die Auferſtehung des Lazarus, von Sebaſtian del Piombo

(*) Gallia Narbonnenſis.

Piombo gemalt. Die Zeichnung iſt von Michel Angelo, und es iſt ein Geſchenke des Kardinals Hippolytus von Medicis.

Dieſes ſchöne Gemälde erinnerte die Geſellſchaft an die Erzählung des Vaſari, wie Michel Angelo den Raphael wegen eines von dem Kardinal von Medicis ausgeſezten Preiſes, ausforderte. Angelo's Gemälde wurde eher fertig, und noch bei Lebzeiten des Kardinals nach Narbonne gebracht. Das Raphaelſche, das die Himmelfahrt darſtellte, kam in die Kirche St. Peters in Montorio zu Rom, wurde aber erſt nach des Kardinals Tode vollendet, daher der Preiß nicht entſchieden werden konnte.

In der Mitte des Chors der groſſen Kirche erblikt man das Grabmal Philipps des Kühnen, Sohns des heiligen Ludwigs, und Vaters Philipps des Schönen, mit ſeinem Bilde in Marmor. Sein Leichnam wurde von Perpignan, wo er nach der Rükkunft von dem Treffen zwiſchen ihm und dem, in demſelben getödteten, Könige Peter von Arragonien im J. 1285. geſtorben war, nach Narbonne gebracht.

Nach der Meſſe lud Joyeuſe den von Thou zur Mittagsmahlzeit ein. Da aber von Thou ihn wenig kannte, und er gegen den Duc von Montmorenci gefällig ſeyn wollte, ſo verbat er

ſichs ſo höflich, als möglich, aus Furcht, man möchte es dem Duc von einer ſchlimmen Seite vorſtellen. Zu Beziers machte er dieſem ſeine Aufwartung, wohin er durch ein Gehölze voll von Haidekraut und Tamarinden gekommen war, und das wegen Räubereien berüchtigt iſt. Daher nennt er in einer Stelle ſeiner Gedichte Beziers die Mutter der Tamarinden

Der Duc nahm ihn mit vieler Achtung auf, und ſprach mit ihm, ſo bald die erſten Höflichkeiten vorbei, und die Verſicherungen von ſeinen guten Geſinnungen gegen den erſten Präſidenten gegeben waren, ſogleich von Salcede. Erſt kürzlich hatte er die Ausſagen dieſes Böſewichts erfahren, und zwar durch Mathurin Chartier, der aus den Niederlanden kam. Von Thou brachte die Gründe vor, aus denen der Marſchal von Matignon die Falſchheit der Anklagen erwieß: der Duc aber behauptete, ſie ſeien nicht ganz ungegründet. Als dieſer ſahe, daß von Thou ſeine Meinung lebhaft behauptete, mäßigte er ſich ein wenig, und ſagte ihm: er wolle ihn den andern Tag mit einem Manne zuſammenbringen, der in der Sache ſehr wohl unterrichtet ſeie.

Von Thou ſpeißte beim Biſchofe von Beziers zu Nacht, der ihn den andern Tag in die Kirche und von da auf eine Altane führte, von welcher

man

man das ganze umliegende Land überblikt. Kaum waren ſie da, ſo erſchien der Duc geſtiefelt mit Chartier: Hier, ſprach er zu dem von Thou, ſehen Sie den Mann, von dem ich Ihnen geſtern ſagte. Bei der Reiſe durch Paris hat er den erſten Präſidenten geſprochen. Ueberlegen Sie, was er Ihnen ſagen wird, und, wenn ich auf den Abend zurüke komme, wollen wir mit Muſſe darüber ſprechen.

Er eilte hierauf zu einer Zuſammenkunft zwiſchen Beziers und Narbonne mit Annas, dem Sohne Wilhelms von Montmorenci. Dieſer Herr hatte den König bis Lyon begleitet, und da um Erlaubnis gebeten, ſeinen Vater beſuchen zu dörfen, war hierauf die Rhone herab gefahren, gab dem Duc von Montmorenci Nacheicht von dem Wege, den er nehmen wollte, und ſchiffte am Meere hin, weil er das Land vermeiden wollte, nach Narbonne, wo er den Tag angekommen war, als von Thou daſelbſt abreiſete.

Kaum hatte ſich der Biſchof entfernt, daß von Thou mit dem Chartier allein war, als ihm dieſer erzählte, was ſich zu Antwerpen zugetragen hatte, die Muthmaßungen und Bewegungsgründe des Prinzen von Oranien, den Salcede und Grafen Egmond gefangen nehmen zu laſſen, die beſondere Unterredung, die jener mit dem Her-

zoge

soge von Parma hatte, und wie derjenige, den der Herzog ihm beigesellte, sich selbst tödtete, als man ihn gefangen nahm. „Endlich — fuhr er fort — damit Sie Sich ganz überzeugen, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, sollen Sie wissen, daß Salcede den Händen des Herrn von Bellievre übergeben wurde, der ihn vor den König führte. Dieses hätten weder der Herzog von Anjou noch seine Räthe gestattet, wenn bei dieser Sache nur Muthmaßungen sich fänden."

Bei mehrerem Hin- und Wiedereeden behauptete von Thou immer: der Umstand, daß der Böswicht eine zu grosse Menge von Männern, deren Unschuld und Treue allgemein anerkannt sei, dieser schröklichen Verschwörung angeklagt habe, mache seine Aussagen der Falschheit verdächtig. Chartier erwiederte: es könne seyn, daß Salcede, der seine Sicherheit suchte, mehrere mit Unrecht angeklagt habe, oder daß diejenigen, die ihn zu einem so grossen Verbrechen bewogen, ihm Muth machten, indem sie ihm eine grössere Menge nannten, als ihrer wirklich waren: indessen sei der erste Präsident, sein Vater, den er, auf Befehl des Anjou, in geheim zu Paris gesprochen habe, der Meinung, man solle in einer so wichtigen Sache nichts übereilen, und sie gründlich untersuchen, daher den Schuldigen lan-

gt

ge in der Gefangenschaft halten, um die Sache durch eine übereilte Hinrichtung deſſelben nicht zu verderben. Mit dieſen Worten ſchieden ſie von einander.

Den Abend war der Duc von ſeiner Zuſammenkunft kaum zurüke gekommen, als er den von Thou rufen ließ, und ihn zuerſt von dem Herrn von Joyeuſe unterhielt, wie ſie ſich beide verſtellte oder wahre Proben der Freundſchaft gaben. Darauf fieng er gleich von Salcede's Sache an, und frug, was er jezt, nach ſeiner Unterhaltung mit Chartier, davon denke? Von Thou beharrte bei ſeiner Meinung, doch nicht mehr ſo lebhaft, als vorher, und begnügte ſich, zu ſagen: die Zeit, dieſe groſſe Lehrerin, werde alles aufklären: man müſſe von der Klugheit des Königs und ſeiner Miniſter erwarten, was man in einer Sache von ſo wichtigen Folgen zu glauben habe. Der Duc begab ſich hierauf in ſein Zimmer. Von Thou bat ihn um einen Paß, und der Duc gab ihm den nämlichen Chartier zum Geſellſchafter, mit dem Auftrage: er ſolle über Bezenas gehen, wo die Ducheſſe, ſeine Gemahlin, ſich aufhalte.

Den andern Tag ereignete ſich ein Ebentheuer, das für den Chartier ein böſes Anzeichen war, wie auch der Erfolg beſtätigte. Sie giengen bei-

de Abends durch einen kleinen Fußsteig, zwischen zwei jähen Anhöhen, Chartier voran und von Thou hinten nach. Ein Bauer, der, wie fast alle in jenen Gegenden, bewaffnet war, fragte von der Anhöhe herab: obs nicht Chartier seie, der voran gehe? Von Thou wollte die Ursache dieser Frage wissen, der Bauer antwortete: es solle ihme lieb seyn, wenns Chartier seie, denn es gehe das Gerüchte: er seie gehenkt worden. Darauf rief von Thou dem Chartier: er solle warten, und erzählte diesem, was der Bauer, der nicht mehr zu sehen war, ihm gesagt hatte, ermunterte ihn auch, in Zukunft bei den Sachen, in die er sich mische, vorsichtig zu seyn, und einer so traurigen Weissagung zu entgehen. Chartier bekümmerte sich nicht darum, glaubte sich gegen alle böse Zufälle gesichert, und lachte daher über den gegebenen Rath gar sehr. (*).

Als sie in den Gasthof kamen, fuhr Chartier fort, ihn in dem nämlichen Tone und mit der nämlichen Zuversicht von den gefährlichen Dingen zu unterhalten, in die er sich für den Marschal von Bellegarde (**) gemischt habe, von der

ley-

(*) Doch wurde er gehenkt, wie Th. im 134 Buche seiner Zeitgeschichte erzählt.

(**) Brantome und Th. erzählen seine Todesart verschieden. Dieser läßt ihn an sinnlichen Ausschweifungen mit Frauenzimmer, jener am Gifte sterben, das ihm die Königin-Mutter gegeben habe.

lezten Sache, an der er Theil gehabt habe, endlich von dem Tode seines Herrn, der des sinnlichen Lebens, das er geführt habe, würdig gewesen sei, sezte auch noch andere besondere Umstände hinzu, die um des allgemeinen Bestens willen, damit die Familie des Marschal nicht beschimpft wird, hier verschwiegen werden.

In Erzälungen von sich selbst zeigte er sich eben so wenig zurükehaltend Er sagte: er sei von Dol in Bretagne gebürtig, und noch jung, um seiner schlechten Aufführung willen, von seinem Vater aus dem Hause gejagt worden. Hierauf habe er sich auf einem Schiffe, das er zufälliger Weise fand, nach Bordeaux begeben. Hier sei er in Dienste eines Kanonikus, seines Landsmanns getreten, und hierauf, weil er ein wenig Latein konnte, apostolischer Notar geworden. Sein schon bejahrter Herr habe ein Frauenzimmer unterhalten, er aber, als ein junger Mensch im besten Alter, sie für sich eingenommen, seinen Herrn ganz zu regieren gewußt, und nach seinem Tode sich seines Vermögens bemächtigt — weil er aber von den Erben verfolgt zu werden fürchtete, sich nach Toulouse, und hierauf immer tiefer in Languedoc hinein geflüchtet — sich dann einen Zugang in dem Hause des Bischofs von Aleth, aus dem Hause Joyeuse, verschaft, und da sein Amt eines Notars ausgeübt — endlich

durch

durch die Nachbarschaft der Gebürge von Sault Gelegenheit gefunden, mit den Pyrenäischen Buschklopfern bekannt zu werden, und die Tochter ihres Anführers geheirathet. Nun mische er sich in alle Streitigkeiten, deren es in dieser Provinz genug gebe, und habe die Art und Weise der Einwohner so angenommen, daß sie von ihm glaubten, er sei im Lande geboren und erzogen; sei in der Folge, als Sekretär, in die Dienste des Duc de Montmorenci gekommen, habe sich aber, als der Friede mit den Protestanten geschlossen und wieder gebrochen wurde, beim Marschal von Bellegarde aufgehalten, und nun nach dessen Tode, sich zum Herzoge von Anjou gewandt. „Alle diese Umstände erzählte er, als eben so viele schöne Handlungen, den Bedienten, welche die Schnaken nicht schlafen ließen, und mischte mehrere Ebentheuer in der Manier des Appulejus ein. Verrieth er dadurch auf der einen Seite einen Mann von ausserordentlichem Kopfe, so konnte man auf der andern daraus ersehen, wie wenig Zutrauen man zu ihm haben konnte.

Zu Pezenas machte von Thou der Madame von Montmorenci Visite, ließ den Chartier daselbst, und begab sich nach Montpellier. Der Prinz von Condé war dahin gekommen, um sich von den Einwohnern den Rest des Geschenks bezahlen

zahlen zu laſſen, das ihm der König zu ſeiner Vermählung gemacht hatte. Er gieng eben auſſerhalb der Stadt mit Franz von Coligni-Chatillon (*) ſpazieren, der Gouverneur daſelbſt war, als von Thou auch dahin kam. Kaum bemerkte der Prinz, daß dieſer, wie er ihn ſahe, vom Pferde ſtieg, um ihm ſein Kompliment zu machen, ſo gieng Condé ihm entgegen, und grüßte ihn auf die gnädigſte Art von der Welt, erinnerte ſich der Unterredung, die er das Jahr zuvor mit ihm gehabt hatte, und nahm ihn mit zur Tafel ins Hotel von Fiſts, wo er logierte.

Ueber Tiſche ſprach man von der ſchröklichen Wuth der Duelle, die ſich überall verbreitet hatte. Iſak von Baudray-Mouy, der ſich mit andern Standesperſonen dabei befand, wollte ſie mit der Nothwendigkeit entſchuldigen, die ein Edelmann fühlte, ſeine Ehre, die er dem Leben vorziehen müſſe, zu vertheidigen. Darüber antwortete ihm der Prinz mit demjenigen Anſehen, das Perſonen von ſeinem Range ſo wohl kleidet: umſonſt ſuche der Adel ſeine Ehre in dieſer Art von Kämpfen: ſie ſeien den göttlichen Geboten gänzlich zuwider; wir ſeien verbunden, alle unſere Handlungen und Gedanken, nicht nach unſerer ſondern der Ehre Gottes abzumeſſen: unſer Heil hänge allein

(*) Ein würdiger Sohn des berühmten Admirals.

allein von der Beobachtung seiner Gebote ab: es seie nicht erlaubt, den Degen zu ziehen, als auf den Befehl des Fürsten zur Vertheidigung des Staats oder seines Lebens.

Hierauf wandte er sich zum Geistlichen, der hinter seinem Stule stund, und frug ihn, ob das Gewissen diese Kämpfe erlaube, um sich in Privatstreitigkeiten Recht zu verschaffen? worauf der Geistliche antwortete: man könne es nicht thun, ohne sein ewiges Wohl in Gefahr zu sezen: „Ich sage Ihnen, meine Herren! sezte er hinzu: Sie müssen sich einmal von dem Wahne, in dem Sie über diesen Punkt stehen, frei machen. Ich bin Ihnen Bürge dafür, daß Ihre Ehre nichts dabei leidet!"

Nach aufgehobener Tafel unterhielt sich der Prinz mit dem von Thou besonders über einige Staatssachen, auch über das, was die Aussagen von Salcede betraf, wobei aber von Thou sich nicht so warm äusserte, als sonsten. Hierauf nahm er Abschied vom Prinzen, und reisete längst des Dammes am See auf einem schönen Maulthiere, das Condé ihm geschenkt hatte, nach Aigues-Mortes.

Dieser Ort war sonsten wegen des Seehafens berühmt, in dem unsere Könige sich zu den Kreuzzügen einschifften: heut' zu Tage ist er verfandet

und

und unbrauchbar. Man sieht daselbst den Thurm des Konstantius, wo eine Garnison liegt, und wo man ehemals die Laternen für die Schiffe aushängte, die da landen wollten.

Von da wandte er sich links, ließ die Salinen von Pecais und was man die Camargue nennt, ein fettes, zwischen dem Kanale von Aigues-Mortes oder dem See Robine und der Rhone eingeschlossenes, Land zur Rechten, und kam durch Niederlanguedoc nach Nismes. Nach dem Ausonius hat diese Stadt ihren Namen von einer Quelle, die ausser der Stadt mit vielem Geräusche entspringt.

Nismes ist wegen seines Amphitheaters und einer ausserordentlichen Menge von Alterthümern merkwürdig, deren Pracht und Majestät noch jezt die Schönheit manches neueren Gebäudes übertrift. Sie ist der Geburtsort der beiden Antonine, so wie Narbonne des Carinus. Beide Kaiser haben daselbst prächtige Werke errichtet. Nahe bei der Stadt erblikt man die Trümmer eines Tempels, den die Einwohner bei Gelegenheit einer Belagerung zerstörten. Das Gewölbe, das noch zur Hälfte steht, läßt die Zerstörung dieses schönen Gebäudes bedauern. Denkt man sich noch den Pont Du Gard dazu, der zwischen den Felsen bei St. Privat erbaut ist, und aus drei

Schwib-

Schwibbögen über einander besteht, um das Wasser nach der Stadt zu leiten!

Indem von Thou Beaucaire zur Rechten ließ, kam er über Monfrain und Aramont nach Villeneuve an dem französischen Ufer der Rhone — merkwürdig durch seine Kartause und die Ruinen. Noch bemerkt man daselbst viele Waapenschilde von Kardinälen (*). Die Brüke da hängt vom Könige ab, und ist nicht gerade, wie die von St. Esprit, sondern wegen des reissenden Wassers und der heftigen Winde schlängelnd erbaut, das sie sehr bequem macht.

Am Ende derselben liegt Avignon, die Hauptstadt des Comtat. Denn Valenon gehört nicht, wie Cuiaz glaubte, zum Comtat, sondern zum Narbonnischen Gallien, die sonsten ganz Dauphiné begriff. Diese Stadt weicht keiner der Christenheit so wohl wegen der Schönheit seiner Mauern, als wegen des päpstlichen Palasts, der auf einem Felsen liegt. Klemens der V. versezte den heiligen Stuhl dahin, im J. 1306 in dem ein und zwanzigsten Regierungsjahre Philipps des Schönen. Er blieb daselbst bis zum vierzehnten Jänner 1377, da Benedikt der XI. nach Rom zurüke kehrte.

Von

(*) Aus der Zeit, wo die Päpste in dem gegen über liegenden Avignon residierten.

Von Thou wartete dem Kardinale Georg von Armagnac (*) auf, der in Abwesenheit des alten Kardinals von Bourbon die Stelle eines Legaten vertrat. Er war schon achtzig Jahre alt, und pflegte nur noch seiner Gesundheit. Da er sehr höflich war, und die Fremden wohl empfieng, behielt er den von Thou bei der Tafel. Nach derselben bat ihn dieser um ein Geleite, und entfernte sich, weil sich der Kardinal gleich nach Tische zu Bette legte. Hierauf besuchte von Thou noch Heinrich von Angoulesme, der in der Provence Befehlshaber war, und damals sich zu Avignon befand. Von Angoulesme unterhielt ihn lange über Salcede, und gab zu erkennen: obgleich Salcede in seinen Aussagen sich widersprochen habe, müsse doch viel Wahres dabei seyn.

(*) Dieser Kardinal ist einer der Menschen, die sich mehr als einmal zu ungerechten und treulosen Handlungen gebrauchen ließen. Man beschuldigt ihn, er habe zu der Reise beigetragen, die der König von Navarra und sein Bruder, der Prinz Conde, unter der Regierung Franz des II. oder vielmehr der Guisen, die diesen schwachen Fürsten beherrschten, nach Orleans machten. In der Folge hatte er Streit mit Johanna von Albret, Mutter Heinrichs des IV. fand aber bei dieser Prinzessin eine Frau von grossem Charakter, die leichter, zu verfolgen als zu überzeugen, war.

Von Avianon begab sich von Thou zu Wasser und ohne Gefahr nach Tarascon, an dem Ufer der Rhone, vor Beaucaire über, und kam nach Arles.

Es ist ungewiß, zu welcher Zeit der erzbischöfliche Siz zu Arles errichtet wurde, ob zur Zeit des Trophimus, von dem der heilige Paulus redet, oder eines andern neuern Trophimus? Welcher es auch seie, so ist die Kirche einem heil. Trophimus gewidmet. Diese Stadt, die einst die Hauptstadt eines Königreichs war, enthält noch einige Spuren ihrer alten Würde, die aber eben so wenig beträchtlich sind, als die Dauer des Königreichs selbst. In der Rhone erblikt man einige Pfeiler der Brüke, die sie mit dem jenseitigen Ufer verbanden, wo aber nichts, als die Trümmer eines Amphitheaters und einige Grabmäler, Denkmäler seiner alten Gröſſe, übrig sind. Heut' zu Tage hält sich der vornehmste Adel des Landes da auf, das in andern Provinzen nicht gewöhnlich ist. Es giebt keine Stadt im Reiche, die mehr Freiheiten und mehr Einkünften hätte. An der Flußseite liegt sie an einem Moraste, gegen Morgen und Mittag aber an dem steinigten Gefilde, die Crau genannt. Durch einen Kanal, den man aus der Durance zog, hat man es milder gemacht, und ists angebaut,

gebaut, so giebts, troz der Kieselsteine, guten und reinen Waizen.

Von da ließ von Thou das Schloß von Salon, wo der Herr von Angoulesme sich aufzuhalten pflegt, rechts, und gelangte nach St. Chamas, am Anfange des See's von Martigues gelegen, wegen seiner Saliner und der in Felsen gehauenen Casernen berühmt. Auch dieses ließ er rechts, und kam durch alte Bogen, die sich an der Strasse finden, endlich nach Marseille.

Der Name schon giebt eine grosse Idee von der Stadt, wiewohl nichts von dem übrig ist, was man ehemals sahe. Ja, man behauptet, sie seie an einem andern Orte erbaut. Corsikaner und die Inselnbewohner begeben sich dahin mit ihrer Habe, um da die Freiheit unter dem Schuze Frankreichs zu geniessen. Sie sind auf dieselbe desto eifersüchtiger, da sie um ihrer willen Vaterland und Güter zurüke ließen, halten sie für eine ihrer grösten Glükseligkeiten, und glauben alles verloren zu haben, wenn sie diese verlieren. Um sie zu erhalten, unternehmen sie alles, und dies macht sie zuweilen sehr störrisch.

Der Gouverneur des Schlosses d'If, das im Meere auf einem abgerissenen Felsen liegt, und den Eingang des Hafens zu vertheidigen scheint,

lud den von Thou zum Essen ein. Auf der Rückreise von da nach Marseille kam er am Schlosse Notre-Dame de la Garde vorbei, das den Hafen beherrscht, und über dem, nahe genug, die reiche Abtei St. Victor liegt. Von Thou konnte nur zwei Tage anwenden, Marseille zu sehen, und begab sich dann nach Aix.

Johann von Monchal (*), Präsident des Parlaments, war so höflich, ihn in alle Kirchen, auf das Stadthaus, ins Arsenal, und besonders ins Palais zu begleiten, wo sich das Parlament versammelt. Von Thou hatte ihn auf einen freundschaftlichen Fuß kennen gelernt, als er, zehen Jahre zuvor, mit Karl von Lamoignon, Kommissarius in diesen Provinzen, abgeschikt wurde, den Unterschleif, der bei der Salzsteuer vorgegangen war, zu untersuchen. Monchal zeigte ihm auch die Bäder, von denen die Stadt ihren Namen hat. Sie sind sehr gut gebaut, und mit Bänken versehen, deren sich die Einwohner des Landes bedienen.

(J. 1582.) Von da kam von Thou über Cavaillon nach Orange, einer durch das ehrwürdige Alterthum seiner Denkmäler merkwürdigen Stadt. Man sieht ausserhalb den Mauern jene stolzen

Sie-

(*) Auch sonsten, Moncalp.

Siegeszeichen, die noch den Namen des Marius führen, und deren Majestät selbst der Zahn der Jahrhunderte ehrte.

Tritt man aus der Provence in Dauphiné ein, so ist die erste Stadt, in die man kömmt, Montelimart, das in unsern lezten Kriegen bekannt genug wurde. Wie von Thou da zu Nacht speißte, suchte Colas, Viceseneschal, das ungefehr so viel ist, als Amtmann, damit man sich in dem Namen eines Seneschal nicht täusche, ihn in seinem Gasthofe auf. Zehen Jahre hatten sie sich nicht gesehen, nämlich seit der Zeit, da sie zu Valence unter Cuiaz die Rechte studiert hatten. Nach seiner Abreise von Valence vernahm von Thou, Colas seie zum Rektor, oder, wie man sagt, zum Fürsten der Jugend ernannt, weil er aus dem Lande war — darauf aber angeklagt worden, er habe einen jungen Schüler aus Burgund, bei Nacht, verrätherischer Weise ermordet. Bei der gerichtlichen Verfolgung, die deßwegen gegen ihn vorgenommen wurde, seie er ins Gefängnis gesezt worden, und nur durch die Gunst oder Nachläßigkeit seiner Parteien daraus entkommen. Dieser Colas nun kam im Amtskleide, den von Thou zu sprechen, der ihn beim Essen behielte. Während der Mahlzeit unterhielt ihn jener in weitschweifenden und

unnü-

unnützen Reden von Staatssachen, und mischte immer den Namen des Duc de Mayenne mit ein, dem er seine Dienste zur Zeit, als der Duc in der Provence Befehlshaber war, angeboten hatte.

Colas war ein heftiger Redner, einbildisch und kühn, der entschlossen schien, alles zu wagen, um sich über seinen Stand zu erheben. Weder von diesem Amtmanne noch von dem Abendessen hätten wir etwas erwähnt, wäre nicht bei Gelegenheit der folgenden Kriege von seinen kühnen Unternehmungen die Rede gewesen. Er sparte keine Mittel, seinen Zweck zu erreichen, und machte sich selbst dem Duc de Mayenne, dem er seine Erhebung dankte, furchtbar, wie man in der allgemeinen Geschichte weitläuftiger findet.

Den Tag hernach suchte dieser Mensch den von Thou noch einmal in seinem Gasthofe auf, zeigte ihm die Stadt, und begleitete ihn bis ans Ufer der Rhone, wo sie sich unter vielen Umarmungen trennten. Von Thou setzte auf einer Fähre über, überstieg den nämlichen Tag rauhe Gebürge, und schlief in Aubenas, dem Hauptorte des Marquisats Montlaur. Drei Tage lang mußte er durch schröckliche Wege reisen, bis er, am Schlusse derselben, am Ende einer angenehmen

men Ebene, le Puy in Velay erblikte, in deſſen Nachbarſchaft die Loire entſpringt, die ſich zwiſchen blumichten Ufern ſchlängelt, aber auch manchmal über ſie ergießt. Auf der andern Seite der Stadt entdekt man, mitten in einer Wieſe, einen abgeriſſenen Felſen, in Geſtalt eines Kegels, auf deſſen Spize man in Stufen ſteigt, die in den Stein gehauen ſind. Man ſieht daſelbſt eine dem heiligen Erzengel Michael geweihete Kirche, wie mich dünkt, nach der zu Mont. St.-Michel erbaut, von der ich ſchon erzählt habe.

Die Stadt erhebt ſich unmerklich, und iſt im Verhältniß ihrer Gröſſe ziemlich bevölkert. Zur Kathedralkirche ſteigt man auf Stufen bis zum groſſen Altar, der vom biſchöflichen Palaſte durch eine, auf antike Art gebauete, Mauer getrennt wird. Man ſieht daſelbſt die zwei griechiſchen Buchſtaben, die Jeſus Chriſtus bedeuten, noch ganz, wie man ſie auch zu St. Oren in Auch bemerkt hat. Nectarius von Seneterre, Biſchof daſelbſt, nahm den von Thou höflich auf und zeigte ihm ſeine mit alten Manuſcripten verſehene Bibliothek, die der Neugierde der Gelehrten würdig iſt.

Von le Puy aus ſtieg er die Gebürge herab, um nach Langnac dem erſten Orte in Auvergne,

zu

zu gelangen — er liegt in der Ebene, die man Limagne nennt — und begab sich von da nach Clermont, der Hauptstadt von Auvergne, und begrüßte gleich nach der Ankunft seinen Schwager von Harlai, der ihn mit allen Merkmalen der Freundschaft empfieng, so wie die anderen Mitglieder des Kommißionsgerichtes, die ihm einmal eine Sizung unter sich gestatteten. Zwei Tage wandte er dazu an, die Stadt und die Gegend zu sehen, wie auch die Quellen rings umher, besonders diejenige, deren Wasser sich beim Hervorkommen aus der Quelle versteinert, so daß, grübe man nicht alle Tage einen Kanal, ehe das Wasser sich verhärtet, die Quelle verstopft würde.

Nach dem von seinem Schwager und Brulard genommenen Abschiede kam er, durch Montferrand, Thiers, eine berühmte Papiermanufaktur, und Saint-Bonnet, nach Lyon.

Daselbst traf er den Ludwig Chateignier von Abin an, der als königlicher Kommißar, die Provinzen zu besuchen, da war, und Gelegenheit hatte, ihn drei Tage lang bei sich zu beherbergen. Den größten Theil dieser Zeit brachte er damit zu, die Buchläden eines Tournes (*) und Rouillé zu besuchen. Da sprach er auch Dalchamp,

(*) Eigentlich, Turnaise.

lechamp, der an seinem Plinius (*) arbeitete, und die Botanik korrigierte, die Rouillé drukte. Den Gelehrten ists interessant, was Dalechamp zu dem von Thou über dieses Werk sagte. „Bald dreißig Jahre werde an diesem Werke gearbeitet, und man habe mehrere male daran verbessert.

Als er die lezte Hand daran legte, sie schon der größte Theil abgedrukt gewesen. Weil es nun so oft umgedrukt, durchgesehen und verbessert worden, so sie dieses die Ursache, daß einige Exemplarien fehlerhaft, andere korrekter; die lezten Ausgaben aber die besten seien."

Den ersten November, an welchem Tage Gott den ersten Präsidenten von der Welt abrief, war sein Sohn noch in Lyon. Da er seinen Tod erst in Paris erfuhr, so gieng er nach Villefranche in Beaujolois, nach Maçon, der berühmten Abbtei Tornus, und Chalons, die alle an der Saone liegen, und ließ dann diesen Fluß zur Rechten, um nach Beaune zu reisen. An dem Ufer eines kleinen Flusses, der da fließt, erblikt man ein gutes Schloß: aber seine überall bekannten Weine machen es noch berühmter.

Citeaux ist nicht weit davon entfernt. Diese in der christlichen Welt so merkwürdige Abbtei wurde im J. 1098. von dem Herzoge Otho erbaut.

(*) Dem Naturforscher.

baut. Heut' zu Tage hänzen 1070. so wohl Manns- als Frauen-Klöster davon ab. Von Thou wollte dahin, um den Nikolaus Boucherat zu besuchen, von dem er wußte, daß er ein Freund des ersten Präsidenten war. Nachdem er zuerst Generalvikarius des Ordens gewesen war, wurde er dann zum Abbte, in der Qualität eines Grosvikars erwählt. Boucherat hatte mehrere Reisen in Italien, Sicilien, Deutschland, Polen, Ungarn und den Niederlanden gemacht. Mit so vielen Kenntnissen verband er vollkommene Klugheit und grosse Gelehrsamkeit. Er wußte den Tod des ersten Präsidenten. Da er aber merkte, daß er dem Sohne noch nicht bekannt war, erwähnte er nichts davon, sondern bat ihn bloß nach dem Mittagessen, um des schlimmen Wetters willen bei ihm zu bleiben. Von Thou entschuldigte sich, und übernachtete in Dijon, der Hauptstadt von Burgund, die aber kein Bißthum hat.

Der Waldstrom Suzon macht der Stadt wegen seinen Ueberschwemmungen viele Beschwerlichkeit, aber die Bequemlichkeiten, die sie der Ouche dankt, und ihre vortheilhafte Lage ersezen sie wieder. Man sieht daselbst die Kirche der heil. Benigna, die der Bischof Gregorius von Langres bauete. Sie hat eine unterirrdische Kirche oder Höhle, wo dieser heilige Mann sich entweder ver-

barg

barg, oder wo er in Feſſeln gelegt wurde, weil er den abgöttiſchen Völkern die Kenntnis des wahren Gottes predigte. Das Burgundiſche Parlament ſizt zu Dijon. Dieſe Stadt hatte ſonſten zwei Citadellen. Diejenige, die von Ludwig dem XII. erbaut wurde, bedeutet nicht viel: die andere etwas beſſere aber, die von der Stadt entfernt lag, und die Talan hieß, iſt abgetragen worden. Die Karthauſe vor der Stadt iſt ſehr berühmt. In dem Chore ſieht man die Grabmäler dreier Herzoge aus dem franzöſiſchen Hauſe. Von Thou machte dem Herrn Dionyſius Brulard, erſten Parlamentspräſidenten, ſeine Aufwartung. Auch er wußte den Tod des Vaters, ſchwieg aber, um ſeinen Gaſt nicht zu betrüben. Nur verbreitete er ſich über das Lob des erſten Präſidenten — aber mit ſolcher Lebhaftigkeit und Herzensergieſſung, daß nicht nur die Beſcheidenheit des Sohns dabei in Verlegenheit kam, ſondern daß es faſt einigen Verdacht bei ihm erweken ſollte. Denn ſeine Rede glich mehr einer Leichenfermen, als der Lobrede auf einen Lebenden.

Nach zwei Tagen nahm von Thou Abſchied, reiſete über die Quellen der Seine, und kam über Chatillon, der Vaterſtadt des gelehrten Wilhelm Philander, über Muſſy-l'Evesque, Gyé und

Bar

Bar an der Seine, nach Troyes, einer groſſen Stadt, voll reicher Kaufleute, einſt dem Aufenthalte der Pfalzgrafen von Champagne und dem Orte ihrer Begräbnis. Von Thou hielt ſich nur einen Tag da auf, und kannte ſeinen Verluſt immer noch nicht. Denn diejenigen, die ihn begleiteten, trugen Sorge, daß er ihn nicht eher, als in Paris, erführe.

So kam er nun nach Nery, Pont, wo die Aube in die Seine ſich ergießt, und nach Nogent, wo er den Fluß links ließ, um ſich nach Provins zu begeben — einer kleinen, aber ſehr bevölkerten Stadt, am Abhange eines Hügels gelegen. Man ſieht daſelbſt ein ſchönes, dem heil. Jakob gewidmetes, Kloſter, das aber oft von den Ueberſchwemmungen eines kleinen, durch Regen angeſchwellten, Flüßchens leidet.

Von da gelangte er durch Nangis nach Boiſſi. An dieſem Orte entdekte ihm ein Schweizeroberſter, der ihn von Lyon her begleitet hatte, den Tod des erſten Präſidenten, und ſagte ihm: „Weil dieſes Unglük nicht zu ändern ſeie, ſo müſſe ers mit Geduld ertragen, und ſich dem Willen Gottes unterwerfen, der es ſo gewollt habe. Seine Gerichte ſeien verehrlich, und er müſſe überzeugt ſeyn, daß die Vorſehung nichts gethan habe, als was zum Beſten des Vaters und des Sohns diene.“

Eine

Eine ſo unerwartete Nachricht erſchütterte den von Thou gar ſehr, da er von der guten Geſundheit ſeines Vaters ſich eine lange Lebensdauer verſprochen hatte. Er überließ ſich daher traurigen Betrachtungen, ſo wohl in Anſehung ſeiner ſelbſt, als in Rükſicht auf das Beſte des Staats, das er, ſelbſt bei eigenem Unglüke, nie vergaß. Er warf ſich aufs Pferd, und machte den Reſt der Reiſe, wie ein Menſch, der auſſer ſich iſt.

Man hatte die Beerdigung des erſten Präſidenten, ungeachtet er ſchon 14. Tage geſtorben war, gerade auf den Tag ſeiner Ankunft in Paris angeſtellt.

Da ſein Tod in die Zeit der Vakanzen fiel, ſo hatte der König befohlen, daß die Ceremonie aufgeſchoben wurde, damit ſie mit deſto gröſſerem Pompe vorgenommen werden könnte.

Sie koſtete 4000 Thaler, und das war alles baare Geld, das man nach dem Tode bei ihm gefunden hatte.

Er, der keine Eitelkeit beſas, und ein geſchworner Feind des Geizes war, vernachläßigte ſehr oft ſeine eigene Angelegenheiten, hatte aber doch noch vor ſeinem Tode alles ſo in Ordnung gebracht, daß er nichts ſchuldig war, und obige Summe zurükgelegt hatte, entweder um ſie auf die Zeit der Noth aufzuheben, oder dem Könige

leihen, wenn er's verlangte, oder seine Freunde damit zu unterstützen.

Als der König von beiden Königinnen begleitet, der ersten Präsidentin die Ehre anthat, ihr wegen dieses Verlustes einen Besuch zu machen, so entschlüpfte ihrem Mund nicht die geringste Klage, noch ließ sie merken, daß sie etwas bedürfte, ungeachtet nach jenem Aufwande ihr kein Sols im Hause übrig blieb.

Diese tugendhafte Frau, die menschlichen Beistand nicht verlangte, und alles von der göttlichen Vorsehung erwartete (*), sagte bloß, ohne um etwas zu bitten: Gott habe, wenn nur seine Gnade sie nicht verlasse, für ihre und ihrer Kinder Bedürfnisse hinreichend gesorgt." Der König schien über diese Worte bestürzt, und war über das grosse Zutrauen zu Gott, das nichts von den Menschen erwartet, ganz erstaunt. Daher gieng dieser verschwenderische Fürst, der in den Wohlthaten kein Maas zu treffen wußte, mit denen

(*) Diese tugendhafte und entschlossene Frau zeigte sich des Gatten würdig, den der Tod ihr entrissen hatte. Heinrich der III. fühlte den Verlust, den er selbst litt, erst in der Folge, und mehr, als einmal, bedauerte er diese obrigkeitliche Person, die unbestechlich war, und die er im Leben einen ehrbaren Mann genannt hatte, sehr stark.

denen er unwürdige Menſchen überſchüttete, alsbald mit ſeiner Mutter, die ſich eben ſo verdrüßlich zeigte, weg, und die Verachtung der menſchlichen Hoheit ſchmerzte ihn, ſo wie der Verluſt der Gelegenheit, ſeine Gnade zu verbreiten.

Peter Duval, ein berühmter Arzt (*), deſſen das erſte Buch dieſer Denkſchrift erwähnt, hatte den erſten Präſidenten in ſeiner Krankheit, nebſt andern Aerzten, einem Johann le Grand, Jakob Pièrre, Leonhard Botal beſucht, und der Oefnung des Leichnams beigewohnt, die man, um ihn zu erhalten, vornehmen mußte. Er ſagte: er habe noch keinen geſehen, deſſen Theile alle ſo geſund und durch das Alter ſo wenig verändert geworden ſeien: beſonders ſeie das Hirn in vortreflichem Zuſtande geweſen. Ferner ſagte dieſer Arzneigelehrte, der auch auſſer ſeiner Profeßion, in der er treflich war, vielen Verſtand beſaß, und durch ſeine Urtheilskraft die Verdienſte genau unterſcheiden konnte: nie habe er zwei Perſonen geſehen, die er Herrn und Frau von Thou vergleichen könne (**): ihre Frömmigkeit ſeie frei

von

(*) Peter D. verließ die Frau von Thou, nach dem Tode ihres Gatten, nicht. Sein munterer und belebter Umgang diente ihr ſehr zum Troſte.

(**) Frau von Thou hatte männlichen Muth,

Auch

Stolze — ihre Liebe zur Wahrheit leide keinen Zuwachs, ihre tadellosen Sitten zeigen keine Spur von Geize weder nach Geld noch Ehre, ihr Betragen sei regelmäßig und besonders billig, ihre Denkungsart sanft, gesellig und wohlthätig für die ganze Welt.

Als von Thou in Paris ankam, fand er noch die ganze, grosse Stadt mit dem traurigen Schauspiele beschäftigt, das sie eben gesehen hatte. Beim Absteigen in dem väterlichen Hause fand er den Bischof von Chartres und den Generaladvokaten, seine Oheime. Nach reichlich vergossenen Thränen begaben sie sich ins Kabinet der Mutter, wo man erst nach neuem Jammer sich trennte. Um sich darüber zu trösten, daß er den lezten Hauch seines Vaters nicht auffassen konnte, suchte er nun sein Andenken, ob es gleich sonsten durch sich selbst sich erhielt, fortzupflanzen. Voll des Danks, den er mit ganz Frankreich theilte, und den er ihm für seine Person besonders schuldig war, ließ er ihm in der Kirche St. André-des-Arcs, in der Familienkapelle zwei

Auch sagte sie öfters besonders gegen das Ende ihres Lebens: „sie wollte gerne die Hälfte ihres „Vermögens geben, um ein Mann seyn „zu können.“ Doch dieses sagen wohl wenige Frauen nicht.

zwei Mauſoleen errichten — eines von Schnitzarbeit, von Bartholomäus Prieur, ein Werk, deſſen ſchöne Arbeit das Andenken eines ſo guten Bürgers, ſo wie den Ruhm des Künſtlers, mit Vergnügen erneuert — das andere iſt beſſer ins Licht geſtellt, dauerhafter und von den beſten Köpfen des Jahrhunderts bearbeitet. Zwei ganze Jahre wurden erfordert, um das eine und das andere zur Vollkommenheit zu bringen, da Prieur das erſte nicht eher vollenden, und von Thou die Antworten ſeiner Freunde, die an dem andern arbeiteten, nicht früher erhalten konnte.

In Frankreich, den Niederlanden, in Deutſchland und Italien hatte er Freunde. Alle wetteiferten, ihm Beweiſe ihrer Achtung zu geben. Nur Ronſard, deſſen Geiſt ſchon geſchwächt war, entſchuldigte ſich mit dem Vorwande ſeiner neuen Ausgabe der Orpheen.

Dieſer traurige Umſtand gab ihm Gelegenheit, ſeine Freundſchaft mit Muretus, Genebrard, le Fevre de la Poderie, Dorat, Poſſerat, Slävola von Ste. Marthe, Heinrich und Robert Stephanus, und einer Menge anderer Gelehrten zu erneuern. Item kann man einen Scaliger, Wilhelm Du Vair, Du Barthes, Pithou, Looſel, Thompagner von Bordeaux, mit einem Worte, alle diejenigen beizählen, die ihm ihren Ei-

ser beim Tode seines Bruders gezeigt hatten. Von allen diesen Arbeiten wählte er diejenigen, die er am schicklichsten für seine Absicht hielt, und vermischte damit seine eigenen.

Diese traurigen Beschäftigungen hatten ihn eine Zeitlang verhindert, ins Palais zu gehen. Nun aber besuchte ers wieder, und suchte Zerstreuung seines Unmuths so wohl in den öffentlichen Geschäften, als in dem Studieren. Er nahm den Klaudius von Chalon zu sich, der ein besonders Talent besaß, nach den ersten Meistern zu kopieren, und da er zugleich ein angenehmer Gesellschafter war, so sahe ihn von Thou unter dem Lesen, mit Vergnügen arbeiten.

Um endlich seinen Schmerz noch mehr zu lindern, durchgieng er noch einmal das Gedichte über die Falknerei, und sezte, auf Zureden des Siegelbewahrers, Cheverni, seines Schwagers, den dritten Gesang hinzu, der die für die Vögel, die man zum Baizen abrichtet, dienlichen Heilungsmittel enthält. Hier unterstüzte ihn Franz von Orme, Arzt von Poitiers, gar sehr. Denn er hielt sich damals in seinen eigenen Angelegenheiten zu Paris auf, und besuchte den von Thou öfters. Er ist derjenige, der eine Abhandlung über das Milz, nebst dem Buche des Hippokrates, über die Kopfwunden, bekannt mach-

machte. Jenes wurde von Franz Lavau ins lateinische überſezt und verbeſſert, und enthält ein neues Syſtem von den Verrichtungen der Milz, das von allen denen abweicht, die bisher darüber ſchrieben. Da von Thou fürchtete, er möchte ſich in den Benennungen der Arzneimittel täuſchen, die er in mehreren barbariſchen Autoren gefunden hatte, die in dieſen Materien oft ſehr unwiſſend waren, ſo wars ihm willkommen, daß er die Erfahrungen eines ſo geſchikten Mannes nüzen konnte, um nichts zweideutiges zu rathen.

Hierauf ließ er das ganze Werk druken, und wiedmete es dem Sigelbewahrer. In den Verſen, die er an ihn richtet, zeichnet er den Plan des Lebens vor, den er ſich entworfen hat, und dieſes gab dem Herrn von Cheverni Gelegenheit, ihm aufs neue zur Heirat zu rathen und ihn dazu zu ermuntern. Cheverni ſelbſt war zur Kirche beſtimmt geweſen: allein ſein älterer Bruder, Jakob Herr von Vibraye, der keine Kinder von ſeiner zu bejahrten Frau hatte, rieth ihm, die Anna von Thou zu heirathen, mit der er eine ſchöne Familie zeugte. Er ſchlug daher dem von Thou nichts vor, das er nicht ſelbſt gethan hätte, und war mit der Partei, die er genommen hatte, zufrieden. Doch verſchob von Thou ſei-

nen Entschluß auf eine andere Zeit. Die erste Präsidentin war immer noch zu sehr in ihren Schmerz versenkt, um daran zu denken, und der Sohn konnte sich über das, was er thun sollte, immer nicht entschliessen.

Der Kanzler von Biragne, dem der Tod des ersten Präsidenten sehr empfindlich war, hielt sich aus Freundschaft für verbunden, alles beizutragen, was er zum Troste der Wittwe und der Kinder seines Freundes thun konnte. Die Großmuth, die Redlichkeit und der Adel der Seele, die er bei dem verstorbenen ersten Präsidenten gefunden hatte, und die mit seinen eigenen Gesinnungen so sehr übereinstimmten (*), waren die Bewegungsgründe, die ihn aufriefen, sein Andenken und seine Würde zu ehren. Oefters ließ er seine Dienste der Wittwe anbieten, und es vergieng kein Monat, daß er nicht den Leonhard Botal schikte, um den Sohn zu einem Besuche und zu seiner Tafel einzuladen. Diese alte obrigkeitliche Person unterhielt den jungen Mann mit allerhand Erzählungen, und eröfnete ihm vertraulich die kleinsten Umstände seiner Verbindung mit dem ersten Präsidenten. Ja er erzählte ihm so gar,

(*) Andere Historiker malen den Charakter dieses Canzlers nicht so vortheilhaft. S. die Note in den Memoires des Herrn von Chevreul, S. 136.

gar, wie ſie beide die kleinen Hunde von Malta oder Lyon liebten, die man in der Folge Bichons nannte (*).

Als Ludwig der XII. und Franz der I. — ſagte er — Herren von Mailand waren, führte ihn ſein Vater, Galeazzo von Birague, Patricier daſelbſt, öfters als einen Jüngling, in öffentliche Verſammlungen, damit er da den Joh. Baptiſta Panigarola, einen berühmten Redner, hörte, der im Namen des Königs das Wort führte, und deſſen Sohn, der Biſchof von Ath (**), in ſeinem Fache nicht minder beredt iſt. Sein Vater ermunterte ihn immer, ſich zur Nachahmung eines ſo groſſen Vorbildes tüchtig zu machen. Weil er aber damals wenig von Jurisprudenz verſtund, ſo folgte er ſeiner Neigung, die ihn zu den Waffen trieb, und begab ſich in Dienſte Frankreichs, das ſich nur durch Macht in dem Beſize von Mailand und Piemont erhalten konnte. Auf kriegeriſche Uebungen und Behandlung der Staatsgeſchäfte legte er ſich zu gleicher Zeit.

Da

(*) Hündchen mit langen Ohren und einer Stumpfnaſe — vermuthlich alſo Löwenhunde.

(**) Panigarola, der Sohn, war Biſchof zu Aſt (Aſti in Italien) nicht zu Ath. Er war einer der bei der berüchtigten Proſeſſion der Ligue im J. 1590. kommandierenden Prälaten.

Da ihn nun der König durch die übertragene Stelle eines Pariser Parlamentsraths in seine Dienste zog, so schikte er ihn in der Folge öfters nach Italien, wo er durch seinen Rath und durch das in jenen Gegenden erworbene Ansehen, viele Sachen von der äussersten Wichtigkeit mit unsern Statthaltern verhandelte. Dreißig Jahre lang sete er zu mehreren Unterhandlungen gebraucht, und auf ehrenvollen Gesandschaften verschikt worden. Als der Friede mit dem Könige von Spanien und dem Herzoge von Savoien geschlossen war, wurde er mit dem Gouvernement von Lionnois beehrt, und endlich zur höchsten Justizwürde erhoben."

Diese Schilderung hier einrüken zu dörfen, hielt ich desto eher für erlaubt, da sie aus dem Munde dieses berühmten Mannes selbst in einer Privatunterredung floß, wo weder Eitelkeit noch Zierrerei statt finden.

Er hatte nur eine einzige Tochter von regelmäßigen Sitten, aber von einer übermäßigen Freigebigkeit. Zum erstenmale verheirathete er sie an Imbert de la Plattière-Bourdillon, Marschal von Frankreich, der sie ohne Kinder hinterließ. Einige Jahre hernach vermählte sie sich zum zweitenmale, mit des Vaters Einwilligung, an Johann von Laval, Comte de Maillé, in der

Folge

Folge Marquis von Nesle und Comte von Joigny. Auch dieser starb ohn: Kinder, und sie verlobte sich, wieder des Vaters Wissen, mit Jakob von Amboise aus dem Hause Aubijeour, heirathete ihn auch, gleich nach des Kanzlers Tode. Es ist nicht zu verwundern, daß eine Frau, die an einem Hofe, an dem der Luxus auf den höchsten Grad gestiegen war, immer mit Pracht gelebt hatte, sich nun für einen jungen Mann erschöpfte der selbst den Aufwand liebte, aber arm war, und nichts vom Vater erhielt.

Bald war nun alles Vermögen ihres Vaters verschwendet, und in dem lezten Feldzuge, den ihr Gatte unter dem Duc de Joyeuse in Saintonge machte, und wo er mit ihm umkam, richtete sie sich vollends so sehr zu Grunde — wozu noch ein Proceß mit einem Verwandten kam — daß ihre alte Bekannten vom Hofe zu ihrem täglichen Unterhalte etwas schiken mußten, und sie nicht genug hinterließ um davon beerdigt zu werden — eine wichtige Warnung für Wittwen und andere Frauen von Stande, die sich nicht einzuschränken wissen, und Gatten ohne den Rath der Eltern wählen!

(J. 1581.) Am Schlusse dieses Jahrs starb der Kardinal Birague und wurde prächtig begraben. — Ich darf eine alte Gewohnheit nicht über-

übergehen, die vorher abgekommen war, die aber er erneuerte, und die nun indessen nicht wieder in Uebung kam. Er gieng gewöhnlich in die St. Paulskirche, eine der größten in Paris. Nachdem man da Moteten gesungen hatte: stellte man in der Nacht eine Procession mit Fakeln an. Eine ausserordentliche Menge Menschen von jedem Alter und Geschlechte folgte der Geistlichkeit, der ein Kreuz vorgetragen wurde. Zur Symphonie, die zur Stimme der Priester paßte, schikten sich die unanständigen Tänze des Volks nicht, das vielmehr seine Schritte nach jener abmessen sollte.

Eine gleiche Ceremonie wurde bei seinem Tode angestellt, wo mehr als sechstausend Menschen sich einfanden, die andächtig sangen. In den Strassen waren Bediente unter erhöheten, mit des Kardinals Waapen gezierten, Hallen hingestellt, die dem Volke Confekt und Wein — aber ohne Unordnung — darreichten.

Peter Du Val, dessen wir kürzlich erwähnten, erzählte: „er habe ehemals das nämliche in der Pfarrkirche des heil. Benedikts gesehen: die Procession, die von St. Jakob zu den hohen Stufen ausgieng, zog zum kleinen Chatelet, und von da zu den Karmelitern auf dem Plaze Maubert: alles aber habe mehr das Ansehen einer

öffent-

öffentlichen Ergötzlichkeit, als einer frommen Handlung, gehabt: dieſe Sitte, welche die Einfalt einführte, ſeie in Ausſchweifung übergegangen, und, als verdächtig zu einer Zeit abgeſchaft worden, wo ſie mehr Aergernis, als Erbauung, erweken konnte."

Doch, als der Kardinal ſie erneuerte, fand niemand etwas daran zu tadeln. So wahr iſts, daß man dergleichen Sachen wohl oder übel auslegt, je nachdem Zeiten, Ort und Perſonen verſchieden ſind.

Ende des zweiten Buchs.

Grössere Anmerkungen zum zweiten Buche.

x) Dieses ist der nämliche Ludwig von Foix, der vom Könige Philipp dem II. berufen wurde, das Schloß und den Palast Escurial zu bauen. Durch seine Talente wurde er dem Don Carlos bekannt, dessen Haß gegen seinen Vater, so gerecht er auch war, man bedauert, und der vielleicht, hätte er länger gelebt, die Zahl der gekrönten Ungeheuer vermehrt hätte. Wenigstens erlaubt sein aufbrausender, heftiger und wilder Charakter diese Muthmassung. Wie es auch ist, die Geschicklichkeit Ludwigs von Foix entgieng dem Sohne Philipps nicht. Von Thou erzählt in seiner Zeitgeschichte (*): der Künstler selbst habe es ihm gesagt, daß er für Don Carlos zwei Maschinen verfertigte, ihn gegen die Angriffe, die er immer befürchtete, zu schützen. Das eine war ein Buch, schwer genug, einen mit Einem Wurfe zu tödten, und auf eine solche Art gemacht, daß es leicht geschleudert werden konnte.

(*) Buch 101.

te. Die zweite bewies den Schreken und die Angſt, die des Prinzen Seele marterten.

Es war eine ſolche, durch die Karlos, wenn er im Bette lag, vermittelſt einiger Rollen, Meiſter war, ſeine Thüre zu öfnen und zu ſchlieſſen. Als Foix dieſe Werkzeuge vollendet hatte, hielt ers für Pflicht, dem Könige Nachricht davon zu geben, und wegen dieſer Entdekung trug alsdann Philipp ihm auf, das Spiel der Rollen, von dem des Don Carlos Sicherheit abhieng, ins Geheim zu hemmen. So hatte mans in der Gewalt, zum Prinzen zu kommen, und ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. In der Denkſchrift Brantome's lieſt man die Entwiklung dieſes ſchröklichen Trauerſpiels, das die Feder des Abbe de Saint Real mit romantiſchen Zuſäzen verziert hat. (Der Prinz wurde den 28. nach andern den 9. Jul. 1568. hingerichtet, entweder mit dem Schwerde (S. deutſch. Muſ. 1776. S. 915.) oder durch Oefnung der Adern.)

b) Colas wurde in der Folge einer der Vertrauten des Duc de Mayenne. Der Beurtheilungskraft des Prinzen von Lothringen machts keine beſondere Ehre, daß er ihn zum Lieutenant ſeiner Garde ernannte. Die erſte bekannt gewordene

dene That des Colas war der mit kaltem Blute begangene Mord des Herrn Florimond Hallwin von Pienne, Marquis von Megnelay (*). Da dieser Edelmann sich für die Ligue erklärt hatte, so übertrug ihm Mayenne das wichtige Gouvernement von la Fere (**). Auf die Verleumdung des Colas glaubte der Duc; Megnelay unterhandle heimlich mit Heinrich dem IV. und Colas erhielt Befehl, diese Unterhandlungen zu unterbrechen. Der Böswicht eilt nach la Fere, und durchbort den Marquis, wie er aus der Kirche kam. Der Duc de Mayenne — es ist wahr — misbilligte diese Handlung, besezte aber doch gleich darauf die Stelle des Ermordeten mit dem Mörder. Noch mehr that der Prinz von Lotheringen. Als er wegen seiner Aussöhnung im J. 1596. unterhandelte, sezte ers durch, daß man einen Artikel einschaltete, der das begangene Verbrechen verzihe. Indessen hatte er ihn doch kennen gelernt, und mehr, als eine seiner Absichten, schienen verdächtig. Colas war einer der Menschen, die weder Freunde noch Vaterland haben. An ihm lags nicht, daß la Fere nicht unter spanische Herrschaft kam. Der

Ti-

(*) Thuan. B. 102.

(**) In der Picardie, ehemals eine gute Festung.

Titel eines Gouverneurs von la Fere hatte ihm den Kopf ſo verrükt, daß er ſich Grafen von la Fere nannte. Man würde dem Viceſeneſchall von Montelimart dieſe ausſchweifende Eitelkeit verzeihen, wenn er ſeine Verbrechen durch wohlverdiente Strafe gebüßt hätte. Allein zum Unglüke findet man in der Geſchichte (*) nicht, daß er den verdienten Lohn empfieng.

c) Die Kommißion zur Anhörung der Klagen (**) in einer Provinz hielt ihre feierlichen Sizungen in gewiſſen, vom Souverain angegebenen, Städten des Königreichs. Die Deputierten ſprachen in Kriminal- und Civil-Fällen ohne Appellation. Man kann dieſe Anſtalt den Sizungen (***) der Geſchworenen in England vergleichen. Durch das Edikt vom J. 1579 ſollten dergleichen Kommißionen in den, von den Parlamenten entfernten, Provinzen alle Jahre gehalten werden. Im J. 1302. befahl Philipp der Schöne, ſie ſollen in Champagne zweimal des Jahrs ſtatt haben. Daher ſandte man Geiſtliche und Edelleute als Kommiſſarien, dahin.

Mch.

(*) Thuan. B. 116. Davila, Geſchichte der bürgerlichen Kriege. Band 3. Buch 15. S. 74.

(**) Les grands-jours.

(***) Aſſiſes.

Mehrere dieſer Verſammlungen haben merkwürdige Schlüſſe ertheilt, die man noch heut' zu Tage anführt, z. E. die von Montferrand, von Riom, Clermont und Moulins.

Ende der gröſſeren Anmerk. zum zweiten Buche.

Drittes Buch.

Vom J. 1584 - 1589.

Innhalt.

Familiennachrichten. Schilderung des Erzbiſchofs von Bourges, Rinald von Beaulne. Von Thou wird Requetenmeiſter, ſtudiert Mathematik, und paraphraſiert den Hiob. Tod Gregors des XIII. Charakter des Kardinals von Vendome. Von Thou erhält die Stelle eines Präſidenten, die ihm ſein Oheim abtritt, läßt ſich von den geiſtlichen Gelübden frei ſprechen, und verheiratet ſich. Jakob Dennet. Tod der Mutter des Herrn von Thou. Ausbruch der Ligniſtiſchen Unruhen in Paris. Johann la Rue, Schneider und eines der Häupter der Pariſer Ligniſten. Heinrich III. verläßt Paris. Von Thou wird in die Normandie, hierauf auch in die Picardie geſchikt, um die Geſinnungen der Magiſtrate und Kommendanten zu erforſchen. Traktat mit dem Duc de Guiſe. Heinrich III. kehrt von Rouen nach Chartres zurüke, und erhebt den von Thou zum Staatsrathe. Von Thou's Verbindung mit Schomberg. Die Stände werden nach Blois gerufen. Mich. Montagnes Urtheil über die damalige Lage der Sachen. Der Duc de Guiſe ſucht vergebens, den von Thou zu gewinnen. Nachricht von den erſten Auftritten in Paris. Von Thou's Reiſe von Blois nach Paris. Anſtalten zur Sicherheit der Citadelle von

Or-

Orleans. Die Pariser kommen denen von Orleans gegen den Kommendanten der Citadelle zu Hülfe. Wirkungen, welche der Mord der Guisen in Paris erwekt. Eine besondere Erscheinung mit einer Schlange. Von Thou rettet einen teutschen Gelehrten, und muß selbst sich verstekken. Er schikt eine Kopie des Zosimus nach Teutschland an Sylburg. Er rettet sich, wie auch seine Gattin, verkleidet aus Paris.

Denkwürdigkeiten des Herrn von Thou.

(J. 1584.)

Drittes Buch.

Bereits hatte das Jahr 1584. angefangen! Es war dem von Thou und dem Kanzler, seinem Schwager, traurig. Denn die Gattin des Herrn von Cheverni, Anna von Thou, starb in demselben im Wochenbette zu Roquette, nahe bei Paris, nach einer heftigen Krankheit. Die erste Präsidentin verließ sie nicht und erzeigte ihr alle Pflege einer zärtlichen Mutter. Der Kanzler entzog sich einige Tage den Pflichten seines Amts, und begab sich in die Einsamkeit, um die Besuche zu vermeiden. Da er in der Abgeschiedenheit

heit und ſeiner Familie einigen Troſt für ſeinen Schmerz ſuchte, ſo verließ von Thou, dem ſein Verluſt gleichfalls empfindlich war, ihn nicht. Nach Oſtern wurde der Leichnam, der mitten durch die Stadt in groſſem Pompe geführt wurde, auf das Schloß von Cheverni nahe bei Blois gebracht, und in der Kapelle der Huraults beigeſezt.

Den 25. Okt. zur Zeit, als der Hof zu Blois war, hielt man dieſer Dame feierliche Exſequien, in Gegenwart vieler Prälaten, Verwandten und Freunde, die dazu gebeten waren. Die Leichenrede ſprach Rinald von Beaulne, Erzbiſchof von Bourges, ein naher Verwandter des Kanzlers. Sie wurde das nämliche Jahr mit Gedichten von Johann Daurat und Paul Meliſſes auch einem von Herrn von Thou ſelbſt, gedrukt, das er zu ſeinem eigenen und ſeines Schwagers Troſte verfaßt hatte.

Hier habe ich zum erſtenmale Gelegenheit von Rinald von Beaulne zu reden: es wäre aber unbillig, wenn ich in meiner anderen Erzählung fortführe, ohne dieſen zu ſeiner Zeit ſo berühmten Prälaten näher zu ſchildern.

Er war ein Enkel Jakobs von Beaulne-Samblancey, dem man den Proceß gemacht, und den man, den herrſchſüchtigen Haß der Mutter des

Königs Franz des I. (*) zu befriedigen, zum Tode verdammt hatte (**). Unter dem Jakob Touſan und Jakob Stracelles erlernte er die ſchönen Wiſſenſchaften (***). Sein Gedächtnis war ſo treu, und ſeine Beurtheilungskraft ſo gründlich, daß er, ſo wohl öffentlich, als in der Unterredung mit Freunden, dasjenige, was er von Kindheit an in den griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern oder andern guten Autoren gelernt hatte, immer gut anzubringen wußte, und er führte paſſende Stellen an, wenn ſich Gelegenheit dazu bot.

Mehrere Perſonen hörten ihn im vierzigſten Jahre ein ganzes Blatt aus dem Homer recitieren, ohne daß er ein Wort vergaß, ob er ihn gleich

(*) Der Louiſe von Savoien.

(**) Dieſer mehr unglükliche, als ſchuldige Finanzminiſter wurde den 12. Aug. 1527. gehangen, weil er dem Lautrec, Generale in Italien, den die Königin-Mutter haßte, das Geld nicht geſchikt hatte, das er nicht ſchiken durfte, und das die Königin ſelbſt empfangen hatte. Ja man entwandte ihm die Quittung von der leztern.

(***) Unter ſchönen Wiſſenſchaften verſtehen die Franzoſen, wie man ſchon aus mehreren Stellen erſah, das Studium der Sprachen und der Schriftſteller des Alterthums. Bei uns hatten ſie bisher einen eingeſchränktern Begriff.

gleich über den wichtigen Geſchäften, die er von Jugend an beſorgte, vergeſſen ſollte. Von Natur war er wohl gebildet und von einer guten Phyſiognomie, natürlichberedt, ſanft und eines angenehmen Umgangs — ſo duldſam, daß er ſich nie erzürnte, und ihm kein beleidigendes Wort gegen jemand entſchlüpfte. Dieſer Umſtand iſt um ſo merkwürdiger, weil er alle Anzeichen eines zornigen und heftigen Charakters hatte.

Denn ſein Temperament war ſo warm, daß er einer faſt ununterbrochenen Nahrung bedurfte, um ſeine Geſundheit zu erhalten, auf die er ſehr aufmerkſam war. Bewegung oder Schlaf hatte er nicht nöthig, um zu verdauen. Seine natürliche Wärme verrichtete dieſes hinreichend. Kaum ſchlief er des Tags vier Stunden. Denn nach dieſer Zeit wekte ihn das Bedürfnis zu eſſen. Um ein Uhr nach Mitternacht (*) ließ er ſich zu eſſen bringen, ruhete dann, beſorgte ſeine beſondere Geſchäfte bis vier Uhr, wo er ſich

(*) Man brachte einen Tiſch an die Seite des Bettes, und ſelbſt nach Mitternacht ſpeiſte er ſelten allein, weil er gerne in Geſellſchaft ſpeiſte, und ſich von gelehrten und angenehmen Materien unterhielt. (Manuſc. aus der königl. Bibl. und des Herrn von Sainte-Marthe.)

mit einigen Leuten seines Hauses, die er weken ließ, zu Tische sezte. Um acht Uhr trug man ihm zum drittenmale auf. Darauf gieng er wegen öffentlicher Angelegenheiten bis zwölf Uhr aus, und kam dann zur Mittagstafel zurüke, die er in guter Gesellschaft hielt. Um vier Uhr war Collation, und die Abendtafel so wohl besezt, wie des Morgens. Das hinderte aber nicht, daß er nicht, ehe er sich zu Bette legte, eine Art von Schlaftrunke zu sich nahm. Die Mahlzeiten bei Hofe behagten ihm nicht, weil man da zu schnell ißt, und er scherzte darüber: man esse da mehr, wie schlekhafte Hunde, als wie Menschen. Winters saß er immer eine gute Stunde an der Tafel, und Sommers, wo es scheint, daß man weniger Appetit hat, fünf Viertelstunden. Da er sich beim Duc d'Alençon öfters entschuldigte, wenn er ihn zur Tafel lud, so versprach ihm endlich der Prinz, er wolle seinem Haushofmeister befehlen, zwischen dem Aufsezen der Schüsseln immer eine Zeitlang zu warten.

Bei all' dieser Lebensart sahe man ihn nie stumpf, noch den Kopf eingenommen. Sein Geist war sich immer gleich gegenwärtig, gleich angenehm, und sein Angesicht behielt, troz der Jahre, die nämliche Heiterkeit, ohne einige Anzeigen der Hizbläterchen, die bei grossen Essern sonsten

ſonſten gewöhnlich ſind. Er machte ſich wenig Bewegung, und bediente ſich keines Mittels, den Appetit zu erwecken. Hingegen erleichterte er die Natur, wenn ſie von Speiſen überladen war, durch Purganzen, die er im Hauſe ſelbſt bereiten ließ. Er verordnete ſie auch ſelbſt, da er in der Arzneikunde nicht unwiſſend war. Daher war er faſt nie krank, und ſein immer thätiger Geiſt fühlte die Schwere des Körpers nicht.

Schon in frühen Jahren zeigte er einen ſtarken Bart, wurde ſehr jung Parlamentsrath und, vor der Zeit, Präſident bei der Appellationskammer, aber immer mit Achtung — dann Requetenmeiſter, und faſt zu eben der Zeit Biſchof von Mande, durch die Empfehlung ſeiner Schweſter Margaretha, die bei Hofe ſehr gut ſtund. Sie heirathete damals den Claudius Gouffier, Marquis von Boiſy, Großſtallmeiſter in Frankreich, der um dieſer Heirat willen zum Duc von Roanez ernannt wurde. Nun bediente man ſich des Prälaten in wichtigen Staatsgeſchäften, und der Duc d'Alençon machte ihn zu ſeinem Kanzler, als die Königin Katharina den Hofſtaat ihrer Söhne einrichtete, und der Herr von Thou die Stelle eines Kanzlers des Duc d'Orleans erhielt. Da aber dieſer weiſe Mann die öftere Beſuche, die das Palais nothwendig macht, mit einem

Amte,

Ämte, das an den Hof bindet, nicht vereinigen konnte, so trat er das Kanzleramt an seinen Edam von Cheverni ab, und dieses diente dem leztern, in der Folge zu höheren Würden hinan zu steigen.

Zwischen den Familien von Beaulne und Thou war von jeher eine genaue Verbindung. Als jene durch eine schröckliche Ungnade niedergedrükt, und, wie gewöhnlich, von Hof und Stadt verlassen wurde, fand sie nur bei dieser Unterstüzung.

Rinald von Beaulne hielt sich eine Zeitlang bei dem Präsidenten, Augustin von Thou, auf, und um diese Zeit sprach man von einer Verbindung jener Margaretha mit Christoph von Thou, dem ältesten Sohn des Präsidenten. Sie kam zwar nicht zu Stande, allein die tugendhafte Freundschaft zwischen beiden Personen, die auf einen so guten Grund erbaut war, erhielt sich. Als die Dame bei der Königin-Mutter in Gunst stund, bediente sie sich derselben, zuerst um ihre Brüder zu erheben, hernach den Christoph von Thou, für den sie noch ferner arbeitete. Mehrere Jahre vor ihrem Tode übergab sie ihr Testament in die Hände ihres guten Freundes — so pflegte sie ihn zu nennen — und machte ihn zum Vollzieher desselben. Zum Pfande der Freundschaft hinterließ sie ihm ein schönes Gebetbuch,

mit

mit Pflanzen und Blumen geziert, die in Miniatur gemahlt waren. Sie hatte es von der Königin Claudia, Tochter Ludwigs des XII., und Gattin Franz des I. Mutter Heinrichs des II., erhalten. Von Thou bewahrte es mit groſſer Sorgfalt unter ſeinen wichtigſten Koſtbarkeiten.

(J. 1584.) Noch ein Zug von der innigſten Freundſchaft zwiſchen Rinald von Beaulne und dem von Thou! Beide wohnten im Kloſter Notre Dame, und von Thou ſpeiſte alle Nacht bei dem Herrn von Beaulne, der ihn oft von ſeiner groſſen Dankbarkeit unterhielt, die er für die Gefälligkeiten der Herren von Thou, ſeiner Väter fühlte. Dieſer Umgang dauerte drei Jahre, bis zur Zeit, da von Thou das Kloſter verließ, um bei ſeiner Mutter zu wohnen. Dieſe Trennung aber verminderte ihre Freundſchaft nicht im geringſten, die nachher öfters bei Gelegenheit, die das Unglük der Zeiten darbot, erneuert wurde, wie man in der Folge erzählen wird.

Indeſſen drang Frau von Thou in ihren Sohn, ſich zu entſchlieſſen, und den Beneficien zu entſagen, damit er ſein eigener Herr würde. Dieſer konnte er nicht werden, ſo lange er geiſtlicher Rath blieb. Daher nahm er das Amt eines Requetenmeiſters an, nicht aus Ehrgeize, nicht um bei Hofe zu erſcheinen, wozu er gar

keine

keine Neigung hatte, sondern der Mutter zu gefallen, und weil Geistliche eben so wohl, als andere, damit bekleidet seyn konnten. Doch geschahe es nicht ohne Schwürigkeit. Der verschwenderische König (*), der sich so ungleich war, hatte eine Menge neuer, im Reiche bisher unbekannter Aemter errichtet, aber verboten, keines bei scharfer Strafe zu verkaufen. Werde ein Amt durch den Tod oder durch Absetzung vakant, so sollte man eine tüchtige Person wählen, die im Stande wäre, es zu versehen — eine gute Verordnung, wenns in einem, an so unruhigen Köpfen reichen, Zeitalter vergönnt gewesen wäre, eine Stelle ruhig zu versehen! Es blieb also nichts übrig, als der Tausch, und auch dieser wurde nur aus Gnaden gestattet. Die Königin-Mutter wirkte es für Herrn von Thou, aus Achtung für den ersten Präsidenten, seinen Vater, aus, und er erhielt den 10. April das Amt eines Requetenmeisters an der Stelle Wilhelms Du Vair, der desselben, obgleich noch jung, wegen seiner treflichen Eigenschaften und seiner Kenntnisse würdig geschienen hatte, aber lieber geistlicher Rath seyn, als mit einemmale in so jungen Jahren aus dem Palais an den Hof übergehen wollte.

Die

(*) Heinrich III.

Die beiden Todesfälle des Vaters und einer so geliebten Schwester machtens dem Herrn von Thou nothwendig, einigen Trost so wohl in öffentlichen Geschäften, als bei Privatarbeiten zu suchen, und er überließ sich daher wieder dem Studieren. Er nahm den Moriz Brescius, königlichen Professor der Mathematik, der den durch den Tod des Ramus erledigten Lehrstul mit Johann Stadius theilte, nach dem Rathe des erlauchten und gelehrten Franz von Foix-Candale, zu sich, und ergab sich, so viel, als es die Umstände erlaubten, dieses und das folgende Jahr (*), dem Studium des griechischen Euklides, mit den Noten des Proklus.

Gegen Ende des lezteren unternahm er eine Paraphraſe des Buchs Hiob in lateinischen Versen, weil es ihm, nächst den Psalmen, vorzüglich gemacht schien, nicht nur den Geist zu beschäftigen, sondern auch die besten Federn zu üben. Nach dem Urtheile des heiligen Hieronymus ist der Hiob, ausgenommen die zwei ersten und das lezte Kapitel, in Hexametern geschrieben. Diese Verse, die aus einem Daktylus und Spondäus bestehen, und immer sich mit dem lezteren endigen, erzeugen, durch das, der Sprache, in welcher sie geschrieben sind, eigene Genie, eine

(*) J. 1584. 85.

eine Harmonie und einen angenehmen Klang durch die Wiederkehr des nämlichen Sylbenmaaſ-ſes. „Ihre Schönheit, ſagt Hieronymus, wird nicht von allen Leſern bemerkt, ſondern nur von denjenigen, die dieſe Kadenz fühlen. Der Styl des Verfaſſers, den die Dollmetſcher wenig aufklärten, iſt ganz figürlich, und voll derjenigen Bilder der Einbildungskraft, deren Sinn mehr in Rükſicht der Stimmung deſſen, der redt, als des Ausdruks, erklärt werden muß."

Um ſeinen Plan deſto beſſer auszuführen, bediente ſich von Thou, auſſer der Erklärung jenes Kirchenvaters, des Kommentars von Johann Mercerus, um die Annehmlichkeiten der lateiniſchen Sprache mit der Wahrheit des Textes zu vereinigen, und zum Nuzen des Leſers, dasjenige, was beim erſten Blike getrennt ſcheint, mit einander zu verbinden. Er theilte ſeinen Entwurf dem Peter Pithou mit, der ihn ſehr billigte, und ihn zur Arbeit ermunterte. Auf dieſen Rath, den er als einen allgemeinen Beifall anſahe, unternahm er das Werk, und beſchäftigte ſich zwei Jahre lang damit.

Um dieſe Zeit ließ Heinrich Stephanus (*) ſeinen

(*) Aus Mangel guter Charaktere bediente ſich Stephanus eines andern Druſers. Er hielt ſich

bis

nen Aulus Gellius und Makrobius (*) druken, wozu Ludwig Carion von Brügge ihm einen Kommentar versprochen hatte. Dieses erwekte unter ihnen einen Zwist, der dem Publikum nachtheilig war, und von dem Druker, dessen sich Stephanus bediente, und der ein unruhiger Kopf war, unterhalten wurde. Von Thou und Claudius Puteanus suchten vergebens, beide Gelehrten auszusöhnen. Da Carion auf ihre Bitten nicht nachgab, so theilte er seine Noten über diese Autoren nicht mit, sondern begnügte sich, nur einige über den Aulus Gellius erscheinen zu lassen.

Janus Guilielmus, der damals zu Paris war, schlug den Buchhändlern vor, er wolle eine neue Ausgabe der Werke des Cicero veranstalten. Allein die Hoffnung des Gewinnsts, den die Buchdruker bei diesem Werke zu machen dachten, entzweiete sie mit ihm. Stephanus wollte sie mit einander vergleichen. Aber da noch andere Schwürigkei-

damals zu Paris auf, und verließ die Stadt nicht ungeachtet es ihm sein Vater (Robert) befolen hatte. Er besuchte den von Thou sehr oft, und sie speißten saß alle Abend mit einander. (Manuscr. der kön. Bibl. und des Herrn von St. Marthe.)

(*) Der franz. Uebersezer sagt: Aulugelle Macrobe, wie wenns nur ein Autor wäre. — Beide erschienen zu Paris im J. 1585. 8.

eigkeiten dazwischen kamen, und Guillelmus indessen zu Bourges starb, wohin er gereiset war, um den Cuiaz zu hören, so wurde der Entwurf nicht ausgeführt (a).

Der Tod Franzens, Duc von Anjou, einzigen Bruders des Königs, der sich in diesem Jahre ereignete, bestürzte den von Thou und alle gute Franzosen (*). Dieser Umstand ließ die Spanier hoffen, die Niederlande wieder zu gewinnen, als von welcher Seite sie mehr, als von jeder andern, Frankreich immer angriffen — auch erregte er bei uns wieder einen bürgerlichen Krieg.

Auch schmerzte den von Thou der Tod Pauls von Foix, Erzbischofs von Toulouse und Guy-Du-Faur von Pibrac, Präsidenten des Pariser Parlaments, dessen im zweiten Buche Meldung geschahe. Dieses muß ich hier noch sagen, daß man ihm, dem Herrn von Thou und der Sorgfalt des Herrn von Sainte-Marthe die Gedichte des grossen Kanzlers von Hopital dankt. Es wäre zu wünschen gewesen, daß dieses Werk eine grössere Vollkommenheit erhalten hätte. Allein

(*) Nicht wegen seinen persönlichen Eigenschaften bedauerte man den Duc, sondern weil man ihn für den Damm hielt, die Fortschritte der ligue zu hemmen, besonders des Ducs de Guise. Nur darum war sein Tod guten Bürgern ungenehm.

lein die Krankheit und der Tod Pibracs erlaubten den andern nicht, die Lüken auszufüllen. Denn da er im Beſize der Poeſien war, und er ſie nach der Chronologie ordnen wollte, ehe ſie gedrukt würden, als wodurch das Werk ſelbſt groſſes Licht erhalten, und neuen Reiz gewonnen hätte, ſo konnten die andern nicht das nämliche thun. Doch hofte von Thou, er werde damit, von Peter Pithou und Nikolaus le Fevre unterſtüzt, zu Stande kommen, und ſie um ein Drittel zu vermehren.

(J. 1585.) Der bürgerliche Krieg fieng in dem folgenden Jahre nach dem Tode des Herzogs von Brabant — ſo nannte man den Anjou — wieder an. Er war ſeinen Urhebern, ſo wie dem Könige und dem Staate, nachtheilig. Um die Bilder des öffentlichen Unglüks zu verbannen, ſezte von Thou ſeine Paraphraſe von Hiob fort, und beſchäftigte ſich in Geſellſchaft des Breslieu mit der Mathematik.

Der Generaladvokat, ſein Oheim, hatte oft in ihn gedrungen, ſich noch bei ſeinen Lebzeiten ſeine Stelle ertheilen zu laſſen, wegen welcher er dem erſten Präſidenten, ſeinem Vater, Verbindlichkeit hatte. Er ſtellte ihm vor, er habe viele Freunde am Hofe, die ihren Kredit für ihn verwendeten, und er nehme es auf ſich, die Genehmigung

migung des Königs auszuwirken: es thue ihm wehe, wenn dieses Amt sich nicht in der Familie erhielte: käme es aber an jemand von seinem Namen, so würde er vergnügt sterben, weil die widerstrebenden Neigungen seines Sohns ihm nicht erlaubten, es diesem zu übergeben.

Von Thou dankte ihm für seinen guten Willen, gab ihm aber zugleich zu erkennen, daß ein so arbeitvolles Amt ihm nicht gefalle: überdies müsse ein Generaladvokat immer öffentlich über allerhand Materien sprechen, und dazu werde eine Person erfordert, die darinnen von Jugend an geübt sei.

Kurze Zeit hernach erschien das Unionsedikt, das nicht nur den Frieden und die Ruhe des Staats störte, sondern auch den Handel mit dem Aemterverkaufe, der so strenge verboten gewesen war, allgemeiner machte, als vorher. Der Generaladvokat erhielt durch einen Befehl des Königs die durch den Tod des Pibrac vakant gewordene Präsidentenstelle. Kaum hatte er Besitz davon genommen, so bat er seinen Neffen dringend, ihm zu gestatten, daß er ihm durch seine Freunde die Anwartschaft darauf bewirkte, weil er gegen dieses nicht die Gründe dagegen vorbringen könnte, wie gegen das Amt eines Generaladvokaten: im Falle ihm die Anwartschaft nicht gefiele,

ſiele, wolle er lieber der erſte der Generaladvokaten, als der lezte der Präſidenten ſeyn. Sie verabredeten das nöthige mit einander, ohne andere Bedingungen, als ſolche, die von Thou freywillig beiſezte, und auf ſein Ehrenwort. Er vollzog ſie in der Folge nach dem Tode ſeines Oheims, der keine ſchriftliche Verbindlichkeit verlangt hatte, mit vieler Gewiſſenhaftigkeit.

Welcher Unterſchied zwiſchen den Scheinheiligen, die in ihren Mienen, Worten und Handlungen nur heucheln, und einer würdigen Magiſtratsperſon, deren Aufrichtigkeit und Geradheit das unverlezbare Geſeze ſind, dem ſie ſich ohne Zwang und Verſtellung unterwerfen! Alles, was der Generaladvokat verlangte, war nur, der Neffe ſolle in Zukunft ſeine Privat-Angelegenheiten beſſer beſorgen. Bei jedem andern hätte dieſer Rath intereßiert geſchienen: von Thou aber ſahe ihn von der Seite an: er ſeie ihm in guter Abſicht gegeben, und nahm ihn daher nicht übel. Erſt im folgenden Jahre wurde die Sache beendigt, als ſich Gelegenheit dazu anbot.

Um dieſe Zeit erfuhr man den Tod des Papſts Gregors des XIII. der wohl wußte, daß man unter ſeinem Pontifikate den Grund zur Ligue gelegt hatte. Man fürchtete, es möchte ein Papſt von einem noch ungeſtümeren Charakter gewählt

wer-

werden, der noch geneigter wäre, das Feuer, das unter seinem Vorgänger sich entzündet hatte, mehr anzufachen, statt, es durch Mäßigung auszulöschen.

Man beschloß daher, das Conclave in Rom zu beschiken, und warf die Augen auf den Kardinal von Bourbon, der erst kürzlich den rothen Hut erhalten hatte, und den man den Kardinal von Vendome nannte, um ihn von seinem Oheime zu unterscheiden. Ihn hielt man für geschikter, als einen andern, sich den Ränken der Ligue zu widersezen, und das Interesse des Königs und des Staats um so mehr zu vertheidigen, da das ihrige mit dem seinigen verbunden war. Diese Wahl war sehr nach dem Geschmake des Königs.

Dieser Kardinal, der die schönen Wissenschaften liebte, hatte mit dem Herrn von Thou seit einigen Jahren Freundschaft errichtet. Man glaubte so gar vom lezteren: er regiere seine Eminenz, und habe den Streit erregt, der sich das Jahr zuvor bei der Versammlung der Abtei St. Victor ereignet hatte, wo Vendome dem Kardinale von Guise, wider den Willen des der Ligue ergebenen Kard. von Bourbon, seines Oheims, den Vorsiz streitig gemacht hatte. Dieser Umstand war schuld, daß der Kardinal von

Bour-

Bourbon den König verhinderte, den Vendome nach Rom zu senden. Von Thou hatte sich erboten, ihn zu begleiten, und für die Summe, die man zu dieser Reise borgen müsse, für ihn gut zu sprechen. Dieses that er in der Folge bei einer andern Gelegenheit, nicht nur mit Schaden, sondern auch mit vielem Verdrusse. Denn da dieser Prälat starb, ehe alles, wofür von Thou gut geworden, bezahlt war, so quälten die Gläubiger Vendome's ihn, so viel sie konnten.

So wurde von Thou um seiner angeborenen Großmuth willen von Prinzen und grossen Herren geliebt, die er im Unglüke durch Rath und That unterstüzte, ohne eine andere Belohnung zu erwarten, als die Zufriedenheit, seines Herzens Neigung gefolgt zu haben. Voll dieses inneren Vergnügens, entfernte er dann sich wieder von ihnen, wenn das Glüke zurükekehrte, und überließ den Pläz den falschen Freunden und den niederträchtigen Schmeichlern, die nur mit dem Glüke zurükekehren. Er wußte, daß jene Herren durch die Ränke der falschen Freunde sich leicht verführen lassen und die geleisteten Dienste vergessen, ja, die Freimüthigkeit und Treue ihrer wahren Freunde mit Abscheu ansehen. Er wußte, daß sie sich alsdann nur in der Gesellschaft derer gefallen, die sie betrügen, und ihnen die

Wahrheit verhehlen. Man kann daher versichern, ohne ihnen deßwegen Vorwürfe zu machen, daß von Thou — so wichtige Dienste er ihnen leistete — nur Undank erndete. Da er aber dabei nur zu seiner eigenen Zufriedenheit handelte, so zürnte er nicht darüber, und verlor nichts von seinem guten Willen, andern zu dienen, änderte auch nicht sein Betragen gegen Unglükliche, ob er sich gleich durch seine Redlichkeit Verdruß erwekte. Denn er war nicht fähig, sich zu verstellen, oder zu niederträchtigen Gefälligkeiten herabzulassen.

Ob diese Bemerkungen gleich, bei Gelegenheit des Kardinals von Vendome, gemacht werden, darf man sie doch nicht auf ihn anwenden. Dieser Prinz hegte immer eine wahre Freundschaft gegen ihn bis zum J. 1591. da eine dritte Partei, während der König mit der Belagerung von Chartres beschäftigt war, sich festsezte. Da beredeten ihn Uebelgesinnte, sich, nach dem Tode des Kardinals von Bourbon, seines Oheims, zum Haupte der Partei aufzuwerfen — und er, der von königlichem Blute war, ließ sich durch böse Rathschläge verführen, und diejenigen seiner Freunde, die diesen Faktionsgeist nicht billigten, wurden ihm verdächtig.

Von Thou bemerkte bald, daß die lebhafte

Freund-

Freundschaft, mit der er ihn beehrt hatte, erkaltete. Paris war auch kaum zum Gehorsam zurükgekehrt, als von Thou sich auf immer von dem Hofe entfernte, und in Freiheit fortfuhr, seine, vor zwei Jahren angefangene, Geschichte zu schreiben, die er bis zum Reiche Franzens des II. fortgeführt hatte.

Endlich wurde der Kardinal zu St. Germain des Prez von einer Krankheit befallen, von der er nicht wieder aufkam, und schikte nach dem von Thou, und unterredete sich mit ihm bis an den lezten Augenblik. Da sie sich, einer den andern, bei dieser vertrauten Unterredung, zu trösten suchten, so beklagten sie die traurigen Folgen der bürgerlichen Kriege, deren Verblendung die Fortschritte der Spanier in den Niederlanden beförderte, und den ehrgeizigen Entwürfen des Herzogs von Savoien Nahrung gab.

Seit dem Herr von Thou die Stelle eines Requetenmeisters verwaltete, und sich seiner Benefizien entäussert hatte, lag ihm seine Mutter beständig an, in das väterliche Haus zurüke zu kehren. Zwei Jahre lang hatte ers unter mancherlei Vorwande aufgeschoben, diesem Anhalten nachzugeben, endlich aber beschloß er, dem so zärtlichen und gerechten Begehren zu entsprechen, und ließ daher sein Geräthe, besonders seine,

schon zahlreiche, Bibliothek dahin bringen. Die Absicht seiner Mutter war nicht nur, ihn bei sich zu haben, sondern auch, in ihn zu dringen, daß er seinen Stand veränderte, und sich heirathete.

Auf der anderen Seite war dem Oheim seine Nachläßigkeit unangenehm, und der Präsident machte ihm Vorwürfe, daß — ob er gleich die Präsidentenstelle nur unter der Bedingung angenommen hatte, sich als seinen Nachfolger erklären zu lassen — er doch noch keinen Schritt deßwegen gethan hatte.

Glüklicher weise befand sich Franz Choesne, Generallieutenant von Chartres, damals in Paris. Er war sehr jung dem Paul von Foix zugegeben worden, und hatte ihm lange Zeit, während seiner Gesandschaften, als Vorleser, gedient.

Als von Thou den von Foix in Italien begleitete, verwaltete noch Choesne dieses Amt bei ihm. Verdienste und gleicher Eifer für das Beste des Staats, den einer bei dem andern entdekte, hatte sie zu einer engen Freundschaft verbunden. Nun begab sichs, daß Choesne eines Tags dem Präsidenten aufwartete, und dieser, der seine Freundschaft mit dem Neffen wußte, sich über dessen Unthätigkeit beklagte. Daher bat er den Choesne, den von Thou zu besuchen, und ihm zu erkennen zu geben, er sollte thätiger

und in ſeinen Angelegenheiten nicht ſo nachläßig ſeyn. Thoeſne unternahm den Auftrag um ſo lieber, weil er überzeugt war, es mache dem Oheim Vergnügen, ſeie dem Freunde nüzlich, und bringe ihm ſelbſt Ehre. Daher beſuchte er den von Thou ſogleich, und entdekte ihm ſeine Abſicht. Von Thou dankte ihm für ſeine Bemühung, und gab zu: die guten Geſinnungen des Oheims ſeien die Quelle ſeines Vortrags, man müſſe aber günſtigere Umſtände erwarten: er wiſſe, wie ſehr das beſtändige Betreiben und Anhalten bei den groſſen Herren ſeiner Neigung zuwider ſeie — nach ſeiner Meinung koſte nichts ſo viel, als was man durch Bitten erkaufe — die Sachen befinden ſich in einer ſolchen Lage, daß man jezt nichts vom Könige erhalten könne, ohne die Gunſt derjenigen, die mit ſeiner Gnade walteten.

Thoeſne, der bemerkte, daß er über dieſe Materie ſich weiter ausbreiten wollte, unterbrach ihn, und ſagte: „Nur diejenigen, welche die Zeit verſäumen, beklagen ihren Verluſt. Glauben Sie, es ſeie unter Ihnen und Ihrer Würde, ſich bei den Günſtlingen zu verwenden, oder auch, fürchten Sie etwan, nicht gut aufgenommen zu werden, ſo will ich dieſes Geſchäfte auf mich nehmen. Sie kennen Philipp Desportes (b), und wiſ-

ſen,

sen, daß er einer meiner Verwandten und Freunde ist — wissen auch, daß er beim Duc de Joyeuse etwas gilt, der bei solchen Aemtern bei Sr. Majestät allmächtig ist. Ich bin überzeugt, daß ich dem einen und dem anderen Vergnügen mache, wenn ich sie bemühe, das, was Sie wünschen, vom Könige zu erhalten."

Kaum hatte ers gesprochen, so gieng er zum Herrn Desportes, den er im Begriffe fand, mit seinem Portefeuille zum Duc de Joyeuse zu gehen, und ihn über das zu unterhalten, was diesen Tag zu thun war. Er zog ihn bei Seite, trug ihm die Ursache seiner Ankunft vor, fand ihn geneigt, und bewog ihn leichtlich, sich die Angelegenheit in seine Schreibtafel zu notieren. Dieses ereignete sich morgens, und Desportes sagte ihm nur: er solle mit ihm zu Mittage speisen. Wie Choesne erschien, fand er die Sache bereits entschieden, lief alsobald zu dem von Thou, der über seine Aemsigkeit und die Leichtigkeit des Erfolgs erstaunte, und über sich selbst zürnte, daß er noch keinen Schritt gethan hatte, dem Duc de Joyeuse und dem Herrn von Desportes seine Ergebenheit zu bezeugen.

Von Thou erklärte dem Choesne seinen Verdruß, und versicherte: er könne für diesen grossen Dienst nicht dankbar genug seyn — eilte auch

den

den Augenblik zu Desportes, und entschuldigte sich, daß er nicht selbst vorher mit ihm von seiner Angelegenheit gesprochen habe, ehe sein Freund sich so thätig zeigte. Desportes ließ ihn nicht weiter reden, und antwortete: ich weiß, daß Sie von der Zahl derjenigen sind, die lieber für die Gefälligkeiten, die man ihnen erweißt, ihre Erkenntlichkeit bezeugen, als sich die Mühe nehmen, sich darum zu bewerben. Sie ließen mich bitten, ich möchte die Erfüllung ihres Wunsches bey dem Duc de Joyeuse bewirken. Seien Sie versichert, daß Sie ihm und mir dadurch ein Vergnügen machten. Bei dergleichen Gelegenheit rechnet man sichs zur Ehre, sich einen Mann von Verdiensten zu verbinden.

Von Thou bat den Herrn Desportes, ihn beim Duc einzuführen. Dieser erwiederte: er finde ihn jezt nicht zu Hause, und da Joyeuse ihn sich auf eine so gnädige Art verbindlich gemacht habe, so werde ein so übereilter Dank bei der Menge seiner Geschäfte ihm mehr lästig, als angenehm, seyn: er wolle ihm einstweilen sein Kompliment melden, und sie versichert, der Duc werde nicht zürnen, wenn von Thou nicht so schnell dankte, als sein Wunsch erfüllt worden sei." Joyeuse reisete bald hernach in sein Gouvernement von der Normandie, wie er gewöhnlich

lich alle Jahre auf Ostern that, und so wurde die Aufwartung bis auf seine Rükkunft verschoben.

(J. 1586.) Claudius Pinart, Staatssekretär, fertigte den Bestallungsbrief zur Präsidentenwürde am 22. März aus, er wurde aber erst einige Zeit hernach gesiegelt, und das war die Ursache, daß von Thou erst den folgenden 13. Aug. den Eid im Parlamente ablegte. Die ganze erlauchte Versammlung erklärte ihm ihr Vergnügen, ihn in eine so erhabene Stelle eingesezt zu sehen, die sein Großvater, Vater und Oheim so würdig bekleideten, und die also in der Familie wie erblich sie. Als nun Matthäus Chartier den Bericht wegen des Bestallungsbriefs gemacht hatte, verordnete der Gerichtshof: ungeachtet er für Herrn von Thou die besten Gesinnungen hege, könne er doch, im Falle sein Oheim, Augustin von Thou, sterbe, ehe der Neffe das erforderliche Alter erreiche, seine Stimme als Präsident nicht geben, bis er vierzig Jahre alt seie — jezt war er erst drei und dreißig — damit kein Eintrag in die Ordnung und Verfassung des Gerichtshofs geschehe.

Alle seine Freunde eilten, ihm zu dieser Beförderung Glük zu wünschen. Um ihnen seine Erkenntlichkeit zu bezeugen, verfaßte er

in

in der Eile einige Verse, die er Petern Pithou und Ant. Loysel zuschrieb. Pithou antwortete mit jenen schönen Versen, die man in seinen Werken findet, weßwegen von Thou öfters sagte: seien seine eigenen Verse gleich mittelmäßig, so haben sie doch das Verdienst, so vortrefliche erwekt zu haben.

Nachdem nun dieses Geschäfte geendigt war, blieb nichts übrig, als die Angelegenheit der Verheirathung, und die Entfernung der Hindernisse, die sich dabei von Seite der geistlichen Kammer finden konnten. Er stellte daher dem Official eine Bittschrift zu, durch welche er die erste Präsidentin, seine Mutter, dem Kanzler und den ersten Präsidenten, seine beiden Schwäger, die Wittwe seines verstorbenen ältesten Bruders, seinen andern Bruder, Christoph August von Thou, der aber nicht erschien, kurz eben diejenigen vorzuladen bat, die bei der Sache interessiert seyn konnten. Alle genehmigten seine Bitte, oder stimmten dem bei, was verordnet werden würde. Nachdem nun alle Untersuchungen gemacht, besonders aber von dem Bischofe von Chartres die Versicherung gegeben worden war, daß sein Neffe zur Zeit, wie er die Stelle eines geistlichen Parlamentsraths annahm, die vier kleinere Orden nur aus Gehorsam gegen den

Willen des ersten Präsidenten sich geben ließ — daß er, während sein Vater noch lebte, öfters Widerwillen gegen den geistlichen Stand äusserte — und nachdem die Mutter auf die vorgelegten Fragen das nämliche geantwortet hatte: so sprach ihn der Official von der eingegangenen Verbindlichkeit frei, entband ihn aller Gelübde, die er gethan haben mochte, stellte ihn in seinen ersten Stand wieder her, erlaubte ihm, zu heirathen, wenn ers gut fände, und erklärte die Kinder einer nach den Formalitäten geschlossenen Heirat für rechtmäßig. — Dieses Urtheil wurde den 29. März, den zweiten Tag vor dem Palmsonntage, ausgesprochen.

Gegen Ende des nämlichen Jahrs legte von Thou die lezte Hand an die Uebersezung des Buchs Hiob, die bei Dionysius Du Val gedrukt wurde. In der Folge wurde eine zweite, ja dritte Auflage derselben gemacht, die viel genauer, als die erste, und mit einigen Elegien vermehrt sind. Pineda sezte einen Theil davon seinem starken, in zwei Bänden erschienenen, Kommentar vor, den er über das Buch dieses Patriarchen herausgab. Als dieser gelehrte Mann die gedrukte Paraphrase zum erstenmale las, fügte er das Lob bei: Dieser Homer allein war des Achilles würdig!

Die

Die Veränderung der Wohnung und eine Reise Bressieu's unterbrachen seine mathematischen Studien. Bressieu begleitete Franz von Luxemburg von Pinay, der nach Gewohnheit von dem Könige nach Rom geschikt wurde, um dem neuen Papste, Sixtus dem V. seine Obedienz zu bezeugen. Denn Marcus Antonius Muretus, der diesen Auftrag bisher gehabt hatte, war bereits gestorben (*). — Nachdem Bressieu seine Kommißion vollendet hatte, blieb er in Rom, wo er sich einen grossen Namen erwarb. Während unserer innerlichen Kriege lehrte er zu Perugia, von wo er dann, nach mehreren Jahren erst, ins Vaterland zurüke kam.

(J. 1587.) Das folgende Jahr ereigneten sich mehrere wichtige Begebenheiten, bald glükliche, bald unglükliche, die aber alle, nach dem Urtheile der Weisen, für das Reich nachtheilig waren. Das Heer des Duc de Joyeuse erlitt in Saintonge mit dem Kerne des Adels eine Niederlage, und er selbst blieb (**). Die Guisen verhinderten die Hülfsvölker über die Loire zu gehen, und schlugen sie zweimal — das einemal bei Vimory, das anderemal bei Auneau in Baucé. Die Folgen dieser beiden Treffen, die das nächste

(*) Den 4. Jun. 1585.
(**) In der Schlacht bei Coutras den 20. Okt.

nächste Jahr dem Könige und der Ruhe des Staats so nachtheilig wurden, ließen mit Rechte zweifeln, ob man diese Siege unter die Vortheile rechnen dürfe?

Das Publikum und von Thou besonders verloren im Anfange dieses Jahrs den Jakob Dennet, der zwar in Paris geboren, aber der Zweig einer edeln Familie aus Poitou war. Er hatte das Amt eines Advokaten beim Parlamente zu Paris mit eben so vieler Gelehrsamkeit, als Rechtschaffenheit, verwaltet. Seine edeln Gesinnungen, die er allezeit bei seiner Stelle zeigte, ließen ihn stets seine Freunde seinem Privatinteresse vorziehen. Von Natur liebte er die Waffen und die Jagd. Da aber seine Profeßion ihm nicht erlaubte, die Waffen zu ergreifen, so hatte er immer eine Koppel Hunde bei sich, um seine Neigung zur Jagd zu befriedigen. An den Vater und die Oheime des Herrn von Thou schloß er sich, so lange sie lebten, an, unter andern an Hadrian von Thou und an Johann von Thou, seinen Neffen. Nach dem Tode derselben vereinigte er die Freundschaft, die er für die Familie gehabt hatte, für unsern von Thou, mit dem er vierzehen Jahre in vollkommener Eintracht lebte. Diese gleichsam erbliche Freundschaft verdiente, daß man ihrer in dieser Lebensbeschrei-

bung

dung erwähnte. Von Thou verließ ihn nicht während seiner Krankheit, und war von ihm in dem Kloster Notre Dame, wo er wohnte, fast unzertrennlich. Als Dennet starb, empfieng er von ihm seinen lezten Willen, der darinnen bestund, seine Familie, und besonders Gilles Dennet, sein Bruder, der sich in der Normandie niedergelassen hatte, sollten die mit der Familie von Thou geknüpfte Freundschaft fortsezen, die er ihnen, als ein Erbstüke hinterlasse. Dennet starb acht und fünfzig Jahre alt, und wollte in der Kirche des heil. Andreas-des-Arcs begraben seyn, wo auch die Gräber derer von Thou sind.

Doch wir entfernen uns von diesen traurigen Bildern, um von der glüklichen Heirat zu erzählen, die von Thou das nämliche Jahr schloß. Er heirathete Maria von Barbanson, Tochter Franzens von Barbanson-Cany, der in der Schlacht bei St. Denys (*) umkam. Das Haus Barbanson stammt aus der Grafschaft Hennegau, wo das Fürstenthum Barbanson liegt, das die Grafen von Aremberg, die jüngere Linie derer von Ligne, besizen. Unter diesem Namen haben sie sich in den niederländischen Kriegen unter Heinrich dem II. und Karln dem V. ausgezeichnet.

Franz von Barbanson hinterließ von Antoinette von

(*) Den 4. Nov. 1567.

von Vasères, einer sehr reichen, edeln und tugendhaften Dame, Ludwig, Anna und Maria von Barbanson. Anna war mit Anton Du Prat, Mantouillet vermählt, und von der zweiten Tochter, Maria, sprach Peter Du Val, dessen wir schon erwähnten, so rühmlich, daß die Mutter des von Thou diese Heirat beschleunigt wünschte.

Um den Wohlstand zu beobachten, bat man den Kanzler, das Fräulein zu begehren. Von mehreren Standespersonen begleitet, führte er seinen Schwager zur Frau von Cany und erhielt die Einwilligung. Da aber diese Dame bald hernach krank wurde, und starb, so wurde die wirkliche Verbindung bis in den August aufgeschoben, und dann mit allen Formalitäten der Kirche gefeiert. Der Bischof von Chartres segnete das Paar in Gegenwart der nächsten Verwandten von beiden Seiten und mehrerer Standespersonen ein.

Obgleich Vater und Mutter der Braut, die einst Protestanten gewesen, schon lange Zeit mit ihren Kindern in den Schoos der Kirche zurükgekehrt waren, so beschloß man doch, auch den leichtesten Verdacht zu entfernen, und ließ daher die Verlobte durch Arnold Du Mesnil, Archidiakonus von Brie und Großvikar des Erzbischofs von Paris in der Stille prüfen. Sie beichtete, und erhielt dann die Absolution.

Der

Wer muß, wenn man alle mögliche Formalitäten vorgenommen hat, nicht zürnen, wenn Betrüger ſo unverſchämt ſind, daß ſie ſich nicht begnügten, nur die Geſchichte von Thou's zu verſchreien, ſondern auch ins Innere ſeiner Familie eindringen wollten, um ſeine Religion verhaßt zu machen! Dieſe gefährlichen Verleumder mögen unterſuchen, ob man mehrere Vorſicht anwenden konnte, und ob man etwas vergeſſen hat, das heilige Sakrament der Ehe durch die Beiſtimmung und Gegenwart einer groſſen Anzahl vornehmer Verwandten vor den Augen des Publikums ehrwürdig zu machen?

Einige Zeit hernach erhielt man die Nachricht von der Niederlage in Saintonge. Von Thou, der von Dank gegen den Duc von Joyeuſe durchdrungen war, und den Verluſt des Staats als ſeinen eigenen fühlte, wurde dadurch lebhaft gerührt. Er ſahe eine Kette von Unglüksfällen voraus, die ihn ſchmerzten. Mit Kummer dachte er an den Tod eines jungen Herrn, der ihm erſt kürzlich eine ſo groſſe Gefälligkeit erwieſen hatte, und an die Niederlage des ausgeſuchteſten Adels, das iſt, der Kräfte des Vaterlandes. Er verwünſchte die Wuth der Faktionen, die ſich von allen Seiten verbreiteten, und betrachtete dieſen Verluſt als den Anfang eines traurigen Kriegs,

den unternehmende Köpfe erweckten, und der Rath der Fremden (*) zu einer Zeit anfachte, wo Frankreich Ruhe so nöthig hätte, um sich von vorigen Unglücksfällen zu erholen, und der Religion die alte Sicherheit zu verschaffen. Denn hat man den Frieden einmal gebrochen, so stürmt Haß und Rache von allen Seiten, der Ehrgeiz kennt keine Gränzen mehr, die Gesetze werden verachtet, und Frankreichs Ehre vernichtet. Die Religion, die zum Vorwande zur Ergreifung der Waffen diente, wurde auf dem Lande verbannt, indessen der Schein derselben in den Städten zurückblieb, und diente der Geistlichkeit nur zu leeren Deklamationen. Kanzeln und Beichtstühle predigten, statt den Geist der Liebe zu erwecken, nur Aufruhr, und unter dem Schleier der Religion athmete man Haß, Rache, Mord und Brand. Dies war Frankreichs Zustand nach der Schlacht bei Coutras!

Desportes hatte sich, vom Schmerze überwältigt, in die Abtei St. Victor zu Anton Baif begeben, weil er die Gesellschaft der Menschen floh. Von Thou suchte ihn da auf, um ihn zu trösten, und bei einem Freunde, der ihn sich auf eine so gute Art verbindlich gemacht hatte, bei ihrem gemeinschaftlichen Verluste, selbst Trost zu suchen.

(*) Die Guisen aus dem Hause Lothringen.

ſuchen. Auch dem Kardinal Franz von Joyeuſe, dem einzig übrig gebliebenen Zweige von dieſer Familie, machte er ſeine Aufwartung, um keine Pflicht der Dankbarkeit zu verſäumen. Der Prälat wußte nichts von dem Dienſte, den ſein Bruder dem von Thou erwieſen hatte. Daher erzählte ihms dieſer erſt, damit es nach dem Tode ſeines Wohlthäters doch jemand in der Familie wüßte.

Von Thou glaubte damals nicht — und wer konnte es vorausſehen — daß er einſt ſein Verwandter werden würde! Doch geſchahe es ſechszehen Jahre hernach. Denn als er ſeine erſte Gattin verlor, mit der er keine Kinder zeugte, ſo heirathete er Kaſparin de la Chatre, Tochter der Gabriele von Batarnay, Tante des Kardinals von Joyeuſe. Dieſe Dame erneuerte durch ihre Fruchtbarkeit die Hoffnung einer faſt erloſchenen Familie.

(J. 1587.) Kurze Zeit hernach fiel die erſte Präſidentin, mehr aus Kummer über den Verluſt ihres Gatten, als durch die Laſt der Jahre, in eine Krankheit. Zwei Monate lang widerſtund ſie dem Uebel, empfieng hierauf die Sakramente, und erwartete den Tod mit einer völligen Ergebenheit in die Barmherzigkeit Gottes und mit der nämlichen Geiſtesruhe, die man immer bei

ihr bemerkt hatte, so daß sie wenige Augenblike vor ihrem Hinscheiden von den Freunden, die sie besuchten, Abschied nahm, und sich den Abwesenden mit der nämlichen Höflichkeit empfahl. Pithou sagte daher bei seinem Besuche: sie habe mit so kaltem Blute von ihm Abschied genommen, wie wenn sie sich nur bereitete, eine kleine Reise in ihr Landhaus Bilette zu machen.

(J. 1588.) Sie starb im Anfange des Jänners, siebenzig Jahre alt, und hatte ihren Gatten nur fünfe überlebt. Das Parlament ließ ihr eine Leichenrede halten, die Präsidenten begleiteten den Sarg in grosser Ceremonie, die Vornehmsten des Hofs und die Hauptmannschaften der Stadt wohnten dem Leichenbegängnisse bei.

Dieses Jahr sahe auch die Freundschaft entstehen, die von Thou sein ganzes Leben mit Kaspar von Schomberg, Comte von Nantueil, Colonel-General der deutschen Reuterei und mit allen denen unterhielt, die ihm angehörten. Von Thou fand bei ihm eine solche Aehnlichkeit des Charakters und der Gesinnungen mit den seinigen, daß er einen so werthen Freund fast nie verließ. So lange Schomberg lebte, erwieß er ihm und den Seinigen alle Dienste, die in seiner Gewalt waren.

Paris

Paris war um dieſe Zeit in einer auſſerordentlichen Gährung, die durch die Bewegungen der Ligue entſtand. Während der König die Zeit verlor, die Mittel zur Stillung der Unruhe ausfindig zu machen, und dann gewöhnlich die ſchlimmſten und ängſtlichſten Maasregeln ergriff, gab er der aufrühriſchen Rotte Zeit, ſich zu verſtärken und etwas zu unternehmen. Da ſie übermüthig und kühn war, ſo bewog ſie durch wiederholte Anträge den Duc de Guiſe, der zu Soiſſons auf das lauerte, was dieſe Bewegungen ihn hoffen ließen, wider das Verbot des Königs nach Paris zu kommen. Statt dieſen Ungehorſam zu ſtrafen, wie Heinrich der III. ſollte und konnte, da die Schweizer und franzöſiſche Garde in Paris eingerükt waren, giebt dieſer Fürſt durch einen zweiten, noch gröſſeren Fehler, den über die Ankunft der bewaffneten Macht beſtürzten Parteihäuptern durch ſeine Unentſchloſſenheit Zeit, ſich zu erholen, und jenen berüchtigten Barricadentag zu erneuern.

Jezt ſahe von Thou voll Kummers mit eignen Augen, wie wenig er ſich in der Vorausſagung der traurigen Folge dieſer Bewegungen getäuſcht hatte. Er gieng, nur von einer oder zwei unbewaffneten, aber wohl bekannten, Perſonen begleitet, ins Louvre. Da herrſchte überall

Stille, die Einsamkeit war schröklich, und die Bestürzung, die sich bis ins Kabinet des Königs verbreitet hatte, machte, daß man den Entschluß entweder verzögerte, oder änderte, und daher keinen beherzhaften ergrif. Von da eilte er nach dem Guisischen Palast. Der Duc spazierte in einer Strasse hinter dem Palaste von Montmorenci, mit dem Erzbischofe von Lyon, Peter d'Espinac, auf und ab. Die Gasse war mit zwei Reihen Soldaten und Volk besetzt, die den Prinzen mit Verwunderung ansahen. Von Thou mischte sich unter den Haufen, und beobachtete den Duc mit aller Gemächlichkeit, der bald Befehle ertheilte, bald Nachricht von dem erhielt, was sich in andern Quartieren der Stadt ereignete. Ungeachtet einige Verlegenheit in seiner Miene sich zeigte, behielt er doch die Entschlossenheit und die Heiterkeit, die das Zutrauen erwekte, er werde an diesem Tage Herr werden.

Als von Thou in seine Wohnung zurükkehren wollte, fand er alle Gassen mit Fässern gesperrt, die man von allen Seiten herbeibrachte. Weil er aber keine Waffen hatte, und bekannt genug war, ließen ihn überall die Schildwachen durch. Wie er gegen die Brüke St. Michaels kam, deren sich die Liguisten bemächtigt, und die sie verrammelt hatten, hielt er sich eine Zeitlang

lang auf, um mit Alphons von Ornano zu sprechen, der den neuen Markt mit königlichen Völkern besezt hielt. Er kannte ihn von der Zeit her, da er unter Cuiaz zu Valence in Dauphiné studiert hatte, wo Ornano eine Garnison von Korsen befehligte. Der Kapitain sagte: der Tumult nehme zu, und rieth ihm, sich nach Hause zu begeben, und zwar so bald als möglich. Er konnte daher den Herrn d'Auchy la Tour, den man verwundet in ein Wirthshaus gebracht hatte, nicht besuchen.

Wie er den Barricaden sich näherte, war er sehr erstaunt, die Häupter der Stadt in der Gesellschaft der Liguisten zu sehen. Sie versicherten, sie seien nur gekommen, um den Aufruhr zu dämpfen. Allein die Wahrheit ist diese, daß Furcht sie herbeigeführt hatte, und sie bedachten nicht, daß ihre Gegenwart die Unordnung nur vergrößerte, und den Muth der Aufrührer stärkte.

Johann de la Rue, ein Schneider und ein Haupt der Rebellen, hielt ihn an, als er durch die Verschanzung gehen wollte. Von Thou sagte ihm: der König habe seinen Völkern befohlen, sich zurüke zu ziehen. Der Uebermüthige antwortete: „Die Furcht heisse sie, sich zurükezuziehen, und nicht der Befehl des Königs. Er verließ den Aufrührer, so bald möglich, und erreich-

te endlich seine Wohnung, die nicht mehr weit entfernt war, und wo seine Gattin ihn mit grosser Ungeduld zu einer Z it erwartete, da auf den Schall der Gloke des Palais alle andere Gloken der Stadt Sturm läuteten.

Wie nun am Abend die königlichen Völker sich von allen Posten zurüke gezogen hatten, so sahe sich der Duc de Guise als Herrn der Stadt. Von Thou gieng zur Brüke St. Michaels zurüke, und unterhielt sich da in einer Bekersbude mit dem Präsidenten Brisson, Obersten seines Quartiers. Aus seinen Reden mußte von Thou schliessen, daß er die Gesinnungen des Pöbels angenommen hatte, und sich nach den Zeitumständen bequemte (c), das ihm in der Folge übel bekam (*).

In dem Augenblike erschien Moun von Risbourg auf dem Plaze, deklamierte laut gegen den König und diejenigen, die um ihn waren, die er

(c) Er erhielt den gewöhnlichen Volksdank. Nachdem er eine Zeitlang den Willen der Ligue gethan und sich dadurch zum ersten Präsidenten erhoben hatte, durfte er nur der herrschenden Partei etwas versagen, um als verdächtig angesehen zu werden. Seine Bewunderer und Lobredner hängten ihn im Gefängniße den 15. Nov. 1591. auf. S. hinten die Note (c.)

er Böſewichte nannte, und ertheilte den Aufrührern die Befehle die er vom Duc mit dem Auftrage erhalten hatte, ſie zu vollziehen. Denn nachdem das Anſehen des Königs ſo ſehr herabgewürdigt war, unterhielten ihn diejenigen, die ihn umgaben, und die in einem ſträflichen Einverſtändniſſe mit ſeinen Feinden waren, in ewiger Unentſchloſſenheit.

Die auf einen ſo unruhevollen Tag folgende Nacht war eben ſo ſtürmiſch, und vergieng unter Getümmel und Angſt. Den andern Tag ſchikte das Parlament, um ſich dem Könige als Mittler der Ausſöhnung zwiſchen ihm und dem Duc de Guiſe anzubieten. Auf der anderen Seite ſchrien die Ligaiſten; der König und das Parlament ſeien mit den Hugenoten im geheimen Verſtändniſſe. Im Quartiere der Univerſität fangen ſie an, die Studenten zu bewaffnen, und füllen auf Befehl Briſſacs, wie man ſagte, das groſſe Barfüſſerkloſter (*) mit Waffen, und von allen Seiten erheben ſich die Stimmen: man müſſe das Louvre belagern. Bei ſo groſſer Verwirrung, folgt der König, von treuen Rathgebern verlaſſen — denn der Duc d'Epernon (**)

war

(*) Les Cordeliers.

(**) S. den 13. Jänner meines hiſtoriſchen Taſchenbuchs (Winterthur 1796.) S. 19.

war in der Normandie — dem Rathe derer, die um ihn waren, und die Rebellion begünstigten, verläßt mit Schande die Stadt, vom Garderegimente und dem Hofe begleitet, begiebt sich über St. Cloud nach Trappes (*), und läßt die Königin-Mutter zurüke, um durch sie eine offene Pforte zu Unterhandlungen zu haben. Allein sein Rükzug, oder vielmehr seine Flucht erhob die Hoffnungen und den Muth der Verschworenen nur noch mehr.

Drei Tage hernach verlangte Schomberg ein sicheres Geleite vom Duc de Guise. Denn ohne ihn geschahe nichts, obgleich die Königin zu Paris war. Er ließ zugleich den von Thou und Albrecht, Sohn des Bellievre, der in der Folge Erzbischof von Lyon wurde, darein einschliessen. Alle drei begaben sich nach Chartres, wo der König schon angekommen war. Der Duc d'Epernon kam dahin aus der Normandie, deren Gouvernement er in die Hände des Ducs de Montpensier übergab, und zog sich in das von Saintonge und Angoumois zurüke (**).

In-

(*) In der Provinz Maine, wegen seines strengen Klosters berühmt.

(**) d'Epernon that dieses um seiner Sicherheit willen. Denn er wußte wohl, daß er in dem Vertrage, den

Indeſſen machte Villeroi allerhand Ränke, und begab ſich bald zur Königin, bald zum Duc de Guiſe, der, von dem Erfolge der Barricaden aufgeblaſen, durch Aufſchub ſein Anſehen zu erhalten, und die Unterhandlungen zu verlängern ſuchte. Daher beſchloß man im Staatsrathe, Kommiſſarien in die Provinzen zu ſchiken, um die Geſinnungen der Gouverneurs und Magiſtrate zu prüfen, um ſie von den Verräthen zu belehren, ſie in ihrer Pflicht zu beſtärken, und ihnen den Willen des Königs wegen einer baldigen Verſammlung der Generalſtaaten zu erkennen zu geben.

Auf den Rath Mouy's von Perracourt, der damals bei dem Könige war, den er in der Folge verließ, fiel die Normandie dem von Thou zu. Er fieng mit Evreux an, und unterredete ſich daſelbſt mit Klaudius von Sainctes, Biſchofe daſelbſt, im Herzen von der Partei der Ligue. Von da gieng er durch Louviers, und dann nach Rouen, wo er das Parlament und die Officiere bewog, den König, der ſich dahin begeben wollte, aufzunehmen. Zu Dieppe fand er die Gemüther der Einwohner, die faſt alle von der re-

for-

den der König mit dem Duc ſchließen wollte, das Opfer werden ſollte. An Heinrichs III. Hofe konnte man auf nichts rechnen.

formierten Religion waren, sehr gegen die Guisen aufgebracht, und gut für den König gestimmt: aber sie verschlossen, wie die von Caen, ihre Gesinnungen in ihrem Herzen, weil sie fürchteten, der König habe mehr Lust, sich Ruhe, selbst auf Kosten seiner Würde zu erkaufen, als sein Ansehen mit Kraft wieder herzustellen. Sie schlossen dieses aus dem Charakter der Männer, deren sich Heinrich in seinen Geschäften bediente. Uebrigens gaben sie dem von Thou zu erkennen, daß sie den Krieg nicht fürchten, und bereit seien, im Fall er wieder anfienge, Güter und Leben für den König aufzuopfern.

Von Dieppe begab er sich über Saint-Valeri, im Ländchen Caux, nach Fecamp. Diese Stadt empfiehlt sich durch eine reiche Abtei, die nahe am Hafen, in Gestalt einer Citadelle, erbaut ist. Man findet da noch kostbare Reste einer reichen Bibliothek. Nachdem er sich da mit dem Gouverneur unterredet hatte, eilte er nach Montivilliers (*). Hier war durch die Drohungen des Gouverneurs von Havre-de-Grace alles in Verwirrung, dem die Einwohner gehorchen mußten. Dieser Gouverneur hieß Andreas von Brancas-Villars, der seine Stelle dem Ansehen des Duc de

(*) Er hieß Gousmini, Herr von Boistroyer oder Boistrosi.

de Joyeuse dankte, dessen naher Verwandter er war. Von Thou hatte Befehl, ihn zu sprechen, und ihn auf die Seite des Königs zu ziehen. Allein Villars hatte sich gegen Pariser Geld an die Ligue verkauft, und hörte den Antrag nicht nur mit Spotte, sondern so gar mit Verachtung an.

Er verließ ihn, und begab sich über die Seine und durch Saint-Pierre, an der Dive, nach Caen. Der größte Theil der Einwohner und der Gouverneur, Pelet de la Verune, waren von verschiedener Gesinnung. La Verune, obgleich mit Villars genau verbunden, war ein Mann von sanftem Charakter, der den Absichten des Villars nicht beitrat, und nur Neigung zum Könige zu athmen schien. — Allein die Rücksicht auf die Vornehmsten der Stadt hinderte ihn, sie zu zeigen. Den Longchamp, der zu Lisieux sich aufhielt, und ein Liguiste war, sprach von Thou nicht, sondern begab sich, so geschwinde als er konnte, nach Mailleraye, wo Pierrecourt mit seinem Bruder, Herrn des Orts, nach der Abrede ihn erwartete. Von Thou erzählte ihnen seine Verrichtungen zu Havre-de-Grace und Caen. Als er ihnen die Antworten des Villars meldete, waren sie über den Uebermuth desselben so aufgebracht, daß sie sagten: „Nur eine Musketenku-

gel

gel könne den Villars von seinem Stolze und seiner Narrheit heilen." Von Thou vergaß nicht, diese Rede dem Könige zu melden, als er von seiner Reise Rechenschaft abstattete.

Dieser Fürst hatte sich von Chartres nach Rouen begeben, wo er seine Zeit mit leeren Schauspielen zubrachte. Er ertheilte dem von Thou eine besondere Audienz, und gab ihm den eigenhändigen Befehl, in die Picardie zu gehen. Was in dieser Provinz vorgieng, wußte er nicht, weil diejenigen, die er dahin geschikt hatte, noch nicht zurükgekommen waren. Von Thou nahm seinen Weg durch Neufchatel nach Abbeville, wo er mit dem Magistrate und dem Gouverneur der Citadelle, die damals da war, eine Konferenz hielt. Darauf reisete er, durch Pont-Dormy, nach Amiens, dessen Einwohner er für die Leue gestimmt fand. Balagny (*), der in der Nähe war,

(*) Balagny, Bastard Johannes von Montluc, Bischoff von Valence, war von Katharine von Medicis, nach dem Tode Anious, zum Gouverneur von Cambray ernennt worden. Um nicht die Waffen der Spanier gegen sich zu reizen, ergriff er die Partei der Ligue. In der Folge schloß er seinen Vertrag mit Heinrich IV. und erhielt den Marschallsstab, nebst dem Titel eines Prinzen von Cambray, von dem Monarchen, wurde aber dieser Ehrenstellen wieder entsezt, und fiel in Verachtung und Schande.

war, versicherte sie der Unterstüzung mit Volk und Gelde, um sie gegen die Navarrer, als Feinde der Religion, wie er die königliche Partei nannte — zu vertheidigen. Kaum konnte von Thou, durch Vorzeigung seines Befehls, sie überzeugen, daß der König von dergleichen Gesinnungen weit entfernt seie, und ihm nichts mehr am Herzen liege, als sie zu schüzen, und die Religion zu vertheidigen.

Hierauf gieng er über die Sanne nach Corbin, um da Herrn Pons Belleforière zu sprechen, der Gouverneur daselbst, damals aber auf dem Lande war. Er wartete einen ganzen Tag auf ihn, und hatte indessen Zeit, die Trümmer einer kostbaren Bibliothek zu untersuchen, die man schon mehrere malen geplündert hatte. Doch fand er noch sehr gute Bücher, und legte mehrere bei Seite, die er nach dem Ende der Unruhen wieder zu finden hoffte, um die Republik der Wissenschaften damit zu bereichern. Allein die Grausamkeit des Bürgerkriegs gestattete dieses nicht. Corbin wurde einige Jahre hernach geplündert, und die Heiligkeit der Kirche, wo diese Reste aufbehalten wurden, konnte die Zerstreuung dieses Schazes nicht verhindern. Obgleich der Gouverneur, den der König dahin gesezt hatte, einer der Verwandten seiner Gattin

war,

war, ob er gleich sich mit allem Ansehen widersezte, fand doch von Thou nach seiner Rükkehr nur die leere Coffres, in die sie eingeschlossen gewesen waren, und die Deken der überall hin zerstreuten seltenen Bücher. Dieses sind Früchte unserer bürgerlichen Kriege, die den gefährlichen, von falschem Religionseifer erhizten, Köpfen so sehr behagen! Dieses sind die Belohnungen der Welt für ihre übelverstandene Andächtelei, die uns nichts, als Mord und Brand, zuzieht!

Als Belleforière vom Lande zurüke kam, übergab ihm von Thou die Briefe des Königs, der ihn bei seinem Worte und den von seiner Treue gegebenen Versicherungen anfrief. Belleforières Antwort war zweideutig. Daher schrieb jener sogleich an den König, und berichtete, was er zu Abbeville und Amiens verrichtet habe, auch, daß man dem Belleforière nicht trauen dörfe — und begab sich nach Noyon. Varane, ein auf einer Insel der Oyse erbautes Schloß, liegt nicht weit davon, und da es seinem Schwager, Ludwig von Barbanson, gehörte, so gieng er dahin, und fand die Frau von Thou, die Paris verlassen hatte, und ihm dahin entgegen gekommen war.

Indessen hatte die Königin-Mutter einen Traktat zwischen dem Könige und dem Duc de Guise vermittelt, von dem eine Bedingung der

Krieg

Krieg gegen den König von Navarra war. Darauf folgte das Edikt vom Julius, das den glänzenden Namen der Wiedervereinigung führte, und das zu unterschreiben man den Duc de Nevers nur mit Mühe beredete. Der König begab sich dann mit dem Hofe nach Chartres, und wollte mit dem Duc de Guise, der nebst der Königin-Mutter dahin kam, die nöthigen Maasregeln verabreden, um den Krieg gegen die Protestanten kräftig zu führen.

An diesem Orte belohnte der König, der seit der Reise nach Rouen erkenntlich zu seyn versprochen hatte, die Dienste des von Thou mehr, als dieser hoffte, und ernannte ihn zum Staatsrathe. Von Thou legte den Eid am 26. Aug. ab.

(J. 1588.) Der Hof war damals auf den Erfolg, den die furchtbare Flotte Spaniens haben würde, die zur Eroberung Englands bestimmt war, sehr aufmerksam. Die Ankunft Bernardins von Mendoza verdoppelte die Unruhe und Neugierde. Denn er kam nicht nur als Abgesandter, sondern auch als Agent des Königs*, seines Herrns, um die Partei der Ligue durch seine Anwesenheit zu beseelen. Darüber versammelte man den Staatsrath. Auf der einen Seite der Tafel saßen der Kanzler von Cheverni, unter ihm Villeauier, Klaudius Pinard und Peter Brulard

lard von Crosne, beide leztere Staatssekretäre — auf der andern der Erzbischof von Bourges, unter ihm der Duc de Guise, und die Staatsräthe, unter andern von Thou und Méry von Vic.

Da die Gemüther sehr getrennt waren, so hörte man nichts, als niedrige Schmeicheleien oder geheuchelte Reden. Man sprach viel von der spanischen Flotte, und beschloß — nichts!

Um diese Zeit kam Schomberg, dessen sich die Königin beim Edikte vom Julius bedient hatte, mit mehreren seiner Freunde nach Chartres. Vor seiner Abreise von Paris, hatte er seine Tochter Katharina dem Louis von Barbanson-Cany verlobt, und von Thou, des Cany Schwager, diese Heirat aufs Tapet gebracht. Da die Braut die Ehre hatte, eine Pathin der Königin-Mutter zu seyn, die sie über die Taufe gehalten hatte, so wünschte Schomberg, daß das Verlöbnis am Hofe, in Gegenwart ihrer Majestäten gehalten würde. Der Fuchof von Chartres verrichtete die Ceremonie mit Pompe, und Abends wohnten der König, die Königin und alle Grossen dem Feste bei Man hatte auch den Annas d'Anglure von Givry (*, dazu gebeten. Dieses war der vollkommenste Kavalier des Hofs, schön, wohl

(*) Er vermählte sich in der Folge mit der ältesten Tochter des Canzlers von Chevernl.

wohlgemacht, von guter Miene, angenehm im Umgange, in der griechischen und römischen Literatur — eine Seltenheit unter dem Adel! — wohl bewandert, überdies tapfer, und als ein solcher gekannt, ein naher Verwandter des Cany. Anfangs entschuldigte er sich wegen eines Sturzes mit dem Pferde, der ihm noch beschwerlich fiel. Um aber doch seinem Vetter bei einer so feierlichen Gelegenheit nicht zu fehlen, erdachte er ein Mittel, auf eine galante und sinnreiche Art vor der Gesellschaft zu erscheinen. Da ihm sein Fall nicht erlaubte, aufrecht zu stehen, so nahm er zwei von den türkischen Ruderknechten, mit denen die Stadt, seit dem Schiffbruche der spanischen Flotte, angefüllt war, und ließ sich als ein König aus Indien gekleidet, von ihnen auf den Schultern auf einer Art von Palankin tragen, und kam so mit offenem Gesichte (*) in den Saal, während die Ruderknechte, die ihn trugen, in einem belustigenden Tone übel zusammenhängende Lieder sangen. Dieses Schauspiel ergötzte den König und den ganzen Hof gar sehr. Nach der Ankunft in Paris wurde die Hochzeit in dem Schombergischen Palaste gefeiert, und die Neuvermählten begaben sich nach Barane.

(*) Die übrige Gesellschaft scheint also maskiert gewesen zu seyn.

In dieſes Schloß ließ von Thou, der die traurigen Folgen der Barricaden und des Pariſer Aufruhrs vorausſahe, unter dem Vorwande der Hochzeit ſeines Schwagers, ſeine beſten Sachen bringen, nämlich, Tapeten, Betten, Silbergeſchirre, Geſchmeide, und alles, was ihm ſeine Mutter an Koſtbarkeiten gelaſſen hatte. Da hernach der Krieg ſich mit immer mehr Heftigkeit entflammte, ſo ſchikte es Schomberg, nebſt einer Menge von Sachen, die er ſelbſt in ſeinem Hauſe zu Nantueil hatte, nach la Fere, in Vermandois, wo der Kapitain Guerry, der ihm alles dankte, mit ſeiner Kompagnie in Garniſon lag. Dieſe Vorſicht, die ſo klug ſchien, war in der Folge für beide unnüze. Denn als la Fere das folgende Jahr von Florimond von Haluin, Marquis von Weignelay, erobert und geplündert wurde, verloren ſie alles, ausgenommen, was die beiden Brüder Lamet retteten, und die Aufſeher des Schloſſes auf die Seite bringen konnten. Alles wurde dem Herrn Bachavanes und ſeiner Frau übergeben, die während der Unruhen ſich nach Coucy-le-Chateau geflüchtet hatten, wo einer der Lamet, Bruder der Frau Bouchevanes, Kommendant war. Sie gab alles treulich zurüke. Des von Thou's Verluſt belief ſich auf zehentauſend Thaler, ohne den zu rechnen, den er ſonſten in dieſem Kriege erlitt.

Doch

Doch hörte man von ihm nach dem Frieden nicht die geringste Klage, wie von andern. Er beheiligte niemanden deßwegen, entweder wegen seiner natürlichen Abneigung vor Processen, oder, weil er den Uebelgesinnten keine Gelegenheit geben wollte, ihm vorzurüken, er seie der Partei des Königs nur treu geblieben, um eine Entschädigung und Belohnungen zu erhalten, oder endlich, weil er überzeugt war, daß er um seines Privatinteresses willen die Bilder der Unordnungen, die er aus jedem Gedächtnisse vertilgt wünschte, nicht erneuern dörfe.

Indessen versammelten sich die Stände bereits in grosser Anzahl zu Blois auf die bestimmte Zeit, und der König war auch da angekommen. Dieser Fürst, der des vorhergehenden Ministeriums überdrüßig war, und auf eine geheime Unternehmung sann, veränderte es jezt, verwies den Kanzler und Bellievre auf ihre Landhäuser, und gab dem Villeroi, Pinard und Brulart, den Staatssekretären, den Abschied.

Schomberg reiste alsbald nach Blois. Von Thou folgte ihm über Edimont, wo er den Kanzler besuchte, der sich dahin zurüke gezogen hatte, und blieb drei Tage bei ihm. Alle Tage erhielt man da Berichte von Blois, wie bei allen Zwistigkeiten der Duc durch die Macht seiner Partei die

Oberhand über den König behielt, und der Kanzler sagte daher: „es seie ein böses Anzeichen, und der Streit werde ein Ende nehmen, an das man jezt nicht denke. Der Duc wolle die Macht und Würde seines Souverains herabsezen, und mißbrauche die Geduld und die Verstellung seiner Majestät: er und seine Partei erheben durch Kühnheit und Uebermuth ihr Ansehen zu sehr: er kenne die Denkungsart des Königs vollkommen: Heinrich werde alle Wege der Sanftheit aufsuchen, um die verirrten Gemüther zu sich zurüke zu führen, bestünden sie aber auf ihren Absichten, wie es den Anschein habe, so seie zu fürchten, die Mäßigung des Königs möchte sich in Wuth verwandeln, und er, es koste, was es wolle, in der Verzweiflung den Entschluß fassen, den Duc beim Eintritte in sein Zimmer niedermachen zu lassen."

Nach dieser Unterhaltung, die von Thou damals sehr geheim hielt, kam er auf die Zeit, da die Stände versammelt waren, in Blois an. Daselbst fielen allerhand besondere Umstände vor, die man in seiner Zeitgeschichte nicht findet, die aber hier in seiner Lebensbeschreibung erzählt werden müssen.

Von Thou hatte sich sehr an den Kardinal von Vendome und an seinen Bruder, den Comte

von

von Soiſſons, angeſchloſſen. Ob ſie ihm gleich die Führung ihrer Angelegenheiten überlaſſen hatten, beſorgte er ſie doch mehr, wie Freund, als wie einer, der Vollmacht hat. Seit dem Tode ſeiner Eltern beſuchte er auch Anna von Eſte Mutter der Guiſen und des Ducs de Nemours, ſehr oft, und verſäumte nichts, um dieſe beiden Häuſer, die mehr Nebenbuhler, als Feinde, waren mit einander zu vereinigen.

Vor den Pariſer Unruhen war Michael von Montagne, deſſen ſchon erwähnt wurde, an den Hof gekommen, ihm nach Chartres und Rouen gefolgt, und jezt auch in Blois. Er war ein beſonderer Freund des von Thou, und lag ihm alle Tage an, ernſtlich an die Geſandſchaft in Venedig zu denken, die man ſeit der Rükkehr Andreas Hurault's von Maiſſe, Vetters des Kanzlers, ihm beſtimmte. Er hatte ſelbſt die Abſicht, nach Venedig zu gehen, und verſprach, um ihn noch mehr dazu zu bewegen, ihn während ſeines ganzen Aufenthalts daſelbſt nicht zu verlaſſen.

Als ſie ſich über die Urſachen der Unruhen beſprachen, ſagte ihm Montagne: „Er habe ehemals die Dienſte eines Mittlers zwiſchen dem Könige von Navarra und dem Duc de Guiſe gethan, als beide Prinzen am Hofe waren: lezterer habe mit aller Sorgfalt und durch alle möglichen,

chen Dienste die ersten Schritte gethan, um die Freundschaft des Navarrischen Königs zu gewinnen. Nachdem er aber bemerkte, daß Heinrich ihn täuschte, und statt der Freundschaft, nur unversöhnlichen Haß fand, so nahm er zum Kriege, als dem lezten Hülfsmittel, Zuflucht, die Ehre seines Hauses gegen einen Feind zu vertheidigen, der sich nicht versöhnen ließe: die Erbitterung beider seie der Grund des Kriegs, den man jezt entzündet sehe: nur der Tod des einen oder des andern könne ihn endigen: weder der Duc noch die Seinigen glaubten sich in Sicherheit, so lange der König von Navarra lebe: dieser aber seie überzeugt, er könne das Recht der Thronfolge nie geltend machen, so lange der Duc athme. Was die Religion betrift, die beide zur Schau stellen, so ist diese ein leerer Vorwand, um ihre Parteigänger an sich zu ziehen: das Interesse derselben rühret weder den einen noch den andern Nur die Furcht, von den Protestanten verlassen zu werden, verhindert den König von Navarra, zur Religion seiner Väter zurüke zu kehren, und der Duc de Guise würde von der Augsburgischen Confession, an der sein Oheim, der Kardinal Karl von Lothringen, ihm einen Geschmak beibrachte, sich nicht entfernen, wenn er ihr, ohne Nachtheil, sich ergeben

den könnte. Diese Gesinnungen habe er an diesen Fürsten zu der Zeit bemerkt, als er sich mit ihren Angelegenheiten befaßt habe."

Während dieser zu Blois gespielten Ränke vergaß der Duc nichts, seine Partei zu verstärken. Er schüzte alle diejenigen, die ihm ergeben waren, gewann andere durch Liebkosungen, redete freundlich mit jedem Privatmanne, versprach Aemter, Würden, Stellen und Gouvernements den Eigennüzigen, wie wenn er schon Herr wäre, kurz, wandte alles an, was ihm die Freundschaft der Menschen gewinnen konnte.

Damals verbreitete sich das Gerüchte, Anna von Bardanson, Rantouillet's Gattin, seie durch einen Dolch gemordet worden. Der Duc fragte den von Thou sehr höflich: was er für Nachrichten davon habe, und bot ihm, wie seinem Schwager, seine Dienste und seinen Kredit an. Von Thou, der alle Arten von Verbindung vermied, antwortete dem Prinzen in nur wenigen Worten, troz der Komplimente und der verbindlichen Blike des Duc's, ja, er entfernte sich von ihm, so bald möglich. Guise beklagte sich darüber bei Schomberg, und als dieser mit von Thou deßwegen sprach, antwortete der lezere: „Das Wohlwollen eines so grossen Prinzen seie Ehre für ihn, auch sehr nüzlich und bei dem

gegen

gegenwärtigen Umständen nothwendig: allein er bekenne frei, die beständigen Zwistigkeiten des Duc's mit jener Majestät könne er nicht billigen. Uebrigens sehe man um den Duc niemanden, als solche Leute, die zu Grunde gerichtet, und die verworfensten im Königreiche seien — fast gar keinen ehrlichen Mann. Aus dieser Ursache habe er sich so betragen, und bei dieser Stimmung wolle er lieber in einer ehrenhaften Einsamkeit veralten, als sich etwas Glanz durch einen so ehrlosen Umgang erwerben."

Als der Duc de Guise diese Antwort erfuhr, erwiederte er: „Er habe immer sein möglichstes gethan, durch Dienstleistungen und Gefälligkeiten die Freundschaft der Rechtschaffenen zu gewinnen, deren geringe Anzahl man ihm vorwerfe. Allein seine Schritte seien vergeblich gewesen (*). Denn je mehr er ihnen entgegen komme, desto mehr entfernen sie sich. Daher sei er genöthigt, zu einer Zeit, wo er Freunde nöthig habe, diejenigen aufzunehmen, die sich ihm mit guter Manier darstellten (**)."

Die

(*) Nach diesen Angaben kann man dem Duc de Guise den Rang anweisen, den er unter den Demagogen einnimmt, deren Ehrgeiz immer die Erde mit Blute färbt.

(**) Konnte Katilina anders antworten, als Guise?

Die Geiſtlichkeit wählte den Erzbiſchof von Bourges, Rinald von Beaulne, um für ſie in den Sitzungen der Stände das Wort zu führen. Dieſer Prälat hatte ſich in keine Faktion eingelaſſen, und ſeine Denkungsart war heftigen Entſchlüſſen abgeneigt. Als man ſich über die Einſchränkungen des Luxus unterhielt, der ſich überall mit ſo vieler Verſchwendung verbreitet habe, und der ſeit dieſer Zeit noch viel weiter getrieben wurde, erklärte er ſich: die alte Einfalt unſerer Väter habe in Paris angefangen, auszuarten (*). Zum Muſter der Mäßigung, die man nicht genug empfehlen könne, führte er die erſte Präſidentin an, die als die Frau der erſten Magiſtratsperſon, ſich ſo gut, wie die vornehmſten Damen des Hofs, einer Sänfte oder Caroſſe bedienen konnte, deren Gebrauch damals noch ſehr ſelten war: man habe ſie aber niemals anders in der Stadt geſehen, als hinter einem Bedienten zu Pferde, und ihre Beſcheidenheit ſeie Muſter und Regel für andere Frauen. Als er in der Folge das Andenken der alten Sparſamkeit, die ſo achtenswürdig war, öffentlich vor dem Köni-

ge

(*) Das Uebel des Luxus iſt nicht ſo neu, als man denkt. In allen Zeiten waren die Hauptſtädte groſſer Reiche der Brennpunkt des Verderbens, das ſie zu Grunde richtete.

ge und dem ganzen Hofe erneuerte, führte er das nämliche Beispiel wieder an; diese Stelle aber wurde bei dem Druke seiner Rede weggelassen.

Es ist wahr, noch nicht allzulange hatte die Verschwendung zu Paris die Gränzen so sehr überschritten. Johann von Laval Boisdauphin war der erste gewesen, der sich gegen Ende der Regierung Franz I. wegen seiner Dike, die ihm nicht erlaubte zu Pferde zu steigen, einer Kutsche bediente. Es waren damals nur zwei am Hofe, deren Gebrauch aus Italien gekommen war, die eine für die Königin, die andere für Diana, natürliche Tochter Heinrichs des II. (*) Christoph von Thou war der erste, der sich eine Kutsche anschafte, nachdem er zum ersten Präsidenten ernannt worden war, bediente sich aber ihrer nicht, weder um ins Palais noch ins Louvre zu fahren, wenn der König ihn zu sich beschied — denn die Magistratspersonen beobachteten noch damals die löbliche Gewohnheit, nicht anders, als auf Befehl am Hofe zu erscheinen. — Seine Gattin hielts eben so, und machte, wie gesagt, ihre Besuche bei Freundinnen oder Verwandten nicht anders, als zu Pferde hinter einem Diener sizend. Nur um aufs Land zu fahren, bedienten sich beide der Kutsche, und darum sahe man

(*) Von der berüchtigten Diana von Poitiers.

man lance keine zu Paris. Jezt aber hat sich der Gebrauch derselben so sehr vermehrt, daß man sagen kann, es seien so viele, als Gondeln zu Venedig, und zwar ohne Unterschied des Standes oder Rangs. Heut' zu Tage sieht man Leute des niedrigsten Standes sich derselben bedienen, wie des höchsten.(*). — Doch dieses sei im Vorbeigehen gesagt!

Von Thou sahe mit Schmerzen, daß die Geduld seiner Majestät nur mehrere Verachtung des königlichen Ansehens erwekte, und beschloß, wie das Ende der Versammlung sich näherte, nach Paris zurüke zu kehren, um die Angelegenheiten des Staats und seine eigenen, so viel möglich, in Ordnung zu bringen. Zu dem Ende gieng er hin, vom Könige Abschied zu nehmen, und erwartete ihn in einem dunkeln Gange, der aus seinem Speisesaale ins Kabinet führte. Hier faßte der König ziemlich lange seine Hand, doch ohne ein Wort zu reden. Jedermann glaubte daher, Heinrich habe ihm mehrere Geheimnisse anvertraut. Allein er entließ ihn, ohne etwas anders zu sagen, als, er solle seinen Schwager, den ersten Präsidenten, besuchen, und

ihm

(*) Was würde von Thou itt sagen, wenn er zu unsern Zeiten lebte? Ein reiches Feld für den Moralisten und Politiker, darüber zu denken!

ihm anſtragen, für ſein Intereſſe zu wachen. Schomberg, der rükwärts ſtand, fragte den von Thou beim Herausgehen; worüber der König ihn ſo lange unterhalten habe? Von Thou antwortete: auſſer einigen vertraulichen Befehlen, die ihm Heinrich an den erſten Präſidenten ertheilt, habe er nichts geſprochen. Schomberg erſtaunte darüber, und muthmaßte, die Abſicht des Königs möge wohl anfangs geweſen ſeyn, ihm andere Befehle zu geben: aber die Betrachtungen, die er anſtellte, während er ſeine Hand hielt, müſſen ihn anders beſtimmt haben. Nach dem, was zu Blois vorfiel, glaubte von Thou ſelbſt (*): der König, voll ſeines Plans, habe ihm die geheimſten Vorſchriften an den erſten Präſidenten geben wollen, während des tiefen Stillſchweigens aber ſich entſchloſſen, ſein Geheimnis zu bewahren.

Schon lange ſuchte der Duc de Guiſe durch ſeine Emiſſarien und den von Roſſieux die Einwohner von Orleans zu gewinnen, um ſich Meiſter der Citadelle zu machen. In dieſer Abſicht hatte er den Tremont heimlich dahin geſchikt, um

(*) Wahrſcheinlich wollte Heinrich III. dem von Thou der Entwurf des Mords der Guiſen mittheilen, aber die Tugend des Manns hielt ihn zurük. Dieſe Muthmaßung macht ihm viele Ehre.

um auf jeden Fall bei der Hand zu seyn. Karl von Balsac von Dunes, der in Abwesenheit Franzens, Herrn von Entragues, seines Bruders, des wirklichen Gouverneurs, daselbst Befehlshaber war, fürchtete sehr, man möchte ihm diesen Posten wegnehmen. Schon länger, als seit einem Monate hatte er die Ränke des Duc's bemerkt. Da er aber vom Könige keine grosse Unterstützung erwartete, dessen Geist ganz geschwächt schien, so suchte er von allen Seiten Geld zu erhalten, um sich gegen die Unternehmungen des Guise und der Einwohner zu vertheidigen. Denn der Duc behauptete: in dem schimpflichen Vertrage, den der König mit ihm eingieng, seie Orleans zu seiner und seiner Partei Sicherheit abgetreten worden.

Von Dunes stellte über diesen Umstand verschiedene Betrachtungen an, die er dem von Thou, während seines Aufenthalts zu Blois, mittheilte. Er war sein Freund, und kannte ihn als einen Feind aller Faktionen, und als treuen Anhänger des Königs. Darum hielt er sich für verbunden, ihm von der Verlegenheit, in der er war, Nachricht zu geben. „Er sehe alle Anstalten zur Belagerung der Citadelle gemacht: die unkluge und übermäßige Geduld des Königs, seine Sicherheit zur so unrechten Zeit

erlaub-

erlaubten weder ihm noch seinem Bruder, Hülfe zu erwarten: es seie mit allem so aufs äusserste gekommen, daß ihm keine Hülfsquelle übrig bleibe, als seine eigenen Kräfte, um sich gegen die Unternehmungen des Ducs zu schüzen: an Muthe und an Freunden fehle es ihm nicht, auch wisse er, aller Vortheil beruhe darauf, seinem Feinde zuvorzukommen: er fürchte aber bei diesem Entschlusse, eine reiche Stadt, die er und sein Bruder erhalten wollen, der Plünderung auszusezen. In dieser Rükſicht haben sie ein besseres und sichereres Mittel gefunden, nämlich, die Citadelle, die in ihrem gegenwärtigen Zustande keinen Widerstand leisten könne, zu vergrössern. Bringen sie dieses zu Stande, so machen sie sich dadurch zu Meistern der Stadt, und bereiteten allen guten Franzosen, den Dienern seiner Majestät und allen wahren Katholiken einen sichern Zufluchtsort. Daraus werde folgen; so wie sich der König durch ihren Beistand verstärkt sehe, daß er sie von seiner Seite mit Geld und Würde unterstuzen, und sein altes Ansehen wieder annehmen müsse, statt, sich durch sein Unglüke niederdrüken zu lassen das alle seine Diener mit Verdruße sahen: er seie im Stande, seine Soldaten mit einer hinreichenden Anzahl von Schanzgräbern arbeiten zu lassen, um die Citadelle, ohne

ne Angſt vor den Bürgern, in wenigen Tagen in Stand zu ſezen; er beſize Perlen von groſſem Werthe, die er gerne verſezen wolle, um Geld zu erhalten. Da aber allen guten Bürgern daran gelegen ſeyn müſſe, ſo bitte er den von Thou dringend, ihm die Beutel derſelben zu öfnen, und er möchte ſie, bei einer ſo gerechten Sache, dazu ermunteren."

Von Thou gab dieſem Entwurf Beifall, und da der Kardinal von Vendome ihn, wie ſchon erzählt, liebte, und von Thou ihn eines Tages von ungefehr darüber empfindlich fand, daß die Guiſen und der Kardinal von Bourbon, ſein Oheim, ſich ſo wenig aus ihm machten, ſo bedurfte es nicht viele Mühe, ihn zu bereden, daß er immer eine Summe bereit halten ſollte, um ſich durch dieſelbe auf jeden Fall gegen die Folgen jener Verachtung zu ſichern. Der Kardinal gab ihm daher den Auftrag, wenn er nach Paris komme, bis auf 20000. Goldthaler für ihn zu borgen, und verſprach, dieſe Summe zu den Feſtungswerken der Citadelle von Orleans anzuwenden, nachdem ihm von Thou die Umſtände, wie es mit dem von Dunes verabredet war, anvertrauet hatte.

Den andern Tag nahm von Thou Abſchied vom Könige, und reiſete mit dem von Dunes

auf

auf der Post nach Orleans, wo sie den 18. Dec. ankamen. Er fand daselbst Johann von Bourgneuf-Cusse, der Renata von Thou, seine Nichte, geheirathet hatte, reisete mit ihm nach Paris, und suchte überall Geld zu borgen: allein die Nachricht von dem Tode des Duc de Guise machte seinem und des von Dunes Plane ein Ende.

Bei diesen Ereignissen sendete der König die Marschälle von Aumont und von Entragues nach Orleans mit regelmäßigen Völkern, um sich der Citadelle zu versichern, und, wo möglich zu Meistern der Stadt zu machen.

So bald es die Pariser erfuhren, ließen sie Hülfsvölker dahin abgehen. Cusse erfuhr den Tag, wo sie ausziehen sollten, so wie den Weg, den sie nahmen, und schikte eilends die Botschaft davon an den Marschal, der in der Citadelle lag, und, wie man glaubte, die Stadt belagern sollte. Der Diener, der die Nachricht überbrachte, war der nämliche, der in Gegenwart des von Dunes die Handschuhe suchte, die Cusse in der Citadelle verloren hatte, und die man nicht wieder finden konnte. Er hatte Befehl, glaube man ihm nicht, den Herrn von Dunes daran zu erinnern. Der Diener richtete den Auftrag genau aus, und Dunes, der anfangs mißtrauete,

wur-

wurde von der Wahrheit der Sendung durch den Umstand mit den Handschuhen überzeugt.

Nun ließ der Marschal den Philipp von Angennes du Fargis, vom Hause Rambouillet, einen durch Verstand, Muth und Fähigkeiten bekannten Mann, nebst Franz de la Grange-Montigni den Parisern entgegenrüken. Da sie regulierte Soldaten hatten, so schlugen sie die neue Miliz, die sie nahe bei Remours antrafen, leichtlich in die Flucht, entwaffneten die meisten, und nahmen ihnen Pulver und Gepäke: doch erreichte — denn ihrer waren über fünfzehnhundert Mann — eine grosse Anzahl Orleans, verminderte ihren Verlust, ließ noch grössere Hülfe hoffen, und brachte die von Orleans dahin, daß sie die Belagerung der Citadelle fortsezten.

Erst drei Tage war von Thou von Blois nach Paris zurükgekommen. Als er den Abend vor Weyhnachten nach Hause gieng, vernahm er den Tod des Ducs de Guise durch das Gerüchte, das sich durch die ganze Stadt verbreitete, und durch die Gährung, welche diese Neuigkeit verursachte. Er, der alles für das Leben des Königs fürchtete, glaubte anfangs, Heinrich seie durch die Verschworenen ermordet worden, und das Gerüchte seie falsch, und absichtlich darum ausgebreitet geworden, um das Verbrechen durch

den scheinbaren Vorwand einer gerechten Vertheidigung zu decken, wozu die von des Königs Partei Gelegenheit gegeben haben.

Die Nacht war eben so unruhig. Alles war auf den Strassen voll von Menschen, die in die Mitternachtsmesse giengen, und andere, die bewaffnet umherzogen. Als von Thou den andern Morgen aus der Kirche kam, und sich dem Kaminfeuer näherte, das noch nicht recht brannte, kroch aus dem Holzbündel, den man entweder auf einem, dem Regen ausgesetzten, Plaze, oder in einem tiefen Keller verwahrt hatte, eine nasse Schlange hervor. Man betrachtete sie lange, und fand sie sieben bis acht Zolle lang, von einer braunen rindenartigen Farbe, mit Flecken über den ganzen Leib bezeichnet, ferner, daß sie zwei Köpfe hatte, einen am natürlichen Orte, und den andern am Schwanze, daß sie sich an beiden Enden in die Runde gleich drehete — mit einem Worte, daß sie mit der Beschreibung, die Solinus von den Amphisbänen (*) macht, überein kam. Man merkte auf alle ihre Bewegungen, und wie sie einen gewissen Weg gemacht

(*) Eine Schlange, die nach beiden Richtungen eingeht, von αμφ, βαινω. — Was die neueren Naturforscher von dieser Schlange sagen, kann ich aus Mangel von Hülfsmitteln nicht angeben.

macht hatte, hielt man ihr Feuer entgegen, damit sie auch auf eine andere Seite gienge. Sie sezte hierauf das andere Ende, wo der Schwanz seyn sollte, in Bewegung. Denn die beiden Köpfe waren gleich bezeichnet. Gelehrte Männer konnten nicht begreifen, wie das zugieng, und die Naturforscher haben bemerkt, daß man Schlangen dieser Art, die in Griechenland, auf der Insel Lemnos, in Kleinasien und in Afrika sehr gemein sind, in Frankreich und den westlichen Ländern sehr selten erblikt. Uebrigens überläßt man den Liebhabern des Sonderbaren, zu untersuchen, ob dieses Ereignis natürlich war? und begnügt sich, die Thatsache zu erzählen. Von Thou sprach mit niemanden davon, aus Furcht; Menschen, die ohnehin zum Aberglauben geneigt waren, noch mehr Anleitung zu geben, aus dieser Erscheinung gefährliche Folgen zu ziehen.

Von Thou's plözliche und so unerwartete Rükkehr nach Paris ließ die Liguisten vermuthen, er habe gewußt, was zu Blois vorfallen sollte, und er seie gekommen, die Partei des Königs zu verstärken, und seine Anhänger auf ein so unvermuthetes Ereignis vorzubereiten. Sie berathschlagten sich öfters, wie sie sich gegen ihn verhalten sollten, und ein gewisser la Rue, den

ich schon nannte, und der in Canys Hause Dienste that, kam öfters sehr zur ungelegenen Zeit ins Haus, um zu sehen, wer da sey, und ob er nicht Waffen oder Pferde entdekte? Von Thou wollte die Unverschämtheit dieses Aufrührers mit Nachdruke ahnden, opferte aber doch seine Empfindlichkeit dem Rathe der Freunde auf, und vermied durch Geduld und Verstellung die Gefahr, die für ihn hätte daraus entstehen können.

Um diese Zeit sezten die Liguisten, ohne allen Grund, den Johann Obsopoeus gefangen, der mit Nikolaus le Fevre bei der zweiten Ausgabe der Kommentarien des Muretus über den Seneca so nüzliche Dienste gethan hatte. Er beschäftigte sich damals (*) mit einer Sammlung der Sibyllinischen Weissagungen, des Zoroaster und anderer Schriftsteller, von denen man glaubte, sie haben die Geburt Christi verkündigt. Von Thou, der damals bei den Magistraten noch einigen Kredit hatte, bewirkte ihm die Freiheit, unter der Bedingung, daß er die Stadt verließe.

Als

(*) Das waren denn doch gewis Arbeiten, die bei den Liguisten keinen Verdacht erweken sollten, und keinen Mann von gefährlichen Absichten verrathen. Aber so ist das Volk! Es handelt nur, und überlegt nicht! (Wie man auch aus den neusten Ereignissen beweisen kann.)

Als er nun den Obsopoeus im Begriffe sahe, nach Deutschland zurüke zu reisen, vertrauete er ihm ein Exemplar des Zosimus an, das er durch Ulrich Oltinger von Lausenburg, einem jungen Deutschen von sanftem Charakter, den er bei sich unterhielt, und der korrekt Latein und Griechisch schrieb, hatte abschreiben lassen. Diese Kopie war nach einem Manuscripte gemacht, das Johann Leunclav von Konstantinopel zur Zeit gebracht hatte, als er daselbst im Gefolge des kaiserlichen Gesandten war. Leunclav hatte sich desselben einige Jahre zuvor (*) bedient, um es ins Latein zu übersezen, und diesen lateinischen Zosimus nebst den Geschichten des Prokopius und Agathias, nach der Uebersezung Christophs von Persone verbessert, abdruken lassen.

In der Folge stellte Leunclav das Original des Manuscripts dem Franz Pithou, als er zu Basel war, zu, doch mit der Bedingung, daß ers nicht druken ließe, ohne ihn davon zu benachrichtigen. Von Thou, dem Pithou es anvertrauete, erinnerte sich des Versprechens, das er dem Muretus gethan hatte, ob dieser gleich schon todt war, und da er wußte, mit welcher Sehnsucht ein so seltenes Denkmal von dem Publikum erwartet wurde, so hielt ers für erlaubt, sich einer

ehr-

(*) Im J. 1576.

ehrbaren Ausflucht bedienen zu dörfen, um die Republik der Gelehrten mit diesem Schaze zu bereichern. Er gab dem Puthon das Manuscript zurüke, und trug dem Obsoponus auf, die Kopie, die er veranstaltet hatte, dem Friedrich Syllburg (*) zuzustellen, der es zwei Jahre (**) hernach zu Frankfurt bei Wecheln nebst andern Geschichtschreibern der römischen Geschichte abdruken ließ, wie es Syllburg selbst in der Vorrede bekennt.

(J. 1589.) Von Thou hatte dem Obsoponus die Freiheit verschaft, konnte aber seine eigene nur mit Mühe retten. Als einst la Rue ihn nicht zu Hause fand, nahm er die Frau von Thou gefangen, und führte sie in die Bastille, wo sie den ganzen Tag bis in die Nacht hinein bleiben mußte, bis ihr der Duc von Aumale, auf Empfehlung des Bassompierre, erlaubte, sie zu verlassen. Er selbst verbarg sich, wechselte alle Nacht

(*) Fried. Syllburg war zu Wetter, im Hessischen geboren, und so gelehrt er war, so viele Verdienste er sich um die Litteratur der Alten durch die Ausgabe ungedrukter Autoren und die Verbesserung der schon gedrukten erworben hat, blieb er doch Korrektor bei Commelin in Heidelberg, und Wecheln in Frankfurt. Er starb, sechzig Jahre alt, den 16. Febr. 1596.

(**) Im J. 1590.

Nacht seinen Aufenthalt, und begab sich endlich, auf die Bitte seiner Freunde, denen für seine Freiheit bange war, ins Barfüsserkloster. Hier hielt ihn mit grosser Treue der Pater Robert Cheſſé verborgen, ein beim Volke beliebter Prediger, der anfangs auf Seite des Königs war, bald hernach aber unglücklicher Weise die Partei änderte, und bei der Eroberung von Vendome das nämliche Jahr wegen seiner aufrührischen Predigten gehängt wurde.

Damals suchten alle gute Franzosen, ungeachtet der strengen Wachen an den Thoren, sich aus Paris zu entfernen. Von Thou's Freunde, die wußten, daß er Freiheit mehr liebte, als Leben und Vermögen, schlugen ihm verschiedene Mittel vor, um ihn aus dieser Art von Gefangenschaft zu ziehen. Er konnte sich aber nicht entschlieſſen, seine erst kürzlich aus der Gefangenschaft gerettete Gattin, die er so sehr liebte, zu verlassen. Doch diese Dame hatte sich, in eine Bürgersfrau verkleidet, auf einem kleinen Pferde gerettet, und zu Peter Brunet, der Haushofmeister des ersten Präsidenten gewesen war, nach Chevreuſe (*) geflüchtet.

Wegen seiner beschloß man zuerst, ihn in dem Habite eines Barfüssers aus der Stadt zu bringen,

(*) In Isle de France, nicht sehr weit von Paris.

gen, wenn die Paters eine Proceßion nach St. Jakob zu den hohen Stufen hielten. Da aber zu fürchten war, er möchte, wenn er erkannt würde, dem Gelächter, und das Kloſter der Gefahr ausgeſezt ſeyn, ſo hielt mans für beſſer, ihn als Soldat zu verkleiden, um die Wache zu täuſchen.

Ein gewiſſer Feſſon, der als Ballſpieler bekannt war, und den der Kard. von Guiſe zum Kammerdiener angenommen hatte, führte ihn in die Vorſtadt, wo Pferde ſeiner warteten. Feſſons Schikſal war eben ſo traurig, als des Pak. Cheſſé. Als er zwei Jahre hernach, wie ſchon Hunger die Stadt drükte, Paris verließ, und an die erſte Verſchanzung kam, wurde er angehalten, und beſchuldigt: er habe viele Königlichgeſinnten grauſam verfolgt, worauf ihn der Marſchal d'Aumont, der Nachricht davon erhielt, und ihn nicht kannte, auf der Stelle hängen ließ Von Thou, der damals an einem heftigen Fieber auf Nantouillets Schloſſe krank lag, war ſehr darüber betrübt, daß er einen Mann nicht retten konnte, der ihm einen ſo wichtigen Dienſt gethan hatte.

Ende des dritten Buchs.

Grössere Anmerkungen zum dritten Buche.

a) Als Heinrich Stephanus erfuhr, daß Herr von Thou an seinem Werke über den Hiob arbeitete, so drang er in ihn, das, was er fertig hatte, ins Reine zu bringen. Nachdem nun dieser Buchdruker wegen des Unionedikts genöthigt war, Paris zu verlassen nahm er das Manuscript mit sich, und legte es dem Theodor Beza (*) vor. Dieses gab ihm die Idee, eine Paraphrase über das Buch Hiob zu verfertigen. Allein sie erschien zu späte, als daß von Thou Gebrauch davon machen konnte. Wie H. Stephanus noch in Paris war, zeigte er dem Peter Pithou den Entwurf zu neuen Ausgaben mehrerer römischen Schriftsteller, und verlangte von ihm sein Urtheil hierüber. Statt aller andern Antwort er-

mun-

(*) Th. Beza war zu Vezelay in Nivernois geboren, schien anfangs sich der katholischen Kirche zu widmen, die ihm schon Pfründen ertheilt hatte, trat aber in der Folge ganz auf die Seite der Reformirten, unter denen er ein Hauptlehrer wurde. Er lebte zu Lausanne und Genf, hauptsächlich am lezteren Orte, als ein Mann von vielem Einfluße, und starb da den 13. Okt. 1605.

munterte ihn Pithou nur, seine griechischen Ausgaben fortzusetzen. Dadurch gab er ihm zu verstehen, daß er diese eben so sehr schätzte, als er die anderen weniger achtete. (Auszüge aus den Mspt. der königl. Bibl. und den Manuscr. des Herrn von Ste. Marthe.)

b) Philipp Desportes ist zu Chartres — nicht zu Angers, wie einige berichten — geboren. Er zeichnete sich durch sanfte und einfache Harmonie seiner Versifikation aus, und lehrte unsere Dichter Vortheile aus der französischen Prosodie ziehen, verwarf die Gelehrsamkeit und das litterarische Gemengsel eines Ronsard und seiner Zeitgenossen, und bewahrte dadurch seine Schriften vor dem Schwulste und dem Pathos, die man an jenen tadelt. Wenigen Poeten sind ihre Verse so gut bezahlt worden. Man versichert, der Admiral von Joyeuse habe ihm für ein Sonnet eine Abbtei von zehntausend Thalern Renten verschaft. Balsac bemerkte sehr witzig: die Muße bei zehntausend Thalern Einkünften, die Desportes sich verschafte, sei eine Klippe, an der die Hoffnungen von zehntausend Dichtern scheiterten. Die Talente und Liebenswürdigkeit des Desportes erwekten ihm am Hofe mächtige Beschüzer, und er verlor da seine Zeit nicht. Außer dem Kanonikate bei der heiligen Kapelle zu Paris,

erhielt

erhielt er noch die Abbteien Tiron, Bonport, Josaphat und Aurillac, und diese Menge von Präbenden machte ihm weiter keine Gewissensangst. Doch theilte er seinen Reichthum mit seinen Freunden, denen seine Börse, sein Tisch und seine Bibliothek zu Gebote stunden. Einer unserer alten Lexikographen (*) versichert: Um einen guten Gebrauch von den geistlichen Gütern zu machen, habe er Griechisch, die Philosophie und Theologie studiert. Allein er hätte nicht nöthig gehabt, so vielerlei Kenntnisse zu vereinigen, wenn er das geistliche Gut zu seiner wahren Bestimmung anwenden wollte. Denn er durfte nur die Dekrete der Concilien lesen, und da hätte er gefunden, daß — seine Bedürfnisse abgerechnet — der Ueberschuß seiner Einnahme den Armen gehörte. Zum Unglüke ist diese Lehre in Vergessenheit gerathen, und zu seiner Zeit scheint man sie nicht mehr für verbindlich gehalten zu haben.

Für diese poetische Freiheit, die er sich nahm, erlaubte man sich eine andere gegen ihn. Statt ihn wegen des Mißbrauchs der geistlichen Güter anzugreifen, rükten ihm die Andächtler seiner Zeit vor: er glaube das Fegfeuer nicht! — Und warum? weil er befolen hatte, im Augenblike sei-

(*) La Croix du Maine.

ſeines Hinſcheidens ſolle man die zwei Pſalmen ſingen: „Wie lieblich ſind deine Hütten!“ und: „Ich freue mich deſſen, was mir geſagt iſt!“ Ein neuerer Schriftſteller (*) ſucht ſeinen Glauben an das Fegfeuer zu beweiſen.

Noch ſezen wir hinzu, daß dieſer Dichter, der durch den Hof ſo groſſe Einkünfte erhalten hatte, anfangs ein eifriger Liguiſte war, in der Folge aber ſich für Heinrich den IV. erklärte: dem er, wie Etoile in ſeiner Denkſchrift erzählt, die Unterwerfung der Normandie erleichterte. — Desportes ſtarb zu Bonport im J. 1606. ein und ſechzig Jahre alt, von allen, die ihn kannten, bedauert. Wegen der Weichlichkeit ſeiner Poeſien nannte man ihn den franzöſiſchen Tibull. In reiferem Alter entſagte er den Liebesgedichten, und man lieſt einige ſeiner Gebete und die Ueberſezung der Pſalmen noch mit Vergnügen.

c) Barnabas Briſſon, Sohn Franzens Br. Lieutenants zu Fontenai-le-Comte, wo er als Privatmann lebte, und der Maria Foucher, wurde in dieſer Stadt geboren. Seine erſtaunende Gelehrſamkeit verſchafte ihm groſſes Anſehen bei dem Parlamente zu Paris, bei dem er Advokat war. Heinrich der III. ... ...ſchäzte, begna-

(*) Drenx du Radier in ſeinen hiſtoriſchen Memoires, B. 1, S. 83.

begnadigte ihn im J. 1475. mit dem Amte eines Generaladvokaten, deſſen Einkünfte der Duc de Nevers in ſeiner Denkſchrift auf 25000 Goldthaler nach damaliger Münze berechnet. Iſt dieſe Thatſache richtig, ſo iſt ungegründet, was diejenigen berichten, die ſagen: Briſſon habe dieſe Stelle dem Guido du Faur von Pibrac, ſeinem Vorgänger, abgekauft.

In der Qualität eines Generaladvokaten begleitete Briſſon den Achilles von Harlay (*), der im J. 1579. ernannt wurde, dem nach Poitiers abgeſandten, königlichen hohen Gerichte zu präſidieren. In dieſer Stadt hatten beide die Jurisprudenz mit einander ſtudiert — ein Umſtand, den die Muſen von Poitiers nicht vergaſſen, beſonders die des Herrn Sainte Marthe nicht. Im J. 1580. wurde Br., durch die Abtretung Pomponne's von Bellièvre, Präſident à Mortier. Man behauptet, Br. habe dieſe Abtretung mit 20000 Thalern bezahlt, und

(*) Von Heinrich dem IV. zum Oberpräſidenten des Pariſer Parlaments ernannt — ein groſer und ehrlicher Mann, der unter einer Maria von Medicis, wie Sully, ſein Amt nicht mehr verwalten konnte, und es daher im J. 1611. niederlegte. Wie Thuanus, war er kein Freund der Guiſen geweſen, die gleich dem Hauſe Orleans, im Trüben fiſchen wollten, und den Tod fanden. — Harlay ſtarb den 23. Oct. (29. Sept. nach andern) des J. 1616.

und sie der erste gewesen, der das Amt eines Generaladvokaten an Herrn von Esweisses, seinen Nachfolger, verkaufte. Heinrich III. der fortfuhr, ihn mit seinem Vertrauen zu beehren, übertrug ihm eine wichtige Verrichtung in England. Nach seiner Rükkehr verfaßte er den Codex, der den Namen Heinrich des III. führt. Man versichert, diese Arbeit habe ihn nur drei Monate gekostet. Er war Präsident der Kommißion, die unter dem Namen der königlichen Kammer errichtet war, um die Geldeinnehmer gerichtlich zu verfolgen, die durch Erpreßungen den Staat zu Grunde richteten, als im J. 1589. die Partei der Guisen Paris bewog, sich gegen seinen Souverain zu erheben.

Diejenigen Mitglieder des Parlaments, die ihrer Pflicht treu blieben, eilten aus einer Stadt, wo das königliche Ansehen nicht mehr geachtet ward. Brisson, dem der König so viele Ehre zugetheilt und sein Vertrauen geschenkt hatte, blieb, und nahm sogar die, durch die Gefangennehmung des Achilles von Harlay vakant gewordene, Stelle eines Präsidenten an, ob er gleich zum Scheine protestierte. Dieses ist ein Flekken, der seinen Namen schändet, und die Nachwelt wirds ihm nie verzeihen, daß er sein Amt entehrte, indem er dem Duc de Mayenne den Eid

abnahm,

abnahm, den dieſer als Generallieutenant des Staats und der Krone Frankreichs ſchwur. Durch einen ähnlichen Act billigte Briſſon die Entſezung ſeines Königs und Wohlthäters, Heinrichs des III. An dieſe beſonderen Umſtände ſcheinen die Dichter, die ſo viele Blumen auf ſein Grab ſtreueten, nicht gedacht zu haben. Sie betrachteten ihn nur als das Opfer der Wuth der Sechzehner (*). — Doch haben auch Schriftſteller jener Zeit, ob ſie gleich ſonſten die Grauſamkeit ſeiner Henker verabſcheueten, ſeiner nicht geſchont. Man darf nur einen Paſquier, Loyſel und Mornac leſen. Selbſt Mezeray ſagt von ſeiner Hinrichtung: „Dieſes Schikſal verdiente ein ſo gelehrter und trefflicher Mann nicht: aber es trift diejenigen gewöhnlich, die zwiſchen zwei Waſſern ſchwimmen —“ und ſcheint am richtigſten geurtheilt zu haben. Ohne die gehäßigen Beſchuldigungen als wahr anzunehmen, welche die Verfaſſer der Menippäiſchen Satyre von ihm verbreiten, kann man behaupten, daß ein ſtrafbarer Ehrgeiz ihn irre führte. Um erſter Präſident zu wer-

(*) Des damaligen Comité de Salut publie, zwei hundert Jahre vor dem Robespierriſchen, das am beſten für das allgemeine Wohl zu ſorgen glaubte, wenns nur wenige Leute übrig ließe, für die es zu ſorgen hätte.

werden, opferte er alles auf. Daher nannte ihn Harlay Barrabas, ſtatt Barnabas. Die Strafe ſeiner Eitelkeit war folgende. Am 15. Nov. 1591 wurde er von den Aufrühriſchen um neun Uhr des Morgens gefangen geſetzt, um zehn Uhr gebeichtet, und um eilf Uhr erdroſſelt. Seine Bemühungen, Aufſchub zu erhalten, waren vergeblich.

Von Thou bemerkt in ſeiner Geſchichte, man habe den Verluſt, den die gelehrte Welt in ihm machte, mehr bedauert, als den Verluſt des Staats. Freilich in dem Reiche der Wiſſenſchaften kann man ihm ſeine Verdienſte nicht abſprechen. Zur Zeit der Valois führte Kenntnis der Sprachen und eine ausgebreitete, oft übel verdauete Lekture ſchon zum Ruhme. Briſſon hatte Theologie, Jurisprudenz, ſchöne Wiſſenſchaften, gelehrte Sprachen und Geſchichte ſtudiert. Sein einziges Werk, das den Titel führt de regio Perſarum principatu ſchließt in mancherlei Kenntniſſe in ſich, daß es heut zu Tage wenige in Frankreich giebt, die es ganz und mit Nuzen leſen könnten. (Bekannt ſind auch ſeine juridiſche Schriften de ſignificatione verborum und de formulis & ſolemnibus pop. Rom. verbis, die durch Zuſäze neuerer Humaniſten eines Heineccius und Bachs noch brauchbarer wurden. Als die Hen-

ker

ker ihn erdroſſeln wollten, bat er, man möchte ihn nur lezteres Werk noch ausfeilen laſſen, wie der berühmte Chymiker vor zwei Jahren nur um ſo langen Aufſchub ſeiner Hinrichtung bat, bis er noch einige wichtige Experimente gemacht hätte — beide aber vergebens!)

d) Wir glauben, der Erzählung des Herrn von Thou noch einige beſondere Umſtände aus dem uns mitgetheilten Manuſcripte beifügen zu müſſen. Unſere Geſchichtſchreiber konnten keinen Gebrauch davon machen, weil ſie ihnen unbekannt waren. Der Leſer wird dabei die kindiſche Anhänglichkeit bemerken, die Heinrich III. für die ſogenannte Etiquette zeigte, und einen Blik in die Seele dieſes Fürſten thun, der zu Chartres der ſchröklichen Rache ſchon vorſpielte, die er gegen den Duc de Guiſe ausgedacht hatte. Doch laſſen wir den Autor ſelbſt reden!

„Am 26. Jul. 1588. kehrte der König nach Chartres zurüke. Als er Abends um fünf Uhr ankam, empfieng ihn Johann von Gauville, an der Spize des Stadtmagiſtrats, an der Pforte des Spars. Wie der Kutſcher mit dem Wagen des Königs an einem Plaze hielt, wo Waſſer und Koth war, ſo wollte Gauville ſeine Bewillkommungsrede im Namen der Stadt ſtehend anfangen. Der König aber rief: auf die Knie! auf die Knie! und

da war Gauville genöthigt, mit seinen schönen Kleidern in den Koth zu knieen (*). Beim Einzuge in die Stadt schoß man mit Kanonen und Musketen. Der König sagte: „Das ist brav! Man soll bei der Ankunft meines Vetters, des Ducs, es auch so machen." Dadurch wollte er die von Chartres tadeln, die besagtem Herrn allzusehr ergeben waren. Er stieg bei der Kirche aus, wo er von Herrn Daubermont, dem Dechanten, empfangen wurde, der ihm das Weihwasser darreichte, und ihn anredete.

Der ersten August kam die Königin-Mutter um vier Uhr in Chartres an, und mit ihr die Herren Kardinäle von Bourbon und von Guise, nebst dem Duc de Guise. Frau von Guise, ihre Mutter, war auch dabei, und der Prinz von Joinville, ältester Sohn des Ducs. Sie besuchten

(*) Es ist freilich Geist der Kleinlichkeit, wenn ein Fürst die strenge Etiquette überall und zu allen Zeiten beobachtet haben will. Allein daß Heinrich der III. hier den Magistrat eines Orts, der ihm nicht sehr ergeben war, demüthigen, und ihm — wiewol in einer Nebensache — zeigen wollte: er lasse von der seiner Würde schuldigen Ehrerbietung nichts nach, ist vielleicht nicht so sehr zu tadeln, als der franz. Notenmacher glaubt. Hätte nur der König sein Ansehen in wichtigern Sachen so zu behaupten gewußt! — Wer weiß auch, ob er aus der Kutsche heraus es bemerkte, daß der Platz nicht roten war?

ten den König im Bischofshofe, der sie mit lieb-reicher Miene empfieng. Der Duc de Guise wurde von dem Volke mit solchem Händeklatschen bewillkommt, daß es den König beleidigte, besonders, wie er noch hörte, daß die Gemeinden drei bis vier Stunden weit herbeigekommen waren, ihn zu sehen, und daß man, wenn er ausgieng, ihm, als denjenigen, der sie von den deutschen Reutern befreiet habe, zurief: Es lebe Guise! — Ihm wurde, nahe beim Kloster St. Martin, das Haus einer Wittwe, Namens Olive, zur Wohnung anzewiesen, der König aber verbot den Seinigen ausdrüklich, ihm Besuche zu machen, oder den Prinzen, die auf seinen Befehl gekommen waren, Höflichkeiten zu erweisen. Doch kamen mehrere, die es bei Tage nicht wagten, des Nachts zum Duc, besonders die Kapitaine der Viertel der Stadt, die ihm Hülfe und Wache anboten, im Falle man etwas gegen ihn unternähme. Im Vertrauen, daß der König nicht böse gegen ihn gesinnt seie, da er nie keine Gelegenheit dazu gegeben habe, dankte ihnen der Duc für ihr Anerbieten.

Indessen versuchte der König doch, gleich den folgenden Tag, ihn zu fangen, indem er in einem Hause, das an die zweite Halle des Pferdemarkts stieß, und in welchem einer der Günstlinge Hein-

richs, der Herr von O logierte, Feuer anlegen ließ. Der Thürmer gab das Zeichen, und schrie: es seie im Quartiere des Königs. Die Einwohner glaubten, der Brand seie absichtlich, um in der Verwirrung, wenn alles zum löschen liefe, den Duc durch die um den Bischofshof gestellten Garden tödten zu lassen, griffen, statt zum Feuer zu eilen, zu den Waffen, und brachten die ganze Nacht damit zu, daß sie in den Quartieren und auf den Kreuzwegen Wache hielten, und viele vornehme Herren abhielten, zum Könige sich zu begeben, der es ihnen den andern Tag verwieß. Als er aber erfuhr, daß sie verhindert wurden, sahe er ein, daß er hier nicht der stärkste seie, und eine bequemere Gelegenheit abwarten müsse. Da man nun dem Hause, wo das Feuer war, nicht zu Hülfe kam, so verbrannte es ganz, und in demselben ein Mädchen von siebzehen Jahren, die nicht den Muth gehabt hatte, sich, wie ihre Brüder, aus dem Fenster zu retten."

(Auszug aus einer geschriebenen Geschichte der Stadt Chartres, die Souchet, Kanonikus der Stadt verfaßte, und die in der Bibliothek des Stifts daselbst verwahrt wird.)

Ende der Anmerkungen über das dritte Buch.

Denkwürdigkeiten des Herrn von Thou.

Viertes Buch.

Vom J. 1589.

Innhalt.

Von Thou's Abreiſe von Chartres. Demin. von Vic. Er ſucht Heinrich III. zu bereden, daß er ſich mit dem Könige von Navarra verbinde. Der Kardinal, Franz Moroſini. Von Thou ſoll Präſident des königlichen Parlaments werden, und ſchlägts aus. Er übernimmt eine Geſandtſchaft an die Fürſten Italiens. Reiſet durch Gaſcogne, Languedoc, Dauphine, Provence ꝛc. Salluſte Du Bartas. Wie Adler und Geier das Wildpret auf die Tafeln liefern. Merindol. Von Thou kömmt mit Schomberg, über Monaco, in Genua an. Schomberg geht nach Florenz, von Thou nach Venedig. Geſinnungen der Venetianer bei dem Morde Heinrichs des III. Nachrichten vom Kardinale von Joyeuſe. Aufenthalt des von Thou zu Padua und Umgang mit Gelehrten, und zu Verona. Undankbarkeit der Italiäner und Spanier. Er reiſet über Graubündten in die Schweiz. Groſſe Gefahr bei der Fahrt über einen See. Ankunft in Zürich — Von einigen Gelehrten daſelbſt. Unvermuthete Zuſammenkunft mit Brulard von

Sil-

Sillery. Reise durch Champagne. Chateauvilain. Anekdote von Diacette. Pet. Picherel. Tod Ludwigs Rohan Duc de Montbazon und Josias de la Rochefaucault. Von Thou schlägt Heinrich dem IV. die Maria von Medicis zur Gemahlin vor. Er unterredet sich mit dem Könige über die Religionsveränderung. Heinrichs treffliche Gesinnungen über Religions und Regierungssachen. Einnahme von Vendome und Mons. (Alles vom J. 1589.)

Viertes Buch.

(Vom J. 1589.)

Welche Freude für die unschuldigen Erlierten, sich in Chevreuse wieder zusammen zu finden, sich die Gefahr zu denken, der sie entgangen waren, und der Art sich wieder zu erinnern, wie sie die Wache getäuscht hatten! Sie konnten sich des Lachens nicht enthalten, der Gatte, wenn er den Bauernanzug und die Müze seiner Gattin — die Gattin, wenn sie die kriegerische Ausrüstung ihres Mannes ansahe. Den andern Tag, um die Mitte des Jänners, begaben sie sich nach Esclimont, wohin sich der Kanzler von Cheverni gerettet hatte, der sie daselbst mit allen Beweisen

der

der Freundſchaft empfieng, und bis in den folgenden Monat bei ſich behielt. Sie fanden bei ihm Maria, ihre Schweſter, Aebtiſſin von Clairets in Perche, die ihre Bulle empfangen, aber von ihrer Abtei noch nicht Beſiz genommen hatte.

Hier unterhielten ſie ſich öfters über den unglüklichen Zuſtand des Königreichs, über das, was am Hofe vorgieng, und was die Liguiſten ſeit dem Ausbruche der Unruhen geſchrieben und publiciert hatten. Von Thou, voll des Gedankens, ſeine Zeitgeſchichte zu verfaſſen, die er zwei Jahre hernach anfieng, gab ſich alle Mühe, von dem Kanzler in traulichen Unterredungen beſondere Nachrichten von den Bewegungen zu erfahren, wovon er Kenntnis hatte. Der Kanzler erinnerte ihn, wie vieles Schlimme er aus den beſtändigen, in dem vorhergehenden Buche erzählten, Streitigkeiten zwiſchen dem Könige und dem Duc de Guiſe prophezeiet hatte. Im leztverfloſſenen November zur Zeit, wie von Thou den Kanzler auf der Reiſe nach Blois beſuchte, hatte dieſer ihm geſagt, was erfolgen würde, und von Thou bei ſeiner Rükkehr nach Paris, noch vor dem Tode der Guiſen, ſeine Prophezeiung auch dem Parlamentsrathe, Eduard Molé (*), ſeinem Freun-

(*) Auch in der Familie dieſes Manns, wie in der von

Freunde, anvertraut. Nach dem, was sich nun wirklich ereignete, bewunderte Molé den Scharfsinn des Herrn von Cheverni, der das, was so ungewiß schien, nach sicheren Folgerungen vorhergesehen hatte.

Als das Lichtmeßfest herannahete, ergriffen die Aebtißin von Clairets, und Herr und Frau von Thou diese Gelegenheit, um sich zu dem Bischofe von Chartres, ihrem Oheime, zu begeben, der sie mit eben so viel Freude aufnahm, als der Kanzler. Während ihres dortigen Aufenthalts nahmen die Sachen eine andere Wendung. Der Duc von Mayenne eroberte die Citadelle von Orleans — die Stadt hatte sich schon für ihn erklärt — zog siegreich nach Paris, und die königlichen Völker flohen von allen Seiten.

Theodor von Ligneris, der aus mehreren Gründen einer der besonderen Freunde des von Thou war, meldete ihm: Chartres seie im Begriffe, sich für die Ligue zu erklären. Dieser Umstand nöthigte ihn, sich auf der Stelle zu entschlies-

von Harlay, Sequier, Lamoignon ꝛc. schien Rechtschaffenheit und Standhaftigkeit wie erblich zu seyn. Sein Sohn, Matthäus Molé, der den 4. Jän. 1656. starb, zeigte sich zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. eben so bider, als der Vater ein halbes Jahrhundert vorher.

ſen, um ſich in Sicherheit zu ſezen. Hier leiſtete ihm Schomberg einen groſſen Dienſt, um ſeinen Freund der Gefahr zu entreiſſen, der er ihn ausgeſezt ſahe. Er ſchikte ihm einen eigenhändigen Brief der Prinzeßin Chriſtine von Lothringen, die eben jezt nach Italien gehen ſollte, um ſich mit dem Großfürſten von Toſcana, Ferdinand von Medicis, zu vermählen, dem ſie verlobt war. Die Prinzeßin ſchrieb ihm: er möchte ſich unterwegens bei ihr einfinden, um ſie nach Italien zu begleiten. Als die Liguiſten wirklich in den Duc de Mayenne drangen, ihn gefangen ſezen zu laſſen, zeigte er ihm zur recht gelegenen Zeit den Brief, um ſich vor dem Arreſte ſicher zu ſezen.

Der Oberſte Dominikus von Vic, ein braver und treuer (*) Diener des Königs, lag damals wegen einer Wunde am Beine, die er bei Chorges in der Provence, wo der Duc d'Epernon anführte, empfangen hatte, zu Chartres. Lange Zeit hatte er gehofft, ſein Bein zu erhalten, und konnte mit Mühe ein Maulthier beſteigen

(*) So treu er gegen Heinrich den III. war, eben ſo ſehr liebte er Heinrich den IV. Die Nachricht von dieſes guten Königs Ermordung rührte ihn ſo ſehr, daß er am nämlichen Tage (den 14. Mai) ſtarb. S. hiſtor. Taſchenbuch an dieſem Tage.

gen. Da die Feuchtigkeiten sich nach diesem Theile hinzogen, und von da wieder durch den ganzen Körper verbreiteten, so litt er anhaltende Schmerzen, die ihn immer mehr ausser Stande sezten, zu dienen. Dieser Umstand war einem Manne von seinem Muthe, zu einer Zeit, da der Krieg sich so sehr entzündet, und der König seiner so nöthig hatte, empfindlicher, als die Wunde selbst. Von Thou versicherte ihn, er werde nie gesund werden, wenn er sich das Bein nicht abnehmen lasse. Vic willigte endlich ein, erhielt Kräfte und Gesundheit wieder, und leistete, in der Folge Heinrich dem III., noch mehr, seinem Nachfolger grosse Dienste.

Als nun von Thou der Gefangenschaft glüklich entgangen war, schikte er seine Gattin mit Heinrich von Escoubleau, Bischof von Maillezais (*), einem Prälaten von grossen Verdiensten und Anhänger der guten Partei, nach der Picardie, um ihre häuslichen Angelegenheiten zu besorgen. Er selbst begab sich mit einem Paße des Duc de Mayenne über Marchenoir und Fréteval nach Blois.

Kaum

(*) Es liegt in Poitou. Der bischöfliche Sis wurde in der Folge nach la Rochelle verlegt, als diese Stadt aufhörte, der Hauptsis der Reformierten zu seyn.

Kaum war er daſelbſt angekommen, als der kranke und faſt verlaſſene König ihn zu ſich beſchied. Dieſer Fürſt konnte ſich nicht entſchlieſſen, den König von Navarra zu Hülfe zu rufen. Vergeblich hatten ihn Schomberg, Chateauvieux, von O, Clairmont, Belzac, Du Pleſſis-Liancourt, Grimonville-Larchant, die bei ihm im Schloſſe waren, dringend darum gebeten. Sie trugen daher dem von Thou auf, dem Könige die groſſe Nothwendigkeit dieſes Schritts, die alle Tage ſich vergröſſerte, vorzuſtellen, und ihn zu dem Entſchluſſe zu bewegen, und hofften, der Rath eines Neuangekommenen werde auf ſeine Majeſtät gröſſeren Eindruk machen.

Von Thou erfüllte ihr Verlangen endlich (*), und ſtellte dem Könige, mit mehreren Gründen, vor, daß die äuſſerſte Noth, in der ſeine Angelegenheiten ſeien, ihm nicht mehr erlaubten, zu wählen — alle Welt werde es billigen, daß er bei ſolchen Umſtänden die beſſere Partei ergreife, weil dieſes das ſicherſte ſei — er ſolle Völker von

(*) In den Anmerkungen über die Denkſchrift des Herrn von Cheverni S. 461. f. findet man umſtändliche Nachricht von dem, was ſich damals am Hofe ereignete. Da werden die verſchiedene Schritte entwikelt, die man that, um die Ausſöhnung der beiden Könige zu bewirken.

von allen Seiten zusammenziehen. Wenn er siege, werde immer seine Sache als die gerechtere angesehen werden. Der Adel, der jezt nur damit beschäftigt seie, sich gegen die Anfälle der benachbarten Städte zu vertheidigen, sammle sich um ihn, so bald er ihn an der Spize eines ansehnlichen Heers erblike: nur durch den Stand der Ohnmacht, in der er ihn sehe, werde er davon zurükegehalten: denn er habe so vielen Eifer für den Dienst des Königs, als jemals, und werde sich immer davon beseelt fühlen, wenn nur Heinrich sich nicht selbst verlasse, und die nothwendige Hülfe nicht ausschlüge, die der König von Navarra ihm zu rechter Zeit anbiete. — Durch diese Gründe wurde der König erschüttert. Also ließen Schomberg und von Thou den Du Plessis Mornay (*) in der Stille rufen, und machten

(*) Staatsmann, Soldat, polemischer Gelehrter ist dieser französische reformierte Edelmann wohl in gleich hohem Grade, und spielte zu seiner Zeit eine wichtige Rolle. Ungeachtet Heinrich den Glauben seines Parteigängers, wider dessen Rath verlassen hatte, fuhr dieser doch fort, ihm treu zu dienen, so wie der König, ihn zu schäzen. Er bemerkte Richelieu's Entwurf, die Reformierten zu schwächen, und übergab doch seine Feste, Saumur, auf erhaltenen Befehl, als ein treuer Unterthan. Er ist den 5. Nov. 1549. geboren, und starb den 11. Nov. 1623.

ten mit ihm, im Namen des Königs von Navarra, einen Traktat.

Noch war der Kardinal, Franz Morosini, päpstlicher Legate, ein Prälat von einer billigen Denkungsart, und für den König, dem er den rothen Hut dankte, wohl gesinnt, an dem Hofe. Er unterließ nichts, eine Vereinigung zu vermitteln, und verlangte deßwegen vom Duc de Mayenne, der sich zu Chateaudun aufhielt, eine Zusammenkunft, um mit ihm zu unterhandeln. Der Traktat mit Plessis Du Mornay war ihm nicht unbekannt, und gegen Schomberg und den von Thou, die ihn im Namen des Königs besuchten, konnte er den Schrit, wozu die Noth Heinrichen gezwungen hatte, in der Stille nicht misbilligen. Allein sein öffentlicher Charakter erlaubte ihm nicht, eine andere Vermittlung, als mit dem Duc de Mayenne zu versuchen. Als er diese nicht zu Stande brachte, verließ er, wider seine Neigung den Hof, gieng nach Italien zurüke, und ließ das Königreich in grosser Unordnung.

Während der Versammlung der Generalstaaten hatte von Thou ihn öfters als Freund besucht, und mit ihm enge Freundschaft geknüpft. Der Prälat erzählte ihm mehrere Umstände von seiner lezten Gesandschaft in Konstantinopel, wohin die Republik Venedig ihn geschikt hatte. Er

ver-

vertrauete ihm die schröckliche Boßheit des Statthalters von Corfu, um seine Unterhandlungen zu durchkreuzen, auch, durch welches Betragen und durch welche Maasregeln er die Gemüther des Bassa's besänftigte. Von Thou erwähnt dieser Umstände in seiner Zeitgeschichte, und eignete ihm in der Folge, als einem uneigennüzigen Manne, der fähig wäre, unsere Zwistigkeiten zu dämpfen, die, in lateinischen Versen um jene Zeit verfaßte, Paraphrase der Klaglieder Jeremiä zu. Durch die Arbeit über diesen Propheten suchte er den Schmerz über die Unglüksfälle des Staats zu lindern, von denen dieser Prälat Zeuge war. Es ist gewiß, daß die traurige Trennungen, die seit zehen Jahren unser so blühendes Königreich verheerten, und es in die äusserste Noth versezten, durch den gewandten Geist dieses Kardinals, durch seine Neigung für Frankreich, und endlich durch sein Ansehen geendigt werden konnten, in dem er bei beiden Parteien stund, wenn diese fähig gewesen wären, ihren wahren Vortheil einzusehen. Allein Gott gestattete es nicht, daß ein so nüzliches Heilmittel für unser Uebel gebraucht wurde. Die Gemüther waren, so wohl innerhalb, als ausserhalb des Königreichs, so erhizt, daß man die Mäßigung des Kardinals bei seiner Rükkunft nach Rom verdammte, und ihn tadelte,

te, er habe das Feuer des Aufruhrs zu dämpfen gesucht, statt, daß ers mehr entflammen sollte. Seine Sanftmuth und Klugheit sahe man daselbst als Eigenschaften an, die er zur unrechten Zeit angewandt habe, und betrachtete diejenigen, die durch so schäzbare Talente zur Einigkeit und zum Frieden etwas beitragen konnten, als Männer, die des öffentlichen Hasses würdig seien!

Nach der unglüklichen Hinrichtung (*) zu Blois, kam Heinrich von Bourbon, Prinz von Dombes, an den Hof, wohin sein Vater ihn schikte. Dieses war ein wohl erzogener und in den schönen Wissenschaften treflich unterrichteter Herr. Von Thou wartete ihm fleißig auf, und überreichte ihm den Prediger Salomons, in lateinische Verse übersezt, als ein Pfand seiner ehrfurchtsvollen Liebe für dieses königliche Haus. Der Prinz dankte ihm auf der Stelle durch ein eigenhändiges Schreiben, das von Thou seiner Uebersezung vordruken ließ. Dies war der Ursprung jener edelmüthigen Freundschaft, mit der ihn der Prinz bis an den lezten Augenblik seines Lebens beehrte. Nie unternahm er etwas wichtiges in seinen Angelegenheiten, die oft von den grösten Folgen waren, ohne dem Herrn von

Thou

(*) Der Guisen.

Thou seinen Plan vorher mitzutheilen, und ihn um Rath zu fragen.

(J. 1589.) Als man alle Hoffnung eines Vergleichs verloren hatte, verließ der König Blois, und begab sich nach Tours. Unterwegens ließ er diejenigen, die in Gewahrsam gebracht worden waren, von Amboise an einen sicherern Ort führen. Zu Tours beschloß man, daselbst ein Parlament zu errichten, um es dem Ligustischen entgegen zu sezen. Da sollten die Entschliessungen des Königs, nach dem alten Gebrauche, gebilligt werden, um sie in den Provinzen verkündigen zu lassen. Diese Anstalt hatte ihre Schwürigkeiten. Es fehlte zwar nicht an einer hinreichenden Anzahl von Räthen und Requetenmeistern. Man hatte einen Generaladvokaten — es war Jakob Faye von Espesses, ein sehr eifriger Vertheidiger der königlichen Rechte, der dieses Amt verwaltete — allein keine Präsidenten. Einige waren in Paris geblieben, andere in Arrest gesezt worden: die übrigen hatten sich, um sich in Sicherheit zu sehen, in die Schlösser ihrer Freunde begeben, um da zu erwarten, wozu sie sich nach den Umständen entschliessen sollten: und endlich war der Präsident, Johann de la Guesle vor kurzer Zeit, zu Laureau in Beaucé (*), gestorben, und seine Stelle noch nicht wieder besezt.

Wegen

(*) Man sieht noch die Trümmer eines Schlosses die

Wegen dieſer Sache wurde alſo der Staatsrath verſammelt, in dem auch der Kardinal von Vendome und Franz von Montolon, dem der König erſt kürzlich die Sigel übergeben hatte, ſich einfanden. Von Eſpeſſes, der auch zugegen war, erklärte öffentlich, er ſeie entſchloſſen, keine ſeiner amtlichen Verrichtungen mehr vorzunehmen: doch wolle er ſie in dem Falle fortſezen, wenn man einen Präſidenten an die Spize ſezte, der die Räthe durch ſein Beiſpiel beſeelte, die Ehre ihres Amts mit Standhaftigkeit zu behaupten. Er und alle Glieder des Staatsraths ſeien darinnen einſtimmig, daß niemand dazu geſchikter ſeie, als der von Thou. Sie ſagten: dieſer Mann ſeie aus einer Familie, die ſchon mehrere ausgezeichnete Magiſtraturen und die Stellen von Parlamentsräthen verwaltet haben: ſein Vater und Großvater ſeien Präſidenten geweſen, er ſelbſt mit mehreren vornehmen Häuſern verwandt, und was vorzüglich Aufmerkſamkeit verdiene — ein ſtandhafter Anhänger des Königs: ja endlich, dieſe Würde gehöre ihm gleichſam, weil ihm der Plaz ſeines Oheims bewilligt ſeie.

Da dieſes in ſeiner Abweſenheit und ohne ſein

ſes Namens nahe bei Epernon. Es hängt von Morville ab, das einem Zweige des Hauſes Rochefaucault gehört.

Wissen sich ereignete, so kam ein Huissier, der ihn im Namen des Königs in den Staatsrath rief. Bei seinem Eintritte erklärte ihm der Siegelbewahrer die Absicht des Königs, und der Kardinal von Vendome unterstüzte sie mit lebhaften Ermunterungen. Allein von Thou weigerte sich standhaft, die Ehrenstelle anzunehmen, die man ihm antrug, bezeugte, wie viele Dankbarkeit er gegen den König und die Mitglieder seines Staatsraths fühle, die ihre Augen bei einem so ehrenvollen Plaze auf ihn geworfen haben. Es seie wahr — sprach er — daß er zu der Stelle eines Präsidenten à Mortier bestimmt seie: allein er habe immer grosse Aemter vermieden, und — seie es nun Furchtsamkeit oder etwas gewisses Wildes in seinem Charakter — jene Aemter, die andere so ämsig suchen, mit einer Art von Entsezen angesehen: er habe nichts anders erwartet, als, wenn er mit dieser Würde bekleidet würde, der lezte der Präsidenten zu werden: nur eine lange Erfahrung könne einem ersten Präsidenten die erforderlichen Eigenschaften geben, die man sich lieber wünsche, als das Amt selbst: erweise man ihm die Ehre, ihn desselben für würdig zu halten, so seie es dagegen für ihn gut, die gute Meinung, die man von ihm hege, durch unzeitige Ungeduld nicht zu täuschen.

Da

Da weder er noch Herr von Eſpeſſes bei ſo unglüklichen Zeiten ſich dem Vaterlande entziehen wollten, ſo erhub ſich unter ihnen ein rühmlicher Streit des Eifers für den Staat und der Beſcheidenheit. Der eine trugs immer dem andern auf, und obgleich das Parlament eines Haupts bedurfte, ſchiens doch, daß nach dieſen beiden es niemand wagte, die Würde anzunehmen, deren ſie ſich mit ſo rühmlicher Mäßigung für unwürdig hielten. Endlich erhielt von Thou durch ſeine Bitten und die Macht über den Geiſt ſeines Freundes die Oberhand, der nun an die Stelle des Herrn de la Gueſle Präſident wurde.

Den Plaz des Generaladvokaten, den Eſpeſſes verwaltet hatte, erhielt Ludwig Servin, ein noch junger aber gelehrter Mann, der dem Könige ſehr zugethan war, auf Empfehlung des Kardinals von Vendome.

Nachdem nun der König den Herrn von Thou ſo ehrenvoll ausgezeichnet hatte, ſo konnte dieſer nun wohl mit Sicherheit und Ehre in Frankreich bleiben: doch wollte er lieber den Herrn von Schomberg nach Deutſchland begleiten, und mit ſeinem Freunde die Gefahren und Unbequemlichkeiten der Reiſe theilen. Schomberg hatte Befehl, zehen tauſend Reuter und zwanzig tauſend Fußgänger anzuwerben. In der Verlegenheit,

wen er bei diesem Geschäfte zum Gehülfen nehmen sollte, warf er seine Augen auf den von Thou, und hatte ihn sich zu den Unterhandlungen mit dem Kaiser und den Reichsfürsten, besonders aber mit unsern Bundsgenossen ausgebeten, die ihn durch ihren Kredit unterstüzen, und Geld zur Werbung anschaffen sollten.

Allein die Ausführung der Reise war mit Schwürigkeiten verbunden. Man wußte es im ganzen Königreiche, daß die Liguisten Hinterhalte legten, um sie zu verhindern, oder aufzuhalten. Alle Päße wollten sie den Hülfsvölkern, die der König erwartete, versperren, und rühmten sich laut: erhalte er keine Hülfe von aussen, so müsse er das Reich innerhalb vier Monaten schimpflich verlassen.

Wirklich nahm Schomberg, von Philibert de la Guiche, Ober-aufseher der Artillerie, und Montigny, dem ganz neuen Gouverneur von Berri begleitet, anfangs den nächsten Weg durch Remorentin, die Grafschaft Charolois und Langres, um die Gränzen zu erreichen, erhielten aber Nachricht, weiter vorwärts stehe eine grosse Heerschaar von Völkern, und dies nöthigte ihn, nach Blois zurüke zu kehren.

Von da sandte er den Herrn von Thou an den König, der sich zu Chatelleraud aufhielt, mit dem

dem Auftrage, dem Könige Rechenſchaft von ſeiner Rükkehr zu geben, und ihm vorzuſtellen: der einzige, für ihn offene, Weg ſeien die Pläze des Königs von Navarra: man müſſe den Entſchluß nach den Umſtänden ändern, und in dieſem Falle ſeie der ſicherſte Weg der kürzſte: Don Antonio, dieſer unglükliche König von Portugall, der ſich nach Frankreich retten wollte, ſeie auf einer Inſel an der Küſte von Bretagne, von den Parteigängern Philipps des II. beinahe ergriffen worden: erſt zu la Rochelle habe er Sicherheit gefunden, und von da an ſeine Majeſtät geſchrieben: nirgends habe er Treue und Glauben angetroffen, als bei den Ungläubigen — ſo nannte er die Proteſtanten — ſonſten ſeien ſie zu fürchten geweſen, jezt aber ihre Pläze der einzige, gefahrloſe Zufluchtsort für den König und ſeine getreue Unterthanen, weil der Reſt in der Gewalt der Aufrührer ſich befinde.

Da der König die Nachricht von der Niederlage des Ducs d'Aumale bei Senlis vernommen hatte, auch, daß Savenſe von Coligny, beſiegt und getödtet ſeie, und die Schweizer, die Harlay-Sancy über den Genfer See in Frankreich führte, überall ſiegreich heranziehen; willigte er nun gerne ein, daß Schomberg, der die Herbeiführung einer ſo mächtigen Hülfe übernommen hatte, den weiteſten Weg nahm, weil er der ſicherſte war. Dieſer

ſer reiſete alſo durch Loudun, Thouars und Niort, und erreichte St. Jean d'Angely, wo er, mit einigen Schweizer Hauptleuten, ohne unglüklichen Zufall, ankam.

Man hatte daſelbſt die Prinzeſſin von Conde, nach dem Tode ihres Gatten, von dem man verſchieden ſprach (a), angehalten. Da weder Schomberg noch von Thou die Erlaubnis erhielten, ſie zu ſprechen, ſo ſchikte ſie die Prinzeſſin Eleonora, ihre Tochter (*), zu ihnen, auch den nachgebohrenen Sohn, mit dem ſie erſt niedergekommen war. Sie empfahl ihnen das Beſte dieſer erlauchten Waiſen mit groſſem Anliegen, und ihre Bitte war nicht umſonſt gethan. Schomberg und von Thou thaten ihr und ihren Kindern alle möglichen Dienſte, überzeugt, daß dieſe Art, ſie zu behandeln, ſelbſt zum Vortheile des Königs ſeie. Nichts deſto minder erwekten ihnen ſo wohl die Oheime der beiden Kinder, als auch der König ſelbſt verſchiedene Unannehmlichkeiten deßwegen.

Es war beſchloſſen, daß man die Königin von England bitten wollte, das Intereſſe des Königs durch ihr Geld und Anſehen bei den deutſchen Fürſten zu unterſtüzen. Dieſes Geſchäfte war ein Theil des Auftrags, den Schomberg erhalten hatte.

(*) Sie vermählte ſich in der Folge mit Philipp von Naſſau, der in Spanien erzogen ward.

hatte. Da er es aber nicht persönlich ausrichten konnte, so wollte er anfangs es dem von Thou übertragen, fand aber, daß er ihn nicht entbehren konnte, und wählte an seine Stelle Petern von Mornay-Busy, den Bruder des Du Plessis-Busy hohlte die lezten Verhaltungsbefehle bei Schomberg zu St. Jean d'Angely, und begab sich dann nach la Rochelle, von da nach England.

Schomberg selbst sezte indessen seine Reise über Jonzac und Coutras, wo er den Kampfplaz der lezten Schlacht untersuchte, fort, und kam nach Montagne in Perigord, von welchem Orte Michael von Montagne und seine Familie den Namen führen. Montagne selbst war damals zu Bordeaux. Seine Gattin aber, Schwester des Pressac, der Schomberg begleitete, empfieng sie sehr wohl.

Nicht weit davon ist Castillon an der Dordogne. Diese Stadt hielt in diesen lezten Kriegen eine lange Belagerung des Ducs von Mayenne aus, der sich endlich derselben bemächtigte. Heinrich aber von la Tour, Vicomte von Turenne, nahm sie gleich hernach ohne Mühe wieder ein, und versicherte sich derselben durch eine gute Besazung. Dieser Ort ist auch in ganz Gascogne wegen der Niederlage berühmt, die Talbot im J. 1453. daselbst

ſelbſt litt (*), und war damals ein für die Königliche ſicherer Paß.

Von Montagne reiſete Schomberg nach Bergerac, von da nach Sainte-Foy, das Peter von Chouppes, ein Edelmann aus Poitou, ein tapferer und erfahrener Kapitän, bewahrte. Dieſer Chouppes unterhielt noch die Kompagnie von der Schlacht bei Coutras, bei der er ſich in dem Heere des Königs von Navarra befunden, und gute Dienſte gethan hatte. Er zeigte ihnen die Einrichtung des Lagers und die Schlachtordnung beider Heere, wovon er einen Plan gezeichnet hatte. Zerriſſene und übel zugerichtete Fahnen dienten ihm als Tapeten im Speiſeſaale. Da aber Schomberg in beſonderer Achtung bei ihm ſtund, ſo erhielt ers von ihm, daß er dieſe Denkmale eines ſo traurigen Treffens wegnahm.

Von da gieng Schomberg nach Montſanquin im Lande von Agen, dann über den Fluß Nerac, drauf nach Lentoure, und kam nach Mauvezin und Montfort in Armagnac. Wilhelm von Saluſte Du Bartas, ein noch junger Herr, Verfaſſer

(*) Am 17. Jul. — dieſes war die letzte Schlacht in dem langwierigen Kriege Englands mit Frankreich wegen der Thronfolge. Durch ſie verloren die Engländer, was ſie diesſeits des Kanals beſaſſen, bis auf Calais ꝛc.

faſſte der zwei Wochen kam hier gewaffnet, nebſt ſeinen Vaſallen, zu der Geſellſchaft, und bot ſeine Dienſte an. Es iſt zum Erſtaunen, wie er in ſeinem Alter und in ſeinem Lande, ohne andern Beiſtand, als den der Natur, die ihm ein beſonders Talent zur Poeſie und einen ſchlichten Verſtand verliehen hatte, ein ſo ſchönes Werk verfaſſen konnte. Auch wünſchte er mit Ernſte, das Ende unſerer bürgerlichen Kriege zu ſehen, um ſein Gedichte verbeſſern und zu Paris es wieder druken laſſen zu können, beſonders die erſte Woche, die mit ſo vielem Beifalle aufgenommen wurde. Dieſes verſicherte er den von Thou öfters während der drei Tage, da er ſie begleitete. Man bemerkt dieſes beſonders, damit die Kritiker, dergleichen ſich überall finden, wiſſen, daß ihm die Fehler ſeines Gedichts nicht unbekannt waren, und daß er ſich entſchloſſen zeigte, ſie nach dem Rathe ſeiner Freunde zu verbeſſern. Aber ſein Tod erlaubte ihm nicht, weder das Ende unſerer unglüklichen Kriege zu ſehen, noch die lezte Hand an ſein bewundernswürdiges (*) Werk zu legen.

Dar-

(*) Die Nachwelt hat das Urtheil des Herrn von Thou nicht beſtätigt. Du Bartas iſt einer der Dichter, deren Namen man nur als Muſter anführt,

Darauf kam man nach Isle-Jourdain, gieng über die Garonne bei Mas de Verdun, um die Nachbarschaft von Toulouse zu vermeiden, und reiſete dann durch Querci, von wo Schomberg ſich nach Montaubon an dem Tarn begab. Hier kam Vergent de la Fin, Vicedom von Chartres, ein junger Herr, gleich brav und wohlgewachſen, mit einer Schaar auserleſener Völker zu ihm, und geleitete ihn durch Negrepeliſſe bis St. Antonin am Eingange in Rovergue. Weil man durch die Ebene bequemer und ſchneller fortzurüken hoffte, ſo gieng man über den Tarn, um ſich nach Villemur zu begeben. An dieſem Orte hielt man Rath wegen Ludwigs von Amboiſe, Comte von Aubignour, deſſen Schloß Groslé in der Nähe liegt, kam dann nach Millac, ein Schloß, das Franzen von Caſſilac von Seſſac gehört, der Schombergen mit allen Beweiſen der Freundſchaft aufnahm.

Sel-

führt, die man vermeiden muß. Trotz ſeines unkorrekten und aufgeblaſenen Styls erwarb er zu ſeiner Zeit einen groſſen Ruf. Jezt hat man ihn strenger beurtheilt. So wahr iſt es, daß augenblikklicher Ruhm oft dem Umſturze ausgeſezt iſt. War er aber gleich ein ſchlechter Dichter, ſo kann man ihn doch als einen braven Soldaten und rechtſchaffenen Mann rühmen.

Seſſac war ein guter Hofmann und guter Offizier. In ſeiner Jugend hatte er den Guiſen angehangen, und ihnen groſſe Dienſte gethan; ſeitdem er aber Ordensritter geworden war, ſich an keine Partei mehr angeſchloſſen. Der ganze Adel des Landes machte ihm ſeine Aufwartung, und er rieth ihm, durch ſein Beiſpiel klug zu werden. Er habe nichts unterlaſſen, um ſich die Freundſchaft mehrerer Prinzen zu erwerben, aber keine ſicherer und vortheilhafter gefunden, als die des Königs: ſchikte ihm dieſer einen räudigen Hund, ſo wolle er ihm ſein eigenes Bette abtreten. Dieſes ſagte er abſichtlich, weil er wußte, daß einige derer, die ihn beſuchten, ſeine liebreiche Aufnahme der Anhänger des Königs tadelten.

In ſeiner Nachbarſchaft wohnte ein junger Edelmann, Ludwig von Voiſins von Ambres, aus einem im Lande angeſehenen Hauſe, ein naher Verwandter des Comte von Aubignour und Seſſacs. Da er bisher die Proteſtanten ſtrenge bekriegt hatte, ſo war zu fürchten, er möchte, weil die Sache des Königs mit der proteſtantiſchen verwikelt war, ſie eben ſo behandeln — und zwar um ſo mehr, weil er ſich der Städte, Lavaur, St. Papoul und Alby bemächtigt hatte, aus denen er beſtändige Ausfälle that. Seſſac konnte nicht gut dafür ſeyn, und ſagte zu

Schom-

Schomberg: weil er so weit vorgerükt seie, so solle er die Ebenen von Languedoc rechts lassen, und links durch die Gebürge den zwar rauheren aber sicheren Weg wählen.

Als sie den Herrn von Sessac verlassen hatten, war der erste Ort, den sie trafen, Villefranche in Rovergue, wo Bournazel, Gouverneur der Provinz, Schombergs wartete. Sie kamen da späte in der Nacht an, weil sie sich alle Augenblike aufhalten mußten, um den Pferden Hufeisen auflegen zu lassen. Von da giengen sie einen Theil des Wegs zurüke, um über Bournazels Schloß, nach Fignac und von da nach Calvinet zu gelangen, dem einzigen Orte in Rovergue, den die Protestanten inne hatten. Mesillac, Comte von Restignac, stieß hier mit guten Kriegsmännern zu Schomberg, und begleitete ihn den andern Tag nach Mur de Barres.

Die Sevennen, die in Perigord anfangen, umschliessen in einer langen Kette Limousin gegen Norden, Quercy und Rovergue südlich, weiter hin Auvergne und Velay. Von hier senken sie sich gegen die Rhone, umfassen westlich Gevaudan und östlich Vivarais. Hier sind sie am höchsten und unzugänglichsten, behalten ihren Namen, und neigen sich in einem sanfteren Abhange bis gegen Alais.

Von

Von Mur de Barres führte Reſtignac die königlichen Abgeordneten, bis man Marunge vor ſich ſahe, dem einzigen Orte in Gevaudan, wo königliche Juſtiz iſt. So bald er ſie nun in Sicherheit glaubte, verließ er ſie.

Marunge war erſt kürzlich durch die Völker des Königs, oder vielmehr durch den Uebermuth Antons von la Tour von Saint Vidal, zerſtört worden. Nichts war da ganz geblieben, als gegen Oſten eine Fontaine mit ihrem Beken und Piedeſtal, weſtlich aber eine einzige Gaſſe. Das übrige war nichts, als Trümmer umgeſtürzter Häuſer. Dieſe Gaſſe war wohl bevölkert, und in derſelben ließen wir die Pferde ſich erholen. Nicht weit davon liegt rechts la Pierre auf einer Anhöhe, das in dem Kriegszuge des Duc de Joyeuſe zerſtört wurde. Man fand gut, von da noch bis nach Chaſe fortzurüken, das ein ſehr bevölkerter Fleken iſt, wie alle in dieſem Lande. Daſelbſt ſieht man den Palaſt des Biſchofs von Mende nebſt dem Kabinete Durands, der Spekulator zugenannt (*). In dieſem Fleken Chaſe blieb man über Nacht, und begab ſich den andern Tag nach Mende. Nach Rinald von Beauine, deſſen wir ſchon erwähnten

(*) Wilhelm Durand, Biſchof zu Mende anno J. 1286. wurde der Spekulator genannt, weil er einem Werke den Titel, ſpeculum Juris, gegeben hatte.

ten, hatte Adam Heurteloup *), Comte von Gebaudan, dieses Bisthum erhalten. Er empfieng Schomberg und sein ganzes Gefolge mit eben so viel Freundschaft, als Pracht.

Dieser Prälat war in allem, was sein Amt betraf, sehr genau, übrigens von unverletzlicher Treue gegen den König und alle diejenigen, die dem Könige anhiengen. Bei der ersten Mahlzeit bemerkte man gleich mit Erstaunen, daß jedem Geflügel oder Wildpret, das aufgetragen wurde, entweder der Kopf, oder ein Flügel oder ein Schenkel, oder sonst ein Theil fehlte. Der Bischof sagte daher scherzend: Man müsse seinem Lieferanten diese Lekerei verzeihen. Immer koste er zuerst von dem, was er ihm liefere. Als nun die Gäste ihn fragten; wer denn sein Liefrant sei, so antwortete er: „In diesen gebürgigen Ländern, die wegen ihrer Fruchtbarkeit die reichsten des Reichs sind, haben die Adler die Gewohnheit, ihr Nest in der Oefnung eines unzugänglichen Felsen zu machen, wo man sie kaum mit Leitern oder Klammern erreichen kann. So bald es die Schäfer bemerken, bauen sie an dem Fusse des Felsen eine kleine Hütte, die sie gegen die Wuth dieser gefährlichen Vögel schazt, wenn sie ihren Jungen die Beute bringen. Das Männchen

(*) Oder Hurteloup.

chen verläßt ſie drei Monate lang nicht, und das Weibchen geht nicht aus dem Neſte, ſo lange ihr Junges nicht die Kräfte hat, es auch zu verlaſſen. Eben ſo wenig ſucht ſie das Männchen. In dieſer Zeit nun gehen beide auf den kleinen Krieg aus, im Lande umher, und rauben Kapaunen, Hennen, Enten und alles, was ſie in den Höfen finden, zuweilen ſo gar Lämmer, Ziegen, ja gar Milchſchweine, die ſie ihren Jungen bringen. Ihre beſte Jagd aber machen ſie auf dem Felde, wo ſie Faſanen, Rebhühner, wilde Enten, Haſen, Rehe und dergleichen rauben."

„So bald nun die Hirten bemerken, daß beide aus dem Neſte geflogen ſind, ſteigen ſie eilends den Felſen hinan, holen, was die Adler ihren Jungen gebracht haben, und laſſen, ſtatt deſſen, die Eingeweide einiger Thiere zurüke. Weil ſie aber nicht ſo geſchwinde hinauf klettern können, daß nicht die Alten oder das Junge ſchon einen Theil ihrer Beute verzehrt hätten, ſo iſt dieſes die Urſache, daß Sie das Wildpret ſo verſtümmelt ſehen. Dafür aber iſts ſchmakhafter, als alles andere, das man auf dem Markte kauft."

„Wird endlich — ſezte der Prälat hinzu — der junge Adler ſtark genug, fortzufliegen, das erſt ſpäte geſchieht, weil man ihm ſeine Nahrung raubt, ſo binden ihn die Hirten, damit die Alten

fort-

fortfahren, ihm Speise zu bringen, bis sie endlich, wenn sie sich aufs neue paaren, der Vater zuerst und dann die Mutter, das Junge gänzlich vergessen. Dann lassen die Schäfer entweder den jungen Adler da, oder nehmen ihn aus Mitleiden mit sich."

Wirklich war die Tafel des Bischofs auf diese Art gut besezt, selbst durch Geier, die noch grösser und Fleischfressender sind, als die Adler. Von Thou hatte die Neugierde, diese Adler in der Nähe zu sehen, und stieg einen sehr beschwerlichen Weg zu einem Neste hinan, wo ein junger Adler gebunden war. Die Mutter kam bald mit so weit ausgebreiteten Flügeln an, daß es um sie herum fast dunkel wurde, brachte ihren Jungen einen Fasanen, und eilte auf die Jagd zurüke. Von Thou und seine Begleiter hatten sich in eine kleine Hütte verborgen, um sich der Wuth des Vogels zu entziehen. Denn die Bauern berichteten ihnen, daß diese gefährlichen Vögel schon kleine Jungen zerrissen, die ihre Nester suchten, oder die da auflauerten; wenn sie jene Vorsicht nicht gebraucht hatten. — Der Bischof versicherte, drei oder vier solche Adlernester seien hinreichend, seine Tafel auf das ganze Jahr reichlich zu versorgen.

Bei dem Bischof verweilten sie drei Tage, und reiseten dann durch den schlimmsten Weg der

Seven-

Sevennen nach Villefort, lieſſen Florac und Anduſe zur rechten, und ſtiegen über eine Ebene nach Alais herab, einem ſehr angenehmen Orte, der aber durch den Krieg auch gelitten hatte. Endlich erreichten ſie Uſez, wo Schomberg das Bette eine Zeitlang hüten mußte. Als ein diker Mann wurde er durch die ſchröklichen Wege ſehr ermüdet, die er in dieſen Gebürgen, wider ſeine Gewohnheit, zu Fuſſe machen mußte. — Zu Uſez erzälte man dem von Thou von den Verheerungen, die ein gewiſſer Matthäus von Merle, Sohn eines Wollkämmers (*), während der bürgerlichen Kriege, in dem Bißthume von Mende, und in ganz Gevaudan angerichtet hatte. Da er ſie aus dem Munde des eigenen Bruders dieſes Matthäus von Merle vernahm, der Schombergen öfters beſuchte, ſo hat er derſelben in ſeiner Zeitgeſchichte erwähnt (**).

Indeſſen Schomberg zu Bette lag, ließ er Heinrich von Montmorenci, Gouverneur der Provinz, fragen, welchen Weg er nehmen ſolle? in der Zeit aber erhielt er neue Befehle vom Könige. Der

(*) Die Eltern dieſes Kapitains Merle waren von Adel, nicht Wollkämmer.

(**) Indeſſen enthält der Bericht des von Thou von den Verrichtungen des Kapit. Merle, Barons von Salavas, doch einige Unrichtigkeiten, die ſeine eigene Denkſchrift berichtigt.

Fürst meldete ihm: weil die fremden Völker, die Sanci ihm zugeführt habe, so brauchbar für ihn seien, so seie nothwendig, noch mehrere zu werben. Da er nun nur aus Italien Geld beziehen könne, so solle er, weil er nahe seie, dahin reisen, und in Florenz und Venedig so viel Geld, als möglich, erheben, ehe er nach Deutschland gienge.

Die Schweizer Officiere, die Schombergen begleiteten, hatten Lust, durch la Bresse und Savoien, als den kürzesten Weg, in ihr Vaterland zurüke zu kehren. Um sie nun durch die Bezahlung zu befriedigen, schikte er den von Thou nebst Anton Moret des Reaux, der ihnen vom Könige von Navarra zugegeben war, an Franz von Bonne, Lesdiguiéres, um Geld von ihm zu borgen. Beide nahmen ihren Weg durch Montelimar, Crete und Die nach Puymore, wo sie den Lesdiguiéres antrafen, der Gap belagerte, das ihm der Vicomte von Pasgnieres endlich übergab. Lesdiguiéres gab ihnen tausend Goldthaler. Nach Empfange derselben kehrte von Thou durch einen andern Weg, über St. Paul, Moirs, und Grignan nach Pont St. Esprit, wegen seiner wunderbaren Brüke so genannt, zurüke, weil Schomberg, der sich von der Müdigkeit erhohlt hatte, seiner da wartete.

Wie sie nun alle wieder beisammen waren, gien-

giengen ſie über die Rhone nach Orange, wo Hektor de la Foret von Blacons, Gouverneur der Citadelle, ſie herrlich aufnahm. Hier beurlaubte und bezahlte Schomberg die Schweizer, gieng dann nahe an Avignon vorbei, kam nach Barbantanes, und trat in dem Schloſſe von Montdragon ab, deſſen Herr ihn ſehr höflich empfieng, und ihn, nebſt Bernhard von Rogaret la Valette, beim Nachteſſen behielt.

La Valette hatte Chateau-renard, das in der Nachbarſchaft liegt, aufgefordert. Auf die erfolgte abſchlägige Antwort, ließ er Kanonen herbeiführen, und den Kommendanten des Schloſſes, das er den andern Tag einnahm, hängen. Nach dieſer Verrichtung begleitete er den Herren von Schomberg bis Cavellon, einer Stadt des Comtat Venaiſſin an der Durance. Der Biſchof des Orts empfieng ſie mit groſſen Zeichen der Freundſchaft, und bewirthete ſie. Dann verließ ſie la Valette, und gab ihnen den Marquis von Oraiſon zum Geleite.

Um Mittagszeit gelangten ſie nach Merindol, wo ſie, wie Oraiſon ihnen geſagt hatte, niemand fanden. Denn bei dem Anblike gewaffneter Leute waren die Einwohner in Höhlen geflohen. Wie ſie aber erfuhren, daß es von Oraiſon war, von dem ſie nichts zu fürchten hatten,

ſo kehrten ſie den Augenblik zurüke. Von ihnen machte der Marquis beinahe die nämliche Schilderung, die man bei Sleidan findet, der in Dienſten Wilhelms Du Bellai: Langei, oder vielmehr des Kardinals Johann Du Bellay, ſeines Bruders, geweſen war. „Es ſind — ſagte Oraiſon der Geſellſchaft — einfache Leute, treu in ihren Geſchäften, der Obrigkeit unterthan, gegen jedermann wohlthätig und ohne Boßheit. Den Tribut, den ſie dem Könige ſchuldig ſind, zahlen ſie eben ſo richtig, als ihre Herrſchaften. Um ihre Religion zu erhalten, verheirathen ſie ſich nur unter ſich ſelbſt. Heilig beobachten ſie die nämlichen Gebräuche, die ſie von den Waldenſern und Albigenſern empfangen haben, die ſo ſehr verfolgt wurden. Sie ſeien die unglüklichen Reſte dieſer Völker, und haben ſich zu Laurmarin, Cabrieres und in den Alpenthälern erhalten. Sie gehören zum Kirchſprengel des Biſchofs von Marſeille, dem ſie ſeine Gerechtſame regelmäßig bezahlen b)." — Alles dieſes hatte Oraiſon nicht aus dem Sleidan entlehnt, den er nie geleſen hat, ſondern durch den allgemeinen Ruf der ganzen Provinz erfahren.

Oraiſon führte Abends die Geſellſchaft nach ſeinem Schloſſe Cadenet, wo er ſich gewöhnlich aufhielt. Den andern Tag kam ſie nach Manoſ-

que,

que, einer Komthurei des Maltheſer Ordens; gieng über die Durance, und gelangte nach Riez, einer Stadt, die durch den, im vierten Jahrhunderte daſelbſt geweſenen, Biſchof Fauſtus groſſen Ruhm erhielt. Die Kirche liegt auſſerhalb der Stadt auf einer Anhöhe über derſelben. Aber die Kriegsvölker und Munition, die man in den letzten Kriegen daſelbſt einlegten, hatten ſie entweihet. Der gröſte Theil des Adels des Landes, wohnt gewöhnlich da, unter andern Tournon von Caſtelane, Vater einer zahlreichen und ſchönen Familie, der Schombergen in ſein Haus aufnahm.

Hierauf gieng die Reiſe nach Draguignan, das der Baron des Arcs (*) beſezt hielt, und nach zwei Tagen kamen ſie nach Frejus, wo ſie drei Tage warten mußten, bis die Tartanen in den Stand geſezt wurden. Wie alles bereit war, begab ſich Schomberg nach Saint-Rapheau, wo man noch die Häiſte eines Amphitheaters ſieht, das aber nicht gut erhalten iſt. Hier pflegt man zu landen. Schomberg entließ ſeine Pferde, und ſegelte den erſten Auguſt Abends mit ſeinem Gefolge ab. Der Wind war ſo günſtig, daß ſie den andern Morgen ſchon Nizza an der Mündung des Var erblikten, und gegen Mittag in Monaco

anka-

(*) Kaſpar von Villeneuve.

ankamen, ohne einige Unbequemlichkeit. Nur befiel den von Thou ein solcher Schifsekel, daß er glaubte, alle Eingeweide von sich geben zu müssen, besonders weil er etwas Wasser getrunken hatte. Allein durch den Korsikanischen Wein, den er hernach nahm, wurde er so gut wieder hergestellt, und erhielt so viele Stärke, daß er dem Schomberg folgen, und mit ihm Genua erreichen konnte, wo beide bei guter Gesundheit anlangten.

Troz der Klagen der Spanier, empfieng sie die Republik mit vieler Auszeichnung. Deputierte des Senats wünschten ihnen zur Ankunft Glüke, und bezeugten ihnen, daß sie für die Dienste des Königs und für alle, die in seinem Namen kommen, die besten Gesinnungen im Herzen hegten. Die Stadt theilte diese Empfindungen mit dem Senate, und äusserte ihre Wünsche für den König gegen die Rebellen. Ja, eine Galeere, die kurz zuvor von Marseille, ohne die französische Flagge angekommen war, wäre vom Volke beinahe in den Grund gebort worden. Um diesem Unglüke zu entgehen, fanden die Marseiller kein anderes Mittel, als sie im Namen des Königs zurüke zu fordern, und seine Flagge aufzupflanzen. Dieser Umstand dämpfte die Gährung.

Von Thou sahe sich in der Stadt vier Tage lang

lang mit mehr Aufmerksamkeit um, als, wie er das erstemal mit Pauln von Foix da gewesen war. Allein da er wegen der grossen Hize des Landes Gefrornes trank, ohne an die Folgen davon zu denken, so schwächte er seinen Magen, der ohnehin von der Seekrankheit noch nicht ganz hergestellt war, so sehr, daß ihn ein schleichendes, von Mattigkeit begleitetes, Fieber ergriff, und er im ganzen Körper Unruhe fühlte.

Jezt verließ ihn Schomberg, und wollte incognito nach Florenz reisen, um das versprochene Geld in Empfang zu nehmen, und, wo möglich, noch mehreres zu erhalten. Dem von Thou trug er auf, gerade nach Venedig zu gehen, und da mit Andreas Hurault von Maisse, Gesandten seiner Majestät, gewisse Maasregeln abzureden. Auch bestimmte er ihm den Ort, wo sie sich wieder treffen wollten.

Noch wußte man in Italien nichts von dem schröklichen an dem Könige verübten (*) Morde. Von Thou, der ihn eben so wenig wußte, reisete über den Apennin, und kam nach Tortona. Hier sprach er Chrisiine von Dänemark, Mutter Karls von Lothringen, der die Stadt zum Leibgedinge gegeben war. Kaum konnte er noch

zu

(*) Den ersten August, also am nämlichen Tage, wo von Thou die französische Küste verließ.

zu Pferde ſich halten, als er zu Piacenza ankam, und hielt ſich da einen Tag, um auszuruhen auf. Zum Glüke hatte er jezt Gelegenheit, da er die Ermüdung des Reitens nicht mehr ausſtehen konnte, den Po hinab zu fahren, und ſich nach Venedig zu Waſſer zu begeben.

Hier kam er am 14. Auguſt, den nämlichen Tag, an, als ein Eilbote von Mailand die Nachricht vom Tode des Königs in der Stadt verbreitete. Da ſie aber von einem verdächtigen Orte kam (*), ſo glaubte man ſie nicht ſehr. Drei Tage hernach kam ein anderer Eilbote, der zwar die unangenehme Nachricht beſtätigte, aber zu gleicher Zeit die allgemeine Beſtürzung in unverhoffte Freude verwandelte, denn er meldete zugleich, das Heer und der ganze Adel haben Heinrich von Navarra als König erkannt.

Auf dieſe Botſchaft begab ſich Marcus Antonius Barbaro, Procurator von St. Marcus, in den Senat, und ſchlug vor, an den neuen König eine prächtige Geſandſchaft zu ſchiken, um ihm zu ſeiner Thronbeſteigung Glüke zu wünſchen. Hier ſind die vornehmſten Gründe ſeines Vortrags.

„Es iſt der Republik groſſes Intereſſe, daß in Frankreich ein anerkannter und ſicherer König

(*) Weil Mailand damals den Spaniern gehörte.

nig iſt(*), der durch ſeine Macht unter dem chriſtlichen Prinzen das nöthige Gleichgewichte erhält, das der Klugheit unſrer Maasregeln zur Richtſchnur dient. Dieſer König könne kein anderer ſeyn, als ein ſolcher, den eine rechtmäßige Erbfolge zur Krone rufe. Wäre ſein Recht zur Erbfolge, das nach einem neuen Geſetze des Königreichs von der Stimme des Volks abhange, einiger Schwürigkeit unterworfen, ſo haben die Groſſen und der tapfere, zahlreiche Adel, die Stärke und Stüze Frankreichs, deſto mehr das Recht, ſich einen König zu wählen. Der Senat weiß, daß der König von Navarra ſo wohl das Recht der Thronfolge, als die Einſtimmung des Adels für ſich hat, der zwar bisher im Verdachte des Uebermuths und des Leichtſinns war, jezt aber, bei dieſer Gelegenheit, bewundernswürdige Proben ſeiner Weisheit gegeben hat. Uebrigens kann der Senat nichts anders, als was vortheilhaft iſt, von einem Prinzen erwarten, deſſen Tugend eine Krone verdiente, wenn auch die Geburt ſie ihm verſagte." — Solche Berathſchlagun-

(*) So urtheilte Venedig im J. 1589. — Zweihundert Jahre hernach erkannte es die republikaniſche Regierungsform in Frankreich! O der wächſernen Politik!

gungen stellte der weise Senat bei den gegenwärtigen Umständen an!

Der Kardinal von Joyeuse war damals zu Venedig, und wohnte im Palaste des heil. Georgs, den ihm die Republik angewiesen hatte. Arnold von Ossat, von Thous besonderer Freund, hielt sich bei ihm auf. Nach der übereilten Bulle Sixts des V. hatte sich der Prälat diesen Aufenthalt gewählt, und wollte die Ehre seines Souverains und die durch diese Bulle beleidigte Majestät unserer Könige wenigstens durch seine Entfernung (*) vertheidigen. Dadurch gab er auch einen öffentlichen Beweis seiner Dankbarkeit gegen einen freigebigen Fürsten, der ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte.

Von Thou verließ den Kardinal wenig, und sie hörten fast alle Tage die Messe des Pater Angelus von Joyeuse, seines Bruders, im Kloster der Kapuziner von St. Rochus, wo dieser Pater damals sich aufhielt, mit einander.

Der Kardinal zweifelte nicht, der König von Navarra werde, durch den abscheulichen Königsmord mit Rechte gereizt, gerade gegen Paris anrüken, und sich der Hauptstadt bemeistern. Es schien ihm diese Unternehmung um so leichter zu seyn, weil diese schröckliche That alle, die Theil daran

(*) Von Rom.

daran hatten, wie er glaubte, betäubt, und die Gesinnungen dieser grossen Stadt getheilt haben müsse, weil der Adel von Rache brenne, und der Soldat Hoffnung zum Plündern habe. Voll von dieser Idee, bildete er sich ein, schon das Geschrei der Kinder, die Klagen der Alten und das Seufzen der Weiber zu hören. Schon wähnte er zu sehen, wie der wüthende Soldat mit dem Schwerde in der Hand nach allen Seiten umher lief, alles in Feuer sezte, alles mit Blute überschwemmte, mit einem Worte, alle Grausamkeiten begieng, die bei einer mit Sturme eroberten Stadt gewöhnlich sind.

Da die Unruhen seines Vaterlands ihm den Aufenthalt daselbst nicht gestatteten, so beklagte ers, daß das Schikſal ihn zwinge, nach einer Stadt zurüke zu kehren, von der er, bei Lebzeiten seines Herrn sich zu entfernen genöthigt gewesen seie. Anderswo aber glaubte er sich nicht aufhalten zu dörfen. Weil er nach Frankreich nicht zurüke gehen wolle, und mit Heinrich dem IV. der weder zu Rom noch in einem grossen Theile von Europa anerkennt seie, keine Verbindung habe, so wolle er sich zu Rom, als in einem sicheren Hafen aufhalten, und das Ende des Sturms und die Rükkehr der Ruhe da erwarten.

Da

Da könne er ſich auch am beſten zu der Partei entſchlieſſen, die er zu ergreifen habe.

Der Kardinal trat niemals zu einer Faktion, und verband ſich mit keiner. Das Betragen, das er in der Folge beobachtete, war vielmehr eine Folge der Würde, die er bekleidete, als ſeiner Neigung. Da ſeine Klugheit ihn beſtimmte, ſich nach den Zeitumſtänden zu richten, ſo gab er hingegen auch der Billigkeit Gehör, ſo bald die Gelegenheit ſich darbot, wiedmete ſich ganz dem Intereſſe ſeines Königs und Vaterlands, und that dieſes mit ſolchem Eifer und ſo zu rechter Zeit, daß ihm der König, nach ſeiner Rükkehr an den Hof, alle Sachen von Wichtigkeit mittheilte. Selbſt nach dem kläglichen Tode dieſes Fürſten ſuchte er die Groſſen des Reichs, die faſt alle ſeine Verwandten waren, mit ſolcher Uneigennüzigkeit unter einander auszuſöhnen, daß er der Mittler und Schiedsrichter ihrer Zwiſtigkeiten wurde. Er kehrte alſo jezt mit Oſſat nach Rom zurük. Vor der Abreiſe war Oſſat öfters zu dem von Thou gekommen, und hatte ſich über Frankreichs Angelegenheiten vertraut mit ihm unterhalten.

Nach derſelben wollte von Thou Padua beſuchen, und des angenehmen Umgangs von Johann Vincenz Pinelli, den er ſeit ſechszehen Jahren

nicht

nicht mehr geſehen hatte, einige Tage genieſſen. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt beſuchte er öfters die ſchöne Bibliothek, die Pinelli ſeit ſo vielen Jahren mit ſo groſſer Sorgfalt geſammelt hatte. In Pinelli's Haus traf er den Paul Alcardo von Genua an, einen feinen Mann und treflichen Richter in Sachen der Gelehrſamkeit, den er eben ſo ſehr wünſchte kennen zu lernen, als den Pinelli. Alcardo ſchäzte die Ueberſezung des heiligen Baſilius, der andern griechiſchen Väter, die von der heiligen Dreieinigkeit ſchrieben, und die, nebſt dem Phöbades, Biſchofe von Agen, dem Publikum mitgetheilt wurden, ſehr hoch. Er ſchenkte dem von Thou ein ſchönes Manuſcript von dem Buche des Ketzers Eunomius, damit man es mit dem, was man ſchon von dem heiligen Baſilius gedrukt hatte, und von dem Gregorius von Noſſa drukte würde, vergleichen, und der neuen Ausgabe, die man davon erwartete, mehr Licht und Richtigkeit geben könnte.

Bei Pinelli zog von Thou genaue Nachrichten von den durch Gelehrſamkeit berühmten Männern ein, die in Italien auftraten, und deren Andenken ſchon zu altern ſchien. Er wollte ſie in ſeinen Annalen wieder aufleben laſſen, wie er auch in der Folge ohne Leidenſchaft that. Auch

ver-

vergaß er die gelehrten Spanier nicht, und man kann zuversichtlich behaupten, daß er allen, bei denen er Gelehrsamkeit und Tugend fand, Gerechtigkeit widerfahren ließ. Eine so billige Behandlung, glaubte er, verdiene von Seiten der Italiäner und Spanier Dank. Nie aber wurde er mehr in seinen Hoffnungen getäuscht. Diese beiden Nationen haben sich am undankbarsten gegen ihn betragen.

Doch wir kehren zu Schomberg zurüke, den wir zu Florenz gelassen haben. So bald er den Tod Heinrichs des III. erfuhr, rief er den Guiciardini, seinen Stallmeister, zurüke, den er abgeschikt hatte, um für Geld Soldaten zu werben. Darauf begab er sich nach Mantua, um mit Herrn von Maisse, französischen Gesandten zu Venedig, Konferenz zu halten. Gleich nach seiner Ankunft reisete er mit dem von Thou, der ihm dahin entgegen gekommen war, wieder ab, um den Gesandten in Verona zu sprechen, wo er seiner wartete. Nun kehrten alle nach Mantua zurüke, weil sie eine geheime Unterredung mit dem Herzoge Vincenz nöthig hielten, und kamen dann wieder nach Verona: Von Maisse aber verließ sie daselbst, um seine Rükreise nach Venedig anzutreten.

Schomberg und von Thou blieben zu Verona,

na, und beſuchten öfters den Comte Bevilaqua, deſſen Haus mit den ſchönſten Bildſäulen des Alterthums und den Werken der beſten Maler verziert war. Dieſer Comte liebte nicht nur alle ſchönen Künſte, ſondern fand auch vorzüglichen Geſchmak an der Muſik. Dreimal in der Woche wurden Concerte bei ihm gehalten, wo ſich mehr, als dreißig, der ſchönſten Stimmen und die vortreflichſten Spieler auf Inſtrumenten hören ließen.

Von Thou fand ſich öfters dabei ein, und unterhielt ſich mit ihm über gleichgültige Materien, ohne ſich zu entdeken.

Bevilaqua hatte ſich nie verheirathet, war ſchon bejahrt und ernſthaft, aber höflich, und entſchloſſen, ſeine Tage in Rom zu endigen. Man hatte ihn im Verdachte, er ſeie nicht auf Seiten des Königs von Navarra, obgleich alle Völker des Staats von Venedig ſich offenbar für ſeine Majeſtät erklärt hatten.

Nach einem Aufenthalte von etlichen Tagen trennten ſich Schomberg und von Thou abermals. Der erſte nahm ſeinen Weg nach Deutſchland durchs Tridentenische, kam über Breſcia, und den See von Iſeo (*), ließ Bergamo und Clavenna zur Linken, und kam durchs Valtelin nach Graubünden. Obgleich dieſes Land von den

Alpen

(*) Im franz. ſteht, Iſchia.

Alpen eingeschlossen ist, bringt es doch vortrefliche Weine hervor. Er speiſete zu Tirano zu Mittage, und kam von da nach Puschiaro, dann mußte er über schröckliche Gebürge, besonders über den Berg von Arbonne reisen, wo der Rhein sich mit fürchterlichem Getöse herabstürzt, um Chur zu erreichen.

Diese Stadt war ehemals ein Bißthum. Man sieht daselbst noch in einiger Entfernung die Kathedralkirche, aber sehr in Unordnung. Die Besizer derselben begnügen sich mit dem Titel eines Fürsten, und dem Genusse der Einkünfte davon. Was die geistlichen Amtsverrichtungen betrift, so sind sie daselbst nicht mehr im Gebrauche, wie bei den Protestanten gewöhnlich, deren Glauben die Graubünder beinahe alle angenommen haben. Zu Chur erhielt von Thou nähere Nachricht von dem, was sich in Frankreich ereignete, und daß der König beinahe durchaus vom Siege begleitet wurde.

Nach der Abreiſe von Chur ließ sich von Thou vor Sonnen Aufgang über den nächstgelegenen See mit seinem ganzen Gefolge überschiffen. Dieser See (*) ist von allen Seiten mit sehr hohen Bergen umgeben, und, wie der See von Garda,

den

(*) Welcher Schweizersee hier gemeint ist, läßt sich nicht wohl bestimmen.

den heftigſten Winden ausgeſezt. Von Thou hat es wie ſeine Geſellſchafter, auf ſeine Unkoſten beinahe erfahren. Das Wetter war gegnerisch, die Barke, in der ſie fuhren, von Fichtenholze, und der, welcher ſie führte, hatte unvorſichtiger weiſe einen Deutſchen mit ſeinem Pferde aufgenommen. Dieſes Thier erſchrak vor den Stöſſen der Wellen, fiel öfters um und ſezte die Barke alle Augenblik in Gefahr, umzuſtürzen. Da der Regen und der Wind ſich immer verſtärkten, und das nächſte Ufer des Landes von einem groſſen, und aneinander hangenden Felſen eingefaßt war, ſo zeigte ſich nirgends eine Stelle zum landen, worüber jedermann beſtürzt wurde, und dieſe Beſtürzung verdoppelte ſich, da man den Steuermann das Steuerruder verlaſſen ſahe, und ihn rufen hörte: rette ſich wer kann!

Nikolaus Rapin, ein Sohn eines andern Nikolaus, der ſich in unſern Kriegen durch ſeine Einſichten und ſeine Tapferkeit ausgezeichnet hatte, war bei dem von Thou, ein junger Mann voller Muth, der gut ſchwimmen konnte. Er legte ſeinen Küraß und ſein Wamms ab, hielt ſich bereit, in den See zu ſpringen, und ſagte dem von Thou, er ſolle ihn am Gürtel faſſen, ſich feſt daran halten, und mit ihm ins Waſſer ſtürzen, er wolle ihn ans Land ſezen, ſo bald er

landen könne, oder er würde umkommen. In dieser äussersten Noth, da sie allein auf die göttliche Güte hofften, erblickten sie eine, in einen Felsen sich hineinziehende Höhle. Alsbald befalen sie dem Steuermanne, nach dieser Seite sich zu wenden. Alle legten Hand an das Ruder, um Meister des Windes zu werden, durch den das Wasser von allen Seiten in die Barke drang. Sie erreichten das Ufer, und sprangen ans Land, ganz von Regen durchnäßt, retteten aber nichts, als was sie in der Hand hatten, wollten aber lieber Verlust leiden, als, während des Sturms, länger auf dem See seyn.

Glüklicherweise fanden sich in dem Felsen von einer Entfernung zur andern eine Art von eingehauenen Stufen. Ob sie nun gleich beinahe alle bestieselt, und mit Mänteln beschwert, und die Wege sehr rauh und beschwerlich waren, stiegen sie doch, trotz des Windes und Regens, die sie sehr belästigten, mit Vergnügen mehr als tausend Schritte, um die Anhöhe zu gewinnen, und erstaunten sehr, als sie auf ihrem Wege einen mit Ochsen bespannten Wagen, der diesen Abgrund heraufkehr, antrafen.

Ein Wirthshaus, das in einiger Entfernung von der Anhöhe lag, kam ihnen sehr zu statten. Die Oefen dienten ihnen, ihre Kleider schnell zu

trok-

troknen, und ihre Freude war eben ſo groß, als unverhoft, daß ſie hier von ihrem Schreken ſich erholen, und ausruhen konnten. Sie ſpeiſeten daſelbſt zu Mittage, und da ſie keine Pferde hatten, mußten ſie durch einen ſehr kothigten und ſchlüpfrigen Weg zu Fuſſe gehen, um die, zwei Meilen entfernte, Nachtherberge an der Spize des Züricher Sees zu erreichen. Niemand klagte über Ermüdung. So voll war ihre ganze Seele noch von dem Bilde der Gefahr, der ſie entgangen waren!

Als hierauf das Wetter ſich wieder aufgeheitert hatte, kamen ſie in zwei Tagen über den See nach Zürich. Er mußte dieſe Stadt beſuchen, von jeher die erſte der Kantone, und fruchtbar an Männern, die durch Gelehrſamkeit berühmt waren. Hier wurden Konrad Geßner, Kaſpar Wolf, und Joſias Simler in armen Hütten geboren. Johann Wilhelm Stukius, ein höflicher, für Frankreich wohlgeſinnter Mann, zeigte dem von Thou, was bemerkenswerth war, und begleitete ihn durch die ganze Stadt.

Von da begab ſich von Thou nach Solothurn. Ohngefehr fünfhundert Schritte diſſeits der Stadt, traf er den Geſandten Sr. Majeſtät, Nikolaus Brulard von Sillery, an, der unter einer Linde ſaß. Ohnerachtet er damals gar nicht an ihn

dachte, erkannte er ihn doch gleich, stieg mit seinem ganzen Gefolge vom Pferde, und eilte, ihn, als seinen innigsten Freund, zu umarmen, und verweilte etliche Tage bei ihm.

Sillery arbeitete damals eifrig an einem Vertrage zwischen dem Herzoge von Savoyen, und dem Kanton Bern.

Es war zu fürchten, es möchte dem Könige Schaden bringen, wenn er durch den Eid der versammelten Abgeordneten nach der Sitte dieser Völker genehmigt würde. Die fünf kleine Kantone, durch spanisches Gold gewonnen, drangen auf die Abschliessung: Die Ligue hatte den Leon Lescot von Clermont, Parlamentsrath von Paris, zu ihnen geschikt, um ihr Interesse zu besorgen. Da er ein Freund des Herrn von Thou war, hielts Sillery für gut, wenn der von Thou ihn um eine Unterredung bat, um etwan die Sache rükgängig zu machen, oder wenigstens Schwierigkeiten zu erregen. Aber es war unnöthig. Denn die Geistlichen, welche diesen Vergleich misbilligten, predigten mit solchem Nachdruke, und nahmen das Volk des Amtes Wallis (*) so ein, daß sie diejenige, welche nach Bern

zum

(*) Soll vermuthlich Pays de Vaud seyn. — Uebrigens ist bekannt, was für politischen Einfluß die Geistlichen in den Republiken, z. E. Genf ꝛc. hatten.

zum Schwören abgeordnet waren, nicht nur unverrichteter Dinge zurüke zu kehren zwangen, sondern auch, durch die Flucht Sicherheit zu suchen, nöthigten. Es wurde so gar beschlossen, gegen sie gerichtliche Untersuchung, wie gegen Verräther, und Majestäts-Verbrecher, anzustellen. Dies befreite den Sillery von einer grossen Unruhe.

Von Thou beurlaubte sich nun von ihm, kam über den Berg Jura nach Basel mit den Schweizer-Officieren, die den Schomberg zu Orange verlassen, und ihre Angelegenheiten in ihrem Vaterlande indessen berichtigt hatten, und nun zum Heere des Königs zurükekehrten. Denn nach dem Tode Heinrichs des III. wurde Sanci von seinem Nachfolger in die Schweiz zurükegeschikt, um neue Werbungen zu besorgen. Von Thou erfuhr zu Basel, **Theodor Zwinger**, und **Basilius Amerbach**, die er bei seinem Aufenthalte vor zehen Jahren kennen lernte, seyen während unserer Kriege gestorben. Er hörte daselbst ehemal den **Jakob Grynäus**, Vetter des berühmten Simon, der daselbst öffentlich die Geschichte des Sleidans lehrte. Weil Grynäus die Höfe Deutschlands besucht hatte, so waren ihm viele besondere Umstände bekannt, die Sleidan selbst nicht wußte, und die dann Grynäus mit vieler Deutlichkeit und Zierlichkeit erläuterte.

Von

Von da durchreiseten sie mit Vorsicht die Franche Comté, und kamen alle nach Langres, das sich für den König erklärt hatte. Peter Roussard, aus der Familie Ludwig Roussards, dem die Rechtsgelehrte nach Duarens Urtheile so viele Verbindlichkeit haben, weil er die Rechtsgelehrsamkeit so vorzüglich aufklärte, war Befehlshaber der Stadt, und hatte alles gethan, um den Geist der Ligue zu verbannen.

Nach der Abreise von Langres kamen sie, durch Arc in Bar, nach Chateauvilain, das erst kürzlich von den Feinden belagert wurde, aber sie mit Verlust zurüke schlug. Sie trafen daselbst den Comte Ludwig Diacette (*) an, der sich beschäftigte, die Veste wieder auszubessern, und mit einer starken Besazung zu versehen. Vom Vater auf den Sohn hatte sich die Freundschaft zwischen Diacette und von Thou fortgepflanzt. Der Comte behielt ihn also bei sich, während er der

Besa-

(*) Der eigentliche Name dieses franz. genannten Diacette war Ludw. di Ghiacetti. Der Verf. der Anmerk. über das Selbstbekenntnis des Sancy bemerkt, Kap. 8 S. 494. er habe sich durch Pachtungen bereichert, und von den Früchten seiner Erpressungen das Gut, Chateauvilain, gekauft. Brantome giebt ihm Schuld; die Tapeten seines Schlosses haben nicht sehr züchtige Bilder dargestellt.

Beſazung Befehle ertheilte, und entdekte ihm in der Stille mehrere Sachen, wovon er glaubte, daß der König benachrichtigt werden müßte. Er war überzeugt, es werde ſich zulezt alles ſo wenden, daß der rechtmäßige Nachfolger, das iſt, der König von Navarra, Herr des Königreichs werde, daß die Feinde dieſes Fürſten keine andere Hülfsquellen haben, als in den Schäzen des Auslands, und der unbeſtändigen Volksgunſt, daß die Anführer der Ligue und der Adel, ohnfehlbar dieſes Kriegs überdrüßig, ſich mit Sr. Majeſtät wieder ausſöhnen, und auf ihre Güter entfernen werden.

Als er Muſterung über die Officiere ſeiner Beſazung hielt, wollte er lange einen gewiſſen Peter Choiſeul-la-Meuſe nicht aufnehmen, ohnerachtet dieſer Officier ſeine Schuldigkeit bei der lezten Gelegenheit ſehr wohl gethan hatte. Da er indeſſen durch die innſtändigen Bitten ſeiner Freunde, denen er nichts abſchlagen durfte, gleichſam gezwungen war, ihn anzunehmen, ſo ſprach er zu ihnen; man werde nach einiger Zeit ſehen, daß er ſeine Urſachen hatte, es ihnen ſo lange abzuſchlagen; ein ſolcher Zänker, wie dieſer, werde ihm ohnfehlbar ein groſſes Unglük zuziehen. Dies that la Meuſe wirklich, indem er vier Jahre nach

her mit dem Diacette über einige Worte Händel anfieng, und ihn ermordete.

Als hierauf ein Officier der Besazung von Chateauvilain diese Nachricht an den Hof brachte, so wartete von Thou, der zugegen war, nicht bis er den Mörder nannte. Alsbald erinnerte er sich iener traurigen Prophezeiung und sagte: es seie la Meuse. Da es sich nun sogleich bestätigte, so fragte man ihn, wie er es habe errathen können? und er erzählte dann, er habe es vor vier Jahren vom Diacette gehört, und jedermann erstaunte über die Ahnung, welche dieser unglükliche Edelmann von diesem so entfernten Unglüke gehabt hatte.

Diacette hatte die Tochter des Duca von Atry im Königreiche Napoli, Anna Aquaviva, eine Dame von grossem Muthe, und grosser Rechtschaffenheit geheirathet, und mit ihr einen Sohn und eine Tochter gezeugt, mit denen sie nach Langres zog, wohin ihr Gemahl die beste Effekten hatte bringen lassen. Diese wurden in der Folge verkauft, und das Geld dem Könige zur Bestreitung der Kriegskosten geliehen. Diacette war über 60 Jahre alt, als er ermordet wurde. Weil er sich aber seit frühen Jahren der jugendlichen Vergnügungen enthalten hatte, besaß er noch eine so frische Gesundheit, daß er im Alter ohne Vorhang und

Dekt,

Deke, im Winter in einer Kammer schlief, die dem Ungemach der Luft sehr ausgesezt war. Weder Kälte, noch Abendluft, noch Wolken waren ihm beschwerlich, wie wenn Gott ihm seine Kräfte erhalten hätte, damit er diesen gefährlichen Zeiten Widerstand leisten könnte. Weder aus Ungeduld, noch aus Verdrusse, sein Vermögen für den Dienst des Königs aufgeopfert zu haben, sprach er je von seinem Unglüke, sondern er zeigte bei allen Gelegenheiten, daß die Ruhe des Staats ihm theurer seie, als die seinige, und daß er um sie wieder herzustellen, immer bereit seie, sich in Gefahr zu stürzen, und den Rest seines Vermögens darzubieten.

Hierauf reiste von Thou mit den Schweizer-Officieren von Chateauvilain ab, und nahm seinen Weg durch Vandeuvre, und Pougi, welche dem Hause von Luxemburg zugehören. Er traf daselbst Franzen, Duc von Piney, an, der nach Rom gieng, und gab ihm von allem, was zu Florenz, Venedig, Mantua, und in der Schweiz vorgefallen war, Nachricht. Bei seiner Ankunft in Pougi empfieng ihn Heinrich, Sohn des Ducs, der nur zehen Jahre alt war, auf eine ehrenvolle Art mit seinem ganzen Gefolge.

Von Pougi begab sich von Thou nach Chalons. Nahe dabei war kürzlich ein Treffen vorgefal-

gefallen, das drei Tage dauerte; Robert von Joyeuse, Comte von Grandpre, hatte sich mit vieler Tapferkeit gegen Saint-Paul geschlagen, aber der Sieg kostete ihn das Leben.

Zu Chalons erfuhr von Thou den Verlust seiner besten Sachen, die er, wie schon gemeldt, nach la Fère hatte bringen lassen. Diesen Verlust ertrug er viel geduldiger, als den zweier jungen Freunde, deren wir gleich erwähnen werden.

Von Chalons kam er nach Chateau-Thierri an der Marne. Dieser Fluß fällt in die Seine, und bringt einen Theil der Lebensmittel herbei, von denen Paris sich erhält. Da er bei Nacht in die Stadt kam, zur Zeit, als man das Zeichen mit der Gloke für die Nachtwache gab, so traf er den Peter Picherel auf der Strasse an, der ihm in den Zügel fiel. Er war von dem nicht weit entlegenen la Ferte au Coulyh, und Mönch in der Abtei d'Essone gewesen, besaß einen lebhaften Geist, und verstund die drei Sprachen sehr gut, indem er unter Batablus mit Johann von Saignac, und Johann Mercier studiert hatte. Nach genauer Untersuchung erkannte ihn von Thou, und fragte, was er hier unter dem lauten Geräusche der Waffen und der Trompeten mache? Picherel zeigte ihm seine nicht weit entfernte Wohnung, und antwortete; troz dieses

Lär-

Lärmens habe er dennoch vierzehen Stunden an dieſem Tage gearbeitet, welches der lezte ſeines 70ſten Jahres ſeie, habe heute ſeinen Commentar über den heiligen Paulus vollendet, und die lezte Hand an den Brief an Philemon gelegt, er warte auf nichts, als auf das Ende des Kriegs, und wünſche herzlich, alles dieſes gedrukt zu ſehen: in ſeinem Alter fühle er keine beſondere Beſchwerlichkeit, habe ein noch eben ſo gutes Geſicht und Gehör, wie ehedem, und einen eben ſo hellen Verſtand. Wie aber junge Leute tauſend Gefahren ausgeſezt ſeien, die ſie kein Alter hoffen laſſen, eben ſo ſeien ſehr alte Leute gewiß, daß ſie nicht lange mehr leben können.

Aus Gefälligkeit für den Herrn von Thou ſchrieb er über den heiligen Paulus, nachdem er zuvor über den heiligen Lucas und Matthäus geſchrieben hatte, und übernahm dieſen Commentar um ſo eher mit gutem Willen, weil er überzeugt war, daß es bisher wenigen damit geglükt hatte. Die Religion bei Seite geſezt, lobte er die Genauigkeit des Beza, ſezte aber hinzu: Beza habe in einem ſo fruchtbaren Felde geſchnitten, daß er ihm und andern noch viel zu ſammlen übrig ließ. Unglüklicherweiſe ſtarb Picherel bald darauf, ſeine koſtbare Verlaſſenſchaft fiel in die Hände ſeiner Erben, die ſich durch Prozeße unter einander zu

Grun-

Grunde richteten, und das Erbstüke verschleuderten oder fremden Händen überließen. Daher scheints nicht, daß es gerettet werden, und das Publikum davon Nuzen ziehen wird.

Der Vicomte von Combliſy, Sohn des Pinard, war Befehlshaber zu Chateau-Thierri. Er lud den von Thou zum Nachteſſen, und benachrichtigte ihn, der König ſeie Meiſter der Vorſtädte von Paris. Sie waren überzeugt, daß, wenn die Belagerung ſich in die Länge zöge, die Noth und der Mangel an Lebensmitteln die Stadt zwingen würde, ſich zu ergeben; daß ſein Plaz viel zur baldigen Einnahme beitragen könne, weil von daher Paris den gröſten Theil ſeiner Lebensmittel erhalte: zwar finde ſich in Meaux, wovon die Liguiſten Meiſter ſeien, viel Getraide, allein es reiche nicht hin, wenn man dieſer Stadt den Verkehr mit den oberhalb liegenden Plazen abſchneide, folglich ſeie Chateau-Thierri und Chalons von groſſer Wichtigkeit für den König; er könne nicht genug aufmerkſam ſeyn, nicht genug den Befehlshabern ans Herze legen, nichts vorbeigehen zu laſſen, was nach Meaux hinuntergehen könnte.

Er trug dem von Thou auf, Sr. Majeſtät vorzuſtellen, es ſeie nothwendig, ſeine Beſazung zu verſtärken. Von Thou verließ ihn des andern

Tags

Tags in dieſer guten Geſinnung (*) und nahm ſeinen Weg nach Lagny, wo Jakob Lagny königlicher Kommendant war, deſſen die Geſchichte dieſer Zeit bei mehreren Gelegenheiten erwähnt.

Oberhalb Paris ſchlug er ſeinen Weg nach Montfort-Lamaurri ein, zur Zeit, als der König nach der Einnahme von Eſtampes ſich ins Land von Chartres gezogen hatte. Von Montfort mußte er durch Nogent le Roi, durch Houdan, und zurüke durch Perche reiſen, um Chartres, das auf Seite der Ligue war, zu vermeiden, und ſich nach Fraze zu begeben. Da ſie des andern Tags bei Nacht reiſeten, weil es am Tage nicht ſicher war, ſo hörten ſie zweimal nach einander, nahe bei Chateauneuf in Thimerai, zu den Waffen rufen. Jedermann rüſtete ſich, als wären die Feinde in der Nähe, man erkannte aber die Truppen Sr. Majeſtät, die auf zwei Wägen die Leichname zweier jungen Herren zu ihren Verwandten führten.

Der

(*) Mit rechte drükt ſich von Thou ſo aus. Denn kurz hierauf verkaufte Combliſy ſeinen Plaz an Mayenne, nach kleinem Widerſtande. Das zu Chalons ſizende Parlament machte ihm und ſeinem Vater den Proceß, durch den es ihre Güter confiſcierte. Aber der allzugute Heinrich ſezte ſie in Güter und Ehre wieder ein. S. Von Thou ſelbſt in ſeiner Zeitgeſchichte.

Der in dem ersten Wagen war Ludwig von Rohan, Duc von Montbazon. Dieser traurige Anblik vertrieb die Furcht, aber verursachte desto mehr Betrübnis. Der Schmerz des Herrn von Thou war so heftig, daß er die Thränen nicht unterdrüken konnte.

Ein vollkommenes Band der Freundschaft und grosse Aehnlichkeit der Gesinnungen und Neigungen vereinigte den Duc von Montbazon mit dem von Thou. Dieser junge Herr hatte so reine Empfindungen der Religion, eine so standhafte Liebe zur Billigkeit, und alle Pflichten eines rechtschaffenen Mannes, einen so brennenden Eifer für das Vaterland, und für Frankreichs Ehre, daß er den Verlust so vortreflicher Eigenschaften zu bedauern, die er nachher vergeblich bei den gröſten Herrn suchte, Grund genug hatte; auch sprach man nachher nie von ihm in seiner Gegenwart, daß dies traurige Andenken ihm nicht Thränen auspreßt hätte.

Ohngefehr eine Stunde nachher trafen sie den zweiten Wagen an, der den Leichnam des Josias von Rochefoucault, Comte von Roucy, führte, welcher in der Schlacht bei Arques den 24. September geblieben war. Dieser Herr war ein naher Vetter der Kinder des Prinzen von Conde, die von Eleonora von Roye, der Schwester sei-

ner

ner Mutter Charlotte, kamen. Dieſe Verwandtſchaft hatte ihm eine genaue Bekanntſchaft mit dem Kardinale von Vendome verſchaft. Von Thou wurde ihm durch ſie bekannt, und machte mit ihm Freundſchaft.

Die Munterkeit des jungen Comte war ſeiner Tapferkeit gleich, erbliche Eigenſchaften in dem Hauſe Rochefoucault, welche ſeinem Vater, den Comte Franz, der ſiebenzehen Jahre vorher in dem Gefechte bei Saint-Barthelemy getödtet worden, Karln dem IX. ſo lieb und werth gemacht hatten. Der Sohn ſprach gut Latein, und noch beſſer Italiäniſch, er kannte den Unterſchied der Sitten, des Tons und der Mundarten in dieſer Sprache ſo gut, nach den Rollen, die er ſpielen wollte, daß in den vergnügten Stunden, die er mit ſeinem Vetter, dem Kardinale zubrachte, wo ſich von Thou auch oft befand, jedermann in volles Lachen ausbrechen mußte, beſonders, wenn man ſeinen groſſen Ernſt dabey ſahe.

Endlich kam die Geſellſchaft zu Chateaudun, im Ländchen Dunois, an, das dem Hauſe Longueville gehört. Der König hatte ſich dahin begeben, nachdem er in die kleine Stadt Patai in Beauſſe eine Beſatzung gelegt hatte. Von Thou wartete ihm daſelbſt auf, wurde ſehr verbindlich empfangen, und erſtattete ihm einen genauen Bericht von allem,

allem, was er in Italien, Deutschland und der Schweiz verrichtet habe. In einer langen Unterredung, die er mit ihm hielt, schilderte er den Wunsch, den Ferdinand von Medicis, Großherzog von Toscana, hegte, seine Nichte Maria mit dem Könige vermählt zu sehen, der auch wirklich zehen Jahre hernach erfüllt wurde. Er fügte bei, wie sehr der Senat von Venedig und alle Fürsten Italiens, denen die allzugrosse Macht Spaniens verdächtig seie, wünschten, daß Seine Majestät zur Religion ihrer Väter zurükekehren. Doch glaube er nicht, daß der Zustand der Sachen es jezt sogleich erlaube, ja nicht einmal, daß er seine Absicht jezt schon entdeke. Weil sie ihm nun nicht öffentlich beistehen können, wollen sie ihn in der Stille mit Gelde unterstüzen. Doch ermahnen sie ihn, das, was er beschlossen habe, so bald, als möglich, auszuführen, wenn er die Bedingungen sicher und billig finde."

Der König, der ihn aufmerksam anhörte, antwortete: „Wider sein Erwarten und wider alle Wahrscheinlichkeit habe ihn die göttliche Vorsehung auf eine so hohe Stufe erhoben, wohin andere durch Unordnung und Umsturz der Gesezze zu steigen sich bemühen. Er habe vier Prinzen, von der königlichen Familie vor sich geschen, von

denen

denen drei regierten (*), und alle hinterließen keine Nachkommen. Gott habe dem vierten (**) die Gnade erwiesen, ihn in eine Lage zu versezen, die ein Königreich aufgewogen habe. Allein statt diese Wohlthat zu erkennen, habe er sie mißbraucht, und seie gestorben, ehe er zur Krone kam. Ihm zieme es nun, sich zu hüten, daß er nicht in das nämliche Verbrechen der Undankbarkeit falle, sonsten müsse er die nämliche Züchtigung fürchten, und dürfte der Nachkommen beraubt werden, das für ihn eben so empfindlich, als Frankreich nachtheilig wäre."

„Der Punkt der Religion seie ihm um so angelegener, weil man da mit mehr Bitterkeit, als Liebe, zu Werke gehe. Es seie weder Hartnäkigkeit noch Starrsinn, daß er bei einem Glauben bleibe, in dem er erzogen wurde, und den er bis jezt für den heiligsten halte. Er weigere sich nicht, eine bessere Religion zu ergreifen, wenn man sie ihn kennen lehrte. Allein weder durch Zwang noch Gewalt wolle er dahin geführt werden, sondern freiwillig und an sanfter Hand, so wie die Vorsehung ihn auf den Thron geführt habe: er wünsche, seine Bekehrung möchte nicht

Cc die

(*) Franz der II. Karl der IX. Heinrich der III.

(**) Duc d'Alencon, in der Folge Anion, den die Niederländer zu ihrem Herrn annahmen.

die einzige seyn, sondern nach seinem Beispiele, wo möglich, mehrere, so wohl innerhalb als ausserhalb des Königreichs, sich unterrichten lassen."

„Dieses könne nach dem in der Kirche angenommenen Gebrauche, geschehen, wenn ein Concilium sich versammle, wenigstens ein Nationalconcilium, oder eine Konferenz, im Fall die Umstände kein allgemeines erlauben: er sei bereit, sein Leben aufzuopfern, um einem Kriege, durch den so viel unschuldiges Blut vergossen würde, ein Ende zu machen: man sollte in der That auf einen Fürsten, wie er, Rücksicht nehmen, der seit Jahrhunderten von so vielen Königen abstamme, und dessen Sache mächtige Nationen als ihre eigene anzusehen hätten, um zu seinem Vortheile zu thun, was man weiß, und was die Kirche schon öfters mit so vielem Nuzen zugestanden habe. Komme das Heil von ihm und, nach dem Berichte aültiger Richter, auch von so vielen tausenden in ganz Europa verbreiteten, Menschen so wenig in Betrachtung, daß man einem sanften und vernünftigen Auswege einen unsichern und verderblichen vorziehe? Betrachte er, aus welchen Gefahren Gott täglich ihn rette, so glaube er fast, er habe ihn lassen geboren werden, um die Wiedervereinigung der Kirche zu befördern." —

„Ich

„Ich bin — ſetzte er hinzu — davon überzeugt, und wünſche es. Was aber auch daraus entſtehe, ſo bin ich feſt entſchloſſen, niemanden Gewalt anzuthun, wie auch ich mir keine Gewalt anthun laſſe. Bei Beſteigung des Throns habe ich treulich geſchworen, die chriſtlich-apoſtoliſch-römiſche Religion zu ſchüzen, und werde es halten. Da es meine Pflicht und mein Intereſſe iſt, für die Erhaltung aller meiner Unterthanen gleich zu wachen, ſo ſoll man wiſſen, und überzeugt ſeyn, daß nicht der Ehrgeiz, ſondern das Recht der Erbfolge, mir die Waffen in die Hand gab. Es iſt meine Schuldigkeit, die Ruhe derjenigen Völker zu ſichern, die eine fremde Herrſchaft nicht ertragen konnten, und mich zu ihrer Vertheidigung aufriefen. Uebernähme ich ſie nicht, ſo hätte ich gerechte Vorwürfe und bei der Nachwelt die Schande zu fürchten, daß ich durch Feigheit diejenigen zu Grunde gehen ließe, die von meiner Tapferkeit ihre Rettung erwarteten.“

Noch mehrere andere Unterredungen hielt Heinrich über den nämlichen Gegenſtand mit der lebhaften und einſchmeichelnden Beredſamkeit, die ihm ſo natürlich war. Ja, er konnte einige Thränen nicht zurüke halten — ſichere Beweiſe, daß ſeine Worte mit ſeinen Geſinnungen übereinſtimm-

ſtimmten, und daß, was er ſprach, vom Herzen kam!

Indeſſen näherte ſich das Heer der Stadt Vendome (*). Der Gouverneur, der ehemals von ſeiner Majeſtät da geſetzt wurde, war dem verſtorbenen Könige untreu geworden, und hatte dem Comte von Soiſſons, der für ihn gut ſprach, ſein Wort nicht gehalten, und den groſſen Rath, der während der Verſammlung der Stände ſeine Sizung da hielt, gefangen genommen. Jezt aber zeigte er weder Muth noch die Klugheit, einen guten Antrag zu machen, als man ihn aufforderte. Er wurde daher gefangen genommen, und alsbald enthauptet (**). Auch hängte man den Pat. Robert Cheſſé. Von Thou, der dieſem Franciscaner Verbindlichkeit hatte, that alles mögliche, ihn zu retten. Da aber der König abweſend, und Biron indeſſen mit der gröſten Gewalt bekleidet war, ſo achtete man in der Hize wenig auf die Bitte für einen unbedeutenden Mann, da man

(*) Im Orleanſchen, an dem Fläſchen Loir.

(**) Jak. von Maille-Benchart, ein Mann von Geburt, aber ſchlechtem Charakter. So ſchildert ihn von Thou an einem andern Orte, nämlich im 95. B. ſeiner Zeitgeſchichte.

man in dem Augenblike einen Kommendanten aus einem berühmten Hauſe zum Tode führte — und zwar um ſo weniger, da diejenigen, die für den Edelmann baten, die Schuld ſeines Abfalls auf den Franciscaner ſchoben.

Nach der Einnahme von Vendome begab ſich der König nach Tours, wo er unter dem Zurufe der ganzen Stadt empfangen wurde. Hier erweckte er Hoffnung, daß Achilles von Harlay, erſter Präſident, der ſich kürzlich aus der Baſtille geflüchtet hatte, und in Tours angekommen war, wieder in die erſte Stelle der Magiſtratur eingeſezt werden ſollte. Nun gieng der König wieder zum Heere, das indeſſen in die Maine eingerükt war, und Mons, die Hauptſtadt, belagert hatte. Nachdem die Vorſtädte kaum abgebrannt waren, das Heinrich ſehr verdroß, ergab ſie ſich zur Schande der Belagerten.

Der König unterhielt ſich mit dem von Thou über die nämlichen Dinge, deren wir oben erwähnten. Dieſer nahm daher Gelegenheit, ihm von der Unterredung zu ſagen, die er mit Vincenz, Herzoge von Mantua, gehalten hatte, der ihm das Beſte ſeines Oheims, des Ducs von Nevers, gar ſehr empfahl. Darüber ſchrieb

Heinrich an den Duc von Nevers, und schikte den von Thou an ihn ab, der unterwegens sich hauptsächlich mit den Unterredungen, womit der König ihn beehrt hatte, und mit den glüklichen Fortschritten des neuen Reichs unterhielt.

Ende des vierten Buchs.

Gröſſere Anmerkungen zum vierten Buche.

a) Heinrich der I. Prinz von Condé, ſtarb zu St. Jean d'Angely den 5. März 1588 (*). Die heftige

(*) Dieſer Prinz wurde von Heinrich dem IV. ſehr bedauert, und er verdiente es wegen ſeiner perſönlichen Eigenſchaften. Der Verfaſſer der Denkſchrift des Marſchals von Matignon hat uns eine Anekdote von ihm aufgezeichnet, die hier nicht ausgelaſſen werden darf. „Er griff den Duc de Mercoeur im J. 1585. in ſeinem Standquartiere des Loges an, und vertrieb ihn von da. Ein Edelmann von dem Gefolge Mercoeurs hatte das Fieber ſo ſtark, daß er ſeinem Herrn nicht folgen konnte, und daher von Condé gefangen wurde. Der Prinz that verſchiedene Fragen an ihn, und ſagte ihm dann, um ſich mit ihm zu beluſtigen: Er wolle ihm ein Zettelchen an den Hals hängen, das ihn vom Fieber völlig befreien würde, wenn ers acht Tage unerbſnet trüge. Es geſchahe. Der Edelmann wurde alsdann ſeinem Herrn zurükgeſchikt, und dieſer hatte die Neugierde, das Zettelchen zu erbſnen. Er fand folgende,

heftige und auſſerordentliche Colik, die ihn dahin raffte, erweckte Verdacht, den die Aerzte und Chirurgen durch ihren Bericht von dem geöfneten Leichname beſtärkten. Denn ſie erklärten; der Prinz ſeie vergiftet. Nun hielt man den Pagen, von Leon von Betcaſtel, aus Perigord gebürtig, und den Kammerdiener, Anton Cortais, von la Fere in Vermendois, für die Urheber, oder wenigſtens Mitſchuldigen. Beide waren in Dienſten der Charlotte Katharine von Tremouille, Gattin des Prinzen, beide hatten auf Pferden die Flucht genommen, die ihnen — ſagt man — Johann Ance-

de, von der Hand des Prinzen geſchriebene Zeilen (†):

Fièvre chaud, je te conjure
Par la retraite du Mercure
Que de ce corps-cy tu des loges,
Comme Mercure a fait des Loges,
D'où il a fait prompte retraite,
Ayant la barbe à demi faite.

Die Schriftſteller jener Zeit nannten den Dut de Mercoeur öfters Mercure.

(†) Da ſich der Witz derſelben in dem Spiele mit den Worten des Loges, Mercure und Mercoeur dreht, ſo iſt das Recept nicht wohl überſetzbar, beſonders wegen des des Loges und deloger nicht. Wir geben daher im Originale.

Ancelin Brillaud, den der Hiſtoriker (*) d'Aubigné als Controlleur des prinzlichen Hauſes angiebt, verſchafte. In die Anklage gegen dieſe beiden Hausgenoſſen der Prinzeßin wurde ſie nun ſelbſt verwikelt, und man gab ihr einen verbotenen Umgang mit dem Pagen ſchuld. Der Sturm brach über den Ancelin Brillaud aus. Die Richter zu St. Jean d'Angely machten ihm den Proceß, und er wurde, kraft ihres Ausſpruchs, von vier Pferden zerriſſen. Nach der Nachricht, die Herr von Thou von ihm ertheilt (**), ſchrökte ihn die Todesſtrafe ſo ſehr, daß er den Verſtand verlor. Man ſchließe hieraus, wie wenig auf die Ausſagen dieſes Unglüklichen zu bauen war. Was den Pagen und Kammerdiener betrift, ſo kamen dieſe nie wieder zum Vorſcheine. Zum Glüke für die Prinzeßin Condé fand ſie ſich seit drei Monaten ſchwanger. Sie gebar auch einen Sohn, den Vater des Condé, den man den Groſſen (***) nennt, und ſeine Geburt rettete die Mutter.

(*) Ein edler Mann, Freund der Wahrheit, ſeiner Religion und ſeinem Fürſten treu, obgleich dieſer oft unbeugbar war, geb den 8. Febr. 1550. ſtarb zu Genf 1630.

(**) Im 90ſten Buche.

(***) Der groſſe Conde iſt im J. 1621. geboren, und ſtarb

ter. Nach einer langen Gefanzenſchaft ſprach endlich das Parlament zu Paris das Urtheil, das ſie für unſchuldig erklärte. Vergebens ſetzten ſich der Prinz von Conti und der Comte von Soiſſons entgegen; das Arrêt des Pariſer Parlaments war ein Geſetze.

b) Die Art, wie ſich von Thou über die Einwohner von Cabrieres und Merindol ausdrükt, muß den Leſer an das traurige Gemälde der Leiden dieſer Gemeinden erinnern, das man in der Denkſchrift von Du Bellay findet. Will man die Grauſamkeiten, die man ſich gegen ſie erlaubte, ganz überſehen, ſo muß man die angezeigte Stelle von Du Bellay mit der Anmerkung vergleichen, die der Denkſchrift des Caſtelnau angehängt iſt. Doch dies war noch nicht das Ende ihrer Leiden! Dieſe Sektirer erſcheinen aufs neue in der Geſchichte, als Opfer der Intoleranz, unter dem Namen der Barbets. Dieſe Benennung hat ihren Urſprung daher, daß ſie ihre Geiſtlichen Barbes (*) nennen.

Uns

ſtarb den 11. Dec. 1686. — Seine Thaten für und gegen ſein Vaterland ſind bekannt.

(*) Dieſes Wort bedeutet im Piemonteſiſchen Oheim, und man nennt da diejenigen Perſonen, vor deren Alter oder Verdienſten man Ehrfurcht hat, mit dieſem Namen.

Uns dünkt: je mehr diese Sekte verfolgt wurde, je wichtiger ists, ihren Geist kennen zu lernen. Einige weitere Nachrichten von ihnen werden diese Stelle des Herrn von Thou noch mehr erläutern. Wir glauben daher, daß es gut seyn wird, wenn wir die berühmte Bittschrift, die sie im J. 1541. dem Parlamente zu Aix vorlegten, mittheilen. Man findet hier die Grundsätze ihres Glaubens und die Mittel, deren man sich gegen sie bediente, beisammen. Zwar hat der Schriftsteller, der uns dieses Aktenstük mittheilt (*), die Bemerkung gemacht: die Klagen seien übertrieben. Allein gesezt, sie haben die Verfolgung, die man gegen sie vornahm, vergrössert dargestellt, so kann doch die blutige Exekution, die darauf erfolgte, nicht entschuldigt werden. Ein strenges Arret des Parlaments von Aix war das Vorspiel dieser Greuel. Die von Merindol — sagt man — ergriffen hierauf die Waffen, und begiengen verschiedene Ausschweifungen. Ists zu verwundern, daß Menschen in der Verzweiflung Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn man sie, und alles, was sie besizen, der Zerstörung Preiß giebt? Hier ist ihre Rechtfertigung! der Leser entscheide!

Bitt.

(*) Papon, ein Abbé, in seiner Geschichte der Provence IV. 106.

Bittschrift der Einwohner von Merindol und Cabrière an das Parlament von Aix (*).

Wir Andreas Megnard ꝛc. ꝛc. flehen demüthig, es möchte Ihnen zur Ehre Gottes gefallen, unsere demüthige und christliche Bittschrift gütig anzuhören.

Erstlich, da alle Verdrüßlichkeiten und Verfolgungen, die man gegen uns vorgenommen hat, wegen der Religion herkommen, so bekennen wir vor Gott, vor Ihnen und allen christlichen Fürsten, in welchem Glauben und in welcher Lehre wir sind und leben wollen, und erstlich in Ansehung des Grundsazes und der Meinung der Religion und der christlichen Kirche sind wir völlig einstimmig. Denn für die einzige Richtschnur unsers Glaubens haben wir das alte und neue Testament, und stimmen dem allgemeinen Glaubensbekenntnisse mit allen Artikeln bei, die in dem Symbolum der Apostel enthalten sind. Wir hüllen

(*) Man bemerkt bald, daß die Schrift in einer Art von Kanzleistile abgefaßt ist, die Ausdrüke nicht sehr zierlich und nicht allemal recht bestimmt sind — vielleicht zum Theile absichtlich. Uebrigens ist dieses Aktenstük wichtig, weil es den alten Glauben der Waldenser enthält.

hüllen uns nicht in verblümte Redensarten, wollen in keinem Irrthume oder in einer Ketzerei stecken, welche die alte Kirche verdammte, und halten an dem Unterrichte, der von dem wahren Glauben gebilligt wurde.

Wir sehen uns als solche an, die durch die Erbsünde verloren und verdorben sind, und, daß wir nichts von uns selbst können, als sündigen. Daher erklären und bekennen wir Ihnen, daß der erste und wichtigste Grund alles Guten am Menschen die Wiedergeburt ist, die Gott den Auserwählten durch seine Güte und Gnade zutheilt, und, weil alle Menschen von Natur gänzlich Sünder sind, so glauben wir, daß sie in der Verdammnis und unter dem Zorne Gottes liegen, ausser denjenigen, die er durch seine Barmherzigkeit sich vorbehalten hat. Die Art der Befreiung ist diese. Man muß Jesum Christum auf die Weise annehmen, wie es uns im Evangelium gepredigt ist, nämlich, daß er unser Erlöser, unsere Gerechtigkeit und Heiligung ist, daher wir glauben, daß wir durch den Glauben allein gerechtfertigt werden, und auf unsere eigene gute Werke nicht trauen, und uns ganz der Gerechtigkeit Christi überlassen.

Wir halten dafür, der Mensch seie von Geburt blind an Einsichten, verkehrt in seinem Willen,

und,

und, um eine wahre und heilsame Kenntnis von Gott und seinem Sohne, Jesus Christus zu haben, ist er vom heil. Geiste erleuchtet, und von ihm zu guten Werken geheiligt, damit er das Gesetz Gottes geschrieben habe in seinem Herzen, und allen fleischlichen Lüsten entsage. Daher ist uns Vergebung unserer Sünden allezeit nothwendig, ohne die wir keinen gnädigen Gott haben können.

Im Namen J. C. des einzigen Mittlers, rufen wir Gott den Vater an, und bedienen uns keiner andern Gebete, als derer, die in der heil. Schrift stehen, oder mit ihr in den Gedanken übereinkommen. Wir behalten keine menschliche Lehre bei, die dem Worte Gottes zuwider ist, als, Genugthuung für die Sünde durch unsere Werke nebst einer irrigen Meinung von Verdienstlichkeit und Verdienst, und alle abergläubische Gewohnheiten, z. E. Anbetung der Bilder, Pilgrimschaften und dergleichen. Wir halten die Sakramente in Ehren, und glauben, sie seien Zeichen und Zeugnisse, durch die wir der Gnade Gottes in unsern Gewissen versichert werden. Deßwegen glauben wir, daß die Taufe ein Zeichen ist, durch welches die Reinigung, die wir durchs Blut Christi erhalten, in uns so mächtig wird, daß sie das wahre Bad der Wiedergeburt und Erneuerung ist.

Das Abendmal des Herrn ist uns ein Zeichen,

unter

unter welchem uns die wahre Gemeinschaft zugetheilt wird.

Was die Obrigkeiten als Fürsten und Herrschaften und die das Recht sprechen, betrift, so glauben wir, daß sie von Gott verordnet sind, und wollen ihren Gesezen und Verordnungen gehorchen, die Güter und den Leib betreffend, wir wollen ihnen Tribut und Auflagen, Zehenten, Taxen und anderes, was ihnen gebührt, bezahlen, auch ihnen Ehre und Gehorsam in allem leisten, was nicht wider Gott ist.

Sehr geehrte Herren! wir haben Ihnen die Hauptsumme unsers Glaubens und unserer Lehre treulich dargestellt, die wir haben, und die keinen andern Grund hat, als das einzige Wort Gottes, welches die Regel eines jeden reinen christlichen Gewissens ist. Nichts destoweniger sind wir auf alle Art unmenschlich geplagt worden, daß uns sehr hart gegen Menschen zu seyn scheint, die sich Christen nennen.

Erstlich, wie Sie wissen, kam in die Provence der Bruder, Johann de Roma, ein Jakobiner und Inquisitor, der da sagte: er habe Ansehen und Macht vom Könige und Ihnen, erhielt durch seine Bosheit grosse Unterstüzung und Hülfe, und glich einem Kapitain, führte eine Bande schlechter Waffenträger an, und gieng in alle Häuser

und Dörfer, wo sie Koffres erbrachen und Gold und Silber und alles, was sie rauben konnten, davon trugen. Mit einem Worte, de Roma plünderte die Waisen und Armen der Provence, so sehr, so wohl durch Strafen, Verdammungsurtheile, geheime Verträge, er und die seinigen, daß die meisten im Elend und Armuth noch jezt leben. Allein Gott, der die Bosheit der Bösen aufdekt, machte ihn, durch einen vom König geschikten Kommißär, Ihren Excellenzen als denjenigen bekannt, der er war. Er wurde seines Amts entsezt, alle seine Proceduren und die Folgen derselben vernichtet, und er starb erbärmlich zu Avignon, nach dem gerechten Gerichte Gottes von allen Menschen verlassen.

Nach seinem Beispiele haben Beamte und andere Inquisitoren, Pachter der Pfründen und andere Diener der Bischöfe von jeher Zeit an nicht aufgehört uns zu quälen und zu plündern, unter dem Vorwande, unsern Glauben zu erforschen; das haben sie aber nicht gethan, sondern nur nach unserm Gelde und Gut geforscht, und uns verschreiet, um ihre grossen Plünderungen und die Qualen, die sie uns anthaten, zu bemänteln und sagten, wir seien Lutheraner und Waldenser, das wir doch nicht sind. Denn, wir wissen nichts vom Waldus und vom Luther, noch von der Lehr,

er, die von ihnen kömmt, wir begnügen uns nit der allein, die da ist von Jesus Christus, unserm Erlöser. Nun aber hat Gott gewollt, daß die Untersuchung und die Urtheile in Glaubens-Inquisitionen nicht in der Gewalt der Geistlichen seien, wie auch der König Briefe darüber erlassen hat: sondern sie sollen Ihren Excellenzen überlassen werden und deßwegen haben wir grosse Hoffnung, unsere Unschuld und unser Recht werde anerkannt und eingesehen werden.

Allein, wie wir sehen, wissen wir nimmer, an wen wir uns wenden sollen. Wir müssen uns nämlich gänzlich unter den Schuz Gottes begeben, daß er sich unserer Sache annimmt, welches er, wie wir hoffen, auch thun wird.

Wir sind als Aufrührer angegeben, das wir nicht sind, und wir können uns nicht genug verwundern, daß der Kanzler von Frankreich, und Sie, Herren! es uns abgeschlagen haben, auf unsere Kosten Kommißarien zu ernennen, die zu uns kämen, um an Ort und Stelle, Untersuchung, so wohl über unser Leben und unsere Sitten, als auch unsern Glauben einzuziehen, damit Sie von der Wahrheit wohl unterrichtet, und versichert würden, wir seien als Christen und getreue Unterthanen erfunden, und daß wir nichts in der Welt so sehr hassen, als Aufruhr.

Man klagt uns an, wir stien der Gerechtigkeit ungehorsam, weil wir nicht persönlich erscheinen wollen, wenn wir vorgefordert werden. Gewiß, wir wollten gern der Justiz gehorchen, wenn man nur das Recht gegen uns beobachtete, wie gegen die Türken zu Venedig, oder die Juden zu Avignon, oder auch gegen Räuber und Diebe, denen es erlaubt ist, sich im Wege Rechtens zu vertheidigen.

Uns aber ist alles verschlossen, niemand wagt's, für uns zu sprechen, wenn er nicht als Gönner der Ketzerei angesehen seyn will. Wer aber gegen uns redt, ist allemal willkommen, er mag noch so ein grosser Böswicht seyn. Einige von uns sind erschienen (*), aber in Gefängnisse gesetzt worden, andere verbrannt, andere auf die Stirne gezeichnet, und ihnen eine Lilie eingebrennt (**), andere

(*) Nach dem Berichte des Abbé Papon sind diejenige Einwohner, die erschienen, mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, und sie weigerten sich, ihre Irrthümer abzuschwören; doch gibt er zu, daß das Parlament sie zur Todesstrafe verdammte, und den Herrschaften befahl, sie zu entwaffnen, und von ihren Gütern zu jagen, bei Strafe der Einziehung ihrer Lehen. (Papon Geschichte der Provence, B. 4. S. 91. 92.

(**) Eine Lilie wurde ehemals beim Brandmarken eingebrennt.

andere verbannt, und ihre Güter alle confiscirt; ohne daß man den armen Frauen und Kindern nur eine Kleinigkeit zugetheilt hätte. Diese Umstände hatten wir vor Augen, und wurden dadurch so erschrökt, daß wirs nicht wagten, vor Ihnen zu erscheinen, weil wir sahen, wie es den andern ergieng.

Sie wissen, hochgeehrteste Herren! daß, wenn der Herr Präsident und diejenigen, die Sie zu uns schikten, in unsere Häuser und Dörfer kamen, sie weder Aufruhr noch Widersezlichkeit fanden. Wahr ists, wie wir bewaffnete Leute, einen Profosen, Schergen und Strike sahen, so erschraken wir, verließen unsere Häuser, und flüchteten in Höhlen, Wälder und Felsen, um unser armes Leben zu retten. Da wir so vieles bei diesen Umständen duldeten, so scheints uns ziemlich sonderbar, daß man uns deßwegen Aufrührer nennt. Denn auch das kleinste Thierchen sucht sich vor demjenigen zu retten, der ihm Leides zufügen will. Wir ließen diejenigen, die da sagten, sie seien von Ihnen geschikt, ohne Widerstand nehmen, was sie wollten, Früchte, Wein, Hausgeräthe, Vieh, so daß unser Land das Ansehen eines eroberten hatte, und zum Raube ausgesezt war.

Gleicherweise rükt man uns vor, wir haben

Parlamentsofficieren Gefangene weggenommen, das wir nicht gethan haben. Denn als einige bewaffnete zu Fuß und zu Pferde, in Häusern und auf dem Felde, Gefangene weggenommen hatten, unter denen sich auch einige Mädchen befanden, und ihre Eltern sie sahen, und fürchteten, ihre Töchter möchten entehrt werden, wie es schon bei solchen Leuten geschehen ist, so kamen sie denen, die sie führten, entgegen, und diese ließen sie alsdann gehen, ohne daß die geringste Gewalt vorfiel, und ehe sie darum angesprochen wurden.

Niemand lebt unter uns, der mit unserm Wissen und Willen das geringste gegen den König und seine Diener unternommen oder gethan hätte. Wir sind und wollen gehorsame und gesetzliche Unterthanen seiner Majestät, unsers Herrn, seyn und bleiben; und wenn Seine Majestät uns gnädig Audienz vergönnen wollte, so wird er erfahren, daß, so arm wir seyn mögen, wir doch Christen und gehorsame Unterthanen seiner Majestät sind, und hoffen, daß unser Herr unsere Unschuld durch die grossen Ungerechtigkeiten, die man bisher gegen uns ausübte, zu erkennen geben wird.

Was die Beschuldigung betrift, daß wir uns in Städte und Schlösser geflüchtet haben, so

nch-

nehmen wir Gott und das ganze Land zu Zeugen, die da wiſſen, daß wir uns weder in Städte noch in Schlöſſer flüchteten, ja, wir getrauten uns nicht, in unſern Häuſern zu bleiben: ſondern wie arme Vögel, die vor dem Sperber fliehen, flüchteten wir uns, ſo gut wir konnten, in Wälder, Höhlen und Felſen, um dem Zorne der Menſchen Raum zu geben, weil wir die Wuth des Volkes fürchteten, das ſo ſehr gegen uns entbrannt war, daß es ſchien, es werde uns ganz verſchlingen, das ſie auch gethan hätten, ohne die Gnade Gottes, deſſen Schuze wir uns demüthig unterwarfen. Darum, gehrteſte Herren! dörfen wir nicht Aufrührer genannt werden. Denn wir finden nicht, daß wir etwas anders gethan haben, als fliehen, und wir denken, kein Fürſt, keine Herrſchaft, noch ſonſten jemand, der richtig urtheilt, werde uns deßwegen mit Rechte tadeln, in Betracht, daß man viele von uns ums Leben brachte, theils durch Gefängniſſe, theils durchs Feuer, und daß man viele verbannte mit der Konfiscation ihrer Güter, und daß ein Arret gegen uns gegeben wurde „wir ſollten lebendig verbrannt, unſere Frauen und Kinder verbannt werden, ohne daß ſie etwas von Gütern und Geräthe mitnehmen dürften, unſer Dorf ſoll bis auf den Grund geſchleift, und der

Plaz

Platz unbewohnbar gemacht werden (*)." Alles dieses zusammengenommen, die Leiden, die wir dulde.

*) Dieses Arret wurde wirklich den 18. Nov. 1549. gegeben. Es befahl: „Die Oerter Merindol und andere, die bisher der Sitz der Ketzerei gewesen seien, sollen geschleift, die Häuser bis auf den Grund abgetragen, die Schanzen, Höhlen und andere unterirdischen Oerter, in welchen die Waldenser sich verbargen, zerstört, die Wälder umgehauen, neunzehen, im Arret genannte, Personen verbrannt, Weiber, Kinder, so gar die Hausgenossen der Unglücklichen vertrieben, ihre Güter für den Herrn König konfisciert werden, und niemand, weder Edelmann noch Bürgerlicher, ihnen eine Zuflucht oder Unterstützung gewähren." Es ist zum Erstaunen — setzt Papon selbst hinzu — daß alle diese Unglücklichen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, in die Proscription verwikelt wurden. Es waren doch viele unter ihnen, die man nie weder verhört, noch des Verbrechens der Ketzerei überwiesen hatte — und wäre auch dieses so gar ein wirkliches Verbrechen, als es bei mehreren, besonders bei den Kindern, bloß eingebildet war, so muß man die Verblendung eines Zeitalters bedauern, das aus einem Reste von Barbarei der Religion des Friedens und der Liebe dadurch einen Schandfleck anhängte, daß es sie durch Schwerd und Feuer schützen wollte. Papon 1 Gesch. der Prov. B. 4, S. 93.

duldeten, dazu gerechnet, hat uns ſo ſehr in Erſtaunen und Schreken geſezt, daß es ein Wunder iſt, wie wir nicht vor Furcht ſtarben. Aber Gott, der ein Vater der Verlaſſenen iſt, hat uns getröſtet, und es ſcheint daher, daß wir um der Flucht willen, die wir, auf die erzählte Art gedrängt, ohne jemandens Schaden, nahmen, nicht, mit Rechte, des Aufruhrs angeklagt werden können.

Die Beſchuldigung anlangend, es finden ſich unter uns Bewaffnete, Landsknechte und Piemonteſer, wie man uns erzählt hat, ſo wiſſen wir nicht, was das ſeyn ſoll. Diejenigen, die dem Könige, unſerm Herrn, und Ihren Magnificenzen dergleichen Unwahrheiten und Lügen vortrugen, ſuchen nur uns dadurch zu Grunde zu richten. In der That, geehrteſte Herren! man kann gegen uns ſagen, was man will, denn wir haben weder Mittel noch Wege, uns vor dem Könige und Ihren Magnificenzen zu vertheidigen, weil es niemand wagt, für uns zu reden. Denn man rechtet mit uns nur mit Feuer und Schwerd. Wir aber ſezen unſer ganzes Vertrauen nur auf unſern guten Gott, der unſer Elend und das Unrecht, das man uns thut, ſieht, und er wird uns gewis eine gute Königin Eſther erweken, die dem Könige unſere Unſchuld entdekt, und die Verräther und falſche Zeugen,

die

unſern Untergang wollen, werden in die Grube fallen, die ſie uns bereitet haben, wie es dem Verräther Hamann ergieng, der das Volk Gottes an Einem Tage ausrotten wollte, aber dafür mit den Seinigen an den hohen Galgen gehängt wurde, den er für den guten Mardochai errichtet hatte. In Wahrheit, wir wünſchen alle einmüthig, daß dieſe Zeilen nicht nur Ihnen, ſondern auch dem Könige, unſerm Herrn möchten vorgelegt werden. Denn unter uns war niemand, der ſich unterſtanden hätte, ſie zu übergeben, aus Furcht verbrannt zu werden (*). Wir zweifeln nicht: hätten wir Mittel gefunden, ſie Ihnen übergeben zu laſſen, oder hätte es Ihnen beliebt, ſie gütig zu leſen und darauf zu merken: gewis

*) Der Ausſpruch des oben angeführten Arrets war zu beſtimmt, als daß die Furcht der Merindoler ꝛc. vor dem Feuer mißbilligt werden konnte. Chaſſandé, Präſident des Parlaments zu Aix, ſahe es wohl ein. Er bewieß es dadurch, daß er die Vollſtreckung, ſo viel möglich, aufſchob. Der Comte von Tende, Gouverneur der Provence, begünſtigte den Aufſchub der Obrigkeit, den Vernunft und Menſchlichkeit geboten. Denn an Mitteln der Vollziehung fehlte es ſonſten nicht, weil ſich die Erzbiſchöfe von Arles und Aix erboten hatten, auf Rechnung der Geiſtlichkeit die Koſten zum inquiſitoriſchen Feldzuge gegen die Ketzer vorzuſchieſſen.

gewis hätten Sie — von menschlichem Mitleiden oder christlicher Liebe gerührt — selbst Vorstellungen dem Könige, unserm souveränen Fürsten, gemacht, er möchte uns in Freiheit sezen, und jedermann verbieten, uns noch weiter so zu beunruhigen. Und so hätten wir denn arbeiten, und das Land bauen können, das jezt öde sieht, um unsere armen Frauen und Kinder zu ernähren, die grosses Elend und Mangel leiden. Doch, wir hoffen, es in Zukunft thun zu können, kraft des Willens des Königs, unsers Herrns, der, wie wir hören, gewisse offene Briefe (*) geschikt hat,

in

*) Dieser offene Brief ist vom 8. Febr. 1541. Der Monarch gab in demselben den Waldensern oder Lutheranern — denn man verwechselte sie unter dem nämlichen Namen — Generalpardon. Doch war der Amnestie eine Bedingung beigesezt: „Wenn sie innerhalb drei Monaten ihre Irrthümer abschwüren: weigerten sie sich aber, so wollte man gegen sie aufs strengste verfahren." Sie vernahmen die Nachricht mit Freude, und erklärten; sie wollen treue Diener des Königs seyn, sie verabscheuen Luther und Waldus, doch bitten sie, man möchte ihre Irrthümer ihnen beweisen. Dieser lezte Punkt war nicht leicht auszuführen. Denn diese Leute waren so rohe, daß der gröste Theil nicht lesen konnte. — Indessen gabs doch kein leichteres und rühmlicheres Mittel, sie in den Schoos der Kirche zurüke zu führen, als gründlichen Unterricht,

in denen er Verzeihung und Vergebung verspricht, und will, wir sollen freundschaftlich mit sanften Worten und gütlichen Vorstellungen behandelt werden.

In dieser Rükſicht beliebe es Ihren gütigen Gnaden, allen Leuten, von welchem Stande sie sind, ausdrüklich zu befehlen, daß sie uns nicht mehr, weder an unsern Personen noch Vermögen beunruhigen, indem wir nach dem Glauben Gottes und der Kirche leben wollen, das der König, unser Herr, allein von uns verlangt; und sehen Sie an, Sie möchten auf unsere Armuth Rükſicht nehmen, die uns nicht erlaubt, gegen jeden besonders gerichtlich zu verfahren, damit wir die Früchte der königlichen Briefe genießen dörfen. Denn wir sind benachrichtigt, daß schon einige sich dargestellt haben, die grosse Kosten und Aufwand verursachten, und denen, die um erdichteter Worte willen im Gefängnisse waren, viele Unkosten machten, ohne daß es etwas nüzte, daß man also sagen kann, der königliche Brief sete mehr zum Vortheile der Advokaten, Procuratoren, Schreiber, und anderer gegeben, als für diejenigen, für die er gegeben ist. Will man so fortfahren, so müssen wir alle Mittel aufsuchen, damit der König, und Sie und alle guten Christen von unserer Sache benachrichtigt werden, damit

sie

ſie Gott bitten, er möchte uns und den armen Gefangenen Geduld geben, die bei Waſſer und Brod ſizen, und nur noch wegen den Unkoſten gefänglich gehalten werden.

Wir flehen daher demüthig zum Vater der Barmherzigkeit, er möchte die Wahrheit an den Tag kommen laſſen, und das Herze unſerer Feinde lenken, und uns alle durch Einen Glauben, Ein Geſetze und Eine Taufe vereinigen, Einen Gott und Heiland Jeſus Chriſtus zu erkennen und bekennen, dem ſeie Ehre und Ruhm ewiglich!

Ende der gröſſern Anmerk. zum vierten Buche.

Denkwürdigkeiten des Herrn von Thou.

Fünftes Buch.

Vom J. 1590 - 1593.

Innhalt.

Heinrich der IV. erobert Honfleur. Schlacht bei Yori. Urſache der langen Dauer der Belagerung von Paris. Der Herzog von Parma entſetzt die Stadt. Von Thou verfaßt die Paraphraſe der ſechs kleineren Propheten. Die Frau von Thou wird gefangen, und wieder losgelaſſen. Eroberung von Chartres. Amiot ſtirbt. Anekdoten von ihm. Der König wird bei Aumale verwundet. Des Herzogs von Parma Urtheil darüber, und Heinrichs Gegenäuſſerung. Rouen wird belagert. Auftritt zwiſchen Crillon und Biron, wegen eines glüklichen Ausfalls der Belagerten. Von Thou, welcher der Belagerung von Rouen beiwohnte, wird von der Peſt befallen, doch wieder geſund. Es wird ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Von Thou beginnt die Ausarbeitung ſeiner Zeitgeſchichte. Seine Sorgfalt in Sammlung der Materialien. Apologie deſſelben. Starker Ausfall gegen die Bigoterie, den Fanatiſmus die Herrſchſucht und den Ehrgeiz der katholiſchen Geiſtlichkeit. Entſchuldigung deßwegen.

Fünftes Buch.

Vom J. 1590. 1593.

(J. 1590.) Nachdem von Thou den Auftrag beim Duc von Nevers ausgerichtet hatte, ſuchte er den König wieder auf, der, nach der Eroberung von Mons, ſich mit eben ſo leichter Mühe Meiſter von Laval, Chateau-Goutier, Alençon und Argenton gemacht hatte. Auch das Schloß Falaiſe unterwarf ſich der Macht und Gnade des Königs, und Liſieux that das nämliche.

In letzterer Stadt erſtattete von Thou Bericht von ſeinen Verrichtungen beim Duc von Nevers. Hierauf belagerte der König Honfleur, das ihn eine Zeitlang aufhielt, und wo ſeine eigene Perſon in Gefahr gerieth. Als aber auch dieſer Plaz eingenommen war, ſo wie alle Schlöſſer in der Gegend, eilte er alsbald Meulan zu Hülfe, und ſchikte den von Thou mit Briefen an den Kardinal von Vendome nach Tours. Er hatte vernommen, dieſer Prälat ſeie mit Uebelgeſinnten umgeben, welche ihn mit Neuigkeiten unterhalten, die dem Intereſſe ſeiner Majeſtät nachtheilig ſeien, und die ſie alsdann in die Städte ſeiner Partei verbreiteten. Da ſein durchdringender

Geiſt

Geiſt ihm die Folgen davon zeigte, ſo trug er dem von Thou ausdrüklich auf, den Kardinal und ſeinen Bruder, den Comte von Soiſſons, nicht zu verlaſſen, und überzeugte ſich: ſo lange von Thou ſich bei dieſem Prinzen aufhalte, werden ſie ſich durch gefährliche Leute nicht verführen laſſen.

Nachdem er die Feinde genöthigt hatte, die Belagerung von Meulan aufzuheben, zeigte er ſich vor Dreux, und lieferte den 14. März die Schlacht bei Yori. Vor dem Treffen kam der Comte von Soiſſons nach Tours zurüke, und fühlte ſolchen Verdruß, ihm nicht beigewohnt zu haben, daß er darüber untröſtlich war. Ja er verfiel in ein Quartanfieber, das ihn fünf Vierteljahre nicht verließ, und, während der Krankheit, hatte man alle Mühe, ihm das Bild der Schlacht aus den Gedanken zu bringen. Die königliche Parter bezeugte bei der Nachricht von dieſem Siege laute Freude darüber von allen Seiten.

Nach der Schlacht öfnete Nantes ſeine Pforten. Melun wurde nach einigem Widerſtande gezwungen, das nämliche zu thun. Nogent und Bray an der Seine unterwarfen ſich dem Sieger, und von Thou eilte auch herbei, ihm ſein Kompliment zu machen. Er fand den Fürſten in den nämlichen Geſinnungen, wie damals,

als

als er ihn nach Nevers ſchikte. Aber zum Unglüke geſtattete die Wuth des Krieges den Leuten nicht, ſeinen ſo vernünftigen Aeuſſerungen Gehör zu geben. Jezt erhielt von Thou die Erlaubnis ſeiner Majeſtät, ſeine Gattin, die er ein ganzes Jahr nicht geſehen hatte, zu Senlis zu beſuchen.

Während der Belagerung von Paris wollte der König Sens überraſchen. Da er aber mehr Widerſtand fand, als er vermuthet hatte, gieng er in ſeine vorige Stellung zurük. Man ſagte damals: er habe ſich von Dreux weggezogen, um bei Yvri zu ſiegen, und ſo habe er jezt Sens verlaſſen, um Paris einzunehmen. Hatte dieſe Belagerung nicht den Erfolg, den man hoffte, ſo war ſeine Güte — dies kann man behaupten — die einzige Urſache davon. Dieſer edelmüthige Fürſt, der ſich nicht entſchlieſſen konnte, die Hauptſtadt ſeines Reichs mit Gewalt einzunehmen, und ſie der Plünderung auszuſezen, wollte lieber die Einnahme verzögern, und hörte Vergleichsbedingungen an. Lieber wollte er ſie gänzlich verlaſſen, als ſie zerſtört in Beſiz nehmen. Dieſes zeigte ſich vier Jahre hernach, als er ſie einnahm und erhielt — ein wahrhaftig rechtmäßiger König, der auf die Erhaltung des Seinigen aufmerkſamer, als lüſtern nach fremdem Gute war.

und sein Interesse von dem Vortheile des Vols me trennte!

Weil nun die Belagerung von Paris sich in die Länge zog, so wollte der König indessen die Finanzen in Ordnung bringen, die der Krieg und seine öfteren Züge in Unordnung gebracht hatten. Er warf in dieser Rükſicht die Augen auf den Herrn von Cheverni, und schikte, um ihn an den Hof zu bringen, den von Thou auf das Schloß Esclimont, wo der Kanzler sich hindegeben hatte. Von Thou unternahm mehrere Reisen dahin, und zwar bei so übergrosser Hize, daß er für sein Leben fürchtete.

Den Tag nach des Kanzlers Rükkehr machte sich der König Meister von St. Denys, wodurch die Pariser in die äusserste Noth geriethen. Aber seine immer zögernde Gnade vergönnte dem Herzoge von Parma Zeit, der Stadt zu Hülfe zu kommen; und die Belagerung wurde aufgehoben.

Um diese Zeit wurde von Thou, auf dem Schlosse Nantouillet, dessen Bewahrung der König ihm mit einer guten Besazung anvertraut hatte, von einem bösartigen Fieber befallen. Hier erfuhr er den Tod seines werthen Freundes, des Abbts von Elbenk, mit dem er einen täglichen Briefwechsel unterhalten hatte. Eben daselbst legte er auch die lezte Hand an seine, in lateinischen

Ver-

Versen verfaßte, Paraphrase der sechs kleinen Propheten. In Schombergs Abwesenheit eignete er sie seinem Sohne, dem Comte de Pantueil, zu, einem jungen Edelmann, der schon die grossen Hoffnungen erweckte, die er auch in der Folge erfüllte, und der jezt die Ehre seines Hauses ist. Er lebt nun am Hofe in grossen Verbindungen und durch viele Güter bereichert, die er in Aniou, Bretagne und Saintonge besizt, diejenigen nicht gerechnet, die er aus der Erbschaft eines Vetters erhielt, dessen grossen Ruhm er so edel behauptet.

Nach Aufhebung der Belagerung von Paris zog der König die Besazung von Montpoillet an sich, und von Thou begab sich mit seiner Gattin nach Senlis. Hier beschloß er, seine Haushaltung mit dem, was er zu la Fère gerettet hatte, nach Tours zu versezen. Wie sie nun Abends gegen Méru kamen, raubte ihnen eine Partei von der Garnison zu Beauvais auch diesen Rest, und machte die Frau von Thou mit all' ihrem Gepäke zur Gefangenen. Er konnte sich nicht entschliessen, die Gattin zu verlassen, die ihm so theuer war. Allein seine Bedienten stellten ihm vor: bei der Erbitterung, die unter den Parteien herrsche, dürfte er wohl etwas schlimmeres, als nur Gefangenschaft, fürchten. Daher rettete er sich auf einem muntern Pferde nach

Chaumont im Ländchen Vexin, und nur zwei Bedienten folgten ihm.

Johann von Chaumont-Guitry, sein vertrauter Freund, war Befehlshaber daselbst, und schikte alsbald einen Trompeter nach Beauvais, um die Dame, und alles, was man ihr genommen hatte, zurüke zu fordern, erhielt aber nichts. Nun wandte man sich nach Gisors, wo der König sich aufhielt, und Biron schrieb an Sesseval, der nun die Frau von Thou mit ihrer Dienerschaft und dem Gepäke zurüke sandte, und so kam sie nun zu ihrem Gatten mit den nämlichen Pferden, die sie zu Beauvais mit dem von Freunden geborgten Gelde wieder an sich gekauft hatte.

Um diese Zeit beschloß man am Hofe, den Heinrich de la Tour, Vicomte von Turenne (*), nach Deutschland auf Anwerbung neuer Völker zu senden, und ihm den von Thou zur Gesellschaft mitzugeben, daß er mit den deutschen Fürsten unterhandelte, während Turenne sonsten thätig wäre. In der Folge aber wollte man ihn lieber bei dem Kanzler, seinem Schwager, als Beistand, lassen. Weiterhin hielt der König ihn bei dem Kardinale von Bourbon-Vendome nothwendig, weil er die Gewalt, die von Thou über den

(*) In der Folge Duc de Bouillon und Verfasser der unter seinem Namen geschriebenen Denkschrift.

den Prälaten, und die Weisheit der Rathſchläge kannte, durch die jener bei ſeiner Pflicht erhalten werden könnte. Man hatte nämlich ſeiner Majeſtät hinterbracht, daß eine dritte, aus ehrgeizigen Köpfen zuſammengeſezte, Partei ſich durch die Unruhen zu erheben, und aus der Uneinigkeit des königlichen Hauſes Vortheile zu ziehen ſuchte. Und wirklich fand von Thou, als er nach Tours kam, daß der Bericht nicht ohne Grund war.

(J. 1591.) Indeſſen bereitete man nach dem Rathe und den Anſtalten des Kanzlers alles zur Belagerung von Chartres, die aber länger dauerte, als man glaubte. In der Zeit nahmen die Liguiſten Chateauthierry ein, und ſchikten durch Champagne und la Brie eine Menge Lebensmittel nach Paris. Man hofte aber doch, die Eroberung von Chartres werde Paris in eine nachtheiligere Lage verſezen, als ihm der Beſiz von Chateauthierry Vortheile gebracht hatte.

(J. 1591.) So wie man an der Einnahme von Chartres ſelbſt im Heere des Königs zweifelte, fieng man auch an, die üble Geſinnung der Einwohner von Tours zu bemerken. Sie hielten beſondere Verſammlungen, und man ſagte laut genug: „Der König, der vorher hoffen ließ, er wolle ſich mit der Kirche ausſöhnen, habe nun ſeit der Schlacht bei Yori ſein Verſprechen ganz

vergessen: es bekümmere ihn nicht mehr, den Wünschen seines Volks zu entsprechen, oder nicht: er gründe nun alle Hofnung auf die Stärke seiner Waffen: man wisse aber doch, wie wenig man sich darauf verlassen könne, wovon die lange Dauer der Belagerung ein Beweis seie. Hätte ein solcher Plaz den Lauf seiner Siege unterbrochen, wie vieles seie noch von so vielen andern beträchtlichen Städten und starken Festungen zu fürchten, die ihm durch das ganze weite Königreich widerstünden! Vergebens rechnete man auf sein gegebenes Wort, indem er sich einer Stadt nach der andern bemächtige: man müsse ihm anliegen, an sich selbst zu denken, ohne länger zu zögern, sonsten werden sie die Maaßregeln ergreifen, die sie gut finden."

Allein in eben der Zeit, da diese Klagen sich verbreiteten, ergab sich Chartres gegen alle Erwartung. Die Unzufriedenheit aber hörte doch nicht auf. Diese Partei hatte sich indessen nicht nur durch den Beitritt verschiedener Königlichen gestärkt, sondern durch geheime Ränke und stille Drohungen inwerthalb und ausserhalb des Reichs neuen Zuwachs erhalten. Schon brachs in Tours aus, und der Verdacht, den man in den Herzen des Volks erregt hatte, verursachte Bewegungen. Von Thou und Gilles von Souvré, Gouver-

neur

neur der Stadt im Namen des Königs, deſſen Treue unerſchütterlich war, hielten daher für gut, diejenigen, die zu Tours waren, an den Hof zu ſenden — um ſo mehr, da der junge Duc de Guiſe ſich aus der Gefangenſchaft gerettet hatte.

Nach der Ueberraſchung von Louviers hielt ſich der König zu Nantes auf, wo ſein Heer ſich wieder erholte, und er die Hülfsvölker erwartete, die aus fremden Ländern kamen. Er gieng dem Kardinale von Vendome vor die Stadt entgegen, und überhäufte ihn mit Höflichkeiten, eben ſo auch alle diejenigen, die in ſeinem Gefolge waren, ob er ſie gleich als Haupturheber jener Ränke kannte. Denn er hofte, wenn er ihnen zeigte, daß ſie gröſſere Vortheile von ihm, als dem Kardinale, zu erwarten haben, werde er ſie dadurch in ſein Intereſſe ziehen, und ſie ihm zu Beobachtern des Kardinals dienen, das ihm auch glükte. Seit der Zeit ereignete ſich nichts bei ihnen, wovon der König nicht alsbald Nachricht erhalten hätte. Indeſſen verſtärkte ſich dieſe dritte Partei täglich, und hofte, den Entwurf auszuführen, Mantes, wo der König perſönlich war, zu überraſchen.

Nach der Ankunft des Kardinals und einiger anderer Prälaten, die ihm gefolgt waren, ohne jedoch ſeine Partei zu halten, ließ Heinrich den Staatsrath ſich verſammeln, dem man verſchiedene

dene Sachen vorlegte. Dadurch wollte man ihnen zeigen, daß man sie nicht aus Mißtrauen nach Nantes gerufen habe, sondern, um ihr Gutachten zu vernehmen. Vor allen Dingen schlug man den Wiederruf der Edikte vor, welche die Ligue dem verstorbenen Könige abgetrozt hatte, auch, eine Erklärung zu Gunsten der Protestanten zu machen, um die Pacificationsedikte zu bestätigen, und den Frieden im Reiche zu befestigen. Der Kardinal widersezte sich, und glaubte, durch seine Entfernung die Sizung zu unterbrechen. Allein da keiner der Prälaten, die im Rathe sassen, ihm folgten, so war sein Versuch vergeblich, und die Deklaration wurde aufgesezt (*) Heinrich wußte, wie gut von Thou für die Ruhe des Staats gesinnt war, und wie sehr er alle Faktionen, die den Staat zerrissen, verabscheute. Daher trug er ihm auf, die Deklaration durch das Parlament bestätigen zu lassen, und befahl ihm zugleich, die Balleien aufzufordern, daß sie entweder den König mit Gelde unterstüzten, oder ihm etwas vorschiessen möchten. Auch gab er ihm Briefe an den Comte von Soissons, der wegen des Fiebers zu Tours, während der Reise des Kardinals an dem Hof,

(*) Wegen dieses Gesezes machten die Liguisten Heinrich dem IV. grosse Vorwürfe, weil es die vorhergegangenen Pacificationsedikte bestätigte.

Hof, geblieben war. Jezt aber hatte er sich, um frische Luft zu schöpfen, aufs Schloß Maillé begeben.

Ehe der König Nantes verließ, berichtete man ihm den Tod Jakob Amiots, Bischofs von Auxerre, Großalmoseniers von Frankreich und Oberaufseher der königlichen Bibliothek. (a.) Er war Lehrer Karls des IX. und Heinrichs des III. gewesen, und von seinen großmüthigen Zöglingen mit Wohlthaten und reichen Benefecien überhäuft worden. Sein Nachlaß wurde alsbald unter diejenigen vertheilt, denen er bestimmt war. Denn während der Kriege wars so gewöhnlich, selbst zu Lebzeiten derer, die das Amt besaßen. Rinald von Beaulne, Erzbischof von Bourges, wurde Großalmosenier, und von Thou Oberaufseher der Bibliothek.

Gelehrte wissen, daß Amiot den Hirtenroman des Longus, einige Bücher der historischen Bibliothek des Diodorus von Sicilien, die Aethiopische Geschichte Heliodors und die Werke Plutarchs übersezte. Freylich hat er den lezteren mit mehr Zierlichkeit, als Treue dargestellt, und sich weniger um die Wahrheit des Texts, als um die Schönheit des Ausdruks bekümmert. (*) Allein diese Arbeit brachte ihm doch grossen Ruhm.

Da

(*) Viele Fehler hat ihm besonders der spätere franz. Ueber-

Da das Amt eines Großalmoſiers, das Johann le Vaneur von Carrouges, Biſchof von Evreux, und das eines Oberaufſehers des königlichen Kollegiums, womit die Kardinäle von Lothringen und Chatillon verſehen waren, zugleich vakant geworden waren, ſo gab ſie Karl der IX. dem Amiot zuſammen — ein Mißbrauch von wichtigen Folgen! Daher hielt es von Thou für nöthig, dieſen dem Erzbiſchofe von Bourges und Jak. David Du Perron, der jenem folgte, vorzuſtellen. Denn obgleich dieſe beiden, ſo wie Amiot, die dieſe zwei Aemter zuſammen verwalteten, zufälliger Weiſe die Fähigkeiten dazu hatten, indem ſie ſo wohl die Wiſſenſchaften ſelbſt, als auch die Verehrer derſelben liebten, ſo könnte es doch mit der Zeit, und an einem Hofe, wo man alles den Ränken oder der Gunſt ertheilt, ſich ereignen, daß eine jener beiden Stellen, oder vielleicht alle beide, in die Hände eines Ignoranten geriethen, der über Gelehrſamkeit und Gelehrten nur noch ſeiner Phantaſie geböte.

Er ſuchte alſo beide zu bereden, daß ſie von den zwei ſo verſchiedenen Stellen ſich beſondere

Beſtal-

Ueberſezer, Andr. Dacier, gezeigt. Seine Ueberſezung wird aber doch noch ſo geſchäzt, daß ſie noch nicht allzulange wieder aufgelegt wurde. — Uebrigens war A. im J. 1514. den 30. Okt. geboren.

Bestallungsbriefe ausfertigen liessen, damit diejenigen, die um die erste, als die einträglichste und ehrenvollste sich bemüheten, wissen, daß die andere nur Kennern des Verdiensts der Gelehrten zugetheilt werden darf, und daß die Pforte des Parnaß Ignoranten, die ihn entehrten, verschlossen bleiben muß. Beide Prälaten erkannten die Richtigkeit seiner Vorstellung: und doch machten weder der Erzbischof noch der Kardinal Anstalten dazu, daß man also befürchten muß, wie verständige Personen es wohl einsehen, dieser Mißbrauch möchte in der Folge gefahrlich werden.

So bald als von Thou zu Tours ankam, begab er sich zum Comte von Soissons, und überreichte ihm die Briefe seiner Majestät erzälte ihm auch die Gründe, die den König bewogen, ein Edikt zu Gunsten der Protestanten zu ertheilen, und diejenigen zu widerrufen, welche die Ligue seinem Vorgänger abgenöthigt hatte, und die ihn selbst von der Nachfolge ausschlossen. Seine Majestät bitten ihn also, sich im Parlament einzufinden, wenn die Bestätigung seines Edikts daselbst vorgenommen würde, damit ganz Frankreich sich überzeugte, daß alles mit Einstimmung des königlichen Hauses beschlossen wurde. Anfangs schien der Comte dazu geneigt. Allein in der Folge erbitter-

bitterten ihn einige besondere Umstände (*), und, als von Thou, auf den Rath des Herrn von Souvré, sich noch einmal zu ihm, im Namen des Königs, verfügte, empfieng er ihn mit nicht sehr höflichen Worten, und wollte sich nicht einfinden. Einige Tage hernach entschuldigte er sich wegen seines Mangels an Gefälligkeit, und sagte: Für den Herrn von Thou habe er alle Achtung und allen guten Willen. Daß er aber so gehandelt habe, sein mehr in Rücksicht gewisser anderer Personen geschehen, die er nicht zu nennen brauche, als des Herrn von Thou.

(J 1591.) Nach der Einnahme von Noyon begab sich der König an die Gränzen von Vermandois, um den aus Deutschland ankommenden Völkern entgegen zu gehen, die Christoph (**), Prinz von Anhalt und der Vicomte Turenne ihm zuführten. Hierauf gieng er, am St. Martinstage, zur Belagerung von Rouen ab.

Dahin beschied er den ersten Präsidenten, Du Harlay, nebst andern Deputierten des Parlaments.

(*) Eine der vorzüglichsten Ursachen des Mißvergnügens war die abgebrochene Verbindung zwischen dem Comte und der Princeßin Katherine, Schwester Heinrichs des IV. In den Denkschriften von Sully findet man die näheren Umstände.

(**) Irre ich nicht, so hieß der Anhaltische Fürst, Christian.

ments. Es waren Johann von Thumery, Jak. Gillot, und Johann von Villemereau. Von Thou begleitete ſie. In der Durchreiſe durch Mons erfuhren ſie: in Abweſenheit des Ducs de Mayenne ſeie ein Aufruhr in Paris geweſen, und der Präſident, Barnolos Briſſon (*), der die aufbrauſenden Gemüther zu dämpfen ſuchte, ſchimpflich ums Leben gekommen, mit ihm auch Claudius Larcher und Joh. Tardif: der Duc aber habe die Urheber auf der Stelle beſtraft.

Viele bedauerten das unglükliche Ende dieſer obrigkeitlichen Perſonen. Andere glaubten, die gelehrte Republik habe mehr dadurch verloren, als der Staat, und erſtaunten über die Hinrichtung des Herrn Präſidenten eben nicht ſehr. „Warum, ſprachen ſie, wollte er auf Koſten ſeiner Ehre und ſeines Lebens lieber mit den Liguiſten leben, und bei ihnen eine der erſten Stellen verwalten, die ihm nicht gebührte, als der Partei ſeines Königs treu ſeyn, und ſich mit dem Amte begnügen, bei dem er in Sicherheit neben ſeinen Kollegen ſizen konnte?"

Der erſte Präſident, die Deputierten und von Thou, kamen im Anfange des Februars zu Darnetal an. Den Tag vorher war der König bei Aumale durch die Völker des Herzogs von Parma, die

(*) S. oben Note c.) zum 3. Buche.

die auf ihn hindrangen, leicht verwundet wor-
den. Bei dieser Nachricht zitterte nicht nur das
Heer, sondern auch alle gute Franzosen, die es
vernahmen. Jedermann dachte über die schröckliche
Umwälzung, die ein solcher Verlust nach sich zie-
hen würde. Denn sein Leben war die Sicher-
heit des Staats, besonders zu einer Zeit, wo sei-
ne Nachfolger noch zu schwach waren, um den
Anschlägen und der Macht der Fremden sich zu
widersezen, die im Reiche so stark waren. Doch
sein Sturz hätte auch den ihrigen nach sich gezo-
gen, weil sie nur durch seine Führung und seine
Tugenden sich erhielten.

Weil der König fürchtete, die unvermuthete
Ankunft des Feindes möchte sein Heer in Unord-
nung bringen, so ließ er Neuschatel durch den Givri
mit einer guten Garnison besezen, um ihn eine
Zeitlang aufzuhalten. Denn er war überzeugt,
daß die Spanier einen solchen Plaz nicht im Rü-
ken lassen werden. Auch einige seiner Deutschen
schikte er dahin, unter der Anführung des Fa-
bian Rebours, dessen die Geschichte an mehrern
Orten rühmlich erwähnt. Indessen wurde der
Ort doch bald genöthigt, sich auf rühmliche Be-
dingungen zu ergeben. Der Herzog von Parma
behauptete: der Herr von Rebours, der die Frem-
den befehligte, könne unter der abziehenden Gar-
nison

uſon nicht begriffen ſeyn, weil er nicht ausdrüklich genannt worden ſeie. Rebours ſuchte das Gegentheil zu erweiſen. Der Herzog aber behielt ihn einige Tage als Gefangenen, ſchikte ihn aber doch in der Folge dem Könige, den er nur den Prinzen von Bearn nannte, zurüke, und überließ ihm die Entſcheidung des Zwiſts. Der König entſchied für Rebours.

So bald dieſer im Lager angekommen war, frug ihn der König, ehe er noch von der Sache ſelbſt ſprach: was der Herzog von dem lezten Kriegsauftritte ſage? Rebours wollte ſich entſchuldigen. Der König befahl ihm, zu reden, und dann ſprach Rebours: „Der Herzog ſeie erſtaunt, daß ein ſo groſſer Fürſt, wie er, ſich ohne Urſache ſo ſehr ausgeſezt, und ſich und ſeine Partei in ſolche Gefahr geſtürzt habe.“ Heinrich, der dieſe Aeuſſerung des Herzogs nicht erwartet hatte, ob ſie gleich gegründet war, antwortete mit Unwillen und Wärme: „Daß der Herzog von Parma ſo ſpreche, ſeie nicht zu verwundern. Er führe den Krieg unter eines andern Befehl, mit Soldaten und auf Koſten eines andern. Was aber ihn betreffe, der die Laſt eines Kriegs, deſſen Folgen ihn faſt allein angehen, durch ſeinen Muth und ſeine Strapazen aushalte, ſo dürfe man ſich nicht wundern, wenn, von

Ver-

Verdrusse niedergedrükt und von tausend Gefahren umringt, er, selbst auf Kosten seines Lebens, den Krieg zu endigen suche, und sich daher überall aussetze."

Um diese Zeit thaten die Belagerten einen wüthenden Ausfall, tödteten und verheerten alles, was sie in den Laufgräben fanden, zum grossen Nachtheile der Belagerer. Der Marschal Biron warf die Schuld auf Ludwig Berton von Crillon, Obersten des Regiments Gardes, und behauptete, die öftere Hin- und Herreisen, die Crillon erlaubt habe, um mit dem Kommendanten von Rouen, Andreas von Brancas von Villars zu unterhandeln, haben den Belagerten Gelegenheit verschaft, alles auszuspähen, und den Ausfall zu unternehmen.

Als nun eines Tags Crillon in des Königs Kabinet kam, sich deßwegen zu entschuldigen, so kams von Entschuldigungen zu Vorwürfen und von diesen zu Ausbrüchen und Lästerungen (b). Der König wurde endlich böse, daß er so lange in diesem Tone fortfuhr, und befahl ihm, sich zu entfernen. Crillon aber kam alle Augenblike wieder zurüke. Der König erblaßte vor Zorne und Ungeduld, und es war zu fürchten, er möchte jemanden den Degen entreissen, den Uebermüthigen zu züchtigen. Als Crillon sich endlich entfernt

fernt hatte, kam Heinrich wieder zu ſich, wandte ſich gegen die Herren, die ihn begleiteten, und die, nebſt dem von Thou, ſeine Geduld bei einer ſo ſtrafbaren Grobheit bewundert hatten, und ſagte: „Die Natur hat mich ſehr zornmüthig gebildet. Seitdem ich aber mich kenne, war ich immer gegen eine Leidenſchaft auf der Hut, der es gefährlich iſt, nachzugeben. Ich weiß aus der Erfahrung, daß Zorn ein ſchlimmer Rathgeber iſt, und es freut mich jezt, ſo gute Zeugen meiner Mäßigung zu haben." Es iſt entſchieden, daß ſein Temperament, ſeine beſtändigen Strapazen und die mancherlei Umſtände ſeines Lebens ſolche Stärke der Seele bei ihm bewirkten, daß er ſeines Zorns, als des Hangs zu Vergnügungen, mehr Meiſter ward.

Während der Ausbrüche Crillons hatte Biron, der ſich beim Könige befand, und auf einem Coffre ſaß, ſich immer geſtellt, wie wenn er ſchliefe. Je mehr der Streit ſich erhizte, je höher die Stimmen ſich hoben, deſto tiefer ſchien Biron zu ſchlafen, obgleich Crillon ihm nahe genug trat, um ihn zu ſchelten, und ihm bitter in die Ohren rief: er ſeie ein räudiger und bißiger Hund. Die Geſellſchaft war überzeugt, daß der Marſchal nur darum ſich ſchlafend geſtellt hatte, um ſich mit einem ſo zornigen und wüthenden Menſchen nicht einzulaſſen, das

er

er thun mußte, wenn er nur ein wenig aufwachte; und glaubte, daß er die ganze Laſt des Streits dem Könige aufladen wollte.

Vor dieſem blutigen Anfalle der Belagerten hatte ſich Heinrich öfters das Vergnügen gemacht, den erſten Präſidenten und die Deputierten nebſt dem von Thou in die Laufgräben zu führen, und mit ihnen die Arbeiten zu beſehen. Er unterhielt ſie über die Bannbullen der Päpſte, und ſagte ihnen: „Die Prälaten ſeiner Partei dringen in ihn, und bitten, er möchte ihnen erlauben, ihre Deputierten nach Rom zu ſenden, wie ſie auf der zu Chartres gehaltenen Verſammlung beſchloſſen haben, um dieſe nämlichen Bullen in Erwägung zu ziehen. Er wiſſe aber, daß ſeine Parlamente zu Tours und zu Chalons in Champagne ihre Arrets gegen jene Verſammlung ſchon ertheilt haben.“ Der erſte Präſident und die Räthe, die nicht um dieſer Sache willen ins Lager gekommen waren, widerſetzten ſich lange der abzuſendenden Deputation von Geiſtlichen, und ſtellten dem Könige vor: nach den von ihren Vorgängern aufgeſtellten Sitte habe das Arret eines Parlaments während dieſer Streitigkeiten eben die Kraft, wie wenn ers ſelbſt gegeben hätte. Wollte er das königliche Anſehen behaupten, ſo dürfe er nicht zugeben, daß jemand von ſeiner Partei ſeine

Dekla-

Deklarationen und die Arrets eines Parlaments schwäche. Man sezte daher, nach dem Gutachten der Deputierten und der Kardinäle und Prälaten, die man deßwegen zusammenberief, eine Art von neuer pragmatischen Sanction (*) auf, und machte einige Anordnungen, wie man sich in diesen Zeiten der Trennung zu verhalten habe, um geistliche Bestallungsbriefe, Dispensationen und andere dergleichen Sachen zu erhalten, wegen deren man sich gewöhnlich nach Rom wendet. Einstweilen sollen die Parlamente, diesen Anordnungen gemäß, darüber erkennen. Doch dieses ist in der allgemeinen Geschichte weitläuftiger ausgeführt!

Weil aber diese Berathschlagung geheim gehalten wurde, so verhinderte sie auch nicht, daß die Prälaten nicht Erlaubnis erhielten, nach Rom zu schiken. Nach Endigung dieser Sache entließ der König den ersten Präsidenten und die Deputierten in allen Ehren. Auch den von Thou, der ihm dreißig tausend, von allen Seiten zusammengeraste, Goldthaler gebracht hatte, schikte er wieder nach Tours, und trug ihm auf, ihm noch mehr zu senden, mit dem besondern

(*) So nannte man diejenigen geistlichen Verordnungen in Frankreich, durch die man den päpstlichen Eingriffen Einhalt that.

Befehle, ſich des Geldes zu bedienen, wie er es gut finde. Ja er gab ihm ſo gar Leute bei, ſeine Befehle zu vollſtrecken, die ihm gehorchen ſollten, wie dem Könige ſelbſt. Von Thou bediente ſich dieſer Vollmacht mit vieler Mäßigung, und that, ſo lange er konnte, niemanden Gewalt, einige ausgenommen, die ſich ſeiner glaubten, als andere, und ſich eben dadurch Unannehmlichkeiten zuzogen, daß ſie es vermeiden wollten.

(J. 1592. Auf dem Wege von Chartres nach Tours wurde von Thou ſehr ſchwer krank, doch ertrug er das Uebel, ſo gut als möglich, reiſete, bald zu Pferde, bald in einer Kutſche, bald in einer Sänfte, und den lezten Tag der Reiſe wäre er beinahe geſtorben. Gleich nach ſeiner Ankunft in Tours beſuchten ihn Karl Falaizeau's und Franz Lavau (*), berühmte Aerzte, beide ſeine Freunde. Auch Diana von Angoulesme (**), die ihn immer mit ihrer Freundſchaft beehrte, und deren heroiſche Tugend ihrer Geburt entſprech, ſchikte ihren Arzt, Jaunai. Seine Krankheit entſtund aus dem viermonatlichen Aufenthalte im Lager vor Rouen, wo die durch die Langwührig.

(*) Oder, le Vau, ſonſten auch Vertunien.

(**) Natürliche und legitimierte Tochter Heinrichs des II. mit Diana von Poitiers gezeugt, damals Wittwe des Marſchals Montmorenci.

wührigkeit der Belagerung verdorbene Luft die Peſt verurſachte.

Wirklich entdekte man am dritten Tage in der Gegend der Nieren eine Art von Beulen, welche die ſicherſte Anzeige jener Krankheit ſind, und verzweifelte gänzlich an ſeiner Geneſung. Indeſſen wandte man gegen ein ſo gefährliches Uebel doch alle möglichen Mittel an, bis man nach vierzehen Tagen, auf den Rath Falaizeau's, der es mit Wirkung ſchon gebraucht zu haben verſicherte, ihn eine Induſion von Bezoarſteine, den die Ducheſſe von Angoulesme dem Jaunai gegeben hatte, in Kordialwaſſer nehmen ließ. Dieſe Arznei zog ihm mehrere Ohnmachten zu: die Beulen aber zertheilten ſich, die Kräften kehrten zurüke, wie das Fieber abnahm, und einige Zeit hernach ſtellte ſich die Geſundheit wieder vollkommen her, zur eben ſo groſſen Freude aller Rechtſchaffenen der Stadt, als ihnen die Krankheit Kummer verurſacht hatte.

(J. 1592.) Nach der Geneſung war ſeine erſte Sorge, Gott für alle Gnade, die er von ſeiner Güte erhalten hatte, öffentlich zu danken, und gab daher ein lateiniſches Gedicht ans Licht (*),

(*) Es hat den Titel: Parabata vinctus, oder, der gefeſſelte Dämon, und findet ſich unter ſeinen heiligen Poeſien.

das er als Nachahmung des Prometheus von Anschylus verfaßte, und dem Johann von Thumery und Klaudius von Puy, seinen innigen Freunden, die an seinem Zustande besondern Antheil genommen hatten, dankbar zueignete.

Gegen Ende des Jahrs begab er sich nach Chartres, wo der Hof damals sich aufhielt. Einige Zeit zuvor waren der Kardinal von Gondi und der Marquis Pisani nach Italien gereiset, nachdem sich der Duc von Luxemburg geweigert hatte. Sie hatten den Auftrag, den König mit dem Papste auszusöhnen. Der Senat von Venedig sollte vermitteln, und der Großherzog von Toscana hatte auch allen seinen Kredit anzuwenden versprochen. —

Um diese Zeit suchte die Prinzeßin Katharina, die während dem Kriege sich immer zu Pau aufgehalten hatte, ihren Bruder, den König. Der Fürst reisete ihr entgegen, und bewillkommte sie bei ihrer Ankunft zu Tours. In seiner Abwesenheit belagerten und eroberten die Feinde Noyon. Auf die erste Nachricht von der Belagerung gieng der König nach Chartres, und eilte von da in Vermandois, um dem Orte zu Hülfe zu kommen, wenns möglich wäre. Allein die Belagerten hatten kapituliert; wenns man ihnen auf gewisse Zeit nicht zu Hülfe käme. Da sie nun kei-

ne

ne Nachricht vom Könige erhielten, übergaben ſie, nach Verfluß der beſtimmten Zeit, den Plaz.

Auch kam um dieſe Zeit Sofron Caſignon, der nach dem Tode Michael Hurault von l'Hôpital, Kanzler von Navarra geworden war, auch an den Hof — ein wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und Kenntniſſe berühmter Mann, der viele Erfahrung beſaß, und für die verworrenſten Umſtände, die er mit wunderbarem Scharfſinne entwikelte, Auskunft fand. Er hatte im Kollegium von Burgund ſtudirt, und den von Thou — denn er war vier Jahre älter, als er — Verſe machen gelehrt, das ſein Schüler auch an einer Stelle ſeiner Gedichte bemerkt. Daher erneuerte er mit ihm die alte Freundſchaft, die das Kriegsunglük eine Zeitlang unterbrochen hatte, und erhielt ſie in der Folge ſein ganzes Leben hindurch.

Man erfuhr gegen Ende des vorhergehenden Jahrs, daß der Duc von Mayenne ein Manifeſt zu Paris verbreitet hatte. (J. 1591.) Schomberg und von Thou glaubten, mit Einwilligung des Königs, man ſolle im Namen der Prinzen, Prälaten und Edelleute, die ſeiner Majeſtät folgten, es beantworten. Dies gab Gelegenheit zur Anordnung einer Konferenz, zwiſchen den Parteien. Da ſie ſich nun ohne Schande nicht wohl

der-

derselben entziehen konnten, kam man wegen der Zusammenkunft und der Zeit miteinander überein. Nach mehreren Unterhandlungen schloß man einen Waffenstillstand, und hoffte; während er dauerte, werden die von dem Kriegsfeuer erhizten Gemüther ihre Abneigung gegen den Frieden ablegen, von ihrer Hize zurükekommen, und nun die Ruhe eben so sehr wünschen, als sie ihn vorher verworfen hatten.

Endlich fieng auch von Thou um diese Zeit an, an der Geschichte, die wir von ihm haben, zu arbeiten, und hauptsächlich in Rükſicht auf dieses Werk wird hier sein Leben beschrieben. Schon fünfzehen Jahre hatte er den Entschluß dazu gefaßt, und daher von allen Seiten, so wohl auf seinen Reisen, als durch den Briefwechsel und freundschaftlichen Umgang, den er von Jugend an mit allem unterhielt, was in Europa, vorzüglich aber in Frankreich berühmt war, die dazu nöthigen Denkschriften gesammelt. Er erfuhr alles geheime, was unter der Regierung unserer lezten Könige sich ereignet hatte, und zwar von denjenigen, die zu den merkwürdigsten Gesandschaften gebraucht worden waren. Genau prüfte er die Aufsäze und Instruktionen der Staatssekretäre. Auch hatte er nicht versäumt, wie er offenherzig bekennt, zu lesen, was während der

Un-

Unruhen von dem einen und andern Theile geschrieben wurde, aber mit der weisen Vorsicht, die Wahrheit von der Lüge durch die Nachrichten und Belehrung derjenigen zu unterscheiden, die an den wichtigsten Auftritten selbst Theil gehabt hatten.

Daher ists die äusserste Ungerechtigkeit, daß seine Neider ihm vorrükten, er habe sich an schlechte Flugschriften (c) und an die im Publikum verbreiteten Gerüchte gehalten. Denn man kann versichern, daß er nichts schrieb, als was er aus den Quellen der Wahrheit schöpfte, und man bemerkt in seiner Erzählung den seltenen Stempel der Aufrichtigkeit, der von Hasse und Schmeichelei gleich weit entfernt ist. Hat er sich schon aus Bescheidenheit andern in Rükſicht verschiedenen Eigenschaften nachgesezt, so macht er ihnen doch den ersten Rang in Ansehung der Aufrichtigkeit streitig. Lüge war ihm immer so verhaßt, daß er, nach dem Beispiele jenes alten Griechen (*), dessen Kornelius Nepos erwähnt, selbst in den scherzhaftesten Unterredungen nicht log.

Auch weiß man, daß er seit seinem Eintritte in die Welt, das ist, seit seinem zwanzigsten Jahre, in der ganzen Zeit, die er unter den gröſten Männern des Staats verlebte, sich den Ruhm eines

(*) Epaminondas, Kap. 3.

eines Manns von Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit erhielt, und in Behandlung der wichtigen Staatssachen, die er behandelte, und noch verwaltet, behauptete. War er gezwungen, unangenehme Sachen zu erzählen, so darf man — will man ihm nur etwas Gerechtigkeit widerfahren lassen — die Art, wie er sie vortrug, mit denen vergleichen, die das nämliche erzählten, um einzusehen, mit welcher Mäßigung er alles aufs günstigste auslegte, und wie er die mildesten Ausdrüke wählte, um die Schande und Vorwürfe dadurch zu vermindern. Auch hörten seine Freunde öfters ihn sagen: „Alle Morgen bitte er Gott, ausser den andern Dingen, um die jeder Gläubige betet, auch darum besonders: er möchte sein Herze reinigen, Haß und Schmeichelei daraus verbannen, seinen Geist erleuchten, und ihm, bei dem Gewirre der Leidenschaften, die Wahrheit zeigen, die entgegengesetztes Interesse so oft verdunkeln!"

Bei so grossen Hülfsmitteln und dem Zeugnisse seines Gewissens, hoffte er, einen grossen Theil der Pflichten eines Geschichtschreibers zu erfüllen, wenn ihm nur die Beurtheilungskraft, eine so nothwendige Eigenschaft, nicht fehlte. Hierüber erwarte er von den kommenden Jahrhunderten diejenige Gerechtigkeit, die er von dem seinigen

nicht

nicht hoffen dürfe. In dem Vertrauen also, sein Werk werde bei der Nachwelt fortdauern, gab er zu, daß einer seiner Freunde, unter seinem Namen ein Gedichte zur Vertheidigung dessen schrieb, was man, wie er hörte, zu Rom oder am Hofe nicht billigte (*).

(J. 1593.) Seit langer Zeit ließ eine geheime Ahnung ihn fürchten, die Geschichte, die er schrieb, möchte ihm Verdruß machen — er fürchtete dieses nicht so wohl in Rükſicht seiner Glükſumſtände, als vielmehr des öffentlichen Nuzens — und daher erinnerte er ſich ſeines Gedichts über die Falknerei, das er vor ſchon ſieben und zwanzig Jahren aufgeſezt hatte, und mit einer Art von Prophezeiung ſeines künftigen Schikſals ſchloß. Er zeigte die Stelle einem Freunde, und wir ſezen ſie hieher, damit man deſto beſſer davon urtheilen kann:

„Die einſt an meinem Grabmale vorbei wandern, und, ſtatt aller andern Zierde, nur einen nakten Raſen erbliken, werden, ganz verſtaunt darüber, ſagen: der an dieſer Stätte ſein Grab wählte, hatte von den vornehmſten Obrigkeiten das Leben empfangen: von ſei-

(*) Herr von Thou iſt ſelbſt der Verfaſſer, ſo gut, wie von dieſer Denkſchrift. Unter dem Namen eines dritten wollte er Anonym bleiben.

seiner Familie war er die Hoffnung und die Liebe. Grosse Eigenschaften und ein rechtmäßiger Wohlstand konnten die Ehre seiner Geburt unterstützen. Um seine Pflichten zu erfüllen, hatte er das Beispiel und die Tugenden einer Menge von Ahnen vor Augen. Das ehrenvolle Andenken eines berühmten Vaters vereinigte sich in seinem Herzen mit der Liebe zur Ehre. Doch zog er den glänzendsten Aemtern süsse Einsamkeit und Ruhe des Hains vor — zog vor, der eiteln, ungewissen Gunst des Hofs die Stille der Musen bei einem Buche — wollte lieber ohne Glanz im Frieden leben und sterben, die Stirne mit unverwelklichen Lorbeeren geziert, als auf Kosten der wahren Güter, die nur Einsamkeit gewährt, eines unruhigen Ruhms in der Welt geniessen."

Es ist unbegreiflich, wie von Thou, der von Natur selbst seinen Feinden Gutes zu thun geneigt war, der niemanden beleidigte, der seine Annalen nur zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Publikums verfaßte, der die Wahrheit so angelegentlich erforschte, und der Nachwelt mittheilte, der nur erzählte, was sichere Gewährsmänner ihm sagten, der endlich überall einen von Gefälligkeit, Hasse und Ehrgeize so freien Charakter zeigt —

wie dieſer von Thou wegen ſeiner Geſchichte von ſo vielen Verläumdern angegriffen wurde. Am unbegreiflichſten aber iſt dieſes, daß ihre Bosheit ſich nicht begnügte, leichte Fehler, denen jeder Geſchichtſchreiber in einem gröſſeren Werke ausgeſezt iſt, zu tadeln, ſondern, daß man durch die ſchlechteſten Kunſtgriffe den Verfaſſer zu verläumden ſuchte, und daß ſie von der Prüfung ſeines Werks ausgiengen, um alsdann zu ſeinem Charakter überzugehen, und bis ins Innere ſeines häuslichen Lebens einzudringen, damit der Wuth ihres Haſſes nichts entſchlüpfte.

Als ſeine Freunde ihn einſtens um die Urſache dieſes Verfahrens gegen ihn befragten, antwortete er: er wiſſe keine andere, als, es finden ſich in ſeinen Schriften einige Nachrichten, die ſeine Feinde nicht wagten, öffentlich anzugreifen. Spürten ſie den Quellen eines ſo heftigen und unverdienten Haſſes nach, ſo glaubten ſie; die Abneigung und der Abſcheu vor den Religionskriegen, den er in ſeinen Annalen überall offenbart, ſie der Grund davon. Und wirklich ſucht er ſeine Leſer, wie er ſich beſonders frei in der Vorrede darüber ausdrükt, von gewaltſamen Mitteln abzuhalten, und erklärt, der Krieg ſeie nicht das beſte Mittel, die Brüche wieder auszufüllen, die in die Religion ſeien gemacht worden. Er zeigt

an

an mehreren Orten, daß es vielmehr nothwendig iſt, die alte Disciplin wieder herzuſtellen, und daß es noch den Decreten des ökonomiſchen Conciliums des Konſtantius gut wäre, wenn man alle zehen Jahre, im Fall' es nicht noch öfter nöthig ſeie, ein neues Concilium verſammelte.

Was ſie aber am meiſten erbitterte, iſt dieſes, daß er unſere Geſetze, unſere Vorzüge, die Freiheiten und Privilegien der Gallicaniſchen Kirche vertheidigt, die er unſer Palladium nennt. Da ſie gewaltthätige Beſitzer ſind, die ſich nur von den Gütern anderer zu bereichern ſuchen, ſollte gleich darüber ein Schiſma entſtehen, und die Kirche zu Grund gehen, ſo wünſchen ſie nichts mehr, als Krieg und Aufruhr, der die Reiche der Chriſtenheit entzweiet, damit ſie die Freiheit zernichten, und ihre Macht auf die Verachtung der ſouverainen Majeſtäten gründen können. Dieß iſts, was ihnen ſo ſehr am Herzen liegt; (*) dieß iſt die wahre

(*) Ich ſage hier nicht mehr, um nicht empfindlicher zu ſcheinen, als der Autor ſelbſt. Er hat nicht nur ſelbſt ſich immer geweigert auf das gegen ihn gedruckte Buch zu antworten, ob es ihm gleich mehrere riethen, ſondern auch ſeine Freunde dringend gebeten, es nicht zu thun. Ich ſelbſt ſchreibe dieſes nicht, um Beleidigung durch Beleidigung abzutreiben, wie es viele heut zu Tage thun, aber freilich nur

wahre Quelle des Hasses und die geheime Triebfeder der überall ausgestreuten Schmähschriften, die mit so vielem Gifte erfüllt sind! Eine andere darf man nicht suchen. Dies beförderte die Censur der Geschichte des Jak. Aug. von Thou zu Rom, ohne die mindeste Rücksicht auf den Verfasser und seine Gründe, obgleich damals nur ein Theil des Werks erschienen war, aber freilich mit der fatalen Vorrede, die sie so sehr schmerzt, so wenig sie es auch bekennen, daß sie besonders ihren Zorn erregte.

Und doch hatte selbst der Kardinal Bellarmin dem, der ihn um seine Meinung nach Durchlesung derselben fragte, geantwortet: er finde nichts Tadelnswürdiges darinnen. Es ist wahr, er setzte hinzu: da die Regierung Heinrichs des III. mehr durch Kriege der Ausländer, als durch Religionskriege gestört wurde, so sie es Uebereilung, die Schuld davon der Religion beizumessen. Allein die Vorrede betreffe den ganzen Umfang der Geschichte, und begreife alle bürgerliche Kriege, auch sie sie mit der Geschichte der Regierung Franz des II. gedrukt worden, unter der sie angefangen haben. —

nur schlechte Schriftsteller — sondern habe bloß die Absicht, um von dem Autor und der Geschichte seines Werks eine wahre Darstellung zu geben. (Anmerkung der Herren von Sainte-Marthe.)

ben. — Dem ungeachtet ſezen dieſe Neider ihre Verläumdungen ſeit zehen Jahren fort, und wollen uns nicht erlauben, daß wir eines in guter Abſicht geſchloſſenen und redlich vollſtrekten Friedens genieſſen. Einen Mann, der auf Befehl Heinrichs des Groſſen dreizehen Jahre arbeitete, die Gemüther zu vereinigen, rechnen ſie als Verbrechen an, daß er von den Proteſtanten mit Mäßigung ſprach, und ihnen die Gerechtigkeit widerfahren ließ, die man der ganzen Welt ſchuldig iſt. In eine neue Lehre eingeweiht, und ſich ſchmeichelnd, daß die göttliche Vorſehung ihre Unternehmungen begünſtigen wird, glauben ſie, durch Ränke, Verſchwörungen, Gewaltthätigkeit, Krieg und Morden die Ehre Gottes zu befördern. Zerknirſchung des Herzens, Gebethe, Thränen, friedliche Konferenzen mit unſern getrennten Brüdern ſcheinen ihnen viel zu ſanfte Mittel gegen ein Uebel zu ſeyn, das von Tag zu Tag neue Fortſchritte macht, und ſie ſpeien Feuer und Flammen gegen diejenigen, die bei einem Concilium Hülfe ſuchten, behandeln ſie auch als Schiſmatiker und Ketzer, zum wenigſten als verdächtige Leute, die der Religion wenig anhängen. Dieſe gefährlichen Menſchen, welche die Sorge für ihre verirrten Schaafe aufgaben, haben ſich des Geiſts der Liebe, den ihre Voreltern noch hatten, gänzlich entle-

digt,

digt, und brandeln unter dem falschen Vorwande der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt, diejenigen mit unzeitiger Härte, die das Band der Eintracht und des Friedens zu erhalten suchen. Pomp, Stolz, Ehrgeiz und brennende Herrschsucht ziehen sie der Mäßigkeit unserer Voreltern, der Sanftheit, der Liebe vor, die so nöthig ist, um die Protestanten zurüke zu bringen, sollte gleich darüber noch grössere Trennung in der Kirche entstehen. Mit einem Worte, gleich den Weisen der Welt, bereiten sie sich im Schooße des Friedens zum Kriege. Ein mislungener Versuch schrökt sie nicht ab. Feuer und Schwerd und Trostlosigkeit nach allen Seiten hin zu verbreiten, ist ihnen Spiel, wenn sie sich nur rächen können, wenn sie nur diejenigen zu Grunde richten oder ums Leben bringen, die ihre schlimmen Absichten nicht billigen, oder, sie ihnen zu widersezen, wagen.

Dieses sind die Menschen, die gegen den berühmten Autor, dessen Leben wir beschreiben, ihre Stimme so hoch erheben — dieses sind die Ursachen des heftigen Hasses, der um so gefährlicher ist, da er einem verborgenen Feuer gleicht, das man nicht auslöschen kann. Es ist bei ihnen ein Verbrechen und zwar ein Verbrechen der verlezten göttlichen Majestät — heut' zu Tage die Rech-

te, Freiheiten und Würde des Königreichs zu vertheidigen; sich gegen das Beispiel unserer Vorältern, den Unternehmungen und Eingriffen der Fremden zu widersezen, die Gerechtigkeit unserer Geseze, die Privilegien und Vorzüge unserer Kirche zu handhaben, das Leben unserer Könige zu retten, und sie gegen Verschwörungen und Meuchelmord zu sichern.

Wenn wir mit Einigkeit und Muthe die Freiheiten unsers Vaterlands vertheidigten, so würde der Mann, dem man solche Gesinnungen jezt zum Verbrechen macht, als Sieger mit einer Bürgerkrone geziert. Seitdem wir aber durch Uneinigkeit und Feigheit den Staat verrathen, und unseren geschworznen Feinden erlauben, in die Geheimnisse desselben einzudringen, und die Treue, die wir dem Souverain schuldig sind, als Träumerei ansieht — jezt betrachtet man den nämlichen Mann, wie ein Ungeheuer, mit Abscheu.

Hier müssen wir stehen bleiben, und den Leser bitten, die Länge und vielleicht allzugrosse Lebhaftigkeit dieses Ausfalls zu entschuldigen. Man hat die Unschuld eines berühmten Angeklagten zu retten gesucht, thut es aber gegen seine Absicht, und er selbst hätte es nie gethan.

Ende des fünften Buchs.

Grös-

Gröſſere Anmerkungen zum fünften Buche.

a) Wegen Amiots bemerken wir hier noch, daß die anſehnlichen Bedienungen, zu denen er erhoben wurde, das Werk von dem Zuſammenfluſſe mehrerer Umſtände waren, die man nicht zuvor ſehen konnte. Seine Gelehrſamkeit machte ihn dem Michael l'Hopital, dem Kanzler bekannt. Durch ſeinen Schuz wurde er Lehrer Franz des II. und Karls des IX. Die Standhaftigkeit Amiots auf der Kirchenverſammlung zu Trident erhöhete ſeinen Ruhm, und die Proteſtation, die er dorten im Namen Frankreichs einlegte, iſt eines der Denkmäler des franzöſiſchen Staatsrechts, das ſeinem Verfaſſer die Achtung der Nachwelt ſichert. — Troz dieſes muthigen Schritts durfte er doch die hohen Kirchenwürden nicht erwarten, die er erhielt. Karl der IX. hatte ihn mit der Abbtei von St. Corneille in Champagne begnadigt. Aber ein Zufall bereitete ihm noch glänzendere Belohnungen. In Gegenwart des jungen Monarchen erhoben die Höflinge einſt die Dankbarkeit Karls des V. gegen ſeinen Lehrer, den

er, unter dem Namen Hadrias des VI., zum Papste machte. Die Lobsprüche des Kaisers erweckten die Dankbarkeit Karls, und da, zu dieser Zeit, das Amt eines Großalmoseniers erledigt wurde, ernannte er Amiot dazu, ohne jemanden darüber zu befragen. Amiot bat den Monarchen, entweder aus Bescheidenheit, oder aus Furcht vor den Folgen, die er voraussahe, ihm dieses Amt nicht zu geben. Allein, wenn Karl etwas wollte, so wollte ers hartnäkig, und erklärte entschlossen: er wolle! und Amiot gehorchte. Bald fieng der Sturm, den er fürchtete, an, auszubrechen. Katharine von Medicis, rief ihn, voll Unwillens, in ihr Kabinet, bezeugte ihm ihre Empfindlichkeit, und sezte hinzu: „ich habe die Guisen und die Chatillons gestürzt, die Konnetables und die Kanzler, die Könige von Navarra, und die Prinzen von Conde, und Sie, Pfäfchen! will ich auch nicht vergessen." Der zitternde Amiot versicherte: er habe es ausgeschlagen. Die trozige Katharine versicherte: behalte er den Plaz, so lebe er in vier und zwanzig Stunden nicht mehr! — Die Drohung einer solchen Frau war so gut, wie ein Todespatent. Amiot wußte es, und verstekte sich. Als nun Karl das Geheimnis witterte, weil er ihn nicht mehr sahe, so wurde sein Zorn eben so schröd-

lich

lich, als der Haß seiner Mutter fürchterlich war. Es konnte leicht kommen, daß derjenige, der die Bartholomäusnacht zugab, auch eine Mutter nicht achtete. Jezt zitterte Katharine, Amiot kam auf ihr Geheiß wieder zum Vorscheine, und wurde eingeweiht. Ja, er erhielt das Bißthum Aurerre noch dazu. So viele Wohlthaten sollten den Amiot dem Hause Valois treu erhalten. Allein er bewies Heinrich dem III. nur Undankbarkeit. Denn er trat offenbar auf die Seite der Liguisten. Aber die Geschichte bemerkt auch, daß die Liguisten selbst ihn dafür straften. Bei seiner Rükreise von der lezten Ständeversammlung zu Blois plünderten sie ihn, und raubten ihm Geschmeide, Geld und alles, was er kostbares hatte. Der Kummer und die Klagen über diesen Verlust beweisen, daß seine moralischen Eigenschaften schlechter waren, als der Kopf. Denn er behauptete, dieser Raub habe ihn ins Elend gestürzt, und man versichert doch, daß man bei seinem Tode zweimalhundert tausend Silberthaler bei ihm fand. Sein litterarisches Verdienst wollen wir hier nicht würdigen. Seine Uebersezungen lesen sich noch mit Vergnügen, und sein Styl hat, obgleich veraltet, viele Reize und Annehmlichkeiten. Wer kennt nicht die Uebersezung des griechischen Romans des Longus (*) und die Leben

(*) Daphnis und Chloe, ein Hirtenroman.

der berühmten Männer Plutarchs? Troz der Fehler und falsch übersezten Stellen betrachtet man ihn doch als einen derjenigen Schriftsteller, die das Genie der französischen Sprache am besten kannten und darstellten.

b) Crillon behielt sein ganzes Leben hindurch die Heftigkeit des Charakters, die ihn so sehr auszeichnet. „Dieser französische Ritter — sagt selbst einer seiner Panegiristen (*) — war für den Ruhm leidenschaftlich, bis zur Thorheit, eingenommen, trozte der Gefahr bis zur Tollkühnheit, und liebte die Ehre bis zur Schwärmerei." Was den lezten Punkt betrift, so darf man sich nur der Antwort erinnern, die er Heinrich dem III. gab, der ihm zumuthete, den Duc de Guise zu meuchelmorden. Von Handlungen, die für seine Ruhmliebe zeugen, ist die Geschichte voll, und giebt davon die auffallendsten Beweise. Bei der Belagerung von Calais erstieg er zuerst die Sturmlüke, lief auf den Kommendanten des Forts zu, riß ihm seine Pike aus der Hand, und kämpfte einige Augenblike allein gegen die Belagerten. Heinrich der IV. der sich auf Soldaten wohl verstund, wußte auch einen Crillon sehr zu schäzen. Er zeigte ihn den Hofleuten mit diesen Worten: Meine Herren! hier sehen Sie den gröften Kapitän

(*) Papons Geschichte der Provence B. 4. S. 704.

pitän der Welt! Ich weiß niemand, der ihn in der Kriegswiſſenſchaft übertrift. — „Sie haben gelogen, Sire! — antwortete Crillon ganz ſeinem Charakter gemäß! ich bin nur der zweite. Der erſte ſind Sie!" — Jeder andere Fürſt würde durch dieſe plumpe Antwort beleidigt worden ſeyn, nur Heinrich nicht. Denn daß ers nicht wurde, erhellt aus den ſo bekannten Zeilen, die er ihm nach der Schlacht bei Argues ſchrieb. „Hänge dich, tapferer Crillon! wir haben geſiegt, und du warſt nicht dabei!" Denn Heinrich ſchäzte an einem Krieger jene ſtrenge Tugend und die Geradheit des Herzens, die ſeine ſchönſte Zierde ſind, und wußte, daß Crillon bei ſeinem Dienſte kein anderes Intereſſe hatte, als ſeinem Könige und Vaterlande zu dienen. Deßwegen entſchuldigte ſich auch der Monarch, daß er noch nichts für ihn gethan habe. „Wegen Crillons, ſprach er, dürfte ich ſicher ſeyn, und ich mußte diejenigen gewinnen, die mich verfolgten." Dieſe erhabenen Worte gereichen dem Könige und Crillon gleich ſehr zur Ehre. Dieſes war der Mann, deſſen Muth der junge Duc de Guiſe, Karl von Lothringen, einſt auf die Probe ſtellen wollte! Sie waren mit einander zu Marſeille. Der Lothringiſche Prinz läßt Lärmen blaſen, läuft zu Crillon, der im Bette liegt, und ſagt ihm:

die

die Feinde seien Meister der Stadt. Zwei Pferde warten seiner vor dem Hause, daß er sich retten könne. Crillon hört die Nachricht ganz gelassen, kleidet sich an, ergreift seine Waffen, und sagt dem jungen Herrn: Folgen Sie mir! es wäre Schande, wenn wir den Verlust der Stadt überleben wollten. Es bleibt uns nichts übrig, als mit dem Degen in der Hand zu sterben. — Vergebens drängt der Duc in ihn, zu fliehen, und bricht endlich in ein Gelächter aus. Crillon erräths. Seine Miene wird ernsthaft: er schüttelt den jungen Prinzen tüchtig. »Junger Mensch! spricht er, mache dir keinen Spaß damit, einen rechtschaffenen Mann auf die Probe zu stellen. Beim Tode! hättest du mich schwach gefunden, ich stieße dich nieder! — Mit diesen Worten entfernte sich Crillon, und der Duc de Guise behielt diese Lektion.

c) Ausser dem, was schon oben S. 27. f. in der Präliminarnotiz von Thuanus über seinen jesuitischen Gegner bemerkt worden ist, fügen wir noch folgendes bey. Obgleich bei dem gegen ihn erschienenen Buche die Stadt, wo es gedrukt wurde, nicht genannt ist, sagt doch der Titel: es seie mit kaiserlicher Freiheit, bei Elisabeth Angermaierin, in Eders Drukerei, erschienen. Alle diese Namen sind, wie das kaiserliche Privilegium,

das

das man nirgends entdekt, nur erdichtet. Und in der That, der ehrwürdige Pater hatte nöthig, sich zu verbergen, als er die schröklichsten Verläumdungen gegen die Person und die Geschichte des Herrn von Thou mit solcher Unverschämtheit bekannt machen wollte. Das Verdammungsurtheil des Policeilieutenants, Herrns von Mesme, genügte dem Präsidenten nicht. Er wollte sich durch Gründe rechtfertigen, und verfaßte daher diese Denkschrift von sich. Seine Apologie enthält dieses fünfte Buch, so wie das Gedichte an die Nachwelt. — Das wichtigste aus Dupuys oben S. 28. angeführter Schrift ist dieses: da der Libelliste behauptete: die Materialien habe von Th. aus dem Fasse geschöpft, das in seines Vaters Bibliothek stund, und worein man alle Flugschriften jener Zeit warf, so beweißt Dup. daß Th. keines solchen archivalischen Fasses bedurfte. — Auf den Vorwurf wegen der Verheirathung, da von Th. doch Kanonikus gewesen seie, antwortet jener; jedermann wisse, wie leicht es seie, Dispensation von den vier kleineren Orden zu Rom zu erhalten. Kraft derselben hatte er das Recht, sich zu vermählen.

Endlich beweißt Dup. daß von Th. der Bekenntnis der apostolisch-katholisch-römischen Religion treu blieb, und daß er ein grosses Verbre-

chen

chen zu begehen geglaubt hätte, wenn er ſich davon trennte. (Auszug aus der Anmerkung des Herausg. der franzöſ. Ueberſetz. dieſer Denkſchrift.)

d) Das erwähnte Gedichte des von Thou an die Nachkommen enthält ſo manche beſondere Nachrichten und hiſtoriſche Umſtände, daß wir es, ſeiner Länge ungeachtet, in einer Ueberſetzung einrüken. Da es auch Gelegenheit giebt, etwas von den poetiſchen Talenten unſers Manns kennen zu lernen, ſo wird man es uns deſto eher verzeihen.

An die Nachwelt.

Pfeiler der Geſchichte, treue Wahrheit! haſt du denn bei uns die Freiheit verloren? Wie? weil ich deinen Geſetzen gehorſam blieb, Tugend erhob und Laſter verabſcheute, ſtempelt man in Rom, in Frankreich ſelbſt, als Hochverrath, was ich zur Ehre des Staats verfaßte?

Wem ſoll ich klagen? wohin Zuflucht nehmen? Rom iſt Anklägerin, und will auch Richterin ſeyn. — Nein! du, gerechte Zukunft, die man nicht beſtechen kann, unterſtüze du mich, wenn man mich angreift. Für dich arbeitete ich, nur von dir erwarte ich meine Belohnung, und von meinem Gewiſſen. Gefällt mein Werk dir, billige Nachkommenſchaft! was vermag dann ge-

gen

gen mich ein eingebildeter Pöbel? Seine elersüchtige Kritik und seine falschen Zeugnisse werden weder meinen Namen vernichten noch mein Werk. Einst kömmt ein Tag — gewis kömmt er — wo Neid und Irrthum nicht mehr die Pfeile einer ungerechten Wuth gegen mich abschießt. Dann wird gefallen, was man jez tadelt, und meiner aufrichtigen Feder Gerechtigkeit widerfahren. — Doch will ich hier, ohne Bitterkeit, in ganz kunstlosen Versen, in den Augen der Welt mich entschuldigen, und ich bin diese Vertheidigung meiner beleidigten Ehre schuldig.

Nie hat die Feder meine Gedanken entstellt. Wahr in Reden, frei in meinen Gesinnungen, folgte ich allezeit den Regungen meines Herzens. Ha! Was hätte man gesagt, wenn meine sklavische Feder nach dem Willen der Tadler meine Gedanken verfälscht hätte? Der Treulosigkeit und Unverschämtheit angeklagt, hätte ich selbst ihnen die Waffen gegen mich dargereicht. Wer ein reines Herze und eine gründliche Beurtheilungskraft besizt, liebt die Wahrheit, als treue Führerin. Muß man sie selbst am Feinde verehren, so muß man auch am Freunde das Laster verabscheuen.

Nach Willkühr verdamme oder lobe mich jeder — doch ehre ich die Tugend, wo ich sie finde, ohne Unterschied des Rangs, des Landes,

der

der Partei; wie Alexander, der Sieger der unterworfenen Welt, einem Porus seine Achtung nicht entzog. Immer hegte ich diesen billigen Grundsaz, und noch reuet michs nicht. Schmeichler, niederträchtige Bewunderer geschminkter Lügen, ein Schwarm von Müßiggängern, Ignoranten, Heuchlern (*), elende Sklaven der Grossen, verworfene Schmarozer, geheime Störer der öffentlichen Ruhe — alle diese mögen meine Gesinnungen schelten, oder nicht schelten; den guten Sitten ertheile ich ihr gebührendes Lob! Immer betrachtete ich als einen guten Bürger denjenigen, der auf Kosten seines Vermögens, selbst beim Verluste seines Bluts die verheissene Treue hält, Trug und ungerechte Ueberraschung verabscheuet, den weder Gold noch Hoheit in Versuchung führt, den man, will man ihn kennen, innerlich bescheiden und tugendhaft findet, ob ers gleich nicht zu seyn scheint. Ein langer Bart, eine finstere, gezwungene Miene zeugen mehr von Stolze, als Aufrichtigkeit; Gott aber prüft die Herzen, entlarvt das Antlitz und zeigt die falschen Rollen in vollem Lichte.

Hier schilt man und zürnt, daß ich bei den römischen Bischöfen den Weyhrauch spare, indessen

(*) Der Verfasser der Anmerkungen über dieses Gedicht sagt: Th. schildere hier die Mönche.

ſein ich gegen diejenigen nicht damit geize, die Irrthum von der Kirche trennt: ja, ſtatt daß ich von ihnen ſchweigen, oder mit Rechte ſie verachten ſollte, beſudle ihr Lob meine Schriften! — Verwegener Kritiker! haſt du meine Geſchichte geleſen? Erhob ich nicht einen Marcel (*)? nicht einen Gregor (**)? nicht diejenigen, die ſich Pius (***) mit gutem Gewiſſen nannten? Was ſprach ich von einem Caraffa (†) und den herrlichen

(*) Marcel II. trug die Tiare nur zwei und zwanzig Tage. Von Thou lobt ihn in ſeiner Zeitgeſchichte.

(**) Eben ſo lobt er auch Gregor den XIII. dem man den Kalender dankt (hauptſächlich deßwegen. Denn das auf die Pariſer Mordnacht geſungene Te Deum und die darauf geprägten Münzen konnten ihn freilich einem ſo toleranten Geſchichtſchreiber, als unſer v. Th. iſt, nicht ſehr empfehlen. Er ſtarb den 10. April 1585.)

(***) Pius der V. wegen ſeiner Tugenden empfehlungswürdig. (Doch hatte er wohl mehr Mönchstugenden, als Regententugenden. Er war den 17. Jän. 1504. geboren, und ſtarb 1572. den 1. Mai.)

(†) Paul der IV. (Er regierte vom J. 1555-59. So demüthig er zu Venedig, wo er lange als Theatiner lebte, ſich zeigte, ſo ſtolz erſchien er, wie er noch im achtzigſten Jahre, zum Papſte gewählt wurde. Sollte ſeine Anhänglichkeit an Frankreich ihn nicht auch unſerm Geſchichtſchreiber im mildern Lichte dargeſtellt haben?)

lichen Eigenschaften, womit ihn der Himmel, als ein seltenes Muster, ausstaffierte? Verschwieg ich ihre Tugenden? vergaß ich ihres Eifers (*)? Allein muß man so würdige Hirten loben, haben darum alle das Lob der Schriftsteller verdient (**)? Wie viele derselben sahe man den Stuhl der Apostel nach der Reihe besteigen, die nicht alle gleich heilig waren? Es ist ja Loos der Menschlichkeit, unvollkommen zu seyn, und Gott theilt seine Wohlthaten nach seinem Gefallen aus.

Wie? konnte ich meinen Beifall dem unheiligen Alexander (***) ertheilen, dessen niedriger Geiz alles zu

(*) Es gereicht wirklich dem von Thou zur Rechtfertigung, daß er die bessere Seite dieser nicht tadellosen Päpste aufsuchte, und beweißt für die Gerechtigkeit seiner Urtheile.

(**) Und haben sie's — könnte man beisezen — in allem verdient?

(***) Farnese, unter dem Namen Pauls des III. bekannt. Sein Ehrgeiz und die Sucht, seine Söhne zu erheben, machten ihn zu einer Geißel seines Zeitalters. Dem Tode nahe, soll er ausgerufen haben: „hätte ich keine Fürsten gemacht, so hätte ich mir manches Verbrechen erspart, und stürbe jezt fleckenlos." (Nicht ganz, ehrwürdiger Paul! denn die Duldung von 4000. öffentlichen Buhldirnen, die Verschleuderung der geistlichen Güter ꝛc. blieben doch Flecken! Ludwig Castelvetri (s. Sepp. histor. Tasche-

zu unternehmen wagte? Um seine Söhne zu erheben, sein Haus zu bereichern, bediente er sich nicht des Schwerds, und selbst des Gifts? — Steige ich höher hinauf, dürfte ich einen Julius entschuldigen, der gewissenlos die Gewalt der Schlüssel misbrauchte, sie in die Tiber warf, und die Waffen in der Hand, Italien und Rom in Feuer und Flammen sezte (*)? rechtfertigen einen andern Julius (**), den verächtliche Indolenz

schenbuch (Winterthur) S. 92.) sagte von ihm: Paul der III. will für einen Nachfolger Petri gehalten werden, der ein Jude war. Uebrigens erhellt auch bei der Schilderung von ihm Thuans Unparteilichkeit. Denn ungeachtet er seinen Ehrgeiz ꝛc. tadelt, legt er ihm doch das Lob einer groſſen Klugheit, Mäßigung und einer für sein Zeitalter seltenen Gelehrsamkeit bei. Er wurde den 13. Okt. 1534. Papst, und starb den 10. Okt. 1549.)

(*) Julius der II. ein Feind Ludwigs des XII. und des menschlichen Geschlechts, (gewählt 1503. und gestorben den 22. Febr. 1514.)

(**) Julius der III., als Kardinal, de Monte, genannt. Wie ers noch war, zeigte er sich sehr thätig. Aber als Papst vernachläßigte er die Geschäfte, und ergab sich ganz und ungescheut den Vergnügungen. Essen war eines der vorzüglichsten derselben, und besonders liebte er die Zwibel von Gaeta. Um nicht arbeiten zu müssen, stellte er sich

krank,

lenz auf immer entehrt, und der, in der Einsamkeit eines zauberischen Gartens, seiner Pflicht vergaß, seine Würde beschimpfte?

„Aber warum — möchte man einwenden — diese Fehler in einem leidenschaftlichen Style dem öffentlichen Hasse ausstellen? Wäre es nicht besser, sie verschweigen, oder deken?" — Tadler! weißt du, warum man sie tadeln muß? Nichts verhindert die Grossen, ihrem Eigensinne sich zu überlassen, als die Sorge für ihre Ehre und die Schande des Lasters. Dieser Zügel allein hemmt den Lauf ihrer Neigungen. Jeder flieht den Tadel und den Namen eines Bösewichts. Jeder fürchtet, der Ruf, der in der Stille Nachricht von ihnen einzog, möchte ihr ungerechtes Betragen an den vollen Tag bringen, und ein Historiker die Verbrechen, die sie in Wolken gehüllt glaubten, der ganzen Welt entdeken.

Ihr also, Souveraine, die ihr die Erde beherrscht! ihr steht auf dem Schauplaze und das Volk auf dem Parterre. Je höher ihr steht, desto mehr sieht man Euch, sieht an Euch auch die kleinsten Mängel, will Euch ganz durchschauen, und selbst der gemeine Mann wiegt Eure

krank, und starb lieber an dieser verstellten Krankheit, als daß er mit Thätigkeit lebte, den 23. März 1755.

re Handlungen nach dem Gewichte des Heiligthums. Betretet Ihr alſo den Fußpfad der Tugend, ſo zeigt Euch den Augen Euerer Unterthanen ganz im Lichte. Ihr aufrichtiges Lob und Euer Gewiſſen wird dann Euer Glük beſſer gründen, als Euere Macht. Dann werdet Ihr, ohne das Volk zu fürchten, ohne Seitenblike zu ſcheuen, im Frieden regieren, und bei euern Feſten nicht zittern, wenn ihr das am Faden hängende Schwerd über euerm Haupte erblikt (*).

So machte ſich der erſte Konſul, den Rom hatte, dem Volke liebenswürdig, indem er ſeine Geſeze beobachtete! In Rom ſelbſt herrſcht die Satyre und die furchtbare Kritik auf einem öffentlichen Plaze. Da triumphiert Pasquin, der ungeſtraft der Schwachheiten der Groſſen und der Regierung ſpottet, auf einem öffentlichen Plaze! Niemands verſchont er, und ſein Nachbar Marforio antwortet ihm durch Pfeile, die noch mehr zerfleiſchen.

Freilich beleidigte oft ihr Wiz die Schamhaftigkeit durch unreine Ausdrüke. Beſonders verbreiten Dichter, deren hungerige Muſe durch Verachtung der Groſſen von Wuth beſeelt wird, überall Gift durch ihre gallenvolle Verſe, und ver-

(*) Eine glükliche Anſpielung auf das Gaſtmal, das Dionyſius dem Paraſiten Damokles gab.

vergebens waffnen Gesetze die oberste Gewalt, um diese offenbare Frechheit zu dämpfen. Vergebens wacht die Wache um den Pasquin. Weder ihn noch seinen Nachbar hat man jemals überrascht, und der unbekannte Verfasser ihrer bittern Satyren, kann und wird immer in Freiheit verläumden können. Allein haben die so furchtbaren Pfeile dieser Stachelreden jemals heiligen Wahrheiten geschadet? — geschadet dem reinen Glauben, der den Christen geoffenbaret wurde, den Peter und Paul einst mit ihrem Blute versiegelten, der immer der nämliche war, dessen Entscheidungen die Nationen mit heiliger Ehrfurcht betrachten, und der, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbt, die Welt in dem Schooße der Kirche vereinigt?

Man höre also zu Rom auf, einen Autor anzuschwärzen, der nicht täuschen und nicht als Schmeichler erscheinen will! Lobt er die Tugend, verabscheut er das Laster, so erlaubt sich seine Freiheit ja nichts, das nicht rechtmäßig wäre, und hat mit der Religion keine Verbindung. Ich wenigstens, wenn mein natürlicher Haß der Böswichte oder die getreue Schilderung Tugendhafter mir lebendige, freimüthige Pinselstriche an die Hand gaben — ich bin als Katholike gebohren, und bins, obgleich Feind jeder Leidenschaft,

immer

immer geblieben. In der Kirche von zarter Kindheit an erzogen, wurde ich dieser glücklichen Geburt nicht untreu. An allen Orten, zu aller Zeit erklärte ich meinen Abscheu vor einer, mit langer Aufruhr begleiteten, Trennung. Niemals sahe man mich von der Partei der Rebellen. Ich tadelte ihre Wuth und ihre grausame Lügen(*). Krieg und Rebellen verwünschend, folgte ich immer dem Glauben meiner Voreltern (**).

Erlauchter Kardinal, mit dem, von Jugend an, das Band vertrauter Zärtlichkeit mich verknüpfte, Ossat (***)! der du in verschiedenen

(*) Von Thou war ein solcher Feind innerlicher, besonders durch Religionszwist entstandener, Unruhen, daß er selbst den Schmalkaldischen Bund in die Reihe der Liguen setzt.

(**) Cicero von den Gesetzen B. 2. Kap. 16. In lege est, ut de ritibus patriis colantur optimi: de quo cum consulerent Athenienses Apollinem Pythium, quas potissimum religiones tenerent, oraculum editum est; eas, quæ essent in more maiorum. Vergl. mit Xenoph. Denkw. Reden und Handl. des Sokrates l. 3; t. IV. 3, 16.

(***) Ossat war in Gascogne in niedrigem Stande geboren, schwang sich aber durch Kenntnisse, Talente und Treue gegen seinen König zur Würde eines Kardinals und Ministers empor, ohne deßwegen stolz zu werden. Sein politischer Briefwechsel, dessen beste Ausgabe im J. 1708. in fünf Bänden in 12. erschien, ist sehr unterrichtend.

Aemtern mich kanntest, komm' und rechtfertige deine Wahl vor den Augen der Welt! die ganze Zeit meines Lebens ſtund mein Herze dir offen. Gewis würdeſt du — wäre dir nicht, ach! das Licht ſchon erloſchen (*) — meinen Anklägern den Mund ſchlieſſen, und die ſchwache Unſchuld fände einen Beſchüzer — und du, Günſtling der neun Schweſtern, und Ehre unſeres Zeitalters, Du Perron (**)! vereinige deine Stimme mit der ſeinigen! — Du, Moroſini! (***) du Zeuge meines Kummers für den Staat, Ruhm deines Vaterlands und des ehrwürdigen Senats! der du ſo einer zärtlichen Freundſchaft mich würdigteſt, zeuge für mich, und würdige mich deines Schuzes! Haſt du meine Rechtſchaffenheit, meine Treue nicht erkannt? O! ſo ſeie dann der redliche Bürge für mich bei der Nachwelt!

Doch ich komme zu den Proteſtanten, deren kleinſtes Lob in den Augen meiner Tadler ein auſſerordentlicher Frevel iſt. Die Geſchichte — ſagen ſie

(*) Er ſtarb den 13. März 1604.

(**) Als Reformierter im J. 1556. den 25. Nov. geboren, wurde katholiſch, und einer der furchtbarſten Gegner ſeiner alten Glaubensgenoſſen, der ſelbſt einen Du Pleſſis Mornay in die Enge trieb, zulezt Kardinal. Er ſtarb den 5. Sept. 1618.

(***) S. oben im Anfange des vierten Buchs.

ſie — ſoll Haß gegen ſie erweken. Wie? konnte ichs den herrlichen Talenten des Verſtandes, der Gelehrſamkeit, der Beredſamkeit, der ſchönen Künſte, verſagen, Nachricht von ihnen zu ertheilen? verſagen das aufrichtige Lob, das man den Tugenden zollen muß, mit denen jene, die ich lobte, geziert waren? So erzählt noch uns der Sicilische Autor (*) in ſeiner, allen Gelehrten nüzlichen, Bibliothek die Reden und Handlungen der im Kriege und Frieden berühmten Männer. Das nämliche that Sozomenus, deſſen Feder einem Theodoſius huldigte.

Nach ihrem Beiſpiele, glaubte ich, iſt mirs zu verzeihen, wenn ich Leunclav (**) und Fabricius (***) und Geßner (†), einen Camerarius (††), und den gelehrten Xylan-

(*) Diodorus der Sikuler.

(**) Von Hamelburg gebürtig, Herausgeber des Xenophon und anderer Alten. Er ſtarb ums J. 1594.

(***) Georg Fabr. Rektor zu Meiſen, Herausgeber des Horaz, Virgil ꝛc. und Verf. eigener Schriften, geboren den 24. April 1516.

(†) Konrad G. ein braver Naturforſcher ſeiner Zeit, und Philologe, ſtarb den 15. Dec. 1565.

(††) Joachim C. geb. zu Bamberg, den 12. April 1500. Lehrer zu Wittenberg, Tübingen und Leipzig, einer der Wiederherſteller der Humaniorен in Deutſchland, der Verbeſſerer mancher hohen und niedern Schulen ꝛc. ſtarb den 17. April 1574.

der (*) lobte, und so viele andere, die meine Verse nicht fassen — einen Asham (**), Buchanan (***), Wotton (†) und Junius (††), jene Stephane (†††), der Welt so bekannt, deren

(*) Eigentlich Holzmann, von Augsburg, im J. 1532. den 26. Dec. geboren, Prof. zu Heidelberg, Uebersezer mancher griech. Schriftsteller ꝛc. starb J. 1576.

(**) Einer der besten Litteratoren seines Vaterlands, Englands, Lehrer der Königin Elisabeth in der griech. Sprache, Sekretär der lat. Korrespondenz der bigoten Königin Maria ꝛc. starb den 23. Dec. 1568.

(***) Georg B. Schottischer Count, schrieb freimüthig gegen die Franciscaner, eine Geschichte seines Vaterlandes, und seine eigene, starb den 28. Sept. 1582.

(†) Heinr. Wotton, den 30. März 1568. in England geboren, und im J. 1639. gestorben, lebte die meiste Zeit ausserhalb seines Vaterlandes, einige Jahre als Gesandter Jakobs des I. zu Venedig, wiewohl er von diesem Berufe keine grose Idee hatte — übrigens ein Kenner mehrerer Sprachen.

(††) Hadrian Jun. geb. den 7. Jan. 1511. Arzt und Philologe zu Leiden, starb 1575. Doch vielleicht meinte von Thou hier den Franz Junius, von dem eine eigene Nachricht seines Lebens in den Selbstbekenntnissen B. 2. (Winterthur 793. 8.) S. 179—256. zu lesen ist.

(†††) Robert St. der Vater, und Heinrich, der Sohn,

ren Sorgfalt, die seltenen Exemplarien so vieler alten Schriftsteller in schönen Charaktern abzudruken, ihren Namen unsern spätesten Enkeln ehrwürdig macht. Ihnen füge ich den grossen Erasmus (*) bei, und konnte mich nicht entschliessen, das ehrenvolle Andenken seiner seltenen Talente in der Geschichte zu unterdrüken. Begieng er einige Fehler, so muß man sie entschuldigen. Weil Erasmus Mensch war, so konnte er irren. Mit friedlichem Geiste sollte man ihn strafen, und ihn nicht zwingen, sich zu vertheidigen. Man kläre einmal das Leben seiner Gegner mit eben der Strenge auf, prüfe genau ihr Her-

ze,

Sohn, sind, lezterer besonders zu bekannt, als daß nähere Nachricht von ihnen nöthig wäre. Jener starb 1559. den 7. Sept. der andere lebte bis gegen Ende des 16. Jahrh.

(*) Er. von Rotterdam, durch viele Schriften, besonders für Schulen berühmt, ein Freund des Lichts, noch mehr aber der Ruhe, mit Aengstlichkeit freimüthig ꝛc. starb 1536. zu Basel, wo er die lezten Jahre verlebte. — Uebrigens bemerken wir noch, daß die Urtheile, die von Thou über die Gelehrten fällt, deren Tod in seine Zeitgeschichte fällt, von einem franz. Geistlichen in Berlin, Namens Teissier, aus dem grossen Werke ausgehoben, und besonders, mit Anmerkungen, abgedrukt wurden. Die leste Ausgabe dieser Eloges des hommes savans erschien in 4. B. in 12.

ze, was wird man da entdeken? gewis wahre Verbrechen, wohl auch Irrthümer, oder schröfliche Grundsäze. Jedes Alter hat seine Gebrechen. Noch jung ließ er seiner beißenden Feder allzufreien Lauf. Aber laßt uns, ohne Rüksicht auf seine Kritik, seinen christlichen und katholischen Tod betrachten, laßt uns sein Herze und seine Gesinnungen nach seiner lezten, an die Flammländer gerichteten, Epistel (*) beurtheilen!

Soll ich auch noch einen Tadel widerlegen, der mir ehrenvoll ist — daß ich für unsere Gesezе einen unerschütterten Eifer zeige, daß ich das gerechte Ansehen derselben überall unterstüze, und alle tadle, die ihnen sich widersezten (**)? Diese Gesezе, die des Staats feste Säulen sind, entspringen vom Himmel, der die Kronen vertheilt. Als Gott die Staaten bildete, gab er ihnen auch Gesezе, und, wer sie verlezt, ist gegen seine Stimme ein Aufrührer. Zu allen Zeiten sahe man, wie die göttliche Gerechtigkeit den Sturz der öffentlichen Meutenmacher zugab. So erfuhr einst Seian, nach der Tiber hingeschleppt, die Wuth eines aufgebrachten Volks. So wurde Katilinas Mitschuldiger Cethegus, durch ein gerechtes Urtheil mit dem Tode bestraft.

Du

(*) Sie ist seinen Werken angehängt.

(**) Hier werden die Guisen bezeichnet.

Du sollst die Zäune, welche das Feld sondern, nicht verheeren! befiehlt das heilige Buch. Die also durch Rotten oder geheime Ränke die Grundgesetze eines Staats untergraben, sind verborgene Schlangen, die seinen Busen zerfleischen, und bereit, ihre gefährliche Absichten zu enthüllen. Kann man, o Himmel! die Folgen des Verbrechens überdenken, das eine rechtmäßige Gewalt umstürzt? Wie viele gräuliche Uebel zieht eine Umwandlung der Gesetze und der Regierung nach sich!

Aengstliche Köpfe, die nicht belehrt seyn wollen, ärgern sich über die Erzählung von der Kirchenversammlung zu Pisa, die Ludwig (*) zusammenrief, der sanfteste unserer Könige, ein Fürst, dessen Andenken allen guten Franzosen theuer ist! Für das Beste des Friedens versuchte er diesen Weg, um das gute Korn vom Unkraute zu trennen, und den Pfeilen auszuweichen, die ein stolzer Priester, mit den Waffen in der Hand gegen ihn zu werfen drohete. Wie nun? konnte ich

eine

(*) Ludwig XII. sahe sich von Julius dem II. in den Bann gethan, versammelte daher seine Geistlichkeit zuerst zu Tours, hernach zu Lyon, und lud den Papst vor. Darauf sagte er eine Kirchenversammlung zu Pisa an, um die Kirche in Haupt und Gliedern zu reformieren.

eine öffentliche Thatsache verschweigen? Wer wagts, einen König zu tadeln, voll Eifers, seine gerechte Klage der Kirchenversammlung vorzulegen, und seine Prälaten zu versammeln, um den Misbräuchen zuvorzukommen, die eine Trennung nach sich zögen? Ist diese Vorsicht nicht erlaubt dem allerchristlichsten Könige, dem Erstgebohrenen der Kirche? durfte er in dieser Eigenschaft sich seiner Standhaftigkeit und Gewalt nicht bedienen? seine Rechte nicht unterstüzen, und die Rechte seiner Krone? auf immer unterdrüken den Namen Babylons (*)? für die Zukunft zu verhindern, daß bei der Braut Christi sich keine angeblichen Flecken mehr finden? auszureuten endlich den unglüklichen Saamen von Klagen, Zwitracht und schändlichen Aergernissen?

Wie wären wir so glüklich, hätte der Erfolg so gute Gesinnungen gerechtfertigt! Wie wäre eine so gerechte Kirchenversammlung so nöthig! Nie hätte dann Julius, der seines heiligen Charakters vergaß, Italien mit Blute und Feuer er-

(*) Julius ließ eine Münze mit der Innschrift prägen: qui non servit mihi, peribit. Wer mir nicht dient, wird zu Grunde gehen. Ludwig der XII. schlug von seiner Seite eine andere. Perdam Babylonis nomen. Ich will Babylons Namen ausrotten.

erfüllt. Leo, der ihm in dem erhabenen Range folgte, und alles entweihete verkaufte (*), selbst die Indulgenzen, um nur seine Schwelgerei, seine tollen Ausgaben zu bestreiten, hätte nie ein schlecht gelöschtes Feuer wieder aufgefacht, von dem die ganze christliche Welt ergriffen wurde. Noch würden alsdann der Nord, Germanien und ganz England den Stuhl des heiligen Peters erkennen.

Ein anderer Tadel, die Wirkung der Leidenschaft! — „Warum spricht man, erzählt der Verfasser von der Sanction, die unsere rohe Vorfahren die pragmatische nannten? hat man diese alte Verordnung nicht unterdrükt?" Allein, hat nicht ein grosser Kaiser (**) sie aufgestellt? haben nicht zwei Könige (***), zwei weise Könige, sie in Kraft erhalten? die ganze Zeit, da sie galt, war Frankreich glüklich, die Kirche friedlich, keine Sekte gefährlich. War die Trennung dem Germanen, dem Britten nachtheilig, will man uns bewegen, unsern Rechten zu entsagen (†)?

darf

(*) Der Ablaßkram gab dem] päpstlichen Stuhle den gewaltigen Stoß.

(**) Karl der Grosse.

(***) Der heilige Ludwig (VII.) und Karl der VIII.

(†) Vergebens trug Amiot auf der Kirchenversamm-

darf man eine so langwührige Gewohnheit vergessen? dörfen wirs nicht einmal wagen, unser Zeitalter darüber zu belehren?

Noch ist übrig, mich wegen eines schröklichen, abscheulichen Verbrechens zu rechtfertigen, das man nicht söhnen kann. „Wars erlaubt, jenen glüklichen Tag zu verwünschen, wo die, in einen geschikten Fallstrik gelokte, Kezerei ihre grösten Anführer von allen Seiten morden, Frankreich und die Mauern von Paris in Blute schwimmen sahe? Weißt du nicht, daß eine so heilige Handlung, zu Rom gebilligt, im Vatikan gemahlt dargestellt ist? Weißt du nicht, daß von allen Niederlagen, die man dem Feinde beibrachte, keine das Bartholomäusfest erreicht?"

Römer! andächtige Römer, die ihr von falschem Eifer brennt, werdet ihr immer Klagen gegen mich anstimmen? Warum verwechselt ihr Oerter und Zeiten? Besingt mit lauter Stimme einen so glorreichen Tag, feiert jährlich ein so berühmtes Andenken! der Vatikan erhalte sein Denkmal dieser Geschichte! Ihr könnts in Rom, jenseits der Gebürge (*). Die Musen, oder vielmehr die Damone Siciliens, mögen immerhin

auf

sammlung zu Trident darauf an, daß das Konkordat aufgehoben würde.

(* Der Alpen.

auf ihrer Insel, in gleichem Tone die Sicilische Vesper (*) besingen. Dieser Beifall kömmt nur euch zu, und was euch süße scheint, finden wir bitter. An Sprache und Klima sind wir verschieden. Wie? ich sollte diesen schröklichen Mord, den ich hundertmal mit Beschämung verwerfe, den ewigen Schandfek unserer Nation, billigen? Loben den Tag, der uns mit Schreken erfüllte, den Haß berechtigte und ihm Waffen darreichte? den schröklichen Tag, der den Geist der Wuth gebahr, der Blutströme vergoß, ohne Reue, ohne Schauer? Nein! die Treue, die man der Geschichte schuldig ist, klagt so gar, daß ihr zu diesem Gemälde die Farbe nicht schwarz genug ist. Nein! ich konnte meinen Fluch über diesen Tag nicht stark genug ausdrüken. Es war nichts, als Unordnung, Schreken, Brand. Die Gesetze, des Vaterlands Stüze, stürzte man um. Der Staat wurde erschüttert, Gerechtigkeit vernichtet. Man verlezte den Frieden, diesen kostbaren Schaz, die gröste Wohlthat, die man vom Himmel empfängt, das

(*) Den 29. März 1582. wurden achttausend Franzosen, die, wie gewöhnlich, durch Sieg und Glüke übermüthig geworden waren, und besonders die Sicilianer zur Eifersucht gereizt hatten, durch eine geheime Verschwörung der Einwohner im ganzen Lande überfallen und hingerichtet.

das Heil der Staaten, um den die ganze Kirche jeden Tag den Herrn anfleht!

Ihr, die ihr in Weichlichkeit und Müßiggange, von Mattigkeit und Sicherheit erschlafft, euere glüklichen Tage in tiefem Frieden verlebt, würdige Nachkommen der Herren der Welt, ihr Römer! ihr täuscht euch, wenn ihr glaubt, nichts könne die Ruhe euerer Staaten stören! Ha! wenn, wie einst, ein Bourbon wieder vor euern Mauern erschiene (*), von zahlreichen Schaaren begleitet, um euere Mauern zu stürmen, siegreich zu sterben, und euere Stadt einem wüthenden Angriffe zu überlassen — wenn der stolze Alba und das Spanische Heer noch einmal des Nachts an dem Fusse des Kapitols sich zeigten (**), bereit, euere Wälle und Thürme umzustürzen — alsdann, alsdann würdet ihr, flüchtig von allen

Sei-

(*) Den 6. Mai 1527. stürmte der Konnetable Bourbon, mit seinen Deutschen, die in dem Heere Karls des V. dienten, Rom, blieb zwar selbst beim Angriffe, die Stadt wurde aber doch erobert, Klemens der VII. in die Engelsburg zu flüchten gezwungen, und die Landsknechte blieben mehrere Monate Meister Roms.

(**) Es stund in der Macht Alba's, den Papst Paul den IV. zu züchtigen. Eine übel verstandene Ehrfurcht hielt ihn zurük.

Seiten, und durch euere eigene Gefahr mehr bedauernswürdig, Mitleiden gegen das Elend anderer fühlen lernen; dann würdet ihr Friede suchen, dessen köstliche Frucht euch in jeden andern Mauern, nur in den eurigen nicht, verhaßt ist. Allein die Reihe kann so gut an euch kommen, wie an uns. Heute ists an uns, an einem andern morgen, und ein unglücklicher Sturm, dessen Toben wir jezt fühlen, kann, so entfernt er auch ist, euch endlich erreichen. Sieht man nicht in euerm eigenen Lande traurige Denkmale der Kriegswuth? Lange wird sich das Comtat der Verheerung erinnern, die allen seinen Einwohnern so kläglich war. Als der muthige des Adrets die Barbarei strafte, die der wüthende Serbelloni (*) in dem angezündeten Orange gegen ein grausam behandeltes Volk ausübte: wie theuer bezahltet ihr da diese Unmenschlichkeit! Wie ist

Avig.

(*) Serbelloni, Vetter und General Pauls des IV. war Anführer bei der Zerstörung von Orange und den dabei verübten Greueln. Das Gemälde, das von Thou selbst im 30 B. seiner Geschichte davon entwirft, ist schauerlich. Doch der Tag der Wiedervergeltung erschien. Der Baron des Adrets war das Werkzeug der Rache. Er verwüstete das Comtat, oder die Besizungen des Papsts an der Rhone.

Avignon zu beklagen, und wie ist ihm Orange so nahe!

Herrscht einst der nämliche Geist bei euch, und gebt ihr, des Friedens müde, der euch glüklich macht, gefährlichen Entwürfen Gehör; entzünden jene Müßiggänger (*), die Bürde der Erde, den Krieg auf Kosten euerer Güter, ohne das Unglüke zu fürchten, das sie schon erregten, ohne die Gefahr vorauszusehen, der ihr euch aussezt: ach! wie viel Uebels werdet ihr dann euch selbst zufügen! Werdet ihr ohne Entsezen euere Unterthanen in Fesseln erbliken, euere Felder ohne Arbeiter, das Blut überall fliessen — ein schauerliches Schauspiel! — euere Priester zerstreut, von Stadt zu Stadt flehend, wie sie selbst am Fusse des Altars keine Freistätte finden — oder entrinnt auch einer der Raserei des Soldaten; wie wird ihn alsdann das Volk wegen des Unglüks des Staats anklagen!

Doch, ohne diese verhaßte Prophezeiung weiter zu treiben, laßt uns die Wahrheit sazen, und

(*) Von Thou rükt ihnen im 65. Buche seines Werks vor: der Grundsaz der Mönche sei; jeder Fürst, der ein eifriger Fortpflanzer des Christenthums seyn wolle, müsse eher die Ketzer ausrotten, als die Türken und Heiden, weil jene mehr zu fürchten seien.

und ihr Zeugnis geben. Hat Christus an allen diesen Erschütterungen Theil? Heißt das seine heilige Gebote erfüllen? Was wird, im Laufe eines grausamen Kriegs, aus jener Einigung der Herzen, aus der wechselsweisen Herzlichkeit? Was wird aus dem Bande der Gesellschaft, dieser Quelle der Tugenden, der brennenden Bruderliebe, die immer von einem Christen das sicherste Merkmal ist? Oder, nimmt man auch nur auf bürgerliche Ordnung Rükſicht: verehrt man Gesze und gesezliches Ansehen? ist die Unschuld der Keuschheit in Sicherheit? Nein! Krieg ist der Triumph des Lasters, und da sieht man weder Glauben noch Mitleiden noch Gerechtigkeit.

Bedient Euch also nicht mehr des zeitlichen Schwerds, ihr Römer! euch ist das geistliche zugetheilt. Das Eisen zertrümmert die lebenden Bildnisse der Gottheit. Erhebt zum Himmel unschuldige Hände, deren Reinheit Blut nie besudelte, und entwaffnet den mit Rechte erzürnten Gott. Werdet liebreich gegen die Abgesonderten. Sind sie gleich im Irrthume, so sind sie darum nicht sträflich. Hat menschliche Schwachheit sie irre geführt — durchs Schwerd bessert man niemals. Woher also der Grundsaz, oder vielmehr die Ungerechtigkeit, die sie durch Strafen zwingen will! Entsagt also diesem, eines Christen un-

wür-

würdigen, Mittel. Es giebt bessere, um sie zu gewinnen. Unschuld der Sitten, Reinigkeit der Lehre, Gründe, die Gottes Wort angiebt, Beweise aus den Traditionen abgeleitet, Mitleiden, Sanftmuth, Umgang — dieses sind die Waffen, deren man sich gegen die Irrende bedienen muß. Strenge erbittert, zwingt sie zur Selbstvertheidigung, Kerker und Galgen vermehren die Wuth.

Ach! wer vermags, ohne Schauer die Unruhen Europens und die traurigen Folgen dieses gefährlichen und strengen Betragens zu schildern! —

Jezt wollte ich endigen, schon erreichte ich den Hafen, und schmeichelte mir, meine Tadler werden jezt keine Versuche mehr machen, und die Betrügerei ihre Pfeile erschöpft haben, als plözlich sich wieder ein verwünschtes Gemurmel erhebt: „Du störst — sagt man — die Ruhe deines Vaters. Du schändest sein Andenken, und sagst mit sehr schlechtem Grunde: daß er jenen Tag, die Schande Frankreichs, das unmenschliche Gemezel (*) wider seine Ueberzeugung, aus

bios,

(*) La Pepeliniere und andere haben dem Andenken des ersten Präsidenten diese schröckliche Beschuldigung aufgebürdet. Allein die dawider vom Sohne angeführten Gründe rechtfertigen den Vater vollkommen. (S. auch oben, S. 51.) Die Uebersezung der Verse

des

bloſſem Gehorſam, entſchuldigte, ja, er habe die Gerechtigkeit der That, in der Mitte des Senats, als obrigkeitliche Perſon, gelobt!"

O du mir ſo heiliger Namen! Aſche, die ich verehre! ich rufe euch zu Zeugen auf, Manen meines Vaters! Auf Euch berufe ich mich wegen meiner Aufrichtigkeit. Dieſe Wahrheit beleidigt euch nicht. Tag und Nacht ſtellt ſich euer Bildnis mir dar, erleuchtet meine Schritte, bemerkt meine Reden, und, wollte ich auf meinem Pfade ſtraucheln, ſo würde es bereit ſeyn, mich zu tadeln. Dieſes Bildnis zeigt mir, wie ein im Lichte ſtralender Richter, den Preiß am Ende der Laufbahn, und ſtellt mir, mich zu ermuntern, die groſſen Eigenſchaften meiner Anherren vor Augen. Ich ſehe, wie ſie durch Muth und Ei-

des Statius, die von Thou auf die Bartholomäusnacht anwandte, iſt folgende: „Aus den Zeiten werde vertilgt jener Tag, der eine ſo ſchwarze Handlung ſahe! zum mindeſten erinnere ſich ſeiner niemand von uns, damit wir die billigere Nachwelt nicht reizen. Laßt uns in Nacht hüllen unſer niederträchtiges Unternehmen, den Schauer der Natur!" (Oben bemerkte ich, daß ich die Stelle in den Wäldern des Stat. nicht fand. Indeſſen habe ich auch die Thebaide ganz durchgegangen, und dieſe Verſe nicht gefunden.)

ser sich auszeichnen, und bei Orleans Belage-
rung (*) ihr treues Blut verſprizen. Ich sehe,
zwei in den vergangenen Jahrhunderten berühm-
te Namen, beide auf den Gipfel der Ehre gestellt,
einen Marne und Armagnac (**), die furs Vater-
land sterben, und durch ihr Blut die Wuth des
Pöbels dämpfen.

Auch dich vergesse ich nicht, der du das Haupt
im Rathe des Friedens warst, würdiger Kanz-
ler, von Gaucy, und will deiner nicht vergeſ-
sen. — Ja, so grosse Männer sind's, denen ich
meine Geburt danke. Alle sind von meinem Stam-
me, oder meiner Verwandschaft. Die Nachwelt
soll mich nicht anklagen, daß ich mich von ihrer
Bahn entfernte. Niemals sahe man mich, durch
entehrende Niederträchtigkeit, am Hofe Ehren
und Reichthümer betteln. Mit meinem Stande
und Vermögen zufrieden, lebte ich ohne Ränke
und Ehrgeiz.

O ihr, der Könige Zuflucht, heut' zu Tage
so nothwendig, Schatten meiner Ahnen! und
du, Anderken meines Vaters, der du von dei-
ner langen Arbeit auf immer frei, im Himmel
eines ewigen Friedens genieſſt! Ihr wißt, daß
ich

(*) Im J. 1429. durch die Engländer.

(**) Wie ein Armagnac unter die Voreltern des von
Ty. zu sezen ist, kann man nicht gerade bestimmen.

ich meiner Geburt treu blieb, treu den wichtigen Aemtern, durch die Frankreich mich ehrte. Indem ich meinem Vaterlande und meinem Könige diente, habe ich nichts euer, nichts meiner Unwürdiges gethan. Wie würde mein Eifer, der keine Sorge und keine Mühe scheuete, von Hasse und Gunst gleich rein war, vielleicht Aufmerksamkeit verdienen, wenn man den Frieden und den Geist der Einigkeit liebte! Gebieten einst die Gesetze der Natur auch über mich, so wird meine Seele ganz rein zu euch eilen. Ich werde ohne Vorwürfe sterben, ohne angesteckt zu seyn von den Grundsätzen unsers undankbaren, liebelosen Zeitalters.

Doch, weil es die Gottheit im gerechten Zorne gestattet, daß man heilsamen Rath nicht mehr hört, daß man den heftigsten Maasregeln sich überläßt — ach! ich habe es schon in jüngeren Jahren vorausgesehen, als ich den Muth der flüchtigen Falken besang — so lasse ich jezt, da mein Leben sich neigt, allen Feinden freies Spiel, und entsage den Aemtern, die sie beneiden (*)!

(*) Nach Heinrichs des IV. Tode legte von Thou das Amt eines Präsidenten à Mortier nieder. Um dieß

se

ſt Zeit alſo ſcheint er das mitgetheilte Gedichte verfaßt zu haben. Er näherte ſich ſeinem ſechzigſten Jahre. Denn als der Monarch gemordet wurde, war er ſieben und fünfzig alt.

Ende der gröſſeren Anmerk. zum fünften Buche.

Denkwürdigkeiten des Herrn von Thou.

Sechstes Buch,

Vom J. 1594 , 1601.

Innhalt.

König Heinrich der IV. wird gesalbt, und Paris unterwirft sich. Neues Parlament daselbst. Verbannung der Jesuiten. Von Thou erhält den Auftrag, an dem Edikte für die Protestanten zu arbeiten. Peter Pithou stirbt. Ueberraschung von Amiens durch die Spanier. Die darüber entstandenen Bewegungen der Parteien. Lob des päpstlichen Legaten, des Kardinals von Florenz. Anekdote von Franz Rabelais. Proceß des Astrologen Beaumont. Sonderbare Erklärung desselben im Verhöre. Proceß des Priesters Ruggieri. Er wird freigesprochen. Verläumdungen des Verfassers. Endliche Abfassung des Edikts von Nantes. Zwist wegen der neuversuchten Publikation des Tridentinischen Conciliums. Der König und die Minister wollen sie durchsetzen. Einwürfe des Herrn von Thou, in einem Staatsrathe vorgetragen. Abermalige Apologie des Verfassers gegen seine Feinde.

Reformation der Pariſer Univerſität und neue Vorſchriften für dieſelbe wegen der jeſuitiſchen Grundſätze vom Königsmorde. Tod der Frau von Thou.

Sechstes Buch.

Vom J. 1594–1601.

(J. 1593.) Während des Reſts des Jahrs arbeitete von Thou an ſeiner Geſchichte, zu Tours wo er ſich mit ſeiner Frau jezt niedergelaſſen, und wohin er, zur Zeit des Waffenſtillſtandes, die nöthigen Bücher und Denkſchriften aus ſeiner zahlreichen und ausgeſuchten Bibliothek von Paris gebracht hatte.

(J. 1594.) Zu Anfange des nächſten Jahrs beſchloß man, den König, der ſich zwar mit der Kirche, aber nicht mit dem Papſte, ausgeſöhnt hatte, zu ſalben. Die Ceremonie wurde zu Chartres durch den Biſchof Nikolaus von Thou verrichtet. Der erſte Präſident und die Parlamentsräthe, die Heinrich dahin gerufen hatte, wohnten der Handlung, ſo wie Herr und Frau von Thou, bei.

Darauf berathſchlagte man über die geheimen Unterhandlungen, die man mit Briſſac wegen

gen der Unterwerfung von Paris angefangen hatte. Anna von Este, Ducheſſe von Nemours und Mutter des Ducs von Mayenne, erfuhrs durch die Kundſchafter, die ſie am Hofe unterhielt. Sie entdekte die Sache ihrem Sohne, wie ſie es ſelbſt in der Folge dem Herrn von Thou bekannte, gegen den ſie die nämliche Freundſchaft beibehielt, die ſie einſt für den erſten Präſidenten, ſeinen Vater, gehabt. Allein der Duc achtete die Nachricht nicht, begab ſich zu ſeinem Heere, und ließ Paris in der Gewalt Briſſacs, deſſen er verſichert zu ſeyn glaubte, der aber ſchon ſeinen Vertrag mit dem Könige gemacht hatte, und die Stadt nach einiger Zeit übergab.

Nach der Salbung gieng von Thou nach Tours, nebſt dem erſten Präſidenten von Harlay, zurüke. Den folgenden März zog der König in Paris ein. Die Mitglieder des Parlaments zu Tours, die dorten ſeit fünf Jahren Recht geſprochen hatten, und immer ſeiner Majeſtät treu geblieben waren, hoften, man werde das Pariſer Parlament nicht eher wieder herſtellen, bis ſie in der Stadt angekommen wären. Allein Franz von O, der Gouverneur dieſer groſſen Stadt war, und nur Gelegenheit ſuchte, die Ehre des Gerichtshofs zu ſchmälern, wollte die Gunſt des

Volks

Volks und die Freundschaft derjenigen Parlamentsglieder gewinnen, die sich mit dem Könige versöhnt hatten. Deßwegen lag er dem Könige sehr an, sie wieder einzusetzen, ohne die Ankunft des ersten Präsidenten zu erwarten. Herr von Harlay war darüber sehr misvergnügt, und konnte sich nicht zufrieden geben, daß man sich eine so schöne Gelegenheit entschlüpfen ließ, den Saamen einer gefährlichen Faktion bis auf die Wurzel auszurotten, und daß man nun sehen mußte, wie die Rebellen, die man begnadigte, hoffen konnten, einst wieder ungestraft sich zu empören.

Doch der unvermuthete Tod des Herrn von O, der sich bald hernach ereignete, verminderte ein wenig seinen Verdruß. Man theilte und verminderte die Gewalt des Pariser Gouvernements, und nun glaubte Harlay; nach dem von O werde jezt ein anderer sich nicht mächtig genug fühlen, die Funken einer fast erloschenen Partei wieder anzufachen.

(J. 1594.) Gegen Ende dieses Jahrs verbannte man die Jesuiten aus Frankreich. Dieser Befehl that dem von Thou leid (*). Auf der einen Sei-

(*) Der Meuchelmord, den Johann Castel gegen Heinrich den IV. versuchte, und die Verhältnisse die-

Seite erkannte er die Nothwendigkeit, die öffentliche Ruhe zu sichern, da die Gefahr, der man entgieng, so groß gewesen war: auf der andern trennte er sich sehr ungerne von Clemens Du Puy, dem Provincial der Jesuiten, einem seiner besten Freunde. Er kam mit Peter Pithou und Nikolaus le Fevre öfters zu ihm, und besaß viele Beredsamkeit, ein gründliches Urtheil und eine tiefe Gelehrsamkeit. Uebrigens bezeugte er bei allen Gelegenheiten, daß er für die Ruhe des Staats die besten Gesinnungen hege.

Karl von Lothringen, Duc de Guise, schloß um diese Zeit seinen Vertrag mit dem Könige. Von Thou und Maximilian von Bethune-Rosny, in der Folge Duc de Sully, wurden gewählt, die Bedingungen fest zu setzen (*).

(J.

dieses Böswichts mit mehreren Jesuiten veranlaßten diese Verbannung. Trotz der Mäßigung, mit der sich hier von Thou über diese Begebenheit ausdrükt, hatte er doch keine gröfferen Feinde, als die Jesuiten. Dieses hat so gar nach seinem Tode fortgedauert.

(*) Chevreux wars nicht allein, der Einwendungen gegen diesen Traktat machte, besonders gegen das Gouvernement von der Provence, das man diesem Prinzen bewilligte. Denn der Anspruch der Vorelteru Karls von Lothringen auf diese schöne Provinz

muß

(J. 1595.) Gegen Ende des Jahrs kamen endlich die Abgesandten von Venedig in Parjs an, nachdem sie lange unterwegens gewesen waren. Sie hatten ein prächtiges Gefolge, und man empfieng sie mit ausserordentlicher Ehrenbezeugung. Von Thou, der zum Botschafter in Venedig ernannt war, erhielt Befehl, ihnen mit Andreas Hurault von Maisse, der von seiner dortigen Gesandschaft zurüke kam, entgegen zu reisen, auch, ihnen während ihres Aufenthalts Gesellschaft zu leisten.

In dem nämlichen Jahre starb der Oheim, Augustin von Thou, Präsident à Mortier. Da der Neffe seit langer Zeit die Anwartschaft hatte, so nahm von Thou nun Besiz von der Stelle, so wenig besondere Lust er dazu fühlte, wie er schon zu Tours gezeigt hatte, als er sie daselbst, während der Gefangenschaft seines Oheims in der Bastille, annehmen sollte, wie oben erzählt wurde. Nach dessen Tode gieng er auch nicht ins Parlament, bis das Leichenbegängnis vorbei war, und er die seinem Anden-

müßte natürlicher weise beunruhigen. Allein man wollte ihn, als einen mächtigen Nebenbuler, dem Duc von Epernon entgegen setzen. Sully entwikelt die Politik, die man hier beobachtete, umständlich in seinen Denkschriften.

Andenken schuldige Pflicht abgestattet hatte.

Dem jungen Prinzen von Condé und seiner Mutter hatte er schon beträchtliche Dienste zu der Zeit erwiesen, als diese Dame wegen des unvermutheten Todes ihres Gatten bevormundet wurde. Dieses nämliche Jahr verwandte er sich auch für sie mit der nämlichen Zuversicht; und als sie der König nach Paris führen ließ, versäumte er keine der Pflichten, die er ihrer Geburt schuldig war, weder im Parlamente, noch bei Hofe. Denn er glaubte, es seie selbst des Königs und des Vaterlands Vortheil, es zu thun. Dieses hinderte aber nicht, daß nicht seine Neider dem, was er that, eine andere Wendung gaben, und seine Treue dem Hofe und dem Parlamente verdächtig machten; weßwegen er auch von beiden Seiten Vorwürfe hören mußte, und lange hernach die Wirkung ihrer Bosheit empfand. Da er aber des Verlustes der Güter so gewohnt war, daß er die Gunst wenig achtete, welche die Höflinge mit so vieler Gierde suchen, und da er für so viele Mühe und Verdruß keine andere Belohnung erwartete, als das Zeugnis eines guten Gewissens, so konnte er sich über dieses Unglüke leicht trösten.

Ehe der König den Marquis von Pisani, den er auf den Rath des Duc von Nevers zum Gou-

ver-

erneur des jungen Prinzen ernannt hatte, nach Poitou schikte, um ihn nach Paris zu holen, so gab er vorher, um den Erfolg der Sache zu erleichtern, zu St. Germain en Laye ein Edikt zu Gunsten der Protestanten, damit die Schwürigkeiten, die sie machen konnten, auf die Seite geräumt würden. Von Thou ließ es im Parlamente ohne Einschränkungen eintragen. (J. 1596.) Dieses Edikt erklärte den neunzehnten Artikel desjenigen, das im J. 1577. ertheilt wurde, noch weiter, und ließ sie, ohne Unterschied mit den Katholiken, Aemter annehmen. Da der Generalprocurator zu erkennen geben wollte, daß er sich widersezt habe, und daher ins Edikt sezen ließ, daß ers mit angehört, nicht, daß er darauf angetragen habe, so beunruhigte dieser Umstand die Protestanten. Denn sie glaubten, man suche dadurch die vorhergehenden Edikte ungültig zu machen. Daher drangen sie in den König, in dem folgenden Jahre ihnen ein anderes zu ertheilen.

Sie wählten die Zeit, als dieser Fürst mit der Belagerung von la Fere beschäftigt war, und übergaben ihm, unter dem Vorwande der Sicherheit ihrer Religion, eine Bittschrift in einer verdrüßlichen Lage seiner Sachen. Die Folgen waren gefährlich. Um ihnen zuvor zu kommen, glaubte der weiſe König, er müsse bei Zeit Anſtalt

kalt machen, ihre Versammlung nicht entlassen; und einen treuen Kommissarius zu ihnen senden, der mit ihnen über die Punkte unterhandelte, die sie vorschlügen.

(J. 1595) Von Thou wurde zu dieser Kommission ersehen, da er am wenigsten daran dachte. Er arbeitete in seinem Hause theils an seiner Geschichte, theils daran, den Verlust zu ersezen, den er seit fünf Jahren an seinem Vermögen erlitten hatte. Dem erhaltenen Befehle zu Folge sollte er sich unverzüglich nach Loudun begeben, ohne einmal vom Könige Abschied zu nehmen. Da er bis daher von denjenigen, von denen ers am wenigsten erwarten sollte, nur Undankbarkeit erfahren hatte, so entschuldigte er sich bei Seiner Majestät, und dem Staatssekretaire Villeroi, der den Befehl unterzeichnet hatte. Denn er sahe voraus, daß die Unterhandlung in dieser Sache, die von der äussersten Wichtigkeit war, ihm den Unwillen Roms und durch die Ränke seiner Neider auch die Ungnade des Hofs zuziehen würde. Um sich zu entziehen, sezte er zweimal das Ansehen seines Freundes, Schombergs, der zu Paris krank lag, in Bewegung. Villeroi aber widersezte sich mit Wärme, und drang in Schomberg, daß von Thou ohne Verzug abreisete, und führte nur dieses zum Grun-

dé an: der Dienſt des Königs heiſche, daß von Thou dieſes Geſchäfte übernehme, weil er in der Sache ſchon gearbeitet habe.

Als von Thou die Vermittlung Schombergs unnüze ſahe, wandte er ſich an Nikolaus von Harlay-Sancy, Oberaufſeher der Finanzen, ſeinen Freund und Verwandten, der es bei dem Könige dahin brachte, daß dem von Vic und Calignon die Kommißion übertragen wurde, zu gleicher Zeit aber erhielt er den Befehl, mit Schomberg nach Tours zu reiſen, um mit den Abgeordneten des Ducs von Mercoeur den Frieden zu unterhandeln, und zwar in Gegenwart ſeiner Schweſter, der Königin Louiſe, der Wittwe Heinrichs des III. Nachdem ſie einige Tage zu dieſem Vertrage angewandt hatten, begaben ſie ſich nach Angers.

In dieſer Stadt erfuhr er zu ſeinem groſſem Leidweſen den Tod des Peter Pithou, dieſes gelehrten Mannes, dem er allen Kummer, alle Entwürfe in eigenen Angelegenheiten und in gelehrten Sachen mitzutheilen pflegte, und der zuerſt in ihm den Entſchluß erwekt hatte, die Zeitgeſchichte zu ſchreiben. Dieſer Verluſt war ihm ſo empfindlich, daß er, einer ſo groſſen Unterſtüzung beraubt, im Begriffe war, das, was er an ſeinem Werke gearbeitet hatte, zu zerreiſſen. Er

zog sich einige Tage in die Einsamkeit zurüke, und verlor viel von seiner natürlichen Munterkeit, als er sich nach allen Seiten umblikte, und niemand fand, der diesen Freund ersezen konnte — niemand, der ihn in seinem Unternehmen leitete. Denn in allem befragte er den Pithou, der in unserer Geschichte wohl unterrichtet war, eine herrliche Urtheilskraft besaß, und Gerechtigkeit und Wahrheit ohne Interesse liebte. Alles, was er bis zum Ende der Regierung Heinrichs des II. geschrieben hatte, wurde von diesem einsichtsvollen Freunde geprüft und verbessert. Ja, als dieser gelehrte Mann starb, war das Manuscript noch in seinen Händen. Bei dem Reste des Werks nüzte also von Thou das Urtheil anderer Freunde.

Nach seiner Rükkehr nach Tours beantwortete er den Troſtbrief, den Jakob Gilles, einer der Parlamentsräthe, der am meiſten Geradheit besaß, über diesen Tod an ihn geschrieben hatte. Er fand hernach auch Gelegenheit, an Casaubon zu schreiben, und wollte diesem berühmten Gelehrten seinen Schmerz mittheilen. Um zu zeigen, wie sehr er Pithou schäzte, und wie sein Verluſt ihn beugte, wiederholen wir den Brief (*), den

(*) S. die Anmerk. 2)

den er an Casaubon schrieb, und den man unter seinen Papieren fand.

(J. 1597.) Der ganze Winter vergieng unter unnüzen Unterhandlungen mit dem Duc von Mercoeur. In der Zeit kamen der von Vic und Calignon, die mit den Protestanten nicht glüklicher gewesen waren, von Rouen zu Tours mit des Königs Befehle an Schomberg und von Thou, jene in ihren Unterhandlungen zu unterstüzen.

Schomberg zeigte sich bereitwillig dazu. Von Thou aber, der die Sache immer als verdrüßlich für sich betrachtete, hätte sich gerne, wie das erstemal, entschuldigt. Da er aber Schombergen nichts versagen konnte, ließ er sich in dieses Geschäfte ein, mit dem in der Folge Calignon und er allein beladen blieben. Denn ehe noch abgeschlossen wurde, schikte der König den Vic nach Lyon, und Schomberg nach Bretagne, um Zurüstungen zum Kriege gegen den Duc von Mercoeur zu machen, der alle Tage neue Hindernisse in den Weg legte.

Die Protestanten hielten damals ihre Versammlungen zu Saumur und Chatellerault, während die königlichen Kommissarien immer zu Tours sich aufhielten, um der Königin Louise desto näher zu seyn, die immer zu Chenonceaux war, und

von

von Zeit zu Zeit Nachrichten vom Duc von Mercoeur erhielt.

Schomberg empfieng erst eine dunkele Nachricht von dem Ueberfalle der Stadt Amiens: sie wurde aber bald durch einen Eilboten des Königs bestätigt, und verbreitete allgemeine Bestürzung. Jeder glaubte das Königreich dem Untergange nahe, und dachte nur an seinen eigenen Vortheil. Die Protestanten und ihre Häupter versammelten sich, weniger um der Religion willen, als um ihre Maasregeln bei dieser unglüklichen Begebenheit zu nehmen. Sie erwarteten dazu nicht die Befehle des Königs, und luden auch weder Schomberg noch den von Thou dazu ein, obgleich dieser sich mit Rechte widersezen konnte.

Der Unfall mit Amiens, das der König wieder zu erobern entschlossen war, theilte die Gemüther. Die nur auf ihren besondern Vortheil dachten, gründeten grosse Hoffnungen darauf. Die andern waren in der That darüber bestürzt. (J. 1597.) Aber der Muth des Königs erreichte seinen Zwek, nahm Amiens wieder ein, und sicherte die Gränzen. Dieses schlug die Bemühungen der Feinde nieder, und nöthigte die Protestanten, die sich einbildeten, unter diesen Umständen seie es jedem Privatmann erlaubt, nur für seine Sicherheit zu denken, daß sie von dem

siegreichen Könige die Punkte, die er ihnen anbot, annehmen mußten. Denn sie glaubten nun, unter einem so grossen Fürsten werde die öffentliche Ruhe leicht wieder hergestellt werden.

Während die Belagerung von Amiens sich verzog, und noch unentschieden war, drang von Thou öfters in die Ducs von Bouillon und de la Tremouille, sie sollen Völker werben, und sie ins Lager vor Amiens führen. Sonsten werden sie sich den Haß des Publikums aufladen, und das Parlament weniger geneigt seyn, das für sie günstige Edikt einzutragen, da sie es ohnehin durch neue Bedingungen immer weiter auszudehnen Lust hatten. Allein die Unordnung war so groß, die Gemüther so eingenommen, daß sie keinen, ihnen vortheilhaften, Entschluß fassen konnten, und denjenigen nicht folgten, die ihnen guten Rath ertheilten (*).

Der Duc von Bouillon begab sich daher mit den Völkern, die er auf des Königs Kosten in Limousin auf die Beine gebracht hatte, nach Auvergne und Givaudan, wo Montmorenci-Fos-

seuse

(*) Wirklich beleidigte ihr Betragen den König, und es ist entschieden, daß sie hier keine Probe ihres Patriotismus gaben. Nicht dem Interesse ihrer Religion, sondern ihrem besondern Ehrgeize, opferten sie den Staat auf.

ſtuſe den Krieg erneuert hatte — der Duc de la Trimouille aber blieb mit der, in Poitou auf dem nämlichen Fuß zuſammengebrachten, Mannſchaft in dieſer Provinz unthätig, und weder der eine noch der andere kamen dem Könige zu Hülfe.

Mit Rechte konnte Heinrich dieſes Betragen nicht vergeſſen, und als von Thou, der ſo oft und ſo lebhaft, ſie zu einem beſſern ermuntert hatte, ſie doch in den Briefen an ſeine Majeſtät entſchuldigte, ſo nahm der König ſeine Entſchuldigungen übel, und man ſahe ihn zu der Zeit, als das Edikt ihrentwegen beſtätigt wurde, ſcheel an. Allein redete er gleich öffentlich zu ihrem Vortheile, ſo wohl vor dem Publikum als dem Könige — er, der ſie insgeheim ſo freimüthig tadelte — ſo geſchahe es nicht, um ſich ihre Gunſt zu erwerben, ſondern um zu verhindern, daß nicht ein Privatfehler die Abſchlieſſung einer allgemeinen Sache verzögerte, von der die Ruhe des Staats abhieng, und die Heinrich ſelbſt ſo nothwendig fand.

Denn diejenigen, die mit der Ligue noch geheime Verbindungen unterhielten, ergriffen dieſe Gelegenheit, wie wenn der Zufall ſie ihnen angeboten hätte. Um die Gemüther der Proteſtanten zu reizen, ſtellten ſie ſich auf der einen Seite, wie wenn ſie ſich ihrer annähmen, damit ſie dem

Könige verhaßt, und das Betragen seiner Kommissarien verdächtig würde — auf der andern beklagten sie sich beständig bei dem Kardinale von Florenz, Legaten in Frankreich, der damals zu Paris war. Durch die Ränke dieser Faktion wurde die Untersuchung der Artikel des Edikts eben so sehr erleichtert, als der Beifall desselben beim Publikum und dem Hofe und seine Annahme beim Parlamente erschwert wurde.

Hier muß er auch der Mäßigung und Billigkeit des Legaten Gerechtigkeit widerfahren lassen. So oft von Thou sich an dem Versammlungsorte einfinden sollte, besuchte er ihn im Namen des Königs, um ihm wegen der Schwürigkeiten, die sich bei einigen Artikeln fanden, Bericht zu erstatten, und dieses ereignete sich oft. Immer fand er bei dem Kardinale viele Geradheit und Uneigennüzigkeit. So sehr er seinem Charakter treu blieb, war er doch überzeugt, man müsse denjenigen, denen der König diese Kommißion und sein Interesse anvertraut hatte, die Sorge überlassen, mit Klugheit und Freiheit zu handeln. Nie schied er von Herrn von Thou, ohne ihm Beweise seines Zutrauens und guten Willens zu geben. Nur bezeugte er, man möchte die Unterhandlung so führen, daß man dem Könige und seinen Ministern keine Partei-

lich-

lichkeit schuld geben könnte, und daß nichts vorgebracht würde, was nicht die Sache selbst und die Ruhe des Staats erfordere.

Zur Zeit der Wiedereroberung von Amiens begaben sich von Vic und von Thou mit der Post dahin, um dem Könige die Artikel vorzulegen, über die man mit den Protestanten übereingekommen war. Dieser Fürst aber, der eine kleine Reise in Artois gemacht hatte, antwortete erst bei seiner Rükkunft nach Dourlans. Um diese Zeit wurden auch Villeroi und der Präsident Richardot wegen der Zeit und des Orts einig, um über den Frieden zwischen den beiden Kronen (*) zu handeln.

Auch der Legate begab sich einige Zeit hernach nach Verbins, wo Pompone von Bellievre und Nikolaus Brulard von Sillery ihm in des Königs Namen Besuch abstatteten; um mit den Deputierten des Königs von Spanien zu unterhandeln. Doch die Sache endigte sich erst im nächsten Jahre.

Heinrich, der nun für die Scherheit der Gränzen gesorgt hatte, ließ den Connetable Montmorenci in Amiens, und kam mit wenigen Völkern ins Anjou. Er wollte, wie man darüber einig geworden war, die Ducs von Bouillon und de

la

(*) Frankreich und Spanien.

la Tremouille höflich aufnehmen, die ihm in Saumur aufwarteten. Von da gieng der König nach Angers, wo er die lezte Hand an das Edikt wegen der Protestanten legte. Da aber einige neue Schwürigkeiten sich äusserten, wurde es erst zu Nantes vollends ins Reine gebracht, daher es das Edikt von Nantes heißt (*).

Ehe der König ins Anjou kam, hatten Caligon und von Thou, die sich nach Saumur und Chinon begeben hatten, einige kleine Ebentheuer, die zwar an sich wenig merkwürdig sind, aber in dem Leben eines Privatmanns doch erzählt werden dörfen.

(J. 1598.) Sie waren zu Chinon in einem grossen Hause abgetreten, das einst dem Franz Rabelais gehört hatte — diesem berühmten Arzte, der in der griechischen und lateinischen Sprache so gelehrt, und auch in seiner Profeßion so geschikt war. Gegen Ende seines Lebens gab er das Studieren auf, und überließ sich ganz der Völlerei und dem Schmaussen. Lustig seyn und Scherzen — behaup-

(*) Dies ist das berühmte Edikt, dessen Wiederruf Frankreich so viel schadete. Es bedurfte viele Jahre, bis Vernunft und gesunde Philosophie die Freiheit erhielten, ihre Stimme wieder zu erheben. Bis jezt hat man mehr Palliativmittel gebraucht, als das Uebel von Grunde geheilt. Doch die Zeit ist ein grosser Lehrmeister.

behauptete er — komme dem Menschen hauptsächlich zu, und überließ sich daher ganz dieser Neigung. Er hatte ein sehr geistreiches Buch verfaßt, worinnen er mit der Freiheit eines Diogenes und einer übertriebenen Spaßhaftigkeit seine Leser, unter geborgten Namen, durch das Lächerliche unterhält, mit dem er alle Lebensarten und alle Stände des Königreichs darstellt.

Das Andenken an diesen angenehmen Mann, der sein ganzes Leben und selbst sein Studieren angewandt hatte, Freude zu verbreiten, ermunterte den Präsidenten von Thou und Calignon mit seinen Mannen darüber zu scherzen, daß seine Wohnung ein Wirthshaus, wo man beständig schmauste, sein Garten der Versammlungsplaz der Einwohner an Festtagen, und sein Bücherzimmer ein Weinkeller geworden waren.

Folgendes Ereignis aber verdient noch mehr Aufmerksamkeit. Die Richter zu Angoulesme hatten einen gewissen Beaumont, der sich für einen Edelmann ausgab, wegen Zauberei verdammt. Da er ans Parlament appellierte, und also nach Paris geführt wurde, so hielt ihn eine Dame vom ersten Range, die aber in dergleichen Sachen allzuvorwizig war, zu Chinon auf. Er blieb nur einige Tage mit vieler Freiheit daselbst. Alsbald verbreitete sich das Gerichte, er habe erstaunende

Din-

Dinge gesagt und gethan. Gilles von Souvré, Gouverneur von Tours, der sich zu Chinon befand, wünschte, ihn zu sehen und zu befragen, wozu auch von Thou die Erlaubnis gab. Da aber Souvré von ihm verlangte, er sollte es selbst thun, so entschuldigte sich von Thou damit, daß er als Präsident des Pariser Kriminalgerichts ihn vielleicht in Paris selbst verhören müsse. Calignon nahms daher auf sich, wozu er auch sehr wohl taugte. Denn, ausser den schönen Wissenschaften, verstund er seine Philosophie, Mathematik und Rechtsgelehrsamkeit sehr gut.

Nach den gewöhnlichen Fragen befragte er ihn sehr genau über die Grundsätze, Wirkungen und Vortreflichkeit der Zauberei, über diejenigen, die Profeßion davon machten, und über alles, was er vor und nach seiner Verdammung gethan habe. Souvré und von Thou hatten sich in die Vertiefung eines Fensters gestellt, um nicht entdekt zu werden. Calignon gewann über den Angeklagten, der sich schon in Freiheit wähnte, so viel, daß der Unglükliche Zutrauen zu ihm fühlte, und ihm vieles gestund, das er in der Folge, als man ihm, wider sein Erwarten, den Proceß zu Paris machte, nicht mehr bekannte.

Die wichtigsten Punkte dieser peinlichen Frage, oder vielmehr Konferenz, sind ungefehr folgen-

gende. Beaumont behauptete: die Zauberei, von der er Profeßion mache, seie die Kunst, mit den Genien umzugehen, die ein Theil der Gottheit, und von denen sehr unterschieden seien, mit welchen die Hexenmeister Umgang haben. Denn diese seien nur niedrige Sklaven des Teufels und grosse Ignoranten, deren die bösen Geister sich bedienen, um den Menschen durch Gift und durch verabscheuungswürdige Reize zu schaden, anstatt, daß die Weisen, die nur Gutes thuen, den Genien befehlen, und durch den Umgang mit ihnen die verborgensten Geheimnisse der Natur lernen, wovon nie jemand geschrieben habe. Sie eröfnen den Menschen die Zukunft und zeigen ihnen, wie sie Gefahren vermeiden, das Verlohrene wieder finden, in einem Augenblike sich von einem Orte zum andern begeben, die Freundschaft zwischen Eltern und Kindern unterhalten, auch zwischen Mann und Frau, überhaupt zwischen allen, denen man Freundschaft schuldig ist. — Mit Einem Worte; die himmlischen Geister, die in der Luft wohnen, die Wohlthäter der Natur, die niemanden Leids thun, seien seine Gesellschafter, diejenigen aber, die sich im Mittelpunkte der Erde befinden, und über die Hexenmeister gebieten, seien böse Geister, und nur fähig Böses zu thun. Viele Weisen finden sich in der Welt, die von dieser er-

habe.

habenen Philosophie Profeßion machen; z. B. in Spanien, zu Toleda, zu Cordoua, zu Grenada und an vielen andern Orten; ehemals seie sie in Deutschland blühend gewesen, seit Luthers Ketzerei aber habe sich die Ausübung derselben beinahe verloren; in Frankreich und England erhalte sie sich in gewissen vornehmen Familien durch Tradition; man lasse die Erkenntnis dieser Mysterien nur Auserwählten zu, aus Furcht, durch Ausbreitung unter Unheiligen möchte die Kenntnis so grosser Geheimnisse unter den Pöbel, und unter unwürdige Leute kommen.

Darauf sprach er von allen Wundern, die er zum Nuzen derjenigen, welche ihre Zuflucht zu ihm nahmen, gethan hatte, und dies mit einer so zuversichtlichen Miene, daß, statt einer gottlosen und strafbaren Ausschweifung, er von einer gewissen und anerkannten Wahrheit zu reden schien. Hierauf führte man ihn ins Schloß zurüke. Von Thou ließ ihn daselbst genau bewachen, und Soubré, der diese Unterhaltung mit angehört hatte, konnte sich nicht genug über die Hartnäkigkeit dieses Elenden verwundern. Er erhielts von der Dame, die ihn so lange aufgehalten hatte, daß man ihn unverzüglich nach Paris zurükführen durfte, das noch vor der Rükreise des von Thou dahin geschahe. Beaumont bekannte daselbst

ſelbſt nichts von dem, was er zu Talignon geſagt hatte, man verurtheilt ihn nach den Unterſuchungen, die zu Angouleſme angeſtellt worden waren, und beſtrafte ihn mit dem verdienten Tode b).

Wie der König noch zu Nantes war, ſo gaben ihm Johann Valel, und Johann Calhouet, Bretagniſcher Edelmann, ehemals Meſtre de Camp unter den Völkern des Ducs von Mercoeur, Nachricht; ein Prieſter, Namens Coſme Ruggieri, mache durch Hülfe der verabſcheuenswürdigſten Zauberei Verſuche gegen das Leben Sr. Majeſtät; unter dem Vorwande, daß er mahlen könne, habe man ihm ein Zimmer in dem Schloße eingeräumt, und er ein Bild von Wachs, dem Könige ähnlich, gemacht, welches er alle Tage unter Ausſprechung gewiſſer barbariſcher Worte durchſteche, um den König nach und nach ſterben zu laſſen.

Die Ankläger übergaben ihre Denkſchrift mit unterzeichneten Namen. Der König trug dem von Thou und Karln Turcant die Unterſuchung auf. Dieſer Coſmus Ruggieri war der nämliche, der vor fünf und zwanzig Jahren, kurze Zeit vor Karls des IX. Tode, wegen ähnlicher Miſſethaten auch peinlich befragt worden war. Er antwortete dem von Thou: es ſeie eine Verleumdung ſeiner

Fein-

Feinde: seine Richter haben seine Unschuld erkannt, und ihn auf ehrenhafte Art wieder entlassen; es seie wahr, er besize besondere Kenntnis der Astrologie, und wenige können so gut, wie er, die Nativität stellen: er habe, mit Hülfe derselben vielen Personen mehrere Begebenheiten vorausgesagt, und um dieses Umstands willen man ihn des Umgangs mit bösen Geistern bezüchtigt: allein dieses alles seie natürlich: seien seine Prophezeiungen eingetroffen, so dörfe man nicht daraus schliessen, daß er strafbar seie: die Liebe, die er seit so vielen Jahren gegen seine Majestät beibehielt, gelte als ein Beweis seiner Unschuld und seines Abscheu's vor dem Laster, dessen man ihn anklagte. Den Tag nach dem Bartholomäusfeste, als der König von Navarra (*) und der Prinz Condé in der Gewalt des Königs (**) waren, habe die Königin-Mutter (***), die vielen Glauben an ihn hatte. Die Nativität der Prinzen von ihm verlangt, und er geantwortet: sie seien bereits aufs genaueste gestellt, und nach den Regeln derselben habe der Staat nichts von ihnen zu fürchten: diese Versicherung habe sie gerettet, und gegen die Entwürfe geschüzt, die man gegen ihr Leben faßte:

dem

(*) Heinrich der IV.
(**) Karls des IX.
(***) Katharine Medicis.

Univ. Bibl. München

dem Franz de la Roue, der damals an den Hof kam, habe er diese Umstände entdekt, und ihn aufgefordert, sie dem Prinzen auf eine feine Art zu wissen zu thun, und sie in seinem Namen zu ermahnen; wollen sie die Gefahr vermeiden, die ihnen drohe, so möchten sie seiner, der Königin-Mutter gegebenen, Antwort gemäß handeln: nur die Liebe zu ihnen, und nicht die Erfahrungen seiner Kunst, habe ihm diese Antwort angegeben, weil die Astrologie da nichts entdeken könne: er hoffe, seine Majestät werde einen so grossen Dienst nicht vergessen haben, und überzeuge sich, nach solchen Beweisen seiner Ergebenheit werde Heinrichs Großmuth nicht gestatten, daß er solchen Verläumdungen alle Tage ausgesezt seie.

(J. 1598.) Von Thou hinterbrachte diese Antwort dem Könige. Dieser Fürst gieng einigemale im Zimmer auf und ab, und sagte dann: er erinnere sich, daß la Roue mit ihm davon gesprochen habe: er seze sein Vertrauen nur auf Gott, und fürchte nichts von dergleichen Zaubereien, die nur auf diejenigen Einfluß haben, die der göttlichen Vorsehung nicht trauen.

So endigte sich Ruggieri's Proceß, und man sezte ihn in Freiheit. Er hatte bei den Damen des Hofs Eingang gefunden, und durch sie ihm der König in der Stille Gnade versprochen.

Ich

Ich mußte mich bei dieſer Sache (*) etwas länger aufhalten, weil dieſer Laſterhafte den Uebermuth hatte, bekannt zu machen: was von Thou nach ſicheren Beweiſen von ihm erzählte — noch dazu geſchahe dieſes bei dem Jahre 1573. in ſeiner Zeitgeſchichte, deren Abſchnitt damals noch nicht gedrukt war — das betreffe nicht ihn: von Thou habe ſich durch die Aehnlichkeit des Namens mit einem gewiſſen Gärtner, der damals wegen des nämlichen Verbrechens angeklagt worden ſtie, in den Irrthum führen laſſen. Ja, er hatte die Unverſchämtheit, um einen Gehalt zu bitten, der ihm bewilligt wurde, die Geſchichte zu verfaſſen.

Allein um das Gegentheil von dem zu beweiſen, was Coſmus Ruggieri behauptet, darf man nur das von ihm unterzeichnete Geſtändnis leſen, das noch in den Händen Karls Turcant, dieſes unbeſtechlichen Richters, ſich befindet. Er bekennt darinnen, er ſeie es ſelbſt geweſen, zwar mit Unrecht

(*) In der Denkſchrift des Herrn von l'Etoile findet man auch einen Brief von Paſquier über dieſe Sache. Die Uebereinſtimmung dieſer verſchiedenen Berichte mit der Erzählung des Herrn von Thou beweiſen die Wahrheit von dieſer. Ruggieri war einer der Böſewichte, die durch ihre Ränke nicht nur der Gefahr zu entgehen, ſondern ſo gar Belohnungen zu erſchleichen wiſſen, die nur der Tugend gebühren.

recht angeklagt, aber mit Ehren wieder entlassen, wie ich oben erzählte. Auch hier lügt er unverschämt. Denn aus den Parlamentsregistern ist erwiesen, daß man ihn nach der peinlichen Frage auf die Galeeren schikte, von denen er nur durch das Ansehen der Höflinge befreiet wurde) Denn diese sind für Wahrsager sehr eingenommen, und entzogen ihn also, auf dem Wege nach Marsille, der Kette, und führten ihn so gar an den Hof zurüke.

Selbst diejenigen, die den guten Namen des Präsidenten von Thou durch alle mögliche Verleumdungen so hartnäkig verschwärzen, wagtens nicht zu läugnen, daß dieser Cosmus Ruggieri, der unter Karls des IX. Regierung wegen des Verbrechens der Magie peinlich befragt wurde, der nämliche war, der zu Nantes zur Zeit Heinrichs des IV. in Untersuchung kam. Denn sie kannten ihn allzuwohl. Was thaten sie nun, um sich keine Gelegenheit entschlüpfen zu lassen, den von Thou in bösen Ruf zu bringen? sie sagten: er habe sich das boshafte Vergnügen gemacht, einen Priester mit einem so abscheulichen Verbrechen zu beladen. — Diese unverschämten Verleumder sollen also wissen, daß Ruggieri zur Zeit, als er peinlich befragt wurde, die Orden

noch

noch nicht hatte. Denn als von Thou ihn darüber befragte, und ihm seine Sterndeuterkunst vorrükte, als ein Verbrechen, das jedem Christen, noch mehr aber einem Priester verboten seie: so entschuldigte er sich, so gut er konnte, und versicherte durch einen Schwur: seitdem er die Orden empfing, das lange hernach geschehen seie, habe er niemanden mehr das Horoscop gestellt, wie man aus seinen Antworten ersieht, die Herr Turcant noch aufbewahrt.

Ob Herr von Thou irrte, daß er eine so schlimme Meinung von diesem Manne hatte, mag auch sein abscheuliches Ende bezeugen. Er, der in so tiefer Heuchelei gelebt hatte, verrieth beim Tode seine Abneigung vor dem Christenthum. Da er die Sakramente nicht empfangen wollte, welche die Kirche den Gläubigen ertheilt, so legte man ihn an einen ungeweihten Plaz, nicht nur zum Aergernisse des Publikums, sondern noch mehr zur Schande derer, die am Hofe einen so verabscheuungswürdigen Betrüger in Schuz nahmen.

Die ganze Zeit, die von Thou den Geschäften entziehen konnte, widmete er der Zeitgeschichte. Als das Edikt von Nantes nach vielen Schwürigkeiten, die das Privatinteresse einstreute,

te,

te, endlich gefigelt war, bat er den König, ehe er Bretagne verließ, um Erlaubniß, nach Paris zurüke kehren zu dörfen. Am Ende des Mai kam er mit Calignon, seinem unzertrennlichen Gesellschafter, da an.

(J. 1599.) Die Meisten daselbst waren der Meinung, man solle die Bestätigung des Edikts beim Parlamente betreiben, ehe die Liguisten, die im Herzen nicht damit zufrieden, aber durch das Glük des Königs gedemüthigt waren neue Ränke oder Bewegungen machen könnten. Dieses war auch des von Thous Meinung, der die Sache einmal für allemal geendigt sehen wollte, damit die Unruhigen keine Zeit gewännen, sich zu wiedersezen. Denn er glaubte, nach dem Frieden, den ein so guter und weiser König dem Staate geschenkt hatte (*), werde jedermann sich seinem Willen unterwerfen.

Doch der Legate, dem der Staat so viele Verbindlichkeit hatte, bat um den Aufschub der Sache bis nach seiner Abreise, und erhielt ihn. Der Duc von Bouillon nahms auf sich, die Genehmigung der Protestanten auszuwirken, und zu

(*) Zu Vervins den zweiten Mai 1598. mit Spanien geschlossen.

verhindern, daß sie nicht unzufrieden würden. So wurde die Sache bis aufs nächste Jahr verschoben, und das Edikt endlich nach vielen Schwürigkeiten und langem Verzuge im Anfange der Fasten angenommen.

Man hatte die Hindernisse, die sich bei der Annahme zeigen würden, vorausgesehen, daß also die Gegenwart des Herrn von Thou, dem die Kommißion aufgetragen war, bei der Sizung nothwendig seie. Da aber von Thou seit seiner Ernennung zum Botschafter von Venedig nicht mehr aus dem Hause gieng, so schikte man den Präsidenten Anton Seguier an seiner Statt. — Alles übrige, was die Annahme des Edikts betrift, ist in dem hundert und zwei und zwanzigsten Buche der Zeitgeschichte nach der Länge erzählt.

(J. 1599) Das nämliche Jahr war für ihn auch durch den Verlust dreier Männer traurig, die entweder seine Verwandten oder seine besten Freunde waren. Es starben nämlich um diese Zeit der Herr von Schomberg, der Kanzler von Cheverni und der Marquis von Pisani.

Hier müssen wir auch noch etwas umständlicher erzählen, was sich um diese Zeit wegen der Kir-

Kirchenversammlung von Trient ereignete. Denn weil die Sache nicht durchgesezt wurde, so hat er ihrer in seiner allgemeinen Geschichte nur mit Einem Worte erwähnt.

Nach der Annahme des Nantischen Edikts zu Gunsten der Protestanten verursachten dem Könige noch verschiedene Sachen Verdruß. Um die Katholiken zu beruhigen, deren Misvergnügen durch die Erbitterung der Liguisten genährt wurde, schien es nöthig zu seyn, einen Hauptstreich auszuführen, der den Schaden ersezte, den die Katholiken durch die den Protestanten zugestandene Gnade erlitten zu haben glaubten. Unter andern Bedingungen hatte der Papst dem Könige auferlegt, das Tridentinische Concilium anzunehmen, und man drang nun auf die Ausführung, die so oft versucht und eben so oft verworfen wurde.

Villeroi behauptete: es seie der Wille des verstorbenen Königs gewesen, und war daher einer der wärmsten Beförderer (*). Seine Freun-

(*) Auch Bellièvre, der Vertraute Villeroi's, dem man den Kardinalshut für seinen Sohn versprochen hatte, arbeitete mit allen Kräften an der Annahme des Conciliums. (Manuscripte der königlichen Bibliothek und der Herren Saint-Marths.)

de unterſtüzten ihn mit allem Eifer, und alle beredeten einmüthig den König: weil ers dem Papſte verſprochen habe, ſo könne er die Umſtände nicht vortheilhafter finden, die Katholiken zu begünſtigen, die über die Bekanntmachung des Edikts von Nantes verdrüßlich ſeien; die Proteſtanten zürnen nicht darüber, und ſie berufen ſich auf zwei der vornehmſten von ihnen, als Zeugen, nämlich den Duc von Bouillon und den von Roſny, die ſie beredet, daß die Reformierten kein Intereſſe haben, ſich der Publikation des Tridentiniſchen Conciliums zu widerſezen: das Edikt des Königs, das er darüber ertheilte, müſſe dafür ſorgen, daß dadurch ſeinen Rechten, den Rechten der Krone, den Freiheiten der Gallikaniſchen Kirche, und den durch das Pacifikationsedikt feſtgeſezten Artikeln kein Eintrag geſchehe. Auf dieſe Bedingungen werde der Staat immer ſeine Sicherheit finden, ſo wohl in Anſehung ſeiner Würde, der Ehre und der Freiheiten der Gallikaniſchen Kirche, als auch der Zufriedenheit der Proteſtanten. Es ſeie alſo nicht nothwendig, daß das Parlament, welches das Edikt annehmen ſolle, die Artikel des Conciliums ängſtlich und umſtändlich unterſuche, noch die Publikation verſchiebe.

Nach-

Nachdem ſie nun den Hof, wie ſie glaubten, gewonnen hatten, ſchien ihnen nichts übrig zu ſeyn, als diejenigen Parlamentsglieder auf ihre Seite zu ziehen, die ſie für die hartnäkigſten hielten, beſonders den erſten Präſidenten (*), von dem ſie glaubten; er werde ſich mehr widerſezen, als ieder andere. Da er aber damals krank und bettlägerig war, ſo ließen ſie den vornehmſten Staatsräthen im Namen des Königs anſagen, ſich in das Haus des Präſidenten zu begeben, und es zu gleicher Zeit dem Präſidenten ſelbſt melden, ohne ihm die Abſicht des Königs zu entdeken. Anfangs entſchuldigte er ſich, ſeine Krankheit erlaube ihm nicht, die Ehre anzunehmen, die der König ihm erweiſen wolle: dann ſezte er hinzu: da er an dieſem Tage Arznei genommen habe, ſeie er nicht im Stande, von Staatsſachen zu ſprechen.

Die Abſicht der Faktion, die mit ſolcher Wärme und ſolchen Ränken die Bekanntmachung des Conciliums betrieb, war, den erſten Präſidenten durch den unvermutheten Beſuch des Königs in Verwirrung und auſſer Stand zu ſezen, in ſeiner Gegenwart durch ſtarke Gründe über eine Materie zu antworten, auf die er ſich nicht vorbereitet hat-

(*) Achilles von Harlay.

hatte — oder wenigstens ihn durch dieſe vorläufige Berathſchlagung zu verhindern, daß er alsdann im Parlamente ſeine Meinung nicht ſo kräftig ſagte, als ers ſonſten thun möchte.

Schon ſaß der König in der Kutſche, um zu dem erſten Präſidenten zu fahren, als er die Entſchuldigung vernahm, und ließ daher zu Zamet (*) umwenden, dem von Thou aber ſagen, er ſolle ſich in den Staatsrath begeben. Er fand ſich daher nebſt la Gueſle, dem Generalprocurator, ein, ohne zu wiſſen, wovon die Rede ſeyn ſollte. Bei ſeiner Ankunft erſtaunte er, ſich von allen Präſidenten allein zu ſehen, und merkte alſo die, ihm von denen gelegte, Schlinge, die ihn perſönlich verdächtig machen wollten, glaubte daher, er müſſe ſich vorſichtig betragen, und weder ſeinen Neidern noch ſeinen Feinden eine Blöße geben, beſonders da der von Maiſſe ihm heimlich entdekt hatte, wovon die Rede ſeyn ſollte.

Kaum war er eingetreten, als Heinrich ihn eine Zeitlang wegen der Konferenz unterhielt, die zwiſchen Du Perron und Pleſſis Mornay auf

Tapet

(*) Z. war ein Liebling Heinrichs, den er oft beſuchte. Mehreres von ihm findet man auch in Sully's Nachrichten.

Tapet gekommen war, und ihm hierauf sagte: er seie entschlossen, dem Papste wegen Bekanntmachung des Tridentinischen Conciliums den Gefallen zu thun. Nun nahm sich von Thou die Freiheit, ihm die Folgen davon vorzustellen, und sezte, um ihn zu überzeugen, hinzu: „Seit sieben und dreißig Jahren seie mehreremalen der Versuch vergeblich gemacht worden, zuerst unter Karln dem IX., dann unter Heinrich dem III., einem für die katholische Religion eifrigen Fürsten und erklärten Feinde der Protestanten: seine Majestät möchten hieraus abnehmen, wie viele Schwürigkeiten sich in den Weg stellten, die bis jezt noch nicht weggeräumt seien. Die Sache verdiene also wohl, mit Muße untersucht zu werden, und man müsse, alles Interesse bei Seite gesezt, jeden Artikel, zuerst im Staatsrathe und dann im Parlamente, reißich überlegen. Er bitte seine Majestät, nicht in ihn zu dringen, daß er seine Meinung jezt gleich sage, weil er diese wichtige Materie nicht voraussehen konnte, über die er in dem Parlamente seine Stimme in der Ordnung geben müsse."

Als er sich auf diese Art entschuldigt hatte, begab sich der König mit seinen vornehmsten Ministern aus dem Vorzimmer, in dem er bisher

war,

war, in ein Kabinet. Hier hieß er die Gesellschaft sich niederlassen, setzte sich auf ein Bette, und sprach: „Er seie entschlossen, das Versprechen vollziehen zu lassen, das ihm seine Procuratoren in Ansehung der Publikation des Tridentiner Conciliums gegeben habe. Seine Vorfahren seien davon abgehalten worden, nicht so wohl durch die Gefahr der Publikation, als durch den übeln Willen derjenigen, denen sie die Sache aufzuzwingen. Man dörfe aber nichts deßwegen fürchten: er werde seine Rechte und die Freiheiten der Gallicanischen Kirche gegen die Anmaßungen derer schon zu schüzen wissen, die sich keiner anderer Waffen bedienten, als der Ränke und Künste. Auch die Protestanten dörfen von ihrer Seite ruhig seyn, weil sie ihre Sicherheit in den Artikeln des Edikts finden, das er ihnen zugestanden habe. Selbst der Duc von Bouillon und der Marquis von Rosny, die hier zugegen seien, gestehen, daß die Publikation ihnen keinen Nachtheil bringe. Nicht mehr nur ein Kardinal von Lothringen verlange es, sondern der König in Person, der eben so weit von bösen Absichten entfernt, als er im Stande seie, seine Unterthanen durch die Liebe zu ihnen und durch die Gewalt der Waffen bei dem Frieden zu erhalten, den er ihnen durch seine Klugheit verschaft habe.

Er

Er wünsche daher, daß die Gefälligkeit, die er hier dem Papste erweisen wolle, dem er Verbindlichkeit habe, mit einer guten Art geschehe, ohne daß man an die Gräuel der vergangenen Zeit erinnerte. Das Parlament solle sich also seines, in dergleichen Fällen gewöhnlichen, Widerspruchs enthalten, und in die Publikation willigen, ohne die besonderen Artikel des Conciliums allzustrenge zu untersuchen. Doch möge es immerhin zur Behauptung unserer Freiheiten einige Klauseln hinzufügen."

Diese Anrede wurde von dem Kanzler Belliévre und von Villeroi mit grossem Beifall aufgenommen. Sie sagten: „Die offenen Briefe sien mit diesen nämlichen Klauseln bereits unterzeichnet und gesigelt. Es bleibe also nichts übrig, als sie in das Parlament zu senden, damit die Sache daselbst ohne Umstände und weitere Bedingungen zum Schlusse komme."

Hierauf sahen alle einander an, und beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Endlich erhielt von Thou den Befehl vom Könige, zu reden. Er entschuldigte sich zum zweitenmale damit: da er seine Meinung im Parlamente zu sagen verbunden sie, so würde dieser allzufrühe Antrag ihm

die

die Freiheit daselbst rauben. Allein der König drang in ihn: er solle seine Gesinnung mit eben der Zuversicht vortragen, wie ers im Parlamente thun würde. Als er sich nun dazu genöthigt sahe, sprach er: „Aus der Rede so wohl des Königs als seiner Minister ersehe ich, daß die Absicht Seiner Majestät ist, nicht nur das Concilium anzunehmen, sondern es auch ohne weitere Erörterung, ohne andere Bedingungen, als die schon beigesetzten, bekannt zu machen. Weil aber der König mir nicht nur befiehlt, sondern auch gnädigst erlaubt, meine Meinung frei zu sagen, so halte ich mich für verbunden, seiner Majestät zu erklären, daß sie im Parlamente Schwürigkeiten finden wird, die von dem, was man sie bereden wollte, sehr verschieden, und seinem Entschlusse zuwider seyn möchten."

„Gewis wird das Parlament sich genau von allen Umständen unterrichten, und jeden Artikel prüfen. Seit der Errichtung unserer Monarchie, der mächtigsten in der Christenheit, hat man kein Beispiel eines auf diese Art angenommenen Conciliums. Selbst die für die Religion eifrigsten Könige, welche auf die Kirchenzucht am strengsten hielten, legten nie ihre Hand an das Heiligthum. Sie überliessen die Sorge für kirchliche

Sa-

Sachen ihren Prälaten, die, in ihrem Namen, die Ausübung der Disciplin, den Konstitutionen und heiligen Dekreten der Kirchenversammlungen gemäß, feste sezten. Das nämliche thaten die Kaiser und Könige des zweiten Stamms (*), zum Besten des Staats, und befanden sich wohl dabei. Die Beweise davon findet man in den Kapitularien Karls des Grossen, Ludwigs des Frommen, Lothars, und anderer Könige, deren Beispiel nachzuahmen ist. Vor nicht gar zweihundert Jahren kamen unsere Theologen von den Concilien von Costanz und Basel zurüke, denen sie angewohnt hatten, und schlugen nun vor, und drangen darauf; man solle die Entscheidungen derselben zum Vortheile so wohl der allgemeinen, als auch der französischen Kirche besonders, annehmen. Darüber wurde die berühmte Zusammenkunft zu Bourges gehalten, wo auf Befehl des Königs, in Gegenwart der Prälaten, der Grossen des Reichs und der Deputierten der Parlamente, jeder Artikel der Concilien, einer nach dem andern, mit Aufmerksamkeit geprüft, und wegen derjenigen, bei denen sich eine Schwürigkeit äusserte, der Papst ausdrüklich durch eigene Eilboten befragt wurde."

„End.

(*) Der Karolinger.

„Endlich wurde, im Namen Karls des VII., derjenige Schluß abgefaßt, den man die pragmatische Sanction nennt, von allen Ständen des Staats angenommen, in allen Parlamenten, als ein ewiges und heiliges Gesetze, publiciert, und gilt noch heut' zu Tage, nach der Lehre unserer gründlichsten Theologen, als unverletzlich. Dieses ist auch das einzige Beispiel der Publikation eines Conciliums in Frankreich. So bald daher von dem Tridentinischen die Rede seyn wird, muß man sich jener erinnern. Alle Parlamente, und vorzüglich das Pariser, dessen Glanz und Ansehen den andern zur Richtschnur dient, werden bei der Prüfung und Publikation des Conciliums darauf antragen; man solle die nämlichen Formalitäten beobachten, die man zur Zeit der pragmatischen Sanction Karls des VII. beobachtete."

Nachdem die Anwesenden diesen Vortrag angehört hatten, stimmten sie darinnen überein: da man auf die Publication des Tridentinischen Conciliums nicht antragen könne, ohne daß die Sanction, die nach dem Basler verfaßt wurde, zur Sprache käme, so seie es besser, davon abzustehen. Es hieße den Papst an einem zu empfindlichen Orte beleidigen, und, statt einer Gefällig-

fälligkeit, die er vom Könige erwarte, würde man ihm den äuſſerſten Verdruß erweken.

„Es heißt alſo — fuhr von Thou fort — den König täuſchen, wenn man ihn bereden will, daß man über dieſe Sache einen Schluß faſſen kann, ohne von der Pragmatik zu reden. Ich verſichere auf meinen Kopf, daß von hundert Parlamentsräthen, die ihre Stimme geben, neunzig, und wohl mehrere, darauf antragen werden, daß man dem Beiſpiele der Verſammlung folge."

Der König, der ſeiner Weisheit gemäß den Staatsrath nicht ohne Urſache aufheben wollte, und die Unvorſichtigkeit derer wohl einſahe, die wegen der Publikation ſo zur unrechten Zeit in ihn drangen, nahm hierauf das Wort, und ſagte: „Glauben Sie nicht, daß ich Sie hier verſammelte, um wegen der Publikation des Conciliums zu entſcheiden, noch um den Entſchluß abzufaſſen, ob ich die offenen Briefe ins Parlament ſchiken ſolle? Nein! nur, um mit Ihnen zu unterſuchen, wie man eine ſo wichtige Sache zur Zufriedenheit des Papſts, mit Einſtimmung der Parlamente und ohne Nachtheil des Intereſſe's meines Königreichs zum Schluſſe bringen könne? Ich werde noch mit den übrigen Präſi-

den-

denten besonders sprechen, auch mit den Generaladvokaten, ehe ich die offenen Briefe absende, und ehe man über diese Angelegenheit abstimmt."

Nun stunden alle auf. Von Maisse zeigte dem Bellièvre und Villeroi die Gefahr der Publikation besonders, und versicherte sie, es werde sich niemand finden, der die Gefahren auf sich nähme, denen sie der König und den Staat aussezte. Sie antworteten: „nach dem Schlusse des Conciliums von Trident habe man im Staatsrathe zu Fontainebleau vorgeschlagen, es durchzusehen. Es seie wahr, daß man die Präsidenten der Parlamente dazu berief. Christoph von Thou, das Haupt dieser Gesellschaft, ein standhafter und in unsern Rechten genau unterrichteter Mann, habe sich widersezt, und lange mit Wärme gegen das Concilium gesprochen, so daß er darüber mit dem Kardinale von Lothringen, der die Annahme betrieb, in Streit gerieth. Allein der zweite Präsident, Peter Seguier, seie der entgegengesezten Meinung gewesen und habe mit mehreren, gleich starken Gründen erwiesen, daß man es mit einiger Einschränkung wohl annehmen könne, und in diese beiden Meinungen seie das Parlament damals getheilt geblieben."

Sie

Sie sagten dieſes, um die nämliche Trennung durch Voraussezung der abermals getheilten Meinungen zu bewirken. Allein dieſer Fallſtrik hatte keine Folgen. Denn der Präſident von Seguier, der in der Stelle eines Präſidenten ſeinem Vater gefolgt, und ausdrüklich nicht in den Rath gerufen worden war, frug ihn alsbald, was ſich im Staatsrathe zu Fontainebleau zugetragen habe, und ob es wahr ſeie, daß ihre Väter verſchiedener Meinung waren? Seguier behauptete: es ſeie völlig ungegründet. Denn dieſe beiden Männer haben in Anſehung des Conciliums immer einerlei Geſinnungen gehegt. Eben dieſes verſicherte er allen ſeinen Freunden, ſo wohl überhaupt, als beſonders.

Dieſes verſchloß allen denjenigen, welche die Publikation ſo ſehr betrieben, und dieſe Aufklärung der vorgeblichen Uneinigkeit erfuhren, den Mund, und vereitelte die Hoffnung, die ſie auf die Trennung ſezten. Sie ſahen nun ein, daß ſie die Betreibung einer Sache aufgeben mußten, die mit ſo vieler Hize unternommen und durch Ränke unterſtüzt wurde.

(J. 1600) Kurze Zeit hernach wurde die berühmte Konferenz zwiſchen dem Biſchofe von

Evreux

Coeur und dem Du Plessis zu Fontainebleau angestellt. Nach Endigung derselben begab sich der König in den Feldzug gegen Savoien. Am Schlusse der Annalen des Herrn von Thou kann man die besonderen Umstände dieser beiden Begebenheiten nachlesen.

Da Herr von Thou sich seit zwei Jahren mit der Reformation der Pariser Universität, deren Artikel das Parlament gerichtlich bestätigte, sich mit gutem Erfolge beschäftigt hatte, so schikte ihn diese Gesellschaft mit zweien ihrer erleuchtetsten Mitglieder, dem Lazarus Coquebley und Eduard Molè, ab, um die neuen Gesetze von den, deßwegen ausdrüklich angestellten, Generalversammlungen der Universität annehmen zu lassen. Auch dieser Umstand zog ihm Vorwürfe seiner Feinde zu. Denn wegen der Zeitumstände hatte man nöthig befunden, mehrere Punkte zur Sicherheit des Königs und des Staats einzurüken, um der von Fremden (*) seit einigen Jahren

(*) Der Jesuiten, die hier gemeint sind. Besonders machte das im J. 1598. zu Toledo erschienene Buch des Jesuiten Mariana de rege & regis institutione grosse Sensation. Denn der Verf. lobt darinnen den Mörder Heinrichs des III. — hätte

Her

ren eingeführten Lehre entgegen zu arbeiten, daß es erlaubt ſeie, Könige zu entthronen, und ſich ihrer zu entledigen — neuer Stoff zu Klagen für die unruhigen Köpfe und die geheimen Reſte der Ligue, deren Köpfe, wie die der Hydra, ſich von Zeit zu Zeit, durch die feige Nachſicht oder gar Treuloſigkeit der Höflinge, erneuerten! dieſer Irrthum hatte während der Unruhen des lezten Kriegs neue Fortſchritte gemacht, und zwar ſo unaufhaltſam, daß diejenigen, die nach den einſtimmigen Grundſäzen unſerer Voreltern anders dachten, als verdächtig angeſehen, von ihren Aemtern entfernt und ſelbſt von der Gnade des, durch falſche Maximen irre geführten, Hofs ausgeſchloſſen wurden.

(J. 1601.) Der Verluſt, den der Präſident von Thou im nächſt folgenden Jahre in ſeiner Gattin erlitt, die er ſehr liebte, und die nach einer langen und beſchwerlichen Krankheit ſtarb, war ihm äuſſerſt empfindlich.

cher Zug des Fanatiſmus! Wie iſts aber zu erklären, oder zu entſchuldigen, daß die neuere Philoſophie auch von einem heiligen Ankerſtröm ſchrieb?

In der Kirche des heil. Andreas des Arcs, in der Kapelle der Familie von Thou, erblikt man eine Bildſäule vom ſchönſten Marmor, in der Manier des B. Prieur. Der Präſident ließ ſie zum Andenken einer ſo theuern Gattin errichten. An den Seiten des Fußgeſtells findet man eine Innſchrift auf dieſe Dame in Latein, nebſt einer andern in griechiſchen Verſen, von dem berühmten Iſaac Caſaubon verfaßt.

Ende des ſechsten und lezten Buchs.

Gröſſere Anmerkungen zum ſechsten Buche.

a.)

Brief des Herrn von Thou an den gelehrten Iſaac Caſaubon (*).

Als ich vor einiger Zeit zu Angers war, wohin mich der König geſchikt hatte, um mit dem Hrn. von Schomberg Bretagne zu beruhigen, ſo empfieng ich daſelbſt, mein Herr, die traurige Nachricht von dem Tode des Peter Pithous. Ich war vom erſten Augenblike an ſo betrübt darüber, als ich es ſeyn mußte, und ſeit der Zeit immer mehr, da ich's nicht vermuthete. Ich hatte hier niemand, der einen ſo groſſen Verluſt zu ſchäzen wußte, und den Schmerz mit mir theilen konnte. Ich bekenne Ihnen alſo, daß ich davon ganz niedergedrükt wurde, ich vergaß meiner ſelbſt, und meiner Beſtimmung. Auch überlaſſe ich mich ganz dem Gefühle dieſes Verluſts, denn es ein ſolcher, der auch die Standhafteſten erſchüttern kann.

Ob Sie ſchon den Pithou nie geſehen haben, ſo kennen Sie doch ſeine Verdienſte hinlänglich,

(*) Geb. zu Genf, geſtorben den 1. Jul. zu London 1614.

und die Achtung, die er sich auch in den entferntesten Ländern erwarb, die ihn, wie Sie, nur durch seinen Ruhm kannten. Sie erstaunen daher desto weniger, wenn diejenige, die täglich um ihn, und mit ihm durch wechselsweise Neigung und durch langen Umgang verbunden waren, über seinen Tod bestürzt sind. Denn was gibt es in der Welt kostbarers, als die Freundschaft eines rechtschaffenen Mannes, der eben so weise ist, der alle Kenntnisse besizt, deren der menschliche Geist fähig ist, dessen Sitten und Tugend rein und ohne Ehrgeiz sind, der die heiligen und profanen Alterthümer, unsere Gesetze, unsere Rechte und unsere Gebräuche völlig kennt, dessen Blik in die Zukunft und Erfahrung groß, dessen Urtheil gründlich ist, und der in Entscheidung der Staatssachen helle blikt?

Ob er schon nur Privatmann war, schien er doch die Aufsicht über den Staat zu haben. Denn die Staatsmänner fragten ihn, wie ein Orakel, um Rath, und verliessen ihn nie anders, als von seinen Einsichten und der Klugheit seines Raths überzeugt. Auch nahmen die rechtschaffensten unserer Minister nichts von Wichtigkeit in, oder ausserhalb des Staats vor, ohne es ihm vorher mitgetheilt, und alle Folgen berechnet zu haben.

Die-

Dieſes ſind Umſtände, welche diejenigen, die ihn nur dem Namen nach kannten, und ihn nie ſahen, nicht wußten. Für mich aber, der ich ſo glüklich war, einer ſeiner Freunde zu ſeyn, iſt ſein Verluſt ſo empfindlich, daß ich, ſeines Beiſtands beraubt, auf dem Punkte war, meinen Studien zu entſagen, ſo wie der Beſorgung der Staats-Geſchäfte, zu welchen ich von Gott gerufen zu ſeyn glauben darf. Nur die Achtung, die ich ſeinem Andenken ſchuldig bin, und die Erinnerung an ſeinen mir ertheilten Rath hielten mich davon ab. Nie werde ich's vergeſſen, was er oft zu mir ſagte, wenn er mich über die Unordnung unſerer Staatsſachen verdrieslich ſahe, von denen er ſelbſt keine beſſere Meinung, als ich, hatte; nemlich, er hofte, ſie werden einſt wieder in guten Stand kommen. Einem guten Bürger und braven Soldaten ſeye nicht erlaubt, den Poſten, den ihm die Vorſehung zugewieſen habe, zu verlaſſen, ſo ſchlimm auch die Lage der Umſtände ſeyn möge.

Mit einem Worte, es war ein Mann, ganz für das allgemeine Beſte geboren. Die Fruchtbarkeit ſeines Genie's, und der weite Umfang ſeines Verſtandes, vereinigten in ſeiner Perſon alles, was man wiſſen kann, und er wußte mehr, als

ja

je eine Perſon gewußt hat. Nie fand man ihn ohne Arbeit; täglich war er beſchäftigt, die alten Bibliotheken zu durchblättern, die Schriften der Alten in einen beſſern Stand zu ſezen, wovon er dem Publikum viele mittheilte, diejenigen, welche in Verlegenheit waren, durch ſeinen Rath und ſeine Erfahrung zu unterſtüzen, oder andere, deren Talente nüzlich werden konnten, aufzumuntern und zu erweken. Es iſt alſo billig, daß die, welche Gaben von Gott empfangen, dieſem ſo ſchäzbaren Beiſpiele nachahmen, und ſich beſtreben, der Nachwelt das Andenken eines ſo groſſen Mannes zu erhalten.

Ich bin Zeuge, berühmter Caſaubon, von der Freundſchaft, die er ſein ganzes Leben für Sie fühlte, und der Freude, die ich ihm machte, wenn ich ihm die Briefe von unſerm Spaniger zeigte, der Sie in denſelben den weiſeſten Mann unſers Zeitalters nennt. Er ſelbſt ſagte mir von Ihnen, Gott habe Sie geboren werden laſſen, um Sie der Barbarei, die uns droht, entgegen zu ſezen, und er ſehe Sie als den einzigen Mann an, der die ſchönen Wiſſenſchaften zurükeführen könne, welche unſere bürgerlichen Kriege verbannt haben.

Er ermunterte mich, Sie nach Frankreich ein-

zu-

zuladen, und ich glaube, er hat ſelbſt Ihnen mehrmalen davon geſchrieben. Da er kein anderes Vergnügen kannte, als für das gemeine Beſte zu ſorgen, ſo war er überzeugt, es werde durch die Unterhaltung mit Ihnen vieles gewinnen, und es auch Sie nicht reuen, öfters ſich mit ihm zu unterreden. Er hatte mehrere Arbeiten angefangen, die ihn ſein hohes Alter, und ſeine vielen Beſchäftigungen nicht endigen lieſſen. Er hoffte, Sie, als ein junger, weniger beſchäftigter Mann werden gern davon übernehmen. Sein Tod hat uns eines Theils derſelben beraubt, und das übrige iſt ſo wenig in der Ordnung, daß, wenn Nikolaus le Févre, ſein innigſter Freund, und unzertrennlicher Genoſſe ſeiner Studien, ſich nicht Mühe gibt, wir Gefahr laufen, die andern gänzlich zu verlieren. Nur er kennt ſeine Entwürfe, nur er kann dieſe unausgearbeitete Schriften in Stand ſtellen, vor dem Publikum zu erſcheinen. Ich werde alles mögliche durch meine Bitten beitragen, um ihn zur Arbeit daran zu bewegen. Inzwiſchen erwarte ich's von Ihrem guten Herzen, daß Sie an meinem Leide Theil nehmen, wovon ich Sie vielleicht ſchon zu lange unterhalte, und ich bin's überzeugt, daß Sie in Ihren Schriften die Verdienſte dieſes vortreflichen Mannes der Nachwelt aufbewahren werden. Ja jemand

mand der Lobeserhebungen berühmter Männer unsers Zeitalters würdig, so kann man sagen, daß er sie mehr als jemand durch den Ruhm verdiene, den er sich erworben hat. Ich bitte Sie inständig, daran zu arbeiten, und durch Ihr Beispiel diejenigen, welche im Stande sind, es zu thun, aufzumuntern. Leben Sie wohl! Sie werden mich Ihnen verbinden, wenn Sie mir oft etwas neues von Ihren Bemühungen schreiben, und von allem, was Sie betrift. Seyen Sie versichert, daß bei dem Drange der Staatssachen, die mich beschäftigen, mich nichts mehr aufheitern wird, als Briefe von Ihnen! Noch einmal: Leben Sie wohl,

Tours, den 25. November 1596.

b.) Dem von Thou begegnete um diese Zeit ein sonderbares Ebentheuer. Als Schomberg und von Thou zu Saumur waren, um mit den Abgeordneten des Ducs von Mercoeur Konferenzen zu halten, kamen täglich eine Menge von Herrschaften und Edelleuten auch dahin. Verschiedene logierten auf dem Stadthause, und von Thou begab sich, um den neuen Gästen Plaz zu machen, in ein oberes Zimmer, das du Plessis-Mornay, Gouverneur der Stadt und des Schlosses, mit Fichtenholze hatte bekleiden lassen.

Nun

Nun war eine Verrükte in der Stadt, die von Thou nie gesehen, ja, von der er nichts gehört hatte. Da man in der Familie nicht auf sie acht gab, so lief sie überall umher, und wurde von Bedienten und Stadtjungen verspottet. Bei Nacht suchte sie einen Ort, um auszuruhen, und kam zufälliger Weise in das Zimmer des Präsidenten von Thou, der schlief, und seine Thüre weder durch Schloß noch Riegel verschlossen hatte, da seine Bedienten in der Nebenkammer lagen. Die Verrükte, die das Haus kannte, gieng ohne Geräusche in sein Zimmer, fieng an, sich beym Feuer auszukleiden, und hängte ihre Kleider, um sie zu troknen, an die Stühle ums Kamin herum, weil man sie mit Wasser besprizt hatte. Als ihr Hemdz troken war, legte sie sich unten auf das Bette, das als ein Feldbette sehr enge war, und schlief. Nach einiger Zeit erwachte von Thou, spürte etwas Schweres auf den Füssen, und wollte es abschütteln. Die Närrin fiel, und wekte den von Thou vollends auf, der nicht wußte, was das seyn möchte, und eine Zeitlang glaubte, er träume. Wie er aber jemand auf und ab gehen hörte, öffnete er die Bettvorhänge, und bemerkte, da die Fensterläden nicht zugemacht waren, und der Mond schien, eine weisse Gestalt in seinem Zimmer wandelnd.

Zu

Zu gleicher Zeit entdekte er die Lumpen am Kamine, und glaubte nun, es seien schlechte Leute im Zimmer, um ihn zu bestehlen. Izt näherte sich die Verrükte gar seinem Bette, und er fragte sie; wer sie sie? — „die Königin des Himmels!" — antwortete sie. An der Stimme erkannte er nun, daß es ein Frauenzimmer ist, stund auf, wekte seine Bedienten, ließ sie wegführen, und legte sich wieder nieder.

Den andern Morgen erzälte er die Geschichte dem Herrn von Schomberg, der, so muthvoll er sonsten war, ihm bekannte: er hätte sich in solchem Falle gefürchtet. Schomberg wiederholte die Geschichte zu Angers dem Könige, der das nämliche eingestund. Die Geschichte verbreitete sich am ganzen Hofe, und machte viel zu lachen. Als einige Zeit der König am Osterfeste in der Vespr in der Jakobinerkirche war, und man das Regina cœli lætare anstimmte, stund er auf, erinnerte sich des Ebentheuers des Herrn von Thou, und suchte ihn mit den Augen auf. Nach dem Amte gieng er im Kloster mit dem Duc von Mercoeur spazieren, der vor einiger Zeit sich mit dem Könige ausgesöhnt hatte, rief den von Thou zu sich, und ließ ihn seine Geschichte erzählen: Heinrich der IV. und der Duc von Mercoeur bewun-

wunderten die Unerschrokenheit des Präsidenten, der dem ungeachtet wünschte, die Sache möchte nicht so allgemein bekannt geworden seyn Doch erzälte sie Schomberg überall, und machte sich das Vergnügen, noch Umstände hinzuzusezen, um sie lustiger zu machen. (Manuscripte der königlichen Bibliothek und der Herren von Sainte-Marthe.)

Ende der grössern Anmerkungen über das sechste und lezte Buch.

Selbſtbiographien
berühmter Männer

Ein Pendant zu J. G. Müllers
Selbſtbekenntniſſen,

geſammelt
von

Prof. Seybold.

Zweiter Band.
Joh. Valentin Andreä
nebſt Beilagen.

Winterthur,
in der Steineriſchen Buchhandlung, 1799.

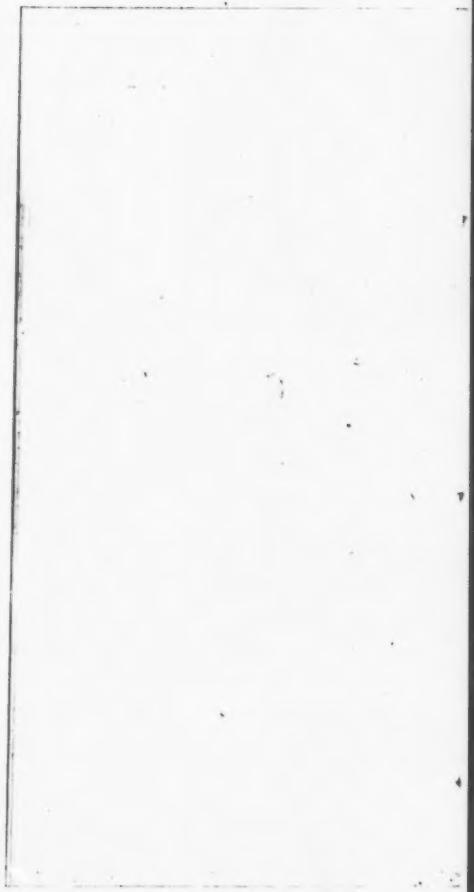
Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts München Bibliothek

Der Stadt

Calw

geweihet!



An

Joh. Valentin Andreä.

In deinem Calw — da war dirs einst so wohl,
Verewigter! und nur der Gottheit Wink
Riß dich heraus aus deinem Thal', wo du
Die Früchte deiner Arbeit erndtetest.
Nach Stutgardt wanderst du aus Stolze nicht —
Nein! nur den Blik noch höherm Ziel' gelenkt,
Fürs Vaterland zu werden, was du warst für Calw —
Der guten Sitten und des wahren Christenthums
Beförderer! doch Neid' und Haß und Geiz
Bestreuten deinen Pfad mit Dornen oft.
Da stärktest du alljährlich fast
In deiner Calwer Arm, an Teinachs Born,
Zum neuen Kampf mit Nattern dich.

Kehr'

VIII

Kehr' nun nach deinem lieben Calw zurük',
Und leb' in deinem Leben da aufs neu,
Und freue dich der Edeln, die du find'ſt.
Du find'ſt wohl Dörtenbäche noch,
Vielleicht auch Rüelin, Demmlere vielleicht,
Wo nicht dem Namen, doch den Werken nach,
Ganz deiner Liebe würdig, ihrer dn!
Auch blühet noch dein Lieblingswerk,
Das Färberſtift, dem ſchönen Zwek geweiht,
Zu nähren fromme Armut und Talent.
Dein Geiſt umſchweb' der Nagold regen Strand,
Auch mir durch Schweſtern, Schwäger, Bruder
werth,
Und wer h durch manchen Biderma.nn!

Vor-

Vorrede.

Kurz, nachdem der erſte Band dieſer Selbſtbiographien abgedrukt war, erſchien die Lebensgeſchichte des berühmten Gibbon von ihm ſelbſt, (*) und ſchon machte ich Anſtalt, ſie, als den zweiten Theil dieſer Sammlung, anzukündigen. Allein ehe ich nur mit dem Herrn Verleger darüber Abrede nehmen konnte, hatten ſchon zwei andere Buchhandlungen die Ueberſezung unternommen.

Was indeſſen Herder und andere von dem Nuzen ſolcher ſelbſtverfaßten Lebensbeſchreibungen ge-

(*) Miſcellaneous Works of Ed. Gibbon, Esq. with Memoirs of his life & Writing compoſed by himſel. Lond. Vol. I. II. 1796. vergl. Schubarts Engl. Blätter B. 6. Heft 3 und 4.

gesagt, wird durch eine Stelle in Gibbon Werke bestätigt. „Eine aufrichtige und einfache Erzählung meiner Lebensumstände — sagt er — mag mir vielleicht manche heitere Stunde gewähren, wird mich aber vielleicht nicht mit Unrechte dem Verdachte der Eitelkeit aussetzen. Doch zeigt die Erfahrung der vergangenen und gegenwärtigen Zeit, daß das Publikum stets ungemein begierig ist, die Männer in der Nähe kennen zu lernen, welche ein Denkmal ihres Geistes hinterlassen haben. Die geringfügigsten Nachrichten von solchen Männern werden mit Sorgfalt gesammelt, und mit Eifer gelesen, und Studierende in allen Fächern pflegen eine Lebensart zur Lehre und zum Unterrichte zu nützen, die sich der ihrigen so sehr nähert. Allem Anscheine nach wird mein Name in der Folge den tausend Artikeln der Bibliographia Britannica beigesellt werden: und so bleibt gewiß, daß kein anderer, wie ich, im Stande ist, die Reihe meiner Gedanken und Handlungen aufzuzeichnen. Schon das Ansehen meiner grossen Vorgänger und Meister, eines Thuanus, und

Hu-

Hume's könnten mein Unternehmen entschuldigen. Allein es würde nicht schwer halten, eine lange Liste alter und neuer Autoren hier aufzuführen, die in mancherlei Form ihr eigenes Portrait hinterlassen haben. Dergleichen Portraits sind öfters der interessanteste, ja zuweilen der einzig anziehende Theil ihrer Schriften; und wofern sie nur aufrichtig und bider geschrieben sind, so beklagen wir uns selten über die Ausführlichkeit und Genauigkeit solcher Memoiren. Die Lebensbeschreibungen des jüngern **Plinius**, des **Petrarca** und **Erasmus** sind sehr anziehend in den Briefen ausgedrukt, die sie der Welt hinterliessen. Die Versuche von **Montagne** und **Wilh. Temple** führen uns gleichsam ins innerste Gemach, und in das Heiligthum der Seelen ihrer Verfasser ein. Wir lächeln ohne Verachtung über die sörrigen Leidenschaften **Benvenuto Cellini**, und die trolligen Thorheiten des **Colley Cibber**. Die Bekenntnisse **Rousseau's** und des heiligen **Augustin's** schliessen die geheimsten Gewinde des menschlichen Herzens vor uns auf; die Kommentare des gelehr-

lehrten **Huet** haben seine Demonstrationem Evangelicam lange überlebt; und die Memoiren des **Goldoni** enthalten weit mehr ächten dramatischen Geist, als seine italiänischen Komödien. Der Häretiker und der Geistliche sind in dem Leben und Karakter Whiston's und des Bischofs Newton sehr frappant ausgedrükt; und selbst die Narrheiten des **Michel** von **Marolles** und **Antonius Wood** gewinnen durch die treue Darstellung von Menschen und Sitten ein nicht gemeines Interesse."

Da mir nun Gibbon entrissen war, so fiel mir bei der Gelegenheit, da der 27. Jun. in meinem historischen **Taschenbuche** mich an J. V. Andreä erinnerte, bei: noch seie seine Selbstbiographie ungedrukt. Ich wendete mich daher an Herrn **Pfarrer Burk** in **Weiltingen**, der mir seine sehr korrekte Abschrift — von der Exsistenz des, in der Folge zuweilen verglichenen Originals wußte ich damals noch nichts — mit der freundschaftlichsten Bereitwilligkeit mittheilte, wofür ihm hier öffentlichen Dank sage.

So

So schwer der, wirklich zuweilen verschraubte, Styl Andreäs, seine Antitheſen, der ihm eigene Ideengang ꝛc. die Ueberſetzung machten, ſo daß es manchmal eine Arbeit, wie die der litterariſchen Reformatoren, war, die einen noch ungedrukten Griechen aus nicht ganz korrekten Handſchriften überſezten, ſo habe ich ſie doch mit Liebe gemacht, weil mir das, ſich allmählich entwikelnde, Bild des Manns gefiel, und ich die Redlichkeit ſeiner Abſichten, den, in den drükendſten Lagen unerſchütterten Muth, und ſein Ausdauern bei oft verfehlten Bemühungen immer mehr ſchäzen lernte. Wie vielen wären die Hände geſunken, wenn ſie ſtatt der Belohnung, die ohnehin jeder wahre Patriote nur in ſich ſelbſt, nicht in äuſſerlichen Dingen ſucht, ſich noch dazu verfolgt und verleumdet ſahen! Ja nirgends iſt A. gröſſer, als unter den widrigſten Umſtänden. In einer ganz abgebrannten Stadt, von öffentlichen und geheimen Neidern und Feinden umgeben, bei jedem Schritte gehemmt, ohne eigenes Obdach, faſt ohne Beſoldung, ſpeißt, kleidet,

ver-

versorgt er viele tausende seiner Mitbürger, selbst Fremde! Was that er nicht für das theologische Stift hier! was für das Gymnasium in Stutgardt! was für die Sitten, die mit dem Fortschritte des dreißigjährigen Krieges immer verdorbener wurden, statt daß die Menschen durch das allgemeine Unglüke, zur Frömmigkeit geleitet werden sollten! Was konnte er noch thun, wenn man ihn nach dem Umfange seiner Thätigkeit wirken ließ! Wie oft war ich versucht mit **Spener** zu wünschen: „O! könnte ich ihn, oder ihm ähnliche Männer erweken!“ Wie nöthig wären solche **wahre Wirtemberger** in einem Staate, wo kein **Gemeingeist**, keine **reine Vaterlandsliebe**, troz unsrer trefflichen Verfassung, die nur einiger Verbesserungen nach gemäßigten Grundsäzen bedarf, sondern grossentheils nur Egoismus, Nepotismus, (*) Parteigeist ꝛc. herrschen! — doch zum Werke selbst zurüke!

Ich

(*) s. Herrn Geh. R. Spittlers Wirtemb. Gesch. S. 199 f.

Ich gabs ganz, wie ichs fand. Daß ich aber, besonders in den lezten Büchern, die in Bebenhausen eingerükte Promotionen nicht einrükte, die Aenderung mit seinen Abschreibern oder den Mägden nicht nacherzählte, und auch der Schooshündchen nicht erwähnte, die er von Augsburg erhielt, wird mir jeder Leser verzeihen, der den Mann kennen lernen, nicht jeden der häuslichen Vorfälle erfahren will. Unbarmherzig gegen die zwei Bologneser, **Herzchen** und **Glükhaft**, ließ ich doch den muthvollen Täuber (*) seinen Plaz, theils weil mir der Umstand naturhistorisch-merkwürdig schien, theils von meinem Helden auch die Schwachheit mit einem Zuge zu malen, daß er das, was ihn betraf, doch zuweilen für interessanter hielt, als es ist. Denn von einiger Dosis von **Eitelkeit** wage ichs eben so wenig, ihn ganz frei zu sprechen, als von Anhänglichkeit an einigen abergläubischen Meinungen seines Zeitalters: wie auch nicht allemal gegründeter Mißmuth und üble Laune in seiner lezten Periode unläugbar ist.

Von

(*) S. 277.

Von der Litteratur seiner, gröstentheils seltnen, Schriften habe ich nur das nöthigste beigefügt. Alles, was von Herder, Schnurrer, Nicolai und andern Verehrern A. hierüber gesammelt ist, wird Herr Pf. Burk durch seine eigene fleißige Bemerkungen bereichert, einst dem Publikum vorlegen. (*)

Nur einen Umstand, den A. selbst (†) nicht ganz deutlich entwickelt, führe ich hier noch an. Es scheint nämlich, daß man beim ersten, im J. 1612. angestellten theologischen Examen mit seinen dogmatischen Kenntnissen nicht ganz zufrieden war, und ihm daher gerathen wurde, sich in das Stift zu Tübingen noch auf eine Zeitlang zu begeben. Denn das erste Zeugniß von ihm lautet wörtlich also:

„M. Joh. Val. Andreæ, des gewesenen Prälaten zu Königsbronn seeligen filius, ist den 22. Decembris A. 1612. in einer Predigt gehört,

(*) S. 296. unten. — auch Mosers Wirtemb. Bibl. neueste Ausg. S. 475. vergl. 56.

(†) S. 57. und 58. vergl. mit 65. und 66.

hört, und darauf in Examine angeſprochen worden, hat man bey ihme befunden, daß er ſeine dona, aber noch der Zeit in lectione Biblica nicht wohl verſiert, und durch fleißiges ſtudiren ins künftig wol etwas præſtiren, und zum Miniſterio gebraucht werden könnte.„

Er nüzte den Wink. Denn das zweite Zeugniß iſt folgendes:

„den 25. Februarii A. 1614. hatt er widerumb geprediget, und ein feine prob gethun, iſt zum Diaconat Vaihingen an der Enz verordnet worden.„

Und nun ſchlieſſe ich mit dem herzlichſten Wunſche, Andreä möchte unter den Leſern ſeiner Biographie recht viele erwecken, die Religion und ihr Vaterland ſo rein, ſo thätig lieben, wie er!

Tübingen den 18. März
1799.

David Chriſtoph Seybold
ordentl. Prof. der klaſſiſchen
Litteratur.

Nachſchrift.

zu S. 253.

Von dem daſelbſt angeführten Stirzel finde ich izt erſt folgende Notiz in Zapfs Merkwürdigkeiten ſeiner Bibliothek St. 2. S. 282. „St. iſt zu Augsburg den 12. Apr. 1591. gebohren. Sein Lehrer in ſeiner Vaterſtadt war Dav. Hdſchel. Im J. 1609. ſtudierte er zu Jena, 1611. zu Tübingen, und 1613. in Altdorf. Wie er nach Rotenburg an der Tauber kam, iſt nicht bekannt. Hier fand er ſein Glücke, wurde J. 1624. Rathsherr, und endlich Bürgermeiſter, Konſiſtorialbeiſizer und Scholarche, und ſtarb den 7. Apr. 1668. ſ. auch Freheri Theatr. p. 1184. Obgemeldter Gelehrte beſizt eine Sammlung von 400. Briefen, die er an verſchiedene Freunde geſchrieben, und wahrſcheinlich zum Drucke beſtimmt hatte. An Andreä iſt keiner derſelben gerichtet.

zu S. 327.

Zu den Redeübungen des Gr. von Caſtell gehört auch folgendes Büchelgen: Wolf. Georgi Com. ac Dom. in Caſtell Conſultatio de optimo parandarum opum modo & partarum uſu. Habita in Ill. Collegio An. Chr. MDCXXVI. Tub. typis Brunnianis. 12.

Zuſchrift
an Herzog
Auguſt
von Braunſchweig-Lüneburg (*).

Dem Durchlauchtigſten Fürſten und
Herrn, Herrn
Auguſt,
Herzoge von Braunſchweig und Lüneburg,
ſeinem gnädigſten Herrn,
Heil und Glüke!

Vor Dir, Durchlauchtigſter und mächtigſter Herzog! einem der Magnaten Deutſchlands, erſcheine ich, ein deutſcher Mann, vor dem Lutherſchen Fürſten ein Lutherſcher Theo-

(*) Abgeſchrieben aus dem eigenhändigen Exemplare der Biographie Joh. V. A. die er für ſeinen groſſen Gönner im J. 1642. verfaßte. Dieſe Lat. verfaßte Dedikation, die noch in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek ſich findet, hat Herr Nicolai aus ſeiner Sammlung von Andreaanis dem Herrn Pf. Burk mitgetheilt.

loge, vor dem, der den christlichen Staat auf seinen Schultern trägt, ein Glied des christlichen Körpers, vor dem Vertheidiger der Wahrheit ein Bekenner der Wahrheit, vor dem Retter der Rechtschaffenheit ein Anhänger der Rechtschaffenheit, vor dem Muster des Guten ein Verehrer des Guten, vor dem Innbegriffe der Gelehrsamkeit ein schwaches Werkzeug der Gelehrsamkeit, vor dem Rächer der Unschuld ein, troz seiner Unschuld, angeklagter Mann; und lege diese Geschichte meines, unter so mancherlei Schiksalswechsel und den Zeitstürmen herumgeschleuderten, Lebens vor dem Altar Deiner Frömmigkeit und Herzensgüte demüthig nieder.

Die einzige Ursache ist der schreckliche Neid, der mich, der ich Rechtgläubigkeit in der Religion und die Gewißheit des (zukünftigen) Lebens in Schriften, die wohl nicht so ganz geschmaklos sind, mit Herz und Hand und der That öffentlich bekenne, schon so oft und lange mit muthwilliger Zunge verfolgt, und deutlich genug durch Lügenschmiede auf meine Asche lauern wird, wenn ich nicht, unter dem mächtigen Schuze Deiner Hoheit, bey Zeiten, so lange ich noch kann, dieser Absicht entgegenarbeite.

Nichts war mir in meinem ganzen Leben angelegener, als daß ich die evangelische Religion, die der grosse Luther von der Finsterniß befreiete, ich aber mit der Muttermilch einsog, von den ersten Jahren an, mit der heiligen Schrift verglich, aus der unverfälschten Augsb. Konfession und der Konkordienformel ergänzte, vollständiger auffaßte, durch den Unterricht meiner Lehrer, vorzüglich des D. Mathias Hafenreffer, bestätigte, durch Lesung unserer Theologen und die Uebereinstimmung der heil. Väter bekräftigte, endlich auch ungefähr dreyßig Jahre lang, nach dem Zeugnisse so vieler Zuhörer und angesehener Kollegen, in Gegenwart des Hofs, der Kanzlei und der Universität, öffentlich bekannte, und die Gegner verabscheuete. Nichts desto weniger konnte ich das Bellen der Verleumdung nicht bezähmen, daß sie mich nicht entweder durch geheimes Einblasen, oder öffentliche Vorwürfe angriff, und mir Ansteckung von den Kezereien, vor denen ich gerade den stärksten Abscheu hatte, oder geheimes Verständniß, oder wenigstens ein Angränzen, schuld gab.

Der Hauptgrund meines unverzeihlichen Verbrechens ist, daß ich von Joh. Arnd,

dem unvergleichlichen Herold des wahren Christenthums (*), mit Joh. Gerhard (**), dem ausnehmenden Theologen, billiger und glimpflicher urtheilte, als einige der Unsrigen (***), und meine Meinung in der Stille und öffentlich sagte. Ihm danke ichs, daß ich von der oberflächlichen Theorie der Religion und dem freieren Leben, das sich in den unfruchtbaren Glauben hüllt, zur wahren Praxis und einem thätigen Glauben, durch Gottes Gnade mich erhob; darauf ermunterte ich auch andere, die ich in der nähmlichen Schlaf, sucht fand, und suchte sie durch diejenigen Bemühungen und Dienste, die nicht unbekannt sind, herauszureissen. Mein Lohn waren Ungerechtigkeiten, Spottreden und Hohn, die ich einen grossen Theil meines Lebens hindurch duldete.

Ob nun wohl diese Belohnung, wie einst den Propheten, und nach ihnen den Aposteln, so bis auf den heutigen Tag allen treuen Die-

(*) Statt dem Viri Christianissimi præcone muß man Veri Christianissimi præc. lesen. Uebrigens war A. im J. 1555. geb. und starb zu Zelle 1621.

(**) Geb. J. 1582, und st. zu Jena 1637.

(***) Namentlich der Tüb. Kanzler, Luk. Osiander, der alle mögliche Ketzereien bey ihm fand.

nern Christi, nach dem Beispiele des Haupts, gewöhnlich und sicher ist, und selbst Arnd, auch mein Großvater Jak. Andreä, wegen errichteter Konkordienformel, eben so belohnt wurden, muß ich doch — was auch Satan sich bemühete, daß er bey denen, die man mit den Vorwürfen der Heterodoxie und des Fanatismus beflekt, alles, was sie, ihrem Berufe gemäß, herzhaft unternahmen, klug vortrugen, glüklich ausführten, und treulich der Nachwelt überlieferten, entweder ganz, oder grossentheils hemmt, oder zweifelhaft macht, und den Täuschungen, dem Spotte und den Ränken fleischlicher Menschen aus allen Ständen Preis giebt — mit allen Kräften, so lange ich lebe, und Zeugen der ehrlichen Treue noch übrig sind, dagegen arbeiten, daß wir diesem feurigen Pfeile des Satans und seiner Spießgesellen ausweichen, durch den er, unsere Arbeit in Erbauung des Hauses des Herrn durch aufgestellte muthwillige Minirer zu zerstören, mit allen Kräften sich müht. Daher bezeuge ich, so wohl in der Stille als öffentlich, im Lichte der christlichen Kirche gegen jene lichtscheue Menschen heilig, daß ich mit den papistischen Pfützen, dem calvinischen hochtrabenden Stolze, den Lästerungen der Photinianer,

der Heuchelei der Schwenkfeldianer, der Raserei der Weigelianer, dem Unflathe der Anabaptisten, den Träumereien der Enthusiasten, den Ausrechnungen der Vorwitzigen, der Schlüpfrigkeit des Synkretismus, den Gräueln des Libertinismus, endlich mit der Eitelkeit und den Täuschungen irgend eines Betrügers keine Gemeinschaft weder habe noch gehabt habe, noch haben werde. Wie ein gesunder Verstand in einem gesunden Körper der Inbegriff der Glükseligkeit des menschlichen Lebens ist, so betreibe, suche und wünsche ich dieses einzige, daß Verbindung der wahren Religion mit einem rechtschaffenen Leben als der Hauptgrund des christlichen Lebens festgesetzt, und durch meine so wohl weltliche als geistliche Bemühungen befördert werde.

Aber freilich, das verabscheut Satan! Seine Geheimnisse, die er in pseudo-evangelischer Hülle aufdrängt, will er nicht verrathen lassen. Er duldet nichts offenes, nichts aufrichtiges, ernsthaftes, gründliches. Alles soll maskiert, gefärbt und übertünkt seyn. Denn die Welt, die von ihm regiert wird, glaubt nicht, was sie bekennt, und, was sie glaubt, bekennt sie nicht. Was sie sagt, thut sie nicht, und sagt nicht, was sie thut. Was sie verlangt, will sie

nicht, und verlangt nicht, was sie will. Was sie lehrt, weiß sie nicht, und was sie weiß, lehrt sie nicht. Jammernd lacht sie, und mit Lachen jammert sie. Sie heischt Geld, und verkauft Wind. Sie lobt das Licht, und liebt die Finsterniß, verbeut die Lügen, und haßt die Wahrheit, reicht das Gerade dar, und drängt das Krumme auf, verspricht alles, um nichts zu halten, sucht den Himmel, den sie flieht, meidet die Hölle, in die sie sich stürzt, betet mit dem Munde an, den sie im Herzen verläugnet, und erbaut mit der Zunge, was sie durch die That zerstört. So ist alles Larve der Menschen und Hülle des Satans!

Daß ich nun diesen Wind und Schaum, dieses Schattenspiel, diese Seifenblasen oder wenns noch etwas leichteres giebt, als das leichteste, durch Erfahrung — der göttlichen Gnade sey es gedankt! — im Innersten kennen lernte, und mit lauter Stimme tadelte, reuet mich nicht im geringsten. Zwar ist meine Absicht, mit treuer Thätigkeit in Unschuld verbunden, alle diese Täuschungen aufzudecken und zu strafen, deiner Hoheit schon längst bekannt, und hat mir auch, wenn ich nicht irre, deine Gnade erworben. Daher möchte es überflüßig scheinen, vor dir ein weitläuftiges Zeug-

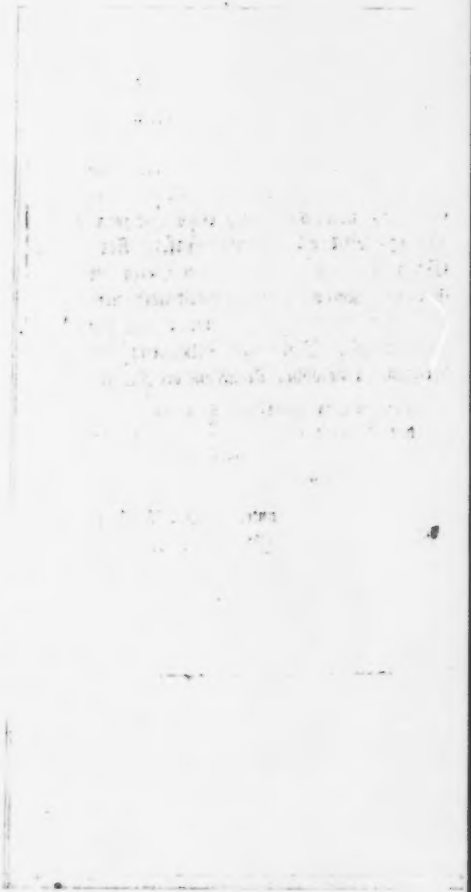
niß abzulegen, weil so wohl meine Schriften laut davon reden, als auch meine guten Gesinnungen durch Privatbriefe Dir hinreichend bekannt sind. Allein da durch den schrecklichen Calwer Brand alles, was ich in dieser Absicht sorgfältig ausgearbeitet hatte, nämlich, mein Theophilus und die Apologie meiner Arbeiten und meines Charakters, zu Grunde giengen, und nicht leicht, bey dem anhaltenden Sturme von Geschäften wieder hergestellt werden können, so glaubte ich, eine aufrichtige Darstellung meines kummervollen Lebens — das einzige, was, bey treuen Freunden hinterlegt, von dem Feuer unbeschädigt blieb! — Deiner Hoheit vorlegen zu müssen. Aus dieser kannst Du mich nun nicht nur näher kennen lernen, und davon, wenn Dirs gefällig ist, für Dich Gebrauch machen, sondern ihr auch, durch Dein grosses Ansehen und Deine ausserordentliche Klugheit, bey andern Beifall verschaffen, und so die Sache des Christenthums, auf die es hier allein ankömmt, vor der Hinterlist des Satans, die er mir durch beissende Verleumder stellt, klüglich und mächtiglich retten. Nach Deiner übergrossen Gütigkeit wirst Du auch wollen, und kannst mir, noch bey meinem Leben oder todt, nach Dei-

ner Macht dieſe Gunſt erweiſen, als warum ich Dich bei allem, was heilig iſt, bitte. Dieſes Lob Deiner Gnade will ich vor dem Richterſtule Chriſti, im Angeſichte aller heiligen Streiter, namentlich auch eines Luthers, Brenz, Andreä, Arnd, Hafenreffer, Gerhard, und anderer treuen Hirten der göttlichen Heerde gegen die Eitelkeitskrämer, Schwätzer, Bauchpfaffen, pſeudo-evangeliſche Feueranbläſer, Böke und Schweine, niederlegen. Lebe wohl, Du Krone der Fürſten!

Geſchr. zu Stuttgardt, am Tage des heil. Andreas 1642.

Deiner Durchlaucht

unterthänigſter Verehrer,
Joh. Val Andreä,
der Theol. Dokt.
eigenhändig.



Selbstbiographie

Joh. Valentin Andreä's,

von Herrenberg.

Innhalt.

Erſtes Buch
Vom J. 1586/1614.
Zweites Buch.
Sechsjähriger Aufenthalt in Bathingen, vom J. 1614/20.
Drittes Buch.
Die erſten zehen Jahre in Calw, vom J. 1620/30.
Viertes Buch.
Die folgenden neun Jahre in Calw vom J. 1630/38.
Fünftes Buch.
In Stuttgard, vom J. 1639/42.
Sechstes Buch.
Die folgenden ſieben Jahre in Stuttgard, vom J. 1643/49.
Siebentes Buch.
Aufenthalt in Bebenhauſen, vom J. 1650.
Achtes Buch.
Ebenfalls vom J. 1651/53.
Beylagen.

Erstes Buch.

Vom J. 1586 - 1614.

Einleitung.

Ob ich einst unter den Sterblichen wandelte, und wer ich unter der geringeren Menschenklasse war, daran liegt der Nachwelt wohl wenig. Durch Gottes Gnade das Leben und den Gebrauch gesunder Vernunft gehabt zu haben, und von Jesu Christo zum bessern Leben und zur seligen Ewigkeit berufen, indessen aber der Kirche und dem Staate, nach den Gaben und der Leitung des heil. Geistes nüzlich, überdieß mit vielen irdischen und himmlischen Wohlthaten begnadigt gewesen zu seyn, muß uns schon mehr, als genügen. Weil es aber sich mit dem Andenken der Menschen so verhält, daß es, nach dem Tode, unter den Ueberlebenden eine Zeitlang wenigstens weilt, und, je nachdem ihm eine Zunge oder Feder zu Theil wurde, Glauben findet; man mag nun entweder aus Liebe das Kleinere erheben, oder aus Neid, was gröſſer ist, verkleinern, oder es mag eine üppige Schreibart, mit Wissen und Willen, die Leichtgläubigkeit der Menschen täuschen, so scheint es nicht gleichgültig zu seyn, ob ein Lebensbeschreiber unserer Unschuld schadet, oder unseren Fehlern schmeichelt; vielmehr ists gut, wenn von den guten und schlimmen Handlungen, in so ferne sie

des Andenkens würdig sind, eine ächte Erzählung vorhanden ist.

Da auch der Haß der verschiedenen Religionen, der Geist der mancherlei Parteien und Privatfeindschaften auch einer ausgezeichneten Tugend manchmal so nachtheilig sind, daß man von der einen Seite so vieles Lob erhält, als man von der andern getadelt wird: so zweifelt man oft mit Recht, wem man glauben soll, und schiebt sein Urtheil von einem Menschen lieber auf, oder überläßt Gott die Entscheidung, als daß man von der Leidenschaft eines andern abhängen will.

Aus diesen Gründen haben einige im Gefühle ihres guten Gewissens, ohne Haß und Nachsicht, den Gang ihres Lebens zu beschreiben, und eine aufrichtige Darstellung ihrer Gesinnungen zu hinterlassen, sich entschlossen. Sie fürchteten, ein fremder Pinsel möchte sie sich unähnlich darstellen, und die Partei, die sie verabscheuten, wohl gar loben, oder die andere, der sie sich eifrig ergaben, nicht einmal als die übrigen erkennen: ja, vielleicht kenne sie keiner von beiden Theilen, und nur eine erkaufte Feder stelle sie den mancherlei Urtheilen der Welt, wie auf einem öffentlichen Platze, aus.

Daß ich etwas dergleichen wagte, trieb mich ein anderer Grund. Denn da fast mein ganzes Leben, nicht, wie vielen andern, in gerader Richtung dahin floß, sondern sich durch mancherlei

Krümmungen wand, bald überströmte, bald fast austrocknete, bald heller bald trübe lief, so glaube ich, etwas gutes zu thun, wenn ich die Nachricht von meiner Person, von allen Leidenschaften und der Schminke der Beredsamkeit gleich weit entfernt, mit ächter deutscher Treue darstelle. Weder Lob noch Tadel soll hier unverdient zusammengetragen, nicht das Andenken grosser Verdienste um den Staat verewigt, sondern dem Leser nur das Bild des so wohl kurzen, als bedrängten, und von allen Seiten unglücklichen Lebens vorgelegt werden. Hier mag jeder so mancherlei Verirrungen, Wechsel, Stürme, so viele Hindernisse, Ungerechtigkeiten, Verleumdungen und Nachstellungen, überdieß noch die Kämpfe, Beklemmungen, Krankheiten und traurige Zufälle betrachten und bemitleiden, zugleich auch alle diese Auftritte mit dem Tagebuche seiner Wanderschaft vergleichen, aber auch die Güte Gottes bewundern, ohne die der schwebende Faden meines Lebens nicht fortdauerte, sondern bey jedem Sturme zu zerreissen droht.

Wer den Gang meines Lebens und meiner Studien näher kennt, wird leicht mit mir zufrieden seyn; aber, die mich nicht kennen, und nur von fremdem Urtheile oder Schwachsinn sich leiten liessen, haben mich sehr verfolgt. Ueberdieß hat die Freiheit meines Geistes, meiner Zunge und meines Urtheils manche so sehr beleidigt, daß einige

nicht einmal glauben wollten, ich seye von der Lutherschen Religion, die ich doch in meinem ganzen Leben aufrichtig bekannte, und mich durch die Last der Mißgunst, des Verdachts, der Verleumdung und des Hasses niederdrükten. Damit nun dieser Ungestüm gegen mich nach meinem Tode, der mir bey meinem schwachen und kränklichen Körper täglich vor Augen schwebt, nicht noch mehr sich erlaube, und meine unschuldige Asche schmähe, glaube ich, es meiner Familie und meinen treuen Freunden schuldig zu seyn, daß ich das Gemälde meines Glaubens und Lebens bey ihnen hinterlege, damit sie dadurch den Mund der Boshaften zum Schweigen bringen, und meinen Schatten vor Ungerechtigkeit schützen, oder die Unkundigen und Leichtgläubigen besser unterrichten, überhaupt aber bezeugen können: ich seye weder der Religion und der Tugend meines Vaters und Großvaters untreu geworden, noch eine Schande meiner Familie, noch der christlichen Kirche ganz unnütze gewesen.

Sollten hier und da kleine und geringfügige Umstände vorkommen, so wird der billige Leser bedenken, daß hier nicht eine Lobrede auf einen reichen, oder hochgelehrten, oder vornehmen Mann, oder die Erzählung einer weiten und abenteurlichen Reise, oder eine Sammlung merkwürdiger

Bege-

Begebenheiten verſprochen wird — wiewohl man zuweilen in hochtönenden Lobſchriften, ſobald man ihnen das Gepränge und den Wortpomp entzieht, nichts als Skelete entdekt — ſondern daß man hier nur den Lebensfaden eines bürgerlichen und in der Dunkelheit lebenden, wenig begabten Mannes entwikelt, den Armuth aus ſeinem Hauſe trieb, und fremde Gunſt aufnahm, den das Unglük umher ſchleuderte, und die Stüze der Wiſſenſchaften erhielt, Verleumdung niederdrükte, und Freundſchaft unterſtüzte, die Heuchelei verachtete, und Aufrichtigkeit beſeelte — den Arbeit übte, die Kenntniß ſeiner ſelbſt in Schranken hielt, Freiheit empfahl, Ruhe ſättigte — den ſein ſchwächlicher Körper beſchwerte, der Geiſt aufrichtete, der Hof erhub, die Kirche empfieng, Gott ſchüzte, Chriſtus entflammte, der heil. Geiſt leitete, das Chriſtenthum nicht verſchmähete, die Welt verbannte, der Himmel aufnahm.

Durch alle dieſe Umſtände wurde mein Leben in einer Art von Gleichgewichte erhalten, und ſo kams, daß ich ſo wohl des Guten, das mir die göttliche Gnade verlieh, mich nicht ſchämen darf, und über das Böſe, wodurch ſie mich väterlich züchtigte, mich nicht betrübe, vielmehr den göttlichen Rathſchluß, kraft deſſen er die Seinigen durch Umwege, und doch gerade führt, und durch Ni-

derbeugen erhebt, nämlich durch den Tod zum Leben leitet, desto richtiger schätzen, und mit vollem Munde preisen lernte.

Doch das ist für eine einfache Erzählung Vorrede genug! Vernehmt nun, nach der Wahrheit und mit gütigen Gesinnungen, die Nachricht von meinem Leben, mit dem sichs also verhält.

Ich, Johann Valentin Andreä, bin zu Herrenberg, im Wirtembergischen, den 17. Aug. 1586. Morgens zwischen 6. und 7. Uhr, geboren worden. Meine Eltern waren, Johann, Pfarrer der Stadtkirche und Superattendent der benachbarten Kirche, ein Sohn Jakobs, des Theologen (*), Enkel Jakobs, Urenkel Stephans; und Maria Moserin, einer Tochter Valentins, ehemaligen Vogts daselbst. Noch an dem nämlichen Tage wurde ich in dem Pfarrhause von dem Diakonus, Matthias Hafenreffer, getauft. Die Pathen waren der Rathsherr, Mich. Schnaidlin, und Agnes, Witwe Joh. Reusers, einst Kellers (**) daselbst.

In meiner Kindheit war ich sehr kränklich, so daß ich erst als ein Knabe von zwei Jahren mich auf die Füsse erheben konnte, und diese

(*) Kanzler zu Tübingen, geb. zu Waiblingen im J. 1528. gest. 7. Jän. 1590.

(**) Keller heißt im Wirtembergischen, was in andern Ländern herrschaftlicher Schafner ist.

schwächliche Leibesbeschaffenheit fühlte ich durch mein ganzes Leben: zeigte aber einen witzigen und muntern Kopf, daß Verwandte und Freunde Freude an mir hatten, namentlich der edle Burkard von Anwil, Obervogt der Stadt und Präsident des Hofgerichts, und Ludw. Reuser, meiner Mutter Schwager, nebst andern. Allein dieser Umstand zog dem Knaben beynahe den Tod zu. Denn als ich einmal in der Scheure eines Bürgers auf einem Heuhaufen eingeschlafen war, fuhr ein vierspänniger Wagen über mich weg, doch ohne Schaden, und die Macht Gottes erhielt mich unverletzt.

Die Anfangsgründe lehrte mich Georg Beumler, ein braver Mann, des Präc. Dinkelakers Kollege, von dem ich zum Andenken eine vergoldete Münze erhielt. Als aber mein Vater im J. 1591. zu der Abtei Königsbronn befördert wurde, kam ich auch dahin, und fand da geschikte Lehrer an Mag. Jak. Schropp und Franz Rehstok, hierauf, nach veränderter Schuleinrichtung, den Georg Oswald, endlich, als man die Schule ganz aufhob, die an ihre Stelle gesetzten Diakonen, Jak. Banzhof, Felix Rösch und Andr. Fabri, die alle ihr Amt fleißig und treulich verrichteten.

Da aber mein Vater von mancherlei Krankheiten heimgesucht wurde, so nahm er, um medicinische Hülfe zu haben, zwei Schlesier, Joh. Müller und Joh. Hartig, beide der Arzneikunst Beflissene, in sein Haus zu sich, deren er sich so wohl zur Bereitung der Arzneien, als zum Unterrichte des Sohns bediente. Beides verrichteten sie mit vieler Treue. Doch zeigte dieser in dem zweiten Punkte den größten und glücklichsten Fleiß. Ihm, bekenne ich auch, vor anderen Lehrern vorzüglich vieles zu danken zu haben. Was für ein grosser Unterschied zwischen einem tüchtigen und untüchtigen Lehrer ist, läßt sich nicht sagen. Hartig faßte sich kürzer, aber sein Unterricht war ausgesucht, und aufs ganze Leben wirksam. Andere lehrten mehr gewissenhaft, als wissenschaftlich. Doch ich mache ihnen keine Vorwürfe — sie verdienen alle meinen Dank — sondern klage nur, daß so gar wenige, die Jugend zu bilden und zu unterrichten, verstehen. Und doch wird ein solches Amt ohne viele Wahl, fast nur den Unerfahrensten anvertraut! Daher verschwendet man Zeit, Unkosten und sogar die Streiche, daß ein guter Kopf, wenn er sich nicht selbst aus dem Schlamme herausarbeitet, sich vielmehr tiefer versenkt, als herausgezogen, fühlt. Was ich von mir selbst behaupten solle? weiß ich nicht. Aus Ungeduld über so manche Zögerung erga-

ich mich dem Lesen Frischlins, des Erasmus, Lavinius und der Kosmographie Münsters. (*)

Als endlich mein Vater wegen immer grösserer Kränklichkeit im Predigen unterstützt werden mußte, bediente er sich Joh. Hübners, von Remlingen (**) in Franken, und übergab ihm zugleich die Unterweisung seiner Söhne, bis er im J. 1601. den neunten August durch die Wassersucht zu Gott abgerufen wurde, nachdem er 47. J. 3. Monate und 7. Tage gelebt, seine geistlichen Aemter aber 25 J. mit grossem Lobe verwaltet hatte. Sein Leichnam ruht in der Klosterkirche.

Während dieses Lernens der Anfangsgründe beschäftigte ich mich zuweilen mit Mechanik, Mathematik und Geschichte, entweder auf Antrieb Mich. Beurers, ehemaligen Konventual des Klosters, oder aus Naturtrieb, oder durch den fleis-

(*) Nun folgen die Worte: quorum delimimentis historicis stili intelligentiam penetravi, autus meo primum, deinde sine cortice natare, & plurimæ Volutationi me immergere, die ich nicht entziffern kann. Aus Münsters Kosmogr. solle A. Einsicht in den Styl erhalten haben? Bei dem meo müßte man Marte, oder ingenio oder dergleichen etwas verstehen, dann widerspricht es aber dem: deinde sine cortice, welches das nämliche ist. Endlich was soll die Volutatio hier seyn?

(**) Ein Marktfleken zwischen dem Würzburgischen und Wertheimischen gelegen.

sigen Besuch erwekt, den einige Künstler, von denen Joh. Krezmaier, der zweite Archimedes unsers Vaterlands, und Wilh. Maurer, ein Orgelmacher, die vorzüglichsten waren, in meinem Hause abstatteten. Mein Kamerade bey diesen Beschäftigungen war Balthasar Fesel, der Sohn Michaels, Aufsehers über das Eisenwerk. Ich liebte ihn vorzüglich, und ehrte ihn bey seinem Tode durch eine jugendliche Grabschrift. (*)

Bey unserer Reise nach Tübingen, die im strengsten Winter unternommen wurde, war ich wieder einer grossen Gefahr sehr nahe. Denn da ich die Kälte nicht mehr ausstehen konnte, und hinter dem Wagen lief, wollte ich endlich wegen starker Ermüdung auf den Wagen springen, brachte aber beide Füsse zwischen das Rad, das sie durchs Umdrehen jämmerlich verdrehete. Schon wars nahe daran, daß beide Beine zerbrachen, als durch unvermuthete göttliche Hulfe ein im Wege liegender Stein den Wagen hemmte, aber die Merkmale der Verdrehung werde ich mein ganzes Leben behalten.

Was für Professoren und wirkliche Lichter der Gelehrsamkeit ich zu Tübingen fand, verdient wohl, erzählt zu werden.

(*) Die folgende Liste von 16. Jugendfreunden wird der Leser nicht vermissen.

Es waren Stephan Gerlach, Prokanzler (*), Matth. Hafenreffer (**), Joh. G. Sigwart (***), als Theologen, zu denen bald hernach noch Andr. Oſiander (****), als Kanzler, und Mich. Schäfer (†) kamen — als Juriſten, Joh. Hochmann ††), Nikol. Varendüler (†††, Andr.

(*) St. G. der ält. im J. 1546. zu Knittlingen geb. Geſandtſchaftsprediger des Bar. von Ungnad zu Konſtantinopel, in der Folge Prof. der Theol. ſt. 1612. Die Beſchreibung ſeiner Reiſe in die Türkei erſchien erſt im J. 1679. zu Frankf. in Fol.

(**) H. von Lorch — zuletzt Kanzler, ſt. 1619. Seine loci theol. ſind ſein bekannteſtes Werk, ſ. zum J. 1613.

(***) Zu Winnenden im J. 1554. geb. zuletzt Superattend. des theol. Stifts, ein ſcharfer Streiter gegen die Reformierten, ſ. mein hiſtor. Taſchenbuch (1797) S. 427.

(****) A. Oſ. der jüngere, geb. zu Blaubeuren J. 1562 ſtarb 1617.

(†) Sch. J. 1573. zu Peterzell geb. wurde 1601. auſſerord. Prof. der Theol., kam im J. 1606. als Conſ. R. und Hofpred. nach Stuttg., ſtarb aber ſchon 1608.

(††) H. ein Biberacher, im J. 1527. geb. und 1603, geſt. lebt hauptſächlich durch ſeine Stiftung in gutem Andenken.

(†††) Zu Lindau im J. 1619. geb. ein eben ſo gelehrter, als im gemeinen Leben thätiger Mann! Durch Vorſtellungen brachte ers im J. 1548. dahin,

Laubmeier (*), Joh. Halbritter (**), Joh. Harprecht (***), David Magirus (****), und Heinr. Bocer (†), an deren Stelle zum Theil, nach ihrem Tode, traten Joh. Val. Neuffer (††), Andr. Baier (†††) und Chriſtoph Beſold (††††) — als

daß Tüb. von den Spaniern nicht heimgeſucht wurde. Er feierte ein Ehebildium, und ſtarb 1604.

(*) Von Stutg. Prof. 1582. † 1604.

(**) Von Amberg, J. 1560. geb. im J. 1586. Prof. geſt. 1627.

(***) Eines Winzers Sohn aus dem Dorfe Wahlheim, im J. 1560. geb. erhob ſich durch ſeinen Fleiß, wurde im J. 1594. Prof. und ſt. 1639. Conſtus ſagt in der Lobrede von ihm (Mantiſſa Conſultatt. &c. p. 654.) in ſeiner beynahe 40 jährigen Amtsführung habe er um Privatgeſchäfte willen, nur — eine einzige Vorleſung verſäumt. Sein Kommentar. über die Inſtitut. wurde im J. 1708. zu Frankf. wieder aufgelegt.

(****) M. von Vaihingen, geb. 1565. Prof. 1591. ſt. 1635.

(†) Geb. zu Salzkoten im Paderbörniſchen, im J. 1557. Prof. 1595. ſt. 1630.

(††) Zu Herrenberg geb. J. 1572. † 1610. Beſold hielt ihm die Parentation.

(†††) B. zu Stutg. 1566. Prof. 1604. ſt. 1635.

(††††) Wegen ſeiner Schriften und Religionsveränderung einer der wichtigſten! Er iſt 1577. zu Tüb. geb., wurde Prof. 1610. und ſtarb den 15. Sept. 1638. S. mein hiſtor. Handb. zum J. 1789. S. 975.

Lehrer der Arzneikunde Andr. Planer (*), Dan. Mögling (**), und Seb. Bloß (***), denen Joh. Faber (****) und Joh. Jak. Haug (†) folgten.

Lehrer der freien Künste waren Mart. Crusius (††), Georg Burkhard (†††), Erh. Cellius (††††), Veit Müller (*), Mich. Mäst-

(*) Pl. zu Boyn im J. 1546. geb. wurde Schegks Nachfolger im J. 1578. und ſt. 1607.

(**) M. zu Tüb. im J. 1546. geb. im J. 1587. Prof. und 1603. geſt. Er verband gründliche Theorie mit Erfahrung.

(***) Bl. von Ulm oder Münſingen, Prof. 1604. geſt. 1617.

(****) Von Dußlingen, geb. 1571. Prof. 1604. geſt. 1620. Andere nennen ihn Fabri.

(†) Ein Augsburger, im J. 1567. geb. Wurde nach einer Reiſe in Italien Phyſ. zu Heilbronn J. 1592. und Prof. hier J. 1608.

(††) Zu Seeburn im Bambergiſchen im J. 1526. geb. Rekt. zu Memmingen J. 1554. Prof. hier J. 1559. ſt. 1607. S. meinen Ephemer. Alm. 1782. 25 Febr. Ein ſehr fleißiger Mann und guter Grammatiker!

(†††) Im J. 1539. zu Wattelsheim geb. Prof. 1562. † 1607.

(††††) Eigentlich Horn, von ſeinem Geburtsorte Zell in der Pfalz Cellius genannt, Erſchius Nachfolger im J. 1582. † 1606. Zur gelehrten Geſchichte Tübingens lieferte er verſchiedene Beiträge aus ſeinem Zeitalter.

(*) Veit M. geb. zu Bühlheim in Franken J. 1561. Prof. 1587. ſt. 1626.

lin (*), Mich. Ziegler (**), Heinr. Welling (***), Kasp. Bucher (****), Mich. Beringer (†), und ihre Nachfolger, Ald. Kuon (††), Zachar. Schäfer (†††), und Euseb. Stetter (††††).

Bey meiner Ankunft auf der Akademie wurde ich der klugen Leitung Ge. Burkhardts, damit ich nicht zu frühezeitig emporstrebte, und dem Un-

(*) Mästlin, der Nachricht zu Folge, daß eine Baase ihn als einen diken Buben so nannte — Zu Göppingen im J. 1550. geb. Starb mit dem Ruhme eines der ersten Mathematiker seiner Zeit im J. 1631. Er war Keplers Lehrer, auch erzählt man, er habe den Galilei von der Richtigkeit des Kopernikanischen Systems überzeugt.

(**) J. von Gröningen, machte eine Stiftung von mehr als 3000 Gulden, und ſt. 1615.

(***) W. zu Tüb. J. 1355. geb. Prof. 1388. † 1420.

(****) Aus dem Oeſterreichiſchen, Prof. 1592. geſt. 1617.

(†) B. von Uhlbach, geb. 1566. Prof. der hebr. Sprache J. 1599. — nicht 1598. wie Zeller (Merkw. Tüb. S. 303.) und andere melden — ſt. 1625. S. H. Prof. Schnurrer Nachricht, von ehemal. Lehrern ꝛc. S. 154.

(††) Nach einer Variante des Mſpts. auch Kuen. Ich finde aber keine weitere Nachricht weder von einem Kuon, noch Kuen.

(†††) Sch. vor dem J. 1613. Prof. der Poeſie und Geſch. ſt. 1638.

(††††) St. Prof. der lat. Spr. und Rekt. der Oeſterſchule, ſt. 1611.

terrichte Heinr. Wellings, Kasp. Buchens und Erh. Cellius übergeben, und diese Männer wetteiferten unter sich an Sorgfalt und Liebe für mich.

Als diese mich entlassen hatten, folgten ihnen Burkhard selbst, Mich. Ziegler, Mart. Crusius, und bald hernach Veit Müller, Mich. Mästlin und Andr. Planer, deren Aemsigkeit und Treue ich alles danke, was ich bin.

In Privatstunden erklärte mir Balth. Plieninger, izt mein Schwager, was für mich zu hoch war, und so lernte ich unter seiner Führung die Wissenschaften mehr oder weniger, wie gewöhnlich, kennen.

Den ersten akademischen Lorbeerkranz erhielt ich von Cellius, den andern von Müller, jenen den 12. Sept. 1603 mit zwanzig, diesen den 6. Febr. 1605 mit vier und dreyßig Kompetenten, und keinem unrühmlichen Platze. (*)

Schon in den J. 1602 und 1603 fieng ich, zur Uebung meiner Talente, an, Aufsätze zu verfassen. Die ersten Versuche waren wohl Esther und Hyacinth, zwey Komödien, die ich mit jugendlicher Kühnheit den englischen Schauspielern (**) nachbildete. Letztere, die ich noch übrig

(*) Beym Baccalaureat war er der dritte, bey dem Magisterium der sechste.

(**) Sollte ihm Shakspeare bekannt gewesen seyn? Nach der damaligen Verbindung zwischen England

habe, mißfällt mir, für mein damaliges Alter, nicht sehr. Darauf folgten die Verwünschung der Venus und die Thränen, in drey sehr weitläuftigen Gesprächen, die mir, wie ich hernach erzälen werde, ein unglüklicher Zufall auspreßte — aber sie giengen wider meinen Willen verloren.

Die chymische Hochzeit, eine Posse, voll abentheurlicher Auftritte, erhielt sich. Zum verwundern wurde es von einigen geschäzt, und durch seine Nachforschungen erklärt, da es ein unbedeutendes Werkchen ist, und die unnüzen Bemühungen der Neugierigen darstellt.

Unter meinen Papieren finde ich auch folgende Titel: Julius, oder drey Bücher von der Staatsverfassung, ein astrologisches Urtheil gegen die Astrologie und eine Reise. Weil sie aber schon lange ganz verloren sind, so weiß ich ihren Innhalt nicht mehr.

Diese waren das Vorspiel meiner Schreibereien, in denen ich mich des Vorraths, in meiner mannichfaltigen Lektüre gesammelt, entledigte.

Von meinen Gesellschaftern und Gefährten auf

---

und Wirtemberg, unter Herzog Friederich, war es wohl möglich. Man weiß, wie durch politischen Verkehr sich auch litterarische Neuigkeiten aus einem Lande ins andere verbreiten. J. E. Wiclefs Lehren nach Böhmen durch Vermälung der Prinzeßin Anna mit K. Richard dem II.

der wissenschaftlichen Laufbahn nenne ich einen Gerlach, Bidenbach, Mögling, Eberh. Andreä, Sam. Hafenreffer, Matheus Hiller ꝛc. Vornämlich aber waren, um ihres Fleißes und ihrer Sittenunschuld willen, die beiden Rümmelin, Burkhard und Martin. Meine Mutter lud sie, als wackere Jünglinge, von selbst ein, und ermahnte uns, fleißig mit ihnen umzugehen. So kams, daß in den sechs Jahren meines Studienlaufs kein Maaß Wein, ausser dem zu Hause, von uns getrunken wurde, und wir uns mit unserm sparsamen Vesperbrode begnügten.

Ausser der fließenden Schreibart eines Frischlin, dessen gebundene und ungebundne Schriften ich fleißig las, und des Erasmus, versenkte ich mich damals ganz in die Majestät Ciceros, die Blumengefilde des Livius und die Zierlichkeit Cäsars und Sallusts, wurde ganz von ihnen hingerissen, und mit edelm Vergnügen erfüllt. Von ungefähr traf ich auf den Witz des Lipsius, dessen Werke, was nur irgend von ihm erschien(*), ich verschlang, zwar vielleicht zum Nachtheile meines Stils, aber doch mit dem Nutzen, daß er mich zur Kenntniß des Alterthums und der ersten Philosophie(**), auch richtiger Schätzung des Tacitus und Seneka, führte. Darauf folgten Brissoni-

(*) L. lebte damals noch, da er erst im J. 1606 starb.
(**) Stoikern.

us, Turnebus, Lambinus, die beiden Scaliger, Heinsius und andere, ausgezeichnete Köpfe der Niederlande, Italiens und Frankreichs!

Von neuern Historikern las ich den Bembus, Jovius, Sigonius und Guicciardini, von Dichtern ausser dem Plautus, den ich nur zu fleißig in der Hand hatte, alles, was die alten und neueren Zeiten sinn reiches hervorbrachten, und zwar mit solcher Vorliebe und Begeisterung, daß es ein Wunder ist, wie ich nicht auch ein Dichter wurde.

Mit diesen vereinigte ich Zwingers Theater (*), das so wohl durch seine ausgesuchte Methode, als die unendliche historische Mannigfaltigkeit sich auszeichnet, und auf das ich manche Nachtstunde verwendete. Denn ich hatte meine Zeit so eingetheilt, daß ich den Tag den Wissenschaften, dem Lesen der Autoren aber die Zeit bis tief in die Nacht hinein widmete. Durch diese Unmäßigkeit im Studieren schwächte ich so wohl meine Augen, als zog ich mir auch die Beschwerden der Schlaflosigkeit zu, und schwächte die Treue meines Gedächtnißes. Daher kams aber auch, daß ich in Wissenschaften meine Gefährten beynahe erreichte, in

(*) Theod. Zw. Prof. zu Basel, im J. 1588 gestorben, schrieb Theatrum vitæ humanæ, mehrmals, unter andern im J. 1604 in 4. Fol. gedruckt. Das mancherlei philos. und moralische Kollektaneen, durch Geschichte erläutert, enthält.

Sachkenntniß aber viele übertraf, weßwegen man mir, in noch früher Jugend, den Unterricht der Jugend anvertraute.

Der erste meiner Schüler war Daniel Widt, des angesehenen Ammeisters zu Strasburg, Franz Rud. Jngelt, Vetter. Hierzu kamen Joh. Ulrich und Markus Reuser, Joh. Konr. Brothek und Joh. Erh. Eckhard, in dessen väterlichem Hause ich eine Zeitlang den Tisch hatte, und Joh. Leonh. Essich mein Freund wurde. Keiner derselben schwung sich zu einer Zierde der gelehrten Welt empor, entweder durch meine, oder ihre, oder der übrigen Schuld. Doch hatte ich den Vortheil dabey, daß ich die Haushaltung meiner Mutter erleichtern (*) konnte — denn als ein noch nicht zwanzigjähriger Jüngling hatte ich hundert Gulden Einnahme — als auch den Müssiggang und die Gesellschaften vermied, täglich durch Lehren lernte, und unter den Augen meiner Vorgesetzten lebte.

Was ich von Nebenstunden frei hatte, bestimmte ich den Reitzen der Mathematik, unter der Lei-

(*) Als seine Mutter im J. 1601 Wittwe ward, vertraute sie ihm, in seinem fünfzehnten Jahre, das Hauswesen an, und achtete in allen Angelegenheiten seinen Rath höher, als den seiner übrigen weit ältern Geschwister. Leben Joh. V. Andr. im Württemb. Repositorium der Litter. St. 2. S. 277. aus Gottl. Andr. Crisii. Trauerklag, Lüneb. 1654. S. 39.

tung des Dav. Magius, eines Manns vom gebildetesten Geiste, der sich um meine Familie aufs ausserordentlichste verdient gemacht hat, und von dessen Lobe ich anderswo, aber nie genug schrieb. Auch Mästlin, dieser berühmte Mathematiker, unterstützte mich gar sehr, theils durch Instrumente und Bücher, theils durch Privatunterricht — so wie Christoph Besold durch seine Bibliothek, die reicher, als die gewöhnliche eines Privatmanns, war, mit unglaublicher Leutseligkeit und unerschöpflicher Gütigkeit. Seine Verdienste um mich übertreffen alles, was ich davon sagen könnte. Auch muß ich des Joh. Lindanus, eines Niederländers, erwähnen, der mit andern, durch die Grausamkeit des Alba vertrieben wurde, und sich nach Deutschland flüchtete — ein rechtgläubiger Mann, durch Kenntniß von fünf Sprachen und historischer Wissenschaften ausgezeichnet, aus dessen Büchervorrathe ich alles, was gesehen und gehört zu werden verdient, und ich mit eigenem Gelde nicht kaufen konnte, entlehnt erhielt. Durch ihn wurden mir, nebst Ortel, Mercator, dem Schauplatze der Städte, Henninges genealogisches Werk, die Trophäen Belgiens, die Schiffahrten nach Indien, und mehrere dergleichen Prunkwerke, auch Thuanus, Meteran, Merula, Metellus und andere bekannt, die unsere Erde und

unser

unſer Zeitalter beſchrieben. Er machte dabey den lebendigen Dollmetſcher und Erklärer, wurde mir aber zu meinem unerſetzlichen Schaden allzufrühe, wiewohl für ſein Alter nicht zu bald, entriſſen, oder vielmehr dem Himmel zurüke gegeben. Da ich ſchon in vorigen Zeiten die Ueberſetzung von Sadolets philoſophiſchen Troſtgründen, von Phil. Nicolai's Spiegel der ewigen Freude, der Zerſtörung Jeruſalems und andere Sachen verſucht hatte, ſo überſetzte ich iezt auf ſeinen Antrieb den tragiſchen Spiegel, die Wunder Roms von Lipſius, die Gerechtigkeit des Belgiſchen Kriegs, die Neapolitaniſchen Könige, die Kurfürſten Sachſens, die Grafen von Tyrol, nebſt anderen Schriften — wenn zu keinem andern Nutzen, doch wenigſtens zur Vermeidung der Trägheit und zum reiferen Unterrichte, auch zur Vorbereitung auf die Reiſen auſſerhalb des Vaterlands, die zu unternehmen ich vor Begierde brannte. In eben dieſer Rükſicht beſchäftigte ich mich zum voraus mit Erlernung fremder Sprachen zu groſſer Erſparniß der Zeit und der Koſten, wie ich in der Folge erfuhr.

Indem ich ſo in voller Gunſt bei faſt allen Vorgeſetzten der Univerſität, beſonders einem Oſiander, Hafenreffer, Magirus und Ziegler, meinen mir geneigten Beförderern, ſtund, überdieß durch ein reichliches Stipendium unterſtüzt wurde,

hat ein schwarzer Sturm mir beinahe den Untergang gebracht. Denn im Schlafe — um sogar einen Traum zu erzählen — sahe ich einst, wie eine pechschwarze Wolke sich tief herab senkte, und hart an meinem Fenster vorbei streifte. Ich öffnete das eine derselben, und riß ein Stücke ab, das so kal. war, daß ich darüber erwachte. Der Erfolg zeigte sich bald. Ein gewisser Heusser, aus Oesterreich, Sigism. Rhat und einige andere, die mit den Buhlschwestern jener Zeit allzuoft und ausgelassen Muthwillen trieben, verwikelten auch Unschuldige in ihre Ausschweifungen. Diese schändliche Aufführung theilte sich auch mir mit, wurde aber bald entdekt, und zog mir Strafe und Schande zu. Denn die Schuldigen oder Unschuldigen verfolgte der Unwillen und das Ansehen des Math. Enßlin, des geschikten Rechtsgelehrten, aber damaligen Scians für unser Vaterland, der dadurch beleidigt war, daß man seinem Hause Vorwürfe der Unkeuschheit machte. Von da an schäzten mich andere geringer, ich aber mich selbst am allergeringsten. Schon hatte ich mich der Theologie, unter der Führung Mich. Schäfers, eines Gottesgelehrten von gründlichen Kenntnißen, der besondern Beifall hatte, ergeben. Schon hatte ich öffentlich gepredigt, zu Saxenweiler (*), dem Ge-

(*) Diesen Ort suchte ich vergebens im Wirtembergischen und in den angränzenden Ländern.

hartlöpte meines Schwagers Plieningers, hernach öfters zu Hermaringen (*) bey Felix Rösch, meinem treuen Jugendlehrer, in der Folge auch in der Gegend von Tübingen, besonders zu Derendingen, und zwar auf Erlaubniß der theol. Fakultät. Nun konnte ich die gewöhnlichen Stufen hinansteigen, indem mir jeder Rechtschaffene die Hand reichte. Allein entweder mein Schikfal, oder die Unanständigkeit jenes Auftritts vertrieben mich aus dem Vaterlande.

Freiwillig entsagte ich daher aller Unterstützung so wohl des Lebens als der Studien, und begab mich, in Gesellschaft Christoph Wellings, nach Strasburg, wo ich bei Adam Volz, einem Mann, der, als Lehrer bei der studierenden Jugend in gutem Andenken ist, zu Kost gieng. Joh. Pappus, dieser berühmte Theologe, hatte die alte, mit meinem Vater und Großvater geflogene, Freundschaft nicht vergessen, und erwies mir viele Gewogenheit.

Auf meiner Heimreise von da gieng ich durch Baden, das eben damals unter die Regierung des erlauchten Fürsten, Georg Friederichs, gekommen, und unserer Konfession beigetreten war, und ließ zu Durlach meinen Namen unter denjenigen einzeichnen, die sich der Fortpflanzung der Reli-

(*) Im Amte Heidenheim.

gion wiedmen wollten, erhielt aber keine Stelle. Bei meiner Ankunft zu Tübingen fand ich den Lindanus todt, und beweinte ihn herzlich, unternahm aber doch die Reise nach Frankfurt, die ich mit ihm beschlossen hatte. Zu Heidelberg hielt ich mich eine Zeitlang auf. Von Frankfurt, wo ich zur Zeit der Herbstmesse verweilte, und den Hessischen Gränzen wurde ich zurükk gerufen, besuchte gelegenheitlich Mainz, Worms und Speier, fand, daß mir bei meiner Kränklichkeit die Luftveränderung und Bewegung des Körpers wohl bekommen war, und wurde aufs neue Jugendlehrer. Denn Andr. Herwart, von Eßlingen, der sich zur Führung der Söhne des Barons, Georg Andr. Catianer, eines Nachkommen der ehemaligen Herren von Kroatien, verbindlich gemacht hatte, suchte sein Amt einem andern zu übertragen, und mein Vetter, Seb. Hesch, ein Bekannter Herwarts, schlug ihm mich dazu vor.

Gegen Ende des Jahrs 1607 kam ich also nach Lauingen, einer ehemals berühmten Schule der Oberpfalz, die aber schon sehr gesunken, und in der Zucht verfallen war. Der älteste der Söhne des Barons, Georg Balthasar, ein Jüngling von guten Gaben und grosser Bescheidenheit, war schon da. Als Rektor fand ich den Rechtsgelehrten, Georg Cleminius, als theologische Professoren, Phil. Heilbronner und Georg Zeämann, als Leh-

rer der Wissenschaften Bloß, Ortel, Cellarius und Hülzammer. Den Tisch gewährte mir der rechtschaffene Greis Heilbronner, meines Vaters und Großvaters Freund, und durch ihn öffnete sich mir auch die Pfälzische wohl versehene Bibliothek. Bei Dav. Brentel, einem Maler und wakern Rathsherrn, war unsere Wohnung. Zwar wurde mir ausser guter Kost, ein schöner Gehalt von hundert Philipsthalern ausgeworfen, allein für das Studieren und die Sitten war desto weniger gesorgt. Denn ich fand an ein gen Privatlehrern Verführer, die ihren Zöglingen und mir grossen Nachtheil zuzogen. Da die benachbarten Jesuiten in Dillingen, Maius, Heiß und andere öfters uns besuchten, so heuchelten sie einige, auf Höflichkeit ruhende, Freundschaft, und ich entdekte bald mit Verdruß und Schande die Unbeständigkeit derselben.

Ausser dem Lesen verwendete ich nicht viele Zeit auf Schreiben. Nur erinnere ich mich noch der Leichenfeier des Herzogs Friederich von Wirtemberg, des Kriegs zwischen dem Adel und der Gelehrsamkeit, einer langen Bittschrift um ein geistliches Amt, und der Wahrheit der christlichen Religion ins Kurze gefaßt.

Meine Bitte war vergeblich, ja man untersagte mir, einen Platz im Vaterlande zu hoffen. Daher ließ ich im Studium der Theologie allmählich nach, und fieng an, auf eine andere Lebensart zu

denken. Doch nützte mirs in der Folge, daß ich die trotzige abschlägliche Antwort vorzeigen, und beweisen konnte, ich seye nicht leichtsinniger Weise und nicht freiwillig von meinem ersten Vorhaben abgesprungen.

Vor andern hatte ich zu Lauingen, nebst Herwart, an dem Buchdruker Winter, einem Landsmanne, einen guten Freund. Was ich aber, ausser dem fleissigen Unterrichte, daselbst that, verdient mehr getadelt als erzählt zu werden. So schwer ists, bei dem Verfalle der Sitten, dem die guten Professoren sich vergebens widersetzten, in Schranken zu bleiben!

Der Winter zeichnete sich durch die anhaltendste Kälte und grossen, den Bäumen zugefügten, Schaden aus. Donauwöhrd aber wurde durch die Waffen der Baiern ihrer Freiheit und Religion beraubt, wovon wir Zuschauer waren. Aus Furcht vor dieser Gefahr, oder bei Gelegenheit derselben berief uns der Baron Cattaner nach Laubach in Crain, um uns zu Hause durch genauere Erfahrung zu prüfen. Da mir aber diese Reise wegen meiner Leibesbeschaffenheit zu beschwerlich schien, Herwart sie widerrieth, und auch die Meinigen, denen ich gehorchen mußte, sich ihr entgegen setzten, so legte ich meine Stelle nieder, und fuhr in der nähmlichen Kutsche mit den zwei Brüdern, den rechtschaffenen Theologen, Phil. und Jakob

Heilbronnern, nach Eßlingen. Als ich nun hier von beiden Abschied nahm, und mich für ihre Gewogenheit bedankte, so antwortete mir Jakob, in beider Namen, mit folgenden Worten: Als ich von deinem Großvater Abschied nahm, so wünschte er mir nach seiner Leutseligkeit alles Glüke, und fügte dann bei, was einst Johannes von Christus prophezeit hatte: Du mußt wachsen, ich aber abnehmen. Das prophezeie ich nun auch dir, und bitte Gott, daß es erfüllt werde. Bei mir traf es ein. Denn der grosse Mann entledigte sich bald hernach der Sterblichkeit, ich aber wurde in der Kirche Gottes auf einen rühmlichen Posten gestellt. Ich wiederhohle es nun gegen dich, trete den mir ertheilten Segen deines Großvaters ab, und gebe ihn dir treulich zurüke. Ich, der ich nun bekehrt bin, und dem bevorstehenden Sturme der Kirche mich nähere (*), muß abnehmen. Daß aber du wachsest, und die großväterliche und väterliche Fußstapfen und Stellen betretest, wünsche ich von Herzen, und schöpfe aus der Empfehlung meines Bruders und den Anzeichen deines Genie's keine eitele Hoffnung. Ohne Pralerei glaubte ich, dieses zum Andenken des trefflichen Manns nicht verschweigen zu dürfen.

Ob ich nun gleich durch meine Zurükkunft nach Tübingen eine so einträgliche Stelle verlo-

(*) Sollte es nicht eher heissen: entgehe?

ren hatte, unterstützte mich doch die Gunst meiner Freunde, die mir, nach dem Willen der Versehung, den Unterricht der zwei edeln Truchseßen von Höfingen, Heinrichs und Burkhards, verschafften. Ihr Großvater, Johann Konrad, Herr von Krespach, ein Herr von alter Sitte und Freiheit, unterhielt sie in seinem Hause zu Tübingen, der Vater Johannes, der zu Höfingen sich aufhielt, von Zeit zu Zeit besuchte, und der Kanzler, Andr. Osiander, durch guten Rath leitete. So verlebte ich zwei Jahre, mit der bloßen Kost, ohne einen Gehalt zufrieden, und half mir, ohne Unterstützung meiner Mutter, durch meine Gaben und Arbeiten fort. Denn seitdem ich das mütterliche Haus verließ, habe ich, in ganzen neun Jahren, die Meinigen nicht mehr, als fünfzig Gulden gekostet, und davon in der Folge zwanzig wieder ersetzt. Durch Fleiß und Nachtwachen, vorzüglich aber durch brünstiges Gebete, mußte ich mir, was ich bedurfte, verschaffen. Ob dieses diejenigen verstehen, die durch ein reiches väterliches Erbe alles besitzen, weiß ich nicht.

Nebst Magirus, war Heinrich Welling, durch seine Frau, eine geb. Eva Moserin, Verwandter von mir, besonders wohlthätig gegen mich. Alle meine Aufsätze, die ich mit Leichtigkeit verfaßte, kaufte er um einen Gulden an sich, entweder, weil sie ihn vergnügten, oder weil er sich

meiner erbarmte. Auf seinen Antrieb entwarf ich auch die Idee eines guten Erziehers, in zwei etwas weitläuftigen Büchern unter dem Namen Theodosius. Die Erfindung wenn ich mir anders nicht schmeichle, war artig genug, und das Büchelgen hätte, wäre es nicht verloren gegangen, vor allen meinen jugendlichen Arbeiten den Vorzug verdient. Doch wollte ich lieber, alle meine Schreibereien lägen in Vergessenheit, als daß jetzt so viele dem Neide ausgesetzt sind. Daher beklage ichs auch nicht daß so manche flüchtige Arbeiten jener Zeit zu Grunde giengen.

Bei dieser Lebensart erhielt ich neue Freunde an Joh. Balth. Moser, Joh. Bernh. Unfried, Joh. Bechtold, Polyk. Lyser, Joh. Mart. Rauscher Eberh. Cleminius, Ant. Varenbüler, Ant. Frei; und Gönner an Thom. Lansius, Ant. Winter und Joh. Schäfer. Durch gelehrten Umgang mit ihnen würzte ich das Leben, das nie ohne Beschwerlichkeit ist. Vielen Umgang hatte ich auch mit dem Uhrmacher. Math. Lösch, dem Goldschmied, Christoph Schnier, und dem Tischler, Dav. Uebermann, wegen ihrer Geschiklichkeit in ihrer Kunst. Um ein wenig artig zu seyn, lernte ich sogar die Laute und Zither spielen, und empfinde darüber weder Scham nach Reue. So viel ich Zeit hatte wegen eigenem Unterricht, den ich gab — wiewohl ich um der gerin-

gen Gaben meiner Zöglinge willen mit ihnen vergebens arbeitete — verwendete ich auf das erneuerte Studium der Theologie, unter Oſiander, Hafenreffer und Sigwart, von denen ich rühmen kann, daß ſie väterlich gegen mich geſinnt waren.

Bei Gelegenheit der Verbindung zwiſchen meinem Vetter, Chriſtoph Welling und Eliſabetha Rothin, die der Patriciſche Adel, noch mehr aber Frömmigkeit und ihr übriger Charakter auszeichnete, beſuchte ich einigemale Ulm, das ich zwei Jahre zuvor das erſtemal geſehen hatte. Joh. Schermar (*), ein Rechtsgelehrter von hohem, aber

(*) Von dieſem Schermar, wie auch dem jetzt bald genannten T. Heß giebt der Verf. ſelbſt weitere Nachricht in ſeinem Werkchen Memorialia benevolentium. Argent. 1619. 12. S. 89 - 114. (114) Schermar war im J. 1525 geb. machte ſchöne Reiſen, und diente ſeiner Vaterſtadt, über 50 Jahre, als Advokat. Tod. Heſſi immortalitas ſtehet S. 44 - 83. Er iſt zu Nürnb. 1568 geb. ſtudierte auf mehreren Univerſitäten, Jurisprudenz, hernach Theol., zuletzt Medicin, beſonders beſchäftigte er ſich zu Tübingen, wo er ſich niedergelaſſen, mit mancherlei Erfindungen. Unter andern ſuchte er ein perpetuum mobile zu Stande zu bringen. S. 65. Er ſtarb 1614 den 24. Nov. Auf obiger Stelle in der Biographie, glaubt der Verf. der Lebensgeſch. des J. V. A. (Repertor. S. 285) leite ſich der Verdacht: M. habe ſchon im J. 1009 geheime Verbindungen

munterem Alter, ein merkwürdiger Mann, wie ich in der Lobschrift auf ihn zeigte, nahm mich sehr liebreich auf, und ich wurde in mehrere Freundschaften so verflochten, daß mich dieser Umstand fast in die Fesseln einer, wiewohl ehrenvollen, Ehre geworfen hätte. Allein die göttliche Vorsehung rief mich anderswohin. Denn mein Leben floß mir nicht, wie andern, in gleichem Laufe dahin, sondern wurde durch mancherlei Krümmungen unterbrochen. Um eben diese Zeit machte mich Joh. Vischer, ein Verwandter, und zur Ruhe gesetzter Pfarrer, mit Tob. Heß, einem wegen seiner vielfältigen Kenntnisse und warmen Frömmigkeit unvergleichlichen Manne, und hernach mit Abraham Hölzel, einem österreichischen Edelmann bekannt,

unterhalten. Hierzu könnte man rechnen, daß er ihn zweimal seinen Bruder nennt (Memor. S. 41. 82.) der Jüngling den bejahrten Mann! Ferner die Worte: S. 69. Hellus superstitiosus audit, regularis, singularis, phantasticus, ac crescente mox mendacio, Utopiensis Princeps, somniorum interpres, futurorum prælcius: qui familiares amici erant, ac fratrum loco dilecti, fanatica liga, arcana conspiratio, tenebrionum conciliabulum erant, divisque interdum, ac intermixtis laneeis perfodiebantur. Ob aber der Verdacht gegründet war, untersuchen wir um so weniger, da es zwar sehr wahrscheinlich, aber schwerlich zu entscheiden ist.

welche beide durch eine seltene, aber wahrhaft christliche Freundschaft verbunden waren. Wie sehr ihr aber ein Sturm von Bösheit und Wolken von Verleumdungen sich entgegen setzten, und besonders mich umher trieben, ist ganz ausserordentlich. Doch, da ich die ganze Tragödie im J. 1613 der ordentlichen Apologie einverleibte, will ich diese unangenehme Sache hier nicht wieder berühren. Ist mir jemals in meinem Leben etwas hart und empfindlich gewesen, so wars der Preis, um den ich Hölzels Freundschaft erkaufen mußte (*). Doch hat Gott auch da endlich Mittel und Ende gefunden.

Der Anfang des J. 1610 wurde verschiedenen Aufsätzen gewiedmet, deren einige in der Folge von andern ans Licht genöthigt wurden. In der Mitte desselben, als der Anfang der Union aus den Jülichischen Händeln entsprang, und Elsas bedrohet wurde, mein Bruder bei Bleikhard von Helmstett Feldzeugmeister war, machte ich eine Reise zu ihm ins Lager bei Dachstein, und wohnte der unglüklichen Belagerung bei. Wie endlich dieser Ort, nebst Molsheim besetzt wurde, mußte ich der ich zu Pferde gekommen war, fast ganz zu Fuße zurükkehren. Denn meine Kameraden stahlen mir

(*) Nämlich um die darüber entstandenen Verleumdungen.

das Pferd, das ich gemiethet hatte, und ich war genöthigt, dem Pferdeverleiher dreyßig Gulden zu zahlen, die ich eben nicht baar liegen hatte.

Auf dieser Reise besuchte ich die Baronen Catianer zu Straßburg, und sprach sie mit ihrem Hofmeister Taufre, meinem wertheſten Freunde, einem nachher berühmten Theologen, zum letztenmahle, ausser daß ich den Georg Balthasar, der das Jahr hernach, auf seiner Rükreise ins Vaterland, zu Tübingen bei mir einkehrte, eine Tagreise begleitete. Seit dieser Zeit ist mir von ihrem Glüke oder Unglüke nichts mehr bekannt geworden.

Bald hernach starb des Magirus Gattin, Johanna, eine geborne Graſekerin, an der damaligen Seuche, und mit ihr erlosch fast alle Glükseligkeit des Manns. Er begab sich daher nach Derendingen, wurde von seinen besten Freunden verlassen, und von Besold und mir fast allein besucht. Bey Gelegenheit dieser Spaziergänge knüpfte sich die Freundschaft immer enger, die in der Folge Besold gegen mich fortsetzte, und durch Wohlthaten unterhielt. Schon hatte ich in Erlernung der französischen Sprache etwas gethan, und er vermehrte meine Kenntnisse sowohl durch Unterricht, als durch Borgen nöthiger Bücher. Ich versuchte die Uebersetzung von der Woche des vortrefflichen Dichters Bartas. Da ich aber fand,

daß es andere (*) schon glüklicher gethan hatten, gab ich meine Arbeit wieder auf.

Indessen hatte ich mich zur Vertheidigung einer theologischen Dissertation bereitet, und zum Stoffe derselben die Wahrheit der christlichen Religion gewählt. Dieses sollte unter der Leitung Osianders geschehen, dessen Tischgenosse ich damals mit den Truchseßen war. Allein die Seuche verbreitete sich immer weiter. Die Universität dachte auf einen Zufluchtsort, und fand zu Herrenberg und Calw gastfreundliche Aufnahme.

Von der Begierde, Frankreich zu sehen, entflammt, erdachte ich leicht einen Vorwand, mich zu entziehen. Denn von meinen Zöglingen hatte Heinrich schon Kriegsdienste beim Markgrafen (Georg Friederich) von Baden angenommen, Burkhard aber gab keine Hoffnung, einst ein Gelehrter zu werden. Mit gutem Willen des Vaters also, der an des Großvaters Stelle mein Patron geworden war, und mit einem gegenseitigen Pfande der Freundschaft begabt, entledigte ich mich meiner Verbindung, fand ihn aber in seinem ganzen Leben als meinen Wohlthäter. Bei dieser Erinnerung seiner muß ich etwas beifügen, was mir merkwürdig scheint.

(*) Vielleicht meint er die Uebersetzung Dietrichs von dem Werder eines angesehenen Mitglieds der nachherigen fruchtb. Gesellschaft!

Johann Truchses litt, bei schon annahendem Alter, an Vereiterung einer der Nieren. Trotz aller Aerzte und Arzneien faulten ihm die Lenden so sehr, daß sich eine grosse Wunde da öffnete, und man die Eingeweide sehen konnte. Das Uebel war groß, langwierig und von solchen Schmerzen begleitet, daß viele sich wunderten, wie er leben konnte. Sonsten war der Mann nicht böse, aber in der Religion etwas nachläßig gewesen. Jetzt stellte er fromme Betrachtungen an, und wendete sich zum Gebete. Denn da jedermann an seiner Genesung verzweifelte, erhielt er sich nur durch Glauben an Gott und brünstiges Gebete, und fieng an, sich selbst zu trösten, und von sich besser zu hoffen. Nun verwarf er alle menschliche Hülfe, und verließ sich auf Gott allein, erwartete seinen Beistand mit unglaublicher Geduld, und erhielt ihn endlich. Dadurch wurde er aus einem sorglosen Manne, ein sehr eifriger, hörte nicht auf, zu preisen, was für einen Trost man aus der Religion schöpfe, welche Wirksamkeit das Gebete habe, und ließ daher, zum Andenken, die Kapelle seines Schlosses, die bisher ungeschmükt war, auszieren und malen. **Dieses habe ich selbst gesehen**, als ich den Guten im J. 1620 das letztemal zu Kreßpach besuchte, mich darüber verwunderte, wie er aus einem guten Manne durch das wohlthätige Kreutz so viel besser geworden war, und ihn bald hernach durch einen sanften Tod verlor.

Bei schen zu Ende eilendem Jahre trat ich über Ulm, Biberach, Kostanz, Schafhausen, Bern, Freiburg im Uechtland, die Reise nach Frankreich an, und kam nach Lausanne am Genfersee, einem Bischöflichen Sitze, den eine berühmte Schule ziert. Bey Daniel Baron Morant einem aufrichtigen Manne, der ziemlich Latein verstand, fand ich den Tisch, neben anderen Bernern, zweien von Erlach, Regelin Mai und ihrem Hofmeister. Morants Bruder, der ein mit dem Herzoge Wolfgang von Zweibrüken nach Frankreich gezogen war, verstand noch etwas deutsch, nahm mich so liebreich auf, wie jener, und unterstüzte mich auch durch eine erwünschte Empfehlung nach Genf. In Lausanne fand ich auch an (Wilh.) Fabricius, dem berühmten Wiederhersteller der Chirurgie, de aber nicht gehörig geschäzt wurde, einen unterhaltenden Nachbar. Mit herannahendem Frühjahre gieng ich nach Genf, das neue Gefahr von Seiten Savoiens befürchtete, und daher Unterstüzung von den Helvetiern erwartete. Glüklicher Weise wurde ich mit dem Prediger, Johann Scaron, bekannt, einem Manne von deutschem Herzen und unbescholtenem Wandel, der sich durch Reisen und Kenntniß verschiedener Sprachen gebildet hatte, der sophistischen Theologie aber nicht sehr kundig war. Denn ich fand ihn als Fremdling in vielen von un-

unſere Streitigkeiten, und eben ſo entfernt von gewiſſen harten Meinungen und Grundſätzen. Noch lebten die alten A. Fay und Sim. Goulart — von jüngeren Geiſtlichen Jacomot und Joh. Theodat, deren der letztere den meiſten Beifall hatte. Auch Joh. Lectius, den Syndik der Stadt, lernte ich kennen, und hörte ihn reden, als er Heinrich dem Groſſen, Könige von Frankreich, die Trauerrede hielt.

Bei meinem Aufenthalte zu Genf bemerkte ich etwas ſehr wichtiges, das ich eben ſo wenig vergeſſe, als ich mich mein ganzes Leben darnach ſehnen werde. Auſſer der vollkommenen Form eines Freiſtaats, beſitzt die Republik eine beſondere Zierde und eine Zuchtanſtalt an dem Sittengerichte, das wöchentlich die Sitten der Bürger, auch die kleinſten Ausſchweifungen, unterſucht, erſtlich durch die Aufſeher in den Stadtvierteln, dann durch die Aelteſten, endlich durch den Senat ſelbſt, wie es das Schreckliche der Sache, oder die Herzenshärte und Halsſtarrigkeit des Verbrechers nothwendig machen. Dadurch werden alle Karten und Würfelſpiele, Schwören und Fluchen, Muthwillen, Geilheit, Zank, Haß, Tüke, Betrug, Geldſchneiderei, Schmauſen, Schwelgerei, Trägheit, unmäſſiger Zorn, Grobheit verhütet, noch mehr alſo gröſſere Verbrechen, die hier faſt unter-

hört und ungewöhnlich sind. Eine solche Sittenreinigkeit ziert die christliche Religion ganz ausserordentlich, ist ihr angemessen und eigen, so daß wir ihren Mangel bei uns nicht genug beweinen können, und alle Rechtschaffene an ihrer Wiederherstellung arbeiten sollten. Entfernte mich nicht der Unterschied der Religion von Genf, so hätte mich die Harmonie der Sitten auf immer an diese Stadt gefesselt. Daher gab ich mir von dieser Zeit an alle Mühe, etwas dergleichen in unsern Kirchen einzuführen. Wie der ganze Staat, so hatte auch das Hauswesen Scarons, bei dem ich speisete, ein Ansehen der Bescheidenheit. Denn anhaltendes Gebet, Lesung der heil. Schrift, Ehrbarkeit in Reden und Handlungen, in Kleidung und Kost, auch Mäßigkeit waren die Zierden desselben, so daß ich im väterlichen Hause nicht unschuldiger lebte als da.

Von Genf reisete ich, in Begleitung Theodats, des Geistlichen, der, ausser vielen andern Sprachen, auch der deutschen sehr kundig war, und eine Kollekte sammeln sollte, nach Lyon, wo ich die sehr feierliche Fastenprocession mit ansahe, dann von meinem Gefährten mich trennte, und Paris, nebst andern vornehmen Städten, besuchte, hierauf, um nach Hause zurüke zu gehen, Frankreich verließ, und mich wieder nach Helvetien wendete. Hier fand ich Zürich, wohin der Ruhm des Orts mich führte; als eine, durch Kul-

dyr der Wissenschaften und vortrefliche Sitten recht ausgezeichnete, Stadt, und weilte zu Basel, wo ich mit Joh. Jak. Grossen, dem theologischen Polyhistor, und Kasp. Bauhin, dem Anatomiker, bekannt wurde. Denn diese beiden waren allein geblieben, als eine Seuche gewaltig wüthete, und alle Kirchhöfe füllte. Einer derselben (*) zeigt in einer Halle den berühmten Todtentanz von Joh. Holbein, dem ersten Mahler seiner Zeit, dergleichen ich, einen auch zu Bern von nicht minderer Kunst gesehen zu haben, mich erinnere. Die Kostbarkeiten und Seltenheiten der Natur und Kunst, die Plater besitzt, zu betrachten, war der Mühe auch werth.

Endlich kehrte ich über Freiburg im Breißgäu, Villingen, das uns durch unsere Niederlage bekannt genug ist, und Rothweil (**), den Sitz des Kaiserlichen Gerichts, nach Hause zurüke. Durch diese Reise war ich mit den Produkten des französischen Genies vertrauter geworden, und konnte nun freieren Gebrauch von der Heroldischen Bibliothek machen, als die einen Vorrath von allen Arten dieser Autoren besaß.

(*) Im Kreuzgange bei der Predigerkirche. Das aber das Werk nicht Holbeins ist, mag jetzt entschieden seyn.

(**) Die Wirtemberger belagerten die Stadt im dreißigjährigen Kriege vergeblich.

Gleich nach meiner Heimkunft wohnte ich der zweiten Hochzeit meines Freundes Magirus mit Margar. Kielmannin, zu Stuttgard, bei. Aber sie fiel sehr unglüklich aus, und ich weiß nicht, ob nicht die Heerde Schweine (*), die den Kirchgang unterbrochen, ein böses Anzeichen waren? Wie's auch damit seyn mag, so wurde das ganze Glüke des brafen Manns von unreinen Menschen fast zerrüttet, die so wohl das Ehebette der ausschweifenden Frau befleckten, als auch ihre Schuld entweder dekten oder verringerten. Ja, als die Sache endlich vor Gerichte kam, arbeitete auf der einen Seite die mächtige Familie ihm entgegen, und auf der andern verließen ihn seine besten Freunde, und

(*) Eine ähnliche Ahnung aus dem Begegnen einer Heerde Schweine erzählt Petersen in seiner Selbstbiographie, S. 111. (2te Ausg.) Als ich vor dem Thore (von Zelle) Morgens frühe war, kam uns eine grosse Menge diser Schweine entgegen, daß wir mit unserer Kutsche nicht fortkommen konnten, die ein solches Grunzen und Schreyen, weil sie sich unter einander bissen, anfiengen, und in dem Gedränge unsern Wagen schüttelten, bis endlich der Sau-Hirte mit einer grossen Peitsche hinter sie her kam, und wegtrieb, und wir ungehindert in die Stadt fahren konnten: welches ich für ein solch Omen annahm, daß sich zwar viel Widerwärtigkeiten daselbst gegen mich ereignen, aber doch nichts gegen mich anhaben würden.

der Unschuldige, durch das Alter, die Kosten und den Kummer entkräftet, hätte gewiß verloren, wäre nicht Gott durch Entdekung des Frevels zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen. Doch ich, nebst Besold, verließen ihn nicht, und ich schmeichle mir, ihm so wohl dadurch gedient zu haben, daß ich seinen guten Namen bewahrte, als auch bei mächtigen Freunden ihn vertrat. Aber eben deßwegen wurde ich von Neidern getadelt, und geringer geachtet.

Bei meiner vierten Rükkehr nach Tubingen mußte ich aufs neue meinen Lebensunterhalt suchen, den ich wider alle Hoffnung und schnell erhielt. Denn ich wurde als Hofmeister von dem Sohne des Herrn Phil. Eberh. von Gemmingen, Herrn zu Rappenau und Buttenhausen, angestellt. Der Sohn war ein bescheidener Jüngling und Nacheiferer der grossen Eigenschaften seines vortrefflichen Vaters. Bei meiner Ankunft zu Rappenau, im Kraichgau, bei Wimpfen, wurde ich sehr liebreich gehalten, und mir ein Gehalt ausgesetzt, das dem Scheine nach mäßig, in der That aber ansehnlicher war, als ich bisher gehabt hatte. Alles war auf meinen Wink bereit, und mein Herr verband mit seltener Frömmigkeit und einer wohl eingerichteten Oekonomie auch Achtung für die Wissenschaften, deren er kundig war (*). Mein Zögling [illegible]

(*) Sein Bild hat A. unter dem Titel: Vera Nobilitas dargestellt, und zugleich biographische Nachrichten

te sich von Seiten der Gaben, der Annehmlichkeit seines Betragens und seines Gehorsams, wie ich ihn nur wünschen konnte.

Allein in diesem meinem glüklichen Zustande ergrif mich ein dreitägiges Fieber, das mich seit dem J. 1604, wo es mich zum erstenmale heimsuchte, nicht mehr ergrifen hatte. Diesesmal hielt michs neun Wochen lange hart, ja beim Anfange schien die Krankheit tödtlich. Allein die Sorgfalt des Arzts, Zieglers zu Wimpfen, dämpfte es, daß es mich in der Folge gelinder hielt. In meiner Unpäßlichkeit besuchte mich auch zuweilen der Pfarrer, Joh. Erh. Celtius, aus der nämlichen Nachbarschaft, ein Theologe von reifer Urtheilskraft und seltener Gelehrsamkeit, die er mit grosser Höflichkeit verband. Selbst nachher, wie er nach Eßlingen kam, setzten wir unsere vertraute Freundschaft fort, und der Umgang mit ihm war für mich nie ohne Nutzen.

Da mans für zuträglich hielt, daß ich die Luft veränderte, so schikte mich mein Patron, mit einem ansehnlichen Geschenke begabt, nach Tübingen voraus, bis sein Sohn nachfolgte. Auf meinen Rath und mit des Vaters Einwilligung nahmen wir Kost und Wohnung bey Hafenreffer, und das zu un-

von ihm gegeben, mit einer Zuschrift an den Sohn und seinen Zögling, Philipp. S. Memoralia S. 6, 41.

sepp. groſſen Vortheile. Denn wir wurden nicht als Koſtgänger gehalten, bey denen man Vortheil ſucht, ſondern als Söhne und Freunde. Auch nahm man keine andern an. Das Pferd, das ich aus Frankreich mitgebracht hatte, unterhielt mein Herr, bis es verkauft werden konnte, und that alles, um mir ein bequemes Leben zu verſchaffen. Für das, was ich auſſer der beſtimmten Zeit mit ſeinem Sohne vornahm, bewilligte er mir wöchentlich einen Thaler — ein Umſtand, der beiden Theilen nützte! Denn wir begnügten uns faſt ganz mit dem gewöhnlichen Eſſen und Tranke. Dadurch gewann ich Geld, und durch jene Zubuße belohnte er unſere Mäßigkeit. Endlich ließ ſich unſer Wirth und der Vater bewegen, daß Ge. Chriſtoph Schallenberg, ein öſterreichiſcher Edelmann und ein Jüngling von ausgezeichnetem Genie, in unſere Geſellſchaft aufgenommen wurde. In der Folge kam noch Marx Paradeiſer, ein Kärnthiſcher Baron, mit ſeinem Lehrer, Elias Jetſch, aus Meiſſen, dazu. Durch dieſe, unter allgemeiner Einwilligung verſtärkte, Geſellſchaft verlor unſere Mäßigkeit und eingeſchränkte Lebensart nichts. Ja der freyere Umgang und die erlaubte Frölichkeit gewannen dadurch. Unſer Wirth war nichts weniger, als mürriſch, und wir verehrten ihn als Vater, oder etwan auch als unſeren Philoſophen. Der Tiſch wurde mit Erzählung denkwürdiger Re-

den und Handlungen gewürzt, und wir mußten unsere Beyträge mit Fleiße zusammen suchen. Diese unsere Gesellschaft zeugte den Wirbel, oder Kreisel (*) und andere Werkchen, die in der Folge ans Tageslicht kamen.

Allein indem mein Schiff in dem Hafen zu seyn schien, überfiel und versenkte mich beynahe ein plötzlicher Sturm. Denn die Gattin meines Patrons, eine eines solchen Manns würdige Frau, geb. Rotenstein, starb an einer kurzen hitzigen Krankheit, und er folgte ihr — man weiß nicht, durch Ansteckung oder Schmerz? — drey und zwanzig Tage hernach. Ich war bey seiner Leiche, oder vielmehr bey der Leiche meines Glüks. Dem ungeachtet beweinte ich den Verstorbenen mit nicht geheuchelten Thränen, und beklagte ihn in einer aufrichtigen Lobrede.

Die Vormünder meines Zöglings erklärten mir, sie dörfen diesem die Kosten meines Pferdes, den wöchentlichen Thaler und das übrige, was mir die Großmuth meines Patrons bewilligt hatte, nicht in Rechnung bringen, weil es das Vermögen desselben übersteige. Ich müße mich also mit den vierzig Gulden Gehalt, nebst der Kost, begnügen. Diese übertriebene Sparsamkeit mißfiel mir. Ich

(*) Turbo, s. molestè & frustra cuncta divagans ingenium in theatrum productum. Helivel iuxta Parnassum. 1616. S. auch zum J. 1614.

verhehlte aber meinen Verdruß darüber, und überlegte, wie ich meines Amts los werden möchte. Doch blieb ich noch ein Vierteljahr, und wurde dann im Febr. 1612 durch Adam Baier, der mir alles vom Herrn versprochene bezahlte, frey gemacht. Der vertraute Umgang mit Hafenreffer wurde indessen fortgesetzt. Er gab mir in der Stille viele Beweise seiner väterlichen Gesinnung, und unterließ nicht, so wohl die grossen Eigenschaften meines Großvaters und Vaters, als auch die Verdienste meiner Eltern um ihn zu preisen. Durch diese Ermunterungen leitete er mich auf die rechte Bahn, und verband mich zu Gegendiensten gegen die Seinigen, deren ich mich auch freywillig schuldig erkenne.

Unter andern, sowohl frommen als gelehrten Gesprächen, trug er mir, wie ich mich erinnere, auch auf, folgende drey Geschichten aufzuzeichnen, die er von den Meinigen gehört habe, und die verdienten, nicht für die Nachwelt verloren zu gehen.

Als einst mein Großvater noch Diakonus zu Tübingen, und in dürftigen Umständen war, gieng eine Seuche umher, von der auch er mit seiner Frau und einigen Kindern befallen wurde. Sie hatten wenige Hülfe von Menschen. Doch kam Leonhard Fuchs, der berühmte Arzt, zu ihnen. Er fand die dürftige und jammernde Schaar auf

Bänken und dem Boden umher zerstreut, und versprach ihnen weder Rettung noch Trost. Vielmehr stieß er viele Flüche und Verwünschungen in weitläuftigen Worten und mit heftigen Geberden aus. Mein Großvater zitterte, und bat, er möchte sich doch einer Familie erbarmen, die seine Hülfe und nicht sein Zanken bedürfe. — „Darum also — fing Fuchs an — fürchten sich die Schurken und schelmischen Mönche und Pfaffen so sehr vor dem Heyrathen, und pflegen der Wollust ohne Gefahr, damit sie nicht nöthig haben, sich dieser harten Kreuzübung eines Christen zu „unterwerfen! aber es solle sie dieser und jener! Euch Unglüklichen aber rette und erhalte Christus, der unter Euch ist, lebt, regiert, wohnt! Ja, dieses ist Gottes Haus, das er so heimsucht, und würdig, daß alle Rechtschaffene herbey eilen und helfen!“ Darauf wandte er sich zu den Kranken, pflegte ihrer mit aller Menschenliebe, und machte sie durch seine Kunst gesund. Während er sie heilte, bewog er zugleich die Reichen, daß sie die Kranken durch Almosen unterstützten. Dieses Umstands — erzählte Hafenresser — habe mein Großvater oft, zur Ehre Fuchsens, seines nachherigen Gevaters erwähnt, und sich gewundert, daß er nie aufgezeichnet wurde (*).

(*) Noch mehr, daß er dessen in seiner Selbstbiographie nicht erwähnte, wo er doch Gelegenheit hatte.

Die zweyte Anekdote erhielt er von meinem Vater. Als einſt mein Großvater bey dem Sauerbrunnen zu Jebenhauſen, an dieſem Orte, den er im J. 1559 Chriſto zuführte, der Geſundheit pflegte, ließ er ſich erbitten, vor der Gemeinde zu predigen. Auch mein Vater, damals Pfarrer zu Herrenberg, war um ſeiner Kränklichkeit willen, zugegen. Wie der Sonntag kam, beſtieg er, ohne ſich vorbereitet zu haben, die Kanzel, und legte eine ſchöne und ſtattliche Predigt ab. Nach derſelben frug er meinen Vater: was er von derſelben halte? Mein Vater lobte ſie entweder aus Achtung, oder wirklicher Ueberzeugung. Der Großvater zürnte, und ſprach: „Schämſt du dich nicht, ſo zu reden? haſt du meine Angſt, meine Unentſchloſſenheit nicht bemerkt, nicht, wie ich faſt von der Kanzel ſteigen wollte? Ich, ſo viele Jahre lang Doctor, der ich ſo vielen Konventen und Kolloquien anwohnte, vor ſo vielen vornehmen Männern mich hören ließ, ſo unzählichemal in der Ge-

Wie klein ſeine Einnahme bey vielen Arbeiten in Tübingen war, erhellt zum Theile aus folgender Stelle: „Von Freunden und andern Rechtſchaffenen erbeten, nahm er Koſtgänger in ſein Haus, gab ihnen jeden Tag Lektionen, und wiederholte mit ihnen die öffentlichen. Von jedem derſelben erhielt er für Tiſch, Wohnung, Aufſicht und Unterricht jährlich — acht und zwanzig Gulden.“ Fama Andr. reſtor. p. 36. coll. p. 44. und das ums J. 1550.

sellschaft von Gelehrten und Männern anderer Stände mich befand, bin einer Ohnmacht und Betäubung nie näher gewesen, als hier bey diesen Bäuerchen. So sehr hat mich die göttliche Gnade verlassen, daß ich diesen gemeinen Haufen verachtete, als bedürfe es bey ihm keine besondere Vorbereitung! Du, mein Sohn! hüte dich, und werde durch mein Beyspiel klug; predige nie vor dem Volke Christi, ohne vorhergehendes Nachdenken und frommes Gebete, sondern verrichte mit Achtung vor dem Haupte und den Gliedern ängstlich und vorsichtig dein Amt. Sonst wirst du für das verletzte Heiligthum büßen, wie mirs beynahe ergangen wäre." Was mein Großvater litt, hat niemand erfahren. Doch erzählte er auch andern seine Bestürzung, und Hasenreffer hielt die Erzählung für dienlich, um der jugendlichen Kühnheit, oder der unheiligen Sicherheit einiger zu steuren.

Die dritte Erzählung versicherte Hasenreffer von meinem Großvater selbst gehört zu haben. Man rief ihn, als einen jungen Mann einst zu einem Bösewichte, der wegen vieler Mordthaten zum Tode verdammt war, und daher durch Trost unterstützt werden sollte. Jakob Andreä wurde an einem Seile in das tiefe Gefängniß hinabgelassen, und kam dann, nach mancherlei Gesprächen, auf die göttliche Vorsehung zu reden, nach deren Wil-

len er jetzt dem Tode geweihet und übergeben seye. Bey diesen Worten sahe sich der Mißethäter mit trotzigem Blike in dem Kerker um, und sagte zu ihm drohend: wie wenn ich dir jetzt den Hals bräche, wäre das auch göttliche Vorsehung? Anfangs erschrak mein Großvater, und zitterte, ermannte sich aber mit Gott, und antwortete standhaft: Wenn es geschähe, müßte mans der göttlichen Vorsehung zuschreiben; allein daß es geschiehet, und daß es Gott dir erlauben wird, glaube ich keineswegs. Durch diese Gegenwart des Geistes wurde der Böswicht zwar so erschrekt, daß er keine Hand an ihn legte, doch war es ihm zur ewigen Warnung, sich in keine solche Noth mehr mit einem Verzweifelten zu begeben, und an diesem seinem Beyspiele sollten andere sich spiegeln.

Das vierte Beyspiel füge ich von selbst bei. Hafenreffer pflegte meine Mutter über alle Frauen zu erheben, und nannte sie nur die Heldinn. Unter vielem andern rechnete er ihr besonders folgendes zum Lobe an. Als Hafenreffer eine Zeitlang neben meinem Vater zu Herrenberg(*) lebte, heyrathete er Agathä, die Tochter des großen Joh. Brenz, als Wittwe von Spindlern, die einige Kinder hatte. Den jungen, von dem Lobe der Gelehrsamkeit etwas aufgeblasenen, Mann reuete es nach einiger Zeit, da man ihm von schö-

(*) Als Diak. nus.

neren und reicheren vorsprach, die er verachtet habe. Daher giengs ihm, wie andern Menschen. Er nährte tiefen Schmerz in seinem Herzen, hielt die Frau geringer, lebte weniger ordentlich, und suchte die Einsamkeit. Meine Mutter beredete die Frau, Geduld zu haben, und die Besserung ihres Manns zu erwarten. Darauf griff sie den Patienten selbst an, und ging nicht glimpflich mit ihm um. — „Du, ein Geistlicher — sprach sie — den man für gelehrt hält, du bist so unwissend, daß du dein Glük selbst nicht kennst! Eine Frau von rechtschaffenen Eltern gezeugt, wohl erzogen, vorher glüklich verheyratet — diese kennst du nicht? und noch weniger, schätzest du sie? du solltest dich schämen, diejenige geheyratet zu haben, die du nach ihren Verdiensten und ihren Kenntnissen in der Haushaltung nicht zu schätzen weißt! du besitzst den Segen ihrer ersten Ehe und den guten Namen deines Schwiegervaters, und bist undankbar, wenn du für das Glüke, das du weder deinen Verdiensten nach deinem unartigen Betragen zu danken hast, Gott nicht einzig dankst“

Ueber diese Vorwürfe wurde Hasenreffer anfangs gar sehr beschämt, in der Folge freuete er sich darüber, als er die guten Eigenschaften seiner gefälligen Frau immer mehr kennen lernte. So dankte er die Eintracht seiner Ehe und die Abwendung häuslicher Stürme, nächst Gott, der Ent-

schlossenheit meiner Mutter, fügte auch in der Folge zuweilen bei: er seye von niemanden so freymüthig gezankt, so ganz genau geschildert, und so in Ordnung gebracht worden, als von ihr. Auch bey seinen Ehrenstellen und in seinem angesehenen Alter unterließ er nicht, sie Mutter zu nennen, duldete ihre Freymüthigkeit, und bezeugte ihr seine Unterwürfigkeit.

So viel von Hafenreffers Anekdoten! Er, der sehr der Mathematik kundig, widmete viele seiner Nebenstunden den Ergötzlichkeiten dieser Wissenschaft, der Verfertigung eines Astrolabium, eines Triangels, Quadranten, und der Sonnenuhren, und forschte nach dem Nutzen dieser Instrumente. Mit der Zierlichkeit und dem Eigenthümlichen der lateinischen und hebräischen Sprachen, die er beyde vorzüglich liebte, beschäftigte er sich auch sehr fleißig — und als er sich bemühete, den Bau des Tempels Ezechiels den Augen darzustellen, so half ihm bey dem Entwurfe der geographischen Tabelle und dem optischen Risse des Gebäudes, das ihm und mir vieles Vergnügen gewährte.

Da ich eine Reise nach Italien beschlossen hatte, von dessen Sprache mir Besold die Anfangsgründe mit unermüdetem Fleiße beygebracht hatte, so gedachte ich, auch Oesterreich zu besuchen. Da ich nun das Geld, das ich von meiner Hofmeisterstelle als Gehalt, oder durch die Freygebigkeit mei-

nes Patrons erhielt, bey Hölzel hinterlegt, und von ihm die Anweisung empfangen hatte, eben so viel, oder etwas mehr von seinen Gläubigern einzunehmen, auch seine ziemlich verwirrte Rechnungen über Ausgabe und Einnahme in Ordnung zu bringen, so reisete ich ganz ruhig ab, das mich in der Folge sehr in Verlegenheit setzte. Den Vornehmen Oesterreichs empfahlen mich, Magirus dem Georg Achatius Enenkel (*) und Hasenmeffer dem Ludwig Hohenfelder, beyden Zierden ihres Vaterlandes, von denen ich aber jenen nicht von Person kennen lernte, dieser hingegen mir desto mehr nützte.

Im März bestieg ich ein Schiff zu Ulm, fuhr an Lauingen vorbey, und kehrte in Donauwörd ein. Die Soldaten, in deren Gesellschaft ich speiste, fand ich bald hernach an dem Ufer von Regensburg ertrunken, indem ihr Schif versank, und nur ein einziges, in der Wiege weinendes Kind gerettet wurde. Nachdem ich die Universität zu Ingolstadt, und die bischöfliche zu Passau besucht hatte, kam ich den 24. März zu Linz an, wo Dan. Hitzlern, meinen Verwandten, einen Theologen von beredtem Munde und richtigem Herzen, antraf, der mich gastfreundlich und liebreich aufnahm. Hernach

(*) G. Ad. Enenkel, oder Enuichel, von Hohenek, auch als Lat. Uebersetzer des Thukydides und Verf. anderer Schriften bekannt.

nach aber kam ich in das Haus Ludw. Hohenfelders, dem ich bekannt gemacht wurde — durch ihn aber zu den beiden Brüdern, Marx und Otto, zu Almes und Aistersheim, bei deren letzterm ich mich eine Zeitlang verweilte. Um meinen Auftrag (*) auszurichten, begab ich mich zu den zwei Peurbachern, Wolfgang und Christoph, die mich mit vieler Güte empfiengen. Allein unser Umgang wurde bald durch denjenigen unterbrochen, der den Hölzel sehr übel bereith.

Ich kehrte zu Ludwig zurüke, der mich wegen der vereitelten Hofnungen zu besänftigen suchte, und mir, damit meine Reise nicht gehemmt würde, auf meinen, nicht auf Hölzels, Kredit, dreihundert Gulden in Venetianischen Zechinen anvertraute, und ein Pferd zugab, damit ich desto bequemer reisete, ja, einen Reisegesellschafter an Joh. Erhard Stengel von Walenfels verschafte, und mich höflich entließ. Sein erstgebohrner Sohn, Ehrenreich, war ein artiger Knabe, ein Töchterchen aber lag noch in der Wiege, von der ich beim J. 1619. einiges melden werde.

Von Linz schieden wir den 27. April, und kamen durch Kärnthen, nach einer nicht nur wegen des häufigen Regens beschwerlichen, son-

(*) von Hölzel.

dern auch gefährlichen Reise, den 15. Mai zu Venedig an. Denn bei den bekannten Städten, Klagenfurt und Villach, wurden wir von Räubern, die man Banditen nennt, verfolgt, und verloren viel Zeit und Kosten, bis wir durch die Klausen nach Treviso uns durcharbeiteten.

Zu Venedig, das man wohl eine kleine Welt nennen kan, machte man Anstalten zu der Feierlichkeit, durch die man sich mit dem Adriatischen Meere vermält — ein für den Staat lästiger Pomp, den wir den 21. Mai mit ansahen. Nachdem wir indessen in Venedig, das ein Bild der Welt darstellt, das Merkwürdigste gesehen hatten, nämlich den Palast des Doge, den unermeßlichen Schaz in der St. Markuskirche, der öffentlich ausgestellt war, das Zeughaus, das Schiffswerft, und die Glasfabriken zu Murano, reiseten wir nach Padua, einer, nach meiner Meinung, sehr angenehmen Stadt. Auf der Fahrt dahin, die wir in Gesellschaft Adam Flußarts, eines Oesterreichischen Edelmanns, unternahmen, fehlte wenig, daß wir nicht ertranken. Wir weilten eine Zeitlang in diesem Musensize. Abr. Copenius, ein Teutscher und braver Mann, war mein Sprachmeister. Mein Gefährte ergözte sich mit dem Spiele der Laute und der Singkunst, mir gefiel die körperliche Uebung, auf ein Pferd zu springen, und ein Rad zu schlagen. Während unsers Aufenthalts wurde

das Fest des Antonius von Padua, den sie vorzugsweise den Heiligen nennen, königlich gefeiert, und bei dieser Gelegenheit eine grosse Menge Gold und Silber zur Schau umhergetragen, auch schöne Wettläufe zu Pferde und zu Fusse gegeben. Der Palast, oder das Stadthaus, ein altes Werk von Marmor, ist vorzüglich sehenswürdig.

Als ich lange genug da gewesen war, begab ich mich nach Vicenza, wo mein Gefährte mich verließ. Auch ich blieb nicht lange da, und kam den 7. Jul. nach Verona, das nicht so geräuschvoll, als Padua, und doch den Musen eben so günstig und beförderlich ist — eine alte, weitläuftige Stadt, die gegen Fremde fast mit teutscher Gefälligkeit sich beträgt. Oft betrachtete ich, mit Erstaunen, das Amphitheater, das sie die Arena heissen. Auch die Mausoleen der Scaligeri, die unter freiem Himmel stehen, sind hier merkwürdig.

Von Verona eilte ich mit unterlegten Pferden nach Rom, der Hauptstadt, einst der Welt, itzt der Laster, um auch diesen Ort gesehen zu haben. Aber nach wenigen Tagen quälte mich die Hitze so sehr, daß ich eben so geschwinde zurüke, als dahin, eilte. Was man daselbst sieht, davon sprechen ganze Bücher. Ich war des vielen Sehens bald satt. Auch schrökte mich die befürchtete Ankunft des Fiebers, das sich schon

in Padua gemeldet hatte, aber der Hungerkur wieder gewichen war, und ich dachte also auf meine Rükkehr ins Vaterland. Ueber Trient, Brixen, Inspruk und Landsperg erreichte ich Augsburg, wo ich nach der grossen Hundstags-hize wie im Schatten ausruhete. Diese Stadt zeigt wahre Humanität, und ist in der Religion sehr eifrig. Die Familie Werner Seuters, einst Konsulenten des Staats, die mit der Andreäischen verwandt ist, nahm mich liebreich auf, auch konnte ich mich mit ihr durch ein ehelichs Band verknüpfen, hätte es nicht die Verschiedenheit der Lebensart verhindert. Zu Lauingen sahe ich, nebst andern Freunden, auch meinen Heilbrunner zum lezenmale. Schon machte ihn die dem Gymnasium drohende Veränderung besorgt: aber ein sanfter Tod entriß ihn noch vorher. Zu Heidenheim blieb ich eine Zeitlang bei meinem Schwager, Brauch, dem Vogt, wo ich mit dem Grafen Philipp von Oettingen so bekannt wurde, daß er mich ganz lieb gewann, und sehr zürnte, wie er mich von einem geistlichen Amte, nachdem ich mich sehnte, nicht abwendig machen konnte. Nachdem er seine Gesinnungen geändert hatte, ließ er mich auf dem Schlosse Hellenstein predigen, und hörte mich einigemale, oder vielmehr, er folgte mir in Besserung seines freiern Lebens. So viel vermag die Stimme von diesem oder jenem, am meisten die Uebereinstimmung

der Gemüther und die Wahl! Der Graf hatte Freude an Kenntniß der Sprachen und am Fleisse in der Mathematik, die ihn so bezauberten, daß er von den Reizen der Wollust abließ, und diese, wie er sie einmal entwohnt war, verabscheuete.

Auch hier konnte ich wohl versorgt werden, aber ich hatte der irrdischen Dinge izt satt, und glaubte, das Gelübde erfüllen zu müssen, das ich in Italien gethan hatte, mich, so bald möglich, der Kirche zu widmen. Daher begab ich mich zu meiner Mutter, an den Wirtembergischen Hof. Der Herzog, Johann Friedrich, nahm mich aufs gnädigste auf, und trug mir persönlich und freiwillig an, ob ich nicht ein weltliches Amt übernehmen wolle? Als ich ihm aber erklärte, ich habe andere Wünsche und Entwürfe, gab er auch seinen Beifall. Da ich nämlich fühlte, daß meine Wanderungen mich von der richtigen Methode der Theologie abgelenkt hatten, und vieles von dem ehemaligen Unterrichte mir wieder entfallen war, so bat ich, um nicht mit ungewaschenen Händen ins Heiligthum zu treten, und mich sammeln zu können, daß mir der Aufenthalt in Tübingen eine Zeitlang auf fürstliche Kosten verstattet würde.

Das Konsistorium, das meinen Plan genehmigte, ließ mich also durch Christoph Binder,

einen treflichen Theologen, prüfen, und als auch der dermalige würdige Propſt, Joh. Magirus, mich ſehr lobte, ſo ſollte ich in dem fürſtlichen Stifte zu Tübingen, bis ein Dienſt der Kirche erledigt würde, freien Tiſch, und zwar den nämlichen, wie die Superattendenten, haben. Zwar wurde damit, durch Neid und Trug anderer, eine Veränderung gemacht, und mir die Koſt mit den Repetenten, oder den aufſtehenden Magiſtern angewieſen. Allein dieſes ſchlug glücklicher aus, als ich geglaubt hatte. Denn ich erhielt Tiſchgenoſſen, deren ich mich noch immer mit Vergnügen erinnere, einen Joh. Jak. Heinlin, Dav. Hafenreffer, des Matthias Sohn, Dan. Oſiander ꝛc. in der Folge auch Joh. Spindler, Wilh. Schickard, und einen gewiſſen Sattler von Wolfenbüttel, der die nämliche Freigebigkeit, wie ich, genoß.

Da ich nun zum fünftenmale nach Tübingen verſetzt wurde, war mein erſtes Geſchäfte, daß ich das theol. Kompendium (*) wiederholte, bei welcher Gelegenheit ich einen Auszug daraus machte, und das Jahr hernach herausgab. (†) Da-

(*) Loci theolog. auct. Hafenreffero, die den Beifall der damaligen Zeit ſo ſehr erhielten, daß ſie in Schweden und Dännemark eingeführt, und noch im J. 1672. von der Wirtembergiſchen Princeſſin, Anna, ins Teutſche überſezt wurden.

(†) Dieſes iſt die erſte theologiſche Schrift, wenig-

mit mirs auch an Uebung im öffentlichen Predigen nicht fehlte, machte ich öftere Versuche zu Sulz am Nekar, wo mein Schwager, Seb. Hesch, Arzt war, und mißfiel meinen Zuhörern nicht.

Indessen fehlte mir doch manches, um ordentlich zu leben. Die Kost war zwar zur Sättigung hinreichend, allein sie schmekte mir nicht recht, und taugte auch nicht für meinen schwachen Magen. Die Wohnung hatte ich bei meinem Vetter, Christoph Welling, sehr bequem, der aber noch mehr Verdienst sich um mich und meine Mutter machte, hätte michs nur nicht in der Folge einige

---

stens die erste unter denen, die sich erhalten haben. Der Titel ist: Doctrinæ Christi. Summa: ex magni & celeb. Theol. Matthia Haf. locis communibus contracta a J. V. A. cum ejusd. D. H. præf. Tub. typis Joan. Alex. Cellii MDXIV. (MDCXIV) $10\frac{1}{2}$ Er. in 12. und ihre Einrichtung ist, daß nach den Prolegomenis Dokt. Hasenreffers Vorrede folgt, dann die Auszüge selbst, die tabellenmäßig eingerichtet sind — zulezt schließt index locorum. In dem zweiten Abdrukе (Luneb. 1644. 12.) sind Zusäze beigefügt worden, nämlich Mich. Schäfers Isagoge compendii theol. thematica — Christianismus genuinus — Joh. Arndtii und similia & typi ex Christianismo genuino D. Arndt. welche beide lezтere vorher schon im J. 1615. und 1621. gedrukt waren.

hundert Gulden gekostet, um die der liederliche und treulose Mann mich betrog. Von der Mutter war nichts zu erwarten, die ihre Pflicht, nach meinem Bekenntnisse, gethan hatte. Bei Verwandten und Freunden fand ich keine Hülfe. Gott sorgte daher von einer andern Seite.

Ich begleitete den Christoph Besold und Abrah. Hölzel ins Griesbacher Bad, (*) entweder, weils meine Gesundheit oder meine dürftigen Umstände heischten. Bald kamen auch einige, in Tübingen studierende, Edelleute dahin, namentlich drei Brüder Gäldenstein, mit ihrem Hofmeister, Reidhard Abenberg, mit dem Mag. Paul Brükner, Pet. Falk, der Hofmeister der beiden Baronen, Achatius und Thuro Axel von Kersolm, und besonders, was für mich der glüklichste Umstand war, Herr Wilhelm von Wense (†), die Krone des Adels. Wir übten uns, wie gewöhnlich, nach dem Sauerbrunnen, in körperlichen Bewegungen, und da erwähnte ich dann meines Reitens auf dem hölzernen Pferde in Italien. Nun wurde ein solches Pferd verfertigt, und ich machte eine Probe meiner Kunst vor vielen Zuschauern. Die Jünglinge sprangen hinauf und herab, und sassen fast den ganzen Tag auf dem armen Thiere. Wir wurden endlich eins, daß ich nach unse-

(*) Bei der Reichsstadt Offenburg.

(†) Aus dem Lüneburgischen.

rer Rükkehr eine solche Uebungsschule, die mir weder entehrend, noch unnüzlich dünkte, in Tübingen eröfnen sollte. (*) Diese Spiele giengen voran, und das Ernsthafte folgte.

Wenst bemerkte, daß ich der Mathematik nicht unkundig war, wollte auch diese Wissenschaft mit seinen übrigen Kenntnissen vereinigen, und versprach mir daher, noch mehr Liebhaber dieses Studiums zuzuführen. Hierzu kam noch etwas Gottesdienstliches.

Denn da zu Griesbach unsere Religion verboten war, und es doch die vielen Gäste jedes Standes verdroß, daß sie an festlichen Tagen keinen Gottesdienst halten sollten, so beredeten sie mich, daß ich predigen möchte, desto eher, weil das Ansehen und die Gegenwart einer solchen Versammlung mich schüzte. Denn nebst einer ver-

(*) Beim ersten Anblike scheints freilich komisch, daß ein Kandidat der Theologie öffentlich Unterricht im Voltigieren gibt. Allein im Grunde ist diese Kunst so wenig verächtlich, als Reuten ꝛc. Noch dazu weiß man von angesehenen Männern, die sich dergleichen körperliche Uebungen erlaubten. So übte sich Kard. Richelieu, an der Wand seines Kabinets recht hoch mit den Füssen hinauf zu reichen, der berühmte D. Sam. Clarke hatte es zu seinem Vergnügen weit in der Kunst gebracht, über Tische und Stüle zu springen ꝛc.

lobten Princeßin von Baden, und ihrer Baſe, einer Gräfin von Hanau; auch ihrem glänzenden Hofgefolge waren Männer da, durch Adel, Gelehrſamkeit und praktiſche Kenntniſſe ausgezeichnet, viele an ihrem Plaze ſehr berühmt, mit ihren Familien, und in ſolcher Anzahl, daß ſie eine ſehr glänzende Gemeinde bildeten, dergleichen ich mich nie erinnere, eine in der Folge gehabt zu haben. Auch von der andern Religion war ein Zuhörer da, Truchſes Baron von Waldburg, der ſehr billig von uns urtheilte. Daß ichs vor einer ſolchen Verſammlung zu reden wagte, und, nach ihrem Zeugniſſe, es wagen durfte, darüber bin ich noch izt mehr beſchämt und erſtaunt, als ſtolz. Denn was wagt und unternimmt nicht die Jugend, auf Gönner geſtüzt, und von dem Stachel des Lobs gereizt? Doch reuete meine Nachgiebigkeit mich nicht, weil andere mir folgten, und Gottesdienſt hielten, und es daher bis auf dieſen Tag gewöhnlich iſt, daß unſern Glaubensgenoſſen Religionsübung da geſtattet wird.

Aus dem Bade entließ man mich mit einem anſtändlichen Ehrengeſchenke, und ſo bald ich konnte, wiedmete ich meine Dienſte der ausgeſuchten Geſellſchaft in der verlangten Vorleſung. Die vornehmſten meiner Zuhörer waren Heinr. Offenburg, Aſſeſſor des Hofgerichts, die beiden Brüder **Beſold**, **Chriſtoph** und **Heinrich**, von **Wenſe**,

Falk, mit ſeinen beiden Zöglingen, Joh. Winter, Hofmeiſter der Baronen Stubenberg, nebſt andern. Was ich nun ſelbſt von mathematiſchen Kenntniſſen beſaß, ſo wenig es auch ſeyn mochte, theilte ich treulich mit, woraus meine, in Kupfer geſtochene, Kollektaneen entſtunden. (*)

(*) Der Titel iſt J. V. A. Collectanearum mathemat. decades XI. centum & decem tabb. exhibitæ. Tub. typ. Joh. Alex. Cellii 1614. (5½ B. Text in 4.) Die 110. Kupfertafeln haben den beſondern Titel: J. V. A. Memoriale mathematicum 1614. Die Zuſchrift an Herz. Joh. Friedrich von Wirtemb. findet ſich im 2. St. des Wirtemb. Repertor. S. 288. Auf der Univerſitätsbibliothek in Tübingen iſt ein Exemplar, in welches der Verf. eigenhändig geſchrieben hat:

Tubingenſis Academia
mater mea!

Hanc gratæ mentis tabellam Tibi ſuſpendo, o benigna mater, educationis inſtitutionisque vile præmium, cum vo'o: ſic mihi porro faveas, ut ego te laudare ac commendare Deo non deſinam.

Vale & annum MDCXIIII,
feliciter auſpicare.

T. filius
Joannes Valent. Andreæ.

Der Umſtand, daß er obiges Buch zu Anfange des J. 1614. überreichte, läßt ſchlieſſen, daß er die in demſelben erhaltenen Zeichnungen in dem Laufe

Von der Zeit an hatte ich viele Bekanntschaft mit Offenburg, die noch izt fortgesezt wird — vertraute Freundschaft aber mit dem von Wense, die keine Zeit bei mir vertilgen wird. Durch seine Veranstaltung wurde auch jenes hölzerne Pferd, den Körper zu bewegen und gelenksam zu machen, aufgestellt, wobei eine grosse Menge adelicher Jünglinge sich einfand, daß mir dieses Spiel einträglicher wurde, als jedes ernsthafte Studium. So ists Sitte der Welt!

So konnte ich nun ehrbar leben, meine Schulden zahlen, und auch in die Zukunft für mich sorgen. Denn über alle Hofnung hatte ich Ueberfluß, das ich der Gnade Gottes danke. Mein unermüdeter Fleiß machte mir mehrere geneigt, besonders von den Edelleuten, Heimburg, Münchhausen, Eglofstein und andere, nebst ihren Füh-

---

seiner Vorlesungen stechen ließ, und die einzelnen Blätter seinen Zuhörern mittheilte, daß sie sich aus dem mündlichen Vortrage die Erläuterung der Figuren beischrieben. Wenigstens fand einmal Herr Pf. Burk zu Weiltingen eine solche Sammlung der Andr. Zeichnungen, bei welchen kein gedrukter Text, sondern eine geschriebene Erklärung jedes einzelnen Kupferblatts befindlich ist. Uebrigens sind die Zeichnungen nicht nur aus der Arithmetik und Geometrie, sondern auch aus der Statik, Optik, Baukunst, Mechanik und Gnomonik.

rern, und da ich von ihnen öfters ins Collegium illuſtre eingeladen wurde, ſo konte ich die Sparſamkeit des Tiſchs im Kloſter deſto leichter ertragen. Auch Hafenreffer erneuerte den alten Umgang, lud mich zuweilen zu Tiſche, und vertheidigte mich gegen Hiemers (*) Neid.

Doch mußte ich für dieſe Glükſeligkeit auch büſſen. Denn ein hiziges Fieber raſte mich beinahe dahin, hätte mich nicht die Treue und Geſchiklichkeit meines Heß erhalten.

Indeſſen ſtudierte ich mich wieder ganz in das theologiſche Fach ein, und ließ keine Zeit ungenüzt entſchlüpfen. Mit der erhabenen Theologie Luthers vereinigte ich die nahrhafte Koſt der Kirchenväter, beſonders des Hieronymus und Auguſtinus, und übergieng faſt keinen von den edleren, daß ich ihn nicht kennen lernte, wobei ich mich vorzüglich des Raths und der Anleitung eines Erasmus und Hyperius (†) bediente. Faſt

(*) Bis izt iſt dieſes der einzige ſeiner Gegner, den A. nennt, ſo viel er auch über Verläumder ꝛc. klagt. H. war damals Superattendent des Kloſters, und vermuthlich derjenige, durch deſſen Neid, wie oben geſagt iſt, er den Superattendententiſch nicht erhielt. In der Folge wurde er Abbt zu Anhauſen, ſtarb aber ſchon J. 1621.

(†) Andr. H. ein braver Theologe zu Marburg, der im J. 1511. zu Ypern geboren, im J. 1564. ſtarb. Sein Buch de Theologo, f. de ratione ſtudii

alle besaß ich aus der väterlichen Bibliothek. Und damit keine Zeit verloren gieng, widmete ich, was übrig war, von meinem Wense dazu aufgefordert und begleitet, dem sehr geschikten Uhrmacher, Matth. Lösch, der uns in der Mechanik so unterrichtete, daß Wense vieles, ich wenigstens einiges von ihm lernte.

So brachte ich diese leztere anderthalb Jahre meines Studierens zu, und so waren Fürsten und Edle mir günstig, die auch so viel vermochten, daß auf ihr Vorwort das Konsistorium mich nicht länger sizen ließ, oder denen nachsezte, die an Alter und Studien hinter mir waren — um so mehr, da es gehört hatte: ich sinne, auf Empfehlung des Markgrafen von Anspach, auf eine Reise nach den Niederlanden zu dem treflichen Helden, Moritz von Oranien. Ohne daß ich also daran dachte, rief es mich zu dem Diakonate Vaihingen, das durch die Beförderung Joh. Ulr. Thumms, einst meines Studiengefährten, erledigt war, ließ mich vor sich predigen, und sezte

theol. ists vermuthlich, das unserm A. so viel nüzte. Vogt führt die Ausg. vom J. 1582. (zu Basel bei Operin) als selten an. Noch seltener muß also die erste vom J. 1559. (eben das.) seyn, die weder er noch Salthen kennen. Vielleicht ists aber auch des H. Methodus theol. gewesen, (Bas. 1562.) der den A. leitete.

mich, unter der Autorität des Fürsten, in die Stelle ein. Dieses glükliche Band machte nun meinen Irrsalen ein Ende, und hier hörte der Wechsel meines Lebens, in dem acht und zwanzigsten Jahre meines Alters, auf! Meine Knabenzeit war Krankheiten unterworfen, die Jugend, nach dem Looſe der Waisen, der Dienſtbarkeit und Dürftigkeit ausgeſezt, die folgende Zeit in mancherlei und beſchwerliche Arbeiten, auch Reiſen verwikelt, das Glüke meiſtens eine Stiefmutter, die Verwandſchaft härter, als Fremde, Unterſtüzung von Freunden gewährt, und mein Geiſt zu jedem Schikſale geſtärkt. Ohne warme Thränen und demüthiges Seufzen hätte ich das izige Glüke nicht ſo gut geſchmekt. Daher bin ich meinem Gott den gröſten Dank ſchuldig, daß er mir durch körperliche Leiden Mäßigkeit auferlegte, durch die Zartheit reines Gefühls die Keuſchheit unverlezt bewahrte, und zu gleicher Zeit mich von den Feſſeln der Ehe, die mir viermal angelegt werden ſollten, frei erhielt, Ausſchweifungen durch Mangel dämpfte, meiner Neugierde Bitterkeit einmiſchte, und mich ſo vielen Gefahren des Lebens und Glüks entriß. Nach meinem und anderer Glauben danke ich dieſe Gnade Gottes dem frommen und brünſtigen Gebete meiner Mutter mit willigem Herzen.

Ende des erſten Buchs.

Zweites Buch.

Vom J. 1614—1620.

Diakonat in Vaihingen.

Statt der Reise nach den Niederlanden, die ich, auf Empfehlung Grafen Philipps von Oettingen an den Markgrafen Joachim Ernst von Anspach, unternehmen wollte, zog ich also im Monate März nach Vaihingen, wohin mein gütiger Verwandter, der Director Joh. Walch, (*) mir den Ruf verschaft hatte. Anfangs gieng ich bei dem Superintendenten, Melchior Bengel, einem redlichen und mir sehr geneigten Manne, zu Tische. Da er eine ziemliche Bibliothek besaß, durfte ich sie bei der Muße, die ich damals hatte, durchblättern, und ergänzte, was meinem Vorrathe fehlte. Den zweiten August aber verband ich mich mit Agnes Elisabeth, einer Tochter Josua Grüningers, Pfarrers zu Poppenweiler, durch eine stets vergnügte Ehe. Erasmus Grüninger, der Bruder meines Schwähers, damals Abbt zu Maulbronn, war gegenwärtig, und widerlegte, von dieser Zeit an, diejenigen, die mich wegen meiner Reisen in übeln Ruf brachten, oder mich darüber tadelten, daß ich von der weltlichen Le-

(*) D. Joh. Ludw. Walch, Dir. vom J. 1611—16.

Lebensart so schnell in den geistlichen Stand übergetreten seie — oder er belehrte sie eines bessern. Uneingeladen erschien auch dabei Wilh. Bidembach, weil er kraft unserer Liebe und des vieljährigen Umgangs glaubte, er dörfe bei meinem Feste nicht fehlen. Auch kamen Heinrich Welling, der ältere, Hölzel, Joh. Val. Moser, mein Vetter, und Joh. Bühl, damals deputirter Burgermeister der Stadt Vaihingen. Ihre Munterkeit gereichte meinem Schwäher, einem überaus stillen und friſchen Alten, zur besondern Freude. Während der Hochzeitfeier erhielt Grüninger Nachricht von seiner Erhebung zum Landpropste (*). Ich hielt diesen Umstand für ein glückliches Anzeichen, und wirklich fand ich, wie sehr er mir nüzte.

Nachdem ich meine Haushaltung angefangen hatte, so wars das erste, daß ich meine Mutter, die nach dem Tode ihrer Frau, der Princeßin Sibylla (†) von Anhalt, mit einem reichlichen Gehalte begabt worden war, zu mir nahm. Bis zum nächsten September lebte sie vergnügt bei mir, wo sie zu meiner Schwester Anna, die ein gutes Auskommen hatte, sich nach Heidenheim begab, und da bis zum Absterben ihres Eidams im J. 1620. lebte, darauf kam sie zu mir

(*) Ehemals die erste geistliche Stelle im Lande, die unter H. Eberhard Ludwig im J. 1688. aufhörte.

(†) Wittwe Herz. Friedrichs, die im Nov. 1614. starb.

zurükke. Da ich neben meinen kirchlichen Arbeiten viele Zeit übrig hatte, und den Umgang mit Leuten, die, unter sich uneins, in öffentlichem oder geheimem Streite lebten, nicht für räthlich hielt, so dachte ich izt auf allerhand Aufsäze, durchsuchte meine Schränke, änderte einiges, vermehrte anderes, fügte mehreres bei, und ließ, ausser den Nachtwachen, keinen Tag vorbeigehen, daß ich nicht etwas geschrieben hätte.

Schon in Tübingen waren die mathemat. schen Kollektanеen, der Auszug aus Hasenressers theologischem Lehrbuche, die Lobschrift auf Schermar, das Bändchen von dem Berufe (*) und einiges Rythmische erschienen. Hierzu kam noch Cosmoxenus (**), den Joh. Stoffel, Amtmann zu Hericourt, ohne mein Wissen zu Mömpelgard druken ließ — und da er Männern von Muthe nicht mißfiel, so erhielt er bald einen Befährten an dem christlichen Herculеs (†), den

(*) Geistliche Gemähl. Tüb. 4. 2te Ausg. Straßb. 12. 1612. vom besten und edelsten Beruf des wahren Diensts Gottes ꝛc. nebst fünf geistl. Liedern. Straßb. 1615. 12.

(**) De Christiani Cosmoxeni genitura judicium &c. Mompelg. 8. (ibid. 1615. 4.) mit einer andern Schrift abgedrukt zu Straßb. 1619. Amst. 1660. 12. Lipſ. 1706. 12. übersezt. Tüb. 1775. 8.

(†) Herculis christiani Lūcæ XXIV. Argent. 1615. 12.

ich Chriſtoph Beſolden zuſchrieb, und worinnen ich eigentlich den Tobias Heß unter dieſer Maske ſchilderte, da ich ihn nicht öffentlich loben durfte (*) Auch mein Hercules machte den Gelehrten Vergnügen. — beſonders groß war der Beifall bei Eilhard Lubinus (**) — und da dieſe mich in die Wette ermunterten, wagte ich mit jugendlicher Zuverſicht noch mehr, und ließ den Turbo ans Licht treten, der längſt in Hafenreffers Hauſe und unter ſeiner Leitung entſtanden, und von ihm ſo genannt worden war, bisher aber bei mir verborgen gelegen hatte. (†)

Zugleich erſchienen Beſolds theologiſche Ariome, die man mir zuſchrieb, nebſt der Scheide des Schwerds des Geiſtes (††), die man lob. Heſſen beilegte, und die ganz mein iſt. Endlich folgte auf eine und die andere Einladung zur Brüderſchaft Chriſti, die dem Spiele der Roſenkreuzer entgegen geſetzt war, jener Menippus (†††),

(*) ſ. oben zum J. 1609.

(**) Prof. der Theol. zu Roſtok.

(†) ſ. oben zum J. 1611.

(††) Theca gladii Spiritus, ſententias quasdam breves vereque philoſophicas continens. Argent. 12. 1616.

(†††) Menippus ſ. dialogorum ſatyricorum centuria inanitatum noſtratium ſpeculum cum quibusdam aliis liberioribus. L. S. En la guerra

der ſo vielen Neid erregte (*) — das Produkt einer freien, aber unſchädlichen Zunge, das mit verſchiedenem Glüke aufgenommen wurde, indem es den Gutgeſinnten gefiel, und die Thoren ſchmerzte. Denn die Rechtſchaffenen geſtatteten ein freimüthiges Bekenntniß unſerer Fehler, die Schlimmen aber, ihrer Uebelthaten ſich bewußt, ſaßen es als eine Beleidigung an. Die ihre Galle gegen mich ergoſſen, machten ſich, ſo brav und unſchuldig ſie auch ſonſten waren, lächerlich. Allein vermuthlich lichen ſie andern, denen das Gewiſſen bangte, oder die von Neid angeſtekt waren, Mund und Feder, von ihnen dazu angereizt. Nichts deſto weniger bezeugte ich mein ganzes Leben Achtung gegen ſie, einen einzigen ausgenommen, der, als ein Poſſenreiſſer, unter einer andern Hülle, mich läſterte, ob ich mich gleichwohl

---

que poſſeo &c. Helicone juxta Parnaſſum. 12. 1617. Menippus (poſterior dictus) ſ. Diall. ſatyr. cent. rel. In Grammaticorum gratiam caſtigatum. L. S. Fida crudelis pietas &c. Cosmopoli. 1618. 12. Ferner Köln an der Spree, 1676. 8. von einem gewiſſen Pf. Mag. Prenzlow herausgegeben.

(*) Namentlich Prof. Buchers zu Tübingen, der eine Rede dagegen hielt, und unter dem Titel: Antimenippus Tub. 1617. in 4. druken ließ. Beſonders griff er den fünfzehnten Dialog des Menippus an, der von den Gelehrten handelt.

um ihn verdient gemacht hatte. Uebrigens bezeuge ich aufs heiligſte bei Gott, daß ich nicht aus Muthwillen jemand verfolgte, oder andern zu ſchaden Luſt hatte, wie die Schreier behaupteten, ſondern die Sache des Chriſtenthums lag mir am Herzen, und ich wollte ſie auf alle Art fördern. Da ichs nun auf dem geraden Wege nicht konnte, ſo verſuchte ichs durch Umſchweife und Minen — nicht, wie es einigen vorkam, mit Spottgeiſte, ſondern auf die Art, deren viele Fromme ſich bedienten, daß ich durch Scherz und reizenden Wiz etwas Ernſthaftes bezwekte, und Liebe zum Chriſtenthum einflößte. Dieſes war meine Abſicht, diß mein Entſchluß! War er nicht vorſichtig genug, ſo ſchreibe mans meinem noch nicht reifen Alter und dem Drange zu, der mich reizte. Wenigſtens, als ich bemerkte, wie ſehr die Kur ſchmerzte, durch die ich die Krankheit heilen wollte, ſchmerzte michs ſelbſt, und ich wollte den Hund (*) erwürgen; allein eben durch die Neugierde (**) wachte er wieder auf, und erwekte ei-

(*) Mit dieſem Namen, den der alte Griech. Menippus führte, (Lucian, Geſpr. im Reiche der Todten 1.) bezeichnet. A. auch den ſeinigen.

(**) Jedermann forſchte, wen wohl A mit dieſer oder jener Schilderung darſtellen wollte, wie es bei Satyren gewöhnlich iſt, daß man die Originale ſucht.

ne zweite Geburt (†), die sonsten ewig begraben geblieben wäre. Ihn muß man also den Verleumdern danken, wenn man findet, daß er Dank verdient.

Zuerst dämpfte das Murren gegen mich Wilh. von Remchingen, Oberstlhofrichter, ein Mann, von dem ich nicht entscheiden kan, ob die Unsträflichkeit seiner Sitten, oder die Gelehrsamkeit, oder seine Weltkenntniß, oder der Vorzug seiner Geburt ihn mehr adeln? Durch die Zueignung meines christlichen Bürgers (*) habe ich ihm meinen Dank einigermassen abgestattet, da seit dem Jahre zuvor der, Besolden geweihete, Fremdling (**) umher irrte, und die christliche Freiheit (†), von der guten Sache und der Lobrede auf die Theologie, unter Hohenfelders Auspicien, erschienen war.

(†) den Menippus posterior.

(*) Civis Christianus, s. Peregrini quondam errantis restitutiones, Lucæ 15, 7. Argent. 1619. 12. edit. rec. Amstelod. (1660. vid. Salthen. p. 592.) 12. tertia edit. Lipsi. 1706. 12

(**) Peregrini in patriæ errores. Ps. 119. Erro velut ovis perdita &c. Utopiæ. 12. cum 2. fig. æneis. 1618.

(†) Veri Christiani solidæque Philosophiæ Libertas, ac oppositum ei Mundi servitium. Item, Theologiæ encomium Jesu Nazareno sacrum & bonæ causæ fiducia. Argent. 12. 1618.

Dem von Remchingen ahmten die edeln Aſſeſſoren des Hofgerichts nach, nämlich Burkh. Weiler, Joh. Heinr. Offenburg, und Heinr. Schilling. Auch nahmen mich Jak. Rothaſt und Friedr. Plieninger, zwei Sterne des wahren Adels, in Schuz, ſo daß man ſich ſchämte, denjenigen zu verfolgen, der den Beifall ſo treflicher Männer hatte, und dadurch empfehlungswürdiger erſchien. Ferner zeigte mir Bidenbach die im Unglüke bewährte Treue, der, der Zucht weniger unterworfen, meine Gefahr leicht auf ſich nehmen konnte. Selbſt Hafenreffer, und mit ihm mehrere, die Muth hatten, lachten in ihrem Herzen, wenn ſie hörten, daß Weichlinge die Zähne flektſchten, und alte Weiber weinten. Ja, jemehr andere glaubten, unſere Freundſchaft werde ſich auflöſen, deſto feſter knüpften dieſe Männer von gutem Charakter und heiliger Treue das Band, wovon ich ſowohl vorhergehende als nachfolgende Zeugniſſe beifügen will.

In mein Stammbuch ſchrieb Hafenreffer erſtlich:

Matth. 6.

„Suchet zuerſt das Reich Gottes ꝛc.

Des hochw. D. Joh. Andreä, der beiden Herzoge Ludwig und Friederich Raths, auch Abbts zu Königsbronn, meines würdigen Gevatters und Vaters, hofnungsvollen Sohne, dem Nacheiferer der väterlichen und großväterlichen Tugenden,

Johann Valentin, der freien Künste Baccalaureus, schrieb dieses zum Zeugniß der Liebe

Matth. Hafenreffer. D.

den 13. Apr. 1613.

Zweitens in seine theologischen Locos:

„Dem durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Jünglinge, H. Joh. Val. Andreä, als er den 6. Febr. 1605. zum Magister der freien Künste ernannt wurde, übergibt dieses Buch als Beweis theils des aufrichtigen Glükwunsches, theils des Wunschs, daß er die unverfälschten Tugenden des Großvaters und Vaters nachzuahmen fortfahre,

M. H.

Drittens in die Fürstenuhr. (*)

„Dem gelehrten, durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten, H. Mag. Joh. V. A.

(*) Der Verf dieses Buchs ist Ant. Guevara, Historiographe und Hofprediger Karls des V. Das Buch, das zum Theile einen Auszug aus Antonin enthält, wurde in Teutschland ins Lat. und auch ins Teutsche übersezt. Teutsch erschien es zu Frankf. J. 1572. in 8. Lat. Turgæ. 1606. 4. von einem gewissen Wankel. Der Titel von jenem heißt: Horolog. Princ. Welchem ein ander hochberümpt, das gülden Buch Marci Aurelii zugethan und eingerükt ist ꝛc. Schummel und Degen (Litt. der t. Uebers. I. 117.) kannten es nicht.

seinem theuren Vetter und Bruder, übergibt dieses Buch, unter angenehmer Erinnerung an die großväterliche und väterliche Gütigkeit und wohlwollende Gesinnungen gegen sich, zu seinem eigenen Andenken und Bezeugung seiner Dankbarkeit

M. H.

den 8. Febr. 1612.

Viertens, in seinen Tempel Ezechiels:

„Dem Ehrwürdigen, durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten, Herrn J. V. A., Diakonus zu Vaihingen, dem Sohne des Hochw. Joh. A. Abdts zu Königsbronn, meines theuern und lieben Gevatters, und Enkels jenes grossen Theologen, Jakobs, einst Kanzlers und Prof. der Theol. auf der Univers. Tüb. und Propsten der Kirche daselbst, übergibt diesen Tempel Ezechiels, als ein Zeichen seiner Freundschaft und Verwandschaft, der Vers. des Kommentars

M. H.

der Zeit Rektor der Akad.

den 30. Apr. 1614.

Endlich in sein Griechisch-Lat. Testament:

„Dem durch Frömmigkeit, Wissenschaft und Gelehrsamkeit vorzüglichen H. J. V. A. treueifrigen Diak. der Kirche zu Vaihingen, seinem H. Vetter und Freunde, auch geliebten Bruder in Christo, widmet dieses Griechisch-Lat. N. Test. mit brüderlicher Liebe und Gesinnung

M. H. Doktor.

den 1. Febr. 1619.

Um diese Zeit geschahe es, über alle meine Erwartung, daß der Mann, den ich wegen seines glüklichen Genie's und ungewöhnlicher Gelehrsamkeit schon lange verehrte, der wohlgebohrne Georg Achat. Enenkel, Baron von Hohenegg, mir freiwillig seine Freundschaft anbot, und die meinige durch einen sehr schönen Brief aufforderte. Es ist dieser:

Sei mir gegrüßt durch Christum!

Daß nichts liebenswürdiger ist, als die Tugend, daß sie die Menschen zur Liebe gegen einander reizt, indem wir, wie Cicero sagt, durch sie auch diejenigen lieben, die wir nie gesehen haben: das, würde ich sagen, sie mir mit dir begegnet, wenn ich nicht deinen bessern Theil, d. i. dein Herze, das vorzügliche Gelehrsamkeit, Beurtheilungskraft und Aufrichtigkeit zieret, aus deinen Schriften kennen gelernt hätte. Sobald ich also dich kannte, liebte ich dich, und wünschte, von dir wieder geliebt, und als ein vertrauter Freund aufgenommen zu werden. Gleichwie ich nun beschlossen habe, izt den ersten Schritt zu thun, so hätte ichs längst gethan, wenn mir nicht, ich weiß selbst nicht was, den Weg zu dir unsicher und beschwerlich gemacht hätte. Ich komme also zu dir durch unsern berühmten gemeinschaftlichen Freund Besold. Wie ich weiß, daß du ihn liebst, so werde ich auch von ihm geliebt, als welches ich durch die That erfahre. Du

ſelbſt haſt den Zugang zu dir jedermann geöffnet, oder vielmehr, uns alle durch die Bewunderung deiner Gelehrſamkeit und Frömmigkeit zuvor eingeladen. Da bin ich nun, und bitte dich, mich in die Zahl derjenigen aufzunehmen, die dich lieben und ehren, und von deiner Gelehrſamkeit etwas Gutes zu lernen ſuchen. Dieſes wünſche ich vorzüglich, da ich auch finde, daß deine Schriften, diejenigen wenigſtens, die zu mir gelangten, dieſen Zweck haben und ganz darzu geeignet ſind. Daher danke ich dir dafür auch meinerſeits, und bitte dich, du möchteſt dieſe Art zu lehren, und dich verdient zu machen, fortſezen, und immer mehr üben, und mich, wornach ich mich ſehne, etwas bei dir gelten laſſen!

Goldeck den 28. Dec. 1617.

Dein ſehr guter
Freund,
Georg Achat. Enenkel,
von Hoheneck.

Einem ſolchen Manne nicht entgegenzukommen, der mir, wie von der Gottheit, zugeſchikt war, und ihm mich ganz zu ergeben, hätte ich für Unrecht gehalten. Da nun Tobias Adami (*), Michael Piccard (**), M. Marchtrenker und an-

(*) Fürſtl. Weimarſcher Hofrath, liebte die Philoſophie des Thom. Campanella, ſchrieb Anmerk. über Salvianus, und ſtarb 1643.

(**) Melch. P. ein Nürnberger, ſtarb als Prof. zu

dere, in der gelehrten Welt angesehene, Männer folgten, daß ich eben so viele Gönner, als Ankläger, zählte, so wurde ich izt gegen die Ohrenbläser gleichgültiger, und war kühn genug, die Mythologie (†), als den Honig von meiner mannigfaltigen Lektüre, die Christianstadt (*), die ich Johann Arnd zueignete, der sich von selbst zu meiner Freundschaft erboten hatte, und die Denkwürdigkeiten (**), die ich unter verschiedene Freunde vertheilte (†), in dem nämlichen

Altorf, im J. 1620. und war ein braver Philologe. Von Marchtrenker finde ich keine litterarische Notiz.

(†) Mythologiæ Christianæ, s. virtutum & vitiorum vitæ humanæ imaginum Libri III. Argent. 1619. Gewälte Stüke übersezt, unter den Titel: Dichtungen zur Beherzigung unsers Zeitalters. (vermuthlich von H. Diak. Conz) Mit einer Vorr. von J. G. Herder. Leipz. 1786. 8.

(*) Reipubl. Christianopolitanæ descriptio. Pf. LXXXIII. Præfat dies unus &c. Argent. 1619. 12. davon eine t. Uebersezung mit dem Titel: D. V. A. Reise nach der Insel Caphar Soloma, und Beschreibung der darauf gelegenen Republik Christiansburg, nebst einer Zugabe von moral. Gedanken in gebundener und ungeb. Rede, herausg. von D. S. G. (Georgi) Eßling. 1741. 8.

(**) Memorialia, davon in einer Note zum J. 1609.

(†) das ist, er eignete jedes Memoriale einem andern Freunde zu,

Jahre in die Welt zu ſchiken, wobei Enenkel und Hohenfelder mich ſo unterſtüzten, daß ich einen Abſchreiber halten konnte. Auch ergözte ich Beſolds Gattin, Barbara, eine geborne Breitſchwerd, eine Frau, die viel geleſen hat, mit meiner geiſtlichen Kurzweil. (*)

Um aber nicht, meines Vaterlands unkundig, in fremden Dingen umher zu irren, brachte ich dasjenige in einen kurzen Auszug, was unſere Voreltern von Wirtembergiſchen Alterthümern aufgezeichnet hatten, und was mir andere, beſonders Bidenbach und Beſold, mittheilten. Auch zog ich des Martin Cruſius Annalen und Johann Brodbeks, Oswald Gabelkovers und Münſchelins Schriften zu Rathe. Doch erneuerte ich das Andenken an die vergangene Zeiten hauptſächlich nur zu meinem eigenen Gebrauche. Was ich ſonſten noch für Zeit übrig hatte, widmete ich dem Privat-Unterrichte der edlen Jugend und meiner Koſtgänger, Johann Wolfgang Möglings,

(*) Geiſtliche Kurzweil J. V. A. zu Ergözlichkeit einfältiger Chriſten mitgetheilt ꝛc. Straßb. 1619. 12. Ein Gedichte aus derſelben: „das gute Leben eines rechtſchaffenen Dieners Gottes, hat obgedachter Georgi in ſeiner Reiſe nach der Inſel ꝛc. verändert, Herder aber in dem vierten Theile ſeiner Briefe, das Studium der Theologie betreffend, S. 346—370. (Weimar 1781.) unverändert, doch mit einigen Lüken, aufgenommen.

Joh. Conrad Buhle's und meines Bruders Sohns, Josua Andreä, der zehen Jahre bei mir zubrachte.

Damit mir aber das Leben nicht ohne Würze verflösse, brauchte ich auch Salz der Freundschaft. Der Obervogt von Vaihingen, Franz Zorn von Bulach, war mir besonders günstig, und vertraute meinem Unterrichte, wie gesagt, seine Söhne Ludwig, Sebastian und Nikolaus, an. Vor allen aber war mir wegen seiner Leutseligkeit und Freigebigkeit Joh. Jak. Engelhard ein werther Freund. Da er in Wissenschaften und Sprachen erfahren, und auch auswärtiger Dinge kundig war, so fand ich seinen Umgang äusserst angenehm. Seine Brüder, Bernhard Michael und Jodokus, Söhne einer Mutter, von alter Rechtschaffenheit und Andacht, auch ein Schwestersohn, Jak. Hirschmann, waren gleich liebreich gegen mich gesinnt, und alle zeichneten sich durch Welterfahrung und Kenntnisse aus. Je näher aber jener mir im Alter war, desto mehr ergötzte mich seine Gesellschaft. Da er Mathematik und Mechanik liebte, so fügte er, unter meiner Leitung, der Arithmetik, die er kannte, noch den Scharfsinn der Algebra bei, und hohlte ämsig nach, was er in seinen Studienjahren versäumt hatte. Bei meiner Beschäftigung in der Wirtembergischen Geschichte und bei dem Auszuge aus des Thuanus Werken, den ich machte,

leiſtete er mir hülfreiche Hand. Er hatte es unternommen, auf ſeine und einiger Reichen Koſten, unſere Kirche auszuſchmüken, und widmete, unter meiner Aufſicht, dieſer Beſchäftigung viele Zeit. Aber alles hat bald hernach der ſchrökliche Brand verzehrt, und er ſtarb zu meinem herzlichen Leidweſen den 8. März 1626. Ich bedauerte ſeinen Tod in einer lateiniſch-teutſchen Elegie.

Daß ein zweimaliger Brand in Vaihingen war, und was ſich dabei ereignete, habe ich in den Memorialien (*) erzählt. Hier füge ich noch bei, daß die Anzeige der Wahrheit mir ſchadete, und diejenigen reizte, die ich im Vorbeigehen und verſtekterweiſe bezeichnet hatte. Der Anführer war der Untervogt Tob. Brakenheimer, den Ränke (†) dazu erhoben, der, wie ein Fuchs, zu uns kam, wie ein Wolf fraß, und gleich einem Hunde hinausgeworfen wurde, indem man ihn anklagte, er habe die öffentlichen Gelder angegriffen. — Und dieſen Menſchen nahm

(*) S. 217—276.

(†) Es heißt: malis artibus a ludimagiſterio eo evectus, wie ein Schulmeiſter einen Vogt machen kan, da das Amt von dem Fürſten vergeben wird, begreife ich nicht. Sollte ludimagiſterium diejenigen bezeichnen, die den Fürſten ſchulmeiſterten?

ich, da er sein Haus durch den Brand verloren hatte, zwei Jahre, als Gast, in das Diakonathaus auf! Doch das Gift war bis zu meiner Abreise, von der ich bald sprechen werde, verborgen geblieben.

Indessen, da die Galle, die ich bei einigen durch meine Büchelgen erregte, sich noch nicht gesezt hatte, glaubte ich, obgleich Grüninger durch seine billige Denkungsart mich hinreichend schüzte, doch noch an Joh. Hauber, einem Theologen von unbrstechlicher Beurtheilungskraft und ausserordentlicher Sanftmuth, eine weitere Stüze gewinnen zu müssen. Ihm legte ich daher alles vor, und empfahl ihm meinen guten Namen. Ich mißfiel ihm so wenig, daß er vielmehr mir neuen Muth gab. Seine Worte, die mich so sehr aufrichteten, will ich hier, wie sie unter anderm in seinem Briefe stunden, wiederholen: „Den Kummer deines Herzens wirst du durch Geduld und anhaltendes Gebete, auf den Anker der christlichen Hofnung gestüzt, erleichtern. Ich werde dich durch Wünsche und That unterstüzen, und dein Bestes, so viel mir die göttliche Gnade erlaubt, befördern. Erfahren deine Schriften Verleumdung, oder erweken sie dir Neid, so kan das einem Manne, der die verkehrten Sitten der Welt kennt, weder wunderbar noch ungewöhnlich vorkommen. Mir gefällt in derselben die Zierlichkeit des Texts, der durch den Nachdruk der Ge-

Gedanken und die Mannigfaltigkeit der enthaltenen Sachen ſtark und gedrängt wird. Auch die Freimüthigkeit derſelben mißfällt mir nicht, von der ich glaube, daß ſie aus aufrichtiger Liebe zur Tugend, und gerechtem Haſſe der herrſchenden Fehler und Laſter fließe.„ den 28. Aug. 1619. Ich ehrte den Mann (*), der ſich, nebſt Grüninger, ſo wohl um mich verdient gemacht hatte, durch die Zuſchrift des Traktats, von dem Schaden der Neugierde (**): er ſtarb aber den 1. Okt des J. 1620. im neun und vierzigſten Jahre ſeines Alters, im Lager bei Worms.

Um dieſe Zeit ſchien mich ein günſtiger Wind anzuwehen, als die einträgliche, mir beſtimmte, Pfarre zu Enſingen vakant wurde, das nur eine Meile von Vaihingen entfernt iſt. Allein wider den Willen des Konſiſtoriums verſchafte ſie Sattler, Sekretär des Fürſten (†), ſeinem Vetter Erhard Vitus, durch die Verdienſte ſeiner Mut-

(*) H. geb. im J. 1572. zulezt Hofprediger, Beichtvater und Kirchenrath, auch Verf. einiger theol. Schriften, unter andern des Wegweiſers der Layen, oder 15. Katechismuspredigten. Er ſtarb 1620.

(**) De curioſitatis pernicie Syntagma ad ſingularitatis Studioſos. Stutg. 1620. 12. Ed. 2da Argent. 1621. 12.

(†) Joh. Friedrich.

ter. Das Konſiſtorium ſelbſt wurde dadurch beſchimpft. Als es nun mit dem Fürſten deswegen ſtritt, entſchied dieſer endlich dahin: man ſolle mir das zuerſt, in der Nachbarſchaft von Stuttgardt, vakant werdende Dekanat ertheilen — und das war, nach der guten Führung des weiſen Gottes, Calw, wo ich aus der Ruhe zur Thätigkeit, von der Maſtung zur Kreuzesfahne übergehen ſollte. (*)

Ehe ich abgieng, ſchrieb ich die, kürzlich erſchienene, Ueberſetzung der Wundergeſchichten Roms von Juſt. Lipſius (†) dem Magiſtrate zu

(*) Auf dieſe Beförderung des Vitus verfaßte Joh. Hauber ein Epigramm, das wir im Originale beſetzen, weil das Wortſpiel es unüberſetzlich macht:

Invitis nobis Vitis fit paſtor, ineptit
Mater, & invito plaudit ovatque Deo.
Inviti quasdam natus materque videbunt,
Invito nullum poſſe vigere Deo.

(†) Admiranda, oder Wundergeſchichten von der unausſprächlichen Macht, Herrlich- und Großmächtigkeit der Statt Rom und Röm. Monarchey ꝛc. von Weyl. dem Hochgelehrten Juſto Lipſio in lat. Sprach geſchrieben: nun aber in das Teutſche überſetzt, in vier Bücher abgetheilt. Straßb. 1620. 8.

Vaihingen zu. Als nun dieſer mir ſeine Liebe durch ein Geſchenke beweiſen wollte, ſo glaubte Brakenheimer: izt ſeie der Zeitpunkt, mir zu ſchaden, und hintertrieb nicht nur dieſes, ſondern trug auch darauf an, daß der Magiſtrat mich wegen der groſſen Beleidigung, die ich ihm bei der Erzälung vom Brande zugefügt habe, bei dem Fürſten verklagen ſollte. Einige rechtſchaffene Männer widerſezten ſich, namentlich der Obervogt, von Bulach, und der Apotheker, Sebaſtian Süßkind, izt Burgermeiſter und eine vorzügliche Zierde der Stadt. Daher kams, daß der Fürſt, als er belehret wurde, die Sache werde nur auf einiger wenigen Verlangen betrieben, den Befehl ertheilte: es ſolle jeder für ſich nach den Rechten mich verklagen, worauf ſie verſtummten, und ſich alſo lächerlich machten.

Einen kleinen Becher hinterließ ich meinem Nachfolger zum Hochzeitgeſchenke, damit der groſſe Aufwand, den die Stadt gemacht hatte, für ſie nicht verloren gehe. (*)

Izt will ich im Vorbeigehen angeben, worinnen, an einem mir verdrüßlichen Orte, ſonſten

(*) Wie der kleine Becher groſſe Koſten erſparte, und beſonders der Stadt, die doch dem Diakonus kein Hochzeitgeſchenke ſchuldig war, ſehe ich nicht recht ein.

meine Ergözungen bekunden. Das vorzüglichste war mir die Vermehrung meiner Bibliothek, zu der ich verschiedene andere kaufte, besonders die treffliche eines gewissen Joh. Steinlins, eines Manns von vielfacher Belesenheit, die ungefähr 600. Bände enthielt. Von Zeit zu Zeit theilte mir Besold, kraft seiner unermüdeten Güte gegen mich, neuere Schriften mit. Eben diesen gelehrten Handel trieb ich mit Bidembach, einem sehr gelehrten Manne — mit dem scharfsinnigen und der Geschichte kundigen Joh. Bernh. Unfried, mit dem wahrhaft-frommen- und gründlich gelehrten Diakonus des benachbarten Bietigheim's, Jak. Heinlin, und mit Wilh. Schickard, dem Inbegriffe aller Gelehrsamkeit. Auch mit Auswärtigen hatte ich ein litterarisches Verkehr, besonders mit dem ersten Mathematiker, Keppler, den ich in der Folge zu Linz besuchte — mit Heinr. Hein, Rechtsgelehrten in Rostok, einem Muster seltener Andacht, dem ich den Thurm von Babel (*) zueignete; mit den gelehrten Joh. Adolph Taßius, dessen Kopf und Schreibart gleich fein waren, und Ge. Tisenius, nebst seinem Freunde Melch. Breler. Einige derselben ruheten nicht, bis sie mich besuchen, und Rechte in Rechte schliessen konnten, denen

(*) Turris Babel, I. Judiciorum de Fraternitate Rolatea Crucis Chuos. Argent. 1619. 12.

dann andere folgten, als Frid. Loser, ein Verwandter, Sylv. Brunswig, zu Tübingen bekannt, Just. Held, Dan. Mögling, Joh. Benj. Bonaventura Reihing, Joh. Bucker, ja selbst — um sie nicht zu verschweigen — einige Betrüger, als Benediktus Figulus, der Umläufer, und Wolfg. Sigismund, ein bösartiger Poete, denen allen mein Haus, mein Herze aber nur den Bewährten und Rechtschaffenen, offen stund. Auch Wilh. Wense besuchte mich, als er, dieß Zierde des Adels, die Altenburgischen Prinzen führte, und beschenkte mich, in ihrem Namen, mit einem Ehrengeschenke. Oefters kehrte Abr. Hölzel, der Vertrauteste meiner Freunde, bei mir ein, und vollendete bei einer solchen Gelegenheit seine geographische Tabelle. Manchmal ergözte mich auch Joh. Mich. Binder durch seinen vertraulichen Umgang.

Die Früchte meiner Ehe waren in Vaihingen:

Maria, geb. den 26. März 1616.

Concordia, geb. den 29. Jun. 1617.

Agnes Elisabetha, geb. den 10. Sept. 1618.

Beide leztere gab ich Gott da wieder zurüke.

Noch muß ich, zum Schlusse, der Reise erwähnen, die ich gegen Ende des Jahrs 1619. auf Einladung Enenkels und Hohenfelders, mit Erlaubnis meines Fürsten, zum zweitenmale

nach Oeſterreich machte. Von Ulm fuhr ich die Donau, nach Linz, hinab, eröfnete da dem Dan. Hiſler, einem vortreflichen Theologen, den geheimen Auftrag, den ich an ihn hatte, und theilte ihn hierauf auch Ludw. Hohenfelder mit. Von ihm geführt, ſprach ich die vornehmen Männer, Barthol. Baron von Dietrichſtein, Karl Ihrger, Freih. von Kraiſpach, Weikhard und Georg Achatius Freiherrn von Polheim, Ortolf und Paul Geimann, Brüder, Otto Hohenfelder und Jak. Skenglin, alle der reineren Lehre zugethan, wurde von ihnen mit ſehr gütiger Antwort entlaſſen, und hätte ohne Zweifel Früchte meiner Bemühungen geerndtet, wenn nicht Teutſchlands Schikſal den frommen und heilſamen Entwurf, mit jenen Provinzen und der dortigen Religion, über den Haufen geworfen hätte, wovon ein mehreres in dem Reiſeberichte. (*)

Gar ſehr ſchmerzte michs aber, daß die damals umherſchwärmende Soldaten mich von meinem Enenkel abſchnitten — noch mehr, daß mir ihn der Tod im folgenden Jahre entriß, und zwar zu Wien, am erſten Mai, nachdem er mir noch das lezte Lebewohl hatte ſagen laſſen. Meinen Kummer konnte nur das Zutrauen eines Hohenfelders lindern, der mir ſeinen erſtgebohrnen Sohn, Ehrenreich, als Reiſegefährten, mitgab, und ganz

(*) ſ. Beil. III.

meiner Treue anvertraute. Seinen traurigen Tod hat die Tugendblüthe (†) dargeſtellt.

Nach einer Abweſenheit von ſechs Wochen kam ich den 12. Nov. zur Freude der Meinigen, und zum Verdruſſe der Mißgünſtigen, wieder nach Hauſe.

Ehe ich noch von Vaihingen abreiſte, ſtarb zu Tübingen den 27. Jan. 1620. Heinr. Welling, der mich im lat. Styl fleißig und gründlich geübt hatte. Wie ſehr er den Jüngling ſchäzte, mag die Zuſchrift beweiſen, die ich hier, doch ohne mich zu erheben, beiſeze.

(†) Ehrenrici Hohenfelderi, Equitis Auſtrii, Flos virtutum, Viro vndecunque nobiliſſimo, Lud. Hohenfeldero, Aiſtershimio &c. Weidenholtzii Domino, Patri meritiſſimo & mœſtiſſimo adumbratus. Acceſſit de juventutis inſtitutione Chriſtiana efformanda Communefactio. Argent. 1623. 12. Teutſch iſt von S. 49—134. angehängt: Adenlicher Zucht Ehrenſpiegel. Nach dem Leben des Weyl. recht Edlen u. Gottſeeligen Jünglings H. Ehrenr. Hohenf. v. Aiſtersh. &c. genommen durch J. V. A.

Dieſer Spiegel heiß Ehrenreich,
Dem war ein edler Jüngling gleich.
Hat er nicht troffen gar den Zweck,
Hat er doch nach daneben geſteckt.

Strasb. 12.

„In das Stammbuch meines, vor vielen geliebten, Vetters Joh. V. A. Johanns verwaisten Sohns, und Jakob A. Enkels, eines Jünglings von vielem Genie und eines glüklichen Nacheiferers des väterlichen und großväterlichen Ruhms, sezt dieses Denkzeichen Heinr. Welling, Prof. der lat. Sprache zu Tübingen. den 24. Jänn. 1603.

In der Folge machte er sich mir durch unzählige Wohlthaten des Unterrichts und der Gastfreiheit, auch erwünschter Unterstüzung so verbindlich, daß ich niemanden mehrere Beweise der Menschenliebe schuldig bin, als ihm, und daher diesem, sowohl um die Gelehrsamkeit und seine Vaterstadt Tübingen, als um mich hochverdienten, Manne dieses Denkmal der Dankbarkeit aufstelle.

Hier ist das Ziel meiner Laufbahn in Vaihingen! Betrachtet man die Annehmlichkeit und Fruchtbarkeit der Gegend, und die Blüthe meiner Jahre, so könnte man diesen Zeitraum den Frühling und Sommer meines Lebens nennen. Allein er wurde von der einen Seite durch die Zwitracht der Bürger, von der andern durch das Sittenverderbniß, dann durch viele, mir zugefügte, Beleidigungen, und endlich durch den wiederholten schröklichen Brand mit so vieler Bitterkeit für mich erfüllt, daß es mir ein frühezeitiges Alter zuzog, und meine Haare vor der Zeit grau machte. Wenn ich überlege, daß mein Leben so

wenig sanft, wie andern, dahin floß, wie es durch so mancherlei Wechsel gleichsam unterbrochen wurde, so möchte ich mein Schiksal im Vaterlande wohl beklagen, hätte mich nicht meistens die Freundschaft Auswärtiger unterstüzt, daß ich also zu Hause ein Fremdling zu seyn, und auswärts Vaterland und Hausgötter gefunden zu haben schien, auch herzlich bekenne, wie grossen Dank ich Gott schuldig bin, der die Seinigen wunderlich führt.

Ende des zweiten Buchs.

Drittes Buch.

Vom J. 1620—1630.

Calwer erstes Jahrzehend.

So wurde ich von Vaihingen erlöst, und kam nach Calw, einer Stadt an der Nagolt, durch Wollenarbeiten berühmt, und, in Rüksicht der Leutseligkeit und Eintracht der Bürger, gerade das Gegenstüke von Vaihingen! Ich fand mich den 5. März da ein, und wurde am 12ten nach einer Predigt des Abbts, D. Paul Rucker von Hirsau, eines Manns, den ich nie ohne Ehrfurcht nenne, von ihm in mein Amt eingesezt. Meine Familie hatte ich, in einem ärmlichen Aufzuge, nicht ganz ohne Spott darüber, schon vorher dahin gebracht.

Meine erste Sorge war, in die Fußstapfen meiner Vorgänger, besonders Joh. Esthovers, der ungefähr 40. Jahre mit vieler Frucht den Weinberg des Herrn gebauet hatte, zu treten, und für die Sache des Christenthums dasjenige nun zu unternehmen, was ich bei andern vermißt hatte. Als ich daher meine Mitbürger in die Straßburger Messe b gleitete, nahm ich Gelegenheit, vieles mit ihnen zu unterhandeln, wie es besser werden könnte, und fand sie über Erwartung dazu geneigt und gemacht. Mein Kollege, Mag.

Erhard Machtolph, ein aufrichtiger und von wahrem Eifer brennender Mann, trat der Gesellschaft bei, und daher wurde mirs bei einem so treuen und unzertrennlichen Gefährten leicht, alles, was lobenswürdig ist, zu unternehmen.

Indessen zog sich durch Neid und Verleumdung über einige der besten Bürger Calw's von Seiten des Vogts, Jak. Bestlin, ein Gewitter zusammen; sie wurden der Untreue und verfälschter Münze angeklagt. Nach den, von einigen Vertrauten gemachten, Vorstellungen zürnte der Fürst gar sehr über die Beklagten. Allein sowohl aus den Akten, die mir D. Wilh. Bidembach, der die Untersuchung hatte, mittheilte, als auch aus geheimen Nachrichten von dem Angeber ersahe ich das Ungegründete der Anklage. Daher unterließ ich nichts, theils die Schuld bei Rechtschaffenen in ein günstigeres Licht zu sezen, theils die Schande von den Beklagten abzuwälzen. Doch gieng ich izt noch nicht weiter.

Damals wurde zum erstenmale wegen Erweiterung und Auszierung der Kirche berathschlagt, als die Kosten und ein hölzernes Bild bereitet waren. Der Magistrat aber entschuldigte sich. Ich wendete mich nun zum Unterrichte der Jugend, stellte Prüfungen der Knaben an, die schärfer waren, als zuvor, und gab ihnen katechetische Fragen in die Hand, die gedrukt wurden. Aber als die Auen Christi anfiengen zu

grünen, so drohete die Verleumdung einen Sturm, der mich eine Zeitlang in Angst versezte, und, ob er gleich sich wieder verzog, doch ein schmerzliches Gefühl lange bei mir zurüke ließ.

Ausser Ehrenreich waren damals bei mir in der Kost Wolfgang Michael, des verbannten Oesterreichischen Edelmanns, Mich. Zellers Sohn, und M. Matthias Giger, aus Basel, mit ihren Bedienten, zusammen zwölf Personen. Giger hatte, durch unsere Unterhaltung gewonnen, seiner väterlichen Religion freiwillig entsagt, und, ausser dem Unterrichte in der Hebräischen Sprache, der mir Veranlassung zur Bekanntschaft mit dem berühmten Lehrer derselben, Joh. Burtorf zu Basel, wurde, die Aufsicht über die häusliche Zucht übernommen, wurde aber hierauf zu Ehrenreichs Vater nach Oesterreich gerufen, und mein Kollege, Machtholph, unterstüzte mich, bis uns Ehrenreich durch einen unvermutheten Tod entrissen wurde, der mein ganzes Haus durch den Verlust dieser Zierde desselben erschütterte. Ueberhaupt war mir dieses Jahr fatal, da auch mein Schwager, Sirt Brauch, Vogt zu Heidenheim, den 18. April, und mein Bruder, Johann, Pfarrer zu Beilstein den 5. Nov. starb. Daher that ich dieses Jahr fast nichts, als daß ich den Anfang machte, eine Bibliothek zum Gebrauche meiner Mitbürger zu sammeln, wiewohl mein, gewiß nicht verwerflicher, Plan bis itzt

keinen besondern Fortgang hatte. Des alten Simon Goularts, von Senlis, gütige Gesinnungen gegen mich darf ich hier nicht verschweigen. Er hatte einen grossen Theil meiner Schriftchen ins Französische übersezt, und ermunterte mich von diesem Jahre an, bis ins J. 1627. von Zeit zu Zeit, nicht müßig zu bleiben.

Mit dem J. 1621. fieng eine Fluth von Unglüksfällen an, unser Vaterland zu überschwemmen. Der erste war die Münzseuche. (*) Anfangs schien das Uebel heilbar, und ich versuchte daher, es durch ein öffentliches Schauspiel zu verdrängen, fand aber bald, daß das Unternehmen zu schwer war. Doch brachte ichs dahin, daß viele von diesem Unfuge reine Hände behielten, wofür mich jemand dadurch zu strafen suchte, daß er mir ein schändliches Pasquill ins Haus warf. Ich rächte mich aber blos durch Verachtung. Auch wurde meine Gemeinde durch die Schaaren der Soldaten verdorben, die bald darauf durch ihre Niederlage bei Wimpfen (†) gestraft wurden. Endlich drängten uns die Wucherer, die vom Satan stlbst bevollmächtigt schienen, die Preise aller Dinge so straflos zu erhö-

(*) Die Kipper- und Wipperzeiten.

(†) Die Markgr. Georg von Baden am 7. Mai J. 1622. von Tilly erlitt.

hen, daß sie noch izt zur alten Billigkeit nicht herabgesezt werden können.

In dieser traurigen Zeit ergab ich mich ganz der Freundschaft. Meinen alten Straßburger Freunden, Matth. Berneggern und Joach. Bockenhofern (*), gesellten sich bei: Pet. Starck, der Ammeister, D. Joh. Gissenius, Prof. der Theologie, Elias Schabäus (†), Pf. bei St. Nikolas, und Gottlieb Dachtler, Sekretarius des geheimen Raths. Ihr Briefwechsel ergözte mich, und ich, ohnehin zu ehrlicher Freundschaft geneigt, antwortete ihnen sehr fleißig. Da auch Janus Gruterus, dieser berühmte Mann (††), den zweiten diken Band der Langischen (**) Blumenlese ge-

(*) Muß nach aller Wahrscheinlichkeit Brackenhofer heissen, als welches eine bekannte Straßb. Familie ist. Indessen kömmts öfters so vor.

(†) Hier hat A. Elias, statt Oseas, geschrieben. Elias Sch. starb schon J. 1593. Oseas aber, sein Sohn, machte sich um diese Zeit durch Schriften bekannt, unter denen sein Summum Argentoratensium Templum J. 1717. 4. dadurch selten wurde, daß die Katholiken, sobald sie in Straßburg herrschend wurden, wegen einiger satyrischen Darstellungen von Processionen S. 59. das Buch verboten und unterdrükten.

(††) Prof. zu Heidelberg.

(**) Jos. Lange, Prof. zu Freiburg, hatte im J.

ſammelt hatte, ſo wurde mir, bei dieſer Gelegenheit, die mühſame Eintheilung der Sentenzen unter ihre Klaſſen aufgetragen (*), wodurch ich, auſſer andern Vortheilen, auch den erhielt, daß mir die Freundſchaft und ſelbſt die Vertraulichkeit mit dieſem vortreflichen Manne zu Theil wurde, und er, nach ſeiner Gefälligkeit, ſie durch Briefe und Unterredungen fleißig unterhielt.

Nicht vergeſſen darf ich auch Georgs von Windek, der ſich nach der Niederlage (†) in Oberöſterreich zu Vaihingen verborgen hielt. Ich traf ihn von ungefähr an, und fand ihn ſo geneigt gegen mich, daß er mich zu einem geheimen Geſpräche berief, und mir entdekte: er ſeie der Baron Tſchernembl, der durch ſeine Gelehrſamkeit und Scharfſinn berühmte Mann, der an jenen traurigen Auftritten keinen geringen Antheil hatte. Von da an ſuchte er Unterhaltung in ſeiner Einſamkeit durch fleißige Antworten auf meine Briefe.

Billig füge ich dieſen Freunden den Job Hartmann Enenkel, Baron von Hohenegg, Bruder

1617. den 1. Band des Florilegii Magni ſ. Polyantheæ zu Frankf. in Fol. herausgegeben.

(*) Der zweite Band dieſes Werks erſchien im J. 1624. zu Straßburg. Der 3te und 4te, die Gruner auch geſammelt hatte, ſind nie erſchienen.

(†) der Proteſtanten.

des, mir zu meinem so grossen Leidwesen entrissenen, Achatius, bei. Gleichsam als eine Erbschaft heischte er meine Freundschaft durch gelehrte Briefe, und blieb ihr bis ins J. 1626. wo auch sie der Tod endigte, treu. Den Baron, Balthasar Schrotenbach, kennen zu lernen, gab mir Straßburg Gelegenheit. Er war ein sehr gebildeter Mann, und sezte seine Bekanntschaft mit mir durch Briefe fort.

Noch wichtiger aber war mir die Anstalt, die ich dem Unglüke der Zeiten entgegen sezen wollte. Das Jahr zuvor hatte ich den Entwurf zur christlichen Gesellschaft gemacht, deren Mitglieder ich aus meinen Mitbürgern sammelte. Sie legten eine ansehnliche Summe Geldes zusammen, um die Dürftigkeit nicht nur für izt zu unterstüzen, sondern auch, wenns die Umstände nöthig machten, künftigen Uebeln zu begegnen, für die Nachwelt zu sorgen, Standhaftigkeit in der Freundschaft zu erhalten, und den verdorbenen Sitten entgegen zu arbeiten. Bei der Mahlzeit in Scherzig (*), nahe bei Straßburg, legte ich (†) den ersten Grund zu dieser Unternehmung, nahm ihn dann in meinem Gartenhaust wieder vor, und erweiterte ihn. Nachdem Christoph Demmler, ein

(*) Scherzheim, 5. Stunden von Straßburg, und eine halbe Stunde von Lichtenau.

(†) Auf der Reise dahin.

ein Mann von vielem Muthe, den erſten löblichen Anfang gemacht hatte, folgten ihm mehrere, ſo daß dieſes heilige Unterpfand izt auf die Summe von 18000. Gulden herangewachſen iſt, deſſen mir anvertraute Verwaltung ich ſehr gewiſſenhaft beſorgte, und ich vermehrte das Kapital mit jedem Jahre ſo, daß ich hoffen kan, es werde, wenns mit gleicher Treue und Thätigkeit in Zukunft geſchieht (*), der Nachwelt in geiſtlichen und litterariſchen Dingen von groſſem Nuzen ſeyn.

Im folgenden Jahre (†) zog meine Mutter, mit meiner verwittweten Schweſter, Anna, zu mir. Ich that, was ich konnte, ja wohl noch mehr, um ſie zu unterſtüzen, mit aller Treue und Aemſigkeit, und behielt ſie bei mir im Hauſe. Uebrigens hatte ich dieſes Jahr vieles zu thun, da Beſtlin, der Vogt, der nur Reichthümer zuſammen zu ſcharren wußte, ſeinem Nachfolger, Joh. Kürner, der das Recht liebte, einen Augiasſtall hinterließ. Treulich half mir dieſer, die Zucht unter der Bürgerſchaft wieder herzuſtellen. Auch der edle Herr von Gültling, Herr zu Teufringen, verwaltete das Amt eines Obervogts redlich, und

(*) Als welches wirklich der Fall iſt. ſ. die Urkunden vom Färbergeſtifte in Moſers Samml. Wirtemb. Stipendien ꝛc. Th. I. S. 1—77.

(†) J. 1622.

liebte mich, entweder aus angeerbter Freundschaft, oder aus eigenem Triebe, ganz ausserordentlich.

Ists erlaubt, auch etwas minder Merkwürdiges zu erzählen, so melde ich, daß die heiligen Gefässe, die bisher von Zinn waren, auf meine und einiger andächtigen Personen Kosten, izt aus Silber verfertigt wurden. Aber nie war ich dem Neide mehr ausgesezt, als wenn ich etwas Gutes gethan hatte. Von einer andern Seite wurde meine Geduld durch die unbillige Auslegung geprüft, die man von der gelehrten und christlichen Gesellschaft machte, wozu ich einst den Plan entworfen, ihn aber nur sehr wenigen treuen Freunden mitgetheilt hatte. Dem ungeachtet ließ man Abmahnungsschreiben an die Stände Oesterreichs ergehen, von denen man glaubte, sie seien für die Sache eingenommen. Da sie aber nicht das geringste davon wußten, so kamen ihnen diese Briefe zudringlich und lächerlich vor.

Als um eben diese Zeit dem Markgrafen von Baden (*) seine Lande mit gewaffneter Hand weggenommen wurden, und von den feindlichen Soldaten noch grössere Gefahr zu befürchten war, kam D. Thomas Wegelin, Rektor des Durlachischen Gymnasiums, nach dem Gebrauche des Liebenzeller Bads, zu mir, und brachte ungefähr einen Monat bei mir zu. Sein angenehmer Um-

(*) Nach der unglüklichen Schlacht bei Wimpfen.

gang war eine Art von Wohlthat. Er aber glaubte, ich habe ihm eine Freundschaft erwiesen, und bezeugte mir seine Dankbarkeit sowohl durch ein zierliches Gedichte, als auch in der Folge durch freundschaftliche Briefe von Straßburg aus, wo er bald hernach seinen beständigen Aufenthalt (*) nahm, und bis ins Jahr 1628. (**) lebte.

Indessen schmerzte mich die Heftigkeit gewisser Leute, die, ihren Vorgängern unähnlich, überall nach dem Lobe der Streitfertigkeit haschten, und ausser dem Zanke mit (†) Menzer, auch die Asche des, schon (††) zu den Seeligen eingegangenen, Joh. Arnds durch ihre bittere Feder beunruhigten. Da, nebst andern Rechtschaffenen und Gemäßigten, auch mir dieses mißfiel, fiel ich in unversöhnlichen Haß. Denn, ob mich schon die Meinungen Arndts, von dem ich gleichwohl glimpflicher dachte, eigentlich nichts angiengen, und ich nur bedauerte, daß wir zu einer so unschiklichen Zeit einander selbst zerfleischten, auch glaubte, es gehöre zum Kirchenfrieden, daß nicht jedermann einen, nicht gerichtlich verdammten,

(*) Als Prof. der Theologie.

(**) Nach mehreren bis ins J. 1629. s. unten.

(†) Balthasar. Der Streit betraf den Stand der Erniedrigung Christi. Lukas Osiander und Theod. Thumm werden hier hauptsächlich als streitlustig dargestellt. s. den Schluß des dritten Buchs.

(††) J. 1621.

Mitbruder ächten dürfe: so wagte ichs doch, mich darüber zu erklären, weil schon diejenigen Ketzer hieſſen, und in einem böſen Rufe ſtunden, die Arndten nicht verfolgten, und weil auch ich offenbar angetaſtet wurde. Dieſe meine Erklärung verfaßte ich in drei Geſprächen, unter dem Namen Theophilus, und bekannte mich zwar darinnen zur Orthodoxie öffentlich, zeigte aber auch zugleich, wie nöthig es ſeie, nach Arndts Beiſpiele, der, durch zügelloſe Sitten ausgearteten, Kirche zu Hülfe zu kommen. Um aber nicht die Wunde mehr zu reizen, als zu heilen, gab ichs damals nicht an das Licht. (*) So brachte ich dieſes Jahr (†) zu, das, auch durch eine Seuche verderblich war, die 233. Glieder meiner Gemeinde dahin raffte. Den Schluß deſſelben machte der Tod meines Schwagers, D. Seb. Hösch zu Aalen, der den 8. Dec. erfolgte.

Das folgende Jahr gab mir mehr Muſſe, war aber durch keine Arbeit für die Kirche ausgezeichnet. Es entriß mir Machtolphen, und verlieh mir, an ſeiner Statt, den Mag. Kaſp. Seemann von Waiblingen, einen eben ſo treuen und thätigen Gehülfen, der in die Fußſtapfen ſeines Vorgängers trat, und mich in den Verbeſſerungen unterſtützte. Ich weiß alſo von dieſem Jahre nichts anzuzeigen, als daß ich und Joh. Erhard Cellius,

(*) ſ. unten zum J. 1649. (†) 1622.

Pfarrer in Eßlingen, der ſeit mehreren Jahren mein vertrauter Freund war, einander unſere Klagen über den Verfall der Kirche mittheilten, den er nach ſeinem Scharfſinn lange voraus ſah, von dem er aber glaubte, jeder könne ihn eher an ſeinem Orte für ſich nehmen, als ihm durch öffentliche Anſtalten entgegen arbeiten.

Im folgenden Jahre wachte (*) der Proceß gegen die Bürger Calw's wieder auf. (**) Einige, die des Fürſten Güte mißbrauchten, giengen ſo weit, daß ſie ihnen, ohne auf ihre Bitten zu hören, eine Geldſtrafe von 17670. Gulden anſetzten. Da ich nun hoffte, ſie ſeien unſchuldig, und dieſes aus ſichern Gründen ſogar glauben konnte, ſo wagte ichs, ſie, die von aller Menſchenhülfe verlaſſen waren, bei dem edeln Benjamin Bouwingshauſen von Walmerode, der bei dem Fürſten in Gnade ſtund, und den ich um der Nachbarſchaft willen (†) manchmal beſuchte, erſt mündlich, und dann, wie er darauf zu merken ſchien, auch ſchriftlich zu entſchuldigen. Abſichtlich richtete ich meine Briefe ſo ein, daß er ſie den Fürſten (††) leſen laſſen konnte. Der Haupt-

(*) J. 1624. 38. J. alt.

(**) ſ. zum J. 1610.

(†) Die Herren v. B. beſaſſen damals Naislach, das nicht weit von C. entfernt iſt.

(††) Herzog Johann Friedrich.

innhalt war: man möchte doch die Bürger nicht ungehört, auf die bloſſe Anklage eines Angebers, zu Grunde richten, ſondern die Sache durch unparteyiſche Männer genauer unterſuchen! Der Fürſt nahm die Vorſtellung gnädig auf, und befahl, die Exekution aufzuſchieben, und keine Gewalt zu brauchen. Diejenigen, die unter der Löwenhaut verborgen lagen, ſchleuderten nun ihre Pfeile gegen mich, als einen Ruheſtörer, der ſich in fremde Sachen miſche, mußten aber doch eine fernere Unterſuchung zugeben, und da dieſe von beherzten und rechtſchaffenen Männern vorgenommen wurde, ſo ſahen ſich die Angeklagten endlich von aller Furcht und Ungerechtigkeit befreiet, und erkannten und bekannten öffentlich, ſie haben, nächſt Gott und der Gnade des rechtliebenden Fürſten, hauptſächlich mir, der ich vor dem Menſchenhaupte nicht zurüke wich, die Rettung ihres guten Namens und Vermögens zu danken.

Bei Gelegenheit der Hochzeit meines Schwagers, D. Balth. Simonius, reiſete ich den 8. Jun. dieſes Jahrs nach Nürnberg, um dieſe Handelsſtadt zu ſehen, und war daſelbſt, indem ich die Merkwürdigkeiten kennen lernte, ſo glüklich, an einen Paul Piggel und Joh. Saubert, jenem Paſtor bei St. Sebald, dieſem bei der Marienkirche, ferner an Chriſtoph Leibniz, Diak. bei jener Gemeinde, und dem Landſchreiber, Joh. Schnet-

rer, Männer zu finden, die vor andern durch rühmliche Eigenschaften und Seelenadel sich auszeichneten. Auch wird die schnell errichtete Freundschaft keine Zeit vertilgen, kein anderes Vergnügen aufwiegen. Zwar dauerte der (*) Umgang mit dem erstern und leztern nicht lange, da Schnerrer den 24. Jun. 1625. Viggel aber den 2. Febr. 1628. zu meinem gröſten Leidwesen starben. Aber deſto mehr gebe Christus, daß die Freundschaft mit den andern lange daure!

Da meine Tadler noch nicht ruheten, bewies ich in einer kurzen Apologie meine Unschuld. Der Erfolg war dieſer: wer davon überzeugt war, hielt die Vertheidigung für überflüßig und ängstlich. Weſſen Herze aber der Neid noch beſeſſen hatte, der verſtopfte lieber die Ohren, und ſchloß die Augen, als daß er ſich der Chriſtenpflicht erinnerte, um ſich nicht mit mir ausſöhnen, und ſeine Herzenshärtigkeit bekennen zu müſſen.

Uebrigens — wie es bei mir gewöhnlich war — erwarb mir dieſer Neid auch Gunſt, beſonders bei der erlauchten und frommen Fürſtin, Urſula Dorothea, der Wirtembergiſchen Wittwe. (†) Da ſie ſich des Zellerbads im Kloſter Hirſchau bediente, ſo rief ſie mich einigemale zu ſich. Ich

(*) ſchriftliche.

(†) Des Herzogs Ludwigs ſeit dem J. 1591. aus dem Pfälziſchen Hauſe Veldenz.

überzeugte sie von der Redlichkeit meiner Gesinnungen, und zerstreute die Wolken der Verleumdung so glüklich, daß sie mich in der Stille über manche Sachen um Rath fragte, und mich öfters an ihrem Hofe liebreich aufnahm. Daß ihr meine Dienste nicht unnüzlich waren, beweisen mehrere gnädige Briefe und Geschenke, und daß ich unter meine Gönnerinnen auch ihre verwittwete Oberhofmeisterin, Anna Maria Stimmelin, aus dem Stamme der von Gültling, rechne, hat diese edle Frau wohl um mich verdient. Sie kam dadurch, daß sie die Wohnung bei uns nahm, in noch genauere Verbindung mit meiner Familie.

In diesem Jahr wurde mir der Sohn Ehrenreich am 10. Jul. geboren, das unglüklichste meiner Kinder, dessen körperliche Umstände von Geburt an durch paralytische Zufälle zerrüttet wurden. Durch dieses Hauskreuz lernte ich den göttlichen Willen immer mehr verehren.

Das folgende Jahr (*) kan ich unter meine glüklicheren zählen, denn es gewährte mir die Bekanntschaft mit Wilhelm Ludwig Baron von Freiberg, Herr von Oerfingen und Staufeneck, den ich mit der Kirche wieder aussöhnte. Er bediente sich des Liebenzeller Bades, und bot mir seine Freundschaft, als ein gefälliger Mann, an, war aber in die Schwenkfeldische Irrthümer ver-

(*) J. 1625.

ſunken. Doch kämpfte er noch dagegen, und eröffnete daher den Weg zu wechſelsweißen Geſprächen und Briefen, wodurch es dann, durch Chriſti Gnade, dahin kam, daß er die Vorurtheile gegen uns ablegte, den Schwenkfeldiſchen Poſſen entſagte, und ſich uns ernſtlich weihete, auch ſeinen Glauben durch viele herrliche Beweiße bekräftigte, und mich von da an — ohne Ruhm ſeie es gemeldet! — wie ſeinen geiſtlichen Vater vorzüglich ehrte.

Als die Seuche mit den böſen Münzen, durch die auch ich ungefähr 800. Gulden verlor, aufgehört hatte, und die Preiſe wieder ſo ziemlich in Ordnung kamen, nichts deſto weniger aber der gemeine Mann an allem Mangel litt, ſo füllten ſich alle Wege mit Bettlern an. Bald hörten auch die Bürger auf, ſich zu ſchämen, und geſellten ſich zu jenen, und ſo forderten die faulſten und ſchlimmſten Leute fremdes Brod. Dieſe Laſt ſollten die übrigen Wenigen tragen, und warens doch nicht im Stande. Daher dachte ich auf ordentliche Mittel, wie für die Nahrung der wirklich Dürftigen geſorgt werden könnte, und die faulen Hummel vertrieben würden. Endlich brachte ichs dahin, daß von den, von den Bürgern geſammelten, Almoſen die Kinder der Armen zweimal des Tags im Spital geſpeißt, den Alten und Kranken das Almoſen im Hauſe gereicht, für diejenigen aber, die zur Schule oder

einem Handwerk tüchtig waren, das Lehrgeld bezahlt, und ſie dazu angehalten wurden. Weiter, ſo ſehr ichs auch verſuchte, konnte ich nicht gehen, da der Magiſtrat beſſern Rath ungerne annahm, ja ſogar die Bereitwilligkeit der gutgeſinnten Bürger hemmte.

Mit dem Anfange des Jahrs 1626. (*) ließ ich Chriſtoph Viſchers Auslegungen der ſonntäglichen Evangelien und Epiſteln für Kinder, deren Nuzen ich einſt ſelbſt zu Hauſe erprobt hatte, zur Erläuterung der Einfältigen wieder auflegen, und einen groſſen Theil derſelben nach Calw bringen, verkaufte ſie auch um einen geringeren Preiß. Nach denſelben hielt ich zwei Jahre lang Predigten, damit meine Zuhörer daheim aus dieſen Büchelgen die Hauptpunkte wieder überſehen, und leicht wiederholen könnten. Durch die groſſe Sommerhize aber wurde ich, nachdem ich izt fünfzehen Jahre geſund geweſen war, eine Zeitlang auf das Krankenlager geworfen, und lag anfänglich ſchwer darnieder. Beſonders quälte mich die unter der Hirnſchale gefülte Kälte und Gliederſchmerzen. Nach meiner Geneſung konnte ich nur langſam mich an die gemäßigte Luft, an die kalte aber gar nicht mehr gewöhnen, daß ich daher Haupt und Naken immer wohl verwahren mußte.

Um dieſe Zeit wurde der Junker, Walther

(*) alt J. 40.

Scher (*), meiner Aufsicht anvertraut, mußte aber, nach einem jährigen Aufenthalte, zu seiner Mutter, der er um der Verschiedenheit der Religion willen entführt worden war, auf des Kaisers Befehl, zurüke kehren. In dem nämlichen Jahre flüchtete auch Ludw. Hohenfelder, Herr von Weidenholz, den ich schon oben mit Achtung genannt habe, zu uns. Er schäzte die christliche Freiheit über alle Güter, und sezte sich zu Eßlingen. Ihn durch Kraft und treue Dienste unterstüzen zu können, hielt ich, der ich seiner Wohlthaten mich erinnerte, für ein Glüke, und daß meine Bemühungen ihm nicht unangenehm waren, bezeugten die zierlichen Briefe, die er in verschiedenen Sprachen, als ein Meister derselben, an mich erließ.

Es war auch in diesem Jahre eine solche Theurung, daß ganze Schaaren nicht bloß einzelner Bettler, sondern ganzer Familien, durch den Hunger ausgetrieben, und aus ihrem Vaterlande flüchtig, umherwanderten, und die Häuser der Bürger belagerten. Mit vieler Mühe und Anstrengung brachte ichs dahin, daß öffentliche Almosen Mann für Mann gesammelt wurden, theils um der Noth der Bürger zu Hülfe zu kommen, theils auch die Fremden mit einer mäßigen Wegzehrung weiters zu befördern. Indessen, so schwer ich die

(*) aus Oesterreich.

Sache zu Stande brachte, war [illegible] so ausserordentlich, daß von dieser [illegible] an bis zu Ende des J. 1631. wo es aufhörte, über eine Million Arme dadurch genährt, unterstützt und weiter befördert wurden — ein merkwürdiges Beispiel für die Nachwelt, wie viel eine kleine Anzahl von Bürgern vermag, wenn sie alle zur christlichen Liebe sich vereinigen, und den zähen Charakter der Bauern, der so manche Thüre verschließt, unermüdet zu verbannen, sich angelegen seyn lassen!

Darauf folgte das J. 1627. (*) das, nebst dem folgenden, fast ganz dem Baue und der Auszierung sowohl der grössern, als auch der kleinern Kirche im Spitale, gewidmet wurde. Jene war zu enge und durch die unbequeme Sitze versperrt, diese lag in Ruinen und öde. Beides brachte mir mehr Neid, als Dank, obgleich die Sache nicht auf Kosten des Staats, sondern durch freiwillige Beiträge der Bürger, und zwar nur weniger, ausgeführt wurde, und ich konnte es weder den anders gesinnten, noch denen, die, ausser den Baumeistern, manches angeben wollten, recht machen. Christoph Demlers edle Denkungsart darf ich hier nicht vergessen. Bei der Ausführung der Unternehmung trug er fast die Hälfte der Kosten, und seine Standhaftigkeit

(*) das 41ste Jahr seines Alters.

dämpfte den Gift des Neids. Die schönen Malereien kamen auf 800. Gulden, und der Plaz wurde für 1000. Menschen mehr erweitert, die Kapelle im Spitale aber, was vorher nicht war, zum Predigen eingerichtet. Für die 4000. Gulden, die er dazu beisteuerte, wird die Nachwelt dankbarer seyn, als das gegenwärtige unempfindliche Zeitalter. Saubert verfaßte eine lateinische Innschrift, welche die Jahrszahl enthält (*), und zum Andenken in einen Stein eingehauen wurde.

Folgender Künstler bedienke ich mich bei dem Bau: Jak. Spiegels und Leonh. Hayd, als Maler, deren jener sich zu unserer Zeit auszeichnete; Mich. Strobel hieß der Bildhauer, und der Steinmez, Georg Handmann, deren Namen die Nachwelt immer wissen mag. Die mit vielem Fleisse gemachten Modelle von Holze ließ ich zurüke, im Falle jemand einst das Werk fortsezen will. — Am 21. Nov. dieses Jahrs wurde mir mein Warmund geboren, kehrte aber schon den folgenden 6. Febr. in das bessere Vaterland zurüke.

Das folgende Jahr ist mir durch die zweite Reise nach Nürnberg merkwürdig. Es schenkte mir meinen Saubert wieder, und vereinigte die

(*) Sie ist diese:

KaLVensI teMpLo DeVs Ipse eſt saVtor
& aVtor.

Patricier, einen Wolfg. Jak. Bömer, Joh Christoph Kreß und meinen vortreflichen Freund, Konr. Baier, näher mit mir. Ich kam im April dahin, blieb eine Woche, und wurde von einigen der Vornehmsten der Stadt, unter denen einen Christoph Furer und Ge. Volkhammer zu verschweigen unrecht wäre, großmüthig empfangen. Durch ein neues Geschenke verbindlich gemacht, dankte ich dem Senate mit einer Zuschrift über die Wanderung der Kirche, und bekannte mich unvermögend, es wieder zu erstatten. Im Vorbeigehen besuchte ich die Altdorfische Lehranstalt. Ausser dem Vergnügen, so viele durch ihre Gelehrsamkeit berühmte Männer von Angesicht zu sehen, wurde mir diese Reise auch durch das kostbare Gastmal, das mir der Rektor und Senat, in des Juristen, Joh. Gerh. Frauenburgs, Hause gaben, unvergeßlich, und noch weiter verfügte dieser mein Gastfreund dieses Andenken durch den Freundschaftsbund und den, bis an seinen Tod, der im J. 1630. erfolgte, fortgesezten, Briefwechsel. Dieser Seitengang, auf welchem Saubert und Baier mich begleiteten, brachte die, Baiern geweihete, Probe einer wahren Vereinigung (*) zur Welt, und verschafte mir, durch Sauberts Empfehlung, die Bekanntschaft des sinnreichen

(*) Veræ unionis specimen, Sel. ac probatiſſ. amicis sacrum. 1623. 12.

Manns, Dan. Schwenter (*), ob er gleich abwesend war. Auf der Rükreise wurde auch der Theologe, Lorenz Lälius, Superintendent zu Krailsheim, mein Freund, den der folgende Julius durch ein hiziges Fieber fast tödtete. Es ergrif mich zu Stuttgardt ein hiziges Fieber so sehr, daß ich kaum in einer Sänfte nach Hause zurüke gebracht werden konnte. Durch den Teinacher Sauerbrunnen wurde es, zu vieler Verwunderung und meiner ewigen Dankbarkeit gegen den Geber dieses heilsamen Wassers, wieder vertrieben, und ich nach drei Monaten gesund, doch fühlte ich zu den meisten Verrichtungen eine gewisse Mattigkeit, die den Geist und die Kräfte gar sehr abstumpfte.

In dieses Jahr fällt auch der Anfang der Freundschaft mit Joh. Gerhard (†), einem der ersten Theologen unsers Zeitalters. Ich rechne sie zu den für mich glüklichen Umständen. Denn ein Mann, der in der Theorie so groß war, als in der Praxis, verwarf meine Wünsche und Bemühungen, das Christenthum zu verbessern, so wenig, daß er vielmehr mit eben dem Geiste und den nämlichen Wünschen den Unsrigen eine bessere Gesinnung wünschte, und den Schlamm der Ausge-

(*) geb. 1585. gest. 1636.

(†) geb. 1582. starb als Prof. der Theol. zu Jena im J. 1637.

lassenheit verabscheute. Wie ganz verschieden von denjenigen, denen jeder andächtige Seufzer verdächtig scheint, und nichts gefällt, als was nach der theologischen Kampfschule riecht! So wie der Religion nichts fehlte, so hat hingegen die Kirchenzucht sehr viele Mängel, die Gerhard stets mit mir bekennt und beklagt, auch öfters in vertrauten Briefen mir bezeugte. Allein sie sind, zu meinem grossen Leidwesen, verloren. Nur Ein Beweis unserer Uebereinstimmung ist mir von seiner freundschaftlichen Hand noch übrig, nämlich, was er in den ersten Theil der mir geschenkten Confessio Catholica (*) schrieb, besitze ich noch. Diese Inscription lautet: „Dem sehr ehrwürdigen, berühmten und vortreflichen Manne, Herrn Joh. Val. Andreä, einem ausgezeichneten Theologen, der sich um die ganze Kirche Christi wohl verdient machte, dem treueifrigen Vorsteher der Kirche zu Calw, im Herz. Wirtemberg, und Superintendenten der übrigen Kirchen in der Diöcese, seinem sehr geehrten Gönner, Freunde und Bruder in Christo schikts D. Joh. Gerhard.„

Das

(*) Der ganze Titel des von dem J. 1633—37. zu Jena in 4. Quartbänden gedruckten und zu Frankf. 1679. in Fol. wieder aufgelegten Werks heißt: Conf. catholica, in qua doctrina cathol. & evangelica ex romano - catholicorum scriptorum suffragiis confirmatur.

Das Jahr, das diese Dekade schließt, gieng mir fast ohne merkwürdige Begebenheit dahin, ausser daß ich, meine Freunde zu besuchen, nach Straßburg reiste, und zwar nicht ohne Gewinn. Denn da ich hauptsächlich nur um Matthias Berneggers (*) willen dahin gieng, mit dem ich längst innige Freundschaft geknüpft habe, schenkte er mich noch ein edles Paar Freunde an Joh. Schmid (**), und Joh. Georg Dorschäus (†), zwei treflichen Theologen, von denen jener vorzüglich um das Haus des Herrn eiferte. Auch trug er kein Bedenken, seine Neigung zu mir in der Leichenrede auf Wegelin (††) öffentlich zu bezeugen. Auch Fabreisen, Rektor der Akademie, nahm mich, mit einigen der vorzüglichsten Professoren, bei einem Gastmale sehr liebreich auf. Der Ammeister, Joh. Heller (†††), durch seine

(*) Im J. 1582. zu Hallstadt in Oesterr. geb. † 1640.

(**) Im J. 1594. zu Bauzen geb. und J. 1658. gestorben, Verf. vieler theol. Dissertationen, hauptsächlich exegetischer ꝛc.

(†) Ein Straßburger, Prof. der Theol. zuerst in seiner Vaterstadt, dann 1654. zu Rostok, wo er im J. 1659. starb.

(††) Zu Augsb. J. 1577. geb. kam in Markgr. Badischen Diensten als Prof. der Theol. nach Straßburg, wo er im J. 1629. starb.

(†††) Joh. H. zu Straßb. im J. 1559. geb. und J. 1633. gest. besuchte, ausser der Universität seiner Vaterstadt, die zu Bole in der Grafsch. Bur-

Gelehrsamkeit eben so vorzüglich, als durch Rechtschaffenheit, bot mir seine Freundschaft, die er durch ein fröhliches Nachtessen bezeugte, von selbst an, und sezte sie durch freimüthige Briefe fort. Schon abwesend fühlte sich Sam. Gloner (*), ein ziemlicher Poete, zur Freundschaft gegen mich hingezogen. Nun ergoß er seine ganze Neigung gegen mich bei meiner Anwesenheit, und bewies sie durch alle mögliche Dienste.

In diesem Jahre mußten viele auswandern, und besonders waren die Zeiten für die Diener der Kirche, die nicht leicht Unterkunft fanden, sehr hart. Ich wagte es daher, in einem dreifachen Gespräche zur Bekehrung, zur Standhaftigkeit und zum Mitleiden zu erweken, und nicht ohne guten Nuzen, da dieser Aufsaz den Vertriebenen theils freigebigere, theils leichte Aufnahme gewährte.

---

gund, wo er mit Tilly studierte, oder, wie Dannhauer in der Leichenrede sagt: Dolæ Burgundiorum in contubernio ejus & communi sale vixisse tum obscurum adhuc, ac, ut Plautus loqui amat, nullius coloris hominem, Joh. Tzerclaium Tyllium, Romanensium Achillem, nostrum Holofernem, secunda prælia semper facturum, nisi semper impia, bis crudelia feciſſet.

(*) Lehrer am Gymnasium daselbst, übersezte den Prediger Salomo in elegische Verse ꝛc.

Durch die Zuschrift seines dritten Duzends der Embleme setzte Saubert ein Denkmal unserer Freundschaft. Wie dieses Werk von den Talenten des Verfassers zeugt, so bekräftigt es auch die Wahrheit unserer Verbindung bei denen, die es betrachten. Gleich hoch schäze ich das Wohlwollen Dan. Sennerts (*), des weltberühmten Arztes. Liebe zur Sache des Christenthums — ein seltener Fall! — erweckte seine Freundschaft, und Briefwechsel nährte sie, wirds auch noch ferner thun. Nicht minder verdanke ich der Gefälligkeit des Augsburgischen Patriciers, Phil. Heinhobers, daß er meine Neigung zu ihm liebreich annahm, und seine Gesinnungen gegen mich durch Thatsachen zeigte.

Dieses ist das Ende dieses Jahrzehends, das ich unter mancherlei Kämpfen, besonders um meine Kirche zu bilden, durchwanderte. Kostete es gleich Schweiß, so war mirs doch nicht verdrüßlich, vielmehr mit mannichfaltigem christlichen Vergnügen gewürzt, und wohl möchte ichs das beste meines Lebens nennen.

Ich hatte vier Kollegen (†) nach einander, die alle für die Kirche treflich arbeiteten, und Männer von vorzüglicher Gelehrsamkeit, bewährten

(*) geb. 1572. zu Breßlau, Prof. zu Wittenberg, † 1637.

(†) Diakonen.

Sitten und mit mir sehr einig waren; Erh. Machtolph, Kasp. Seemann, Joh. Bernh. Wagner und Zach. Greins: als Amtleute drei, Jak. Beslin, die Pest der Stadt, Joh. Kürner, einen Freund des Guten, und Christoph Maier. In der Kirchen stellte ich 23. Geistliche vor. Meine Gönner und Führer aus dem benachbarten Kloster Hirsau waren die Aebte, Joh. Huzelin, Paul Ruker und Albr. Bauhof. Jenen hielt ich die Leichenpredigt, und werde den Verlust Rukers, als eines zweiten Vaters, mein ganzes Leben beklagen. Von den Obervögten unterstüzten mich, ausser denen, die ich schon genannt habe, Phil. Baier von Limpurg, Joh. Heinr. von Ossenburg, und besonders Benjamin Bouwingshausen von Walmerode, ein Mann von grosser Erfahrung, durch ihre Zuneigung gar sehr. Einen beträchtlichen Theil meiner Zeit forderten auch die brieflichen Unterhandlungen, und die Jahre, welche durch die Geisel der Theurung, die Münzverwirrung und den Kriegssturm so verderblich geworden waren, brachte ich damit hin, mir Freunde zu machen und zu erhalten. Ueber alle Hofnung, und oft ohne meine Erwartung, fand ich sie in Paris, Genf, Straßburg, Basel, Heidelberg, Worms, Kölln, Lüneburg, Zelle, Rostok, Danzig, Stralsund, Lesna in Polen, Wittenberg, Leipzig, Hildesheim, Jena, Linz, Wien, Augsburg, Nürnberg und Altorf. Sie linderten

mir die Bitterkeit der Zeiten. Neben dieser Gemüthsergözlichkeit vergnügte ich mich auch auf eine wohlerlaubte Art an schönen Schildereien und sinnreichen Werken der Künstler, besonders, als Nürnberg, dieser Siz Minervens, sowohl durch ein ansehnliches Geschenke des Senats, als die Bereitwilligkeit edlerer Bürger, so vieles zur Nahrung meines Vergnügens beitrug. Unter diesen Kunstwerken war ja wohl das Geschenke Joh. Imhof, des Aeltern, das er mir mit einer heil. Maria Albr. Dürers, des grossen Malers, machte, das Vorzüglichste, und um kein Gold zu zahlen. Auf dieses folgte die Freigebigkeit Christoph Fürlegers, ferner das Ehrengeschenke des Barons, Eberhard Herrn von Rapoltstein, die Bekehrung Pauli von dem grossen Künstler, Hans Holbein. Mit diesen Werken vermehrte ich, ausser den mechanischen Arbeiten und mathematischen Werkzeugen, den Vorrath meines Museums, und wendete auf diese Art meine Stunden wohl besser an, als andere mit der Jagd oder dem Vogelfange.

Vor allem sann ich ängstlich darauf, wie ich die Sache des Christenthums und die Unschuld der Sitten mit der Reinigkeit der Lehre vereinigen möchte? Besonders reizte mich der Gedanke an die reformirten Kirchen in Frankreich, vorzüglich aber die Genfer. Dazu rief ich dann die Bessern hier und da auf. Weil aber die meisten bei gu-

ten Wünschen und dem Beifalle stehen blieben, und von den nämlichen Fesseln, die ich fühlte, zurüke gehalten wurden, so ergab ich mich ganz der Sorge nur für meine Kirche, fand aber desto mehrere Schwürigkeiten zu bekämpfen, weil ich dasjenige schalt, oder wenigstens bezweifelte, was andere Pfarrer und Bischöfe zuliessen, wohl gar billigten; doch war meine Mühe nicht ganz vergeblich. Von meinen Absichten wird das kommende Zeitalter zeugen, da das gegenwärtige es wagte, sie öffentlich zu misbilligen, und so gleichsam die Gottlosigkeit selbst in Schuz zu nehmen. So lehrte — so lebte — so leitete ich die, mir anvertraute, ein und zwanzig Kollegen mit Worten und Beispielen, daß ich zwar den Ruhm davon, der Gott allein gehört, mir nicht zuschreiben darf, auch mit Schmerzen erkenne, wie wenig ich meine Schuldigkeit ganz gethan habe, doch aber, beim Anblike der Kirche Christi mich meine Arbeit nicht ganz reuen lassen, noch meines Amts mich schämen darf.

Nun will ich, gleichsam noch zum Ueberflusse, diejenigen angeben, auf deren Verdiensten mein Schiksal ruhete, durch wessen Freundschaft es sich verbesserte, und durch wessen angenehmen Umgang es seine gehörige Richtung erhielt. Nenne ich hier zuerst die Ehre meiner Großeltern, den Ruhm meines Großvaters von väterlicher, und die vornehme Herkunft des Großvaters von müt-

Univ. Bibl. München

terlicher Seite, so werde ich wohl keinen Fehler begehen. Darauf folgt der rechtschaffene Charakter und die vielfache Wohlthätigkeit meines Vaters, die Männlichkeit und wahre Andacht meiner Mutter. Das Lob der ersten Bildung gebühret dem Joh. Hartig, das Andenken an angenehmen Umgang dem Joh. Balth. Fesel, die Anführung zu mannigfaltigen Kenntnissen durchs Lesen dem Niederländer, Joh. Lindanus. Mir wurde das Glük zu Theile, den menschenfreundlichsten Schwiegervater zu erhalten. In der lieblichsten Eintracht, Gefälligkeit und Mäßigkeit lebte meine Gattin mit mir. Die ausserordentliche Uebereinstimmung der Gemüther mit meinem Bruder, Johannes, wurde nicht geschwächt. Den Umfang aller Wohlthaten empfieng ich von Dav. Magirus und Christoph Besold, von jenem durch Unterricht, von diesem durch Mittheilung, von beiden im vollsten Maasse. Ihnen zunächst stehen Matthias Hafenreffer, Andr. Osiander, Mich. Ziegler und Heinr. Welling. Durch den innigsten Umgang und freundschaftliche Gefälligkeit zeichnete sich Adr. Hölzel gegen mich aus, durch die engste Freundschaft Wilh. Bidenbach, auch zur Zeit der Noth, durch Einstimmigkeit in den Studien, Tob. Hesse, Matthias Bernegger, und Joh. Bernh. Unfried. Zu rechter Zeit erschien mir Erasmus Grüninger, als Mäcen; als meine grossen Gönner, Georg Achat. Enen-

kl und Ludw. Hohenfelder. Ihnen folgen Wilh. Wenſe, Joh. Heinrich Offenburg, Benj. Bouwinghauſen und Wolfg. Jak. Poemer. Durch ihre Wohlthätigkeit unterſtützten mich Heinrich Welling, Joh. Jak. Engelhard und Chriſtoph Oemler. Die gröſte Treue bewieſen Wilh. Ludw. Francomont, Konr. Bajer und Joh. Saubert. Für die Sache Chriſti kämpften mit mir Erh. Machtolph auf offenem Meere, Chriſtoph Leibniz zwiſchen Klippen, und Joh. Jak. Heinlein (*) vom Strande her. (†) Da ichs ihnen nicht genug lohnen kan, ſo bekenne ich, ihnen mich ſelbſt ſchuldig zu ſeyn. Als Nebenbuler duldete ich den Thom. Lanſius, weder durch ſeine, noch meine Schuld, ſondern blos wegen der Freundſchaft mit Hölzel. Zu Gegnern hatte ich Theod. Thumm und Luk. Oſiander, dieſe politiſierende Theologen. (††) Die Verleumder verdienen nicht ge-

(*) H. oder Hainlin, im J. 1588. zu Calw gebohren, verwaltete verſchiedene andere Aemter, lehrte dann in Tüb. die Mathematik 2. Jahre ohne Sold, wurde J. 1630. Abbt zu Adelberg, und J. 1654. Andreäs Nachfolger zu Bebenhauſen. Er verfaßte die erſten Summarien über einen Theil der Bibel.

(†) d. i. aus der Ferne, weil er nie ein Kollege Andreäs war.

(††) „In alle politiſche Verhältniſſe Wirtembergs hat der polemiſche Eifer ſeiner damaligen Theologen Einfluß gehabt.„ Spittlers Geſch. Wirtemb. S. 233.

nannt zu werden. Derer, die mir wohl oder übel wollen, ist eine grosse Zahl. Jene mindern meinen Verdruß, diese die Freuden. Da ich mit den besten Familien des Landes in Verbindung stehe, so ersehe ich, daß es schon Wohlwollen ist, wenn man einem nicht übel will, daß die meisten eigentlich gar keinen Willen haben, und nicht haben können, und daß Zwischenzeiten und Wechsel das meiste ändern. Vom Neide und der Verleumdung zog ich den Nuzen, daß sie mir, da ich bei ängstlichem Gebete nur meinem Gewissen folgte, eben so viel auswärts nüzten, als sie im Vaterlande mir schadeten. So haben auch meine Voreltern, so alle Bidermänner, die ich kannte, ihr Leben glüklich der Sache Christi aufgeopfert, und wurden mit Schmähungen von ihren Landsleuten, von den Auswärtigen aber und der Nachwelt mit Lobsprüchen überhäuft!

Ende des dritten Buchs.

Viertes Buch.

Vom J. 1630—1639.

oder

die folgenden Calwer neun Jahre.

Mit dem J. 1630. knüpfe ich einen neuen Faden an, sowohl, weil es ein Stufenjahr, als auch das Jubeljahr der Konfeßion des wiederhergestellten Evangeliums ist. Aber für mich wars ein trauriges Jahr, theils wegen des Unglüks meiner Freunde, theils wegen des schlimmen Zustands der Klöster des Herzogthums. Denn als der Rechtsgelehrte Wilh. Bidenbach der Untreue — ich weiß nicht, durch wessen Betrieb — angeklagt, schnell weggeführt, und zu Urach in Verwahrung gesezt wurde: so verleumdete man auch mich. An Bidenbach fand man zwar keine Schuld, und es reuete die Anstifter der That. So verschwand die Gefahr auch für mich, allein doch nicht ohne Stiche von Uebelgesinnten. Bald darauf verfolgte den Baron Francomont (*) sein harter und ungerechter Vater, weil er den Schwenkfeldianern entsagt hatte, auch zürnte dieser gar sehr auf mich. Allein

(*) Franqu'emont.

ich wagte es, die Unschuld des Manns durch eine kurze Apologie zu beweisen, und die Lästerungen des tükischen Geistes zu widerlegen, und fand, daß es dem zarten und betrübten Gewissen des Sohns zum Troste diente.

Auch Erhard Machtolph, der vier Jahre General uperintendent zu Durlach gewesen war, wurde nun, durch den Neid der Räthe, dem Fürsten verhaßt gemacht, ungewarnt und unverhört auf eine unentschuldbare Art seiner Stelle entsezt, von meinen Bürgern aber mit grossem Mitleiden wieder aufgenommen, und liebreich behandelt. Sein Unglüke schmerzte mich deßo mehr, weil er diejenigen, die ihm vorher wohl wollten, vergebens um Hülfe anflehete, die Unschuld des Manns auf diese Art unterdrükt wurde, und der Muth seiner Feinde immer mehr wuchs. Auch der frühzeitige Tod Christoph Fürlegers, des Nürnbergers, den ich um seiner Achtung für Kunstwerke und seines angenehmen Charakters willen liebte, vergrösserte die Traurigkeit, die ich schon vorher über den Hingang Helenens, der liebreichen Gattin Sauberts, fühlte.

Doch ereignete sich mit unter auch etwas Frölliches, nämlich die überall verkündigte Jubelfeier, wo 1486. Gäste beim heiligen Abendmale erschienen, und ungefähr eben so viele Denkmünzen diesen Tag der Jugend beiderlei Ge-

schlechts erfreulich und denkwürdig machten. Hierzu kam ferner die Gewogenheit Eberhards, Barons (*) von Rappoltstein, der von den Herzogen von Spoleto (**) abstammt. Sein Hofprediger, Nathanael Dilger (†) hatte mich zuerst seiner Gattin, Agatha, einer Gräfin von Solms, einer Dame von gleich schönem Geiste und Körper, und dann auch ihm, einem Herrn von vieler Erfahrung, im Wildbade und zu Liebenzell bekannt gemacht, und beide in mein Haus eingeführt. Endlich kam gegen Ende des Jahrs Wilh. Wense wieder zu mir. Sein Herr, der Herzog von Lüneburg, hatte ihn zur Vermälung des Herzogs von Zweibrüken geschikt. Von da machte er eine Nebenreise zu mir. Denn er hatte es übernommen, den Sohn Ludw. Hohenfelders, Wolfgang, dieses Pfand der Freundschaft, dem Herzoge August von Lüneburg zuzuführen, diesem Fürsten von ausserordentlicher Gelehrsamkeit,

(*) Eigentlich, Dynasten.

(**) Diese Abstammung wird nun wohl nicht mehr angenommen werden.

(†) N. D. ist im J. 1604. zu Danzig geboren, wurde gräflicher Hofprediger im J. 1630. kehrte im J. 1637. in seine Vaterstadt zurüke, und starb 1679. als Senior des Ministeriums, wie sein Vater, Daniel.

dem ich bei dieser Gelegenheit bekannt wurde, und von dem ich sehr gnädige Briefe erhielt.

Auch sonsten war ich dieses Jahr nicht müssig, indem ich den zweiten Theil der Kirchengeschichte, der ich die Innschrift der „streitenden Kirche (*) gab, nebst der Fama Andreana (**) ans Licht treten ließ. Jene schrieb ich dem Senate zu Calw, diese dem von Waiblingen zu, als welche Stadt der Geburtsort meines Großvaters war, und beide Zuschriften wurden wohl aufgenommen.

Uebrigens machte mir doch der Umstand, daß im September die Klöster unvermuthet (†) besezt, und übel zugerichtet wurden, das Jahr sehr

(*) Der Titel des ersten Theils, dessen oben bei dem J. 1928. erwähnt wurde, heißt: Peregrinatio ecclesiæ, d. i. Biblische Kirchenhistorie, aus Matth. Vogelii Schazkammer gezogen. Straßb. 12. Das zweite: Ecclesia militans, d. i. Kurze Kirchenhistory von den H. Aposteln bis auf gegenw. Zeit aus Luc. Osiandri Senioris sel. Kirchen-Centurien zusammen gezr. Straßb. 12.

(**) F. Andr. reflorescens, s. Jac. Andr. Waibl. theol. D. vitæ, funeris, scripti peregrinationum & progeniti recitatio, curantes J. V. A. Nepote. Argent. 12.

(†) Durch die kaiserlichen Völker, die aus dem Elsasse ins Land einrükten, und die Klöster den Pfaffen wieder einräumten.

traurig. Ungefähr 200. Kirchen- und Schuldiener wurden vertrieben, die geistlichen Seminarien vertilgt und zerstreuet, und die Heerde der Verbannten irrte in kläglicher Gestalt umher. Da sie nun nirgends Trost und Unterstüzung erhielten, versuchte ichs, den Unglüklichen durch das Gespräche der Xenora und Philolea (*) zu Hülfe zu kommen, fand auch überall bereitwillige Hände. Da sich aber niemand an die Spize stellte, und das angebotene Almosen nicht willkommen war, so war meine Arbeit vergeblich. Indessen wurden, nachdem der erste Schreken vorüber war, die verdrängten Pfarrer wieder zurükgerufen, und zwei, mir anvertraute, gab ich ihren Kirchen zurüke. Weil ich aber auf die Früchte unsers Gebets und einer ernstlichen Buße, auf Besserung der Sitten und Beweise der

(*) Dieses Gespräche rükte er im J. 1633. in das Büchelgen folgenden Titels ein: Opuscula aliquot de restitutione reip. Christianæ in Germania, occasione temporum istorum collecta. Norimb. 12. pagg. 150. wo es, von S. 19. an, zu lesen ist. Die Hauptsäze, die er darinnen anführt, sind folgende: 1. Das Beste kostet oft nicht so viel, als man aus Verdrüßlichkeit oft glaubt. 2. Manches können wir gar wohl entbehren. 3. Eine Kleinigkeit, wohl angewandt, reicht oft zum Unterhalte von vielen hin. — Wohin diese Säze zielen, sieht man leicht.

Bekehrung, drang, hielt man mich deswegen für allzutadelsüchtig. Doch besänftigte ich, mit Hülfe Bouwinghausens, die erbitterten Gemüther, und erhielt eine strengere und richterliche Aufsicht. Nur eine einzige Schlange, Amphisbäne genannt, die das zweite Haupt auf dem Schwanze hat, machte mir vielen Verdruß, und hinderte durch ihre zwei Häupter, deren das vordere Heuchelei, das hintere aber eine Furie war, sowohl durch Hartnäckigkeit, als Verfolgung, das Werk des Herrn, erwartet aber die Strafe von ihm. Da auch ein Samen der Zwitracht unter die bessern Bürger ausgestreut wurde, so konnte ich dieses nicht zugeben, und erstikte ihn mit der Gnade Gottes im Keime.

Die Freundschaft Sam. Gloners (*), dieses treflichen Straßburger Dichters, beehrte mich mit seiner, in Elegien verfaßten, und aus mehr als 7000. Versen bestehenden, Paraphrase der Sprüchwörter Salomonis, die er mir zuschrieb. Eben so weihete mir Joh. Stadius von Nürnberg, ein sehr zierlicher Musiker, einen Band heiliger Gesänge — und so schloß ich dieses Jahr!

Das folgende 1631ste Jahr war für mich weder von Seiten meiner häuslichen Umstände, noch für das Wohl des Vaterlands glüklicher. Im Monate Februar verlor ich meinen noch ein-

(*) s. oben zum J. 1629.

zigen Bruder, Jakob, Pfarrer zu Birkenfeld (*) — ob durch die Hand eines Räubers, oder durch Gespenster? ist ungewis. Kurz, er wurde mitten in der Nacht getödtet, da er 54. Jahre unglüklich, gröstentheils unter nichtigen chymischen Versuchen und den Betrügereien einer buhlerischen Frau dahin gelebt hatte. Im folgenden April brach mein Söhnchen Ehrenreich die rechte Hüfte, und vergrösserte dadurch das Maaß seiner Leiden. Doch ich wills ertragen!

Im Julius überzog uns ein Sturm von Unglüke, indem die kaiserlichen Soldaten unter Anführung des Grafen Egon von Fürstenberg uns überschwemmten, viele Beute zu Tübingen machten, und Wirtemberg unterjochten. (†) So grossen Schreken und Schaden uns diese Umstände verursachten, so vielen Trost schöpften wir aus den glüklichen Fortschritten des unüberwindlichen Helden, des Königs von Schweden. Daher wurden die kaiserlichen Soldaten, die schon in

(*) In der Nachbarschaft von Pforzheim.

(†) Bereits stunden am 1. Jul. 20000. Kaiserliche und 18000. Wirtemberger, theils Landvolk, theils geworbene Soldaten, in Schlachtordnung gegen einander bei Tübingen, als noch der Administrator, Herzog Julius Friedrich, einen Vergleich traf, kraft dessen die Wirtemberger entlassen, und dem Leipziger Konvente entsagt werden mußte.

in ihre Standquartiere vertheilt waren, schnell abgerufen, und verschwanden, wiewohl der Ausgang, den Gott beglüke! noch nicht entschieden ist. Uebrigens ist dieses Jahr durch den Reichthum an Früchten und Wein merkwürdig, und Gott verlieh' es den niedergedrükten und ausgesogenen Landleuten zur Erhaltung.

Gegen Ende des Jahrs gewährte mir Rudolph, Baron von Dietrichstein, der dem Francomont in der Obervogtei Liebenzell gefolgt war, näheren Umgang. Seine Erfahrung in Geschäften des Kriegs und des Friedens und seine Kenntnis auswärtiger Sprachen linderten eine Zeitlang die Sehnsucht nach seinem Vorgänger. Allein in der Folge änderte er sein Betragen, und entfernte sich von mir. Uebrigens machte mir die Nachbarschaft der Mönche im Kloster Hirsau das ganze Jahr beschwerlich. Doch milderte ich dieses Unangenehme einigermassen durch höflichen Umgang mit ihnen, da der Statthalter, Andr. Geist, kein unbillig denkender Mann, die Konventualen, Christoph und Hieronymus, aber ziemlich gelehrt, und zur Unterhaltung geneigt waren, besonders Kasp. Froes heimlich uns anhieng. Ja als die Sachen sich wendeten, floh er öffentlich zu uns, und wurde von mir aufgenommen. Allein, durch die Schwedischen Waffen vertrieben, verlor er sich in der Folge. — Dieses Jahr brachte auch

meinen Apap (*) zur Welt — eine Geburt, die von vielen beherzten und gelehrten Männern verlangt wurde. Mit welchem Glüke sie ans Licht trat, wird die Zeit lehren. Nach meinem eigenen Urtheile hätte Apap in der Dunkelheit die Bisse des Neids vermieden, bis ein freierer Tag für die Wahrheit aufgienge.

Das Jahr 1632. war für mich durch mancherlei häuslichen Verlust betrübt, für Teutschland durch den Wechsel der Niederlagen denkwürdig. Den Anfang machte Erasmus Grüninger, dieser mir so nothwendige Gönner und in zweifelhaften Fällen erwünschte Rathgeber, am 7. Jänner. Seiner Leiche wohnte ich am 12ten dieses Monats, und der Testamentsvollziehung am 14. Februar bei. Darauf folgte, nach einem neunzehntägigen Krankenlager, meine gute Mutter, Maria, den 25. Jänner, und wurde am 27sten begraben. Ich brauche desto weniger von ihnen zu sagen, da ich beider Lob schon ausführlich ge-

(*) Apap proditus steht in den oben angeführten Opusc. de rebit. Christ. S. 12—49. — eine Satyre gegen den Papst, die auch protestantische Theologen trift. Uebrigens muß das Büchelgen den Ausspähern der Kryptokatholiken unbekannt geblieben seyn. Sonsten hätten sie wohl die Stelle S. 25. bemerkt: Video ex meis etiam interesse, qui Apap nomen dederint.

priesen habe. (*) Der fünfte September entriß mir, als ich in Tübingen war, den artigen Knaben, Joh. Valentin, durch die Schwindsucht. Diesen Verlust ersetzte meine Gattin durch eine, am 25. Okt. geborne, Tochter, Patientia. Allein sie starb wieder an dem durch die blutige Schlacht bei Lützen ausgezeichneten Tage, den 6. Dec. (†) Ob nun gleich innerhalb Eines Jahrs ungefähr zwölf Personen aus meiner Familie gestorben waren, so schmerzte mich der Verlust, den die Kirche durch den Tod Christoph Leibnizens, Predigers in Nürnberg, erlitt, doch noch mehr. Keiner drang mehr auf christlichen Wandel und Zucht, als er — er war mir wahrer Bruder, und seine ernstlichen Kämpfe für die Sache Christi, sein unermüdeter Fleiß, sie zu unterstützen, verdienen ewiges Andenken. Bald hernach wurde die Wunde durch den Hintritt der

(*) Die Lobrede auf den Landpropst Grüninger erschien zweimal, im J. 1632. zu Tüb. in 4. mit Meich. Nicolai's Leichenrede — das zweitemal in der J. 1633. zu Straßb. gedruckten in bene meritos gratitudo (12. 220. S.) von S. 5—37. Eben daselbst Mariæ Andreæ merita materna prædicata a filio, S. 37—30.

(†) Ist wahrscheinlich ein Schreibfehler, wie auch aus der folgenden Erzählung der Reise nach Augsburg erhellt.

frommen Matrone, Anne Marg. Bellerin, der Gattin meines treuen Baiers, erneuert.

Doch fehlten diesem Jahre auch nicht angenehme Auftritte. Der erfreulichste war wohl die Räumung der Klöster Hirsau und Bebenhausen, die für das Christenthum so hochnöthig war, aber länger, als recht ist, ich weiß nicht durch wessen Zögern, verschoben wurde. Hierauf folgte die gnädige Neigung des erlauchten Markgrafen von Baden, Friedrichs, gegen mich. Während er das Teinacher Wasser brauchte, hatte er eine Predigt von mir gehört, und mich zu seiner Tafel geladen. Hierauf besuchte er mich am 7. Junius in meiner Behausung, und beurtheilte die Kunstwerke, die ich gesammelt habe, mit vieler Feinheit und Richtigkeit. Den 23. Jul. spazierte ich dann nach Pforzheim. Hier rief mich der Fürst aufs Schloß, behandelte mich abermals liebreich und großmüthig, und setzte mich durch das Anschauen seiner besondern Fertigkeit in mechanischen Dingen in Erstaunen.

Kurz zuvor, nämlich am 9. Jul. wurde die Jubelhochzeit meines Schwigervaters zu Poppenweiler frölich gefeiert, deren umständlichere Beschreibung ich hier nicht wiederholen will. (*)

(*) Diese Beschreibung ist in das Büchelgen: in bene meritos gratitudo, S. 197—220. eingerükt: jubilaei conjugialis M. Jofua Grüningeri &

Gegen Ende des Jahrs beſchloß ich, nach Augsburg zu reiſen. Am 9. Nov. begab ich mich mit Erhard Machtolph und Chriſtoph Demmler auf den Weg, und hielt mich bei der fürſtlichen Wittwe zu Nürtingen (*) zwei Tage auf. Am 13. kam ich nach Ulm, wo ich meine Freunde D. Konr. Dietrich, Balth. Gockel und die Wittwe Konſtentin Varenbülers, Barbara, beſuchte, und den 15. bei nicht ganz ſicheren Straſſen die Reiſe nach Augsburg fortſezte. Zuerſt ſprach ich den Pfalzgrafen, Johann Friedrich (†), der mit einer groſſen, ihm bald tödlichen, Krankheit kämpfte. Darauf gieng ich, von meinem alten Freunde, Joh. Reinhard geleitet, zu dem Senior Joh. Konr. Göbel und Phil. Heinhofern, Bauherrn, der ſchon vorher durch Briefe mein Freund geworden war. Er zeigte mir das Schreibzeug von groſſem Werthe und unendlicher Kunſt, das die Stadt kürzlich ihrem Befreier, dem K. Guſtav, angeboten hatte. Indem wirs nun zur Mittagszeit betrachten, überraſcht uns im Heinhoferſchen Hauſe die höchſttraurige Botſchaft vom

---

Barb. Eſſereniæ VII. Eid. Jul. celebrati adumbratio per generum J. V. A. acc. plausus amicorum.

(*) Herzogs Ludwigs, Urſula, die J. 1635. ſtarb.

(†) Sohn Georg Guſtavs von der Lüzelſteiniſchen Linie, Schwediſcher Oberſter.

Tode des unüberwindlichen Helden. Sie stürzte die Stadt gleichsam in den Abgrund, und als Göbel sie verkündigte, hörte man öffentlich nichts, als Wehklagen und Jammern. Am 17. betrachteten wir das Rathhaus, das alle andere in Teutschland sowohl in dem Umfange und der Majestät des Bau's, als der Auszierung, übertrift. Nebst Göbel und Reinhard nahm uns der gute Alte, Leonh. Albert sehr liebreich auf. Auch Pet. Neuberlin, Ephorus des Alumneum, und Mich. Müller, ein edler Kaufmann, wetteiferten im Wohlwollen und der Freigebigkeit, selbst unser Wirth, Georg Lorenz. Auf der Rükreise nach Ulm stürzte mein Pferd wegen der Schlüpfrigkeit, mitten auf dem Markte, sehr gefährlich, doch beschädigte mir der Fall nur das rechte Bein, daß ich den Prediger, Ludw. Bischof, begrüssen, und auf der weiteren Reise zu Geislingen den Ulmischen Patricier, Joh. Leo Roth, der Pfarrer daselbst war, meinen alten Freund, nach langer Zeit wieder besuchen konnte. Zu Eßlingen unterhielt ich mich eine Zeitlang mit Ludw. Hohenfelder über die gegenwärtige gefährliche Lage der Sachen, und kehrte, beinahe mit grossem Verluste, nach Hause zurüke. Dann zu Zell fielen mir im Schlafe fünfzig Dukaten ins Bette. Doch erhielt ich sie von dem Wirthe ehrlich wieder. In diesem Jahre schrieb ich, ausser dem Denkmal meines Schwigervaters, nichts, als

„die Anrede der Teutschen Dankbarkeit an den König Schwedens.„ (*) Die Nebenſtunden verwendete ich zum Unterrichte des talentreichen Jünglings, Joſ. Demmlers und Georg Walters, in der franzöſiſchen Sprache. — Und ſo ſchloß ſich dieſes, für Teutſchland durch den unvermutheten Tod des groſſen Helden ſo unglükliche, Jahr!

Auch das Jahr 1633. das uns in Phil. Otto von Gemmingen einen neuen Obervogt, und an Joh. Jak. Andler einen Untervogt gab, möchte ich, ob es ſich gleich zuweilen durch einige Sonnenſtralen aufheiterte, im Ganzen ſchwarz nennen. Den Anfang der Unfälle machte in der Mitte des Jänners eine ſo auſſerordentliche Ueberſchwemmung, daß niemand ſich einer ähnlichen erinnerte, die groſſen Schaden an Gebäuden und Gütern verurſachte. Darauf folgte die harte Kreuzesprüfung des Baron Francomont, der ſich acht Tage bei mir aufhielt, und ſo ſein Leiden mir mittheilte. Der 23. Mai raubte mir einen groſſen Theil meiner Glükſeligkeit an mei-

(*) Eingerükt in die oben angeführte Opuſcula aliquot &c. S. 69—86. unter dem beſondern Titul: pietatis Germanæ ad Guſt. Adolphum, Suecorum Regem magnum, Principis Chriſtiani exemplum, Alloquium, calamo vicario Jo. Val. Andreæ.

nem Schwiegervater, Josua Grüninger. Nach einer achtzig Jahre anhaltenden Gesundheit rafte ihn, fast stehend und wandelnd, eine Krankheit von sieben Tagen dahin. So bis zum Wunder ruhig und angenehm sein Leben war, so diente seine Standhaftigkeit im Tode zum Muster. Gleiche Sehnsucht fühlte ich nach Melch. Bengel, meinem zweiten Vater, den mir, wie erzählt, das J. 1614. zum Kollegen geschenkt hatte, der 5. Okt. aber entrik. Dann ereigneten sich unsere unglüklichen Kriegsunternehmungen, besonders die Niederlagen vor Villingen, diesem unbekannten Städtchen, am Ende des August und Anfange des Septembers.(*) Gegen mich aber ließ Aeolus (†) seine Stürme besonders los, und schien dadurch zu zeigen, daß er die Grüninger, die sich ihm bisher entgegen gestellt hatten, nicht mehr zu fürchten habe. Sucht man einmal Gelegenheit zu schaden, so kan selbst die Unschuld nicht entgehen. Wenn die Bösen sich empor geschwungen haben, und uns angreifen, dann schadet sogar das; von guten Menschen abzustammen, und mit Rechtschaffenen Umgang zu haben. Endlich befiel mich eine zwar

(*) Die Wirtemberger belagerten diesen Oesterreichischen Ort, weil aus demselben viele Streifereien ins Land unternommen wurden.

(†) Vermuthlich der Kanzler, Luk. Osiander.

kurze, aber desto heftigere, Krankheit im Anfange des Septembers.

Doch zählte ich auch folgende Linderungen des Unglüks: eine Reise zur frommen Fürstin in Rürtingen im Februar, ein Besuch der Prinzen Friedrich und Ulrich (*) im Julius, die mit Dan. Hizler, des Nachfolgers Grüningers in der Landprobstei, erneuerte Freundschaft, als er durch den Sauerbrunnen im Teinach seine Gesundheit im Jun. und Jul. erneuerte, und der Umgang mit Bouwinghausen, der mich die Rasereien des Zeitalters vergessen ließ. Hiezu kamen noch die Amtserholungen, als ich drei Geistliche in die Plätze zweier Verstorbenen und eines Beförderten einsezte, wodurch die Zahl von 50. mir anvertrauten Kirchendienern, nebst mir, voll wurde. Die Auszierung unserer Kirche wurde fortgesezt, und auch sonsten gewährte mir die Freundschaft Vergnügen. Von Schriften erschienen die Dankbarkeit gegen Wohlverdiente und das Bändchen einzelner Schriften von der Wiederherstellung des Christenthums. (†) Dieses Jahr gab auch den Klöstern die vertriebenen Aebbte wieder, oder ersezte die Stellen der Verstorbenen. Aber bei diesen Ersezungen giengs

(*) Zwei Söhne Joh. Friedrichs, und Brüder des reg. Herz. Eberhards III.

(†) De restitutione reip. Christianæ &c. exscr. typ. Endteri (Norimb.) 12. 150. S.

ſo wunderbar zu, daß einige Kauf der Stellen muthmaßten. Dieſes wenigſtens ſchmerzte alle Rechtſchaffenen, daß, bei dem Geräuſche, welches man wegen wiedererlangter Freiheit und Beſetzung der Plätze aus Rachliebe erhub, doch der Kirche und ihren Rechten ſo vieles entzogen wurde, worüber ich, wiewohl ungern, meinen Unwillen, ſowohl öffentlich gegen Saubert, als in der Stille gegen treue Freunde deutlich zu erkennen gab. Johann Duräus (*), ein Schottländer, theilte auch mir in ſehr freundſchaftlichen Briefen mit, was von den Engliſchen Theologen über die Vereinigung der getrennten Kirchen vorgeſchlagen war, damit Billiggeſinnte die Sache unterſuchten. Ich erklärte: aus aufrichtiger Lie-

(*) Dur. war im J. 1628. Prediger zu Elbingen, und gab ſich viele Mühe, auf Reiſen und Konventen, z. E. im J. 1631. zu Leipzig, auch durch Schriften, z. E. aliquot Theologorum Galliæ & trium eccleſiæ Anglicanæ Epiſcoporum (Davenantii, Mortoni & Halli) ſententiæ de pacis rationibus inter Evangelicos uſurpandis. 1634. Ferner, capita de pace religioſa & concordia evangelicos reſtituenda &c. die proteſtantiſchen Kirchen zu vereinigen. Bis nach Schwaben verbreitete ſich ſein Eifer, und über 30. Jahre lang arbeitete er an der Ausführung ſeines friedliebenden Projekts, aber ohne Erfolg. Wann er geſtorben iſt, weiß man nicht, nur, daß er ums J. 1674. noch lebte.

be zur Eintracht würde ich die Sache gern annehmen, und glaube, eine freundschaftliche Verabredung seie nicht zu verwerfen, bedürfe aber einer tieferen Untersuchung. Daher schob ichs auf, bis es sich mehr entwikelte. Das Unrecht, das mir im Mai ein ungekümmer Verleumder zufügte, vergütete im Oktober die denkwürdige Freigebigkeit einiger meiner Bürger, linderte die Bedrängnisse meines Hauswesens, und machte mich zu meinem Amte munterer, und da besonders die Lust zum Raube und zu sinnlichen Ausschweifungen durch die verdorbene Kriegszucht auch unser Land befiel, so verhütete ich mit vieler Sorgfalt, daß diese Seuche nicht auch unsere Bürger anstekte, wurde daher von einigen für zu strenge gehalten, mir selbst aber war ich, wegen der Schröklichkeit der Sache, nicht ängstlich und nachdrukkvoll genug. Weil ich mit Eifer gegen die Wollust loßzog, so wurde ich von dem rohen und übermüthigen Beamten deswegen hart angelassen, und die Sache kam sogar bis in die Kanzlei, die den Klägern geneigt, gegen rechtmäßige Vertheidigung aber taub zu seyn pflegt, und die besser unterdrüken, als verbessern gelernt hat, indessen Christus durch die schlimmen Zeiten verliert, die Gottlosigkeit triumphirt, die Verbündeten überdrüßig werden, die Vertrauten uns verrathen, die Bundsgenossen abfallen, die uns Anvertrauten alle Furcht ablegen, und der Sturm der Wider-

wärtigkeiten, der niemals geraden Lauf hält, sondern nach Klippen und Klüften getrieben wird, allen Lebenssaft erschöpft. So hat der Neid, der Hauptplanete dieses Jahrs — mit den Astrologen zu reden — seinen, mir nachtheiligen, Umlauf begonnen, und beschlossen. Obs Rathschluß oder Gerichte war? weiß der gute Gott am beßen.

Das J. 1634. war für Calw kläglich, und fast mein Untergang, und sollte für mich das Ende meiner Wallfahrt werden. Das Vorspiel war die Feindschaft des Vogts, die er zwar schon vorher heimlich gegen mich hegte, die aber izt ausbrach. Der Grund war, daß ich, der ich nicht ohne Mühe, doch mit Hülfe der Beßeren, meine Kirche schon lange an eine strengere Zucht gewöhnt hatte, nicht gut fand, bei den damaligen zweifelhaften Umständen darinnen etwas nachzulaßen. Dieser ausgelaßene junge Mann, der ein strenges Leben nicht liebte, und durchs Beispiel anderer gedekt wurde, fieng öffentlich an, das Joch abzuschütteln — nicht sowohl, als ob seine Laster ungestraft blieben, als weil er sich auf seine Genoßen verließ; ja einige Bürger hatten Freude daran, deren Anführer ein gewißer Freudenhans war, schon lange das Haupt der Aufrührischen und der ewige Riegel beßerer Maasregeln, der von den Seinigen darum deßo höher gehalten wurde, weil er der Kirche in die Zügel fiel. Daraus entstunden gegenseitige Bemühungen, oder

vielmehr ein wechselsweiser Kampf, indem ich zu einer so schlimmen Zeit Frechheit und Ausgelassenheit schalt und verwies, er aber Reigen und Tänze aufführte, jubelnde Schmäuse bis tief in die Nacht anstellte, ungewöhnliche Hochzeitaufzüge begleitete, und durch Kleiderpracht, vorzüglich aber durch Umgang mit schlechten Dirnen, gleichsam damit pralte, daß er des Jochs und der Gewalt der Kirche nicht achte. Zwar galt noch bei einigen das Gefühl des Besseren: bei den meisten aber überwog die kurze Freude an dem Schlechteren.

Als der Tag der Kirchenvisitation erschien, welches der 21. Mai war, nahm der Vogt einige Rathsherren mit sich, und beklagte sich über mich, nachdem er geheuchelte Lobsprüche vorangeschikt hatte, in einer gistigen Rede voller Unwahrheiten, wegen meines ungestümmen Eifers, und sprach vieles von seiner Liebe zur Rechtschaffenheit. Wilhelm Gmehlin aber, ein frommer Mann, der die Umstände von beiden Seiten kannte, besänftigte ihn so, daß er wider seinen Willen eine strengere Sittenzucht anordnen, und auf die gegenwärtige schlimme Zeiten Rükscht nehmen mußte. Schon hatte auch ich gleichsam den Schwamm bereitet, um die gemachten Vorwürfe abzuwaschen, als eines der Häupter der ausgelassenen Gesellschaft und der mir zugefügten Schmach gleichsam todt niederfiel, wodurch seine Gesellen sehr bestürzt, ich aber nicht wenig gestärkt wur-

de, weil ich nun glaubte, das Gerichte des Herrn erwarten zu müssen. Von dieser Zeit an ruheten meine Nebenbuler, wiewohl nicht ohne Murren. Bald aber erhub sich eine andere Geißel gegen mich, Joh. Maier, mehr ein Troßbube, als Soldat, ein Mann von der ausschweifendsten Lebensart, den man weder einen Menschen, noch sogar ein Thier, sondern mit Wahrheit ein Werkzeug des Satans nennen konnte. Denn er war ein Hurer, Prasser, Gaukler, Gotteslästerer, Lügner, Verräther, Gotteslaugner, und doch fand er Leute, die ihm täglich Weins die Fülle gaben, und ihre Lustbarkeiten mit seinen gottlosen Reden gleichsam würzten. Als er nun auch das heilige Abendmal mit seinem unreinen Munde entweihen wollte, schloß ich ihn aus. Aber, statt zur Besserung, trieb ihn dieses zur Wuth, und er machte den geheimen Groll und die Ränke des Vogts, nach seinem Leichtsinne, bekannt. Unter diesen Peitschenhieben, dergleichen ich seit 20. Jahren nicht gefühlt hatte, und die ein falscher Bruder noch verstärkte, blieb ich doch ruhig, ließ in der Zucht nichts nach, ja wurde wohl zu einer noch strengeren dadurch gereizt. Ich machte Anstalt, daß zum Ruhme der Kirche heilige Lieder mit vier Stimmen gesungen werden sollten, wozu mir Dan. Hizler die besseren Melodien verschaffte. Allein diese Mühe war vergeblich, weil bald hernach alle Exemplarien verbrannten.

Von meinen Freunden wurde mir dieſes Jahr, für ihn noch zu rechter Zeit, am 24. Febr. Joh. Falk entriſſen, ein Mann von einfacher Frömmigkeit und vorzüglicher Gelehrſamkeit, deſſen die Welt nicht werth war. Dafür erquikten mich die Briefe eines Joh. Gerhards, dieſes Haupts der Theologen, und meiner Nürnbergiſchen und Augsburgiſchen Freunde. Auch beehrte mich Wilh. Schikard mit der ſchönen Erklärung des Feſtes Purim. (*) Am 17. März machte ich eine Reiſe zur fürſtlichen Wittwe, die in Nürtingen wohnte, dieſer gottesfürchtigen Dame, die an der Verheerung Teutſchlands ſo gar keinen Antheil hatte, und doch, leider! bald hernach ſo grauſam behandelt wurde! Am 17. Jun. beſuchte ich den Herrn von Rappoltſtein, der im Wildbade, mit ſeinem Hofe, der Geſundheit pflegte, und wurde da auch dem Helden Friedrich, Grafen von Solm (†), bekannt. Durch die Bemühung meines geliebten Dilgers erhielt ich einen neuen Freund an Joh. Chriſtoph Ayrer,

(*) Purim ſive bacchanalia Judæorum, referente Wilh. Schickardo, Prof. Tub. 1634. 12. Es iſt unſerm J. P. A. vom 16. Febr. zugeeignet. ſ. H. Prof. Schnurrer Nachr. von d. ehemal. Lehrern d. hebr. Litt. in T. S. 206.

(†) Vermuthlich Gr. v. S. zu Rödelheim, der J. 1640. ſtarb.

Arzt zu Anſpach, der mich bald hernach, als ich krank lag, in meinem Hauſe ergözte. (*) Auch den Umgang mit Konr. Dietrich (†), dieſem Veterayen der Theologen, der um Chriſti Kirche ſich ſo hoch verdient gemacht hat, und ſich des Liebenzeller Bades bediente, rechne ich zu den glüklichen Umſtänden, und bedaure nur das Unglük, das uns beide traf. Denn er hatte mir achtzehen Exemplarien ſeines trefflichen Kommentars über das Buch der Weisheit zum Verkaufe anvertraut, die alle durchs Feuer zu Grunde giengen. Meine Sammlung von Kunſtwerken verherrlichte der Prinz Friedrich von Wirtemberg (††), der nach Frankreich reiſete, durch das ganz ausgeſuchte Gemälde einer Blume, und ich wünſchte ihm den Tag hernach (†††) eine glükliche Reiſe zu Pforzheim. Allein mit ſo vielen andern von den gröſten Meiſtern vollendeten Stüken wurde auch dieſes in Aſche verwandelt, als ſo viele Zierden der mancherlei Künſte, ſo viele alte und unverdorbene Denkmale des Genies, die nicht wieder erſezt werden konnten, mit meinem Hauſe zernichtet wurden.

Izt

(*) den 16. Jul.

(†) Geb. 1575. ſtarb 1639. als Senior zu Ulm.

(††) Joh. Friedrichs Sohn, geb. 1615. als Kunſtliebhaber und Sammler des Kunſtkabinets zu Neuſtadt an der gr. Linde bekannt, ſtarb 1682.

(†††) den 3. Jun.

Itzt waren auch die Hinderniſſe beſiegt, die bisher der, lange ausgeſetzten, Sammlung des Almoſens für die Armen ſich entgegen geſetzt hatten, und ich glaubte, ein groſſes Werk zu Stande gebracht zu haben, daß nämlich unſere Kaufleute, die ſo lange Zeit ihr Vermögen vergröſſert, und mitten unter Gefahren ihre glüklich geretteten Waaren mit Vortheile verkauft hatten, von jedem Theile derſelben, zur Dankbarkeit gegen Gott, etwas ſpendeten, das, als ein Opfer, zur Erhaltung und Fortpflanzung der Kirche diente. Die Summe hätte ſich auf nahe an tauſend Gulden jährlich belaufen. Ein Sümmchen davon war ſchon zur Erhaltung akademiſcher Ehren dem Patienter Sebaſt. Andreä, den mir die Namensähnlichkeit oder einige Verwandſchaft empfal, zu Theile geworden. Schon triumphierte ich, nachdem ich dieſes Werk zu Stande gebracht, und die Schwürigkeiten beſiegt hatte, deren vornehmſte die gewöhnliche Indolenz war. Schon ſann ich auf ein Stipendium nicht nur für die ärmeren Studierende, ſondern auch für die Exulanten, bei dem ich, neben der Armut, auch auf Talente Rükſicht genommen hätte. Aber Gott hatte es anders beſchloſſen, der mich von dem ſchon erreichten Ziele gleichſam eine Erdferne weit hinwegſchleuderte, daß ich, der ich nach Hülfe für andere mich nach allen Seiten umgeſehen hatte, nun bald ſelbſt alles, was Menſchen nötig ha-

ben, selbst Kost und Kleidung, bedurfte, und nun nicht mehr an Fremde denken konnte.

Mit der Niederlage bei Nördlingen (*) begann unser Elend! Von da näherte sich uns der Sturm allmählich, und schon hatten sich Stuttgard und Tübingen ergeben. Doch konnte das Ungewitter von uns abgewendet, wenigstens gemildert werden, hätte unser geschniegelte und gebiegelte (†) Herr Vogt ein wenig Menschenverstand gehabt. Er aber verachtete voll Stolz seine Kollegen, unterhielt die Aeltesten nur mit Possen, drohete den Bürgern, und schlug sie, praßte, ohne die mindeste praktische Erfahrung zu haben, vor jedermann, was er allein ausrichten könne, und verachtete in Gesellschaft von Wäscherinnen und Näherinnen — um mich keines härtern Ausdruks zu bedienen — den Feind, wie wenn er diesen, wie die armen Arbeiter Gottes, durch den nämlichen Uebermuth bezwingen könnte. Er fuhr also mit Musik und Tanze, mit Spielen und Schminken fort, selbst da unser Herzog mit den Vor-

(*) den 27sten Aug.

(†) In der vor mir liegenden Handschrift, die doch eine der korrekteſten ist, heißts: ſi quid ſanamentis comptulo noſtro & capiſtrato adfuiſſet. Was capiſtratus in der Verbindung mit comptulus sagen solle, ist nicht einzusehen, aber desto schicklicher ist calamiſtratus, das ich also übersezte.

nehmſten des Hofs und der Kanzlei ſich ſchon entfernt hatte. Ja, da an dieſem, für uns unglüklichen, Tage Gültling mit dem Geſchüze — man weiß nicht, ob aus Trug oder wegen ſeines unruhigen Kopfs — ſich allzulange bei uns verweilt hatte, ſo ſahe man noch Leute in Malvaſier, mitten auf dem Markte, ſich berauſchen, als der Feind ſchon vor die Thore kam. Ich weiß nicht, haben die Schlaftrunkenen endlich etwas von ihm vernommen — wenigſtens brachte eine Frau ſie auf die Beine — kurz, man hörte die Ankunft des Feinds mit Kaltblütigkeit, und ließ ihn nicht geſchwinde genug ein, daher fanden wir ihn deſto unverſöhnlicher, gaben ihm dadurch wenigſtens einige wahrſcheinliche Entſchuldigung ſeiner Grauſamkeit gegen uns. So hat derjenige, der zuerſt unſere Sitten verſchlimmerte, und alle Zucht auflöſte, zulezt unſere Stadt ſelbſt zu Grunde gerichtet, zwar zu ſeinem eigenen groſſen Unglüke und zur unvertilgbaren Schande ſeines frechen Weibs, aber auch zum unerſezlichen Schaden für uns, denen dieſer Haldmann zum Verderben durch den Zorn Gottes zugeſchikt wurde.

Die traurigen Zufälle, die hierauf folgten, müſſen hier, wie ich ſie in einer vollſtändigeren Beſchreibung (*) darſtellte, eingeſchaltet werden.

(*) Nämlich in folgenden Büchelgen: Memoria virginæ divinæ Vrbi Calvæ IV. & III. Eid. Sept.

Wird mir das Leben gefriſtet (*), ſo will ſie da, wo ich um des Neids willen ſchweigen mußte, durch freimüthige Anmerkungen erklären. Uebrigens wars ein offenbares Gerichte Gottes, daß viele von denjenigen, die heimlichen Krieg gegen Chriſtus erregten, ſchneeweiß von Angeſichte, und deſto ſchwärzeren Herzens, eines ſchröklichen Todes ſtarben, ob man ſie gleich ſonſten für unſchuldig hielt; daß geſchändet wurden, die vorher nicht allzukeuſch gelebt hatten; daß diejenigen Reichthümer, die man ſich durch Staatsdiebſtal erworben hatte, herausgegeben werden mußten; daß Frauenzimmer, die vorher ihre Lüſte nie genug ſättigten, nun mit bloſſen Füſſen und heu-

---

1634. inſtitiæ ad poſteritatem ſancita, ſtudio J. V. A. T. D. calamo vicario Chriſtoph. Lucii Gepping. (Goepp.) P. L. Stutg. 1643. 8. Ferner: Threni Calvenſes, quibus vrbis Calvæ Wirtembergicæ buſtum, ſors præſens lamentabilis & innocentia expreſſa. Acc. amicorum condolentia. Argent. 12. 1635. Ein zweiter Anhang iſt Klaglied über der S(:)att Calw laidigem Untergang. S. 103—119. Die Threni Calv. ſind im J. 1793. 8. teutſch überſ. erſchienen, zu Tübingen (von Präc. Lepplicher zu Calw.)

(*) Andreä glaubte wohl an der damals herrſchenden Peſt, von der er itzt gleich erzählt, zu ſterben. Daher ſein um dieſe Zeit verfaßtes Teſtament. ſ. Beil. 2.

lend zu Reihentänzen gezwungen wurden, und daß überhaupt, gleichsam durch Vergeltungsrecht, alles wieder vergolten wurde, was man kurz vorher mit Spott und Hohn der Kirche aufgedrungen hatte. O Herr! gehe nicht mit uns ins Gerichte, das so strenge ist, und mache, daß wir in unserm, durch die Sünden allzusichern, Herzen uns selbst richten! —

Was darauf erfolgt ist, will ich mit wenigem angeben. Ob man gleich für alle Beamten eine Herberge besorgt hatte, wurde sie doch allein mir versagt. Anfangs vertröstete man mich eine Zeitlang, hierauf aber zeigte man den bösen Willen offenbar, als man selbst vor die Vorstadt mich hinaustrieb, und in der Folge sogar mit Einquartierung der Soldaten belästigte. Hierzu kam noch ein Verleumder, der Barbier Leonh. Engelhard, ein böser Mann, ein Genosse der gegenkirchlichen Partei, der seine muthwillige Zunge den Gesinnungen anderer borgte. Selbst einige heimtükische Zweizüngler wurden nun desto troziger, als sie sahen, daß bei der verwirrten Staatsverwaltung keine Stüze für die Kirche sich fand. Nur die Rechtschaffenheit und Standhaftigkeit der Bürger unterstüzte mich in diesen stürmischen und kläglichen Zeiten.

Indessen verbreitete sich die Pest, die bisher mehr durch Ansteckung, als durch ihr Gift, geschadet hatte, immer weiter und schröklicher,

und hatte in drei Monaten schon 400. Menschen getödtet. Da kostete es Mühe und Arbeit, so vielen durch Arzneimittel, Nahrung, Betten und Religionszuspruch zu Hülfe zu kommen! Denn die Reichen waren ihres Vermögens beraubt, die Nachbarn härter gegen uns, als Steine, und der Magistrat für nichts weniger besorgt, als für diese Unglüklichen, ja selbst durch Schelten nicht dazu zu bewegen. So wenig Wasser nun ich diesen Kieselsteinen auspressen konnte, diente doch das wenige manchen zum Troste und zur Verlängerung des Lebens. Mich aber, der ich meines ganzen, auf 4000. Gulden sich belaufenden, Vermögens beraubt war, hatten treue und treulose Freunde verlassen — jene wurden entweder durch allzugrosse Entfernung oder dadurch verhindert, daß feindliche Soldaten die Strassen besezt hatten, diese sprachen sich selbst frei, damit ich lernte, welche Kraft die Lehren von rühmlicher Armut, die man im Wohlstande lernt, in der Ausübung erhalten, und wie sehr Gleichmuth sättigt, ja zur Wonne wird — ein Geschenke, das ich Gott zu danken mit Freude bekenne. Darum bin ich mir in meinen Augen eben so wenig kleiner, als gegen mich nachsichtiger, aber auch um das Verlorne nicht bekümmert, nach Wiederherstellung meiner Glüksumstände nicht gierig. Die so viel vergeblich unternommenen Arbeiten reuen mich nicht, und ich klage auch

nicht, daß das Andenken derselben unter den Menschen wie erloschen ist. — Solche Geistesstärke aber schöpfte ich nicht aus den Schulen weder der Stoiker noch der Idealisten, sondern erwarb sie mir aus der Betrachtung, wie eitel alles Menschliche ist, und aus dem Anblike des vollkommenen Lebens Christi; und diesen Unterricht gewährte mir unter Luther durch seinen herrlichen Kommentar über den Prediger Salomons; wirkliche Ausübung machte ihn mir immer mehr eigen, und endlich versiegelte ihn Gott selbst durch ein unglaubliches Gefühl der Gemüthsruhe.

Von dem darauf folgenden Jahre 1635, das ich mein Kerkerjahr nennen kan, habe ich, welches freilich paradox lautet, zwei Drittel in Gesellschaft der Armut, sowohl dem Leibe als der Seele nach, ziemlich ordentlich verlebt. Die erste Wohnung miethete ich in dem Hause des Matth. Hepper, das er seinem Eidam, Franz Ergezinger, als Mitgabe überlassen hatte, bei sehr wohlgesinnten und dienstfertigen Hausleuten. Zwar wohnten wir enge beisammen. Doch die Gefälligkeit der Familie erweiterte mir den Raum, bis ich in einem öffentlichen Gasthofe Plaz erhielt. Durch das Getümmel, besonders den Uebermuth der Soldaten vertrieben, zog ich dann in Christoph Maiers geräumigere Behausung, die auch meiner Kapelle näher, und minder unruhig war. So gut ich auch gehalten wurde,

erfuhr ich doch, welch' ein Unterschied es iſt, bei ſeinem eigenen, oder einem fremden Heerde leben, und ſann ernſtlich darauf, mir ein eigenes, obgleich kleines, Hüttchen zu bauen, das ich auch vom 21. Jänner bis zum 23. Jun. zu Stande brachte, und den 3. Aug. mit Gottes Hülfe bezog. Hierinnen unterſtützte mich zuerſt die Freigebigkeit Benjamins von Bouwinghauſen, dann die der Agatha, der edeln Gräfin von Solms, Gattin des Herrn von Rappoltſtein, ferner Joach. Borkenhofers und anderer, von denen mir Nathan Tilger, der bewährteſte meiner Freunde, eine Beihülfe von ungefähr 100. Gulden verſchaft hatte. Denn — um es ein für allemal zu ſagen — von meinen Verwandten, an die ſo vielfache Bande mich knüpften, erhielt ich nicht Einen Pfenning, auſſer daß Agnes Grüningerin, die Barenbüleriſche Wittwe, mir zur erwünſchteſten Zeit alle Arten von Wohlthaten erwies. Vielmehr kam man, wie wenn ich in den beſten Umſtänden wäre, zu mir, und diejenigen, denen der ſchmuzige Geiz anderer die Thüre verſchloß, drängten ſich mir auf, ſo daß ich oft drei Familien zu erhalten hatte. Nichts deſto minder lebte ich bis zu Anfang Mays, da die Beſoldung von allen Seiten ausblieb, für mein Geld. Von da an beſchloß der Magiſtrat, durch Schaam oder anderer Beiſpiel bewogen, mir alle Wochen vier Gulden, bis ich meine Beſoldung wieder erhalte, zu

borgen. Hierzu fügte unsere Gesellschaft noch zwei — und damit begnügte ich mich gerne. Aber meine Arbeiten, sowohl die kirchlichen, als die bürgerlichen, häuften sich mehr, als jemalen, jene besonders wegen der Wuth der Seuche. Von Ende des vorigen Jahrs bis in den März hatte sie fortgedauert, dann ließ sie etwas nach, brach aber im Jul. wieder aus, und war nun nicht mehr dem gemeinen Volke, wie vorher, sondern den Reicheren selbst tödtlich. Denn da man vorher in einem Jahre, bei einer grossen Volksmenge, nur hundert Leichen zählte, so raffte izt der Tod, bis zur Mitte des Septembers, fünfhundert Leute dahin. Meine bürgerlichen Arbeiten aber waren der Wiederherstellung der gänzlich zerfallenen Policei, der Bezähmung der Sittenlosigkeit und der Versorgung und Pflege der Dürftigen gewidmet. Denn da wir durch die Verheerung alles verloren hatten, einer so grossen Schaar Unglüklicher Hunger, Seuchen und Zerstreuung, ohne alle menschliche Hülfe und Rettung, drohten, und sie, wie kurz zuvor der Schlachtbank, izt einem langsamen und kläglichen Tode geweihet schienen, so fieng ich bei dem letzteren Punkte an, stellte einige Ordnung und den Schatten der Policei wieder her, ermunterte, nicht ohne Verdruß und Haß, den Magistrat, sein Amt wieder zu verwalten, und schärfte den Bürgern, selbst mit Scheiten, Folgsamkeit,

bei der Gewohnheit auszuschweifen Mäßigkeit, bei der öffentlichen Frechheit der Diebstäle Billigkeit, bei den herrschenden Fleischeslüsten Schamhaftigkeit so sehr ein, daß man oft meiner spottete. Endlich aber fand ich doch über meine Erwartung, daß meine Wünsche erfüllt wurden. Hierauf wendete ich mich zu den Kranken, sie zu trösten und zu erquiken, auch zum Begräbnisse der Verstorbenen, deren der Tod in kurzer Zeit siebenhundert dahin gerissen hatte, ob mir gleich die Nachbarschaft, die nun durch eine vielleicht gerechte Strafe auch heimgesucht wird, selbst einen Pfenning, als Beihülfe, unbilligerweise versagte. Ich mußte daher das hiezu nöthige Geld von den Uebrigen, die eben auch nicht immer bereitwillig waren, mit Ungestümm fordern, und sowohl beim Herauspressen, als Austheilen, manches schiefe Urtheil, manche widerwärtige Rede hören und dulden. Endlich war nöthig, so viele Hungernden zu nähren, besonders so viele — mehr als hundert — nakte Waisen zu kleiden, den aller Wohnung Beraubten ein Obdach zu verschaffen, was grosse Schwürigkeiten machte, aber ich besiegte sie mit unerschüttertem Muthe, und führte das Unternehmen bis diesen Tag, durch Gottes Beistand, fort. Diese Anstalten kosteten mich einige tausend Gulden von meinem Gelde. Doch unterstüzte mich das Mitleiden und die Wohlthätigkeit Auswärtiger, die noch freigebiger gewesen

wären, wenn sie nicht gefürchtet hätten, es würde uns bei den öffentlichen Räubern schaden. Allein das Ungeheuer der Expressungen, die Tirannei der Besazung und der Abgrund der Lieferungen waren darum nicht gelinder gegen uns. Oft legte ich mit klaglicher Stimme Fürbitten ein, aber vergebens, und wurde noch verspottet: „wir versagen — hieß es — den Schaz, der zur Erhaltung so vieler hinreiche, nur aus Bosheit," so, daß ich mit der rechtschaffenen Denkungsart der Meinigen eine neue Art des Kampfs bestehen mußte. (*) Doch half Gott, bald durch diesen, bald durch jenen unerwarteten glüklichen Umstand, daß wir ist zur frohen, längst gewünschten Erndte, die Gott segne! mit mehr Kräften und Menschen, als an andern Orten, gerüstet da stehen. Diese Fürsorge für meine Gemeinde machte mir mehr Kummer, als der Verlust des Vermögens, warf mich aber nicht nieder. Vielmehr legte ich mir die, in die Welt ausgeschikten, Klagen und die Bemühungen, Rechtschaffenheit zu erhalten, ja die Unternehmung des Wagestüks selbst, als Pflicht auf, und machte mir, wenn ich ermattete, Vorwürfe.

(*) Diese Stelle ist, dünkt mich, so zu verstehen: die Rechtschaffenen verlangten, A. solle ihnen weniger Gutes thun, damit seine geheimen Schäze von dem Feinde für weniger groß gehalten würden.

Aber fast über meine Kräfte ängstigte mich die Unbeständigkeit und Treulosigkeit einiger Männer unsers geistlichen Standes, mit der sie entweder in die Zeitumstände sich schikten, oder die Gelegenheit der izt minder strengen Kirchenzucht begierig ergreifen. Daß sie Christi Heerde nicht verriethen, oder gar zu Grunde richteten, daran war nur die Unentschlossenheit der Feinde schuld. Denn sie selbst waren bereit, das Schlimmste zu thun, und den Ihrigen zu gestatten. Izt heucheln sie Besserung, und fürchten sich vor der fernehrer schimmernden Rettung. Aber noch habe ich, den sie für ein blosses Schattenspiel hielten, nicht alles vergessen. Doch blieben auch mehrere ihren Pflichten, nämlich dem Glauben, der Geduld, der Mäßigung, der Geradheit, der Folgsamkeit, der Verachtung des Irrdischen, selbst der Entschlossenheit bis zum Tode, getreu, und Christus Jesus erhalte sie noch ferner. Täuscht jener Friede, der mit so vielem Pompe verheissen wird, unsere Hofnung nicht, so wird den Rechtschaffenen — freilich sind der Niederlage nur wenige entronnen — der Lohn, und den Bösen die Strafe nicht ausbleiben.

Nun kehre ich zu unsern Almosen zurüke. — Ausser 500. Gulden, die den arbeitslosen Taglöhnern ausgetheilt wurden, geben unsere Rechnungen an, daß im ersten Vierteljahre 480. Gulden, 17. Kreuzer, in den folgenden eilf Wochen

416. Gl. 27. Kr. zum Unterhalte der Dürftigen verwendet, Bettlern 7472. Gulden gegeben, und der Kirche 2731. Gulden vermacht wurden. Vergleicht man dieſe Summen mit unſerm Schikſale und der Herzenshärte anderer, ſo wird man ſie nicht klein finden. Denn das Baierſche Standquartier, unter Anführung Joh. Puks, ſäumte nicht — auſſer der zugefügten vielen Schmach und dem mehr, als barbariſchen, Uebermuthe — uns unſere wenige Habſeligkeiten noch herauszuſcharren und auszuſaugen, und der vornehmſte Blutigel derſelben, Wolfg. Reuter, der die Quartiere beſorgte, preßte mir und meinen Kollegen 30. Thaler aus. Den 1. Jun. zog dieſes Geſindel ab, und darauf folgte, als Beſazung, der Fähndrich Andr. Schumann, der nicht viel menſchlicher und enthaltſamer war. Von ſolchen Gäſten belagert, kam ich, das ganze Jahr über, nicht eine Stunde weit von der Stadt, ja beſtieg — iſts erlaubt, bei einem ſo traurigen Jahre zu ſcherzen — nicht einmal ein Pferd, und gewöhnte mich, wider mein Temperament, ganz an Einſamkeit und Stille, ſo daß ich, bei gänzlicher Unterbrechung des gelehrten Umgangs, fürchten mußte, melancholiſch zu werden.

Den übrigen Sturm, der Wirtemberg verheerte — wer kan ihn beſchreiben? wer mit Strömen von Thränen genug beweinen? Der edlere und fruchtbare Theil des Landes iſt öde, und mehr

rere Myriaden der Menschen sind durch mancherlei Seuchen vertilgt. Unter andern brannte auch meine Vaterstadt, Herrenberg, ein artiges (*) Städtchen den 19. Jul. — man weiß nicht, ob durch zufälliges, oder angelegtes Feuer? — gänzlich ab, und Heinlein, einer meiner ersten Freunde, litt dadurch grossen Verlust.

Wie nun dieses Jahr (1635) in Ansehung des Vaterlands, so war mirs auch wegen des Todes meiner Freunde traurig. — Unter andern wurde vorzüglich der schon oft, aber nie genug gerühmte, Dav. Magirus, dem ich, wird mir das Leben gefristet, ein eigenes Denkmal schuldig bin, den bösen Zeiten und seinen Feinden, die er sich durch Eifer für Rechtschaffenheit und das Vaterland gemacht hatte, am 13. Jun. entrissen. Kummer raffte auch Agnes Grüningerin, eine geborne Varenbülerin, dahin, die sich durch frühere und spätere Wohlthaten gegen mich so sehr auszeichnet hatte. Auch meiner Schwiegermutter, Barbara Efferin, ihre Leiden endigte der Tod. Sie, die mir eine wahre Mutter war, hatte sich nach Winnenden begeben, wo sie noch etwas Vermögen besaß. Aber ihre Verwandten selbst, die Vorsteher der Stadt, verliessen sie treulosterweise, und sezten sie dem Uebermuthe der Soldaten aus.

(*) Ist wohl mehr in Rüksicht der Lage, als des innern Bau's zu nehmen.

Wie ſie nun kein Ziel des Leidens und der Qual ſahe, ließ ſie alles zurüke, und begab ſich zu ihrem Tochtermann, dem Stadt-Pfarrer (*) in (**) Botwar. Hier endigte ſie, gänzlich erſchöpft, im ſechzigſten Jahre (†) ein Leben, das ſie ſo ſittſam und freigebig geführt hatte. Was ſie von irrdiſchen Gütern zurüke ließ, gieng durch die Bosheit der nächſten Blutsverwandten verloren.

Doch am allertraurigſten war mir Beſolds geiſtlicher Tod, oder ſein Uebergang von uns zu den Päpſtlern (††) — dieſes Mannes, der vor

(*) Georg Eſenwein.

(**) Groß-B.

(†) geb. 8. Dec. 1565. ſt. 2. Sept. 1635.

(††) Wie B. zu dieſem Schritte allmählich durch ſeinen Charakter, ſeine Studien, die Zeitumſtände ꝛc. hingeführet wurde, davon lieſt man eine philoſophiſch-pragmatiſche Geſchichte von Herrn Geh. R. Spittler, in Moſers Archiv, Band 8. S. 431—72. Nur machen wir folgende Anmerkung zu S. 451. wo der Verf. ſagt: um das Jahr 1620. habe ſich ſein Herze ganz für die Myſtik entſchieden, und der Ton ſeiner Schriften geändert. Von Arnds wahrem Chriſtenth. erſchien das 1. B. ſchon 1605. die folgenden drei J. 1607. und alle vier zuſammen, im J. 1610. Mithin hat wohl Arnd ſchon früher Einfluß auf B. gehabt, das auch daraus erhellen mag, daß dieſer ſchon J. 1615. de ſimplicitate Chriſt. vitæ libri V.

allen Sterblichen ſich am meiſten um mich verdient gemacht hatte; aber, um aufrichtig zu ſeyn, in Religionsſachen nie ganz mit ſich einig war, vielmehr durch das viele Leſen ſo mancherlei verſchiedener Meinungen irre gemacht wurde. Auch bin ichs überzeugt, daß er ſelbſt bei der neuen Partei, zu der er übergieng, keine Ruhe finden wird, ſobald er bemerkt, daß er vieles Wortgeklingel empfieng, von der Sache ſelbſt aber nicht den Schatten beſizt. Ihm, der ſchon wankte, gab der Ungeſtümm und Stolz D. Thumms und der Unverſtand ſeiner Parteigänger in langen Röken', die ihn unterſtüzten, vollends den Stoß, daß dieſer unvorſichtige Mann, der die unſrigen mied und haßte, auf dieſe Art in die Strike und Neze der andern fiel. Möge Gott ihn retten, und in der Folge uns wieder ſchenken! Hätte er nur zu einer andern Zeit, als in jenen traurigen Zeiten unſers Vaterlands, ſich von uns entfernt, damit man nicht von ihm glauben müßte, ſeine Religion habe ſich mit dem Glüke geändert!

Minder von Bedeutung war mir der Abfall des Baron Francomonts, ſowohl, weil ein Schwenk,

---

plane digni, qui ab omni Chriſti Homine haberi, & nunquam de manibus deponi debeant &c. (von Savanarola) omnia nunc correctius edita. Arg. 12. herausgab. Hamb. zuverl. Nachr. IV. 829.

Schwenkfeldisches Chamäleon jeden Augenblik eine andere Gestalt annehmen kan, als auch, weil das beklagenswürdige Schikſal des Manns, bei einem zwar geduldigen und unglükegewohnten, zulezt aber beſiegten und niedergebeugten Charakter, mehr Verzweiflung, als wirkliche Verehrung der päpſtlichen Religion erpreßte. Hat er, auch bei ſeinem itzigen Aberglauben, noch einiges Gefühl, ſo muß er ſich erinnern, mit wie vieler Mühe, mit welch gutem Rathe, mit welcher Beſchwerlichkeit, wir ihm in ſeiner Noth mit anderthalb tauſend Gulden zu Hülfe kamen. Er mag nun bei ſeinem zarten Gewiſſen dieſen Biſſen hinabſchluken, und fortfahren, zu behaupten: die Lutheraner ſeien leer von guten Werken!

Gegen Ende des Auguſt wurde auch derjenige verſezt, der ſechs volle Jahre nicht ſehr in brüderlicher Treue und Unterſtüzung mit mir zuſammenlebte (*), und daher deſto gröſſere Sehnſucht zu ſeinen drei Vorgängern in mir erwekt hatte. Da die Kirche unter dieſen Umſtänden litt, die vorher errungenen Siege vergeblich waren, und meine gegenwärtigen Bemühungen geringe geſchäzt, oder vernichtet wurden, ſo preßte er mir viele Seufzer und Klagen aus — ein übrigens nicht verwerflicher Mann, den man aber ſo lange hinhal-

(*) Vermuthlich wird der damalige Diakonus Greins hier bezeichnet, der vom Jahre 1629. da war.

ten sollte (*), bis er die Rohheit, die er öfters zeigt, als sichs ziemte, endlich ablegt, und mit den neuen Träumen die Erfahrung der Alten vergleicht. Hart aber ists, mit einem Manne von ungleichen Gesinnungen, und zwar in so schweren Zeiten, an dem nämlichen Joche zu ziehen. Doch darüber sollten mehr Feinde, als Blutsverwandte, zu klagen Ursache haben.

Schreiben konnte ich in diesem Jahre nicht viel, da mir meine Studierstube fehlte, und der gelehrte Briefwechsel unterbrochen war. Doch verwendete ich etwas Zeit auf Klagen, Bittschriften und Vorschreiben bei Befehlshabern, wenn ich einige näher kannte. Sie gereichten zur Erleichterung und zum Nuzen der Stadt, und bewirkten auch, daß man mich weniger, als man bereits angefangen hatte, verachtete. Von diesen Schreibereien ist noch übrig „Klaglied Calws„ (†) — ein Zeuge meiner unermüdeten Bemühungen für die Meinigen, und der Standhaftigkeit im Unglüke. Sonsten aber arbeite ich an einer zierlichern und für die Studierende bequemeren Anordnung der Langischen Blumenlese (††), unter

(*) Ich verstehe es so: man sollte ihm so lange keine Gemeine anvertrauen, bis — —

(†) s. weiter oben.

(††) Joseph Lang, von Kaisersberg im Obern Elsas, und Prof. zu Freiburg, veranstaltete, nach

Bokenhofers Leitung, wenn anders nicht der erwünschte Tod beim Anfange meines fünfzigsten Jubeljahrs den Faden von diesem Werke und meinem kümmerlichen Leben abreißt, und mich dem Drange des gegenwärtigen, und den Drohungen des künftigen Ungemachs entreißt.

Die zweite Hälfte des Jahrs wurde fast ganz den Leichendiensten geweihet, da die Pest in Wirtemberg und der Nachbarschaft so sehr wüthete, daß man annehmen kan, sie habe den gröſseren Theil der Einwohner dahin gerafft. Wenigstens raffte sie von den bei uns noch übrig Gebliebenen im Aug. 173. im Sept. 193. im Okt. 119. im Nov. 44., überhaupt aber im ganzen Jahre ungefähr 772. Menschen dahin, und zwar in einem äuſserst unbequemen Zeitpunkte, da mein Kollege, Greins, anderswohin versezt, und wegen der dürftigen Umstände kein Nachfolger gefunden wurde, und daher vier Monate lang die ganze Last auf mir fast allein lag — auf mir, der ich selbst

---

Bayle, die dritte vermehrte Ausgabe der, von Dominik. Mirabellius zuerst herausgegebenen, Polyanthea. Seine Ausg. erschien zum erstenmale zu Genf im J. 1600. in der Folge an andern Orten. Die lezte und stärkste Vermehrung veranstaltete Gruter. davon s. oben beim J. 1621. Die neue Arbeit Andreä's ist nicht gedruckt worden, oder nicht ganz zu Stande gekommen.

mit Unpäßlichkeit kämpfte. Doch bestattete ich 430. Leichen, und hielt 85. Leichenpredigten hinterein, ander! Endlich kam auf Sim. und Judä ein Gehülfe an, Joh. Andr. Beutelspacher, der, schon nach einem Monate, schnell starb. Schneller, als ichs hoffte, wurde Joh. Jak. Spindler, da die Wuth der Seuche schon etwas nachgelassen hatte, an seine Stelle gesezt. Aber auch dieser starb nach wenigen Tagen. — Was ich aber an Verwandten und Freunden verlor, davon kan ich kaum ein Verzeichnis geben. Doch will ich wenige anführen — meine beiden Schwäger, Plieninger (*) und Simonius (**), und zwar jenen mit seinem schon erwachsenen Sohne, Joh. Konrad (***), diesen mit der Frau, Regina (†) — meine älteste Schwester, Anna (††), und ihre Kinder, Maria und Philipp Christoph, einen Jüngling von der besten Hoffnung, den ich mit vielem Aufwande erzogen hatte, und zärtlich liebte — ferner, den Tob. Eisengrein, und Joh. Frei, beide Aerzte, und den Rechtsgelehrten, Joh. Schwickardt, Geschwisterkinder von mir — von Gönnern, den Herrn von Bouwinghausen (†††),

(*) den 9. Aug.
(**) den 6. Okt.
(***) den 7. Okt.
(†) und ††) den 22. Okt.
(†††) den 14. Sept.

dem ich eine besondere Lobrede weihete (*), und den Baron Francomont — jener starb eines erwünschten, dieser eines schröklichen Todes. Einen meiner innigsten Freunde verlor ich an Daniel Hizler (**), der zu Straßburg in der Verbannung lebte (†), einem gründlichen Theologen, dessen ich schon anderswo mit Ehren erwähnte — von andern Freunden den Joh. Bernh. Unfried, einen Mann voll tiefer Gelehrsamkeit, und Wilh. Schickard (††), die Perle der Universität zu Tübingen — beide unvergleichliche Männer! Auch muß ich Joh. Georg Stubers, eines meiner Mitbürger von vorzüglichem Werthe, und Jak. Stahls erwähnen, der in Tischlerarbeiten ein seltener Künstler war. Denn ungern misse ich den Umgang des einen, und die Kunst des andern.

Auf diese Art tönte mir das: Lerne sterben! beständig in die Ohren, und machte mich, der ich des, durch so viele Widerwärtigkeiten geschwächten, Lebens nicht achtete, auf jede Stunde reisefertig. Durch Gottes Gnade aber floß es doch

(*) s. das J. 1632.
(**) den 6. Sept.
(†) Er hatte sich nach der Nördlinger Schlacht mit dem Herz. Eberhard III. als Landprobst nach Straßburg geflüchtet.
(††) den 23. Oct.

bis ans Ende des Jahrs so sanft dahin, daß ich diesen Zeitpunkt mit wenigen aus den verflossenen Zeiten vergleichen kan, denn meine Mitbürger wetteiferten in der Liebe und in Gefälligkeiten gegen mich, die Nebenbuler aber und Verleumder verstummten, unter den Schrecknissen des Todes. Nach der Verfassung des Klaglieds von Calw aber blieb mir keine Zeit zum Schreiben übrig, als für die Lobrede auf Bouwinghausen.

Die Hülfsmittel zur Erleichterung und Ernährung der Armen aufzubringen, machte mir viele Mühe. Doch betrug meine Kollekte bis auf 4532. Gulden, die aber für unsere Bedürfnisse nicht ganz hinreichten.

Was es übrigens, nach einer so grossen Niederlage, mit unserm Studieren, mit den Arbeitern im Weinberge des Herrn, mit den Schulen und der Saat und Erndte der Kirche überhaupt, werden wird, dafür wird Gott sorgen, wir vermögen nicht etwas vorauszusehen. Doch ist — wenn er das Werk nicht hemmt — durch eine ansehnliche Stiftung (*) für uns gesorgt, daß Gelehrsamkeit und Religion einigermassen dadurch in unsern Gegenden wieder hergestellt werden kan.

Am Schlusse des Jahrs erhielt ich einen erwünschten Kollegen, unter dem Namen eines Vi-

(*) Darunter versteht der Verf. wahrscheinlich das sogenannte Förbergestifte, dessen schon beim J. 1621. Meldung geschieht.

karius, an Christoph Zeller, ehemals Pfarrer in Liebenstein sechs (*) Jahre lang, hernach in Schlaitdorf, einem Manne von reifer Urtheilskraft, von ausgezeichnet liebenswürdigem Charakter, und von grossem Eifer für das Christenthum. Beim Anbau des Akers des Herrn und beim Ausreuten des Unkrauts verspreche ich mir — wenn ich aus seinem vorhergehenden Lebenswandel schliessen darf — sehr viele Hülfe — und so endige ich dieses Jahr mit dem heissen Wunsche, daß unsere gemeinschaftliche Arbeit und unsere übereinstimmende Denkungsart zum Nuzen der Kirche gereichen möge! —

Als im folgenden Jahre (†) der, so schröklich über das Vaterland ausgebrochene, Sturm sich so ziemlich gelegt hatte, war, sobald mir die göttliche Gnade ans Ufer zu schwimmen gestattete, nach verrichteter Danksagung, mein erstes Geschäfte, die Trümmer meines Schiffbruchs zu sammeln. Ich fand, daß ich an Vermögen ungefähr 7000. Gulden, an Verwandten und Freunden aber einen unersezlichen und unschäzbaren Verlust erlitten hatte. Denn nicht nur aus der Andreäischen, sondern auch aus der Osiandrischen Familie, auch von Freunden und Jugendgefährten waren sehr viele gestorben, die alle na-

(*) Nach Binder (I. 216) vom J. 1627—35.
(†) J. 1636, 50. J. alt.

mentlich anzuführen überflüßig iſt. (*) Von Geiſtlichen allein hat der Abgrund vierhundert verſchlungen. Sie ruhen, und, ſo lange ich hier noch liebe, ſei das Andenken der Meinigen mir theuer! Ich, der ich ſeekrank an den Strand geworfen wurde, finde, bei wiederholter Erinnerung an die Schiffahrt und die ſo groſſe Gefahr, keinen Grund, die Fortdauer des Lebens einem ſeeligen Ende vorzuziehen, als wenns der Wille Gottes iſt, der über uns alle gebietet. Denn muß ich, an Kräften des Geiſtes und Körpers geſchwächt, des Vermögens und der Freunde beraubt, von Arbeiten ermüdet, aufs neue auf den Schauplaz und Plan treten, ſo ſcheint mirs, bei Betrachtung des Geiſts der Zeit, eben ſo viel zu ſeyn, als den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Bisher mußte ich mit 75 Kollegen geiſtlichen Standes, mit 15. Jugendlehrern und 31. Vögten zuſammenleben. Ob es nun mehr Verdruß oder Freude macht, mit ſo mancherlei Leuten — ich will nicht ſagen zu kämpfen — ſondern nach wechſelnden Umſtänden und Fällen ihnen ſeinen Kopf zu leihen, mit ihnen gemeinſchaftlich zu arbeiten, Tage und Nächte aufzuopfern, Widerwärtigkeiten mit ihnen zu theilen;

(*) Aus dem angegebenen Grunde haben wir auch diejenigen nicht angeführt, die A. wirklich genannt hat.

das mögen nicht diejenigen entscheiden, die für sich selbst leben, sondern wer die Erfahrung gemacht hat! Mich, bei dem immer neue Widersacher an die Stelle der alten traten, dünkts, daß es, um nicht endlich erschöpft zu werden und zu ermatten, einer gröſsern Seelenstärke bedörfe, als mir zu Theil wurde. Doch war dieſes 1636. Jahr für die Noth des Vaterlandes und die fast unerhörte Theurung immer noch ein Mitteljahr (*) — abgerechnet die so schwere Besserung der äuſserst verdorbenen Sitten und das Zerfleischen einheimischer Geier.

Zuerst stellte sich D. Schmid von Straßburg, ein Muster der Theologen, mit einem Neujahrsgeschenke, oder Almosen, ein. Ihm folgte die heldenmüthige Gräfin von Rapoltstein, Agatha, mit einem silbernen Globus, einem alten Kunstwerke. Auch blieb von den Nürnbergern mein guter Baier mit einem zweijährigen Beitrage nicht aus. Meine Mitbürger aber, die unter einander mit Neujahrsgaben wetteiferten, und die Kommun unterstützten meine Dürftigkeit durch ein Geschenke von 271. Gulden. Nichts desto weniger kostete mich die Theurung ungefähr 400.

(*) Den Maasstab der Theurung geben die Chroniken an. Der Scheffel Kernen, der im J. 1634. noch 4. Gulden gekostet hatte, galt J. 1635. zwanzig — ein Ei einen Bazen, oder 4. Kreuzer ꝛc.

Gulden eigenen Geldes. Ueberdiß wurde mir der gröſte Theil der mir noch ſchuldigen Beſoldung, an 600. Gulden, durch Bosheit und Ränke meiner Neider entzogen. Dazu ererbte ich zwei Mädchen, eines von einer Schweſter, das andere von einem Bruder, die ich erhalten mußte. Da mein erſtes, in der Eile gebautes, Haus allzuenge war, fügte ich auf meine Koſten noch ein zweites hinzu, damit meine Familie mehr Plaz, und ich mehr Bequemlichkeit zum Studieren hätte. Den 28. März fieng ich den Bau an, endigte ihn nothdürftig den 18. Jun. und weihete ihn zwei Tage hernach durch die Hochzeit meiner älteſten Tochter, Maria, mit dem Handelsmann, Peter Walther, ein, die Gott ſegne! — Meine geiſtlichen Amtsverrichtungen waren die Vorſtellung Joh. Konr. Zellers, als Superintendenten zu Wildberg, und Joh. Ebermaiers, als Pfarrers zu Zavelſtein, die übrigen mußte ich wegen der Unſicherheit der Wege und der Zeit ausſezen.

Da mir nun von dieſem Jahre nichts Merkwürdiges mehr beifällt, ſo will ich hier meinem Kummer über die vorhergegangenen Fehler Raum geben, um es öffentlich zu bekennen, daß Gott, durch unſere Ungerechtigkeit gereizt, unſern Untergang beſchloſſen habe.

Unſere Theologie war ſowohl durch den Einfluß ſcholaſtiſcher Meinungen und Zänkereien, als

auch durch die Einmiſchung der Myſtiker, deren ſich einige ſelbſt unter den Weltlichen fanden, und durch die Anſteckung von offenbar gottloſen Leuten gar ſehr verfälſcht worden. Daher entzündete ſich jener ungeſtümme und allzuumſtändliche Menzerſche (*) Streit — daher die Verfolgung Arnds, über die alle Rechtſchaffene ſeufzten — daher öffneten ſich unvermuthet alle Schleuſſen des heiligen Ernſts, die wir bisher mit ſo vieler Treue bewacht hatten! Das Gewiſſen wurde eingeſchläfert, und allen Arten von Uebeln der Zugang geſtattet — der Simonie, dem Kirchenraube, der Zerſtörung der geiſtlichen Pflanzſchule, der Zweideutigkeit im Predigen, dem Plündern der alten Gelehrſamkeit, der Verbannung deſſen, was vom guten Geiſte noch übrig war, dem unnützen Geſchwäze, mit Einem Worte, alle dem, was das Uebel hegte, und das Gute vollends erſtikte!

Von politiſchen Fehlern zu ſprechen, kömmt mir nicht zu, da es entſchieden iſt, daß die vornehmſten Häuſer Teutſchlands durch die Unklugheit der Rathgeber und die läſtige Zudringlich-

(*) Ueber Chriſti Stand der Erniedrigung zwiſchen den Gieſner Theologen, D. Menzer und ſeinem Tochtermann, Feuerborn, auf der einen, und den Tübingern, Luk. Oſiander und Theod. Thumm auf der andern Seite.

keit der Hülfe zu Grunde giengen. Das aber darf ich klagen, daß die Religion keine schädlichere Feinde hatte, als die meisten Vorsteher der Staaten, durch deren Beispiel und Befehle alle Laster aufgereizt, alle Frömmigkeit vertilgt, alles, was Christo zuwider ist, eingeführt wurde, und zwar, wie wenn ein Gesetze deswegen gegeben wäre, mit Gewalt. — Und wir wundern uns noch, daß alle Stüzen sowohl der Gottesverehrung, als der Staatsverfassung einstürzten? Waren sie doch längst wie vom Wurme angefressen, oder bis an die Rinde durchgesägt! Denn so sehr sie auch den Schein der Haltbarkeit hatten — einen solchen Stoß konnten sie nicht aushalten.

So verstoß mir das fünfzigste Jahr meines kummervollen Lebens! Soll ichs unglüklich nennen? Wenn ich freilich mich erinnerte, daß von dem ganzen väterlichen Stamme nur ich allein mit meiner Schwester, Margaretha, einer betrübten Wittwe, übrig war — ich allein, der von allen Zweigen desselben mit körperlicher Schwachheit, Schiksalswechseln und Verfolgungen des Neids am meisten heimgesucht wurde! — daß ichs erleben mußte, wie 43. Glieder der zweiten Generation auf 18. Köpfe sich verringert hatten — daß ich Zeuge seyn von der Leiche meines Vaterlandes, und seine Mörder, einst meine Freunde, izt wilder, als Tiger, ertragen

mußte — daß ich den Untergang der Religion, das Chaos der Politik, die Zerstörung der Gelehrsamkeit, das Sittenverderbnis der Jugend, unter dem Joche der Sklaverei, mit ansehen, ja beinahe befördern mußte: was kan mir das Leben anders, als eine Strafe, und seine Verlängerung, als Braten am langsamen Feuer, seyn? Hat aber die Gottheit beschlossen, daß ich, troz der Irrsale meines Lebens und so vieler Gestalten des Todes, die niemand zälen oder fassen kan, als wer selbst sie sahe, auf Hoffnung besserer Zeiten fortleben und erfahren solle, wie viel die Kraft von oben auch bei unserer Schwachheit vermag — wohlan! so geschehe der Wille des Herrn, und unter Thränen und Seufzern will ich ihm froloken. —

Die lezteren Monate des Jahrs giengen unter leichtern Kämpfen mit dem Satan dahin. Meine Freunde blieben treu, das besonders Wenste, von Lüneburg und Braunschweig aus, bewährte. — Ein gewisser Präceptor, der wegen einer Schandthat seiner Stelle entsezt, von mir aber erhalten wurde, dankte mir, wie es zu erwarten war. Denn einem bösen und leichtsinnigen Menschen Wohlthaten erweisen, ist eine Uebelthat. In Nebenstunden theilte ich Joseph Dem„lern, einem treflichen Jünglinge, der aus England zurükgekommen war, nothdürftige Kenntnis des Italiänischen und Spanischen mit. Auch

darf ich meinen wakern Johann Schütz nicht übergehen. Er war eines Glasers, eines armen Manns, Sohn, von Vaihingen, und besuchte die dortige Trivialschule nicht ohne Nuzen. Da er durch seine grosse Dürftigkeit sich nicht abhalten ließ, das Studieren fortsezen zu wollen, so wurde er von mir und Jodocus Machtolph aufgenommen und unterstüzt, und auf fleißige Empfehlung unter die Alumnen des Kl. Hirsau aufgenommen. Hier machte er in den drei Sprachen, auch in der Poesie und Musik, ausser den andern freien Künsten, treffliche Fortschritte, zeigte sich den edleren Genie's an Fleisse und Gehorsam gleich, an Unschuld der Sitten noch vorzüglicher, die ihn auch bei verschiedenen geistlichen Stellen, die er bekleidete, nicht verließ, und der er ungefähr 20. Jahre so treu blieb, daß ich ihn als einen Freund, ja als einen Sohn, liebte, und mich seiner als eines Gehülfen und Vertrauten in meinen Privatgeschäften bediente. Ja ich hatte den Plan, ihn gegen die mannichfaltigen Verleumdungen meines Charakters als einen treuen Augenzeugen einst aufzuführen. Allein nach der umgekehrten Ordnung der Natur riß ihn Engbrüstigkeit den 9. Nov. zu Wildberg vor mir dahin. Ob ich nun gleich ihn mit Schmerzen vermißte, so muß ich doch bekennen, daß er nach so vielem Leiden, auch häuslichen Plagen, in die wahre Freiheit versezt wurde.

Am Schluſſe des Jahrs ergrif eine Krankheit zuerſt mich, ſelbſt mit Lebensgefahr, und hernach meine Gattin, ſie härter und langwüriger, doch wurden wir beide auf Weyhnachten wieder geſund, und ſtatteten Chriſtus unſern Dank ab.

Die Schreibfeder war in dieſen kümmerlichen Zeiten gleichſam verſtekt, auſſer daß ich dem Dav. Magirus das Ehrengedächtnis mit ſchuldiger Liebe errichtete. (*) Nach dem Willen der Herzoge, Auguſts von Lüneburg und Ernſts von Sachſen (†), unternahm ich, auf anhaltendes Bitten Sauberts, über die wichtige Entwürfe Matth. Maiſarts (††), Sigism. Evenius und Joh. Duräus,

(*) ſ. zum J. 1642.

(†) Gotha.

(††) M. im J. 1590. gebohren, war zuerſt Prof. und dann Direktor des Gymnaſiums zu Koburg, hierauf erſter Prof. der Theol. Augsburgiſcher Konfeſſion zu Erfurt, wo er im J. 1642. ſtarb. Vermuthlich betrift, wie aus der Nachbarſchaft des Duräus zu ſchlieſſen — deſſen ſchon oben erwähnt wurde — der hier bemerkte Entwurf die Vereinigung der Evangeliſchen. Denn M. ſchrieb Diſſ. de concilianda pace inter eccleſias per Germaniam evangelicas. Cob. 1628. Schleuſing. 1636. Erf. 1641. in 4. Er zeigt darinnen, welche Theologen ſich zur Unternehmung eines ſolchen Geſchäfts nicht ſchiken. — Zu ſeiner Ehre iſt auch noch zu bemerken, daß, faſt um die nämliche Zeit,

ein Gutachen zu verfaſſen, brach aber den Faden ab, um ihn zu einer freieren Zeit und an einem freieren Orte wieder anzuknüpfen. — Nach mancherlei Rekereien der Larventräger und einem Zeugniſſe, voll Meineids und mönchiſchen Leichtſinns, wurde mir endlich von dem Rathe der Stadt Hoffnung zur Auszahlung der Beſoldung gemacht, aber erſt aufs folgende Jahr, von dem man noch nicht einmal wußte, wie es in demſelben in Anſehung des Kriegs gehen würde.

A. Hölzel eröffnete das neue Jahr (*) dadurch, daß er nach ſo langer Zeit zur alten Freundſchaft zurüke kehrte. Ob ſein Herze, oder die Noth ihn dazu bewog? iſt ungewiß. Ich wenigſtens nahm ihn, um unſerer alten Verbindung willen, auf, und unterſtüzte ihn, ſo viel ich vermoch-

da Friedr. Spee (ſ. mein diſtor. Taſchenbuch auf alle Tage im Jahre (Winterth. 1797.) S. 350.) unter den Katholiken auftrat, dieſer proteſtantiſche Theologe auf gelindere Proceduren gegen die Hexen antrug. Denn er gab im J. 1635. heraus: Chriſtl. Erinnerung an gewaltige Regenten und gewiſſenhafte Prädicanten, wie das abſcheuliche Laſter der Hexerey mit Ernſt auszurotten, aber in Verfolgung deſſelben auf Cangeln und in Gerichtshäuſern beſcheidentlich zu handeln ſey. Schlettſtatt, in 4.

(*) J. 1637. alt 51. J.

mochte. Auch stellten sich von den übrigen Freunden, einer nach dem andern, ein, Joh. Adam Hasse von Hamburg, Matth. Bernegger von Straßburg, und, mit warmer Liebe vor andern, der edle von Wense, der zu meiner Unterstüzung alles anbot, was ich verlangte, und mich recht dringend zu sich einlud. Indessen zahlte mir die Gemeinde, was sie auf sich genommen hatte, die Besoldung von zwei Jahren und drüber, mit aller Redlichkeit, und verdiente desto mehr Lob, da der Stadtrath nicht unterließ, etwas Neid dabei zu äussern. Da aber die hülflosen Unmündigen, die man, ungefähr 80. an der Zahl, in dem Waisenhause mit schweren Kosten erhielt, an Leib und Seele vernachläßigt wurden, und durch Gestank und Unreinlichkeit fast zu Grunde giengen, so brachte ichs durch anhaltendes Bitten dahin, daß diejenigen, die entweder zum Dienen bestimmt waren, oder eine Profession lernen, unter die wohlhabenden Bürger vertheilt, und zu Gottesdienst und Schulen besser angehalten werden sollten, das mir auch so glüklich gelang, daß nur wenige zurüke blieben, die fast schon bei lebendigem Leibe verfault waren.

Am 13. Jänner machte ich eine schnelle Reise nach Tübingen, wohin ich so lange nicht mehr gekommen war, mußte aber da den Verlust so vieler berühmten Männer und die traurige Stille der, sonsten so sehr besuchten, Universität, zugleich

auch mich selbst bedauern, daß ich mich so manchen Freundes beraubt fühlte. — Wiewohl ich mir nun alle Mühe gab, daß ich das so sehr geschwächte theologische Stift nach Kräften unterstützte, und von meinen Mitbürgern eine jährliche Beisteuer von mehr, als 200. Gulden, bereitet, auch einen Theil davon bereits dem Joh. Balth. Plieninger und Jak. Brodbek übergeben hatte, so blieb doch meine Bemühung ohne Erfolg, und zwar um der Trägheit und des Stolzes derer willen, die es oft mehr in ihrer Gewalt haben, Hülfsmittel zu hintertreiben, als das Uebel zu heilen.

Der Monat März entriß mir zu meinem grossen Leidwesen den Dav. Steudlin, meinen Jugendgefährten, von dem ich einiges erzälen muß, damit die Nachrichten von diesem ersten Halbjahre doch auch etwas Merkwürdiges enthalten.

Sein Vater war Jakob, sein Großvater Johann Steudlin, dieser zu Reutlingen, jener zu Nördlingen erster Pfarrer, beide gelehrte und um die Kirche verdiente Männer. Sein Vater wurde wegen den Bewegungen, die der Gregorianische Kalender verursacht hatte, aus der Stadt vertrieben, und zu Heidenheim aufgenommen. Hier zeugte er im J. 1588. (*) den David, und hinterließ bei seinem Tode ihn als einen zweijährigen muntern Knaben. Denn bei der Leiche seines Va-

(*) Richtiger, 1587.

ters ritt er auf einem Stekenpferde umher, und preßte durch dieſe unzeitige Luſtigkeit allen anweſenden Leidtragenden, beſonders aber meinem Vater, reichliche Thränen aus. Als nun ſeine Mutter zuerſt mit einem Schmid, einem ſchlechten, hierauf mit einem Schreiner, einem beſſern Manne, in ungleiche Ehe trat, und in dem Hochzeitbette — man weis nicht, durch welchen Umſtand — unverſehens verſchied, und kein Vermögen zurüke ließ, ſo erinnerte ſich mein Vater ſeiner, und nahm den Knaben zu ſich, hielt ihn auch, weil er nichts gemeines verſprach, und an Schönheit der Geſtalt ſeine beiden Eltern darſtellte, in Koſt, Kleidung und Unterrichte ſechs Jahre lang, wie ſeine eigenen Kinder. Aber eben ſeine hübſche Bildung machte ihn übermüthiger, als er es, den Glüksumſtänden nach, ſeyn ſollte, und zu Unternehmungen geneigt, die über ſeine Kräfte waren. Nach meines Vaters Tode nahm ihn meine Mutter mit ſich nach Tübingen, und hielt ihn, wie vorher. Ja ſie brachte ihn, durch anhaltendes Bitten, zuerſt als Famulus in das theologiſche Stift, hernach als wirklichen Stipendiaten, unterſtüzte ihn bei Erhaltung akademiſcher Würden, verſchafte ihm ein kirchliches Amt, und krönte alle dieſe Bemühungen dadurch, daß ſie ihm, nach ſeinen Wünſchen, eine Frau aus der, mit uns nahe verwandten, Sauterſchen Familie verſchafte. Itzt ſchien er in guten Umſtänden zu ſeyn.

Zufälligerweise wurde ihm die Pfarrstelle zu Herrenals, in Niederösterreich (*), angetragen. Er nahm sie an, verließ Dekenpfrond (**), reisete dahin, und machte seine Sachen sowohl durch Geschiklichkeit im Vortrage, als auch durch die Annehmlichkeit seines Betragens sehr gut, und wurde so glüklicher, als seine Familie bisher gewesen war. Er verlor daselbst seine erste Frau, und freiete die zweite, eine Tochter des ehemals berühmten Augsburgischen Theologen, Bernh. Alberts, die in der Folge sein wechselndes Schikksal mit ihm theilte. Denn da die (†) Religion dorten verdrängt wurde, und seine Sachen in Verwirrung geriethen, kam er zu uns zurüke, und erhielt ohne Schwürigkeit eine Stelle an der Kirche zu Baknang. (††) Allein der Titel eines Pfalzgrafen, mit dem er gezieret war, und sein adeliches Wappen liessen ihm keine Ruhe. Er hielt die Stelle bei uns für zu geringe, und brachte es durch Freunde dahin, daß er Oberpfarrer zu Kempten wurde. Hier verlebte er den Rest seines Lebens unter wiederholten Eroberungen und Plünderungen der Stadt, wurde, je nachdem es eine Partei (†††)

(*) In der Nachbarschaft Wiens.
(**) Zwischen Calw und Herrenberg.
(†) protestantische.
(††) Als Stadtpfarrer vom J. 1623—31.
(†††) Kaiserliche und Schwedische.

war, härter oder gelinder gehalten, allezeit aber übel behandelt, und seines Vermögens beraubt. Seine gute Frau starb vor Kummer und Schrecken, er selbst wurde bei dem neulichen Unglüke der Stadt (*) von zahlreichen Soldaten bestürmt, und starb schnell (†), nicht ohne Verdacht des Gifts — ein Mann, eines längeren Lebens würdig, mein sehr guter Freund, der den grösten Männern beigezählt würde, wenn er hätte kleiner sein können. Von vielen Kindern blieben wenige am Leben, und ich glaube gar, daß von dem Baume kein Zweig mehr übrig ist. Sein ganzes Leben hindurch rang er mit dem wechselnden Schiksale, und fand es ihm oft günstig, zuweilen aber widerwärtig, wie wenn für einen so unbändigen Kopf ein solcher Zügel nöthig gewesen wäre. Uebrigens fehlte ihm auch die Stärke gründlicher Gelehrsamkeit, und bei einem Manne, der immer nach Höherem strebte, ob er schon auf einer ziemlichen Stufe des Ansehens stund, mußte man diesen Mangel bemerken, doch wußte er, ihn durch sein glükliches Genie und den Fleiß der Beredsamkeit ziemlich zu deken.

Am 12. Jun. entließ ich meinen Sohn aus dem väterlichen Hause, und übergab ihn meinen Busensfreunden Saubert und Baier zu Nürn-

(*) Im J. 1633.
(†) J. 1637.

berg, die ihn dann dem Rektor des Aegidianum, Grave, anvertrauten.

Den folgenden 4. Jul. begab ich mich nach Straßburg, um meinem, dahin geflüchteten, Fürsten aufzuwarten, und mich zu erkundigen, ob die Seinigen nicht sichere Hoffnung seiner baldigen Rükkehr sich machen dörfen? Die Ursache dieses Entschlusses muß ich etwas umständlicher angeben.

Schon seit dem J. 1628 gaben sich Saubert, Jak. Wolfg. Pömer, Baier und andere meiner Gönner Mühe, mich zum Gehülfen an ihrer Kirche zu erhalten. Dieser Versuch wäre, nach dem Tode des Pfarrers an der Laurentiikirche, Namens Piggel, nicht vergeblich gewesen, hätte mich nicht die, meinen Schultern zu schwere, Bürde und die allzugrosse Einschränkung des dortigen Ministeriums abgeschrekt, auch der Wohlstand und die Freiheit des Vaterlands zurükgehalten. Izt waren die Umstände dort gemildert, bei uns aber alles über den Haufen geworfen. Wie nun Joh. Fabricius, Oberpfarrer der St. Sebaldskirche, starb, nahm man jene Entwürfe ernstlicher von beiden Seiten in Ueberlegung, und Saubert gab sich alle Mühe, mich zu bewegen, daß ich meine Dienste anbiete, und die Probe mache, wie geneigt man mir von allen Seiten seie? Da ich aber glaubte, dieses nicht thun zu dörfen, ausser, mein Vaterland seie ohne Rettung verloren, oder ich meines Postens entsezt, auch nicht ohne Wis-

sen und Willen des Fürsten, ob ich gleich in keiner besondern Verbindung mit ihm stund; so sagte ichs — ich glaube, zu meinem Glüke — nicht gleich zu, diesem aber machte ich am 13. Jul. meine Aufwartung, und wurde von ihm sehr gnädig aufgenommen. Er bedauerte ernstlich und mit liebreichen Worten meine Entfernung: „ich solle mich dem wiederauflebenden Vaterlande und der Verbesserung seines traurigen Schikſals widmen„ und beredete mich endlich, dem erlauchten Hause Wirtemberg, das sich um meine ganze Familie so wohl verdient gemacht habe, dem Vaterlande, das sich aus seinem Jammer wieder erholen sollte, und der Kirche zu Calw, unter Hoffnung einer bessern Zucht, ein Leben zu weihen, dessen Schikſal ich in Gottes Hand stellte.

Bei meinem Aufenthalte in Straßburg wartete ich auch dem Markgrafen Friedrich von Baden, den Fürstinnen Anna Katharina, meines Herzogs Gemalin, und Anna Sabina, von Holstein, Wittwe des Wirtemb. Prinzen Julius Friedrich, in Unterthänigkeit auf, und fand den Herrn von Rapoltstein Eberhard, seine Gattin, Agatha von Solms und den Baron von Fleckenstein, wie bisher, mir sehr geneigt und freigebig. Grosse Wonne machte mirs, nach solchen Unglüksfällen und so schrklichen Stürmen, meine Freunde zu besuchen, einen Joh. Schmid, die Zierde der Theologen, Berneggern, durch Alter und Krankheit sehr ge-

ſchwächt, Glonern, der an Gütern und Ehre zugenommen hatte, Meckeln, der durch groſſe Geſchäfte ſich auszeichnete, Bockenhofern von alter bewährter Rechtſchaffenheit, und Dilgern, den ich nie ohne Gefühl der Liebe und Dankbarkeit nenne, der ſich aber gerade zur Reiſe in ſein Vaterland (*), zu ſeinem alten Vater fertig machte. Auch neue Freunde erhielt ich in ſtarker Anzahl, unter denen ſich der groſſe Redner, Joh. H. Böckler (**) und Joh. Freinsheim (†), Berneggers Eidam, ein Mann in der Blüthe der Jahre, durch wahre Zuneigung gegen mich auszeichneten. Ein denkwürdiger Auftritt wars auch für mich, als das ganze ehrwürdige Miniſterium mich in dem Hauſe Friedr. Heupels, Pfarrers an der Wilhelmer Kirche, feierlich bewirthete. Hier war ich ſo glüklich, nebſt Joh. Georg Dorſchäus, einem Theologen von groſſem Rufe (††), und Joh. Peter Piſtorius, Pfarrern an der Niklas-

(*) Danzig.

(**) geb. zu Kronheim in Franken im J. 1611. und ſtarb als Lehrer zu Straßb. J. 1692.

(†) zu Ulm J. 1608. geb. gieng von Straßb. nach Schweden, aber auch, wie Böcler, auf nicht allzulange Zeit, und wurde nach ſeiner Rükkehr Prof. zu Heidelberg, wo er im J. 1660. ſtarb.

(††) zu Straßb. 1597. geb. gieng in der Folge nach Baſel, ſtarb im J. 1659.

kirche, die mir vorher freundschaftlich bekannt waren, auch den Joh. Konr. Danhauer (*), Jak. Schaller (†), und den ehrwürdigen Alten, Sam. Schaffesius, und alle Mitglieder des geistlichen Kollegiums mit ihrem Präsidenten, Joh. Schmid, im vertrauten Cirkel zusammen zu sehen, und von ihnen in gegenseitige Freundschaft aufgenommen zu werden. Am sechzehnten kehrte ich nach Hause glüklich zurüke, und schrieb den Nürnbergern ab, doch so, daß ich mich gegen Saubert und andere Freunde zu ewigem Danke für ihre Dienstbegierde verpflichtete. Hierauf folgte dem Fabricius Saubert, und diesem Kornel. Marci, die Gott segne!

Der Monat August, der sonsten unglüklich für mich war, wurde mir auch diesesmal traurig. Denn am 17ten, meinem Geburtstage, starb meine Schwester Margaretha, und hinterließ mich, als den noch einzigen Zweig des väterlichen Hauses. Zur Erbschaft erhielt ich ihr zwölfjähriges kleinstes Mädchen Sibylla, so daß die Dürftigkeit faßt der ganzen Familie allein meine, vorher schon ermüdete, Schulter drükt. Den achten vorher war ich, kaum 1000. Schritte von der

(*) zu Köndringen im Badenschen geb. starb im J. 1666. als Prof. der Theol. zu Straßburg.

(†) Ein Elsäßer, der in eben der Würde, wie D. in Straßb. stand und blieb, starb 1676.

Stadt, in eine Bande von Räubern gerathen. Sie behandelten mich sehr übel, und verwundeten mich mit einem heftigen Stosse eines Flintenkolben auf die Brust. Daß sie mich endlich entliessen, habe ich nur der gewaltigen Hand Gottes zu danken. Aber ich fühlte von da an starke Stiche im Leibe, die mich einige Tage, nebst der Beschwerlichkeit des Athemholens, niederwarfen, auch fand sich eine Rippe in der Nachbarschaft der Brust gebrochen. Wie's damit noch gehen wird, sorge die gütige Gottheit!

Meinen Mitbürgern begegnete am 15. Aug. ein harter Unfall. Sie setzten sich einer Schaar, die ihr grosses und kleines Vieh wegtreiben wollte, nothdürftig bewaffnet, entgegen, waren aber an Stärke ungleich. Drei blieben auf der Stelle. Der vierte — ein wohlhabender Kaufmann — folgte an seinen Wunden nach, und auch der fünfte, nachdem er vierzehen Tage grausame Schmerzen gelitten hatte. Einige wurden gefangen, und nur mit grossem Gelde losgekauft, und ungefähr zwanzig schwer verwundet, von welchen noch drei zwischen Leben und Tod schweben.

Auch der Verlust vieler Vorsteher des Vaterlandes machte dieses Jahr sehr kläglich. Denn zu Straßburg starben von Geistlichen Heinr. Wieland, Joh. Jak. Albich und Elias Zeiter, Prälaten zu Bebenhausen, Adelberg und Alpirspach,

ferner der Direktor (*) (Joh.) Sebast. Hornmold, und der Landschaftskonsulent, Joh. Fabri, alle satt an Jahren und Verdiensten — zu Stuttgardt aber der Stiftsprediger Jak. Grab, ein Mann von aufrichtigem und stillem Charakter, und Erhard Weinmann, Hofprediger vor der Flucht des Fürsten; Theologen von seltener und vielfacher Gelehrsamkeit und Kollegen im Konsistorium, mit denen allen ich wohl bekannt war. Albich war auch ein Verwandter, und Grab mein ehemaliger, sehr angenehmer Universitätsfreund. Weinmann schätzte ich wegen der Gaben seines Geistes, und besaß an ihm viele Jahre einen sehr guten Freund und Gehülfen meiner Arbeiten. Aber nach Grüningers (†) Tode warf er die Feindschaft, die er gegen den Landprobst gehegt hatte, ganz auf mich Unschuldigen, und zeigte seine Abgeneigtheit; ja sogar Feindschaft gegen mich öffentlich — sonsten ein Mann, dem wenige gleich kamen, hätte nicht das, bei ihm entstandene, mürrische Wesen und der Verdacht der Simonie ihm den Haß der Menschen, statt der Achtung, erwekt.

Ihm folgte (††) Heinrich Hiller, der unter dem Herz. Joh. Friedrich, dessen Gunst er in

(*) Direktor des Konsist. und Kirchenraths.
(†) J. 1632. st. 1632.
(††) im Tode.

hohem Grade besaß, aus mittelmäßigen Umständen, zu einem grossen Vermögen gelangt war. Nach dessen Tode (*) wurde er unter der Administration auf die Seite gestellt. Allein zur Zeit der Abwesenheit des Herzogs, Eberhard (†), bauete er sein neues Glüke auf die Trümmer des Vaterlandes, und erhielt den ansehnlichen Plaz eines Obereinnehmers. Obgleich mein Vetter und ehemals mein guter Freund, war er mir doch, wegen der Calwer Sache, von der ich beim J. 1624. erzählte, sehr gram, und zeigte sich entschlossen genug, mir zu schaden, wäre er nicht theils von Bouwinghausen abgehalten, theils durch den folgenden Umsturz seiner Macht daran verhindert worden. Doch zeigte er seinen bösen Willen dadurch, daß er das grosse Vermögen Grüningers von uns, den rechtmäßigen Erben, ab, und durch Ränke seinem Sohne zuwendete — sonsten ein Mann, der viele an Thätigkeit übertraf, hätte er nur das Gute, das er hatte, nicht durch unerschöpflichen Geldgeiz befleckt!

Gegen Ende des Jahrs erfüllte ich, was ich zu Straßburg versprochen hatte. Ich entlehnte nämlich von einigen guten Freunden 1200. Thaler, um dadurch die Wiederausöhnung des Herzogs Eberhard mit dem Kaiser zu beför-

(*) 1628.

(†) des Dritten.

dern. Doch gieng's langsamer, als man gehofft hatte, weil sich bald diese, bald jene Hindernisse am Hofe entgegenstellten.

Um diese Zeit wurde die Erweiterung unserer Kapelle, die ich vor zehen Jahren zum Gottesdienste wieder hergestellt hatte, vollendet, schlug aber zu meiner Schmach aus. Denn der Magistrat ergrif, durch den Uebermuth einiger Wenigen getrieben, die Gelegenheit, die ganze geistliche Oekonomie an sich zu reissen, daher ein heftiger Streit unter uns sich erhub, dessen Entscheidung auf die Wiederkehr des Herzogs aufgeschoben wurde.

Hiezu kam noch Joh. Wolfg. Vogel, Oberster der leichten Baierschen Völker, der von niedriger Geburt durch alle Stufen des Soldatenlebens bis zur höchsten hinangestiegen war, und nun zu uns ins Winterquartier kam. Unsere Schwelgerei, die bisher keinen Ermahnungen weichen wollte, wurde daher izt durch Auflagen und Erpressungen gedämpft. Die Folgen wird das nächste Jahr angeben. — Von Zeit zu Zeit besuchten mich Freunde, Joh. Hohenfelder, Ludwigs Sohn, Heinlin, Machtolph, auch Daniel Zwicker von Danzig. Die Langeweile vertrieb ich mir durch Wiederholung der mathematischen Wissenschaften — und so brachte ich dieses Jahr durch, daß ich, wenn ich Glük und Unglüke ge-

gen einander abwog, doch mehr Ursache hatte, dem guten Gott zu danken.

Das folgende acht und dreißigste Jahr (*), von dem man sagte, es werde das Jahr unserer Erlösung seyn, brachte vielmehr neue Sklaverei und beinahe völligen Untergang. Der Anfang war gemäßigt, da die Winterquartiere nicht drükend waren, und Wolf in jeder Art von Gefälligkeit mit uns wetteiferte. Er hatte, von der ersten Niederlage des Herzogs (**) von Weimar, einen gewissen französischen Edelmann, der sich Hauptmann Joh. Aug. Danot heissen ließ, als Gefangenen bei sich, und hielt ihn Anfangs gut, in der Folge, als eine Feindschaft zwischen ihnen entstund, strenger. Der Kriegsgefangene kam hernach in Bekanntschaft mit mir, und da er ein Mann von feinem Geiste, von vielfacher Erfahrung und fremder Sprachen kundig war, so genossen wir eine Zeitlang einen angenehmen Umgang mit einander. Wie aber Bernhard unvermuthet wieder über den Rhein kam, und den obern Theil desselben besezte, so stellte man sich ihm in grosser Unordnung entgegen, und kämpfte daher so unglüklich bei Rheinfelden (†), daß das (††) Heer besiegt, und die Anführer gefangen wurden. Auch Wolf erhielt seine Freiheit

(*) Alt 52. J. (**) Bernhard.
(†) den 21. Febr. (††) kaiserliche.

erst nach acht Monaten wieder. Auf uns aber fiel die ganze Last des Kriegs, und da der Weimarer nichts Feindliches gegen uns unternahm, sondern nur Zufuhr verlangte, die kaiserliche Partei hingegen desto strenger verfolgte, so sezte er uns in den Verdacht des Abfalls, und zog uns dadurch in der Folge grossen Schaden zu. Zwar war bereits die Wiedereinsezung Eberhards auf den 5ten März, als den Friedrichstag, festgesezt, und sein Bruder Friedrich (*) hatte ihm diese frölliche Botschaft von dem kaiserlichen Hofe nicht so bald gebracht, als der Herzog selbst schon ankam. Allein beide wurden schimpflich in Stuttgardt nicht eingelassen, und dem lezteren, in seinem eigenen Lande, bei Plochingen, das Gepäke und die Pferde von grossem Werthe durch eine Räuberbande hinweggenommen. Kaum konnte er durch sein schnelles Pferd sich retten.

Um das Kriegsglüke der Kaiserlichen am Rhein wieder herzustellen, wurde Johann, Graf von Götz, als oberster Feldherr geschikt, der da glaubte, uns nicht geschwinde genug züchtigen zu können, daher das Land als Feind verwüstete, die

(*) Eberhards des III. zweiter Bruder, im J. 1615. geboren, Stifter der Neustadter Linie, der eine zahlreiche Bibliothek und ein treffliches Münzkabinet bei seinem, im J. 1682. erfolgten, Tode hinterließ.

Städte plünderte, und mit Morden und jeder Art von Grausamkeit wüthete, so daß die erste Besitznehmung Wirtemberg gegen diesen erneuerten Besuch vielen, wie die Ankunft eines Freunds, gewesen zu seyn schien. Denn was von den Trübsalen der vier lezten Jahre übrig geblieben war, verschlang dieser Abgrund. Bereits hatte auch Kasp. Bamberg, der Befehlshaber der Besazung zu Philippsburg, sowohl die Waaren unserer Kaufleute, zu dieser ihrem grossen Schaden, aufgefangen, als auch gegen Ende Aprils eine Bande Räuber gegen uns ausgeschikt, durch die das, abermals geplünderte, Calw unglaublichen Verlust erlitt, der auch das traf, was ich hinterlassen hatte. Denn ich rettete mich selbst durch die Flucht — und obgleich Götz gegen den Bernhard unglüklich gewesen war, drängte er uns doch mit seinem flüchtigen Heere, ja er bedrohete uns, wie man sagte, mit einer zweiten Zerstörung, die aber Gott gnädig abwendete.

So schleppten wir uns unter beständiger Angst und starker Erpressung, die meinen Tochtermann zuweilen wöchentlich hundert Gulden kostete, dieses Jahr dahin, und wurden von den beiden Kommissarien, von dem einen, Joh. Liebenstein, sklavisch, von dem andern, Gottfr. Schweikel, glimpflicher behandelt. Doch hatte ich durch das Wohlwollen meiner Mitbürger nie Mangel an Lebensmitteln.

Indessen

Indeſſen verlor ich auch wieder einige Freunde, und zwar verdienen beſonders bemerkt zu werden Joh. Gerhard, eine vorzügliche Zierde der Theologen, der ſchon das Jahr zuvor geſtorben war (*), Lukas Oſiander (**), einen Mann von groſſen Gaben und einer mannigfaltigen Gelehrſamkeit, aber an Charakter kein Gerhard; Erh. Machtolph (***), den ich ſo ſehr ſchäzte, einſt mein Gefährte in den Tagen der Angſt; Zach. Schäfer (†), ein ſehr geſchikter Redner und Dichter, und Georg Geer, vieljährigen Aufſeher der Klöſterlinge zu Hirſau, durch ſeine Freimüthigkeit und Freigebigkeit berühmt. (††) Von meinen Mitbürgern ſtarben Jak. Dörtenbach (†††) und Chriſtoph Demmler (††††) — Männer von nicht gemeinem Muthe und Verſtande, deren ich mich, ſo lange wir im Wohlſtande waren, öfters zur Verbeſſerung der öffentlichen Wohlfahrt bediente; beide in auswärtigen Ver-

(*) geb. den 17. Okt. 1582. geſt. 17. Aug. 1637.

(**) der jüngere, ſt. 10. Aug. 1638.

(***) den 17. Sept.

(†) den 5. März.

(††) den 3. Sept.

(†††) den 30. März. Dieſe, noch blühende, Familie hat den Ruhm, den J. V. Andreä ihr vor 150. J. beilegte, bis izt erhalten.

(††††) den 25. Aug.

richtungen, jener zu Nürnberg, dieser zu Kanstadt, daher auch beide von mir gepriesen.

Auch Besold endigte die kurze Laufbahn seiner Apostasie. Ob ihm die Wankelmüthigkeit in der Religion, oder die Treulosigkeit gegen das Vaterland und der bittere Haß gegen das Wirtembergische Haus mehr Schande machen? will ich nicht entscheiden. Das aber ist gewiß, daß er uns durch seine giftige Feder mehr Schaden und verderbliche Zögerung erwekte, als ein ganzes Heer und tausend Schwerdter, und muß daher von aller Nachkommenschaft verabscheut werden.

Das Loos der Geistlichen auf dem Lande war traurig. Denn sie waren alles Vermögens entblößt, und mußten — wenn man ihnen Nahrungsmittel versagte — entweder umherwandern, um zu betteln, oder in Städten hungern. Denn das gemeine Volk wurde zulezt für jede Unmenschlichkeit gefühllos. Einige derselben habe ich bei mir gepflegt, und auf Hoffnung besserer Zeiten unterhalten.

Endlich im Oktober wurde der Herzog Eberhard der Sehnsucht des Landes wieder geschenkt. Durch harte Bedingungen gefesselt, rief er alsbald die Landstände zusammen. Weil er aber, um das nöthige Geld zusammen zu bringen, eine ungewöhnliche Auflage machen mußte, so täuschte er, ohne seine Schuld, nur durch die Noth gedrungen, die Hoffnung vieler, und verbitterte

und verminderte dadurch den Beifall des Volks. Doch stellte er den Seinigen die geschwächten Rechte der Kommunen und Kirche wieder her, und legte einigen Beamten, die gewaltthätig handelten, oder unterminierten, einen Zaum an. Bei dieser Gelegenheit eignete ich dann auch mir das Amt des Kirchenregiments, das entzogen oder geschwächt worden war, wieder zu, und sezte am 25. Nov. mit dem Stadtrathe die Punkte eines feierlichen Vertrags, wie wir die Verwaltung einstimmig führen wollen, feste. Möge Christus sie bestätigen, und keiner meiner Nachfolger vernachläßigen!

Indem nun der Fürst gegen Ende des Jahrs sichs ernstlich angelegen seyn ließ, die Kirchensachen wieder in Ordnung zu bringen, erinnerte er sich auch meiner, und beschloß, mir diese Wiederherstellung besonders aufzutragen. Daher beschied er mich mit dem Special-Superintendent, Joh. Joach. Schüelin (*) von Kantstadt, um seine ganze Gesinnungen zu eröffnen. Aber es mengte sich, von Tübingen her, Verleumdung dazwischen, und in die Ohren des Fürsten schlich eine giftige Sage. (†) Doch behielt das großmüthige Zutrauen Eberhards die Oberhand. Am 16. Dec. hörte er, mit seinem Bruder Ulrich, dem ganzen

(*) Sonsten auch, Schüele geschrieben. (Calceolus)

(†) Von Heterodoxie und der Rosenkreuzerei, wie aus dem Anfange des folgenden Buchs erhellt.

Hofe, der Kanzlei, den Landständen und einem zahlreichen Volke, mich über Röm. 9, 13., von der Liebe Gottes zu Jakob und dem Hasse gegen Esau, in der Schloßkapelle predigen, und gab mir vielen Beifall. Abends wurde auch Schüelin gehört und gelobt. Dieses war ein feierlicher Tag, weil an demselben, seit des Fürsten Abwesenheit, die Schloßkapelle wieder zum erstenmale geöffnet, und zum reineren Gottesdienste eingeweihet wurde. Den Tag hernach trug man mir, auf den Entschluß des Fürsten, zuerst die Wahl zwischen der Hofpredigerstelle, einem theologischen Lehramte in Tübingen und der Stiftsprädikatur an. Ich verbat mir alle diese Aemter, da ich sie für meine Schultern zu schwer fühlte. Aber er drang weiter in mich, und als dem Schüelin das lezte, wiewohl auch wider seinen Willen, ertheilt wurde, verlangte er durch einen ernstlichen Befehl ans Konsistorium, ich solle zwischen den beiden erstern wählen. Doch beherzigte er meine Klagen über Abnahme der Kräfte des Geistes und Körpers, und schenkte mich — was mein einziger Wunsch war — unter Bezeugung seiner besondern Gnade, mir und den Meinigen wieder. Bereits dachte er auf Christoph Zeller, meinen Kollegen, den ich ihm vorgeschlagen hatte. Bereits eilte ich frolokend nach Hause, als meine Freunde mir das Gewissen rege machten: „ob ichs nicht verlezte, wenn ich nur für mich sorge,

die Sache der Kirche aufopfere, und meinen Neidern zum Spotte werde, ja, ihnen einen Triumph wegen Geistesschwäche gewähre? Vielmehr solle ich auf dem Kampfplaze stehen bleiben, wenigstens so lange, bis ich dem Neide die Larve abgerissen, und den Fürsten von aller Bedenklichkeit entledigt hätte.„ So entschloß ich mich dann aus Gewissensangst, daß ichs ein halbes Jahr mit den Kräften der Seele und des Körpers, im Dienste des Hofs, versuchen wollte, doch daß mein Plaz offen bliebe, und von Christoph Zellern mit einem wakeren Gehülfen indessen versehen würde — denn ihn allein, der mir drei Jahre lang, vor allen vorhergehenden, so viele Treue und Eintracht gezeigt hatte, hielt ich für tüchtig, die von mir, mit so saurem Schweisse in Ordnung gebrachte, Kirche vor Schaden zu bewahren — werde dann meine Schwäche sich äussern, so sollte er mir wieder Plaz machen, und in dem Hofpredigeramte folgen. Der so nachsichtsvolle Fürst nahm die Bedingung an, versicherte, er wolle mir lieber gnädig, als zudringlich, sich zeigen, und gestattete, daß ich auf das folgende Jahr meine Kräfte mit dem Amte messen dürfe. Mit welchem Erfolge? dafür wird der Herr sorgen, und die Zeit es lehren!

Meine häuslichen Umstände waren sowohl in Ansehung der körperlichen Gesundheit, als der

Gaben des Glüks ziemlich gut. Meine jüngere Tochter, Agnes Elisabetha, verheirathete sich den 7. Okt. mit einem ehrbaren Manne, Joh. Rilin, glüklich, und die ältere gebar den 28. Nov. das zweite Kind, dem ich bei der Taufe den Namen Maria Barbara beilegte. Auch muß ich der Freigebigkeit meiner Mitbürger erwähnen, die mir, innerhalb der vier unglüklichen Jahre, über meinen rechtmäßigen Gehalt, noch ungefehr 1000. Gulden zusammen schossen. Von aussen kamen fünfhundert dazu, und dadurch wurden meine verkümmerten Umstände ziemlich wieder hergestellt. Das Andenken an diese Wohlthaten wird keine Zeit tilgen, und auch meine ganze Familie dafür verbindlich seyn.

Meine Feder hieng das ganze Jahr an den Weiden Babylons, und wurde auch zu keiner gelehrten Unterhaltung gebraucht, als zum Briefwechsel mit den kränklichen Alten, Ludw. Hohenfelder, Saubert, Schmid, Meuderlin, Luk. Schickard, Gloner und wenigen andern. Denn da, wo Waffengeräusche alles Gefühl und alle Aeusserung der Menschlichkeit betäubt, was hätte ich da anders thun können, als muchsen und schluchzen?

Hier endigen sich die neunzehen Jahre von Calw, wo ich den grössern Theil meines Lebens,

unter mancherlei Glükswechsel, bei mittelmäßiger Gesundheit und zunehmendem Vermögen, vorzüglich aber mit Förderung des Christenthums, unter 80. geistlichen Gehülfen, ziemlich zufrieden verlebte. Dank, Lob und Ruhm sei dem Dreieinigen Gott, dem Erhalter, Retter und Rächer!

Ende des vierten Buchs.

Fünftes Buch.

Stutgardt.

Vom J. 1639—1642.

So brachte ich also meine Sachen, besonders in Ansehung der christlichen Societät, zu Calw in Ordnung, nahm da den 6. Jänner (*) Abschied, und kam am Tage Felix (**) ziemlich traurig in Stutgardt und am Hofe an, vor dem ich immer zurükgeschauert hatte, und an den ich izt unglüklicherweise gezogen wurde. Hier nahm ich nun die Bürde der, mehr als man sagen kan, zerrütteten Kirche auf meine Schultern. Ein dringendes Anliegen war mirs, den Nebel zu zerstreuen, mit dem ein Mensch von rohem Gefühle dem redlichen Theologen, D. Nicolai ein Blendwerk gemacht (†), und der sich

(*) J. 1639. alt 53. J.

(**) den 14. Jänner.

(†) Aus dieser Stelle erhellt, daß ein kleines Versehen in die so vortrefliche Erläuterungen der Wirtemb. Kirchen-Reformations- und Gelehrten-Geschichte des Herrn Prof. Schnurrers sich eingeschlichen hat, wo es S. 492. heißt: A. sein auf Empfehlung des

durch Unvorsichtigkeit weiter verbreitet hatte. Ich stellte daher einen freundschaftlichen Briefwechsel mit ihm an, und der Nebel verlor sich in eine desto sichere und, wie ich glaube, ewige Freundschaft, auch in das hellste Licht meiner Unschuld. Alle Mühe hatte sich auf beiden Seiten zu dieser Aussöhnung D. Tob. Wagner, Oberpfarrer zu Eßlingen, ein Mann von grosser Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit, gegeben, woraus dann zwischen uns beiden ein desto engeres Band und Gleichheit der Gesinnungen entstund. Als Zeugniß rüke ich hier mein ausgestelltes Glaubensbekenntnis ein, das also lautet:

„Ich bezeuge bei der heil. Dreieinigkeit und ihrer unbefleckten Braut, der evangelisch-Lutherischen Kirche, mit christlicher und ungeheuchelter Treue, daß ich von der unveränderten Augspurgischen Konfeßion und der aufgestellten Konkordien-Formel ein Anhänger, und derselben öffentlicher Verkündiger seit 25. Jahren, bin, auch mit Hülfe des heil. Geistes immer seyn werde — daß ich auf der an-

D. Melch. Nicolai nach Stutgardt gekommen. Vielmehr scheint die Verleumdung, von der er am Ende des vorigen Buchs sagt: „sie seie von Tübingen her„ gekommen, auf Nicolai gedeutet werden zu können, der damals Vicekanzler daselbst war.

deren Seite alle Lehren verwerfe, die ihnen entgegen ſtehen, beſonders aber der Tirannei des Papſtthums, den Stolz der Kalvinianer, die Heuchelei der Wiedertäufer, die Betrügereien Schwenkfelds, den Unſinn Weigels und die Gaukeleien der Neuphotinianer herzlich verabſcheue — daß ich des Mährchens von der Roſenkreuzerei immer lachte, und den Curioſitäts-Brüdern (*) mich widerſezte — daß ich ſo viele Jahre meine Feder und meinen guten Namen aufopferte, nicht um die Religion, den richtigſten und einzigen Weg zum Glüke, zu

(*) Was A. unter Curioſität verſteht, erklärt ſein bereits beim J. 1620. angeführter Traktat: de curioſitatis pernicie, nämlich Studium geheimer Künſte und Wiſſenſchaften, z. E. Erfindung des perpetui mobilis S. 12. nach der zweiten Ausg. vom J. 1621.) Chymie (Alchymie) S. 14. Paradoxien, S. 19. Magie, S. 21. die Gabe der Prophezeihung, S. 24. ꝛc. Auch damals ſchon reizbare er ſich von dem Verdachte des Weigelianismus, S. 33. der Roſenkreuzerei, S. 35. ꝛc. Es ſcheint, da A. ſelbſt in der größten Noth ſo manche Hülfsquelle zur Erhaltung der Armen in Calw, zur Unterſtüzung ſeiner Mitbürger überhaupt, zu ſeinem Hausbaue ꝛc. fand, man habe ihn auch in dem Verdachte der Goldmacherei gehabt.

verunstalten, sondern um das Leben der Christen zu bessern, nicht gegen die wahre Gelehrsamkeit und ihre Stände und Zierden, sondern gegen die wieder wachsende Barbarei, und endlich, daß ich nichts mehr wünsche, als daß alle meine Schriften und Reden nach dieser Richtschnur verstanden, verbessert oder verworfen werden möchten. In diesem Glauben, bei diesen Bemühungen und Versuchen möchte mich Jesus Christus bis an meinen letzten Athemzug erhalten und stärken: diß bitte ich ihn von ganzem Herzen.„

Nachdem ich dieses kleine Geschäfte, um Zutrauen zu mir zu erwecken, beseitigt hatte, und itzt meine ganze Sorge dem Vaterlande weihete, entdekte ich gleich beim Anfange, daß diejenigen, die zur Wiederherstellung der Dinge bestimmt waren, die Wiederherstellung nur gar nicht wünschen, und sie also selbst an dem Verderben meistens schuld sind. Denn in der Verwirrung konnten sie säen und erndten, und der Schaden, der durch die Abwesenheit (*) entstund, sollte aus dem ersezt werden, was uns übrig geblieben war. Selbst diejenigen, denen man das Religionswesen anvertrauet hatte, fand ich gegen die Religion so gleichgültig und so wenig strenge

(*) des Herzogs vom J. 1634—38.

in ihrem Lebenswandel, daß ihnen vor ernstlichem Gottesdienste und Sittenbesserung, wie vor Ketzerei und Ruthenhieben, grauete. Daher kams, daß ich ein Verbot der Gotteslästerung, der Ausschweifungen in Wollüsten, der Sabbathschänderei und mancher anderer, aus der Kriegspest entstandenen, Unordnungen nur mit Mühe auswirken konnte — und selbst dieses wurde so erlassen, daß es uns und den Siz des Uebels (*) nichts anzugehen schien. Denn da wurde kein Gesetze gegen Kleiderpracht, Schmausereien, Raub und alle schrecklichen Laster gegeben, (**) bei denen die Vornehmsten durch ihr Beispiel vorangiengen. (†) Nur Eine Sünde ist unverzeihlich, Einschränkung des Schwelgens und der Verschwendung wünschen, das zerstreuete und flüchtige Volk, das Verderbnis der Kirche und

(*) die Hauptstadt und Residenz.

(**) Es mag also der Befehl nur auf dem Lande publiciert worden seyn — eine schöne Policei!

(†) Ists daher Wunder, daß das nämliche Verbot des Zechens, der Alamoderei in den französischen langen offenen Wammesern und Ehlenweiten Hosen und halben Mon Schuhen, des Gewehrtragens ꝛc. selbst nach dem westphälischen Frieden, in nicht vollen zehen Jahren, in dem theol. Stifte viermal wiederholt werden mußte? s. Herrn Prof. Schnurrer Erläuter. der Wirtemb. Ref. Gesch. S. 501—504.

den Untergang des Ganzen bedauern, vor dem Urtheile Gottes, der Klügeren und der Nachwelt ſich fürchten! Auf der andern Seite iſt nur Ein Weg zur Gnade, die Heerde ſchinden, den Wollüſten frönen, das Gewiſſen betäuben, Vergeſſenheit des Uebels einführen. Um nicht allzuweitläufig zu ſeyn, faſſe ich alles in folgende rythmiſche Verſeart:

Imperium crudum,	Regnum nudum,
Conſilium mutum,	Satellitium brutum,
Curiæ viſcus,	Aulæ diſcus,
Cleri tabes,	Fori labes,
Ordo confuſus,	Sudor profuſus,
Fundi luxus,	Aridi fluxus,
Religio pulla,	Conſcientia nulla,
Triſtes luſus,	Noxii uſus,
Columbæ cenſura,	Corvi uſura,
Boni ſupplicium,	Mali precium,

Sunt noſtrum exitium. (*)

Mein eigenes Schikſal ſchilderte ich auf folgende Art:

Aſſiduus clamor,	Irritus labor,
Religionis luctus,	Aulæ ructus,
Onus impar,	Jugum diſpar,
Stomachus debilis,	Memoria labilis,

(*) Wie unüberſetzbar dieſe, und die folgenden Wortſpiele ſind, wird ſich jeder überzeugen, der des Ueberſetzers Verſuch wiederholt.

Panis defectus, Frequens despectus,
Præcox senium, Nausea rerum,
Contagii periculum, Cœli desiderium,
urgent meum abitum.

Damit ich aber doch etwas that, gab ich mir, während die Musageten zögerten (*), alle Mühe zur Wiederherstellung und Erhaltung der Zöglinge der Theologie, und ließ, zum Beispiele für andere und zur Hoffnung des Vaterlands, meinen eigenen Sohn, Gottlieb, unter sie aufnehmen (†) — und damit auch etwas vorhanden wäre, das, bei der gänzlichen Unthätigkeit anderer, die Sitten der Prediger bilden, oder im Zaume halten könnte, sammelte ich aus den alten Reſcripten eine Norm, der ich den Namen „Cynoſur der geiſtlichen Oekonomie„ gab, und die ich bekannt machte, ohne Zweifel mehr zum Gebrauche künftiger Zeiten, da diejenigen fehlen, welche die beſſere Ordnung Wirtembergs gekannt haben. Denn von 1046. Köpfen, die bei uns der Kirche beſtimmt waren, ſind wir auf 338.

(*) Unbegreiflich — wie der Umſtand, daß man die 200. Gulden und drüber nicht annahm, die er ſchon J. 1637. ſelbſt nach Tübingen, gewis mit groſſer Herzensfreude, gebracht hatte!

(†) Er verſichert ſogar, daß er für ſeinen Sohn 40. Gulden jährlich bezahlte. ſ. Schnurrer l. c. 493.

herabgesezt worden. Nur in den lezten fünf Jahren wurden 518. durch mancherlei Unfall aufgerieben — den Verlust des Volks im Ganzen, das vorher aus 345237. Köpfen bestanden hatte, will ich nicht einmal muthmaßlich berechnen (*) — und wenn ich das alles überdachte, überfiel mich ein Schauer. Denn unter diesen Verstorbenen zählte ich zwei Gönner, drei Lehrer, eilf Mitwerber, 30. mir anvertraute Geistlichen, zwei Schwäger, neun Blutsfreunde, fünfzehen andere Vetter, fünf Fesesschafter, fünf innigste, und 33. gewöhnliche Freunde, und mußte Thränen darüber vergiessen, daß ich so verwaißt und einsam blieb. Kaum sind aus meinem ganzen Leben noch fünfzehen übrig, mit denen ich auf diesen Schauplaz trat, und die noch Spuren der Freundschaft zeigen. Auch dieses Jahr wüthete durch Todesfälle gegen mich, denn es entriß mir

(*) Etwas anders wird dieser Verlust in Herrn Geh. R. Spittlers Wirtemb. Gesch. S. 255. dargestellt: „Nur innerhalb sieben Jahren verloren sich 345000. Menschen, und das treffliche gute Land, das wohl ehemals bei einer halben Million Menschen genähret hatte, zählte im J. 1641. kaum noch 48000. derselben.„ In der Note wird die Rede, die A. bei seiner Doktorspromotion in Tüb. im J. 1641. erhielt, als Quelle angeführt, wo ich aber jene Berechnung nicht finde.

den groſſen Theologen, Konr. Dietrich (*), die berühmten Rechtsgelehrten, Joh. Harpprecht (**) und Matth. Hiller (***); die Lehrer der Arzneikunde, Joh. Dav. Mögling (†) und Joh. Leporinus (††); ferner die Pfarrer, Sam. Gerlach (†††), Joh. Martin Andreä (‡), und Zachar. Greins (‡‡), jener ein Mann von unſchuldigem Herzen, dieſer eines geraden Sinns, der lezte aber von etwas verdrüßlichem Charakter; die meiſten meine nähere oder entferntere Verwandten. Auch von meinen ehemaligen Zöglingen und lieben Jünglingen ſtarben einige, und von auswärtigen Freunden Sigism. Even, deſſen Freundſchaft ich Sauberten dankte, ein Mann, der auf Wiederherſtellung des Kirchenweſens vorzüglich befliſſen war! Den Hof fand ich, wenigſtens bei dem gegenwärtigen Drange der Umſtände, nachgiebiger, als ich gefürchtet hatte — auſſer

(*) Senior zu Ulm, 22. März.

(**) den 21. Sept. — richtiger den 17ten, oder 18ten.

(***) den dreiſſigſten Februar. So ſtehts im Autograph, das Herr Prof. Schnurrer bei ſo vielen andern litterariſchen Schäzen des Vaterlandes beſizt. Den wahren Todestag konnte ich bei dem Mangel der Nachrichten von ihm — er ſcheint nicht Univerſitätslehrer hier geweſen zu ſeyn — nicht finden.

(†) 11. Apr. (††) 14. Dec. (†††) 28. Mai.
(‡) 18. Apr. (‡‡) 29. Apr.

ſer, daß unmäßige Jagdluſt ihn dahin riß — und ich darf hoffen, da mehr zu wirken, als bei Verbeſſerung der Sitten der Kanzlei, die es wie ein Recht behauptet, ſich ſelbſt beſchimpfen und auf eine Art lächerlich machen zu dörfen, wie es ſich für ernſthafte Männer gar nicht ziemt.

Iſts nöthig, von den vornehmen Gäſten etwas zu ſagen, die am Hofe ſich einfanden? ſie ſind da, wie die Fiſche im Waſſer. Die Vornehmſten waren, was dieſes Jahr betrift, der Pfalzgraf Chriſtian, Ernſt, Fürſt von Jägerndorf, Wilhelm von Baden, der Graf von Zollern, zwei von Eberſtein und einer von Löwenſtein, die meiſten mit ihren Gattinnen — von Kriegern aber die Generale Mercy, Clein und Golz; von geringerem Grade, Ungelter, Wolf, der mir einen guten Paßgänger ſchenkte, Holz und andere in groſſer Anzahl, nach denen ich mich nicht weiter erkundigte. Lieber bemerke ich, was mir unter dieſem Geräuſche das Leben würzte — und das war denn vorzüglich der Umgang mit unſern Princeſſinnen, Antonia, Anna Johanna, und Sibylla, einem Kleeblatte von Huldgöttinnen, dieſen Spiegeln und Muſtern der Frömmigkeit, der Unſchuld und Eintracht, mehr, als man glauben kan, und dergleichen ich wenigſtens in meinem ganzen Leben mich nicht erinnere, geſehen zu haben. Da ſie durch muſikaliſche Inſtrumente und die bewährteſten Schriften die Langeweile

und den Verdruß über ihr Schikſal verſcheuchten, ſo hat mich ihre Geiſtesruhe, ihre Geduld im Leiden, die Einſtimmigkeit ihres Willens, nebſt der Liebenswürdigkeit des Charakters und der Gefälligkeit, oft getröſtet, eigentlich aber ſo beſchämt, daß ich mich bei ihnen erhohlte, wenn ich den Muth verloren hatte, oder in den Zaum biß, den ich mir angelegt fühlte. Einen Beweis ihrer gütigen Geſinnungen gegen mich erhielt ich am 10. Okt. durch einen dreifachen Ring, den ich, als ein Denkmal des angenehmſten Umgangs und der Vertraulichkeit, allen andern erlauchten Geſchenken vorziehe.

Auſſer den ſechs fürſtlichen Perſonen beſtund der Hof damals nur aus 24. Köpfen (*): den Räthen, Joh. Jak. von Viſchach, Ludw. von Janowitz und Joh. Albr. von Welwart (†); dem ehemaligen Hofmeiſter des Herzogs, Ascanius von Borken; dem Haushofmeiſter, Joh. Balth. Buochenberg, Oberſtallmeiſter, Jodokus Heinr. von Lente; Oberjägermeiſter, Joh. Heinr.

(*) Die folgende Namenliſte iſt eigentlich unfruchtbar, d. i. eigentlich ligt nichts daran, wie der damalige Oberſtallmeiſter ꝛc. hieſſen. Allein ſie dient doch, den damaligen Hofſtaat mit dem ſpätern zu vergleichen, namentlich eines Herz. Karls, der über 100. Kammerherren ſchuf — und ſo durch alle Rubriken der Dienerſchaft.

(†) Wökwarth.

von Gölnitz, und die beiden Oberhofmeister Ludw. Guth. von Sulz und Ulr. Albr. von Gaisberg: die Kammerherren, Friedr. Benj. von Münchingen und Moriz von Croneck; Baumeister, Phil. Ludw. Schilling von Canstatt, dem kürzlich Heinr. Wezel von Marseille beigegeben wurde, der zuvor Edelknabe gewesen war: die übrigen Edelknaben hiessen Georg Wolfg. Zorn von Plobsheim, Phil. Karl von Helmstatt, Magnus von Gemmingen, Joh. Eberh. Truchses von Höfingen und Joh. Ludw. Sainctbange — die Kammerfrauen, Barbara Gräfin von Eberstein, Theodora Stekenbergin, eine geb. Nervin, Vorsteherin, Doroth. Elis. von Uttenhofen, Agatha Marg. von Nirnem, Kath. Langmantelin und Sib. Mar. Halwilin. Im Ganzen genommen finde ich, daß unter den genannten Personen mehrere, als Zierden der Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, Klugheit, Erfahrung, Gefälligkeit und Mäßigkeit, zu preisen sind, als dem Hofe Schande machen.

Was sonsten noch in diesem Jahre sich ereignete, will ich mit wenigem anführen, vorzüglich die reine Liebe Wense's, der mich abermals mit einem ansehnlichen Gehalte zu sich rief. Krankheiten suchten uns heim — mich am 25. Febr. und 27. Jul. kurz und erträglich, meine Gattin aber am 2. Sept. beschwerlich und drei Monate

lang. Zweimal wechſelte ich die Wohnung, zog im Frühjahre ins Moſerſche Haus, und im Sept. ins Schloß. Zweimal ſpazierte ich nach Eßlingen, um den alten Ludw. Hohenfelder zu beſuchen, der zuweilen wanſinnig war, einmal, im April, nach Calw. Drei Monate, von der Mitte des März bis gegen die Mitte des Junius, hatte ich Joh. Schäbele in meinem Hauſe — einen Mann, nur reich an Frömmigkeit und Gelehrſamkeit, an allem übrigen arm. Gleich freien Zutritt geſtattete ich dem Paul Jenisch (*), einem achtzigjährigen Greiſen, der Kirche Chriſti, der er nüzlich war, wohl bekannt. Am Vermögen erlitt ich groſſen Verluſt, theils durch die Verſchwendung Chriſtoph Demmlers, theils durch Mangel an Beſoldung. Beide Umſtände koſteten mich mehr, als 1000. Gulden. Von neuen Freunden erhielt ich wenige. Wagnern habe ich oben genannt. Lanſius ſchien ſich mit mir am 26. Jul. auszuſöhnen. Ihn müßte ich vor vielen andern ſchäzen, wenn er ſtandhaft bleibt. Ob

(*) Dieſer Mann, der mancherlei Schikſale hatte, und Verf. des Seelenſchazes iſt, wurde im J. 1558. den 17. Jun. geboren, und ſtarb zu Stuttg. 18. Dec. 1647. S. zum J. 1647. Herr Pf. Burk ſammelt mit ſeiner bekannten Thätigkeit Data ſeiner Geſchichte, und wird ſie, da ihm nur noch wenige fehlen, mit der Zeit dem Publikum mittheilen.

ich sonsten noch etwas gethan habe, das von Bedeutung wäre, erinnere ich mich nicht, ausser daß ich meinen Calwern mit aller möglichen Treue und Aemsigkeit theils durch Fürbitten, theils Mittheilung (*) beistund. Als ich dieses einst in einer Kabinetssitzung des Fürsten am 20. Febr. that, merkte ich wohl, daß ich mir die Gemüther abgeneigt machte, weil ich ihnen die gehoffte Beute zu entziehen schien. und darauf drang, daß man das gegebene Wort halten müsse. So ist man nur beliebt, wenn man hübsch nachgibt, — ob mit Recht oder Unrecht? daran ligt nichts — und man muß entweder der Gnade sein Gewissen aufopfern, oder man fällt in Ungnade. Als der Prinz Christian zur Welt kam, war ich der erste, der darüber seine Freude bezeugte, und den Glükwunsch abstattete. Dafür trug ich sechzig Gulden für die Stipendiaten in Tübingen, als Ausbeute, davon. Uebrigens, reuet oder verdrießt mich etwas nicht, so ists dieses: konnte ich gleich das Gute nicht befördern, so habe ich mir mit meinem vertrauten Kollegen Schüelin doch alle Mühe gegeben, das Böse zu hindern. Doch muß ich, in Hinsicht auf die Worte des Titus, sagen: Freunde! ein Jahr habe ich verloren!

(*) Dadurch, daß er ihnen guten Rath ertheilte, wie sie die Sachen behandeln sollen.

Das folgende 1640. ein Stufenjahr (*), wurde für mich voller Qual an Leib und Seele. Den Anfang machte ein Fieber, das mich beim Leichenbegängniſſe des Prinzen Julius Friedrich (†) ergrief, als ich die Trauerrede hielt — und da es meine Frau ſchon ſeit dem 28. Jänner ſo ſtark heimgeſucht hatte, daß es ſie im Anfange des Märzen faſt tödtete, ſo reiſeten wir beide mit der Familie nach Calw, und von da ins Teinach, um den Sauerbrunnen zu brauchen, den wir auch durch Gottes Gnade höchſt heilſam fanden. Am 3. Jun. kam ich, kraft meines Verſprechens, wieder nach Hauſe. Durch eben dieſen Brunnen genaß auch mein Sohn Gottlieb von der böſen Krankheit wieder, die er ſich durch die (††) Koſt im Stifte zugezogen hatte. In der Folge lehrte er bei mir, hielt die erſte geiſtliche Amtsverrichtung in dem benachbarten Häslach (†††), und kam hernach, im Auguſt, in das Reiſchachiſche Haus, als Hofmeiſter der Junker.

Bei meinem Aufenthalte zu Calw brach jenes alte Geſchwür des Neids wieder auf, woran Andler und Heß ſchuld waren — jener Vogt, dieſer Stadtſchreiber, oder vielmehr beide eine Peſt der

(*) Jahr 54.
(†) des 18. Apr.
(††) damals ſchlechte. — ſ. Schnurrer I. c. 495.
(†††) bei Stutgard, ein Filial der Garniſonskirche.

Stadt. Zwar brachte mir dieſer Umſtand wenig Schaden, doch verbitterte er mir das Vergnügen, das ich mir von dem Aufenthalte bei der mir ſo lieben Gemeine verſprochen hatte. Andler entzog mir ſogar durch ſeine Bosheit die Kurkoſten, die mir der Herzog geſtattet hatte. Aber ein bitterer Kampf wartete meiner bei der Heimkunft.

Ein gewiſſer Theologaſter, A. F. (*) hatte ſich im Teinach muthwilliger und übermüthiger aufgeführt, als es für ſeine Würde ſich ziemte. Da ſein Betragen allen Rechtſchaffenen und auch mir mißfiel, und er daher in übeln Ruf kam, ſo beſchloß der zügelloſe und unverſchämte Menſch, vorzüglich auf mich einen Angriff zu thun. Daher klagte er mich wegen zugefügter Beleidigung am 14. Aug. in einer Schmähſchrift voll Praleréi und Galle an. Nicht genug! er wagte es, gegen

(*) Zur Erläuterung dient folgende Stelle in Andreä's Briefwechſel mit D. Sæmid in Straßburg: Meminiſti, quam in acceſſu muneris hujus (Stutgardiani) obliquis & repentibus ſufillationibus fim petitus, quaſi Weigelianis portentis faverem, dum cauſam Chriſti ſerio agi, & doctrinæ vitæque Chriſtianæ connubium inſolubile ſervatum volo: quam fabulam agere etiam Andr. Faber Stutg. Specialis virulenter auſus eſt, ſuſurris ſuis aulam & curiam, non levi calumniæ profectu, pervagatus. Moſers Patriot. Archiv B. 6. S. 328.

mich und meinen Kollegen Schüelin auf der Kanzel zu toben, und wußte nicht Schlimmes genug bei Gastmalen und Gesellschaften seines Gelichters zu verbreiten. Da wir uns nun hierüber bei der geistlichen Synode am 7. Sept. beschwerten, so waren die Falschheit unserer untreuen Brüder und die Ränke jener Epikurischen Partei schuld, daß er wegen seiner Unverschämtheit nicht nach Verdienst gestraft wurde, und von uns Verzeihung erhielt. Dieses erklärte er als einen Sieg von seiner Seite, und entbrannte so sehr gegen mich und D. Wagner, daß er uns des Weigelianismus und der Verleumdung beschuldigte, erhielt aber deswegen einen Verweis, und mußte seine Lügen zurüke nehmen. In dieser ganzen Sache verrieth er sich als einen Mann von geläufiger Zunge, aber nicht von Frömmigkeit, ehrwürdig durch seinen Habit, aber unheiligen Herzens, von frecher Stirne und unverschämter Zunge, der Partei nach als einen Epikuräer, den Werken nach als Simoniaker, kurz, als einen für die Kirche gefährlichen Mann. Ein grosser Theil des Jahrs wurde mit diesem, mir sehr verdrüßlichen, Streite hingebracht, dessen Grund zu wissen, der Nachwelt nicht gleichgültig seyn wird.

Einige — unter ihnen auch ich — glaubten, man müsse die ungebührlichen Tänze, die allzuhäufige Schmäuse und die verschwenderische Kleiderpracht, bei dem Untergange des Vaterlands

und der groſſen Noth der Einwohner von mehreren Seiten, durch Geſeze einſchränken. Andere glaubten: ſtatt ſie nur zu dulden, und zum Troſte den Unglüklichen zu geſtatten, ſollte man ſichs ſogar zur Pflicht machen, jene Luſtbarkeiten zu befehlen, und auch an den hohen Feſten durch ein Decret zu erlauben — obgleich uns der Himmel am 18. Mai durch eine wunderbare Erſcheinung, die Erde den 28. Jun. durch Ueberſchwemmungen und eine zu Winnenden am 4. Sept zur Welt gekommene Wundergeburt uns bedrohete. Zum Haupte dieſer Partei warf ſich Vulkan auf, er ſelbſt zwar lahm, aber deſto beſſer tanzt ſeine ausgelaſſene Venus, die ſich wohl auch anweiſen lieſſe, das Haupt eines andern Johannes zu verlangen. In ſeinem Gefolge ſind Satyren und Faunen und Prieſter Priaps, die, wie Kälber, leken, dann fette Stiere, muthwillige Böke, die alle uns den Sieg erſchweren, weil geiſtliche Schranken dem weiten Umfange der fleiſchlichen Lüſternheit vergebens entgegen geſezt werden. Selbſt diejenigen, bei denen man noch einen Funken der Frömmigkeit zu finden glaubte, ſpotteten unſers Eifers, und gaben denjenigen nach, für die es nöthig war, ihr verſchuldetes Gewiſſen durch Luſtbarkeiten einzuſchläfern. Bei ſolchen Führern eilt man freilich dem Abgrunde zu!

Indeſſen unterließ ich doch nichts zur Einrichtung, oder Erleichterung oder Wiederherſtellung

des Kirchenwesens, und ruhete nicht, bis der seit sechs Jahren nicht mehr gehaltene Synodus (*) wieder hergestellt wurde. Mit vielem Muthe eröfneten wir ihn am 28. Aug. und endigten ihn den 11. Sept. mit Unmuthe. Es kam nichts zu Stande. Denn da das Uebel im Kopfe lag, verordnete man Arznei für die Füsse. Als der übel berathene Fürst kurz zuvor das Kirchengut als Novalzehenten angreifen wollte, bat sich das Konsistorium am 6. Jul. Gehör bei ihm aus, und stellte ihm sowohl die Gefahr des Gewissens und den Fluch Gottes, als auch das vor: sein Beginnen streite gegen die Testamente seiner Vorfahren und die öffentliche Zusicherungen. Der Herzog antwortete sehr gnädig: es solle der Kirche nicht zum Schaden gereichen. Dieses bekräftigten auch seine geheimen Räthe, Männer, die fertig mit der Zunge, zur Ausführung aber träge genug sind, mit wenig Redlichkeit. Denn durch die Ränke der Kanzlei und die Unersättlichkeit der Harpyien geschahe es, daß die Kirche kaum die Hälfte der Beute, noch dazu, wie aus bloßer Gnade, zurük erhielt. Daraus erfolgte eine solche Noth bei den Besoldungen, daß die Geistlich-

(*) Der S. besteht aus den Mitgliedern des Konsistoriums und den vier Generalsuperintendenten, die da über den Zustand der Kirche sich von dem Lande Rechenschaft ablegen lassen.

keit kaum eine halbjährige erhielt — diejenigen ausgenommen, denen fremde Beihülfe oder der Akerbau etwas beſſer zu leben geſtattete — während Stallknechte, Gaukler, Jäger, Praſſer und dergleichen Leute genug hatten, um zu ſchwelgen. Am 26. Jul. gaben wir eine abermalige Vorſtellung deswegen ein, und Melch. Nicolai ſchrieb öffentlich eine eigene Abhandlung von der Erhaltung des Miniſteriums. Aber dadurch erregten wir die Galle der Werkzeuge der Ungerechtigkeit, und wurden ihr Spott. Noch nicht geſchrökt, brachten wirs durch ungeſtümme Bitten und Drohungen des göttlichen Worts dahin, daß ſämmtliche Balleien der Kanzlei darüber zuſammentraten, wie die Geiſtlichkeit zu erhalten, und das theologiſche Stift wieder herzuſtellen ſeyn möchte? Dieſe Konferenz wurde den 9. und 14. Nov. gehalten, und gab wirklich, ſowohl dem Herzog, als den damals verſammelten Landſtänden leichte und Gott gewiß angenehme Mittel an die Hand, das Kirchenweſen zu retten. Man nahm ſie zum Scheine an, aber bald, als drei Regimenter zum Winterquartiere anrükten, wurde die Ausführung vereitelt, worüber die Räuber ohne Zweifel groſſe Freude fühlten, daß ſie ihr Wort nicht halten durften. Wie viele Arbeit, wie vielen Verdruß hatten wir vergeblich gehabt! Welche Hoffnungen, welche Verſprechungen waren dahin — um ſo mehr da auch die von Re-

gensburg her erschienene Friedenshoffnung verschwand! das sie dem Richterstule Christi überlassen!

Uebrigens wurde für das Kirchenwesen auch darum desto weniger ausgerichtet, weil falsche Lehrer selbst widerspenstig sich zeigten, und Muthwillen trieben, wie wenn Dürftigkeit alle Bande der Ehrbarkeit und des guten Wandels auflöste! Dem D. Wagner half ich, daß sein Anti-Besold, den man durch verschiedene Ränke aufhielt, endlich zur Welt kam. Durch gleiche Hülfe kam Nicolai's Hammer (*) zu Stande, mit dem er den Spiegel der Eitelkeit zerschlug. Man kan nicht glauben, wie die Politik nur mit Zittern das Bekenntniß der Wahrheit gestattet. O teutsche Tugend! o ihr heldenmüthige Bekenner! und o du besonders, Christoph! einst Wirtembergs Herzog! wie weit habt ihr euch von uns entfernt!

Nun will ich noch einige Ergözlichkeiten dieses Jahrs beifügen. Von meinen beiden Töchtern schenkte mir Gott Enkelinnen, aber im Jun. gab ich sie ihm gelassen zurüke. Meinen alten Hohenfelder besuchte ich in seinen wankenden Ge-und-

(*) Melch. N. gründliche Beantwortung zweier Schriften unter dem Namen Christiani Wilhelmi gedruckt, oder des Brandeburgischen Spiegels und seiner Apologie. Tüb. 1643. 4.

heitsumſtänden den 7. Jänn. und 5. Aug. zu Eßlingen. An Auguſt von Lüneburg fand ich noch immer einen gnädigen Fürſten, an Wenſe und Mokel wohlthätige Freunde. Saubert, Schmid, Heinhofer, Meuderlin, Freinsheim, Gloner und Reinhard tröſteten und erquikten mich durch ihre liebreiche Zuſchriften. Zu neuen Freunden erhielt ich Joh. Abr. Pömer und Lazarus Haller, Nürnbergiſche Patricier, Männer von ſeltener Gelehrſamkeit, Frömmigkeit und Beſcheidenheit. Berkelmann, Sohn des Theologen Theodor, der ſich zu den väterlichen treflichen Eigenſchaften erhebt, wurde mir bekannt. Aber einer meiner Innigſten, der mir ſtatt vieler galt, Matth. Bernegger, mit dem ich 34. Jahre in vertrauter Bekanntſchaft gelebt hatte, ſtarb am 5. Febr. (*) zum Nachtheile der Gelehrſamkeit. Bidenbach, auch einer der alten Freunde (†), beſuchte mich den

(*) Es iſt ſchon bemerkt worden, daß der Verf. die Data der Tage nicht immer richtig angibt: vermuthlich täuſchte ihn zuweilen ſein Gedächtniß. Denn B. ſtarb den 3. Febr. — Zum Glüke ſind dergleichen Fehler hier Nebenſachen.

(†) W. Bidenbach, deſſen ſchon beim J. 1630. erwähnt wurde, war Rechtslehrer zu Tübingen, ein geſchikter Mann, aber ein Feind von Beſold, wider welchen er im J. 1629 in der Frankf. Poſtzeitung einen Artikel einrüken ließ, daß dieſer in der Wirtembergiſchen Kloſterſache (ſchon 1629?)

16. Julius, und bewies, daß das Glüke seine Gesinnungen nicht geändert hatte. Am Hofe ereignete sich nichts Denkwürdiges. Unter grossen Erwartungen wegen der bewährten Tugenden des Manns, kam Joh. Kasp. Lerchenfelder, von Neuburg, in Dienste, als Vorsteher der Kammer oder Rentei. Meine häußlichen Umstände wurden durch den, lange nicht bezahlten, und endlich geschmälerten Gehalt sehr herabgesezt, und nur durch einige kleine Geschenke unterstüzt, unter denen die vorzüglichsten ein Pokal von der regierenden Herzogin und ein künstlich gestochener Jaspis waren, den mir die drei Wirtembergischen Grazien verehrten. Auch den edeln Friedr. Ka.

nicht nicht gehandelt habe. Er wurde damals von dem für Besold günstig denkenden Herzog mit Arrest belegt, aber auf Kaiserlichen Befehl wieder entlassen. Als er nun seines Lehramts entsezt war, floh er mit seiner ganzen Freundschaft an den Kaiserlichen Hof, wo es ihm aber, weil er die evangelische Religion nicht verlassen wollte, nicht nach Wunsch gieng, bis er endlich vom König in Dänemark zu seinem Residenten daselbst bestellt wurde, wo er Gelegenheit fand seinem Vaterland zu dienen, und wider des Besolds Ränke seine Geschicklichkeit zu zeigen, weswegen Herzog Eberhard gleichmässig seine Dienste gebrauchte, verschiedene Aufsäze durch ihn verfertigen ließ, und sich dessen als Gesandter am Kaiserlichen Hofe bediente. S. Sattler Gesch. Th. 9. S. 8.

ſimir Canoſſgi, der mir eine Laute von Elfenbein ſchenkte, darf ich nicht vergeſſen. Auf Hoffnung künftiger Früchte für die Wiſſenſchaften hatte ich drei junge Leute in mein Haus aufgenommen, einen Erh. Machtolph, Joh. Ergezinger und Friedr. Heller, jenen um der väterlichen Freundſchaft willen umſonſt, die beiden lezteren um ein geringes Geld. Meine Freunde unterſtüzte ich durch Hülfe, die Armen durch Almoſen, wo ich konnte.

Noch füge ich eine Nachricht bei, über die Demokritus lachen, oder Heraklit weinen, oder Momus zürnen mag. Ein Landgut, das Kürpach (*) heißt, kaufte ich, mehr in Hoffnung des künftigen Wohlſtands, zu dem ſich das Vaterland aus ſeinen Trümmern wieder erheben würde, als zum gegenwärtigen Nuzen. Es enthält 137. Jaucherte Akerfeld und Wieſen, nebſt einem Hofe und

(*) A. ſelbſt, der's doch wiſſen ſollte, führte mich Anfangs irre, daß er die Lage ſeines Landguts ſo ganz nahe bei Bietigheim angibt, (ſ. zum folg. Jahre) wo ichs vergeblich ſuchte, bis ein Freund mich folgendes belehrte: „das Andreäiſche Kürpach iſt nichts anders, als der ſogenannte Thiergarten im Zabergau, das in alten Urkunden bald Kirbach, bald Kirchdach genennt wird." Dieſer Thiergarten, wo ehemals die Oberforſtmeiſter des Strombergs wohnten, ligt 4. Stunden von Bietigheim, 2. von Brakenheim, im Amte Güglingen.

zwei Obstgärten. Der Preis war 280. Gulden baar Geld. Einst gehörte es dem Vietigheimer Vogt, Seb. Hornmold, dessen in der Nachricht von Jak. Andreä gedacht wird (*), und der Herzog Christoph hatte es ihm den 17. Febr. 1534. (†) zu Lehen gegeben, Herzog Friedrich aber im J. 1604. von allen bürgerlichen Lasten, selbst von der Lehenpflicht, befreiet, und man schätzte es längst auf einige 1000. Gulden. Ob ich nun weise oder thöricht handelte? wird die Zukunft entscheiden. Wenigstens gab ich dadurch, wie Jeremias (††), zu erkennen, daß ich, selbst bei der größten Noth, an dem Vaterlande nicht verzweifelte.

Dieses Jahr schliesse ein gewisser Tob. Schneider von Rötteln, der unter beiden Heeren gedient hatte, und nun umher gieng, Busse und Friede zu

(*) Aber nicht zu seinen Ehren. Denn es wird von ihm gemeldet, daß er zur Zeit des Interim besonders für die Rückkehr der katholischen Geistlichen sorgte: (S. 26.) daß er von dem D. Joh. Knoder einen derben Verweis erhielt, weil er den D. Jak. Andreä ohne Geld fortschiken wollte, (S. 30.) und nach dem Interim nicht alle Kirchengüter wieder zurüke gab. (S. 34.)

(†) Muß aus mehreren Gründen J. 1554. heissen.

(††) Cap. 32.

zu predigen. Ob er geschäzt, oder bemitleidet zu werden verdient, lasse ich unentschieden.

Meine kümmerlichen Umstände verbesserte (*) die Freigebigkeit Herzog Augusts von Lüneburg. Einigen sehr gnädigen, mit eigener Hand schön geschriebenen, Briefen, in denen er mich tröstete, fügte er ein glänzendes Geschenke von 200. Reichsthalern bei, die mit 100. andern, von Wense geschikt, mir zum ewigen dankbaren Andenken, am 2. Jun. ausgezahlt wurden. Diese mir von oben zugewandte Wohlthat hat mich, den Schulden fast niederdrükten, so wieder empor gehoben, daß ich aus der Finsterniß, die mich umgeben hatte, ins Licht zurüke zu kehren schien. Voraus war ein silberner Becher mit schöner Arbeit von der regierenden Herzogin gegangen, auch Kostbarkeiten von den drei erlauchten Grazien und ein goldener Portugaleser von dem Obersten Rosa, wodurch mein sinkendes Haus ziemlich unterstüzt wurde. Denn meine Besoldung gewährte mir die ganze drei Jahre nicht Unterhaltung genug, weil ich davon kaum etwas über 140. Gulden einnahm, an Accidenzen aber — was man nicht leicht glauben wird — zum Geschenke nicht einmal einen Heller erhielt. So schlecht wurden meine so grossen und fast unendlichen Arbeiten bezahlt! Nichts desto weniger war mein Haus wie eine öffentliche

(*) Jahr 1641. alt 55. Jahre.

Herberge aller Klienten, die etwas suchten, unterhandelten, erbettelten oder erwarteten. Auch die Freigebigkeit meiner Tochtermänner trug sehr viel zur Bestreitung dieser Kosten bei.

Indessen wurde mit allem Ernste daran gearbeitet, daß sowohl das theologische Stift unterstützt, als auch die lechzende Geistlichkeit erhalten würde. Der Erfolg war, daß von einer, im ganzen Lande veranstalteten, Kollekte 3000. Gulden der Unterhaltung des Klostertisches, 2500. aber den dürftigen Geistlichen, deren ungefähr 600. waren, zugetheilt werden konnten: 3000. Gulden gienngen, wie gewöhnlich, anderswohin. Doch wurde den Landleuten befohlen, von den Aekern, die überall mit Gesträuche bewachsen zu werden anfiengen, und von den Gemeingütern solle jeder in seinem Orte eine gewisse Anzahl auf eine gewisse Art bauen, das manchen wohl bekam, namentlich da, wo sich aus der allgemeinen Verwüstung weniger Schilf und öde Pläze fanden.

Mehr Kampf kostete es, als ich einigemale, besonders am 25. Mai und 6. Aug. mit der, immer mehr einreissenden, Simonie streiten mußte, die, nebst den unerlaubten Beförderungswegen, die Kirche heimsuchte, und sie durch gewaltsame Anstellung vieler lasterhafter Menschen schändete. Ja sie gieng in der Unverschämtheit so weit, daß fast nur schlechte und rohe Leute Pläze fanden,

und den Guten die Unschuld selbst zum Vorwurfe gemacht wurde. Was ich ausrichtete, getraue ich mir nicht zu sagen, da die Schlange noch im Grase verborgen ligt, um bei der ersten Gelegenheit, wenn Apap (*) hilft und sie unterstüzt, ihre Kräfte wieder zu äussern. Mich mag mein gutes Gewissen trösten, der Wolf aber heulen, der oft von den geistlichen Heerden, wider seine Erwartung, abgetrieben wurde!

So brachte ich den gröſſeren Theil des Jahrs in beinahe verdoppelter Amtslast zu, weil mein Kollege, (†) Heerbrand, sich entweder krank, oder im Gefolge des Fürsten befand. Für mich hingegen wars gesund, ausser, daß ich in der zweiten Hälfte des März am rechten Fusse litt — meinen Freunden aber gefährlich, zuerst dem Ludw. Janowitz, dem ersten unserer geheimen Räthe, den Tugend und Geburt adelten, und der zu Regensburg auf dem Reichstage, auf dem man ganz Teutschland durch die Maske der Amnestie täuschte, zu unserm grossen Nachtheile, starb. Denn er kannte die Rechte des Vaterlandes, bewahrte Rechtschaffenheit aufs aufrichtigste, drang einzig auf Wiederherstellung des gemeinen Wesens, und war, dreißig Jahre und länger, mein unveränderlicher Freund. Auch die Gattin und Schwiegermutter meines treuen Bruders in Chri-

(*) Papa. (†) Wilhelm.

so, Konr. Beiers, des Nürnbergischen Patriciers, giengen dahin, und ich theilte seinen Kummer. Die schmerzlichste und unheilbare Wunde aber schlug mir der Tod Wilhelms von Wense, dieser Perle des Adels, der, seit dem J. 1612. mein Freund, schon so oft in diesem Aufsaze, und nie anders, als mit Hochachtung angeführt worden ist. Ach! die härteste Todesart raffte ihn dahin! Denn am 4. Aug. zerquetschte ihn ein Mühlrad in seinem eigenen Hause. Mehr füge ich izt nicht bei, theils durch den Schmerz verhindert, theils weil ich entschlossen bin, die rühmlichen Eigenschaften des Manns in einer eigenen Lobrede darzustellen.

Nun aber komme ich zu einem Auftritte, den ich längst verworfen hatte, und dem ich mich izt erst, bei höherem Alter und bei der Abnahme meiner Kräfte und meines Geistes, aber nur durch freundschaftliches Zureden bewogen, fügte. Ich kam nämlich am 9. Aug. nach Tübingen, um das, durch die Treulosigkeit der Vormünder, übel verwaltete Vermögen von den verwaisten Kindern meiner Schwester Regine in Ordnung zu bringen. Hier nun bespricht sich mit mir der Prokanzler, Melch. Nicolai, ein Theologe, welcher sich, vor vielen andern, durch Schärfe seiner Feder, wie durch tadelloses Leben, auszeichnet, und verlangt von mir, der ich an nichts

weniger dachte, mit vorgelegten Gründen: ich solle den Titel eines Doktors der Theologie (*) annehmen, den er mir hiermit freiwillig anbiete. Er brachte es auch dahin, daß ich zu Hause wirklich darüber nachdachte, und, nach reifem Abwägen der Sache von beiden Seiten, war das Resultat dieses: es sei in der That kein besseres Mittel, das zaumlose Unthier zu würgen, das mich das Jahr zuvor, in einem andern Falle, angegriffen, und sein Gift durch seine Mitschuldigen, nicht ganz ohne meinen Schaden, verbreitet hatte, als dieses feierliche Zeugniß, um meine Unschuld und Rechtglaubigkeit vor der ganzen Christenheit zu beweisen. Ich gab also nach, besonders als der gnädige Beifall meines Herzogs und die Ermunterung meiner Freunde dazu kam, überdiß D. Nicolai mich durch Briefe aufs neue aufgerufen hatte, ob ich mich gleich fast schämte, daß ein Urtheil anderer von mir nöthig seyn sollte. Daher rücke ich auch die Schreiben sowohl Nicolai's, als meine Antwort, die ich meinen verehrlichen Kollegen auch mitgetheilt habe, hier ein:

Wohlehrwürdiger und trefflicher Mann!

Gechrtester Freund und Bruder in Christo!

Nichts wünsche ich mehr, als, es möchte durch die That erfüllt werden, was mündlich unter uns

(*) den ihm auch Leipzig und Altdorf angetragen hatten. s. Moser l. c.

verhandelt wurde. Auch mit meinem Kollegen, D. Joh. Ulr. Pregizer, habe ich aus der Sache geredet, und wir sind darinnen einstimmig: daß wir, als sechzigjährige, dem Tode uns nähernde, Männer, glauben: es gereiche zum allgemeinen Besten, wenn von uns, noch bei guter Gesundheit und bei unsern Lebzeiten, einige andere mit der höchsten Doktorwürde geziert würden, um entweder uns nach unserm Abscheiden nachfolgen, oder andere, die uns nachfolgen, mit der nämlichen Ehre bekleiden zu können. Nun aber wissen wir niemanden, den wir Dir vorziehen, oder gleichstellen könnten, und bitten beide Gott, daß er Dich eben so groß mache, als Deinen Großvater, Jakob Andreä, Propst und Kanzler allhier zu Tübingen, diesen um Kirche und Schulen so hoch verdienten Mann, sowohl in Ansehung des Ansehens, als des Nutzens, der für die Kirche daraus entspringen mag. Ihm empfehlen wir Dich, und bitten, Du möchtest unsere Brüder, Deine Kollegen, in unserm Namen vielmals grüssen. Gegeben in meiner Studierstube, den Tag vor Bartholomäus.

Euer Wohlehrwürden

wohl zugethaner
Melch. Nicolai,
D. Prokanzler.

Mein Brief an Wilh. Heerbrand und Joh. Joach. Schüelin lautet also:

Meinen Gruß durch Christum!
Wohlehrwürdige und treßliche Männer!
Geehrteste Gönner und in unserm Herrn Christo geliebteste Brüder!

„Wundert sich etwa jemand, was mir einfällt, daß ich, satt an Jahren und im Dienste der Kirche, izt erst glaube, den Titel eines Doktors annehmen zu müssen, den ich bei blühenden Jahren und bei ungeschwächten Kräften nicht geachtet habe: so will ich seinen Gründen, oder auch seinem Tadel nicht widersprechen. Denn ich bekenne, daß es mehr einen schlechten, als guten Hausvater verräth, wenn ich, bei dem von allen Seiten erlittenen Verluste, zu einer Zeit, wo ein Zusaz von Ehre für mich weder wünschenswürdig noch zu erwarten ist, einen noch höheren Titel kaufe, der bald mit mir begraben werden kan. Denn, ob es gleich den Schein hat, daß ich unserm Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn solche Gründe meines Vorhabens vorlegte, daß er es genehmigen sollte, so läugne ich doch nicht, daß sie leicht zu widerlegen sind, und mir daher der grössere Theil der Schuld beigelegt werden kan. Denn was vermag der leere Doktorsname meine sinkende Familie zu unterstüzen? Was vermag die Maske eines Doktors gegen den Drang des

unglüklichen Schikſals unſers Vaterlands, das ſo viele edle, um ſo mehr alſo plebeiſche Familien zu Grunde richtete, und noch izt gegen alle Stände wüthet? Daß man mir, der ich mich nicht darum bewarb, nicht einmal daran dachte, dieſe Würde freiwillig antrug, kan man mehr der Freundſchaft, als einem gründlichen Urtheile, zuſchreiben, dem ich wegen Abnahme des Geiſtes und geſchwächten Körpers nicht entſpräche. Daher könnte ich mich, aus mehr, als jemals, überwiegenden Gründen, der angetragenen Würde entziehen, weil die Tübinger Theologen, die ſich klüglich und billig Nachfolger ſuchen, in meiner Wahl ihres Zweks verfehlten. Allein ich habe noch einen Grund, ehrwürdige und traute Kollegen! den ich vor der Welt verheimliche, Euch aber, aus brüderlichem Zutrauen, wie es Pflicht iſt, aufrichtig entdeke. Ihr erinnert Euch, was, leider! für ein Ungethüm mich die meiſte Lebenszeit und bei meinen meiſten Arbeiten verfolgte — man nennt es den Schatten und Gefährten der Tugend und des Glüks — der Neid! Schon langt quält er mich mit giftigem Herzen, bleifarbigem Angeſichte, dreifachgeſpaltener Zunge und gekrümmten Klauen, und haußt auch, weil er, der Fledermaus gleich, geflügelt iſt, nicht an Einem Plaze, ſondern verbreitet ſeine Verleumdungen weit umher. Ob ich ihm nun gleich, neben der Reinigkeit meines Wandels, beſonders ein

faſt dreißig Jahre, öffentlich mit Treue verwaltetes, Kirchenamt, und das Zeugniß von ungefähr 80., meinem Hirtenſtabe anvertraueten, Kollegen längſt entgegen ſetzte: ſo konnte ichs doch nicht vermeiden, daß er nicht zu der Zeit, als ich von unſerm Durchlauchtigſten Fürſten zur Wiederherſtellung der Kirche Euch zugeſellt werden ſollte, mich der Abweichung von unſerer orthodoxen Religion beſchuldigte, und ich entweder, wo nicht mit dem Geſtändniſſe, doch mit dem Verdachte, ich ſeie ſchuldig, von dem Plaze abtreten, oder auf dieſem beſchwerlichen Poſten, vor dem ich mein ganzes Leben Abneigung gefühlt hatte, wider meinen Willen aushalten mußte.„

„Nachdem ich nun dieſem heftigen Stoſſe durch meine Gegenwart und Unerſchrokenheit ſo ziemlich ausgewichen war, und Euch, ehrwürdige Brüder! meine redlichen Geſinnungen beſonders bewährt hatte, bereitete, wie Ihr wißt, ein anderer, dems gar nicht ziemte (*), mir den neuen Vorwurf des Fanaticismus. Dieſe Schande nun, wurde ſie gleich in der Geburt erſtikt, brachte die Wirkung hervor, daß ich ſogleich beſchloß, einen öffentlichen und feierlichen Beweis meiner Unſchuld ans Licht zu ſtellen, und meine Leiche mit dem Zeugniſſe ächter Theologen zu zieren. Welchen andern Ort konnte ich zur Erei-

(*) Er meint den oben angeführten A. Z.

chung dieser Absicht wählen, als Tübingen? welchen andern Schauplaz, als den theologischen Hörsaal, diesen Tempel unserer Religion? Denn daselbst habe ich den Glauben, der, durch die Arbeit und den Ruhm meiner Voreltern gegründet, und von mir mit der Muttermilch eingesogen wurde, in einem Zeitraum von dreizehen Jahren durch das Studium guter Wissenschaften und Künste gestärkt. Da hörte ich meine Lehrer, jene Helden seeligen Andenkens, einen Gerlach, Oslander, Hafenreffer, Sigwart, Schäfer, die sich gegen mich mit väterlicher Liebe und häuslicher Vertraulichkeit geneigt zeigten — da gab ich ihnen herzlichen Beifall — da stellte ich sie mir zu Mustern auf. Wenn ich also, auf die freundschaftliche Einladung des Tübingischen Prokanzlers, auf die liebreiche Gesinnung der theologischen Fakultät, bei dem Beifalle der ganzen Universität, mit Freuden einwilligte, am Lehrstule jener Männer, bei ihrer Asche meinen aufrichtigen und unerschütterten Glauben und gleiche Gesinnungen feierlich zu erklären, und die zaumlose Verleumdung zu ersticken, so ist mir — ich bekenne es — etwas Menschliches begegnet, und ich bitte Euch, die Ihr meine geheimen Wunden kennt, um Verzeihung meiner Verwegenheit oder Ehrliebe. Habe ich diese lezte Pflicht, meinen guten Namen gegen die Verläumder zu schüzen, mit Eurer Bewilligung erfüllt, so bin ich aufs

neue mit gröſtem Zutrauen, bei dem engern Bande wechselsweiſer Zuneigung, bei der Gewißheit Eurer Liebe gegen mich, ganz bereit, Euch in unſern gemeinſchaftlichen Bemühungen und Handlungen, zu unterſtüzen, und Gutes und Böſes mit Euch zu theilen. Alle unſere Arbeit leite, begünſtige und beglüke Chriſtus, dem ich Euch, ſehr ehrwürdige Brüder! in ernſtlichem Gebete empfehle! Geg. den 9. Sept. 1641.

Euer

mit aller Achtung und brüderlicher Pflicht ergebener

J. V. A.

Nachdem ich nun alles alſo eingeleitet hatte, kehrte ich den 20. Sept. nach Tübingen zurüke, erfüllte, was nach den akademiſchen Geſezen nöthig iſt (*), und hielt am 26ſten an die öffentliche Verſammlung eine Rede von der Dankbarkeit, die man Gott, auch in den traurigſten Zeiten, ſchuldig iſt, und nahm darauf bei der folgenden Einweihung, unter den Augen und mit dem Beifalle des erlauchten Hauſes Wirtemberg, des hohen Hofs, der Kanzlei, des Vaterlands und der akademiſchen Stände, den Namen eines Theologen der ächten Lutherſchen Lehre an, wozu ich mich nicht zum erſtenmale, aber doch izt feierlicher, durch einen Eidſchwur bekannte. Auch be-

(*) Z. E. eine theol. Vorleſung zu halten.

zeugte ich öffentlich, was mich bei dem Verfalle unserer reinen, aber nicht gewissenhaft genug bewachten, Religion längst gequält habe, und noch quäle. Doch davon mag die, dem öffentlichen Urtheile ausgesetzte, Schrift (*) selbst zeugen!

Die Kosten beliefen sich auf ungefähr 100. Thaler, die ich aus hoher Hand (**) erhielt, und die mir durch die Ehrengeschenke der Fürsten, Barone und der Stadt Calw ersetzt wurden, so daß ich das Ehrengepränge andern zu danken habe, mir selbst aber die Bürde gleichmüthig vorbehalte, andern, Bösen und Guten, die Freiheit des Urtheils, gerne überlasse, und endlich der Nachkommenschaft durch die treue Erzählung dieser mir angenehmen Begebenheit Rechenschaft gebe.

Sonsten aber hatte ich dieses Jahr wenige Ergötzlichkeiten, und desto mehr Verdruß, den ich durch einen und den andern Spaziergang aufheiterte, wenn ich meinen alten, edeln Hohenfelder zu Eßlingen am 1. Sept. sprach, oder am 25sten

(*) Der Titel des Büchelgens ist: Honor Doctoralis Theologicus — ab inclyta facultate Theol. Tub. Johann — Valentino Andreæ — ultro oblatus, & V. Cal. Oct. collatus, plaususque Benevolorum & Amicorum condecoratus. Tub. 12. CIↃ IↃCXLII. Die Glückwunschgedichte allein nehmen 100. S. ein, von S. 149—249.

(**) vom Herzoge August von Lüneburg.

Aug. mein, nahe bei Bietigheim gelegenes (*), Gut, Kirchbach, beſuchte, das ich freilich durch die Unthaten des Kriegs ſehr verwüſtet fand, oder von meiner Tochter, Agnes Eliſabeth, mir ein Enkel gleichen Namens geboren wurde; oder eine muntere Enkelin einige Monate lang bei uns war. Was ich etwa zum Beſten der Kirche oder gelehrten Welt, durch Schriften, beitrug, wird das kommende Jahr erzählen, wo ſie erſchienen.

Gegen Ende dieſes Jahrs wurde Ferdinand Geitzigkofler, Sohn jenes Zacharias, der durch ſeine treflichen Eigenſchaften (†) ſich das Glük ſo günſtig machte, daß es ihn zu hohen Stufen der Ehre und des Reichthums erhob, und der Erbe dieſes Glüks (††), unſerm ganzen Vaterlande

(*) ſ. oben.

(†) Im Originale heißts zwar magna virtute. Ich kans aber doch nicht „durch ſeine groſſe Tapferkeit„ überſezen, weil er nicht Soldat geweſen iſt, ſondern kaiſerlicher Rath bei Rudolph II. und Matthias.

(††) Da A. von den übrigen Lebensumſtänden dieſes, für Wirtemberg merkwürdigen, und auch ſonſten intereſſanten, Manns nichts meldet, ſo wollen wir dieſe Lüke ergänzen. Ferdinand G. zu Augsburg J. 1592. geboren, zeigte ſich zu Straßburg als ein frühezeitiges Genie, durchreiſete faſt ganz Europa, wurde ſchon im J. 1612. Wirtemb. Geh. Rath und Kämmerer, lebte, vom J. 1628. an, mei-

mit der höchſten Vollmacht vorgeſezt wurde. Unter dem Volke ſtreuete man aus: er berathe das Vaterland umſonſt: die aber weiter ſahen, prophezeieten, ſein Rath werde uns hoch zu ſtehen kommen. Am 18. Nov. wurde er vom Herzoge ſelbſt als Vice-Regent dargeſtellt. Seine erſte That war, daß er die Räthe, die Geiſtlichen und die alten treuen Diener von der Herzoglichen Tafel ausſchloß (*), unter dem Vorwande der Erſparniſſe bei der Tafel, in der That aber, damit man deſto ausgelaſſener, ohne Zeugen, tafeln konnte, weil, von der Zeit an, Schwelgerei und Schmäuſe gränzenlos wurden. Darauf wurde ein Landtag ausgeſchrieben, der vom 8. Dec. bis zum zum 24. Febr. des folgenden Jahrs dauerte, mit groſſen Zurüſtungen, alles zu verbeſſern, aber

ſtentheils in Italien und zu Zürich, bis er im J. 1641. die oben angegebene Stelle erhielt. Dieſe verwaltete er bis ins J. 1645. gieng dann wieder ins Venetianiſche zurüke, wo er General in Dalmatien werden ſollte, lebte aber izt, da es nach geſchloſſenem Weſtphäliſchen Frieden in Teutſchland wieder ruhig war, zu Ulm, und begab ſich zum Reichstage in Regensburg, wo er im J. 1653. ſtarb. Kaiſer Ferdinand II. hatte ihn baroniſiert.

(*) Der Beſizer einer, ſo viel möglich, fortreflen Abſchrift des Originals, das ſelbſt nicht immer korrekt iſt, ſchrieb hier an den Rand: „En natalen des Cyndalgelds.„

— die für die Geistlichen zusammen gebrachte Kollekte ausgenommen — von geringem Erfolge, theils wegen Aufschubs des schon erwarteten Friedens, theils wegen der fortdauernden Verheerungen des Kriegs — und doch wurde den Landständen keine geringe Last dabei aufgebürdet. Indessen wuchs die Macht des Statthalters immer mehr an, und er wurde der Mittelpunkt aller Gesetze, Rechte, Freiheiten, Gebräuche und Verträge in geistlichen und weltlichen Dingen, worüber denn freilich diejenigen, durch deren Gefälligkeit er angestellt worden war, sich erboßten, andere sich gegen das Joch sträubten, die durch ihre hohe Geburt, oder ihr grosses Vermögen, oder durch vorher bekleidete, fast gleiche, Würde von der Sklaverei sich frei gemacht hatten. Mir, der ich Lekerbissen nicht achte, und sklavische Dienste nicht ertragen kan, wars sehr erwünscht, von dem 11. Nov. an, an meinem eigenen Tische zu sizen, und von Aufwartungen bei Hofe frei zu seyn. Denn die Zeit, die der Hof mir raubte, konnte ich zu ernsten und der Kirche nüzlichen Arbeiten anwenden.

Wenn ich das folgende Jahr (*) wegen der glänzenden Freigebigkeit und Zuneigung des Herzogs August von Braunschweig und Lüneburg ein glänzendes nenne, so habe ich gewis recht. Ihm

(*) J. 1642. alt 56.

ſeie es auch ganz geweihet! Vorher giengen herrliche Neujahrsgeſchenke unſers Hofs, darauf ein Präſent der Landſtände (*), wegen der Zuſchrift meiner Inauguralien, den 28. Jänner, und dann die Freigebigkeit Canoſſigis. Indeſſen kam das Werkchen zu Stande, das für die chriſtliche und gelehrte Welt ein Hülfsmittel ſeyn ſollte (†), und an dem Altare Auguſts, dieſes meines erlauchten dreifachen (††) Genie's, mit dankbarem Her-

(*) Eigentlich nur des engeren Ausſchuſſes.

(†) So heißt der Titel: Rei Chriſtianæ & Litterariæ Subſidia Smo. & Potentiſſ. Principi Auguſto — a J. Val. A. — oblata. Tub. 1642. 12. 593. pag. ohne den Innhalt der Kap. Es iſt in 6. Abſchnitte eingetheilt, deren jeder, bis auf den letzten, ein beſonders Titelblatt und wieder eine beſondere Zuſchrift hat: Sol Veritatis p. 1—120. Harmonia Vitæ Chriſti, p. 121—152. Synoptica Chronologia, p. 153—213. (113) Arca Noha, p. 475—573. Idea diſciplinæ eccleſiaſticæ, p. 574—583. Den Reſt füllen die Liſte der Geiſtlichen, die in der Diöces von Calw unter ſeiner Inſpection ſtunden

(††) Spielt vermuthlich auf folgende Stelle in der Dedikation an: Si Te Solem meum dixero, rem omnem abſolvero. Nam & Gratiæ radiis me in opacis delitescentem illuminaſti, & Munificentiæ calore refoviſti, & Virtutis vigore vegetaſti.

Herzen niedergelegt werden mußte. Er erwiederte mein Geschenke den 10. Mai mit (*) Reichsthalern, nach seiner ausserordentlichen Großmuth, indem er seine Gabe nach seiner Grösse, nicht nach meiner Kleinheit, maß. Zum Andenken für die Meinigen ließ ich nun zu Augsburg ein zierlich gemachtes Schreibgefässe von hohem Werthe verfertigen. Ja, nicht einmal damit begnügte sich der edle Fürst, sondern nahm mich auf St. Michael auch in seinen Kirchenrath auf, und bestimmte mir eine Besoldung von 400. Thalern, damit er mich — in so weit es die Angelegenheiten des Vaterlands erlaubten — ganz sein eigen machte, das ich auch, wie ich aufrichtig und feierlich bekenne, wirklich bin. Für einen so grossen Preiß sollte ich nur geringe und mir in der That angenehme Arbeiten verrichten, nämlich das nach meinen geringen Kräften prüfen, was er selbst mit hohem Geiste, mit genauer Beurtheilungskraft und mit unglaublicher Thätigkeit zum Besten der Kirche entwarf.

Indessen wurde unser neuer Herr (†) immer

(*) Die hier befindliche Lüke deutet vermuthlich die empfangene Summe an.

(†) Der Statthalter Geitzigkofler. Es ist in der That zu verwundern, daß in den bekanntesten Wirtemb. Geschichten sein Regiment von dieser Seite nicht geschildert wird.

mächtiger. Simon (*) schloß sich an ihn an, und beugte die Knie vor ihm, in Hoffnung, sich immer weiter empor zu schwingen. So gab der Verräther die Rechte der Kirche preiß, daher ich am 15. März einen bittern Wortwechsel mit ihm hatte. Zeuge davon ist die freie Stimme, die ich bei Auguß, als ein Denkmal meiner Treue (†) niederlegte. (††) Von der Zeit an sank unser Kirchenwesen, und gieng rükwärts, weil es der Willkühr eines Einzigen, der weder Grundsäze noch Religion hatte, unterworfen war. Auch andere Stände schonte man eben so wenig. Denn da ein gewisser Anonym in einer, wie man erzählte, ehrenrührigen, aber versigelten Schrift, die damalige Lage unsers Staats durchzog, so stellte man Untersuchungen gegen Männer von jedem

(*) Der Verkauf geistlicher Stellen.

(†) gegen die Kirche.

(††) Sub Clypeo Friderici III. Reg. Dan. — prodit Vox libera ad Aug. — privato quondam calamo emissa a J. V. A. p. m. nunc publico Cordatorum scrutinio submissa — cura Balth. Arend &c. Glückstad. 1667. 12. Das Büchelgen besteht aus 4. Abh. 1. Planctus Jeremiæ Proph. renovatus. 2. Ecclesiæ Christ. constituendæ, conservandæ & corrigendæ genuina ratio. 3. Vir bonus ad lapidem Lydium examinatus. 4. Medium Christiani — und hat starke Stellen.

Amte, Stande und Ruſe mit vieler Schmach angeſtellt, und man bewies dadurch — ich weiß nicht, ob mehr Uebermuth, oder Unvorſichtigkeit, da ja über verſchloſſene Schriften niemand abſprechen weder kan, noch will.

Am Anfange des Apr. wurde mir aufgetragen (*), daß ich meiner Stelle in Calw, die bisher unbeſezt geblieben war, izt entſagte. Ich begab mich alſo dahin, und ſagte meiner, mir 21. Jahre anvertraut geweſenen, Heerde, unter gegenſeitigen Thränen, Lebewohl. Zugleich ſezte ich meinen Nachfolger, Chriſtoph Zeller, einen Mann von bewährter Treue, in das Amt ein. Alles dieſes geſchahe in Gegenwart meines, mir ſehr gnädigen, Herzogs Eberhards, der wechſelsweiſe Ehrengeſchenke gab und annahm. Dieſes wurde mir aber von dem Statthalter in der Folge übel genommen und vorgerükt, wobei Simon (†) ihm höchlich Beifall gab, und das Schifflein der Kirche durchbohrte, daß es bald hernach unterſank.

Indeſſen beſuchte Markgr. Albrecht von Anſpach, dieſe Luſt unſerer Fürſten, ſeine Braut (††), um ſich die Zeit deſto beſſer zu vertreiben, wäh-

(*) Vielleicht hoffte man, er werde lieber nach C. zuräke gehen, als in Stutgardt bleiben.

(†) Er ſcheint jemanden perſönlich zu bezeichnen, weil er immer Simon ſagt, nicht Simonie.

(††) Henriette Louiſe.

rend die Unsrigen in Sauerbrunnen und Bädern ihrer Gesundheit pflegten. Verschiedenemale war mirs gegönnt, mich mit ihm zu unterhalten, und seine menschenliebende Denkart kennen zu lernen, besonders am 5. Junius, und ich muß es hier beisezen, wie sehr die Seinigen mich mehr als einmal versicherten: dieser Fürst habe keinen besondern Fehler, worüber ich, der ich Gegenbilder in der Nähe sahe, fast erstaunte. Wenigstens erwekten diese Zeugnisse eine grosse Bewunderung solcher Tugenden in mir, und das mit Rechte. Auch in der Zwischenzeit (*) hörte ich nicht auf, die Angelegenheiten der Kirche zu besorgen, besonders als einige Wunderzeichen selbst die härtern Herzen erschütterten, und brachte endlich, mit Hülfe meines Kollegen Schüelin, die längst gesuchte und so lange gehemmte Kirchencensur gegen die ausschweifenden Sitten zu Stande. Sogleich gaben wir ein warnendes Beispiel gegen einen Ehebrecher, ob ich gleich nicht wenig fürchtete, unsere Anstalt möchte, da die Raben gewöhnlich der Strafe entgehen (†), gleich nach der Geburt erstikt werden. Auch Aufwandsgesetze gegen den Kleider- und Tafel-Luxus entwar-

(*) Vermuthlich, zwischen diesem Besuche und der Hochzeit.

(†) Anspielung auf das bekannte dat veniam corvis —

fen wir, die aber noch nicht ans Licht getreten ſind, da Apap immer dem Wachsthume des Chriſtenthums zuwider iſt.

Endlich erfolgte am 21. Aug. die Anſpachiſche Vermälung, mit einer Pracht, die zwar, den Zeitumſtänden gemäß, eingeſchränkt war, doch fanden ſich zwölf fürſtliche Perſonen beiderlei Geſchlechts und ſechs Grafen dabei ein. Am folgenden Tage wurde die, am 18. Febr. gebornе, Princeßin Sophia Ludovica wegen Anweſenheit der Pathen getauft, und die Schmauſereien dauerten nun vier Tage. Unter dem Vorwande dieſer Feierlichkeiten wurde Anna Johanna, die mittlere meiner Grazien, die ſeit dem Okt. des vorigen Jahrs bei ihrer Mutter Schweſter, Maria Eleonora, Gatin des Pfalzgrafen Ludwig Philipps, geweſen war, von Mei enheim zurüke gerufen, ſo ſehr man ſie auch durch Schmeicheleien zu feſſeln ſuchte. Denn ſo liebreich und freigebig ſie auch ſonſten gehalten wurde, konnte ſie doch die Falſchheit der Kalviniſten, die ſchröklichen Ausdrüke gegen die Allgegenwart des Leibes Chriſti, die muthwilligen Verläumdungen von uns und den vatinianiſchen Haß gegen uns nicht ertragen, ſuchte daher ihre Zurükberufung in öfteren Briefen an mich, und erhielt ſie, wird auch wohl die Kalviniſche Treuloſigkeit ihr ganzes Leben hindurch verabſcheuen.

Bei den vielen Geſchäften, indem mein Kollege, Heerbrand, einen groſſen Theil des Jahrs abweſend oder krank war, konnte ich doch für das Schreiben einige Zeit abmüßigen, und gab die Klage über meinen Jonathan, den von Wenſe, dieſen unvergleichlichen Freund, mit den Trauerreden über den Tod des Dav. Magirus (*), des Benj. von Bouwinghauſen, meines Neffen, Joſ. Andreä, und meines Hausgenoſſen, Joſ. Demmlers, vereinigt, in den zierlichen Druk der Sterne zu Lüneburg (†), bei denen ich mit dem kurzen Begriffe der Mäſſlinſchen Chronologie den erſten Verſuch gemacht hatte. (††) Aus dem Italiäniſchen überſezte ich das hinterliſtige Büchelgen Joh. Meſtrezati's von der Gemeinſchaft mit Chriſto im heil. Abendmale, um es an dem Lichte der Wahrheitsſonne zu beleuchten. Auch förderte ich Maiclers Either (†††) und die Luziſche göttliche Zornruthe

(*) ſ. zum J. 1636.

(†) Jonathan Wenſianus, cum Funebribus Buwinghauſii, D. Magiri, Joh. Andreæ & Joſ. Demmelli, unter dem Titel: J. V. A. Funera amicorum condecorata. Luneb. typis Sterniorum, 1642.

(††) Chronologia Mæſliniana die dritte Nummer in den oben angeführten Subſidiis rei litter. &c. Von einem beſondern, bei den Brüdern Stern gemachten Abdrute finde ich nichts näheres.

(†††) M. war Pf. zu Felbach, ein zu ſeiner Zeit berühmter lat. Dichter.

über Calw (*) zu Tage, nebſt dem Beifalle meines Auguſtus und eigenen Betrachtungen, für Beherzte, ſie zu Herzen zu ziehen, und für Thoren, ſich dadurch noch mehr zu bethören.

Bis zu dieſem Zeitpunkte des Jahrs war ich zu Hauſe geblieben. Nun aber zeigte ſich eine längſt gewünſchte Gelegenheit, meine Nürnberger Freunde zu beſuchen, als Moriz von Cronegk, ein ſeltenes Vorbild des Adels, und Kammerherr meines Fürſten, abgeſchikt wurde, den neuen Biſchöfen von Würzburg und Bamberg Glüke zu wünſchen. Sehr bequem fuhr ich am 17. Sept. mit ihm nach Nürnberg. Konr. Baier, das Haupt meiner Freunde, deſſen zwei Söhne mit Georg Siegfr. Coler und Chriſtoph Pfinzing, nebſt ihrem Hofmeiſter, im Jul. bei mir geweſen waren, hatte mir längſt ſein Haus angeboten, und nahm mich auch ſehr liebreich auf. Hierauf umarmte ich meinen Innigſten, Saubert, fand auch die alten Freunde wieder, einen Creß, Pömer (†), Corn. Marci, und erwarb mir neue an den beiden Tochtermännern Baiers, Laz. Haller und Wolfg. Jak. Finner, an D. Tob. Oelhafen und D. Mich. Braun, vorzüglich auch an dem merkwürdigen Georg Forſtenheuſer. Auch lernte ich den, mir bisher nur durch Briefe ge-

(*) ſ. oben zum J. 1634.

(†) Wolfg. Jakob. Von dieſem und den andern ſ. oben zum J. 1628.

kannten, Joh. Abr. Pömer und Joh. Mich. Dilherrn kennen — einen Theologen (*), dessen grosse Gelehrsamkeit der studierenden Jugend vielen Nuzen verspricht; endlich den Sohn meines sel. Leibniz, das Ebenbild des Vaters. Nach Pflicht wartete ich der, unter vielem Kreuze seufzenden, Pfalzgräfin Susanna auf, und wurde, wider alles Erwarten, von den vornehmen Steierschen Erulanten eingeladen, wo ich an Gallus Baron von Rackenz und Franz Christoph von Teufenbach freigebige und gastfreie Männer fand. Dieser gab mir in dem Gartenhause Vogels, eines angenehmen alten Manns, ein herrliches Gastmal, in Gesellschaft der Barone Herberstein, Windischgrätz und Göbstel und ihren Gattinnen. (†) Den andern Tag bereitete D. Baier in dem Schwabischen Garten ein gleiches Fest, wo ich mit Saubert, Marci und den Seinigen, auch dem D. Braun nicht minderes Vergnügen genoß. Am 23sten reiste ich nach Anspach, in der grossen Hoffnung, dem neuvermälten Fürstenpaare aufzuwarten, und meine Freunde, Tobias Apold, Rechtsgelehrten und Rath des Markgrafen, als einen alten, den Sekretar. Joh. Berchtold aber, einen Mann von ausnehmender

(*) Geb. 1604. zuerst Prof. zu Jena, dann am Gymnasium zu Nürnberg im J. 1642. zulezt Sauberts Nachfolger, † 1669.

(†) 19. Sept.

Tugend und Gelehrsamkeit, als einen neuen Bekannten, zu begrüssen. Da aber der ganze Hof abwesend war, so wurde meine Hoffnung getäuscht. Nur den Rath, D. Georg Maier, sprach ich, den Gatten meiner Baase, Rosina Harpprechtin, und hernach Christoph Meelführer, ersten Geistlichen der Stadt und des Landes, den Nacheiferer seines grossen Vaters. Da ich ihn nicht angetroffen hatte, so eilte er mir in einem Wagen nach, und nahm mich in seine fernere Freundschaft auf. Am 24. Sept. reiste ich nach Rotenburg an der Tauber, eilte in die längstgewünschte Umarmung des Bürgermeisters, Joh. Stirzel, eines Polyhistors und vortreflichen Sprachkenners, und fand an ihm einen Mann von ungewöhnlicher Leutseligkeit und Gefälligkeit, dem ich auf sein Verlangen einen ganzen Tag wiedmete. Nicht minder zeigten seine Kollegen, Christ. Hohenberger, und sein Schwager, Josaphat Weinlein, ein gleich treflicher Arzt und Musiker, ihre gastfreundliche Gesinnungen in hohem Grade, die auch der von Eronegk erfuhr, der von seiner Reise hier wieder zu mir gekommen war. Von da reiseten wir nach Schw. Hall, und kamen am 26sten wieder nach Hause. Zwar machte mich der Anblik so vieler verwüsteter Länder und Gegenden oft traurig. Desto angenehmer aber war mir das Andenken an den genossenen freundschaftlichen

Umgang, und es ergieng mir, wie den Waſſerſüchtigen. So wie dieſe durchs Waſſer den Durſt nicht löſchen, fühlte auch ich gröſſern Durſt nach jenen Freunden.

Nach dem 10. Okt. wurde ich nach Brakenheim geſchikt, um die Fortſchritte der beiden Prinzen, Julius Peregrinantius und Sueno Martialis Edenolph, der Söhne von dem Prinzen Julius (*), zu prüfen, und fand, daß ſie unter ihrem Lehrer, Nikol. Cunäus, in Frömmigkeit und Wiſſenſchaften nicht wenig zugenommen hatten. Ihre Mutter, die verwittwete Anna Sabina aber, aus dem Hauſe Holſtein, eine muthvolle und kluge Princeßin, beklagte ihr unverdientes Loos und Wirtembergs Unglüke gar ſehr, zum Beweiſe, wie ſehr das Schikſal auch Höheren mitſpielt! — Bald nach dem 30. Okt. kam der zweite Sohn, Sylvius Nimrod, ein wohlgebildeter Prinz und der ächte Spiegel des Herz. Ernſt von Sachſen-Gotha, ſeines Verwandten, zu uns, mit ſeinem Aufſeher, Matth. Scholz, der nicht nur die Hoffnung von den Geſinnungen des Fürſten gegen mich beſtätigte, ſon-

(*) dem Sohne des Herz. Friedrichs, der Stifter der Schleſiſchen und Weiſſingiſchen Linie war. Dieſe beiden Prinzen, die ſich mit ihrer Mutter, Anna Sabina, auf dem Schloſſe in Brak. aufhielten, ſtarben jung, der eine zu Gotha, J. 1643. und der andere zu Thorn, J. 1656.

dern auch durch den mitgebrachten gnädigen Gruß sich zum Bürgen der künftigen näheren Verbindung darstellte. Kein grösseres Glüke meines Lebens konnte mir auch, nächst der unveränderlichen Gunst meines Herz. Augusts, begegnen, als dieses.

In diesem Jahre starben Joh. Jak. Reischach (*), Christoph Engeldronner (†), Anna von Bouwinghausen, Daniels Tochter, Joh. Jak. Zeller (††), Vikar zu Stutgardt, ein Jüngling von grossen Hoffnungen für die Kirche — auch Sam. Gloner, der berühmte Dichter zu Straßburg, mit dem ich, in Rüksicht der Freundschaft gegen mich, wenige vergleichen kan, daher ich auch an diesem dienstfertigen und standhaften Freunde vieles verlor.

In meinem Hauswesen veränderte sich wenig. Mein Sohn Gottlieb, der Vikar wurde, predigte den 11. Apr. das erstemal in der Spitalkirche. Meine Tochter, Agnes Elisabetha, gebar eine Enkelin, deren Pathen die Wirtembergische Grazien waren. Keine Krankheit suchte mein Haus heim, auch von Gemüthskummer blieb ich gröstentheils frei. Durch Vermittlung Joh. Alb. Pömers erhielt ich einen Freund an Joh. Reist, der mir den Joh. Bermeier zuführ-

(*) 8. Jänn. (†) 16. Jänn. (††) 3. Nov.

te, welcher die neue kostbare Ausgabe Arnds, zu Frankfurt, besorgt.

Die Erndte war sehr reich, aber die Weinlese geringe. Daher die Besoldungen an Früchten reichlich, an Wein sparsam ausfielen. Daß es am 15. Nov. Blut regnete, und am 18. darauf ein Erdbeben sich ereignete, dessen bin ich selbst Zeuge: was aber beide bedeuten, wird die Zeit lehren. Mit den Winterquartieren sind wir genug geplagt, und das Schlimmere möge der gnädigen Gott bei den häufigen Einfällen abwenden! Ob der Hof in der Mitte des Dec., zum Glüke oder Unglüke, nach Kirchheim an der Teck verlegt wurde, mag der Erfolg zeigen?

Hier schließt sich die achte Stufe meines, mit mancherlei Schiksalswechsel ringenden, Lebens. Ich bezeichne dieses Jahr mit dem Namen Augusts. Bisher wars mein Loos gewesen, daß ich die Tage meiner Geburt und Hochzeit, als die Todestage der Meinigen, mit schwarzen Noten bemerkte. Dieses aber soll von nun an, als ein heiteres glükliches Gestirne, das mir durch die denkwürdige Freigebigkeit Augusts aufgieng, von meiner Familie ausgezeichnet, und von ihr mit Gebete und Verehrung gefeiert werden. Jesum Christum aber bitte ich, daß er das Vergangene decke, und das Künftige

zur Ehre ſeines Namens, und meinem ewigen Wohl leite, von ganzem Herzen.

Nach Freunden, die ich Zeit meines hieſigen Aufenthalts (*) am Hofe und in der Kanzlei gefunden haben möchte, darf niemand fragen — denn an beiden findet man Freunde genug — aber ſolche, die in Schmeicheleien die erſten, und in Dienſtleiſtungen die lezten ſind. Doch täuſcht mich mein Gefühl nicht, ſo muß ich Borken, aus dem Anhaltiſchen, Stramelius, aus Pommern, einſt Hofmeiſter des regierenden Fürſten, und Moriz Cronegk, aus Kärnthen, Kammerherrn, allen andern vorziehen. Dieſer iſt ein Mann, der nicht nur alte teutſche Treue und treßliche Eigenſchaften, ſondern auch chriſtliche Tugenden beſizt. Möchte er nur ſo vielen Muth zeigen, als er Gefühl deſſen, was gut iſt, und eine ſtarke Stimme hat, und das Beſte des Vaterlands, ſollte es gleich mit Gefahr ſeines Privatglüks geſchehen, in Schuz nehmen!

Da ich eine Privatgeſchichte ſchreibe, ſo wird mirs niemand verdenken, wenn ich von meinem körperlichen Temperamente hier etwas beiſetze. Es iſt ſchwach, kan Kälte nicht vertragen, dauert aber Arbeit aus. Ohne mich des Arzts zu bedienen, bin ich bis in mein gegenwärtiges Alter nur von wenigen und kurzen Krankheiten angegriffen

(*) in Stutgardt.

worden, das ich der Mäßigkeit und den körperlichen Uebungen danke. Dem Magen kam ich durch Gewürze zu Hülfe. Seit zwanzig Jahren brauchte ich weder Lauge noch Bäder. Zur Ader ließ ich nur einmal in einem hizigen Fieber. Der Schröpfköpfe bediente ich mich nie, der Purgiermittel kaum ungefähr alle zehen Jahre. Ich schlafe wenig. In meinem ganzen Leben hatte ich keinen Proceß. Gemälde und Kunstsachen liebe, Reichthum verachte ich. Mein Tisch ist mäßig und gaßfrei, das Gemüthe heiter, ruhig und frei.

Ende des fünften Buchs.

Sechstes Buch.

Die folgenden sieben Jahre in Stutgardt.

Vom J. 1643—1649.

Als ich diese Rhapsodie meines Lebens zu schreiben beschloß, hatte ich eine ganz andere Absicht, als izt. Damals war mein Zwek, meine, mit Sittenreinigkeit und Freimüthigkeit verbundene, Rechtgläubigkeit gegen die Bisse des Neids und der Verläumdung zu behaupten, die übrigen Handlungen und Zufälle meines Lebens aber bemerkte ich auf besondern Blättern. Wie aber das Andenken an das Vergangene durch den Brand der Stadt mit meinen Sammlungen sich verlor, so fieng ich an, alles, was sich nachher ereignete, in diese Nachrichten einzutragen, und gleichsam ein besonderes Tagbuch zu meinem Gebraucht zu verfassen. Dieses glaubte ich den tadelsüchtigen Leser erinnern zu müssen, damit er nicht klage: man dränge ihm dergleichen geringfügige Umstände auf. So lange ich lebe, überlasse man sie mir! Jeder mag sie in der Folge von dem Zettel meiner Lebensbeschreibung nach Gefallen trennen! — Izt, nach dieser Erklärung, knüpfe ich den Faden wieder an, und fahre, mit Gottes Hülfe, fort.

Das nun folgende 1643ste Jahr (*) war für das Vaterland sehr traurig, für mich aber floß es — einige leichte Flecken abgerechnet — heiter und ruhig dahin. Denn der Unwillen der Mächtigen gegen mich hatte sich gröstentheils gelegt, der Neid derer, die mir gleich waren, ließ nach, ihnen folgten die Geringeren, daß sie sich der Ungerechtigkeiten gegen mich enthielten. Meine Gesundheit war feste, und mein Vermögen wuchs durch die Freigebigkeit meines Herzogs, Auguſt. Dieser Fürst beschäftigte mich fast das ganze Jahr. Denn in demselben fieng sich besonders der Briefwechsel an, daß alle Wochen ein Brief abgieng, das mir gleich viele Arbeit und Vergnügen machte; immer aber fand ich an diesem Fürsten neuen Anruf, ihn zu bewundern. Denn so viele Mühe ihm auch die Zurükgabe der Festung Wolfenbüttel (†) machte, deren Räumung stets durch neuen Vorwand aufgeschoben wurde, so arbeitete er doch mit allem Fleisse an seiner evangelischen Harmonie — einem Werke (††),

(*) alt 57. J.

(†) Die Kaiserlichen hatten sie schon vor dem Jahr 1636. besezt.

(††) Sie erschien im J. 1646. unter dem Titel: Evangelische Kirchenharmonie, d. i. der heil. Schrift unterschiedene Texte und Worte, welche

das — ich weiß es gewiß — einſt die Nachwelt anſtaunen wird, beſonders wenn ſie erfährt, mit welcher Aemſigkeit, mit welchem Scharfſinne und Forſchgeiſte es bearbeitet wurde. Endlich erfolgte doch am Kreuzerhöhungstage (*), wie durch ein Wunder, die Zurükgabe, welche die meiſten Klüglinge bezweifelt, er ſelbſt aber im Vertrauen auf Gott, wegen ſeiner Treue gegen den Kaiſer, immer in Gedult gehofft hatte. Das Andenken dieſer Begebenheit verewigte er durch drei Münzen (†), wo auf der einen eine Gloke ohne Klöppel, auf der andern ein Klöppel ohne Gloke, und auf der dritten eine Gloke mit dem Klöppel abgebildet waren. Ich fügte die vierte wirklich läutende hiezu, und erhielt alle in Golde mit einem geharniſchten Reuter, von groſſem Werthe.

Nur Einen etwas merkwürdigen Kampf beſtand ich um dieſe Zeit, deſſen zu erwähnen zwekmäßig ſeyn mag. Ein gewiſſer Kielmann, ein ſchaamloſer Menſch, hatte abermals, noch dazu als Bräutigam, zwei Mägde faſt zu gleicher Zeit geſchwängert. Wir glaubten daher, daß er von der Kirche geſtraft werden, und

an gewiſſen Tagen zu erklären verordnet ꝛc. 2. B. 4. Wolfenbüttel.

(*) den 14. Sept. — nach andern den 15.

(†) die berühmten Glokenthaler.

ſich (*) mit ihr wieder ausſöhnen müſſe, damit es nicht das Anſehen hätte, als ob die, neulich mit groſſer Mühe wieder eingeführte, Kirchen-Cenſur nur gegen geringe Leute und Tauben wirkſam ſeie, die Raben hingegen verſchone. Die Familie aber trat dazwiſchen, und nahm meinen, ſonſten ſo redlich geſinnten, Friedr. Rich. Mockel, ſo ſehr für ſich ein, daß er der bürgerlichen und kirchlichen Strafe durch Uebermacht entzogen wurde. Ja, die Täke und Gewaltthätigkeit der Politik gieng in ihrer Unbeſcheidenheit ſo weit, daß ſie den neuen Saz behauptete: der Fürſt ſeie Biſchoff, in deſſen Macht es ſtehe, wider den Willen der Geiſtlichkeit einen Schuldigen frei zu ſprechen, und die Losſprechung, ſelbſt des Laſterhafteſten, ohne Proben der Buſſe, aus Machtvollkommenheit zu befehlen. Was wagt nicht ein Herrſcher (†) zur Zeit, wenn der Staat verwirrt, und der geiſtliche Stand unterdrükt iſt? Er ſucht Straſloſigkeit für ſeine eigene Laſter, und ſchließt Gott ſelbſt als Richter aus. Aber vergebens! Denn auch hier zeigte ſich Gott als einen ſtrengen Rächer. Denn kaum war jener Laſterhafte, der die Kirche gehönt hatte, Ehemann geworden, ſo warf ihn Gott darnieder. Sein ganzer Körper wurde erbärmlich

(*) öffentlich durch Kirchenbuſſe.
(†) Er ſcheint den Statthalter zu bezeichnen.

verdreht, daß er fühlte, wie er starb, und die Hand Gottes kennen lernte. Ob er durch seinen Tod bei seinen Helfershelfern mehr Schreken oder Erstaunen erregte? weiß ich nicht.

An diesem Streite hatte ich besondern Antheil, nicht ohne mir Feinde dadurch zu erweken, obgleich der Erfolg unbedeutend war, wie es nicht anders seyn kan, wenn der Schuldige die Rolle eines Richters und Vollstrekers zugleich spielt. Doch werden die Rechte der Kirche bestehen, wenn der Uebermuth der Tirannei, die sich in die Maske des Fürsten hüllt, einst sinkt. Ja, der Fürst selbst merkte endlich, daß er getäuscht wurde, und zürnte, daß man mit seinem Namen fremdes Laster deken wollte. Sobald er besser berathen wurde, verwarf er am 16. und 19. Nov. den Rath und die gesetzwidrige Bitte um Verzeihung des Ehebruchs — und ich glaube, dieses geschahe nicht ohne göttliche Lingebung.

Diesem Nebel giengen einige heitere Scenen vor, andere folgten ihm. Mein Sohn, Gottlieb, wurde wirklicher Diakonus zu Kanstadt, am 23. Febr. einem Tage, der auch mir zweimal durch gleiche Umstände feierlich wurde. Am 12. März trat er sein Amt an, und wurde am 19. in meiner Gegenwart eingesegnet. Ja, bald hernach erhielt er ein auserwähltes Weib, nämlich die zwanzigjährige Tochter [illegible] Saubert. Am 19. Jun. richtete ich ihnen [illegible] kleine Hoch-

zeit aus, die aber der erlauchte Kranz der Gäste (*), den der dreifache, von Freunden gewundene, Kranz des Bräutigams andeutete, gar sehr verherrlichte.

Doch selbst diesem Glüke möchte ich den, am 29. Apr. mit einem ansehnlichen Geschenke erhaltenen, Brief des unvergleichlichen Herzogs Ernst von Sachsen-Gotha vorziehen. Was dieser Fürst für Kirchen und Schulen that, hat noch kein Zeitalter erlebt (†), und wenns das unsrige nicht schäzt, so ist es im höchsten Grade undankbar.

Den ferneren glüklichen Ereignissen rechne ich ein Gespräche bei, das ich den 18. Febr. mit dem Prinzen Friedrich hielt — einem Herrn, der Tapferkeit und Klugheit mit Menschenliebe verbindet — auch die fortgesezte — fast hätte ich gesagt Vertraulichkeit — mit dem Pr. Sylvius Nimrod, der eine so reine Unschuld mit einem so hohen Geiste paart, und die fortdauernde Gnade meiner drei Grazien, die zu meinem Verdrusse immer noch mit dem Hofe in Kirchheim waren. Mein Verlangen, sie zu sprechen, bewog mich am 27. Apr. zu einer kleinen Reise dahin. Der

(*) Vermuthlich des Verf. Grazien, die drei Wirtemb. Princessinnen.

(†) Eine Skizze des Lebens dieses merkwürdigen Fürsten findet sich in dem ersten B. des Moserschen Patriot. Archivs, S. 1—104.

Hof kam gerade drei Monate hernach zurüke, ob zu seinem Nuzen oder Schaden? entscheide ich nicht.

Wie könnte ich aber des glänzenden Geschenks eines kostbaren Diamants vergessen, den mir mit einem zierlichen Briefe die Herzogin Sophia Elisabetha (*) schikte, die durch ihren männlichen Geist und die Kenntniß der Wissenschaften, der Musik und Poesie, mit ihrem August verbunden, und den berühmten Frauen unsers Jahrhunderts beigezählt, ja an ihre Spize gestellt zu werden verdient. Auch war sie wirklich dazu gemacht, das Leben ihres gelehrten Gatten zu verlängern und aufzuheitern.

Meinem Amte gemäß, war mir die Aufsicht über das Stift (†) besonders angelegen. Da ich die beiden Fehler bemerkte, erstlich, daß man die akademischen Würden zu frühzeitig und zu freigebig ertheilte, und dann, daß der Unterricht in der Mathematik und der Hebräischen Sprache fehlte, so sorgte ich für beides. Den Armen suchte man Kosten zu ersparen, und ich sammelte einen jährlichen Gehalt für zwei Lehrer, wozu mein H. August dreißig, der Statthalter Geizigkoser zehen Gulden, andere nach ihren Vermö-

(*) Geb. Princeßin von Meklenburg, sie starb 1676.
(†) zu Tübingen.

gensumständen, oder nach ihrem guten Willen beitrugen.

Indessen bewölkten doch einige Vorfälle meinen heitern Himmel, indem der Tod drei meiner Freunde mir entriß, Joh. Konr. Göbel (*), dem ich eine eigene Lobschrift schuldig bin, Joh. Konr. Broddeck, einst meinen Schüler (†), und Friedr. Rich. Mockel, den ich schon öfters mit Ehren genannt habe. (††) Zum Trost für diesen Verlust wurde mir die Bekanntschaft Joh. Beermaier, eines Oesterreichers, gewährt, den ich aber doch erst prüfen muß. — Auch am Himmel erschienen blutige Zeichen, die man nie ungestraft erblikt. Vorzüglich traurig aber war der Einbruch der Weimarschen in unser Land. Ihr Eintritt war sehr freundschaftlich, desto trauriger ihr Abzug. Denn diese unsere unglüklichen Retter brachten so viel Uebels über uns, als wir seit dem Anfange des Kriegs nicht geduldet hatten, und wütheten, nicht gegen Menschen, sondern gegen Städte, Dörfer und Höfe, gegen Weinberge und Baumgärten, selbst gegen die Heerden und Lastthiere. Aber sie erndteten ihren eben so spöttlichen als schimpflichen Lohn, indem sie bei Tuttlingen (†††), wie das Wild in eine Höhle, zu

(*) den 8. Jul. (†) 13. Okt. (††) 7. Dec. (†††) den 14ten — oder wohl richtiger — den 25sten Nov.

ihrer unvertilgbaren Schande eingeſchloſſen, und ihre Anführer in Kerker geführt wurden. (*)

Wohl möchte ich auch unter das Unangenehme den Kampf meines Saubert mit den philippiſirenden Trabanten Apaps (†) rechnen, die, Luthern niemals treu, immer geheime Minen anlegen. Ich unterſtützte ihn mit meinem Rathe, den ich ihm, kraft unſerer Verbindung, ſchuldig war; dieſe Füchſe, könne er ſie nicht vertreiben, doch wenigſtens zu ſchröken.

Von Schriften trat wenig ans Licht; nur die Summe der chriſtlichen Religion (††), durch eine Vorrede Herz. Auguſts verherrlicht, und die Genealogie meiner Familie (†††), was ich nämlich bei ſo vielem Verlorenen und Vergeſſenen geben konnte. — Dem D. Nicolai leiſtete ich bei ſeinem Anti-Forer (‡) treue Hülfe, und theilte

(*) Sie wurden aufs Schloß in Tübingen gebracht.

(†) Darauf bezieht ſich wohl eine Stelle in Andreä's Briefe an D. Schmid in Straßburg: Saubertus meus a Dilherro, quem in hanc fovit, corporis & animi animam agit, dudumque ingrata patria exiviſſet, ſi per valetudinem liceret. Moſers patriot. Archiv B. VI. S. 338.

(††) Summa religionis chriſtianæ trigemina. Luneb. 1644.

(†††) Geneslogia Andreæana. Stutg. 1644.

(‡) Forer, ein Dillingiſcher Jeſuite, ſchrieb mehrere polemiſche Schriften gegen die Tübinger und

ihm Beiträge aus dem mit, was ich gelesen hatte. Was der am 5. Nov. eröffnete, und von Zeit zu Zeit bis in den März verzögerte, Landtag für Hülfsmittel bei unserer grossen Noth erzeugen wird, mag die Zeit lehren. — Als einen Gast hatte ich den Sohn meines Baiers, Martin Heinrich, bei mir, der am 24. Jun. seinem wunderlichen Hofmeister, Mauke, einem wahren Orbil, zu Straßburg entlaufen war. Am 1sten Sept. schikte ich ihn dann nach Tübingen. Auch Georg Ulrich, meines Freundes Heinhofers Sohn, besuchte mich, und zeigte die freundschaftlichen Gesinnungen seines Vaters.

Hiermit schliesse ich dieses Jahr, das zugleich das dreißigste meiner geistlichen Amtsführung und Ehe ist!

Auch das folgende (*) 1644ste floß durch Gottes Gnade sanft dahin, daß es nur wenige Leiden der Seele und des Körpers unterbrachen. Fast ganz wiedmete ichs der Durchsicht der evangelischen Harmonie meines gnädigsten Fürsten und Herrn, Augusts, wobei drei und fünfzig Briefe in der angenehmsten Unterhaltung gewechselt wurden. Auch Sophia Elisabetha fügte am 3. Febr. zierliche Geschenke bei, und unser Prinz, Sylvius

andere protestantische Theologen, unter andern den Lutherschen Kazenkrieg. Dill. 1628. 12.

(*) alt 58. J.

Nimrod, der durch meine Vermittlung an den Hof Augusts gekommen war, fieng auch einen Briefwechsel mit mir an. Auch der Buchhändler und Buchdruker, Joh. Stern zu Lüneburg, beförderte durch seine Freundschaft meine Angelegenheiten nicht wenig.

Im Vaterlande aber gieng, wie's bei uns gewöhnlich ist, alles langsam zu, oder blieb liegen. Im Konsistorium war Simonie, gegen die ich am 2. Jänner feierlich mich erhub, und weltlicher Stolz (*), den ich auch am 15. März angrif, gar sehr eingerissen. Beiden sezte ich folgende acht Säze entgegen:

1. Häusliche Simonie soll ferne seyn:
2. Alles Umlaufen und Bewerben aufhören:
3. Die Freiheit der Stimmen erhalten werden:
4. Die Mehrheit derselben entscheiden:
5. Eine andere Meinung zu hegen erlaubt seyn:
6. Einer allein das, was ausgemacht ist, nicht aufheben:

(*) Schon vor der gegenwärtigen Einrichtung, durch die im J. 1698. das Konsistorium vom Kirchenrathe getrennt wurde, sassen auch in jenem — ausser dem Direktor — zwei weltliche Räthe. s. Binders Wirtembergs Kirchen- und Lehrämter B. I. S. 11.

7. Bei gleichen Stimmen die Entscheidung dem Herzoge überlassen werden:

8. Unnüze Gespräche, Spott und Zank nicht statt haben!

Ferner:

Wo da ist { Despotie / kein Beruf / Trunkenheit } da ist kein { Kollegium / Konsistorium / guter Rath.

Also

wo kein { Kollegium / Konsistorium / guter Rath } ist, da kan ich nicht dabei seyn.

Daher, statt dem Strome der Unordnung mich weiter entgegen zu sezen, wiedmete ich mich lieber kirchlichen Arbeiten, und predigte, da mein Kollege von Zeit zu Zeit krank war, desto öfter, so daß ich den 9. August die erste Epistel an die Korinther endigte, über die ich in fünf Jahren 205. Predigten gehalten habe. Eben so langsam giengs mit der Ausgabe der Göbelschen Lobschrift von statten, die erst nach acht Monaten zu Stande kam. Der Buchdruker Roeslin starb an einer schweren Krankheit den 14. Sept.

Einen Auftritt — möchte er so glüklich gewesen seyn, als er ernstlich war! — hatte ich mit einem Manne — ihn zu nennen, erlaubt mir seine Würde nicht — der, selbst nicht ohne Gefahr des öffentlichen Wohls, der Hölle und dem Umgange mit dem Satan ergeben war. Als diejeni-

gen, die von Seiten des Staats dazu den Auftrag hatten, sich weigerten, ihn anders zu behandeln, als mit Glimpf und Schmeicheln, so grif ich ihn, am 4. April, auf göttliche Kraft gestüzt, mit Ernste an, und schalt ihn heftig, und schröckte ihn durch den geistlichen Donnerkeil so sehr, daß er zahmer, als ein Lamm, wurde. Ich glaubte, nicht wenig zu seiner Rettung beigetragen zu haben, hätten nicht menschliche Rathschläge ihn, kraft der Nachsicht unserer Zeiten, auf Abwege zurükgeführt. Immerhin mag er Reue nur geheuchelt haben. Mir genügt das Bewußtseyn, meine Pflicht erfüllt, und schlechte Menschen als Gaukler in einem langen Mantel gefunden zu haben.

Darauf folgte ein anderer Auftritt, zwar weniger wichtig, aber desto verdrüßlicher, mit einem stößigen Heuchler, der von Zeit zu Zeit in der Freundschaft wankte, endlich aber am 17. Sept. seine ganze Galle mit grossem Uebermuthe und schändlichem Muthwillen gegen mich ausstieß. Wiewohl ichs nun in meiner Gewalt hatte, ihn zu bändigen, und seine Verwegenheit viele schmerzte, so trat doch ein Mann vom gröstem Ansehen dazwischen, der wünschte, daß ich eine Privatbeleidigung, um der öffentlichen Ruhe willen, lieber verzeihen möchte, als daß ich den heimlichen Feinden der Kirche, die sie untergraben, durch diesen Streit Schadenfreude und Vortheile ge-

währte. Daher wurde am 23. Okt. die Sache so beigelegt, daß ich von nun an mir vorsetzte, den veränderlichen und mürrischen Menschen all' mein Lebtag zu meiden, und mich vor ihm zu hüten.

Einen dritten Vorfall füge ich bei, den ich aber mit dem Konsistorium und der Regierung theilte. Rud. Schalter, ein Stipendiat (*), ward, ohne Wissen des Herzogs, der Kirche in Kempten als Geistlicher zugegeben worden. (†) Was anfänglich nur Privatstreitigkeit gewesen war, machte er in der Folge zu einer Staatssache, und setzte die ganze Stadt in solche Verwirrung, daß sie ihrem Untergange nahe schien. Die Entwürfe, die man gemacht hatte, um den Mann in Ordnung zu bringen, wurden durch die

(*) von Scherndorf.

(†) Einige Aufklärung der Sache findet sich in Merians Topographie, S. 107. „In den Jahren 1645. 46. gab es allhie zu K. Unruhen zwischen dem Magistrat und Theils der Bürgerschaft. M. Joh R. Sch. gewesster Prediger allhie (so des Hieronymi Königs allda Wittwe, eine geb. Schmelzin, geheurathet) war auf der Bürgerschaft Seiten, und Christoff Rudolph derselben Advokat. Hat erstlich nur Privatschuldsachen angetroffen, von denen man hernach auch auf andere kommen. Ist aber endlich durch der beyden ausschreibenden H. Crayßfürsten und der Stadt Ulm Gesandten vertragen worden.„

entgegengesezten Ränke vereitelt, und die Entschei. dung dadurch verzögert, ja sogar diejenigen ge. scholten, die dem Herzoge den Rath gegeben hat. ten, die Urheber der Aufruhr zu strafen. Endlich erschienen städtische Gesandten, die es durch an. haltendes Bitten dahin brächten, daß man sie er. hörte Mir und D. Bernh. Planer wurde am 29. Nov. der Auftrag ertheilt, mit den Abgeord. neten zu unterhandeln, und die Sache dahin ein. geleitet, daß sie mit voller Hoffnung der Rettung zurüke kehrten. Den Erfolg werden wir im näch. sten Jahre sehen. Indessen verriethen sich auch bei diesem Kampfe die geheimen Abschten Apaps. Denn so lange seine Herrschaft dauert, sind die besten Entwürfe vergeblich, wenn sie nicht durch Christus selbst das Uebergewicht erlangen. Das nämliche zeigte sich auch bei den Aufwandsgese. zen, bei denen ich mit so vieler Anstrengung gear. beitet hatte. Denn man achtete sie nicht, da diejenigen, die von dem Marke des Vaterlands schwelgten, die Vorwürfe darüber sehr übel nah. men, und die ausgesogene, erstarrte Geistlichkeit mit allen möglichen Schmähungen belegten; ja, sie trugen darauf an, wir sollen Kleider tragen, die anzuschaffen, nach der itzigen Zeit, kaum die Jahresbesoldung hingereicht hätte. Ob sie dabei grösseren Uebermuth, oder grössere Ungerechtig. keit zeigten? kan ich nicht entscheiden. Die Sa. che kam nicht zu Stande.

Freudige Begebenheiten ereigneten ſich dieſes Jahr folgende: am Hofe die Geburt der Princeſſin Chriſtiana Friderika, und die Vermälung des Gr. Ludwig von Löwenſtein mit Anna Sidonia, Baronеßin von Tiefenbach, die ich einſegnete (*): in meiner Familie erſchienen zwei Enkelinnen, die eine von der Tochter, Agnes Eliſabeth, die andere von meinem Sohne, Gottlieb. Auch verheiratete mein Schwiegerſohn Walter ſeinen Sohn, Peter, mit meines beſten Freundes, Chriſtoph Demmlers, Tochter, Maria. Mit Freuden wohnte ich derſelben am 15. Mai in meinem lieben Calw bei, während unſer Synodus Waſſer in ein Sieb ſchöpfte. Auch beſuchte ich meinen alten Hohenfelder zum leztenmale den 31. Jänner in Eßlingen. Meine vornehmſten Gäſte waren, das Jahr über, der Prinz Sylvius Nimrod, der Italiäniſche Graf Strozza, der um der Religion willen vertrieben wurde, Joſeph Jeniſch und Franz König, die Geſandten von Kempten, nebſt mehreren andern. Was aber war mir ſchäzbarer, als die ehrenvolle Einladung meines Herz. Auguſts, der mich am 12. Nov., nach ſeinem lange gehegten Wunſche, als Prediger an ſeinem Hof verlangte, und mir eine Abbtei geben wollte? Den Erfolg dieſes Antrags wird das nächſte Jahr entſcheiden. Da er auch zugleich meinem

(*) den 24. Jul.

Sohne ein Diakonat bestimmte, das anzunehmen die Umstände nicht erlaubten, so empfal ich einen gewissen Theod. Flemmich an seine Stelle.

Auf der andern Seite hingegen ereigneten sich folgende traurige Begebenheiten — der Tod des Neffen, Johanns, bei dessen Leiche sein Stiefvater, Eisenwein, ein treuer Pfarrer zu Botwar, selbst starb — einiger anderer Verwandten, und Freunde, namentlich Joh. Reischens, aus Oesterreich und Joh. Hunnius, besonders aber meines alten Gönners, des einige siebenzig Jahre alten Ludw. Hohenfelders (*) — dieses Manns, den ich, so oft ich ihn auch schon lobte, doch nie genug loben kan, vorzüglich, wenn ich seine herrlichen Talente betrachte. Er besaß wahre Frömmigkeit, treffliche und vielfache Gelehrsamkeit, die Kenntnis mehrerer Sprachen, eine bewundernswürdige Gemüthsruhe, unglaubliche Leutseligkeit und den Ruf der größten Klugheit und Erfahrung — und da er mit all' diesen Eigenschaften eine frugale, wohleingerichtete Oekonomie verband, so erreichte dadurch sein Lob den höchsten Grad. Durch Alter und kränkliche Anfälle geschwächt, endete er sein lange beschwerlich geführtes Leben, in der nämlichen Stadt, die er zum Aufenthalte seines beständigen Exils gewählt hatte. Ewig werde ich ihn als denjenigen vereh-

(*) den 6. Okt.

ren, der, nebst andern, mein Glüke zuerst grün-dete, und bekenne mich immer als den Schuld-ner der Seinigen.

Das Vaterland selbst war äusserst unglüklich, da die französischen Waffen, nach der denkwürdi-Schlacht bei Freiburg (*), die Baiern gegen uns drängten. Zwar breiteten sie sich nach der Erobe-rung von Philippsburg (†) weiter aus, brachten uns aber doch grossen Schaden, und zogen sich dann zur Bewahrung der Rheinufer zurüke.

Der am 8. April eröffnete Landtag, der von Zeit zu Zeit wieder erneuert wurde, nahm fast das ganze Jahr weg, nüzte aber wenig, da man die Entwürfe und Verordnungen entweder nicht vollzog, oder der Krieg die Ausführung nicht ge-stattete. In meinem Hauswesen hingegen zeigte sich, theils durch Auszahlung der Besoldung, theils durch Augusts Freigebigkeit, Wohlstand, und nahm zu, daher ich den Muth hatte, einen Garten um sechshundert Gulden zur Gemüthser-holung und zur körperlichen Bewegung zu kaufen, ja sogar einen kleinen Paßgänger zu halten, um dadurch der übeln Verdauung, die ich mir durch das viele Sizen in diesem Jahre zugezogen hatte, abzuhelfen. Durch Dedikation ihrer Schriften ehr-

(*) den 4. 5. und 9. Aug.
(†) 30. Aug.

ehrten mich in diesem Jahre — ausser einigen Studierenden — der D. Nicolai, D. Tob. Wagner und Joh. Maier, Inspektor zu Gaildorf, auch Levi Sutor, Pfarrer zu Kornwestheim. Ists erlaubt, den häuslichen Umständen beizufügen, daß in diesem Jahre auch mein zehenjähriger Täuber vor Alter starb, der dem Calwer Brande entgangen, und so behext war, daß ers mit Kazen und Hunden aufnahm?

Das Jahr 1645. (*) wurde mir durch körperliche Leiden und Geistesdürre grossentheils beschwerlich. Denn der Mangel an Verdauung, an dem ich seit dem Schlusse des vorhergehenden Jahres litt, plagte mich gar sehr bis in den Mai, doch so, daß ich den Vormittag den Arbeiten widmen konnte, Nachmittags aber von Grimmen heimgesucht wurde. Zur Vertreibung derselben besuchte ich auf den Rath der Aerzte den Teinach am 20. Mai (†), wiewohl vergeblich, kehrte am 18. Jun. von Calw zurüke, und beschädigte durch den Sturz des Pferdes mein linkes Knie so sehr, daß ich bis zum 23. Jul., bei nicht geringen Schmerzen, nicht aus dem Hause konnte. In

(*) alt 39. J.

(†) Hier ist ein kleiner Gedächtnißfehler, dergleichen hier und da sich finden. Denn am 21. Mai schrieb er noch von Stutgardt einen Brief an die drei Prinzen Herz. Augusts. s. Solenians Augustalia. S. 93.

dieser Zeit ließ zwar der Fehler meines Magens so ziemlich nach, kam aber im Okt. zurüke. Dieser schlimme Umstand hatte die üble Folge, daß ich die zum Herzoge August auf das Frühjahr beschlossene Reise aussezen mußte, und so diese Hoffnung und erwartete Freude verloren gieng, befreiete mich aber auch von dem Verdrusse, den ich von der unglüklichen und wahrscheinlich fruchtlosen Kempter Gesandschaft fürchtete.

Indessen bemühete ich mich vom Anfange des Jahrs an, daß zur besseren Unterstüzung der Konsistorialgeschäfte uns ein vierter Kollege, und zwar Zeller, beigegeben würde. Durch unermüdeten Eifer und starken Kampf, wovon der 12. Jänner Zeuge war, brachte ichs dahin, daß die Sache am 24. Aug. entschieden, und am 28sten Sept. vollendet wurde. — Hierauf verbesserte ich den verwirrten und dürftigen Zustand des Gymnasiums zu Stutgardt, stellte neue Lehrer auf, vermehrte ihren Gehalt, und brachte so alles, obgleich die Barbarei sich dawider stemmte, in neue Ordnung. (*) Endlich erhielt ich auch für die Zöglinge des Stifts zu Tübingen, die um zehen vermehrt wurden, eine reichlichere Kost und bessere Aufsicht, wider Willen der Andersgesinnten. Ja, obgleich diese drei Punkte auf mein Angeben beschlossen wurden, bedurfte es doch dazu des

(*) den 19. Aug. und 31. Okt.

Ansehens unsers Statthalters, der allein die ungerechten Gegenbemühungen zerstörte. Doch gieng mirs nicht so ganz ungestraft hin, daß ich der Kirche diese Dienste geleistet hatte. Denn Satan schikte mir zuerst, am 12. Februar, einen wüthenden Hund entgegen — dann den stößigen Stier, dessen ich beim vorigen Jahre erwähnte, am 24. Aug. Beide aber wurden hart angelassen, daß sie ihre Galle in sich schluken mußten, und nur die Flecken ihrer Bosheit zurüke liessen. Am 28. Nov. zischte auch eine Natter, die ich stillschweigend verachtete. Ja Aeolus selbst, der mich anblies, wurde durch beherzten Entschluß und Warnung zurükgehalten. Alle diese Auftritte drükte ich, bis freiere Luft mich umgibt, in folgendem Räthsel aus:

Vespasians Versteigerungen — Sejans Theilnahme
Des Kabinets Herrschaft — Der Kanzlei (*) Zänkerei
Des Altars Schmälerung — Des Pflugs Erschöpfung
Der Gesetze Vernichtung (†) — Des Schadens Verringerung
Des Volks Abneigung — Der Verwirrung Fortgang

Ist des Staates Untergang.

(*) Im Manuscr. heißts zwar curæ — muß aber wohl curiæ heissen.

(†) Hier steht noch: Meliorum præsumtio, das nach dem ganzen Zusammenhange nichts anders

Indeſſen man nun zu Münſter und Osnabrük an der Ausſöhnung arbeitete, und zu Thorn in Polniſch-Preuſſen drei verſchiedene Religionsparteien vergeblich zu vereinigen ſucht (*), ſtürzten Franzoſen und Baiern unſer Land in das gröſte Elend, beſonders, als nach der Schlacht bei Nördlingen (†), die für die Baiern unglüklich, und für die Franzoſen ſo blutig war, beide Theile Wirtemberg überſtrömten, und die wild-

---

andeuten kan, als: daß man die Beſſeren zum Voraus zu gewinnen ſuchte, damit ſie ſich den Planen, die man ausführen wollte, nicht widerſezten. Aber wie das mit Einem Worte überſezen? Die Lesart bei Moſer l. c. melior præſumtio, läßt gar keine Erklärung zu, und iſt gegen den Zuſammenhang.

(*) Uladislav 4 (7), König von Polen, wollte die drei chriſtliche Religionsparteien vereinigen, und berief ſie daher auf den 20. Aug. 1645. nach Thorn, aber der Ausgang war der gewöhnliche. Die Katholiken trugen zuerſt die Hauptſtüke ihrer Lehre vor. Nach ihnen folgten die Reformirten, deren Schrift jene ungemein erbitterte — wie einſt Beza zu Poiſſy ſich zu weit hinreiſſen ließ — und den Lutheriſchen wurde nicht einmal geſtattet, ihr Glaubensbekenntniß vorzuleſen. Solignac Geſch. von Polen, II. S. 787. (437)

(†) Eigentlich bei Allersheim (wenigſten 6 zum Unterſchiede der Nördlinger Schlacht vom J. 1634.) den 4. Aug.

sten und treulosesten Handlungen begiengen. Wiewohl nun die, im Frühling' und Winter zusammenberufenen, Landstände kein Mittel dagegen fanden, so hat sich doch gezeigt, daß der auf den 15. Mai ausgeschriebene Buß- und Bettag die göttliche Hülfe erflehete, indem wir über alle menschliche Hofnung eine ungewöhnlich reiche Korn- und Weinerndte erhielten, daß wir so viele Myriaden ernähren konnten. So entgiengen wir dem, schon vor Augen schwebenden, Untergange!

In diesem Jahre wurde dem Fürsten die Prinzessin Christiana Charlotta, mir aber ein Enkel von meiner Tochter Agnes Elisabeth geboren, der den Namen Rudolph August von seinem Pathen, dem Braunschweigischen Erbprinzen, erhielt, mit dem, wie mit dem Prinzen, Sylvius Nimrod, ich damals fleißig Briefe wechselte. Aber dem trefflichen Prinzen Julius Peregrinantius, dessen ich beim J. 1642. gedachte, brachte dieses Jahr zu Gotha den Tod. Auch starben Matth. Hoe (*), Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen, ein Theologe von grossem Ansehen und Ruhme, zu Dresden — Jak. Bernhard von Sültling, jener unruhige Kopf, dessen ich auch schon erwähn.

(*) Mich wundert, daß A. ihn so sehr lobt, da er durch den, von ihm beförderten, Prager Separatfrieden den Protestanten so sehr geschadet hat.

ie (*), zu Wittenberg — Erasmus Baron von Crouegk hier in Stutgardt, und meine Enkelin zu Kanstadt. Leztere beide Todesfälle thaten mir am wehesten. Traurig wars auch für das Städtchen Wildbad, das am 24. Apr. nun schon zum drittenmale, durch ungefähren Brand fast ganz verzehrt wurde.

Kränklichkeit ließ mich nicht schreiben, und ich wechselte desto fleißiger Briefe mit meinem gnädigsten Herrn, dem Herz. August. Doch unterstüzte ich den izt blinden Paul Jenisch bei dem lezten Theile seines Seelenschazes, auf den er schon siebzehen Jahre verwendet hatte, und kam dadurch seinen dürftigen Umständen zu Hülfe. Der Statthalter schrieb mit seinen Cornelius, D. Tob. Wagner den theologischen Nußkern, Heinr. Esseren sein dichterisches Allerlei, und Joh. Konr. Brotbeck (†) seinen theosophischen Triphilus zu. In Freundschaft traten mit mir, aus eigenem Triebe, Friedrich Melsch, Herr in Reichenbach und Friesen, des Sächsischen Kurfürsten geheimer Rath, und der Rechtsgelehrte Georg Mund, des

(*) s. zum J. 1634.

(†) Nachher Prof. und Dokt. der Arzneikunde in Tübingen. Schon im J. 1643. hatte er dem A. hundert seiner heiligen Epigramme im Manuscripte zugeschikt, wie aus A. Briefe erhellt, der Brotbeks seinem Hymettus sacer Tub. 1667. vorgedrukt ist.

Herzogs von Sachsen-Koburg Eisenach Prokanzler. Auch Göbels Erben verfügelten die väterliche Freundschaft durch ein Schreibepult von zierlicher Arbeit und nicht geringem Werthe. —

In dem neuen Jahre (*), welches seit Luthers Tode das hundertste ist, legte ich, was ich niemals erwartet hätte, kaum hoffen konnte, mein sechzigstes zurüke — zwar für einen Mann von starker Leibesbeschaffenheit und einer dauerhaften Gesundheit kein hohes Ziel! Ich aber, ein Mann von schwächlicher und öfters angegriffener Gesundheit, den frühe ergraute Haare als einen Kandidat des Todes ankündigten, muß es unter die seltenen Wohlthaten Gottes zälen. Da aber jene mir beschwerliche Schwindsüchtelei zwei Jahre und wohl drüber anhält, der Sauerbrunnen des Teinach und das Bad zu Liebenzell mir in den Monaten Mai und Jun. abermals nichts nüzten, so dachte ich ernstlich daran, meine Bürden abzulegen, und die Entlassung zu suchen. Ob ich nun gleich mit Wiederherstellung des Friedens Hoffnung dazu hatte, so erfolgte doch die Erfüllung meines Wunschs erst mit dem Frieden selbst. Ich glaube, sie mit Rechte fordern zu können, da ich, wie man aus diesen Jahrbüchern ersieht, schon ein und vierzig Jahre dem Staate nicht nachläßig diene. Acht derselben wiedmete ich der

(*) J. 1646.

Bildung edler Jugend, sechs dem Dienste der Kirche, neunzehen der Aufsicht über sie, und die lezten acht dem Hofe und der Kanzlei in den wichtigsten Aemtern — und doch wurde ich niemals sklavischer und unbilliger, als hier, gleichsam am Ziele des Lebens, von denen behandelt, denen es am wenigsten ziemte. Bei all' diesen Geschäften hatte ich immer etwas unter der Feder, oder führte, niemals müßig, Briefwechsel mit Gelehrten, wodurch ich die Bolzen des Neids, oder die Beschwerden der Kränklichkeit und Schlaflosigkeit zu entfernen suchte. Wäre mirs nur vergönnt worden, so vielen Nuzen für die Kirche zu erleben, oder zu hoffen, als ich zu ihrer Wiederherstellung unermüdeten, durch keine Gefahr geschwächten, Muth zeigte! Aber das gestatteten mir diejenigen nicht, die sich alle Mühe gaben, daß ja nichts recht, oder vielmehr, daß alles schlecht geriethe, wenn sie nur, obgleich sonsten nakt und bloß, das Schattenbild ihres Ansehens und Vortheils unversehrt erhielten. Dafür werden sie wohl Strafe von Gott, und bei der Nachwelt einen bösen Namen zu erwarten haben.

Da also alles verwirrt, und ich meiner Sklaverei überdrüßig war, Gemüthskrankheit überhand nahm, die Hoffnung, etwas bessern zu können, sich verlor, so dachte ich nur darauf, meine Entlassung mit Ehren zu erhalten, um künftig Gott und mir freier zu leben. Vor Augen schwe-

ten mir so viele Beispiele der angesehensten Männer aus allen Ständen, die ihre Kronen, Bischoffsmüzen, Inkein, Scepter, Fasen, Ehrengewanden, Purpurröke, Fußschemel, Schäze, und was zum menschlichen Pompe und Prunke gehört, von sich entfernten, damit sie der Religion, der Stille, der Betrachtung, dem Lesen sich wiedmeten, und nach so manchen arbeitsvollen Jahren leben entweder konnten, oder lernten. Ich glaubte, dieses, als ein alter Krieger, bei hohen Jahren, geschwächter Gesundheit und wankenden Seelenkräften um mein selbst willen thun zu dörfen — thun zu dörfen bei der Einsamkeit von Verwandten, Freunden, Streitgenossen und Vertrauten, deren ich einst so viele um mich herum sahe, und izt so wenige mehr zählte — bei den Jahren, wo ichs nun satt war, so vieles Eitele zu sehen und zu hören; noch mehr, Theil daran zu nehmen, und die Spielwerke der Menschen mich anekelten — thun zu dörfen bei der Rolle, die ich einst auf der Schaubühne der Erde nicht zu meiner Schande spielte, die aber izt, bei Veränderung der Scene, widrig, veraltet und verhaßt ist — endlich, thun zu dörfen bei der grossen Freigebigkeit meines Herrn, des Herz. Augusts, die mich weder Hunger noch einen übeln Namen fürchten ließ, um nun denen aus dem Wege zu gehen, denen ich längst lästig und bei ihren bösen Handlungen hinderlich war.

Ich wartete also meinem immer gnädigen und gerechten Fürsten auf, und erhielt, durch ein Reskript vom 3. August, der mir ungünstig war, zwar noch nicht völlige, doch gütige Entlassung: „Ich solle, so viel meine Kräfte gestatten, die Hofpredigten halten, von der Kanzlei aber und den Sizungen, wenns Kränklichkeit heische, frei seyn, doch aber es am frommem und heilsamen Rathe nicht fehlen lassen.„ Wiewohl mir nun dieses für die gegenwärtige Zeit zur Erleichterung gereicht, werde ich doch nicht ablassen, bis ich den vorgesezten Zwek erreiche, und in völlige Freiheit, ohne träge Ruhe, mich versetze, damit ich nicht unter der Bürde erliege, und eher aufhöre zu leben, als ich anfange. Nein! müßige Tage suche ich nicht, und werde, mit Gottes Hülfe, schon Mittel finden, daß meine Ruhe nüzlicher wird, als anderer Rennen und Schwizen. Wo Neid die Tugend unterdrükt, wer kan da einen ehrenvollen Abgang versagen? Wo der Staat zu verdorben ist, als daß man ihn retten könnte, wer wird da bei einem ausgedienten alten Manne Hülfe suchen? Wo Gute nicht befördert, Böse nicht entfernt werden können, da jenen ihre Tugend selbst schadet, diesen das Verbrechen belohnt wird — wer wirds nicht für eine Art von Wahnsinne halten, sich da vergeblich zu widersezen? Wo Privatpersonen alle Gunstbezeugungen an sich ziehen, der öffentliche Haß aber immer auf einen

Kollegen geworfen wird, wer wird da allein den Unrath aussegen wollen? Wo man für die Fortschritte der Kirche nicht sorgt, den Schaden kaum fühlt, und ein ewiger Kampf um unbedeutende Dinge ist; welcher rechtschaffene Mann mag da seinen Namen leihen? Wo man endlich die gute Saat Christi vernachläßigt, und nur Unkraut pflanzt, welche Erndte kan da ein treuer Arbeiter in dem Aker des Herrn erwarten? Oefters ist daher der Ausspruch des königlichen Psalmisten (*) mir auf der Zunge und in dem Herzen: Laß ab von mir, daß ich mich erquike, ehe ich dahin gehe, und niemals wiederkehre.

Die Gestalt des Hofs veränderte sich in diesem Jahre gar sehr, indem Reichard, der Stallmeister, was lange zu fürchten war, am 4ten Jänner starb. Der Kammerherr, Cronegk, wurde oberster Hofrichter in Tübingen, und erhielt drei Obervogteien dazu, wie ers verdiente, mir aber ließ er Sehnsucht nach ihm zurük. An die Stelle von jenem kam Münchingen, von diesem Gblniz. Am zweiten April legte der Statthalter Geizigkofler seine Stelle, die ihm nur Haß und Neid brachte, freiwillig nieder, ein Mann von grossem Geiste und von Thätigkeit, aber veränderlich, daher bald gerecht, bald ungerecht. Doch unterstüzte er die Sache der Kirche, wenn er

(*) Ps. 39, 14.

wollte. Besonders erst vom (zweiten) *) des Monats März her, war das Andenken an ihn bitter. Des Staatsruders bemächtigte sich Lüzelburg, und Münchingen sezte sich in ausgezeichneter Gnade aufs neue fest. Der Prinz, Johann Friedrich, erhielt Berchtolden zum Aufseher. Unsere Gäste waren Joh. Friedrich, Graf von Eberstein und Georg Friedrich und Joh. Jakob, Bruder des Dynasten von Napoltstein, dieser ein Schwager unsers Fürsten, besonders aber die Brüder Leopold Friedrich und Georg, Söhne Ludwig Friedrich. Der älteste derselben, Herr von Mömpelgard, wählte sich, zu seinem Glüke, die Heldin Sibylla zur Gattin, und gewiß dient diese Verbindung zur Vereinigung des Hauses Wirtemberg und der Eintracht in Religionssachen, die beide unzertrennlich sind. Mit diesen Prinzen, die eben so viele gelehrte Kenntnisse, als praktische,

(*) In dem Manuscripte heißts: memoriam . . . Martii post se reliquit. Da A. den Statthalter hier am Ende seiner Laufbahn von der bessern Seite schildert, so muß er wohl am Schlusse seines Regiments etwas gethan haben, mit dem unser Biograph zufrieden war. Aus dem folgenden erhellt, daß die Kirchenrechte im März aufs neue angefochten wurden, und es scheint also, daß der Statthalter für sie sprach. Daher füllte ich die Lüke durch das eingeschaltete „zweiten„ aus.

beſaſſen, hatte ich in den Monaten, Jul. Auguſt und Oktober mehrere Unterredungen.

Auswärts verlobte ſich Prinz Sylvius Nimrod mit der einzigen Tochter des Herzogs von Münſterberg (*), Maria Eliſabetha, und verbeſſerte dadurch ſeine Umſtände, die längſt nicht die beſten waren, gar ſehr. Es wäre zu wünſchen, daß Prinz Roderich ein ähnliches Ziele erreicht, und eine gewiſſe Krankheit die Kräfte ſeines Geiſtes und ſeiner Urtheilskraft nicht zerſtört, und alle, an ſeine Bildung gewendete, Mühe vernichtet hätte, wovon ich am 21. Okt. zu meinem Leidweſen ſelbſt Zeuge war.

In dieſem Jahre erſchien die Evangeliſche Harmonie Auguſts in zweifacher Geſtalt, herrlich von den Sternen in Lüneburg gedrukt — ein Werk, das bei der Nachwelt noch eine Zierde ſeyn wird. Der Stadt Augsburg aber giengs, bei der harten Belagerung der Verbündeten (†), ſehr ſchlimm, da durch das Abdämmen des Waſſergrabens, der die Stadt von dem Zwinger ſcheidet, Bürger und (††) Landleute in Hungersnoth geriethen, weil Mühlen und Fabriken ſtille ſtehen mußten.

Meine Privatumſtände waren erwünſcht und heiter, wozu beſonders auch die, am 21. Apr. mit

(*) in Schleſien.
(†) der Schweden und Franzoſen.
(††) dahin geflüchtete.

dem Mömpelgardischen Kanzler, Christoph Forster (*), geschlossene Freundschaft beitrug. Am 13. Apr. erhielt ich Jos. Furtenbachs, dieses treflichen Baumeisters, berühmtes Werk zum Geschenke, und am nämlichen Tage bezeugte mir auch Ludw. Pleickard von Freiberg seine Dankbarkeit dafür, daß ich ihn in seinen Studien unterstüzt hatte. Am 13. Aug. kaufte ich in Stutgardt zwei, an einander stossende, Häuser, um 426. Gulden baaren Gelds. Hingegen war mir der, am 25. März erfolgte, Heimgang meines Enkels, Aug. Walthers, der sein ganzes Leben mit dem Tode gerungen hatte, traurig, wiewohl schon am 17. ein anderer Enkel, Joh. Val. Andreä, an seine Stelle getreten war. Aber weit mehr schmerzte mich, ja schlug mir eine unheilbare Wunde, der Tod Joh. Sauberts, des Nürnbergischen Antistes bei der St. Sebaldkirche. (†) Wie viele Freunde ich in diesem Einzi-

(*) F. im J. 1598. im Oesterreichischen geboren, war zuerst Hohenlohischer Rath, hernach Vicekanzler, endlich wirklicher Kanzler zu Mömpelgard, und starb 28. Oct. 1667. Seine polit. Anmerkungen über den Tacitus ꝛc. sind bekannt. Staatsbriefe von ihm finden sich neuerlich in H. Kanzler, Le Bret Magaz. III. S. 611—40. IV. 216—238. VII. 553—620. VIII. 386—88. 619—36. IX. 573—82. ꝛc.

(†) 2. Nov.

gen verlor, faßten kaum dieſe Bogen. Durch den Juriſten Taucher, einſt meinen Freund zu Tübingen, ſchloſſen wir unſern Bund im J. 1624. Von da an gewann ich ihn wegen ſeiner herrlichen Talente und Gefälligkeit ſo lieb, daß ich ihn, beſonders bei dem Einklange unſerer Geſinnungen und Studien, in meine innigſte Freundſchaft aufnahm, die dann durch mancherlei Dienſte gepflegt wurde, durch die gemeinſchaftlichen Bemühungen zum Beſten des Chriſtenthums immer tiefere Wurzeln trieb, und zuletzt durch die eheliche Verbindung unſerer Kinder am 19. Jun. 1643. auf ewig und feierlich ſich bekräftigte. Ja, alles war an dieſem Manne bewundernswürdig und ſelten — ſeine Gelehrſamkeit, in der er keinem wich, ſein untadelhaftes Leben, ſein Feuereifer für die Sache der Religion, ſeine Unermüdlichkeit in Förderung ſeiner Geſchäfte, ſeine unglaubliche Geduld in Widerwärtigkeiten, durch die er zwar ſeine Nebenbuler, beſonders die falſchen Brüder und Pſeudopolitiker, herzlich ermüdete, aber doch auch ſelbſt ermüdet wurde. Sein Körper war, bei der gröſten Mäßigkeit, den Martern faſt aller Krankheiten ausgeſetzt — dem Kopfſchmerzen, Herzklopfen, Chiragra und Podagra, dem Steine und den Nervenfiebern, und was ſonſten bei häufigem Arzneigebrauche für Gebrechen dazu zu kommen pflegen, daher er einen groſſen Theil ſeines Lebens an ſein Bette, als

eine Schmerzenswohnung, angeheftet war. Endlich, da er längst den berühmten Hornhauser Brunnen gebraucht hatte — ob zu seinem Besten, oder nicht? mögen die Aerzte entscheiden — tödtete ihn eine Diarrhöe — zum grossen Leidwesen Nürnbergs, zu noch grösserm der gelehrten Welt, aber zum grösten der Kirche, was auch der Neid izt heimlich lächeln und triumphiren mag? Noch hatte er nicht das vier und fünfzigste Jahr erreicht, wird aber unstreitig durch den Ruhm seiner Schriften bei der Nachwelt leben. Ihn zu überleben, ist mir verdrüßlich, besonders auf einem Schauplaze, wo ich mit wilden Thieren kämpfen muß, die der Neid — weil er selbst nichts vermag, oder es nicht wagt — gegen mich waffnet, oder reizt, oder aufhezt, oder füttert, oder hegt, oder entschuldigt und schüzt, und beständig sein Spiel treibt, auch nicht eher, als mit dem Leben aufhören wird, gegen mich zu zürnen. Doch ich überlasse es Gott, ihn zu zähmen.

Nicht ganz frei war dieses Jahr von Stichen der Ottern, die Christi Ferſen nachstellen, da man sowohl an Höfen als in den Freistaaten, ein gewisses Konstantinisches Bisthum (*), d. i. einen neuen Pseudo-evangelischen Antichrist, brütete.

Denn

(*) die bischöflichen Rechte protestantischer Fürsten.

Denn als wir in der Kirche einen öffentlichen Bußtag wegen unserer grossen Verbrechen angestellt hatten, versuchte mans durch politische Ränke, die Vergebung derselben, auch für die schlechteste Menschen, wenn sie nur Geld haben, verkäuflich zu machen. Wir mißriethen's nach unserer Pflicht. Da schwoll die Schlange auf, gab eine uneingeschränkte Herrschaft über die Kirche vor, und drohete sogar am 2. März und 4. Dec. mit dem Umsturze ihrer Rechte und Freiheiten: wofür Christus selbst sorgen wird. Diß war also das Vorspiel unserer Redlichkeit, Pflicht und Dankbarkeit gegen Christus. Wir, die wir zu Osnabrük und Münster so sehr arbeiten, daß wir die Kirchengüter wieder erhalten, die uns zum Schaden und zur Schande entzogen sind — wir müssen nun fürchten, daß wir — erhalten wir sie auch — in eine neue und traurige Sklaverei unter einem übermächtigen Herrn gerathen.

Der in den Monaten Aug. und September gehaltene Landtag war wiederum vergeblich, weil der Kriegslärmen ihn trennte. Doch war Mars diſsmal gnädiger gegen uns, als gegen andere, da zu Ilmy, Leutkirchen, Kaufbeuren, und sonsten Beispiele der Grausamkeit sich ereigneten, deren Schande ewig dauern wird.

Noch ist von meiner Privatgeschichte einiges übrig, deren Erzählung mir der billige Leser verzeiht. Am 6. Nov. wurde ich auf Empfehlung

meines Fürſten und Herrn, Auguſts, in die fruchtbringende Geſellſchaft (*) aufgenommen, die, ſchon im J. 1617. vom Fürſten Ludwig von Anhalt geſtiftet, nach und nach bis zu 433. (†) Mitgliedern anwuchs, und nahm den Namen des Mürben an, der für mein Alter und meine Dienſtentlaſſung ſich ſchikt. Mein Wahrzeichen iſt Moos an einem alten Baume ſich haltend, und der Spruch: Noch grünt's!

Sowohl hier, den 15. Mai, als auch in Calw den 1. Jul. in meines Eidam, Walthers, Hauſe hatte ich an unſern Grazien Gäſte. Wegen der Fruchtbarkeit des Jahrs und der Wohlfeilheit der Produkte, da der Aimer Wein (††) auf fünf, und der Scheffel Spelz (†††) auf nur einen Gulden geſchäzt wurden, erhielt ich meine Beſoldung

(*) Oder der Palmorden, von dem der S. Weimariſche Oberhofmarſchall, Kaſp. von Teutleben, den erſten Gedanken angab. Flor der teutſchen Sprache und Dichtkunſt, auch Erhaltung teutſcher Treue, war die Abſicht der Geſellſchaft.

(†) Er ſelbſt war der 464ſte. (ſ. das ſeltene Buch: Neumarks Neuſproſſenden Palmbaum mit Kupf. Nürnb. 1668. S. 286.) Man rechnet gegen tauſend nur der vornehmeren Mitglieder. ſ. mein hiſtor. Handb. aufs J. 1785. den 24. Aug. S. 242.

(††) 160. Maas.

(†††) Dinkel.

reichlich: mit den übrigen Dingen giengs zwiſchen Furcht und Hoffnung, wie es denn bei zerrütteten Umſtänden gehen mußte, dahin.

Indeſſen die Langſamkeit der Friedensunterhandlungen (*) alles in Spannung erhielt, blieb auch meine Bitte um Entlaſſung liegen, und kam in dieſem ſchlimmen Jahre nicht zu Stande. Doch verſahe ich mich auf jeden Fall mit einer etwas weitläuftigeren Herberge, die ich mit Recht mein „Lüneburger Haus„ (†) nannte, weil ich es der Gnade Auguſts vorzüglich danke, um ungefähr 1000. Gulden. Hier will ich, ſobald Friede uns leuchtet, meine Sachen in Ordnung bringen, niemanden, mir ſelbſt wenigſtens minder, zur

(*) Jahr 1647. alt 61 J.

(†) Selenianum. Folgende Inſchrift beſtimmte er in daſſelbe:

Selenianum hoc eſt
Auguſtum Munus, ubi J. V. A. Sexagenaria
major, vitæ ſatur, ſtrepitum nauſeans, vanitatem
expertus, antequam hinc abeat, reſpirandum ſibi duxit.
Hoſpes, quæſo,
Curas, odia, querelas ne inferto,
ſed
piis, honeſtis, eruditis ſermonibus liberalo
juvato otium, aut
ſecum habitare finito!

Selen. Auguſt. p. 247.

Last, und viel nüzlicher leben. In diesem ganzen Jahre hatte ich an den Kanzleygeschäften wenig Antheil, versahe aber mein Kirchenamt treulich, da mein Kollege den gröſten Theil deſſelben (*) um ſeiner Geſundheit willen abweſend war, die meinige aber, obgleich auch geſchwächt, durch Leiden und Meiden hingehalten wurde. Auſſer dem Briefwechſel und Privatſchreibereien, konnte ich ſonſten nicht viel aufſezen. Nur Sauberts Schattenriß (†) wurde ans Licht geſtellt, mit eben ſo groſſem Beifalle der Freunde, als zum Unwillen der Nebenbuler. Doch fand man ihn einer neuen Auflage durch die ſchöne Sterniſchen Typen (††) würdig. Das ganze Jahr wurde bei wiederholten Landtagen damit hingebracht, daß man Anlehen erzwang, oder zuſammenſcharrte, das Anliegen der Kirche aber auf die Seite geſezt, und dadurch noch tiefer zerrüttet — wie es bei unwiſſenden oder fremden Aerzten gehen

(*) Vom 28. Febr. bis 19. März, und wieder vom 11. Aug. bis 12. Dec.

(†) Joh. Sauberti, Theologi, contra delineata a J. V. A. Stutg. 12.

(††) Luneb. typis Sterniorum. 24. 52. S. — Ob auch wirklich in Lüb. eine Ausgabe in 4. 1647. gemacht wurde, wie ich irgendwo angemerkt finde, kan ich nicht behaupten. Die neue vollſtändige Ausgabe von H. Pf. Burk's Littergeſchichte J. V. A. wirds entſcheiden.

muß — und geriethen dadurch in mißlichen Zustand. Jenes machte, ausser dem alles verschlingenden Kriege, der Zuwachs des fürstlichen Hauses, und drei Vermälungen nothwendig, die in dieses Jahr fielen, nämlich Sylvius Nimrods mit der Münsterbergischen Prineßin, mit der er sich das Jahr zuvor verlobt hatte, Prinz Ulrichs mit der Tochter eines Grafen von Solms, Sophia Dorothea, und Pr. Leopold Heinrich von Mömpelgard mit unserer Sibylla, der innigsten der Grazien. Auch von den Hoffräulein verheiratheten sich zwei, Agatha Margaretha von Rinem mit Ludw. von Sperbersek und Dorothea Elisabetha Utenhofin mit Wolfg. Dietrich Megezer, daher der Hof immer so voll Gäste war, daß er bei unserm Mangel das Bild des Ueberflusses darstellte, wo jedoch der Reichthum des Jahrs zu Hülfe kam. Ausser vielen fürstlichen und gräflichen Gästen erschienen auch Türenne, Rosa, Schönbek, Holz und mehrere Feldherren, Obersten und Hauptleute, mit ihrer Dienerschaft, in grosser Menge, auch Gesandten von Lüneburg, Mömpelgard und andere.

Mir selbst begegnete mehr Trauriges, als Erfreuliches. Zwar wurden mir zwei Enkelinnen und ein Enkel geboren, allein ich verlor auch manche, die mir wegen der Freundschaft, oder des Nuzens, oder des Umgangs schäzbar waren,

unter andern Phil. Heinhofern (*), meinen wünschenswürdigen Freund seit zwanzig Jahren, Georg Mund, dem rechtsgelehrten Kanzler von Sachsen Koburg, Georg Albert (†), Oberpfarrer Nördlingen, der zwar auswärts weniger bekannt, aber bei den Seinigen wegen seiner Frömmigkeit und anderer Tugenden desto verdienstreicher war, Georg Konr. Maicler (††), den berühmten Dichter, meinen ehemaligen Stubenburschen und vieljährigen Freund, besonders auch den trefflichen Maler, Joh. Altermann (†††), deren Tod mich um so mehr schmerzte, wenn ich bedachte, wie wenige es gibt, die zum gesellschaftlichen Leben und dem Vergnügen etwas beitragen, wie viele hingegen, unter denen leben zu müssen verdrüßlich und hart ist! Daher betrübts desto mehr, sich auch jener wenigen beraubt zu sehen. Wie viel verlor ich an Heinhofer allein!

(*) 13. Jul. (†) 13. Nov.

(††) Im Manuscr. steht, 27. März. Er ist aber den 27. Mai gestorben, und war viele Jahre Pf. in Feldbach.

(†††) 9. März. In den Selen. Aug. p. 246. schreibt er von ihm: Pictor non ignobilis, & a triginta annis familiaris, quo ut plurimum fum usus, ita eum exornande Seleniano deftinavi, quod arte & judicio, quæ in Italia per duodecennium perpoliverat, multum valeret, & Seleniano contiguis ædibus habitaret.

Denn, auſſer der Kenntnis mehrerer Sprachen und Menſchen, und der vielfachen Erfahrung in mechaniſchen Künſten und in allem, was zierlich und fein iſt, wodurch er ſich die Freundſchaft mancher Fürſten erwarb — ſeine Treue, ſeine Liebe und Dienſtfertigkeit, von denen auch ungefehr tauſend Briefe zeugen, waren ſo groß gegen mich, daß ich izt keinen Freund mehr habe, dem ich mich mittheilen kan, und daher nach ihm deſto mehr mich ſehne. Endlich ſuchte eine Krankheit vom 7. Aug. bis 6. Nov. meine Frau, nicht ohne Lebensgefahr, heim, bei der meine Familie ſehr vieles litt.

Zur Erquikung dienten mir die freundſchaftlichen Unterhaltungen derer, die in meinem Hauſe mich beſuchten, unter andern der Baron Rakeniz mit Frau, zwei Söhnen und einer Tochter, zur Zeit, als er ſeine Forderungen an Ulm hier betrieb — des Georg Chriſtoph von Sternenfels, Mömpelgardiſchen Statthalters, und des Kanzlers, Chriſtoph Forſtners, dieſes frommen, ſcharfſinnigen und beredten Manns — Moriz Cronegks, mit dem ich einſt am Hofe gelebt hatte, und vieler Studenten, die mir von Augsburg empfohlen waren. — Adam Bürger, ein alter Rechenmeiſter, feierte mit ſeiner Frau, nach einer 49. Jahre in Geſundheit zugebrachten Ehe, auf meinen Rath und unter meiner Leitung, ein Jubiläum —

ein für viele neues und angenehmes Schauspiel, dem nur das fehlte, daß kein Kind, sondern nur der Eidam ihrer einzigen, schon verstorbenen Tochter, es begleitete. Ausser dem gewöhnlichen von Herz. August, erhielt ich andere schöne Geschenke, zum Neujahre von meinem Fürsten, von Prinz Ulrich und Herrn von Megezer für die Trauung, zum Abschiede von der Prinzessin Sibylla, von Rakenitz und Tiefenbach Ehrengeschenke, die ich hier der Nachwelt aus Dankbarkeit gleichsam ausstelle. Nur einmal zeigte der Neid, dieses mir verfolgende Ungethümm, am 15. Apr. sein Gift öffentlich, und spie oder verschlukte das übrige zu Hause.

Sonsten weiß ich von diesem Jahre, von dem ich ungefehr in der Mitte einen Theil auf dem Bette zubrachte, nichts aufzuzeichnen, als daß ich etwa dieses beifüge: neun Jahre habe ich nun zu Stuttgard in der Sklaverei zugebracht, und nirgends die Regierung weniger regierend, den Rath weniger rathsam, die Gesellschaft weniger gesellschaftlich, die Religion weniger religiös, die Regeln weniger regelmäßig, den Werth weniger werth, die Freundschaft weniger freundschaftlich und meine Wirkungskraft weniger wirksam gefunden. Ja, in dieser ganzen Zeit war mirs nicht vergönnt, einen wohlverdienten Mann durch meine Stimme zu einem Kirchenamte zu befördern,

noch einen Lasterhaften durch die Angabe seines Verbrechens davon zu vertreiben.

Paul Jenisch schloß das Jahr durch seinen Tod. (*) Er war den 17. Jun. 1558. zu Antwerpen geboren, verstund mancherlei Künste und Sprachen, besonders vorzüglich die Musik, sammelte zuerst den Seelenschaz in der Muttersprache, und arbeitete ihn dann in der Folgezeit aus. Den Haß deswegen und die Strafe fremder Schuld, eine, über 50 Jahre daurende, Verbannung aus Augsburg, ertrug er gelassen, und ließ sich zu Lauingen und Stutgard nieder. Hier lebte er von musikalischen Verdiensten, und einem ziemlichen Ruhegehalte, auch von Freunden unterstüzt. Sein Leben brachte er, von Krankheit frei, bei gutem Appetite und leichtem Schlafe, ruhig, aber nicht müßig, bis ins neunzigste Jahr, war Vater von 19. Kindern, davon er nur vier hinterließ, und mein Freund, Verwandter und angenehmer Gesellschafter schon von vierzig Jahren her. (†)

Einen Monat gieng vor ihm voraus Michael Laminit, einst Oberpfarrer zu Memmingen, auch ein neunzigjähriger, und seit sieben Jahren mein Freund, dessen ich darum erwähne, weil er un-

(*) s. S. 216.

(†) Fast mit den nämlichen Worten steht diese Stelle auch in den Selen. Aug. p. 227.

stern P. Jenisch im J. 1585. mit seiner ersten Gattin, Maria Boschardin, und dann wieder zu Memmingen, mit der zweiten, Helena Kellerin, im J. 1604. getraut hatte. Jenisch wurde am St. Thomastage auf dem, seiner Wohnung nahe gelegenen, St. Leonhards Kirchhofe ehrlich begraben, und seine Gattin, die ihm am 13. Okt. des Jahrs 1648. folgte, an seine Seite gelegt.

Dieses Jahr, (*) das mich zum grossen Stufenjahre führte, zeigt, was Gemüthekummer betrift, nur wenige schwarze Zeichen, und floß ziemlich sanft dahin, daher auch meine Unpäßlichkeit erträglicher war. Sie zu heilen, begab ich mich nach Calw, reizte sie aber desto mehr, zum sicheren Beweise, daß ich mehr der Ruhe und Enthaltsamkeit, als der Arzneien, bedarf. Doch blieb ich da elbst, aus Vergnügen über die Leutseligkeit der Einwohner, vom 29. Mai bis 28. Junius, in welcher Zeit mein Tochtermann Walther das, von mir ehmals erbaute, Haus erweiterte. — Indessen mußte mein Kollege Heerbrand wegen neuer Krankheits-Anfälle das ganze Jahr zu Hause bleiben, um sich wieder herzustellen. Seine Geschäfte versah Christoph Zeller, der auch mir beistund. In zehen Jahren hielt ich am Hofe 1040. Predigten; wöchentlich zwei, und bewieß, daß ich diejenige Zeit, da ich wegen

(*) J. 1648. alt 62. J.

Kränklichkeit oder anderer Geschäfte mein Amt nicht versehen konnte, auf eine andere Art nüzlich anwendete.

Indessen spielte ein gewisser Joh. Keil, Winzer in Gerlingen (†), ein verwegener Mann, eine Komödie mit grossem Beifalle, indem er eine doppelte Erscheinung eines Engels log, und durch fünf, von ihm blutig gemachte, Reden zu bestätigen suchte. Auch täuschte er wirklich manche, die nicht viele Einsicht hatten, durch die Strafen, die er drohete. Oft wurde er befragt und angehört, aber, da er sich nicht gleich handelte, ins Gefängniß geworfen, und, nach verschiedenen Blendwerken, des Betrugs überwiesen, daher am 23. Sept. mit Ruthen ausgepeitscht, und verwiesen. So endigten sich der Schrecken und die ungereimten Urtheile mancher Menschen mit Lachen! (*)

(†) Einige Stunden von Stutgardt.

(*) Die Gemüther der Menschen sind für dergleichen übernatürliche Vorfälle nie empfänglicher, als wenn äussere Umstände ihre Aufmerksamkeit sonsten spannen. Daher auch in unsern Tagen eine neue Wirtembergische Prophetin viele Anhänger fand, bis ihre Prophezeiungen sich in die sehr natürliche Geburt des von ihr verkündigten Messias auflöseten. Wie vieles Aufsehen der Gerlinger Winzer machte, lieet man in verschiedenen, damals erschienenen, Schriften, und A. selbst war anfangs

Uebrigens brachte dieses Jahr endlich die so lange gewünschte und erwartete schwere Geburt

besonders darum etwas zweifelhaft, weil Kell so sehr auf Lebensbesserung aller Stände drang, s. Schellhorn Amœnit. Eccles. III. 275. Ferner gehören hieher: heb dich Satan von mir! d. i. nothwendige Rettung der in Gottes Wort unwidersprechlich gegründeten Meynung, daß heutigs Tages nach Gottes Willen keine vom Himmel kommende Prediger-Engel zu gewarten ꝛc. wider die von dem gewissenlosen und gottesvergessenen Gairlinger Bengel ausgekommene Teufels-Zeitung und dessen Gotts- und Predigambts verächtlichen Anhang, vorderist dem l. Gott zu Ehren, dann auch der christl. Gemein zum Nutz und dem Teuffel zum Trutz gestellt durch M. Joh. Conrad Hiemern, Pf. in Heylbronn ꝛc. gedr. zu Heylbr. 1648. 8. ferner: Unvorgreifliche Propheten-Predig, von dem vermeynten, durch ganz Teutschland verruffen, Geerlinger Propheten ꝛc. geh. am Ostermontag dieses einlauffenden 1648. Jahrs ꝛc. Männiglichen, sonderlich den Ministris ecclesiæ zu gründlicher Nachrichtung, auff inständig Begehren an Tag gegeben durch Tob. Wagnern, der heil. Schr. D. u. Pf. zu Eßlingen. Ulm in 4. — Da U. über diesen Punkt wirklich kürzer ist, als gewöhnlich, so fügen wir dem Anhange eine Species facti (s. Nr. 4.) aus Manuscripten bei, die einer Sammlung von Flugschriften jener Zeit angebunden sind.

des Friedens am 14. Okt. (*) zur Welt. Am 21. erhielten wir Botschaft davon, und am 2. Nov. wurde ein feierliches Dankfest in der Stifts- und Hofkirche deswegen gefeiert. Indem ich nun wegen der Zubereitungen dazu in die Kanzlei eilte, glitschte ich so aus, daß ich mir die Hüfte beschädigte, und achtzehen Tage zu Hause unter Schmerzen zubringen mußte. Wie aber das Geld, womit man den Frieden erkauft hatte, zusammengebracht werden sollte, damit beschäftigte man sich das ganze Jahr, und rief den Landtag zusammen, der seine Sitzungen vom 14. Jänner bis 25. März, vom 16. Aug. bis 8. Okt. und wieder vom 12. Nov. bis 12. Febr. des folgenden Jahrs hielt. Hier kam im Vorbeigehen am 20. Jul. die Vermehrung der Alumnen des theolog. Stifts zur Sprache, und wurde am 25. Aug. den Ständen mitgetheilt, aber erst nach einem halben Jahre mit Wirkung.

Vom fürstlichen Stamme erschienen zwei Zweige, Maria Katharina Charlotta, Tochter des Prinzen Ulrich, aber am achten Tage starb sie wieder, zwei Tage nach ihrer Mutter, der Gräfin von Solms, einer trefflichen Frau; und unsers Herzogs Princeßin, Anna Katharina, die mehr Leben zeigte. Tödtlich aber war dieses Jahr unter denjenigen, die ich schätzte, für die Freifrau

(*) Nach der neuen Zeitrechnung am 24. Okt.

von Rapoltſtein, die ſchon öfters gerühmte Wittwe, die ſich, nebſt der Schönheit und einem gebildeten Verſtande, auch durch viele Tugenden auszeichnete, und ſich in guten und böſen Zeiten wohl um mich verdient gemacht hatte — ferner für Friedr. Kaſimir Canoffizki, und Joh Heimant Lente (*), beide von Adel, die ich an Treue in der Freundſchaft, und durch Umgang mehrerer Jahre bewährt gefunden hatte — jener in Stutgardt, dieſer in Wolfenbüttel — endlich für Joh. Martin Eiſengrein, einem Geſellſchafter im erſten Kloſter Königsbrunn, zu Eßlingen. Von merkwürdigen Zufällen erwähne ich nur des Brands von Aſperg und der Verbrennung der Reichsſtadt Weil, die ehemals über das nahe Calw ſo ſehr frohlokte, und ſich nun durch den, ihre Kräfte überſteigenden, Troz dieſes Unglük zuzog. (†) Mit meinen Privatumſtänden verhielt ſichs zimlich, da ich von leeren und unangenehmen Ge-

(*) Lenthe.

(†) Calw und Weil ſcheinen damals, um der Religion willen, einander ſehr gehaßt zu haben. — Die Franzoſen belagerten dieſe Stadt, und eroberten ſie am 20. Okt. mit Sturme, hieben nieder, was Waffen trug, führten die übrigen, nebſt dem Vieh, weg, und zündeten dann die Stadt an. Dieſes ſcheint die lezte Scene des dreißigjährigen Kriegs, wenigſtens in hieſigen Gegenden, geweſen zu ſeyn.

schäften frei war, die den Geist eben so, wie den Körper, schwächen. Von August erhielt ich ein doppeltes, eines Augusts würdiges, Geschenke von Golde, das erste den 23. Okt. sein Bild in der Gestalt eines Nachdenkenden, das zweite am 23. Dec. eben dasselbe geharnischt, von einem Werthe von 300. Gulden, wodurch mein Hauswesen — ewiger Dank sei ihm! — sehr unterstützt wurde. Vieles Vergnügen machte mir auch die Bekanntschaft, ja wohl Freundschaft des Baron Joh. Septimius Jörgen, der vieler Dinge, besonders auch der Malerei sehr kundig ist, und mit dem D. Joh. Gabler, einem Nürnbergischen Rechtsgelehrten und dem Oesterreichischen Edelmann, Balth. Heidenreich, im Aug. mich besuchte. Um eben diese Zeit nahm auch Christoph Gottfr. Pfinzing, Nürnberger Patricier, ein edler Jüngling, seine Zuflucht zu mir, und verrieth in den sechs Monaten, die er bei mir zubrachte, nebst herrlichen Talenten, seltenen Bescheidenheit. Am Hofe wars auch wegen der Besuche sehr lebhaft. Denn ausser den Personen vom Hause und der Pfalz sahe man da einen Turenne, Douglas, mit Obersten und Hauptleuten.

Das folgende Jahr, (*) das durch die ungerechte Hinrichtung Karls des I. von England geschwärzt wurde, gieng unter Hofnungen und Un-

(*) J. 1649. alt 63. J.

terhandlungen wegen des neuschimmernden Friedens dahin. Dem Körper war es etwas günstiger, aber für den Geiß desto bitterer. Denn der stinkende Bok, J. J. V. stieß mich aufs neue am 18. Febr. die Schlange, F. K. verwundete mich mit ihrer dreispitzigen Zunge durch die Seite meines Sohns, und das schmuzige Schwein, J. H. E. besprizte mich — alle ungestraft, da niemand Mitleiden mit mir hatte. Ps. 69, 21. (*) Indessen giengen die Jesuiten am 9. Jänn. von Stutgardt ab, auch die Mönche aus den Klöstern, auf Befehl der Bambergischen und Kulmbachischen Gesandten, doch nicht ohne Tücke, damit man ja nicht glaube, daß Treue und Glauben unter Kutten sich finde.

Ans Licht traten die Seleniana Augustalia (†) und der seit 26. Jahren herumirrende Theophilus, (††) nebst anderen Kleinigkeiten, vorzüglich

(*) „Die Schmach bricht mir mein Herz, und kränket mich - ich warte, obs iemand jammerte - aber da ist niemand, und auf Tröster, aber ich finde keinen."

(†) Ulmæ Selen. 1649. 12. Auf die Dedikation an die drei Braunschw. Prinzen, mit denen A. korrespondirte, folgt eine Epistel an den Vater, die also anfängt: „er habe seit 8. Jahren, und drüber, 353. eigenhändige Briefe von ihm empfangen." s. das J. 1650.

(††) Theoph. s. consilium de christiana religione san-

dem, in einem schönen Gedichte geschilderten, Leben meines Großvaters, Jakob, (*) von Levinus Sutor. Auch übersezte ich die Lüneburgische Harmonie der Passion Christi ins Latein, die vielleicht einst das Tageslicht erblikt. Das Amt eines Hofpredigers fuhr ich fort, vor vielen, zum Theile schon genannten, Gästen, zu versehen. Auch waren die Landstände wieder versammelt, theils um unsern Staat wieder in Ordnung zu bringen, theils zwischen den Brüdern, Eberhard und Friedrich, einen Vergleich zu stiften. Doch begab ich mich eine Zeitlang, vom 17—30. Jul. nach Calw, mehr um den Geist, als den Körper, zu erquicken. Bei dieser Gelegenheit besuchte ich die Prinzessin Sibylla von Mömpelgard, nebst ihrem Gemale, Leopold Friedrich, öfters, da sie sich des Liebenzeller Bads bedienten.

An Freunden, Verwandten und Bekannten litt ich dieses Jahr vielfältigen Verlust; ich nenne aber nur meine beiden Vetter, Hatting, der Rechte Doktor, und Rösle, die in der Eger im Oetingenschen ertranken, und Konr. Schafelizky.

---

sanctius colenda, vita temperantius instituenda, & litteratura rationabilius docenda, & paraenesi ad Ecclesias Ministris & nonnullis aliis ad restituendas res lapsas pertinentibus. Stutg. 12. Edit. sec. Lips. 1706. gr. 12.

(*) Jac. Andreae, D. avi J. V. A. vita, Luneb. 24.

(*) Groß war auch die Anzahl derer, die mich begrüßten und besuchten, nämlich, nebst vielen andern, Forstner, Lanfius, D. Joach. Christian Neu, Rath des Herzogs, Pet. Meuderlin, mein alter Freund, der Maler Fried. Gruber, der herrliche Musiker, Val. Röther, verschiedene Mönche, die ihren Glauben abgeschworen, und zu uns ihre Zuflucht genommen hatten, ein franz. Edelmann du May, dessen das nächste Jahr wieder erwähnen wird, und andere. In Briefen besuchten mich Georg Phil. Harstorfer, (†) ein Muster seltener und vielfacher Kenntnisse, Joh.

(*) Besser, Schaffalitzky — ein Bruder des berühmten Schwedischen Generals Bernhard — geb. zu Brakenheim ꝛc. Nov. 1595. diente zuerst im Kriege, und wurde dann, unter Eberhard 3. Rath und Obervogt über die fünf Aemter, Brakenheim, Süglingen, Besigheim, Lauffen und Mundelsheim. Er starb im Teinach den 6. Jul.

(†) Besser, Harsdörfer — ein Nürnbergischer Patricier, der zuletzt Rathsherr in seiner Vaterstadt war. In die fruchtbringende Gesellschaft wurde er unter dem Namen des Spielenden aufgenommen, und gab, nebst andern, zur teutschen Litteratur gehörigen, Schriften auch drei Theile eines poetischen Trichters heraus. Der erste Theil wurde zu Nürnb. 1650. neu aufgelegt, der 2te erschien 1648. der 3te 1653. Er war geb. 1607. und st. 1658. s. Freher. Theatr. p. 1147.

Mich. Moſcheroſch, (*) und Joh. Joach. Franz, deren ich keinen von Angeſicht kannte. Wie viel ich nun auf ſolchen mündlichen oder ſchriftlichen Umgang Zeit verwendete — den gewöhnlichen Briefwechſel mit Wolfenbüttel eingeſchloſſen — können müßige Leute weder beurtheilen noch einſehen. Was bei Jüngeren Spiel und Zeitvertreib genennt werden kan, wird mir Mürben und Kraftlo en zur Luſt, beſonders aber Zeitverſplitterung, da ich vielmehr darauf ſinnen muß, Freundſchaften zu trennen, als neue anzuknüpfen, oder zu hegen, mehr, die Geſchäfte zu beiſeitigen, als zu häufen.

Mit meinem Hausweſen, von Auguſts freigebiger Hand unterſtüzt, ſtund es gut. Wegen der Tochter meiner Schweſter Regina, die vierzehen Jahre bei uns geweſen war, und ſich von dem böſen Bruder, Jak. Balth. Simonius, entführen ließ, hatte ich einigen häußlichen Verdruß. Doch kehrte ſie, nach fünfzehen Wochen, reuevoll über ihre Handlung, zurücke.

(*) Bekannter unter dem angenommenen Philanders von Sittenwald, als faſt unter ſeinem eigenen. Als Mitglied der genannten Geſellſchaft hieß er der Träumende. Er war geb. zu Will, ſtärt im Hanauiſchen im J. 1600. bekleidete mehrere Stellen bei Fürſten, wurde Präſident verſchiedener Kollegien bei einem Grafen von Hanau, und ſtarb im J. 1669. ſ. Freher S. 1137.

Dieſes mögen ungefehr die geringfügigen Vorfälle dieſer Periode ſeyn! — Was ſind ſie aber anders, als Auskehricht der täuſchenden Hofnung, Geſtalten des tückiſchen Neides, der Dank für die beſchwerlichſten Arbeiten und die Schminke heuchelnder Liebe? Gott mache all' dieſem ein Ende! das bitte ich ihn von Herzen — ihn, dem ich alle meine Umſtände und Hofnungen, alle meine Treue und Unſchuld empfehle. Denn ich bin deſſen verſichert, daß er eben ſo wenig täuſcht, als man ſich bei ihm täuſchen kan. Alles übrige iſt Lug und Trug!

Hier ſtie das Ziel der, eilf in Stutgardt zugebrachten Jahre!

Ende des ſechsten Buchs.

Siebendes Buch.

Bebenhauſen. (*)

Als ich ſchon gegen den Hafen der Entlaſſung hinzuſteuern, und bereits die Küſte erreicht zu haben glaubte, trieb — ich weiß nicht welch' ein Wind von Norden her — mich von neuem aufs hohe Meer, um mich neuen Stürmen auszuſetzen. Denn da im Jubeljahre 1650. über die Wiederherſtellung und Ergänzung des Konſiſtoriums und die Kloſterſchulen berathſchlagt, und dieſelbe beſchloſſen wurden, ſo erhielt Heerbrand ſeine Entlaſſung nach Wunſche, und ich wurde zwar vom Hofe und der Kanzlei freigeſprochen, aber die Bürde der Abbtei Bebenhauſen mir auferlegt, doch mit der Hoffnung, daß ich — ertrügen meine Schultern ſie nicht — ſie mit der angenehmeren Einſamkeit in Hirſau verwechſeln dürfe. Ich nahm, wiewol unentſchloſſen, den Auftrag an. Dem von Tübingen gerufenen D. Melch. Nicolai wurde die, eilf Jahre (†) lang vakant geweſene, Landpropſtei aufgetragen, und Georg Badern die Prädikatur erſt das Jahr hernach anvertraut.

(*) J. 1650. alt 64. J.

(†) Beſtimmter, 15. Jahre, ſeit Hizlers Tode.

Ehe ich von Stutgardt abzog, taufte ich noch am 30. Jänner den, zwei Tage vorher gebornen, Prinz Karl Christoph: die eigentliche Tauffeierlichkeit wurde aber erst am 19. März mit ungewöhnlichem Pompe und Schmausen gehalten; diese Lustbarkeit aber durch den unvermutheten Tod der siebenjährigen Princeßin, Dorothea Amalia, gestört, und der Schmerz der fürstlichen Eltern durch das, noch dazu in ihrer Abwesenheit erfolgte, Absterben des Prinzen Karl Christophs (*) selbst verdoppelt. Diese Umstände schlugen der Mutter eine unheilbare Wunde, sind aber ein sicherer Beweis, daß auf übergrosse Freude und Verschwendung grosser Kummer und Reue folgt.

Am 15. Apr. legte ich die lezte Predigt, welches die 1070ste war, bei Hofe ab, verabschiedete mich den Tag hernach in einer Privataudienz beim Herzoge, und reiſete den 25sten nach Behenhausen, wo ich drei Tage hernach die erste Predigt hielt. Als Kollegen fand ich Georg Linden

(*) Es ist wirklich ein besonderer Umstand, daß der männliche Stamm Herz. Eberhards III. der mit zwei Gattinnen achtzehen Söhne zeugte, einige fünfzig Jahre nach seinem Tode (1733) — er starb im J. 1674. — ganz ausgestorben wäre, hätte nicht der siebente Prinz, Friedrich Karl, zufälligerweise sich verheiratet, und die Winnender Linie gestiftet.

und Jak. Roth. Ob diese und die andern, die da angestellt sind, dienen werden, mir das Leben ruhiger oder trüber zu machen? muß ich erwarten. Der Anfang zeigte sich wenigstens härter, als ichs vermuthete. Der Klösterlinge waren 34., die Gott zum Nuzen der Kirche aufwachsen lasse!

Sobald ich in Bebenhausen aufgezogen war, flogen die Tübinger Freunde herbei, mich zu besuchen — ein Cronegk, Hölzel, Heinlin, Wormser, Hasenresser, Rauscher, Brodbeck und andere, die ich von Zeit zu Zeit wieder besuchte. Auch aus der Fremde kamen zahlreiche Gäste, um das, aus Staub, Trümmern und Unrathe sich wieder erhebende, erste Kloster Wirtembergs zu sehen. Unter diesen Abwechslungen reisete ich Ende Mai's nach Stutgardt Geschäfte halber, und um meiner Erholung willen am 4ten Jun. nach Calw, wo ich in dem nahen Teinach dem Herzoge und dem Hofe aufwartete. Am 25sten Mai vorher fand ich Herbst's (*) Lustsiz, wo ich einst gewohnt hatte, zu meinem Leidwesen, zerstört — mit desto grösserem Vergnügen aber betrachtete ich am 19. Jun. den Einsidel, durch den Herzog Eberhard 1. sein Andenken verewigt hat. Da fand ich an einem alten, nicht übel

(*) Vermuthlich in der Nachbarschaft Tübingens, vielleicht das sogenannte Schlößchen.

erbauten, Thurme Spuren der alten Zeit, indem da eingehauen war: „Attempto (*), angefangen 1482.„ Zehen Jahre hernach folgte die Stiftung des Klosters zu St. Peter im Schönbuche für 12. Chorherren vom Schwäbischen Adel und zwölf bürgerliche Laien. (†) Hier ruhete der Stifter selbst vom J. 1492. (††) bis 1538. wo sein Leichnam nach Tübingen versetzt wurde. Hier ist auch der Hagdornbaum, der, zu 52. Ellen ausgebreitet, auf 40. (†††) Säulen ruht, nach der Sage von Jerusalem gebracht, und zum Andenken da verpflanzt wurde. Der grössere Theil des Klosters brannte im J. 1580. ab, und erwartet keine Wiederherstellung, da das Collegium illustre, gleichsam als Tochter, zum Erben eingesezt worden ist. Nicht weit davon zeigte man mir die unbekannten Trümmer der alten Stadt Steinbeis, von der nur noch einige Hütten und ein alter Stein, mit der In-

(*) Ich wags!

(†) Sattler (Topographie II. 51.) etwas bestimmter: für einen Propst und 12. Canoniker, ferner einen Meister, 12. Adeliche und 12. bürgerliche Laienbrüder.

(††) Andreä hat sich nicht recht erinnert, daß Herz. Eberh. I. erst im J. 1496. starb.

(†††) Izt ist er beträchtlich kleiner, nachdem er einigemale zu verdorren drohete.

ſchrift 1421. zeugen. Da ſie ganz vergeſſen iſt, glaubte ich, ihrer erwähnen zu dörfen. (*)

(*) Hier bemerke ich, daß A. den Namen des alten Orts — wiewohl er auch im Wirtemb. Adreßkalender unter dem Namen Steindiß vorkömmt — nach dem Dialekt der dießigen Gegenden ſchrieb. Er heißt eigentlich Steindöß; ſtatt döß ſagt aber der Landmann, dais. Daher A. Steindeis ſchrieb, ſt. Steindöß. Was nun den, aus der Natur, ja aus den Topographien verſchwundenen, Ort ſelbſt betrift, ſo theile ich hier die an Ort und Stelle, nämlich bei H. Amtsſchr. Eiſenlohr in Luſtnau, eingezogene Nachricht bei, die einem Wirtemberger nicht unintereſſant, und folgende iſt: „Steindöß iſt hier nicht als Stadt, ſondern als ein, zwiſchen Luſtnau und Pfrondorf vormals gelegener, Weiler bekannt. Das lezte daſelbſt gebohrne Kind, iſt 13ten Aug. 1633. zu Luſtnau getauft worden; um dieſe Zeit mögen ſich die Bewohner des kleinen Weilers, weil ſie im Kriege vieles gelitten haben, vollends nach Luſtnau, vorzüglich aber nach dem, etwas näher gelegenen, Pfrondorf gezogen haben. Die Gegend, worauf Steindöß geſtanden hat, iſt ſehr ſteinicht; noch ſind ſchlechte Gärten daſelbſt, welche den Namen Steindößer Gärten führen, und verdienen. In ſolchen trift man auch noch einen, gröſtentheils eingefallenen, kleinen Keller an, der von Val. Andreä bemerkte Stein mit der Jahrzahl 1421. muß aber längſt verſchwunden ſeyn.

Was von diesem Jahre noch sonsten merkwürdig seyn mag, will ich kurz berühren. Erfreulich waren mir — nebst den vielen Unterhaltungen mit erlauchten Personen — die Vermählung des Braunschweigischen Prinzen Rudolph (†) mit Christiana Elisabetha, der Tochter Albrecht Friedrichs, Grafen von Barby, die den 10. Nov. mit gemäßigter Pracht gefeiert wurde — das den 11. Aug. wegen des Friedens (††) gehaltene Dankfest — der volle Uebergang des franz. Edelmanns du May zu unserer Kirche, und die daher geknüpfte nähere Verbindung mit diesem tugendhaften, erfahrnen und gelehrten Manne — die Erneurung der, bei mancherlei Schiksalswechsel fortdauernden, Freundschaft mit dem Kommendanten, Konrad Wiederhold (†††) und

---

Die Geistlichen zu Lußnau haben sich vormals Pfarrer zu Lustnau, Steindöß und Pfrondorf geschrieben.„

(†) des ältesten der drei Braunschweigischen, mit ihm korrespondirenden, Prinzen.

(††) Eigentlich wegen der zu Nürnberg nun geschlossenen Friedensexekution.

(†††) Kont. W. zu Ziegenhayn in Hessen im J. 1598. geboren, hat sich um Würtemberg unsterblich verdient gemacht. Nachdem er in einigen andern Diensten gewesen war, wurde er zulezt im Wirtembergischen Kommendant der Feste Hohentwiel, und erhielt sie durch Muth und Kriegslist bei fünf-

endlich die Geburt zweier Enkel. Aber traurig war der Hingang der Markgräfin Henriette von Anſpach am 24ſten Auguſt, die ich am 7. Jun. noch im Teinach geſprochen hatte; der unvermälten Wirtemb. Princeßin Anna, der Tochter Herzog Friedrichs, die zu Ulm ſtarb; Albrechts. von Weiler, der ſelbſt am Hofe mein ſtandhafter Freund blieb; des Pädagogarchen, Joh. Glökler, eines Manns von groſſen Verdienſten um die Gelehrſamkeit, meines beſondern Freunds, der er durch gleiche Geſinnungen geworden war, und endlich Steph. Ger's, Pfarrers in Neuenbürg. Mein Sohn Gottlieb, der unter einem unbilligen Aufſeher lange und viel geduldet hatte, wurde nach Wangen (*) verſezt.

Bei Veränderung meines Wohnſizes und der Haushaltung, und der daraus erfolgten Zerſtreuung meines Geräths, konnte das Vermögen nicht ſehr zunehmen. Doch erhielt es einigen Zuwachs durch das Abſchiedsgeſchenke der regie-

---

maliger Belagerung der Kaiſerlichen und Spanier — ganz anders, als izt, wo Feſtungen kaum die Aufforderung erwarten, um ſich zu ergeben. Seine lezten Jahre verlebte er in Ruhe, als Obervogt zu Kirchheim an der Teck, und ſtarb 13. Jun. 1667. Seine reichen Stiftungen unterſtüzen manchen Studierenden. Ein wohlverdientes Denkmal ſezte ihm Spec. Keßler im J. 1782.

(*) zwiſchen Stutgardt und Eßlingen.

renden Herzogin und die unermüdete Freigebigkeit Angusts, dem meine Nachkommenschaft alle Nahrungssäfte dankt. Meine gewöhnliche Krankheit machte von Zeit zu Zeit Stillstand mit mir, entweder wegen der Temperatur der Luft oder veränderter Lebensart, und gestattete mir eine festere Gesundheit, die allen Gütern vorzuziehen ist.

Und so verließ ich Stutgardt, das ich am 14. Jänner des J. 1639. mit Angst betreten, und bequemer und sicherer, als ich fürchtete, bewohnt hatte. Zwar schleuderten einige Stürme mich umher, tauchten mich aber nicht unter. Den Hof fand ich über Erwartung gnädig, treu und gefällig. Von ihm wurde ich weder durch Worte noch Thaten, wie ich heilig versichern kan, öffentlich beleidigt — wer kan geheimes Unrecht vermeiden? — und wurde, im Gegentheile, mit vielen Wohlthaten geehrt, als deren Schuldner ich mich bekenne, und die ich preise.

Aber wie wenig unterstüzte die Kanzlei, und besonders der geistliche Theil derselben, meine Hoffnungen, meine Treue, meine Liebe — wie wenig vertheidigte er meine Unschuld, die er doch kannte, gegen Schmach und Verläumdung! Alles dieses, was nur von einem einzigen Werkzeuge der Hölle herkam, und Gottes Gerichte heimgestellt ist, hätte ich gleichmüthiger ertragen, wäre es nicht zuweilen mit dem Schaden des Christenthums und der Religion verbunden gewe-

sen, da Satan nur dahin allein arbeitete, daß ich meinen grossen Zweck, Kirchenzucht mit der Religion zu vereinigen, troz aller Anstrengung, nicht erreichte, und ich durch giftige Lästerungen unterdrükt wurde, Simonie aber, Heuchelei, Schwelgerei, lose Sitten und Gewinnsucht triumphirten, so daß bei göttlichen Dingen sehr oft viel Menschliches, oder vielmehr Unmenschliches, bei menschlichen aber vieles an thierische Wildheit Gränzendes, bei der Pflege und Verwaltung der Kirche aber Vorfälle sich zeigten, die das Ansehen des Kirchenraubs hatten. Unter den vereinigten warmen Thränen aller Rechtschaffenen, stehe diese Nachricht von dem frohlokenden Triumphe der Gottlosen bis zum Gerichte Christi hier aufbewahrt!

Ende des siebenten Buchs.

Achtes Buch.

Bebenhausen.

Vom Jahr 1651—1653.

Das folgende Jahr (*) ſchmeichelte mir Anfangs mit günſtigem Winde, durch Erleichterung der Arbeit und die Annehmlichkeit der Einſamkeit, die zur Geiſtesruhe und der körperlichen Geſundheit ſo vieles beiträgt. Allein die Freude war kürzer und minder dauerhaft, als ich gehofft hatte. Denn ob ich gleich oft auch da fürchtete, wo es ſicher war, konnte ich doch den Ränken Simons, die erſt gegen Ende des Jahrs entdekt wurden, nicht entrinnen, und erfuhr ſo, daß es wahr iſt: in angebauten Gegenden gebe es Hornvieh und Schafe, in Wüſten aber wilde, reiſſende Thiere.

Indeſſen waren mein Herzog und die Herzogin, denen ich, am 2. Febr. und 12. März, in Tübingen aufwartete, noch immer gnädig gegen mich geſinnt. Die General-Superintendenz über die Kirchen, deren ich mich lange geweigert hatte, nahm ich endlich am 27. Febr. auf mich, und viſtierte am 30. Jul. die benachbarte Tübinger

(*) J. 1651. alt 65. J.

Kirche zum erstenmale. Als aber am 29. April ein Landtag ausgeschrieben wurde, bei dem mehr Abgeordneten, als jemals, nämlich hundert und zwanzig, zu Stutgardt erschienen, und auch ich mich dahin begeben hatte, wurde ich an Leib' und Geiste dahin geworfen und niedergeschlagen, theils bei dem traurigen Anblike des Schiksals meines Vaterlands, dem man offenbar Gefahr zu bereiten schien, theils auch durch die Veränderung der Kost und Lebensart. Denn beides zusammen konnte mein Alter und geschwächter körperlicher Zustand nicht mehr ertragen. Doch hielt ich aus, Anfangs in meinem eigenen, oder dem Lüneburger Hause, und hierauf, als ich in den grössern Ausschuß gewählt wurde (*), bis zum 5. Jul. wo dann der gemeinschaftliche Tisch, theils die unermeßliche Unglüksbürde des Vaterlands, von der die Nachwelt freier urtheilen wird, nach Hause zu gehen mich nöthigten. Zu Calw suchte ich in den Herbstferien Erleichterung, kam aber am 30. Sept. desto kränker zurüke. Der Landtag wurde erneuert, und da Krankheit mich nicht mehr entschuldigte, erschien ich wieder, wie zu des Vaterlands und meiner

(*) Er mußte daher in das Landschafthaus ziehen, wo die gemeinschaftliche Kost für die Ausschüsse bereitet wurde, bis die neuesten Zeiten jene Oekonomie aufhoben.

Leiche gerufen. Ich wurde von der edeln Wittwe, Roſine Reiſchin, am 30. Nov. in ihr mir bequemes Haus aufgenommen, aber durch die zurükkehrende Krankheit ſo gequält und gefoltert, daß ich am 15. zu der, auch kranken, Gattin heimkehren mußte.

Kurz vor meiner Abreiſe brach das Geſchwüre auf, das der giftige Biß der Natteren G. L. und J. R. (*) gegen mich bereitet hatte. Einen liſtigeren, treuloſeren, auſſerordentlicheren und tükiſcheren Entwurf kan ich mir nicht denken, als dieſer ausgedacht war! Zwar wurde das Gift durch das plözlich gebrauchte Amulet unſchädlich gemacht, wird aber ohne Zweifel ein langes und unauslöſchliches Andenken an dieſe hinterliſtige Handlung zurüke laſſen — nicht, als obs etwas Beſonders wäre, von ſklaviſchgeſinnten und pedantiſchen Leuten getadelt zu werden, oder etwas Ungewöhnliches, für Wohlthaten

(*) Zur Erläuterung dieſes Umſtands dient folgende Stelle: A præceptoribus Collegii Bebenhuſani, (G. Lindero & Rothio) inprimis ab hoc Calixtianiſmi coram illuſtri Conſiſtorio acculatus fuit, quod tamen acculatorem citatum graviter corripuit, nec enim is Calixti hypotheſibus favit unquam, ſed diſſenſum ſuum in litteris ad Beatiſſ. ducem Auguſtum datis teſtatus eſt. Fiſchlini Memor. Theol. Wirtemb. II. 133.

ten Uebelthaten und für Freundſchaftsdienſte Feindſchaft zu empfangen; ſondern weil es eine langſame, wie von Mezentius zubereitete Marter iſt, mit ſolchen Männern zuſammengekoppelt zu werden (*), wo lebendige Körper mit Leichnamen zuſammengebunden ſind, und alſo verfaulen müſſen. Mich ſchmerzte es um ſo mehr, da man nur zur Luſt anderer, nur zur Ergözlichkeit des geheimen Neids, nur den unverſöhnlichen Haß zu ſättigen, dieſe Natterndrut mir zugab — das Gott rächen möge!

Kläglich war mir auch dieſes Jahr durch den Verluſt eines ſo manchen, früheren oder ſpäteren, Freunds — eines Jak. Zellers, dieſes unerſchütterten Mannes, Phil. Jak. Hüttſtok, Prälaten in Blaubeiren, Peter Meuderlins (†), des verdienten Geleheten, und Lukas Schickardo (††), der an Genie ſeinem Bruder, Wilhelm, gleich war. Von meinen vorzüglichſten Gönnern verlor ich den Baron Tiefenbach, den Obereinnehmer,

(*) Virgil. Æn. VIII. 485. 86.
Mortua quin etiam jungebat corpora vivis,
Componens manibusque manus atque oribus ora.

(†) den 21. Mai — nach Fiſchlin den 1. Jun. Er war viele Jahre Rektor des Augsburgiſchen Gymnaſiums, und zu Oberaker im Würtemb. J. 1582. gebohren.

(††) 24. Sept.

Kasp. Lerchenfeld und den Kanzler, Andr. Burckhard, einen Mann von gefälligem Charakter, der sein ruhiges Alter bis auf 80. Jahre brachte. Doch würde ich allen diesen den, schon oft hier erwähnten, Abrah. Hölzel (*) vorziehen, der über 70. Jahre alt wurde, und ein berühmtes Beispiel des wechselnden Glüks war, hätte er nicht die, im Leben geheuchelte, und oft veränderliche Freundschaft zweideutig geendigt.

Zu Augsburg täuschte ein gewisser Betrüger lange Zeit Gott und Menschen. Als er aber mehrere Ränke unternahm, kam ihm der Tod, den er nicht täuschen konnte, zuvor. Einen seiner bösen Geister, der sehr muthwillig mich behandelte (†), zertrat ich gänzlich. Auch hörte die Otter in Göppingen am 30. Okt. zu zischen auf.

Statt aller Ergözlichkeiten diente mir die Heiterkeit und Wärme, die August, meine Sonne, und die andern Sterne des Braunschweigischen Himmels, sowohl in 75. Briefen — im Ganzen izt an 900. — als auch durch Geschenke, mir zeigten. Durch diese Stralen mäßigte ich die kalte Witterung meines Vaterlands, und, schon war ich, auf erhaltene Erlaubnis meines

(*) den 30. May.

(†) Die Worte des Originals sind: Aluforem aliquem, dum protervo mihi oppederat, oppido contrivi.

Herzogs, gerüſtet, mich endlich den ſo wohlthätigen Geſtirnen perſönlich darzuſtellen (*), als entweder der Zufall oder der Wille des Schikſals mich in eine unvermuthete Krankheit ſtürzte, und zu unſerm beiderſeitigen groſſen Verdruſſe von der Reiſe abhielt. Zur Linderung meiner Sehnſucht erhielt ich die Bildniſſe Auguſts, als eines ſchönen alten Mannes, und der Princeßin Sibylla Urſula, als einer jungfräulichen Schönheit, nach ihrer Lebensgröſſe zierlich gemahlt. Beide ſind als Kunſtwerke zu ſchäzen. Die übrigen Annehmlichkeiten dieſer Zeit danke ich der fortdauernden Gunſt unſers Kanzleipräſidenten, des Grafen Wolfgang Georg von Caſtell (†), und den Be-

(*) H. August hatte ihm ſogar eine Sänfte zur Reiſe bis nach Bebenhauſen geſchikt. ſ. Würtemb. Repert. II. 383.

(†) W. G. von C. ſtudierte im Collegio illuſtri zu Tübingen, wo Lanſius die jungen Herrn Redeübungen halten ließ, in denen gewiſſe Fragen für und wider abgehandelt wurden, wie z. E. der bekannte Streit über die Vorzüge der Europäiſchen Nationen, unter dem Prinzen Friedrich Achilles. So präſidirte auch Gr. Caſtell bei der Frage: welche Uebungen dienen am meiſten zur Erholung? Der eine ſtimmte fürs Fechten, der andere fürs Reiten, der dritte fürs Tanzen ꝛc. bis der Graf in der lezten Rede ſeine Entſcheidung vortrug. ſ. Wolfg. Georgii Comitis ac Domini in Caſtell Conſultatio de Otii negotio, habita

ſuchen alter Freunde, oder ſtudierender Jünglinge. Bereitwillig wohnte ich der feierlichen Taufe eines türkiſchen Mädchens in Stutgardt bei, die den Namen Chriſtiana Katharina erhielt. Auch ſahe ich mit Vergnügen die von den Brüdern Stern in Lüneburg zierlich gedrukte neue Auflage von Luk. Oſianders teutſcher Paraphraſe, wozu ich ermunterte und half. Auswärts wurde ſie mit Beifalle aufgenommen, im Vaterlande aber, wo ſie gezeugt und zärtlich gepflegt wurde, kalt. In meiner Familie änderte ſich wenig. Von der ungewöhnlichen und bedeutungsvollen Ueberſchwemmung im Jänner dieſes Jahrs (*) mögen andere erzählen. Ich, der ich in ein Hetztheater eingeſchloſſen, mit wilden Thieren kämpfen muß, wo Siegen eben ſo wenig rühmlich, als beſiegt werden ſchimpflich iſt, bin, nach ſo vielen ungleichen und unanſtändigen Kämpfen, zu verdrüßlich dazu. Denn durch die Erfahrung habe ichs nun gefunden, daß da, wo der Richter andern unterwürfig iſt, die Bosheit des Beleidigers gelobt und für ſinnreich gehalten, die Unſchuld des Beleidigten aber lächerlich, und, was man auch für einen Spruch erhält, doch befleckt wird, und alſo immer etwas hängen bleibt. Daher iſt mein höchſter Wunſch Entlaſſung, damit

Tub. in III. Colleg. a. 1624. ext. Theod. Werlin. in 12.

(*) J. 1651.

mir zwischen der Geschäftigkeit des Lebens und dem Tage des Todes eine Zwischenzeit vergönnt seyn möchte.

Noch schauere ich beim Andenken an die Begebenheiten des folgenden (*) Jahrs, das mir so vieles Leiden brachte. In den Hezplaz eingeschlossen und der Ruthe ausgesezt, wurde ich von übermüthigem Stolze und einer muthwilligen Zunge jämmerlich gepeitscht, indessen geheimer Neid, feindlicher Haß, schändliche und undankbare Treulosigkeit alles gegen mich in Bewegung sezten, und hauptsächlich dieses Spiel gegen mich spielten. Die Furie wüthete bis zum 22. März, wo sie sich in ihre Höhle in den Hinterhalt legte, um, so oft sie Lust hat, wieder hervorzubrechen. Ja es wurde klar: daß, wird man auch nicht der Ketzerei beschuldigt, selbst gute Handlungen denen verhaßt sind, die sich eifrig bemühen, durch böse Thaten, nicht den Himmel, sondern das Ruder der Welt zu erhalten, und wo dann auf rechtschaffene Männer und Bürger, deren Tugend sie schrökt, und ihnen zum Vorwurfe gereicht, Untergang oder Verbannung sicher wartet.

Krank also am Geiste, und auch durch körperliches Uebel niedergeworfen, begab ich mich am 4. April nach Tübingen, um meine Gesundheit wieder herzustellen. Aber — o Wunder! — in

(*) J. 1652. alt 60. J.

der Wohnung Apolls fand ich weder Arzt noch Arznei (*), und kehrte daher am 13. zurüke, rang mit einer schweren Krankheit, und schleppte mein Leben unter wechselndem Anstrengen und Nachlassen nothdürftig hin. Indessen wurden zur Reformation oder Wiederherstellung der Universität Tübingen grosse Anstalten gemacht, einige Stellen, besonders theologische, ausgefüllt, deren Doktorate der Herzog selbst mit den Hofdamen und dem Hofe am 4. Jun. anwohnte, einige Lehrer entfernt, der Prinz Joh. Friederich am 9. Mai zum Rektor gemacht, die Besoldungen festgesetzt, und den Namen der Eberhardine erneuert. Damit endigte sich im Jun. die auch durch den Druk bekannt gemachte Unternehmung! Auch ich suchte Hülfsmittel gegen die Uebel, die mein Kloster drükten, bei den Abgeordneten, aber vergeblich. Denn ich wurde mit meinem Gesuche gerade dahin verwiesen, wo die Natter verborgen lag. Die übrigen aber, die für das gemeine Be-

(*) Der Vers. des Lebens J. V. A. im Repertor. l. c. scheint über Tüb. wegen dieses Umstands ein wenig zu spotten, indem er ihn als merkwürdig auszeichnet. Allein mich dünkt, A. wollte nur das sagen: er müsse sich darüber wundern, daß er bei so vielen gelehrten Männern keinen fand, der den Grund seiner Krankheit entdekte, um ihm die, zur Hebung derselben dienlichen, Mittel zu verordnen.

ſie ſorgen ſollten, lagen in tiefem Schlafe. — Am 29. Aug. wurde ich zu dem Synodus gerufen, und erſchien zu Stutgardt nach meiner Pflicht, aber zum Unglücke, weil ich meine Umſtände durch die Veränderung der Luft und Koſt, auch wohl durch das heftige Rütteln des Körpers, ſo verſchlimmerte, meine übrige Geſundheit ſo zerſtörte, daß ich am 9. Sept. nach Hauſe reiſen mußte, und von da an bis heute — es iſt der 18. Jänner — meine Kräfte nicht wieder erhalten, oder mein Amt an den heiligen Weyhnachten verrichten konnte. Es iſt in der That traurig, faſt aller menſchlichen Nahrungsmittel ſich enthalten zu müſſen, und ſich und ſeinen Arbeiten nur wenige Stunden des Tags leben zu können, Tag und Nacht aber gequält zu werden — und alles dieſes in der Einſamkeit, nur von Ausſpähern umringt, ohne Gemüthsergötzlichkeit weder durch den Umgang mit einem Freunde, noch durch Betrachtung der Künſtlerwerke, die ich von Jugend auf liebte, und ohne, wie gewöhnlich, ſpazieren gehen zu können.

Doch erhielt ich einige ehrenvolle und angenehme Beſuche, namentlich von der Princeſſin Antonia (*), in des Grafen von Solms und an-

(*) Tochter des Herz. Johann Friederich, den 24. März 1613. geboren, die den 1. Okt. 1679. unvermält ſtarb. Sie gehört in die Reihe der gelehr-

derer Edeln Begleitung, von dem Englischen Grafen Robert Mandeville mit seinem Führer, Hier. Heinhofer, von den Herren von Münchingen, von Flemming und anderen — von Gelehrten aber kam der berühmte Freinsheim zu mir, der Straßburg wieder besuchen wollte, nebst seinem Schwager Bernegger; der Sohn meines Straßburgischen Vertrauten, D. Schmids; Schimel, durch seine Asiatische Reise bekannt; Gerlach, der von Danzig zurücke kam, die Tübingische Nachbarn und mehrere, die mir manche verdrüßliche Stunde angenehm vertrieben.

Doch am meisten besänftigte und erleichterte mir Bangigkeit und Schmerzen die unerschöpfliche Gnade Augusts, theils durch den nie unterbrochenen Wechsel der Briefe, deren ich an 527., eigenhändig von ihm geschrieben, besitze, obgleich Augenschwäche es ihm zu verbieten schien, theils seine unglaubliche Freigebigkeit, die er mit unerhörter Leutseligkeit zu würzen wußte. Auch bewieß er sie in medicinischer Hülfe durch seinen

ten Princessinnen, Schade aber, daß sie ihre Talente der Kabbalistik widmete. Ein Andenken von ihr ist die in der Kirche zu Teinach aufgehängte Tafel, Turris Antonia genannt, die zu erklären D. Raith eine gedruckte Predigt hielt. Der eigentliche Erfinder derselben war Mag. Joh. Jak. Stroblin, Pf. zu Münster bei Kanstadt, Antonius Lehrer im Hebräischen und der Cabbala.

Leibarzt D. Wendelin Sybelista. Jene ergözte das Gemüthe; seine Freigebigkeit brachte Feuer auf meinen Heerd, der sonsten wegen der sparsam, langsam und geizig bezahlten Besoldung kalt bleiben mußte: sein Arzt aber nüzte meinem Körper nicht wenig. All' diesem fügte er einen Wallachen von eben so schöner Gestalt, als wunderbarer Schnelligkeit, bei, und nahm dafür eine Englische Dogge, die mir mein Herr geschenkt hatte, sehr liebreich an. Hierzu kamen noch die gnädigsten Briefe der Braunschweigischen Fürstenkinder, beiderlei Geschlechts, von denen zwei neuere Centurien, mit den Wirtembergischen, nächstens das Licht erblicken werden. (*) Zum Andenken dieser ungewöhnlichen Gunst hinterlasse ich meiner Familie ein Denkmal von 360. Gulden an Werthe, nebst der herrlichen Perle, die ich von der Princessin Sibylla Ursula zum Geschenke erhielt. Auch unterstüzte mich, mündlich und schriftlich, der Graf Castell durch sein Ansehen, und wünschte mir so gar, den 24. August, sehr liebreich, Glücke zu meinem sieben und sechzigsten Geburtstage. Kraft seines Amts sahe mein Leiden auch ein, und vernahm meine Klagen der Probst (†) zu Stutgardt, und versprach, für mich ins Mittel zu treten — doch bis izt nicht sehr zu meiner Erleichterung. Vielmehr wurden die Widrigge-

(*) Selen. P. II. Ulmæ 1654. 12.
(†) Nicolai.

ſianten und die Stifter des Böſen immer mehr gereizt. Ja, dieſe Klauſe und dürre Wüſte, über die der erzürnte Himmel alles Ungemach ausſchütter, zeigen ſich mir immer mehr der Hölle ähnlich, wo, unter dem Scepter des trotzigen und unerbittlichen Rhadamantus und dem Gebelle des Cerberus, die Furien peitſchen, Sisyphus den Stein wälzt, Prometheus den Geier nährt, Tantalus aber ſchmauſt; wo niemanden wohl iſt, als den Henkern, und jedermann alles ungeſtraft thun darf. (*) Doch Jeſus Chriſtus ſtrafe ſelbſt den ſchändlichen Umſturz ſeiner Kirche und die Drangſale ſeiner Diener! Pſ. 2. v. 5. und 9. (†) Vielleicht haben wir von den Jünglingen, die, auch in meinem Kloſter, unter meiner Aufſicht ſtunden, einſt beſſere Früchte zu erwarten.

Durch ſeinen Sohn erneuerte, um dieſe Zeit, ſein Andenken und die vor dreißig Jahren gepflo-

(†) Wohl hat der Verf. der Biographie im Repert. recht: In den letzten Jahren ſeines Lebens kleidete ſich vor A. alles in widriges Dunkel, und er betrachtete ſeine Lage in einem fürchterlichen Lichte. Sein Gefühl hatte für nichts mehr Empfänglichkeit, als ſchwarze, kreuzigende Eindrücke. l. c. S. 381. 383.

(†) Die Könige im Lande lehnen ſich auf, und die Herren rathſchlagen mit einander wider den HErrn und ſeinen Geſalbten. — Aber du ſollt ſie mit einem eiſernen Scepter zerſchlagen, im Topfe ſollt du ſie zerſchmeiſſen.

gene Freundschaft Joh. Jak. Wagner, ehemals Schreiber bei Christoph Besold — ach! einst dem meinigen! — und izt Kanzleidirektor der Grafen von Hohenlohe-Pfedelbach, von dem ich den Tod des, das Jahr zuvor verstorbenen Hohenlohischen Kanzlers, D. Christoph Assum, erfuhr, und zugleich die schöne Lebensbeschreibung seines Sohns von ihm erhielt. Auch die, seit einigen vierzig Jahren fortdauernde, Liebe D. Joh. Konr. Kreidemanns, Syndikus zu Eßlingen, wurde wieder aufgefrischt, und von da an, durch Briefwechsel und Uebereinstimmung der Gemüther und Wünsche, aufs neue genährt. Ausser den Briefen der treflichsten Theologen, Dilgers, Hülsemanns, Calovs, ergözten mich auch die zierlichen Zuschriften von Moscherosch und Frischmann, Furtenbachs, Marstallers und andere. Auch muß ich des Fräuleins, Margaretha Maria von Bouwinghausen, unserer Sappho, erwähnen, die öffentlich mit Männern, in gebundener und ungebundener Rede in der Muttersprache, um den Preiß streitet, und mich, den Freund ihres Vaters, als einen zweiten Vater anzunehmen nicht verschmäht.

An Freunden litt ich dieses Jahr durch den Tod seltenern, folglich weniger schmerzlichen, Verlust. Am kläglichsten und denkwürdigsten ist das Absterben, Levin Sutors, dessen grosses poetisches Genie und vielfache Gelehrsamkeit im-

mer geheim blieb, entweder kraft eines unglüklichen Schikſals, oder weil er nicht wohl hörte, und ſtets mit Krankheit kämpfte. Sobald er mir bekannt wurde, empfahl ich ihn meinem H. Auguſt. Nun überſezte er deſſen evangeliſche Harmonie ins Lateiniſche, fügte einen Pſalter, in mancherlei Sylbenmaſſe ſehr zierlich abgefaßt, bei, und wurde daher von ihm durch einen reichlichen Gehalt unterſtüzt, durch den er wieder empor kam. Am 25. Febr. ſtarb er, fünf und fünfzig Jahre alt, würdig eines beſſern Schikſals und längern Lebens. Noch kurze Zeit zuvor hatte er über die ungegründete Nachricht von meinem Tode ſich ſo ſehr gefreuet, und mir Glüke gewünſcht! (*)

Bei der auſſerordentlichen Fruchtbarkeit der Erndte und der Weinleſe fiel der Preiß von allem gar ſehr. Aus dem fruchtbaren Würtembergiſchen Stamm ſproßte wieder ein neuer Zweig hervor in dem Prinzen Friedrich Karl. (†) Ob die ſchäd-

(*) Der hier eingerükte poetiſche Glükwunſch, den er dem A. ohne Zweifel auf den 14. Febr. als den Valentinstag zuſchikte, ſpielt zu ſehr mit dieſem Namen im Lateiniſchen, als daß er ins Teutſche überſezt werden könnte. Er ſteht daher in der Beilage 5.

(†) den 12. Sept. Der Fortpflanzer des Hauſes, als der Hauptſtamm mit Eberhard Ludwig ausſtarb

liche Ueberschwemmung am 2. Jul. ein Unglüke bedeute, und ob wir den bewölkten Stern von ungewöhnlicher Grösse, der im December den Himmel durchflog, ungestraft erblikten? wird die Zeit sicherer lehren, als die Prophezeihungen und Zänkereien der Astrologen. Laßt uns indessen wünschen, daß der nach Regensburg angesagte Reichstag, zu welchem der Herzog mit einem glänzenden Gefolge selbst reisete, friedsame und redliche Entwürfe, nebst Wachsthum und Befestigung der Religion, zeugen möge. Das übrige, seye es auch etwas hart, wollen wir desto leichter ertragen.

Einige Privatumstände füge ich hinzu, die der ekle Leser übergehen kan! — Einen Schreibzeug von seltener Kunst und grossem Werthe erhielt ich von Fräulein Bouwinghausen, auch ein Kästchen von kleinerer Form, weil ich ihre schöne Uebersetzung des Buchs von der Geistesruhe zu Tage gefördert hatte. (*) Meine Kinder aber, die

— ein Fürst von kriegerischem Geiste, der sich auf drei seiner Söhne, Karl Alexander, Heinr. Friedrich und Maximilian Emanuel, doch mit mehrerem Glüke, denn er selbst wurde, als Administrator des Herzogthums bei der Minderjährigkeit Eberh. Ludwigs, in der Schlacht bei Oettisheim im J. 1692. gefangen, und starb den 20. Dec. 1698.

(*) Sind die Worte des Originals: eloganti trans-

mich in diesem kränklichen Jahr öfters aus Liebe besuchten, gaben mir einen silbernen Stok als Stüze des Alters. Auch darf ich nicht Sauberts emblematische Postille, die seine Familie mir schikte, noch überhaupt des göttlichen Segens vergessen, wodurch mein Vermögen nicht wenig zunahm. Dieses diene den Meinigen als Notiz eines Tagbuchs.

Welcher Strom von Thränen aber mag den Schmerz genug wegflössen, den die Furcht wegen des Unglüks in mir erwekt, das über dem Naken unserer Nachkommenschaft schwebt. Durch das Verderbnis des eisernen Jahrhunderts, in dem wir leben, stürmen, wie durch zwifach geöffnete Pforten, drei Ungeheuer herein, Atheismus, Barbarei und Sklaverei, daß die Nachwelt, scheints auch von aussen ruhig, und

---

lationi libelli de tranquillitate animi obstetricatus sum, so zu nehmen, daß er das Werkchen wirklich zur Welt förderte, und ist bei dem Titel nur Seneca's bekannte Schrift, nach aller Wahrscheinlichkeit, zu verstehen, so ist durch diese Nachricht eine Lüke in dem Degenschen fleißigen Werke, Versuch einer vollständigen Litteratur der t. Uebersez der Römer (II. 387) ausgefüllt. Nähere Nachricht: wo die Arbeit des Fräuleins gedrukt wurde? kan ich nicht geben, wahrscheinlich bei den Br. Sterne, und im J. 1652.

ist alles (*) wieder hergestellt, dennoch in einen innerlichen Krieg sich verwikelt, und der Religion und des Vaterlandes (†) in Kurzem beraubt sehen wird, weil unbändiger Luxus die innersten Eingeweide verzehrt. Daher so viele und so leichtsinnige Abfälle der erlauchten Personen an Babylon! (††) Daher die unzeitigen, bittern Zänkereien der Theologen, die Scharmüzel der Neugierde, die Bemühungen, die Tirannei zu gründen! Von diesem allem sind Folgen die Fesseln der Kirche und der Raub ihrer Güter, die niedergestürzten Mauern des Vaterlands, die durchgegrabenen Dämme, die zerrissenen Zäune, die, aus dem grossen Luxus der vorigen Zeiten entstandene, ungeheuern Schulden, die man izt den dürftigen und ausgesogenen Enkeln aufbürdet, die, an die Stelle der gerichtlichen Formen eingeführten, militärischen Gesezе und schröklichen Erpressungen, der abscheuliche Wucher, und die, öffentlich vorgenommenen, schädlichsten Käufe und Verkäufe. Was soll ich von unserer evangelischen

(*) durch den Westphälischen Frieden.

(†) Wenn die Nachkommen auswandern müssen.

(††) Gerade von der Zeit an, wo die protestantische Religion durch den Westphälischen Frieden ihre politische Sicherheit vollends erhielt, fiengen mehrere Fürsten an, aus politischen Ursachen, zur katholischen zurüke zu treten.

oder Lutherschen Religion sagen? oder vielmehr nicht sagen? Von ihr, deren Lehren die klarsten, die Praxis aber die trübste ist — deren Gebote lauter, das Leben aber äusserst verdorben ist? Keine andere gibt geräderen Unterricht, und ist in der Ausübung krümmer — keine in ihren Anstalten unschuldiger, und durch Verbrechen schuldvoller! keine ist der Gestalt nach schöner, und keine durchs Reiben (*) runzlichter — keine mehr durch Gesetze geziert, keine durch Gewohnheit befleckter — keine durch Regeln eingeschränkter, keine durch Nachsicht schrankenloser — von der einen Seite künstlich zusammengesezt und lobwürdig, von der andern ganz aufgelöst und übel berüchtigt, dem (†) Bekenntnisse nach verständig, im Vortrage unsinnig! Ihr gemäß glauben, hält man für angenehm und heilsam; nach ihr leben, für gefährlich, traurig und dem Gewissen sehr hart. An all' diesem scheint mir die nächste Schuld der eingebildete Glauben zu haben, der nirgends Früchte bringt — nicht der lebendig machende Glauben, der, auf Christi Verdienst gestüzt, ohne Werke rechtfertigt und selig macht — und zugleich der entheiligte und verdienstliche Gebrauch der Sakramente, besonders da, wo blinde und lah-

(*) der verschiedenen Parteien an einander.
(†) gedrukten.

lahme (*) und maskierte Götzenbilder die Wächter und Hüter Jeruſalems ſind, oder wo für armſeeligen Privatgewinn das Vaterland und das Ganze vernachläßigt, verachtet, verrathen und verkauft wird. Die Verträge und Rechte ſollen nicht gekränkt werden — und doch ſcheinen dieſe Leute das ſonderbare und unerhörte Privilegium ſich anzumaſſen; man ſolle es bei ihnen für gut und billig halten, daß ſie andere ihrer Güter berauben, und geſetzlos leben und handeln, der Freiheiten der Kirche unbeſchadet — wie wenn man das Heiligthum entweihen, und doch dabei fromm ſeyn; den Wanderer umbringen, und doch das Leben erhalten; Jungfrauen ſchwächen, und doch dabei keuſch ſeyn; ſich berauſchen, und doch nüchtern bleiben; wüthen und toben, und doch Ehrfurcht fordern; in Kerker werfen, und doch die Freiheit nicht verlezen; endlich nakt in die Verbannung gehen, und doch keinen Verluſt am Vermögen leiden könnte!

Noch iſt übrig, dieſes für mich an Leib' und Seele ſo traurige, Jahr mit dem verdienten, ſchminkeloſen und von Stolze entfernten, Lobe meines Phöbus zu ſchlieſſen. Sein Licht erleuchtete, ſeine Wärme (†) erwärmte, ſeine Tu-

(*) 2 Sam. 5. v. 6.

(†) Der ganze Zuſammenhang lehrt, daß calore, ſtatt valore, geleſen, oder geſchrieben werden

gend erquikte und sein Gnadenregen erfrischte mich. Daher konnte ich alles Ungemach desto leichter ertragen oder mildern. Denn er ist die Lust meiner Augen, Wohlklang meinen Ohren, die Wonne meines Herzens, die Erwekung des Geistes, Vergeltung für die Sklaverei, Erquikung nach Kämpfen, Erweiterer der beklemmten Brust, Stüze der Dürftigkeit, Betrachtung in der Einsamkeit, Hindernis der Flucht, Vergeltung der Ungnade, der Hebel des Unterdrükten, der Gedanke meiner Nachtwachen, die Linderung meiner Schmerzen, der Trost meiner Seufzer und die Erfüllung meiner Wünsche, daher ewiger Belohnung würdig, und von meiner Nachkommenschaft mit unsterblichem Lobe zu preisen!

Ach! (*) mit welchem Widerwillen schreite ich zur Schilderung der zahlreichen Leiden, die ich in diesem vierten Jahre meines Kerkers erduldete! Ja, in demselben litt ich, an Leib und Seele gepeinigt, was nur einer, der auf die Inseln verbannt, oder in Bergwerke, oder auf die Ruderbank, oder zum Kampfe mit wilden Thieren verdammt ist, verstehen oder bemitleiden kan. Ich dulde den Uebermuth neuemporgekommener Menschen, die Rache der Nebenbuler, die Flucht

muß. Das bald hierauf folgende Wort disgratia ist unlateinisch.

*) J. 1653. alt 67. J.

der Freunde, die Treulosigkeit der Gehülfen, den Undank der Klienten, den Trug der Diener, und, über all' dieses, die ungezähmte Herrschsucht eines niederträchtigen Menschen. Daher war ich, vom 25. Dec. des vorhergehenden Jahrs bis zum 27. März des laufenden, zur Verwaltung meines kirchlichen Amts untüchtig, und schwebte zu Hause zwischen Leben und Tod. Denn da Apap nur die Absicht hat, die Herrschaft Konstantins in das Bißthum Konstantins, das ist, den Aberglauben in Gottlosigkeit zu verwandeln, und daher die Kirche zu schwächen, auszuziehen und zu Boden zu treten, so fand er hier (*) einen herrlichen Gehülfen dieses geheimen Plans an dem Verwalter, L. W. (†) eines Tischlers Sohne, einem sonst jungen und rohen Menschen, der aber Trug, Lügen und Kapereien aufs trefflichste verstund; und seine Frau, eines Messerschmids Tochter, war ein wahres Scheermesser, oder vielmehr eine Schlange, deren Wuth den 18ten Sept. wirklich ausbrach — und durch diese beide wurde dann das Geheimnis der Bosheit recht gut ausgeführt. Hierzu kam noch der Stolz und die List der Pädagogen, die mächtig genug sind, die menschliche Gesellschaft und Geistesruhe zu stören.

(*) In Bebenhausen.

(†) Leonhard Waldenspergen.

Daher begab ich mich den 18. Jul. nach Calw, um Arzneimittel zu suchen, und den Geist zu erheitern, und bediente mich zu dieser Reise der Sänfte, die mir August geschikt hatte, um mich zu ihm begeben zu können. Aber, ach! wie fand ich diese Stadt so ganz anders! wie so sehr verunstaltet und verschraubt! Denn an die Stelle der Eintracht waren Feindschaften und Parteien — an die Stelle der Bescheidenheit Luxus und Uebermuth — an die Stelle der Arbeitsamkeit Müßiggang und Prunk getreten; Frömmigkeit aber, Gehorsam und Sorge für die Jugend offenbar ermattet. Daher kehrte ich zurüke, und sagte Calw den 31. Aug. das lezte Lebewohl; weder an Geiste noch Körper gestärkt, ob ich gleich am 25. die Freude gehabt hatte, einem Ehejubel beizuwohnen, und am 2. Aug. das Fest meiner eigenen, nun vierzigjährigen, Ehe zu feiern.

Bei meiner Heimkunft fand ich mein Kloster mit neuen Studenten bepflanzt, die am 25. Jul. eingetreten waren, und die ich am 6. Sept. in Pflicht nahm. Was auswärts geschehen ist, erfuhr ich in meiner Trophonischen Höhle nicht, und was auf dem Regensburger Reichstage sich ereignet hat, ist über meine Sphäre. Doch feierten wir am 31sten Jul. ein Dankfest wegen der Wahl Ferdinands des vierten. Die Fruchtbarkeit des Jahrs war ausserordentlich, und die Nach-

welt wird ſich daher über die Niedrigkeit der Preiſe verwundern. (*)

Fröhliche Auftritte dieſes Jahrs waren mir die feierliche Vermälung des Herz. Friedrichs, und die Vermehrung des Lüneburgiſchen Hauſes mit einer Enkelin durch den Sohn Auguſts, Rudolph. (†) Um eine Schweinsjagd (††) zu halten, kehrte unſer Herzog mit einem zahlreichen Gefolge von Adel bei uns ein: ich aber konnte, weil ich im Bette liegen mußte, ihm nicht aufwarten. Dafür beſuchten mich kranken Mann die Princeßin Anna Johanna mit der Gräfin Stollberg, und tröſtete mich ſehr liebreich. Von Beſuchen der Einheimiſchen erwähne ich nichts: aber von Auswärtigen erinnere ich mich eines Grafen Promnitz, Baron Polheim, von Berke, Finks und mehrerer, deren Namen mir nicht allemal bekannt wurden. Der Baron Joh. Wilhelm von Stubenberg, der in der fruchtbringenden Geſellſchaft der Unglükliche heißt, aber an glüklichen Talenten viele

(*) der Scheffel Dinkel galt dreizehen Bazen.

(†) Einen Kupferſtich, der einen Weinſtok mit einer Inſcription darſtellt, beſizt ein fleißiger Sammler der Schriften A. Herr Nicolai.

(††) Wegen des nahen Schönbuchs iſt immer eine Niederlage von Jagdgeräthe im Fl. Bebenhauſen. Zur Sittengeſchichte jener Zeit ſcheint zu gehören, daß auch Hoffrauenzimmer auf die wilde Schweinsjagd giengen.

übertrift, trat durch einen liebreichen Brief in meine Freundſchaft ein, und iſt in Zukunft ſehr werth von mir zu halten. Auch darf Matthias Giger, aus Baſel, nicht vergeſſen werden, den ich ſchon vor 32. Jahren kennen lernte. Er war Hofmeiſter bei Adelichen, trat zu unſerer Religion, wurde Kandidat des Predigtamts, irrte, wie ein Ulyſſes, umher, verwaltete verſchiedene Aemter, und als er nach ſo langer Zeit in Familienangelegenheiten in ſein Vaterland zurüke kehrte, beſuchte er, den ich lange für todt gehalten hatte, mich unvermuthet, und wird, wenns ihm gelingt, einſt unſerer Kirche nicht unnüzlich ſeyn. Denn in der Abſicht, um ſeine Frau mit acht Kindern nach Pommern abzuholen, entfernte er ſich wieder.

Ihr Leben endigten Ferd. Geizigkofler, einſt unſer Allgewaltiger, zu Regensburg — Ludwig Guth von Sulz, der Timon unſers Hofs, durch ſeinen Tod nüzlicher, als im Leben, indem er eine ſchöne gelehrte Stiftung hinterließ (†),

(†) Joh. Jak. Guth von Sulz auf Durchhauſen, Herz. Würtemb. Rath und Kammermeiſter, der im J. 1616. ſtarb, vermachte dem Herzog ſein auf 30000. Gulden geſchäztes Münz- und Raritäten-Kabinet, daß die Fürſtl. Kammer dagegen 3000. G. an ſeine theol. Stiftung zahlen ſolle. Dieſer Stiftung für ſtudierende Theologen wiedmete er ſeine ganze übrige groſe Verlaſſenſchaft. Die Einrich-

zu Stutgardt; Herr Pet. Ernſt Imhof zu Kirchenthälmsfurt, nebſt einigen Profeſſoren in Tübingen. Am meiſten aber verwundete mich der Hingang Joh. Bernh. Wagners, Superintendenten zu Göppingen, meines Vetters, Gevatters und Kollegen, den ich ſeit 27. Jahren liebte. —

Da durch die Bosheit des Verwalters meine Beſoldung mir nur kärglich bezahlt wurde, ſo ergoß ſich die Freigebigkeit des Auguſtus deſto reichlicher, daß das Hausweſen nicht wenig zunahm. Auch kaufte ich zwei anſehnliche Uhren, die der Künſtler Habrecht gemacht hatte, und einen ſilbernen Pokal, den der Kaiſer Maximilian 2. meinem Großvater, Jakob, durch Richard Baron Strein (*) zum Gnadenzeichen geſchenkt hatte. Ich brachte ihn daher, als Familienandenken, wieder an mich. Was ich übrigens durch die tükiſchen Füchſe von treuloſen Gefährten und die

---

tung ſeiner Stiftung wurde der Tüb. Univerſitäts-Viſitation überlaſſen. Nach dem im J. 1633. erfolgten Tode ſeines obgedachten einzigen Sohns wurde die Anordnung gemacht, und ſchon im J. 1657. ſechs Stipendiaten davon erhalten, die — nach Moſers Worten (Samml. Würt. Stip. S. 263.) „keine andere Qualitäten an ſich haben dörfen, als daß ſie fromm und fleiſſig ſind.„

(*) von Schwarzenberg.

Schlangenbrut litt, wird das Tagebuch des nächsten Jahrs, in dem die geheimen Künste erst entdekt wurden — so Gott will! — erzählen.

Die Güte des Herrn iſts, daß wir nicht gar aus ſind, ſeine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, ſondern ſie iſt alle Morgen neu, und deine Treue iſt groß!

Ihm ſie Lob, Ehre und Ruhm!

* * *

Dieſes ſind die Worte, mit denen J. V. A. ſeine Lebensbeſchreibung ſchließt!

Das nächſte Jahr 1654. erlöste ihn von Bebenhauſen, aber nur, um ihn nach kurzer Zeit von allen Verdrüßen zu befreien. Im Febr. deſſelben wurde er als Abbt nach Adelberg verſezt. Da er zugleich Mitglied des engeren Landſchafts-ausſchuſſes wurde, ſo mußte er ſchon am folgenden 27ſten Merz wieder nach Stutgardt reiſen, das ihm nie behagte, und izt ihn ſterben ſahe.

„Die lezten Monate ſeines Lebens waren nur ein Kampf mit dem Tode, der endlich den 27ſten Jun. entſchieden wurde. (*) Ihn beſuchten noch gegen Ende deſſelben, die Schweſter des Herz. Eberhards, Anna Johanna, und ſieben Geiſtliche, mit denen vereinigt er ſeinen Geiſt in die Hände Gottes empfahl. Eine Hälfte deſſelben ſchwebte ſchon im Himmel, als die andere noch bei Herzog Auguſt verweilte. Mittags diktirte er einen Brief an dieſen Edeln, und ergrif die Feder, um ſeinen Namen zum leztenmale zu unterſchreiben. Zwei Buchſtaben brachte er noch zu Stande, am dritten hemmte ihn der Tod.“

(*) Hier zeige ich einen von mir begangenen Fehler an, da ich im hiſtoriſchen Taſchenbuche ꝛc. (Winterth. 1797. S. 294.) ſchrieb: er ſei als Abbt von Bebenhauſen geſtorben.

„So lebte und ſtarb derjenige, von welchem Jak. Spener, der theure Mann Gottes, zu ſagen pflegte: Könnt' ich jemand zum Beſten der Kirche von den Todten erwecken, es wäre Valentin Andreä!„ (*)

Am dreißigſten wurde er, unter groſſem Gefolge, auf dem äuſſeren Hoſpital-Kirchhofe zur Erde beſtattet, wo folgendes Epitaph ſteht:

A. J. H. S. O.

Joh. V. A. SS. T. D. Herrenb. Jo. Abbatis Regiof. F. Jacobi, Theologi incompar. Nepos, Abbas Adelb. PP. Auguſti, Br. & Luneb. itidem Eberhardi Virtemb. Conſiliarius Patriæ Antiſtes longe meritiſſ. poſtquam Eccleſiæ Chriſti Vaihingæ VI. Calvæ XIX. Stutg. in aulæ XI. Bebenhuſæ IV. ann. voce & exemplo, litteraturæ Chriſtianæ & diſciplinæ Eccleſ. heroico ſpiritu & calamo. L. annos omni fide & dexteritate, Vir Dei, inſerviſſet, Decus rei litter. artif. mechanic. orthodoxiæ regularem vere Theologus matrim. XL. æt. LXVII. 27. Jun. MDCLIV. vitæ ſimili morte placide obdormiens, huc ad Tubæ Dei Sonitum depoſitus, deſiderium.

(*) Worte des Repertor. S. 325.

In der Kirche ſelbſt aber ſteht an der ſteinernen Emporkirche ein anderes mit folgender Inſcription:

Joh. Valent. Andreæ, Vir Dei, Theol. D. nat. 1586. d. 2. Aug. Herrenb. P. Johannem Abb. Regiofont. Jacobi Herois fil. habuit. Tota vita Deo, Liter. artibus, Eccleſ. Mechan. omnibus pervtilis; poſtquam IX. Schol. & peregrinando, Vaihingæ Diaconatum VI. Calv. XIX. in aula & Curia XI. Abbas Bebenhuſ. IV. Præſul. Adelbergenſis, Patriæ Antiſtes, PP. Auguſti Brunsv. & Luneb. ac Eberhardi Würtenb. Conſiliarius fidiſſimus abſolviſſet, maritus Agn. Eliſab. Grüningeria-Eſſerinæ XL. A. regularis orthodox. & vitæ exemplum mortalitatem exuit, A. MDCLIV. d. XXVII. Jun.

Als ein Epitaph anderer Art ſagen wir hier das Gedichte bei, das einer ſeiner Nachfolger im Diakonate zu Vaihingen, Herr Diak. Conz, izt in Ludwigsburg, ihm aus Patriotismus weihete, und bewahren es — bis der Verf. eine neue Sammlung ſeiner Werke macht — einſtweilen hier. (*)

(*) Poetiſche Blumenleſe für das Jahr 1799. Göttingen. S. 22.

Valentin Andreä.

Meiner Jugend Vertrauter, an dem mein liebendes Herz oft,
Ach! mit Innbrunſt ſich hieng, und mit Bewundrung mein Geiſt!

Schwebt', Andreä, näher aus deiner Vergangenheit Schatten,
Edler Schatten! herauf; weile, Geliebter! mit mir!

Sind dir die einſt ſo bekannten Gefilde ſo fremde geworden?
Kennſt du die Stätte nicht mehr, die du im Leben geweiht?

Nein! ich täuſche mich nicht, ich ſeh' dich im heiligen Glanze,
Fühle mich näher dir da, wo du gelebt und gewirkt. (*)

Wo du im engen Bezirk' und auf undankbarem Boden
Saaten ſtreuteſt, verkannt, dennoch nicht müd' in dem Fleiß;

(*) Vom J. 1614—20. (durch einen ſonderbaren Druckfehler ſteht in der Blumenleſe: 1690—1700.)

Hart vom Schikſal gerüſt, dem Schikſal nimmer erlageſt,
Sondern im Kampfe dich nur ſtählteſt zu härterm Kampf.
Haſt du im eiſernen Drange der Noth nicht über der Zeiten
Nebel und Trug und Gewalt, beſſerer würdig, geſiegt?
Hat dein kräftiger Geiſt ſich nicht die Sphäre des Wirkens
Ueber das enge Gebiet weiter, erobernd, gedehnt?
Nicht der Provinz allein, dem Vaterlande, der Menſchheit
Hatteſt du Willen und Kraft, ihm nur erziehend, geweiht.
Ha! erſtändeſt du izt aus deiner Schatten Behauſung,
Knüpfte dein Leben aufs neu wieder die Parce dir an;
Deiner Entſchloſſenheit Kraft, dein reinerer Eifer für Wahrheit,
Und dein brennender Durſt nach der Erkenntniſſe Quell

Fänden ein würdiger Feld und einen hellern Gesichtskreis,

Und die Quelle, wie einſt, ſo nicht verſchüttet vom Trug.

Freuen würdeſt du dich der Lorbeern unſers Jahrhunderts,

So die Weisheit und ſo reifer Gefühl ihm gepflanzt;

Freuen würdeſt du dich des raſcheren Gangs zur Vollendung,

Die in entzükendem Traum oft dir vor Augen geſchwebt;

Freuen würdeſt du dich der höheren Ehre der Teutſchen,

Denn die Gerechtigkeit war ſtets mit der Weisheit vertraut.

Zwar, — die Gerechtigkeit wohnt auch bei der Muſe, — dein Auge

Bärge beim Schimmer des Lichts dir nicht das Schattengewölk,

Das Teutonia, das Europa, die Welt noch umfließet.

Siegender zwar; doch es kämpft ſtets mit der Nacht noch das Licht,

Röthet die Spizen, die Rüken der Berge, blikt in die Thale;

Mit weißagendem Schall klingts von den Quellen herauf,

Da in der labenden Frische des Morgens duftiger strömen,

Harren des volleren Lichts, welches zu kommen noch säumt.

Halmen rauschen umher, und Geruch, wie der nahenden Erndte,

Strömt um sie, der Baum grünet im goldenen Licht.

Aber Nebel streifen noch rund, und verschlingen die Sonn oft;

Dünste äffen oft Licht, und ihm ermangelt die Gluth;

Brand und Hagel bedräut noch die steigenden Halmen, dem Baum ist

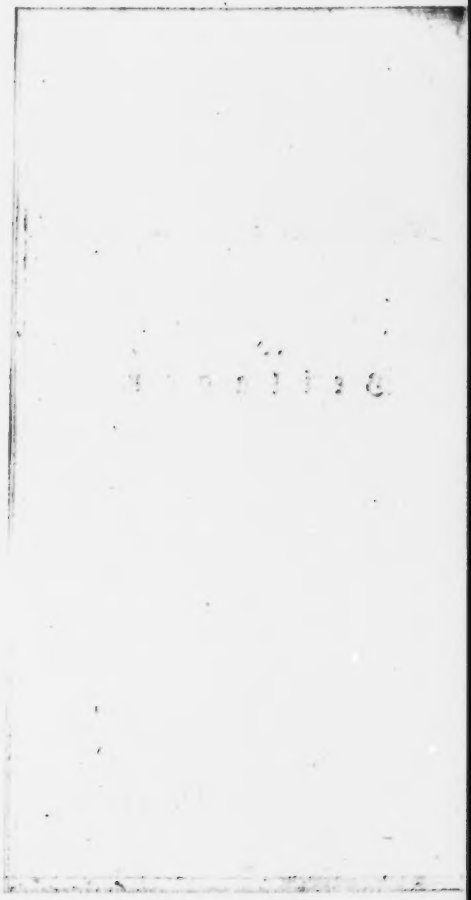
Reif nicht die goldene Frucht, die der Geweihte nur bricht.

Dennoch, lebtest du, würdest du dich mit der Freude des Pflanzers

Edler! der schöneren Zeit schöneren Hoffnung erfreu'n.

Was auch dünket die Weisheit, und was oft Meinung die Wahrheit
Lügt, was gaukelt der Wahn, herrisch gebietet das Selbst,
Was der veraltete Zwist der wortestrotzenden Schule
Mit der Natur noch oft heiß sich und heisser erneut;
Dennoch freutest du dich des Bessern, wirktest zum Bessern,
Streutest zur reineren Erndt', Edler, die reinere Saat.

Beilagen.



I.

Lapidarinnſchrifft dem Herzog Auguſt auf ſeinen 74ſten Geburtstag (den 10. Apr. 1652.) zugeſchikt. (*)

DEO O. M.
Benedicente
Sole Lucente
Luna creſcente
Auguſto Guelphico
Seleno
poſt decennium
magno climacterico
feliciter ſuperadditum
de natali LXXIV.
intime gratulatur
Et hanc Auguſtæ longævitatis
votivam Aram quadrilateram
Equinæ generoſitatis
Leonini roboris
Aquilinæ viriditatis

(*) Von Herrn Nicolai mitgetheilt. — Daß eine teutſche Ueberſezung nicht wohl möglich iſt, oder treffend ſeyn kan, wird den, der ſie unternähme, der Verſuch lehren. — Zur Erſparung des Raums laſſe ichs nicht mit Uncialbuchſtaben druken.

&
cervinæ annoſitatis
Quingentis illuſtriſſ. epiſtolis ſuperimpoſitis
coronatam
Suffitu
Ambra precum
Moſcho gratiarum
Styrace laudum
Stacteque ſervitiorum
odoram
Candido devoto obnoxioque animo
Dedicavit
J. V. A.

II.

J. V. A. teſtamentliche Verordnung, nach dem Calwer Brande im J. 1634. aufgeſezt.

Gleichwie Betrachtung des Todes zu jeder Zeit ſchiklich iſt, ſo ruft mich beſonders gegenwärtiger Zeitpunkt dazu auf, wo Gott mich, faſt aller irrdiſchen Güter beraubt, während eine Seuche rings umher unter dem Volke wüthet, zum Tode zu bereiten, und mir meine Sicherheit gleichſam vorzurüken ſcheint. Ich halte es daher für meine und eines jeden Chriſten Pflicht, entſchloſſen zu ſeyn, und die Stimme des höchſten Herrſchers, wenn er mich abruft, unerſchroken

zu vernehmen — dann, da mein Vermögen keiner weitläuftigen Verordnung mehr bedarf, und ich nur für meine arme Seele und den Körper noch zu sorgen habe, wegen des Wenigen, was mir übrig ist, und meines guten Namens, den ich zum Theile retten muß, vor dem Todeskampfe etwas mit kurzen Worten zu bestellen, und so das unruhige Leben durch ruhige Verordnung in Ansehung meiner Ueberbleibsel zu schliessen.

Daß nun der grosse Gott mich ehrlich geboren werden, rechtschaffen erziehen, und in guten Kenntnissen unterrichten ließ, halte und bekenne ich als eine grosse Wohlthat — für eine noch grössere, daß ich in die christliche Religion eingeweiht, in derselben erhalten, und in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen wurde; für die allergrösste aber, daß er mich zu einem Mitgliede, ja Verkündiger der evangelischen Religion und zu einem Austheiler der göttlichen Geheimnisse wählte. Mit Schmerz' und Zittern erkenne ich mich als einen Unwürdigen und grossen Sünder. Allein im Vertrauen auf das Verdienst Jesu Christi und unter dem Schuze seiner Wunden stelle ich mich der göttlichen unbegränzten Barmherzigkeit dar, und lege nichts von dem meinigen, sondern nur fremdes Verdienst, nämlich das von Christo, vor, dem einverleibt zu seyn, und an dem, was er erworben hat, gegen alle gegenseitige Einsprüche, Theil zu nehmen, ich mich rühme. Ja,

Jesus Christus! dir übergebe und weihe ich meine, von hinnen scheidende, Seele, und glaube, du wirst sie in deinem heiligen Gerichte frei sprechen, und zum frölichen Anschauen der heil. Dreifaltigkeit zulassen.

An meinem Leichname, dem ehemaligen Wohnsize so vieler Uebel, ligt nicht viel. Doch wünschte ich, er möchte in der Gruft, die ich in unserer grossen Kirche erbauete, an die Seite meiner guten Mutter, doch ohne allen Prunk, gelegt werden, wo ich auch meine trayte Lebensgefährtin erwarte. Dann mag man die Gruft mit Erde füllen, und sie mit Steinen decken, worauf die Inschrift steht: Andreäische Schlafstätte.

Von den irrdischen Gütern, die mir Gott übrig ließ, vermache ich, ausser jenen zweihundert (Gulden (*)), die schon zum Nuzen der Armuth bestimmt und übergeben sind, noch andere zweihundert, aber baar, die man zur Unterstüzung dürftiger Bürger, nach Recht und Billigkeit, austheilen soll. Der Rest komme nach dem Stadtrechte demjenigen zu, dem er gebühr', und seie der geprüften Treue und Sorge meiner Frau überlassen!

Bleiben meine drei Kinder, Maria, Agnes

(*) Die Geldsorte ist nicht ausgedrükt, vermuthlich vergessen. Ich habe Gulden als das wahrscheinlichste gesezt.

Elisabetha und Gottlieb bei Leben, so ermuntere ich sie, fromm, rechtschaffen und mit wenigem zufrieden zu seyn. Die weitere Fürsorge empfehle ich aufs herzlichste der christlichen Gesellschaft (*), und beschwöre sie bei allem, was heilig ist, für die Waisen, besonders was die Seele betrift, aufs beste zu sorgen. Mein Sohn, Gottlieb, soll dem Studieren, namentlich der Theologie, bestimmt werden — und daß auch meine Töchter, wenn nur irgend möglich, den väterlichen und großväterlichen Stand allen andern vorziehen, bitte ich sie sehr.

Daß ich für meinen guten Namen besorgt bin, ist nicht mein Ehrgeiz, sondern anderer Ungestümmschuld, damit diejenigen, die mich lebend verfolgten, nicht auch über den Todten herrschen und seiner spotten.

Was die Religion betrift, so bezeuge ich abermals und auf das heiligste, daß ich, von Jugend auf bis an die Pforte des Todes, von keiner andern war, und seyn konnte, als von der Evangelisch-Lutherschen, die durch die Augsburgische Konfession bekräftigt, und in der Konkordienformel wiederholt wurde, deren Grund die heil. Schrift, deren Hauptsumme die drei Symbola, das Apostolische, Athanasische und Nicänische,

(*) Darunter ist wohl die Färbergesellschaft zu verstehen, die auch seine Gevatterin war.

deren kurzer Begriff die beiden Katechismen Luthers, Tübingen ihre Schule, und die Kirchen zu Vaihingen und Calw zwanzig Jahre Uebungsplätze für mich waren. Ihr Endpunkt und Zwek iſt mir Jeſus Chriſtus, der Gekreuzigte, daher ich die Papiſtiſche Abgötterei, den Calviniſchen Stolz, die Schwenkfeldiſche Heuchelei und den Schwindelgeiſt aller Fanatiker und jeder Sekte verabſcheue, die ſich, dem Sinne nach und durch Wortſtreit, von der Einfalt der heiligen Schrift entfernen.

Aus meinen Schriften verwerfe ich, was in ihnen, durch jugendliche Hize Uebertriebenes oder Beleidigendes, ſich findet. Mein beſtändiger und unverrükter Zwek war, daß ich mit der Reinigkeit der chriſtlichen Lehre, die ich bei der unſrigen erkannte, Rechtſchaffenheit des Lebens, von der wir meiſtens ausgeartet ſind, verband. Daher fiel ich in grauſamen Haß, auch bei denjenigen, deren Vortheil es geweſen wäre, mich zu unterſtüzen. Damit ſie mit Recht zürnen konnten, haben ſie mancherlei erdichtet, wovon mein und ihr eigenes Gewiſſen mich freiſpricht. Daher rükte man mir auch meine Liebe gegen den ſeel. Joh. Arnd vor — einen, nach meiner Meinung, was auch die Wortklauberei forſchelt, ganz unſchuldigen Mann, der von Gott, vor Teutſchlands Untergang, zum Prediger der Buſſe erwekt wurde. Aber auch mancherlei Wahnſinn

und Ebentheuer gab man mir schuld, daran diejenigen sich schämten, die mich nur ein wenig kannten. Ich glaubte, alles dieses mit Verachtung ansehen zu müssen, und izt tilge ich alles durch das einzige Wort, daß ich mir nichts bewußt bin, und über keine Beschuldigung erblasse. Allen meinen Nebenbulern, Neidern, Verleumdern und Gegnern verzeihe ich von Herzen, mit Mund und Hand, so wahr mir Christus gnädig seyn, und jeder Rechtschaffene auch mir verzeihen möge, was ich gefehlt habe!

Der strengeren Zucht, die ich in der Kirche einzuführen suchte, werde ich mich eben so wenig schämen, als diejenigen sie bereuen, die mir anvertraut sind. Hätten die, denen es zukam, mein Werk eben so gefördert, wie sie es hinderten, so diente Calw andern zum Muster! Christus sei Schiedsrichter! Ich lobe mir die Calwer, die keiner, nach der wahren Gestalt gebildeten, Kirche nachzusetzen sind. Die Verführer derselben und die Aergernis gaben, überlasse ich, wie die Trägen und Boshaften, dem Urtheile ihres Gewissens.

Joh. Saubert, dem ersten Pfarrer (*), und Konr. Baier, dem Patricier, beiden zu Nürnberg, meinen innigsten Freunden, empfehle ich

(*) S. war damals (1634) noch erster Prediger bei der Marienkirche, im J. 1637. zu St. Sebald, und Senior des Ministeriums.

das Andenken meines Namens und Lebens. Da ich nicht im Stande bin, meinen Wohlthätern, d. i. meinen Eltern, Erziehern, Lehrern, Ernährern, Beförderern, den schuldigen Dank abzustatten, so werden sie, dessen bin ich gewiß, desto reichlichern Lohn bei Gott im Himmel, auf Erden aber den Wohlgeruch eines guten Namens erhalten.

Meinen Gönnern, Freunden, Verwandten, wohin sie auch zerstreut sind, sage ich hiermit allen Lebewohl, und wünsche, daß wir uns im Reiche des Vaters frölich wieder sehen, von ganzem Herzen.

Lebe wohl, Welt! Sei gegrüßt, Jesus!
Gefunden habe ich den Port. Gute Nacht,
Hoffnung und Glüke!

So will ichs und habs geschrieben,
Joh. Val. Andreä,
Stadtpfarrer zu Calw,
noch gesund an Leib' und Seele,
den 23. Nov. 1834.

III.

Bericht von der zweiten Reise nach Oesterreich.

Zu S. 90.

Was ich mir von Gott dringend erbat, daß ich von der Gunst, die einige edle Häupter Oe-

ſterreichs ſo ganz beſonders gegen mich zeigten, einen der chriſtlichen Kirche nüzlichen Gebrauch einſt machen könne; das hat mir die göttliche Gnade nun gewährt. Denn da ich unlängſt, von Gott getrieben, unter den Auſpicien des Herzogs von Wirtemberg, meines gnädigſten Herrns, nach Oeſterreich hinab reiſete, um die neue Hoffnung, die bei gegenwärtiger Gährung Teutſchlands, der dorten gedrükten Kirche leuchtete, ſelbſt zu ſehen, und unſere dortigen Glaubensgenoſſen von der öffentlichen Theilnahme und Verwendung für ſie zu verſichern, ſo konnte ſich mir keine Gefahr oder Beſchwerlichkeit entgegen ſezen, die ich nicht, mit Hülfe des Himmels und der Menſchen, glüklich beſiegte. (*)

Den 10. Okt. (1619) beſtieg ich ein Schiff in Ulm, und kam den 16. nach Linz in Oberöſterreich, einer bekannten Stadt, wo ich von Dan. Hizler ſehr liebreich aufgenommen wurde, ihm alsbald meine Aufträge eröffnete, und die anvertraueten Briefe übergab. Hizler, dieſer um die Kirche Gottes ſo auſſerordentlich bekümmerte Mann, freuete ſich von Herzen, daß die Wachſamkeit der Wirtembergiſchen Theologen ſeinen Wünſchen zuvor kam, und daß die Briefe, die er ſich eheſtens ausbitten wollte, von ſelbſt

(*) Als einen Beitrag zur Geſchichte der proteſtanten in Oeſterreich wird man dieſe kurze Reiſebeſchreibung nicht unwichtig finden.

eintrafen. Denn nichts zieme uns so sehr, als mit den Kalvinisten in der Wachsamkeit und Vorsicht zu weiteifern, ja man müsse suchen, sie hierinnen zu übertreffen. Denn da wir die Verderbnisse der Religion durch männliche Schriften bestreiten, so müssen wir auch die Verbreitung und Fortpflanzung derselben besorgen, wo sich der Weg offen finde, und, während jene durch öde Ritze schlüpfen, durch die geöffnete Pforte Gottes eingehen. Meine Ankunft seie um so erwünschter, da die Stände des Landes ob der Ens eine Zusammenkunft ausgeschrieben haben, damit diejenigen, welche die reine Konfession ernstlich erhalten, fortgesezt und verbreitet wünschen, desto leichter sich unter einander besprechen, und zu gleicher Zeit, wegen des guten Willens des Herzogs von Wirtemberg, Zutrauen und gegen die heimlichen Aufwiegler einen Entschluß fassen könne. Denn es fehle nicht an Leuten, und zwar selbst von den Vornehmsten, die entweder öffentlich dem vermeinten Scharfsinne der anders Glaubenden Beifall geben, oder sich ihm unterwerfen, oder es auch nicht wagen, sich Männern von solcher Feinheit und Gelehrsamkeit zu widersezen, oder endlich, die in der Sorge für die Religion lau werden. Wollte ihnen, die schon lange an der Finsterniß sich ergözen, jemand öffentlich widersprechen, so werde eine unangenehmere Sache zur Unzeit aufgerüttelt, und so erliege endlich —

was ſie wünſchen — die Religion unter der Maſſe der politiſchen Bewegungen.

Doch ſeien noch einige treue Anhänger der unverfälſchten Augsburgiſchen Konfeßion übrig, die ſich durch Frömmigkeit, Geburt und Talente auszeichnen. Durch ihren Eifer, ihr Anſehen und ihre Wachſamkeit ſeie jene umher ſchleichende Religion bisher in Schranken gehalten worden, und es werde ihnen ſehr angenehm ſeyn, zu erfahren, daß die Wirtembergiſche Kirche mit ihnen übereinſtimme, und zu ihrer Unterſtüzung willig ſeie. Zugleich nannte er einige Männer vom beſten Rufe und bewährter Treue in der Religion, an ihrer Spize Ludw. Hohenfeldern, deſſen Frömmigkeit, Rechtſchaffenheit und Gelehrſamkeit nicht nur bei den Rechtgläubigen in dem höchſten Anſehen ſtehe, ſondern auch die Neuerer noch zurüke halte, und in ihre Schranken zurüke weiſe. So unangenehm und beſchwerlich das Amt eines Scholarchen ſeie, habe ers daher darum auf vieles Bitten beibehalten, damit er nicht den Plaz einem ſolchen abtreten müſſe, der, die unſchuldige und ſichere Jugend mit dem ſüſſen Gifte anzuſteken, kein Bedenken trüge. Durch ſeine Weisheit und Klugheit werde es dieſer Mann einzuleiten wiſſen, daß der gute Entſchluß des Fürſten auch der wirkſamſte werde, und ſo beiden Kirchen, der oberen und

der unteren (*), nüzt. Doch sollte ich meine Geschäfte so geheim, als möglich, treiben, und vor denjenigen mich am meisten hüten, die das Ansehen haben wollen, der Religion recht viel Gutes zu wünschen.

Ich wünschte mir Glüke, denjenigen (†) zum Rathgeber und Führer zu erhalten, den auch das Konsistorium gewält, und zu dem ich eine Reise bestimmt hatte. Nachdem wir nun einen und den andern Tag mit wechselsweiser Ueberlegung der Sache zugebracht hatten, und ich seine Ankunft vernahm, so eilte ich sogleich zu ihm, und eröffnete ihm die Gesinnungen des Wirtembergischen Konsistoriums gegen die Oesterreichische, gleichsam kreissende, Kirche. Nämlich in der Kirche seie nur Ein Herze, nur Ein Geist in Christo; und, wie sehr sie auch zerstreuet seie, werde sie doch durch aufrichtige Liebe und Bekümmerniß vereinigt; das heilige Feuer vermehre sich, wo der Angriff Satans sich verstärke, und die christliche Kirche kämpfen müsse, und, wo Hülfe und Unterstüzung nöthig seie, solle man einander zueilen. Izt da einige angesehene Mitglieder der Kirche das ungerechte Joch des Antichrists nicht mehr abschütteln, und zu fürch-

(*) d. i. wie ich muthmasse, die Wirtembergische und Oesterreichische.

(†) Hohenfelder.

ten sie, daß diejenigen immer auf der Wache stehen, die bisher, ihre Gränzen zu erweitern, weder Schmeichelei noch Ränke sparten, da sie die nach Freiheit seufzende Kirche durch neue und, wie es scheine, vernünftige Fesseln zu binden suchen: so schlafe die Wirtembergische Kirche, dieser alte Wohnplaz der unveränderten Konfeßion, und ihr durchlauchtiger Gönner, der Herzog Johann Friedrich, nicht; sondern mitten durch das Kriegsgeräusche hören sie das Zischen der Zwinglianer, und erbliken durch die in Wolken gehüllten Entwürfe, gewisse Neze und Strike, in welche die Einfalt und Kindheit der noch jungen Kirche verwikelt werden solle. Beide erscheinen daher, und erinnern nicht sowohl treulich an die Gefahr, als geben vielmehr sichern und heilsamen Rath und Mittel, sich den einschleichenden Irrlehren entgegen zu sezen, und laden durch mich die Vornehmsten Oesterreichs, deren Aufrichtigkeit und Religionsreinigkeit bewährt sei, zur Vereinigung der Entwürfe ein. Wie sie sonsten mit den Böhmen, Mähren, Ungarn, Kärnthern, Krainern und andern durch Bündniß oder Uebereinstimmung (*) vereinigt seien, so sollen sie sich dieses Mittels auch zur Ehre Christi bedienen. Das Konsistorium habe sich unter Leitung der verstorbenen Fürsten, Christophs,

(*) In politischer Hinsicht.

Ludwig und Friedrichs, und auch unter dem izigen, Johann Friedrich, alle Mühe gegeben, daß die gereinigte Religion durch Wirtemberger in mancherlei Ländern verkündigt werde, und überall Lob und Dank der Treue davon getragen. Noch izt wolle er eben dieses von Herzen thun, und könne es, weil es an Werkzeugen zu einem so frommen Geschäfte Ueberfluß habe, auch der Fürst, nach seiner christlichen Gesinnung, entschlossen seie, sie dahin zu entlassen. Die Stände, die wechselsweise Liebe und Eintracht der Lehre mit Wirtemberg verbinde, und die auch die Treue der Wirtembergischen Theologen kennen, sollen sich mit Wirtemberg vereinigen, damit die angefochtene Kirche gerettet werde, und dem Fürsten, ohne Bedenken, Gelegenheit geben, ihnen Gefälligkeiten zu erweisen, und sich den Dank ihrer Nachkommen zu erwerben.

Alles dieses habe ich dem Herrn von Hohenfelder besonders mitgetheilt, weil ihm der Herzog wegen seiner herrlichen Gaben besonders wohl wolle, und alle Hoffnung auf seine Treue und Wachsamkeit für die Kirche setze, auch von ihm kluge und ausführbare Entwürfe erwarte.

Hohenfelder antwortete hierauf: mit unterthänigem und dankbarem Gemüthe vernehme er sowohl die frommen Gesinnungen des Fürsten, als die Bekümmerniß des Konsistoriums, und bitte von ganzem Herzen das höchste Wesen, daß

daß er dieſe Geſinnungen, dieſe Liebe und dieſe Eintracht bis in die ſpäteſten Zeiten erhalte. Er habe ſich bisher, mit ſeiner ganzen Familie, als einen Zeugen und Herold der, von der Wirtembergiſchen Kirche empfangenen, Wohlthaten bekennt, und verſpreche noch fernere Dankbarkeit. Aber einige, die entweder menſchliche Gründe, oder Irrthum dahin reiſſe, denken nicht ſo. Ja es ſtehen ſogar diejenigen im Wege, die in den vornehmſten Aemtern ſtehen, und durch Talente und Beredſamkeit ſich auszeichnen. Doch ſeien die Augsburgiſchen Konfeſſionsverwandten ſtärker, und unter ihnen zeichnen ſich einige aus, die den heimlichen Verführern furchtbar ſeien. Werde dieſen der Entſchluß des chriſtlichen Fürſten bekannt, ſo müſſe er ihnen neuen Muth und Kräfte ertheilen, auch die Schwächeren beleben, und ſich, was die Hauptſache ſei, auch denjenigen mittheilen, die dabei unintereßiret ſind. Er wolle alſo, um ſeine Bereitwilligkeit zu zeigen, jeden, den er als tüchtig und bewährten Glaubens kenne, beſuchen, und mir alles ſo vorbereiten, daß ich den Weg gebahnt finde.

Hierauf nannte er mir einige dieſer Männer, und zwar, worüber ich mich wunderte, gerade die nämlichen, die Hizler genannt hatte, daß ich hieraus ihre genaue Uebereinſtimmung abnehmen konnte. Ob er gleich in ſchwere Geſchäfte verwickelt war, und in den wichtigſten andern Sa-

chen zu berathschlagen und zu entscheiden hatte, übernahm er doch auch diesen Auftrag, und verwendete, wie wenn er nur dieses einzige zu thun hätte, viele Zeit und Mühe darauf.

Hierauf besuchte ich vor allen übrigen den Herrn Barthol. von Dietrichstein, einen Mann von grossem Ansehen und der feinsten Beurtheilungskraft. Er wünschte den Kirchen wegen der frommen Fürsorge des Herzogs Glüke, und versprach, alles zu thun, daß sie seinen zahlreichen Freunden bekannt werde. Er bezeugte ferner, wie sehr er die Grübeleien der Kalvinisten verabscheue, und die Simplicität der Lutheraner gegen die Hinterlistigen zu vertheidigen suche: er zeige es aber mehr durch Thaten, als Worte. Daher habe er sich ihren verfänglichen Anträgen muthig widersezt, und sie andern durch sein Beispiel vorangegangen. Auch ermunterte er mich, andern die fromme Freigebigkeit meines Fürsten bekannt zu machen, wovon viele Seelen Vortheil haben werden. Er selbst wenigstens wolle den dienstfertigen Antrag, der gerade zu einer solchen Zeit gemacht werde, nie vergessen, und jene Schule der Religion ehren und lieben, welche in einer Reihe von Jahren, an so vielen Orten, durch die grosse Anzahl der Arbeiter das Glüke und die Fruchtbarkeit der Kirchen bewährt habe.

Das nämliche unterhandelte ich hierauf mit

dem Baron Karl von Jörgen, der vom Glücke durch ſo manche Gaben geziert wurde. Er rief mich zu ſich, und dankte, als er mich angehört hatte, ſowohl dem Durchlauchtigſten Fürſten gar ſehr für die Liebe zu der Oeſterreichiſchen Kirchen und für die gute Meinung, die er von ihm hege, als auch der Wirtembergiſchen Kirche für ihre unermüdete Sorgfalt, die in dieſem Zeitlaufe, da die Kalviniſten ſich hoch erheben, und den Mund weit öffnen (*), ſehr nothwendig ſeie. Er wolle alſo dafür ſorgen, daß eben diejenige Religion, die bisher unter den Seinigen gepredigt wurde, die er von ſeinen Eltern erhielt, und die er ſeinem Herzen tief eingeprägt habe, auch allen denjenigen verkündigt werde, die, den Feſſeln des Antichriſts zu entrinnen, ſo glüklich ſeien. Seinen Freunden und Verwandten wolle er das gütige Anerbiten des Fürſten bekannt machen, und er wiſſe es zum voraus, mit welcher Sehnſucht und Dankbarkeit ſie es annehmen werden. Auch laſſe er an

(*) Um eben dieſe Zeit, da A. in Oeſterreich unterhandelte, war das Anſehen Kurfürſten Friedrichs 5. in Böhmen am gröſten. Am 19. Okt. wurde er zu Prag mit der gröſten Pracht gekrönt. Ich weiß nicht, ob in der Kirchengeſchichte dieſer Einfluß, den die Religion des, damals in Böhmen herrſchenden, Friedrichs auf die nahe Provinz Oeſterreichs hatte, bisher in das Licht geſtellt wurde, in dem er hier erſcheint.

den Fürsten die Bitte gelangen: wie er ihn ehemals unter seine treueren Diener aufgenommen habe, so möchte er noch von seiner Treue und seinem Gehorsam bis in den Tod überzeugt seyn.

Von Jörger kam ich zu dem edeln Ortholf Geimann, der zu dieser Zeit Vorsteher der Ritterschaft war. Je wärmer sein Eifer für die bessere Religion, je entfernter er von den Netzen anderer Glaubensparteien war, desto inniger lobte er die herrlichen Gesinnungen des Durchl. Fürsten, und versprach alle Unterstüzung und fernere Mittheilung. „Dieser Entschluß seie ihm wie vom Himmel eingegeben worden, da er den Gegnern, die gleichsam schon Siegeslieder anstimmen, einen Zaum anlege, und die furchtsamen Anhänger der wahren Religion mit Troste aufrichte. Man müßte freilich wegen den grossen Gährungen in Teutschland zittern, da durch dieselbe die Gedanken der Fürsten von der Sorge für die Religion zur Erhaltung ihres Landes abgezogen werde. Aber noch wache ein Held, der seit langer Zeit sich um die Kirche verdient gemacht, und Wohlthätigkeit von seinen Voreltern geerbt habe. Dieses müsse man mit dem dankbarsten Herzen gegen Gott erkennen.„

Zugleich erbot er sich, dem Fürsten mitzutheilen, was hier und da zwischen den Parteien verhandelt werde. Doch übertrug man dieses in

der Folge dem Zach. Langjahr, Abgeordneten zur Nürnbergiſchen Verſammlung der evangeliſchen Stände.

Indeſſen wurde auch Weikhard Bar. von Polheim, ein Mann, der durch ſeine Weltkenntniß berühmt war, und eine ehrenvolle Geſandtſchaft an den Durchl. Erzherzog Albrecht von Oeſterreich verrichtet hatte, durch den thätigen und einſichtsvollen Herrn Hohenfelder, für mich eingenommen. Er fand gut, zu unſerer Unterredung auch Herrn Hizler zu rufen, und ſeinen Bruder, Georg Achatius, auch anwohnen zu laſſen. Hier erklärte ich mich etwas weitläuftiger, und erbat mir den Rath eines ſo erfahrnen Mannes. Es wäre aber zu umſtändlich, zu erzälen, wie ſehr er die Gütigkeit des Herzogs gegen die bedrangten Kirchen pries, und die guten Geſinnungen unſerer Theologen und ihre Begierde, zu helfen, billigte.

„Da ſie ſelbſt (*) — ſprach er — in ihren Häuſern von tückiſchen Leuten aufgeſucht werden, ſo zweifle er nicht, ſie werden es anderswo deſto zuverſichtlicher thun, wenn ihnen das Glücke lächle. Doch ſeien es ihrer zu wenige, als daß ſie vollen Sieg hoffen dürfen, ſo lange diejenigen noch leben, die bisher mit ſo vieler Gefahr und Arbeit, auch einem Aufwande von vierzehen Tonnen

(*) Die Häupter der proteſtantiſchen Religion.

Goldes, die Religion unverlezt erhielten. Er scheue sich nicht, unter diesen auch seinen und der Seinigen Namen zu nennen, und sei bereit, auch mit dem Tode zu bezeugen, wie wenig er mit beiden Ketzereien übereinstimme. Doch müsse man die Sache vorsichtig behandeln, und Männer von sonst grossem Genie nicht erbittern, die vielleicht wünschen, beleidigt, und zu öffentlicher Erklärung ihrer Gesinnungen gezwungen zu werden. Bis izt habe man die Pfarrer, Schullehrer und alle, denen die Verbreitung der Religion anvertraut sei, in den Aemtern erhalten, auch weder das Volk noch die Jugend seien, so viel er wisse, durch Verführung verdorben. Da übrigens aus der Nachbarschaft eine neue Hoffnung der Freiheit schimmere, so wolle er allen, die ihm hier und da bekannt werden, in Zeiten gegenwärtig seyn, und die Gesinnung des Fürsten, die man nicht genug loben könne, empfehlen, überhaupt aber seine Ergebenheit gegen das erlauchte Haus Wirtemberg hier, und wo er könne, durch alle mögliche Dienste beweisen.

Ihm erwiederte Hizler, und gab der Kirche des Landes ob der Ens ein treffliches Zeugniß der Reinigkeit der Lehre, wie wenig sie weder auf die eine noch andere Seite wanke. Doch glaube er, es wäre ein Vortheil für die Kirchen, wenn einige fromme und gelehrte Geistlichen und Kandidaten in Bereitschaft stünden, und bei den Hau-

ptern unter einem Vorwande vertheilt würden, damit sie gleich bei jeder Gelegenheit gebraucht werden könnten. Denn man müsse den Gegnern nicht die geringste Zeitfrist gestatten, die sie nüzen könnten, die ihrigen aufzudrängen. Denn dem Charaktere nach seien sie so gewandt, daß sie wohl eine Zeitlang die wahre Religion heuchelten, und sie in Ausdrüken und Ceremonien zu lehren schienen.

Dieser Rath gefiel dem Herrn von Polheim, und er versprach in seinem und seines Bruders Namen alles, was man von ihm fordern könne. Er wolle auch dieses den andern Religionshäuptern beibringen, und überhaupt die Sache der Religion aufs eifrigste besorgen. Noch fügte er bei, wie hart man bisher mit ihnen verfahren seye, und wie man die Verträge so gar nicht gehalten habe. Aber im Vertrauen auf GOtt haben sie alles ertragen, und mit vielem Kampfe und Aufwande die Kirche bisher wenigstens in einer Gestalt erhalten, mit der man auch anderswo zur Friedenszeit und in der Blüthe zufrieden seyn könnte. Zulezt empfalen er und seine beiden Brüder sich dem Schuze GOttes, und entliessen uns so mit dem gröften Wohlwollen.

Von da beschlossen wir, nach Hohenfelders Rathe, auch den edeln Jak. von Stänglin zu besuchen, dessen Sohn ich einst nach Italien geführt hatte, so wohl, weil er von Seiten der

Religion in gutem Rufe war, als auch, weil er Güter nahe an der Böhmischen Gränze hatte. Er freuete sich, bei der Wirtembergischen Kirche in dem Rufe eines Manns zu stehen, der die Verbreitung der Kirche, die er schätze und liebe, befördern könne. Dieses stie er ohnehin GOtt und der Religion schuldig, nun aber auch einem mächtigen Fürsten, dessen Eifer, das Reich Christi zu erweitern, er sich auch zum Gesetze mache. Er stie mit den Böhmen in gemeinschaftlicher Gefahr gewesen. Izt, da es nicht mehr so strenge zugehe, wünsche er nichts mehr, als daß diejenigen, die nach der wahren Freiheit streben, von der Gütigkeit des Fürsten Gebrauch machen. Eben so sehr wollte er sie dazu ermuntern, als er versprochen; er werde einem Fürsten von so vielen Tugenden zu gefallen, und den Beifall der berühmten Theologen Wirtembergs zu erhalten suchen.

Die nämlichen Unterhandlungen pflog ich auch mit Herrn von Grimmann und Otto von Hohenfelder, die beide gro[illegible]s Ansehen besassen. An ihrer Bereitwilligkeit u[illegible] ihrem Beifalle war desto weniger zu zweifeln, weil sie der Augsburgischen Konfession von Herzen unterschrieben hatten, und Wirtemberg als ihr zweites Vaterland ansahen, sie daher mit dem Fürsten um so lieber zu einer so frommen Absicht sich vereinigten, da sie als Männer, nach der Wahrheit begierig, und

Verehrer der Wirtembergischen Kirche angesehen zu werden wünschten.

Noch war Unteröstereich übrig, das ich auch zu besuchen, und besonders meinen grossen Gönner, Achat. Enenkel von Hohenegg, zu begrüssen mich sehnte. Allein weil der Krieg (*) sich gegen Wien zog, wegen der dort vorgefallenen Niederlage die Häupter zu Hoen (†) sich versammelt hatten, und die Wege durch die flüchtigen Soldaten unsicher waren, endlich der Winter herannahete, mußte ich stille stehen, und die Heimreise beschleunigen. Aber auch für diesen Umstand fand die göttliche Vorsehung ein unerwartetes Hülfsmittel.

Als der, mit mannichfaltiger Gelehrsamkeit und vorzüglicher Sprachenkenntniß versehene, Herr Mich. Zeller, der mit dem Baron Starenberg aus Niederösterreich zum Konvente der Landstände ob der Ens abgeordnet war, meine Anwesenheit erfuhr, so suchte er mit mir Freundschaft zu knüpfen. Er wollte sich mir, den er durch die Briefe Hoheneggs schätzen gelernt hatte, verbindlich machen. Ich bat ihn daher dringend, er möchte meinen Auftrag übernehmen, und gab ihm Briefe an den Baron Hohenegg mit. Er

(*) des Kaisers mit den Böhmen.

(†) Einer Stadt in dem Kreiße ob dem Mannhardsberge, wo ehemals eine starke protestantische Schule war.

nahms gerne an, und erwekte durch die vielen Beweise seines Wohlwollens die sichere Hofnung in mir, daß ich keinen tüchtigern und ämsigeren Mann zu meinem Geschäfte finden konnte, als ihn.

Alles, was etwan noch zu thun war, überließ ich Herrn Hizler, dessen Verdienste um die Oesterreichische Kirche alle Häupter in die Wette lobten, und dessen Klugheit, Wachsamkeit und Geschiklichkeit so groß ist, daß man sagen kan: GOtt habe alle diese Eigenschaften in dem einzigen Manne, zum Besten der Protestanten daselbst, vereinigt. Er, der die Gemüther zu gewinnen weiß, und die dortigen Menschen kennt, übrigens aber strenge über die Wirtembergischen Anstalten hält, und ein treuer Anhänger seiner Lehrer bleibt, hat nichts unterlassen, und wird nichts unterlassen, die Absichten der Gegner zu vereiteln, und die Luthersche Unschuld und Reinigkeit zu erhalten.

Nachdem ich also von ihm Abschied genommen, und ihm für seine Gastfreundschaft gedankt hatte, begab ich mich nach Weidenholz, des Herrn von Hohenfelders Sitze. Mit dem gröstten Zutrauen übergab er mir seinen Sohn, und in zwölf Tagen kam ich, nach der glüklichsten Reise, zurük.

Was übrigens durch diese gefährliche und vom Winter bedroheten Reise Ersprießliches für die Kirche ausgerichtet wurde, und worinnen sie, wie ich hoffe, noch ferner gut berathen wird, das

schreibe ich nicht mir, sondern, nächst GOtt, dem H. von Hohenfelder zu. Durch sein Ansehen gewann mein Auftrag Nachdruk, fand durch seine Klugheit einen Weg, und erhielt durch seine Rechtschaffenheit Ansehen bei Patrioten; durch seine Sorgfalt wurde ich unter den wichtigsten Beschäftigungen angehört. Durch seine Bemühungen wurde mein Vortrag weiters verbreitet, und durch seine Freigebigkeit unterstüzt. Ich lebte gleichsam in seinem Solde, und sprach durch seine Zunge. Ihm wird Christus, für den er arbeitet, lohnen, der Fürst, dessen Tugenden er prieß, lieben, und das Wirtembergische Ministerium, dessen Wachsamkeit er überall empfal, ihn ehren. Alle Wirtemberger, die er wie Landsleute gerne aufnahm, werden sicher ihn besuchen, und er wird daher den Mäcen nicht nur der Religion und Litteratur, das er ohnehin ist, sondern auch der Wirtemberger genannt werden. Ich wenigstens bekenne, ihm nicht sowohl in meinem Namen, wiewol auch das nicht wenig ist, als vielmehr im Namen der Kirche so vieles schuldig zu seyn, daß ich, der ichs zu vergelten nicht im Stande bin, alle aufrufe, die Christus ernstlich lieben, die ächte Gelehrsamkeit schätzen, die eine väterliche Regierung der Unterthanen bewundern; sie möchten diesen treuen Knecht Christi, diesen freigebigen Patron der Kirche, diesen von allen Seiten edeln Mann, nicht nur ehren, sondern, wie

er sichs nach seiner Menschenfreundlichkeit wünscht, auch von Herzen lieben.

IV.

1) Erste Erscheinung.

Verzeichnus was ich Hanß Keyl, Burger und Inwohner zu Görlingen den 4. Febr. Anno 1658. für ein gesicht gesehen, und was mir von demselben offenbahret worden.

Erstlich wie ich in den Weingardt kommen bin, so hab ich den morgensegen gelesen, vnd weitters dz Vatter vnser, vnd dz vnß Gott woll einmahl auß disem iammerthal erlösen gebetten, gleich darauf sahe ich einen mann vor mir stehen in einem weißen kleid, derselbig sprach zu mir, der herr geb dir ein gutten tag, aber vor schreckhen gab ich ihm kein antwort, da sprach Er, seye getrost dein gebett ist von dem Herrn erhört worden, ich bin ein Engel von Gott zu dir gesandt, das du solt deinem Landtsfürsten von Würtemberg anzeigen, da Gott will Landt vnd Leüth straffen von wegen der grosen sünd, wann man nicht wirdt buße thun, dann der Herr hat die gantze Christenheit nun in 20 jahren vistiert mit krieg vnd blutvergießen, hunger, theurung, pestilenz, vndergang mit allerley straffen, aber kein mensch kehrt sich daran, sondern alle tag ärger, darüber fang der Engel an zu schreyen: weh, weh!

weh. o weh, der groſen ſünd, feuer vom himmel, das Türckiſche ſchwerdt, hunger gnug, ihr haben werdt, über dʒſelbige nam er die hayen auß der hand vnd ſchnid damit ab 6. räben, vnd ghb ſie ihm in die haud, die verwandleten ſich gleich in bluet, dʒ hab zum zeichen, dʒ der auch noch 6. monat friſt gebe, allein folge, dan der Herr will nicht haben, dʒ der menſch in ſeinen ſünden verderbe, ſondern er will, dʒ alle menſchen ſich bekehren vnd ſeell. werden.

Erſtlich klagt er vnd iſt drüber hoch erzürnt, vnd ſein Zorn entbrent in ihm zum 1. über dʒ fluchen, dʒ alſo gemein ſeye bey allen menſchen kindern, dʒ oft in einer ſtund vihl tauſendt flüch geſchehen, dʒ der herr darüber weint, welch menſch des tages dreymahl flucht der kan nicht ſeelig werden, dʒ bezeüge ich mit meinem Herrn Jeſu, welcher menſch den geringſten fluch thut, der ſchlächt allemahl meinem Herrn einen nagel durch ſeine glid am creütz, aber diſen fluch wirdt der Herr Jeſus dem laidigen Satan, mit vihl tauſend geiſter ledig laſſen, die ſollen den fluch regieren, o weh. o weh, weh, demſelben.

Zum andern klagt mein Herr Jeſus über den ſchandlichen ehebruch, der alſo gemein ſeye, bey allen menſchen, niemandt achts für ein ſünde, ia die gantze Chriſtenheit ſteckth aller ehnzucht vohl, ſie würdt bald ärger als dʒ thumbe Vich, dʒ ſöll ich gwißlich bedeüten, dʒ der Türckh mit

seiner macht wirdt über die gantz Christenheit gewalt bekommen, vnd den Ehebruch verderben.

3. Klagt mein Herr Jesus vnd Herr aller Herr über die schandtliche Hoffarth, dardurch dz gantze weibliche geschlecht fast alle verlohren sein· das man die Edle gaab Gotts, dz liebe getraid welches der Herr aus der Erden wachsen läßt dem menschen zu der leibs nahrung, davon der mensch sein leben hat, dz man so schandtlich zu der hoffarth mißbraucht, dz ist, welches Weibsbild haubenspitz über sich trägt, gesterckth, die h. Treyfaltigkeith in die fußsohlen sticht, vnd tregt dem obristen hellischen könig des Ertzteufels die cron nach, o weh, o weh demselbigen, welche die gaab Gottes zu derselbigen hoffarth verpflichten, die sollen mit der hellischen müntz bezahlt werden.

4. Klagt mein herr Jesus vnd Meister, über die große schünderey dz ist, wan die hohe Potentaten, könig, fürsten, Oberherren, der das Regiment führt, wan sie einen weißen Pfenning auffLegen, auf die gemeine Landtsunderthanen, biß derselbige von einem Amptmann vf den andern kompt, vnd ein jeder darvon schändt, biß derselbige auf den gemeinen Pövel kompt, wardten völlig zwey drauf, dardurch all Obrigkeith bestickth, vnd alle gerechtigkeith bey ihnen vergeßen, vnd nur auf das schandtliche Gelt sehen, dardurch der gemeine Pövel gar irr gehet, vnd darüber dem sathan zum fall kommen, damit der herr vnd

Knecht beede in die höllische grub fallen, weh, weh, welcher seinem nächsten ein groschen fürsetzt der muß 2. darvor geben, ehe die Sonn dreymahl vndergehet, o wehe, o weh demselben.

5. Klagt der Herr Jesus vber die große Gottlösterey, welche am h. Sontag auf dem iagen geschehen in Würtemberg durch die Gottlose Weydknecht, der nahm Gottes so schandtlich mißbraucht wirdt, welches die heyden nicht thun, die den Herrn Jesus nicht können.

6. So clagt der Herr über das Priesterampt, dz selbige auch auf dem Geitz ligen, wan sie sollen dz h. Evangelium erclären vnd predigen, so seynd sie mit dem leyb vf der Cantzell aber mit dem Sinn in dem Weinkeller, auf der Kornlayhe, vnd auf dem ackher, vnd bey dem beüttel, dz ist dem Herrn ein Grewel, sie sollen bey dem priesterlichen Erbe bleiben.

7. Klagt der Herr über dz spihlen mit Würfell vnd Carttenspihl, welches am h. Sontag getriben, dardurch der nahm Gottes schandtlich gelästert wirdt.

8. Soltu anzeigen, wo nit alle menschen vmbkehren von der Sünd vnd ernstliche buß, buß, buß thun, so würdt dz in Würtemberg geschehen, dz der Herr Jesus ein Herr aller Herren, ein könig aller könig, aller Welt Heylandt ein Wetter verhengen würdt, dz 7. Stätt werden vergehen, dreydurch dz wilde feuer fallen vnd würdt dz Wetter

dz landt verzehren, dz getreid vf dem veld, dz menschen vnd vich verderben werden, die leuth werden zusamen lauffen, und schreyen o weh, o weh, der jüngste tag ist da, aber die zeit ist noch nicht gar verloßen, aber kurtz vber daßelbige wirdt ein grimmig volckh einfallen, vnd die vbrige orth vollendts berauben dz es zu letst große noth syn wirdt, dz die leuth werden vor hunger verschmachten, Ach, ach, weh, weh, du blinde welt, warumb laßest du dich so verführen, vnd das End so nahe ist, ja die sonn ist vndergangen, die vesperglockh ist gelitten, ach, ach, wo seind die zehen Kluge Jungfrawen die dem BreutigAmpt entgegen gehen mit den brennenden lampen, Ach, Ach, sie schlaffen all, o weh, o weh, wie stehet die höllische pfort so weit offen, die Teuffel stehen mit ihren zugerichten straichen.

Daßelbige soltu deinem fürsten anzaigen von wort zu wort, vnd an keinem fehlen, die ruthen soltu ihm in seine hand geben, den trost soltu ihm anzeigen, den er haben soll von mir, wan er dz schwert brauchen wirdt über die schöckliche laster, vnd dz Recht im landt halten, vnd thun als ein rechter Fürst so soll er dz haben zum trost, wan alle menschen abstehen von Sünden, vnd ernstlich zu der buß treten, so solt auch für dise straf vnd trowwort ihr frid haben, wie sich der schnee von der hitz schaidet, vnd der rauch von dem windt, vnd die zeitige frucht von der Mutter

an

an der geburth schaidet, alſo ſoll auch alles ohn-glückh von euch schaiden, die Kriegslaſt von euch gehen, alles böſes von euch genommen werden, wo ihr von herzen buß thun. Daßelbig ſoltu verſchweigen 24 ſtund, du ſolt ſonſt des gähen todts ſterben, dz zaige alles an, fehle an keinem, wo nit, ſo ſoltu kein theil am reich Gottes haben, vnd gehe ich zu dem, der mich geſandt hat, alſo ſoll es allen Potentaten ergehen, die nicht buſſe thun in der ganzen Chriſtenheit.

Ich Hans Keyhll bekenne, wie obſteht.

2) Zweite Erſcheinung.

Auszug aus dem Protokoll.

Geſtern Montag khamme Er Keyl vormittags wider zue Jhme Herrn Pfarrern, vnd entdeckhe mit weinenden Augen, weil man Jhme nit glauben wolln, ſo ſeye noch ein gröſſers wunder geſchehen, dann alß er heut bey hellem tag wider in ſein weingarth gangen, Seye vorgemelter Engel in voriger geſtalt wider erſchinen, vnd Jhne alſo angeredt, Gott grieße dich lieber Freund, haſtu außgeſagt vnd angezaigt, was ich dir befohlen habe, worab Er Keyhll wider ſehr erſchrokhen, vnd geſagt, Aus verbott der obrigkeit, hette Er es nit Außtrichten können, worauff der Engel vermelt, daß Jſt ſchon für meinen Herrn Jeſum khommen, deßwegen Ich wider zu dier geſandt, und gehe hin, vnd ſags zue den Pharao

Knechten, weihl Sie dem Zeichen der 6. Ruethen nicht glauben wollen, So ſollen Sie es vm hundertfach glauben, habe daryber er der Engel, Jhne Keyhllen bei der handt genommen, vnd in einem bezürckh im weingarth bei der handt herumb gefiehret vnd geſagt, wenn mann diſem Zeichen auch nit glauben werde, ſo wolle er nit mehr mit blueth: ſondern mit Fewerzeichen erſcheinen, Seye darüber verſchwunden, vnd heben alle Stöckh, deren bey 50. von ungefehr 200. Ruethen, welche in gedachtem bezürckh begriffen, Anfang bluetſchwitzen, daryber Seye Er Pfarrer, Schultheiß, Gericht vnd ganze Gemaindt, Mann vnd Weiber in Weingarth hinauß geloffen, vnd mit Augen geſehen, daß alle Ermelte ſtöckh blueth Schwitzen, Seyen auch daryber Jns Gemein auff die Khnie nider gefallen, und ſeine PfarrKind begerth, Er ſolle doch mit Jhnen betten, welches er gethan, worzue auch auß benachbarten Stätten und Fleckhen, Alß Leönberg, Stuetgart ꝛc. vil Leuth khommen, Als auch Jemand begerth, wann mann nur ein Feder hete, wolte mann Probieren, ob mann mit Schreiben könte, Jnn dem werde Jemand Einer Feder gewahr, die auf dem boden gelegen, vnd Auch bluetig geweßen, welche Feder auch von den Ruethen, die der Engel Abgeſchnitten, Ain ſtuckh ſambt einer Ruethen auß obigem bezürckh, haben wür Alle mit Augen geſehen, Auch war genommen, daß meniglich zue

Gerlingen Trawrig vnd Schwieſſig, waß wür auch den Hanß Keyhlen ſelbſten gefragt, haben wür gefunden, daß ſein Antwort mit Herrn Pfarrers relation concordirt, wordei auch diſes Notabel, daß ein See nechſt an mehrgemeltem Gerling gelegen, welcher newlich ein vngewohnlichen ſtarckhen geruch bekhommen, Alſo daß wür, noch vff 30. Schritt darvon, den vbelen geſtanckh gar ſtarckh gerochen, vnd Schmäckht nicht Anderſt, Alß wie dz bollerbadwaſſzer, doch gar vihl ſtärckher, oder wann mann Schieß Pulver vnd Schwefel vndereinander Annzinte, oder in ein erſt abgeſchoßene büchſen rüechte, doch haben wür nicht merkhen khönnen, daß das Waſſer diſen geruch hette, ſondern erachten, daß es Anders woher Rüehre, wie dann noch kain viſch im See abgeſtanden, Gott gebe durch ſein geoffenbahrtes wort beſſerung vnſers Lebens, damit mann der ohnmittelbaren Viſionen nicht bedörffe, Datum Dienſtags den 8. February Anno 1648.

V.

Jam ſemeſtre fuit, cum de Te fama ferebat,
Andreium fato decubuiſſe ſuo.
Merebam, dictisque fidem nunquam ægrius hauſi,
Fama tamen mendax hæc Tibi vita fuit.

Hoc eſt, quod feſta hæc gaudemus luce Valentis,
Proque Tua læti vota ſalute damus.
Si quid vota valent, longum, mihi crede, valebis,
Qui volo Te longum ſæpe valere mihi.
Lividuli valeant, procul, o procul inde faceſſant.
Fingentes capiti ſæpe maligna Tuo.
At Tu vive, vale, ſed non quo nomine manes,
Quorum hæc in vita porro nec uſus erit.
Vive aquilæ pullum, ſemperque valentior exi,
Robur & ex annis ſumme vigore novo.
Sera mihi de Te ſit fama aut falſa fuiſſe,
Idque det æternum, qui fuit, eſt & erit!

Glimpf- und Schimpfreden

des

Momus.

Dum nihil habemus majus, calamo ludimus.
Phædr. IV. Prolog.

Winterthur,
in der Steinerſchen Buchhandlung.
1797.

Universitäts-
München
Bibliothek

Zuſchrift

an

meinen Gönner und Freund

Niemand.

Eignete ich dieſe Schrift irgend einem Mäcen zu, wiewohl freilich ein Vornehmer, dem man ein teutſches Buch zueignen darf, ſchwer zu finden iſt: ſo müßte ich auf Komplimente ſinnen, mit denen ich dieſes Blatt ausfüllte. **Ihnen** aber, **biderer Niemand**! darf ich in der vertraulichen Sprache des Herzens die Urſachen angeben, warum **Ihr** Name vorgeſezt iſt?

Durch eine Dedikation wollen wir unſere Gönner ehren. Wer verdient mehr geehrt zu werden, als **Sie, großmüthiger Niemand**, der Sie mir ſchon ſo viele Beweiße Ihres uneigennüzigen Wohlwollens gegeben haben!

Durch Dedikationen errichten wir Freunden ein Denkmal. Welch' einen bewährteren Freund habe ich, als **Sie, beſter Niemand**! deſſen Handlungen alle beweißen, daß **Sie** mich nur darum lieben, weil **Sie**, bei der innigſten Kenntnis meines Charakters, mich nur um der guten Eigenſchaften willen lieben, die, bei meiner Entfernung von der Welt, nur ein **Niemand** an mir entdecken konnte.

Bei dieſer Zuſchrift mußte ich auch darauf ſehen, keinen Parteigeiſt zu verrathen, wie man im Buche ſelbſt keinen finden wird. **Sie, unparteiiſcher Niemand**! ſind weder ein Ariſtokrate, noch ein Demokrate. Daher prangt mein Werkchen mit

Ihrem Namen. Nur ein Niemand wiegt das Gute und Schlimme jeder Partei mit gerechter Wage. Nur ein Niemand iſt nicht blind weder für das Gute noch das Schlimme der Demokratie oder Ariſtokratie. Ja er ſchäzt ſelbſt einen J. wenn er redliche Abſichten bei ihm entdekt.

Daher werden Sie mirs auch, ohne daß ich ein Wort weiter beiſetze, von Herzen glauben, daß ich weder unſere großen Politiker, die ſo gerne im Trüben fiſchen, obgleich ein Moſer gewaltig zürnt, wenn man an keine Moral in der Politik glaubt, noch unſere Philoſophen, welche, ſtatt der Fürſten, ſich mit der Weltregierung großmüthig bemden wollen, ſo ſehr ſchäze und liebe, als einen Niemand.

Bis izt hat mir keine Dedikation etwas eingetragen. Um ferner reine Hände zu erhalten — wem konnte ich dieſe Reden beſſer zueignen, als meinem lieben Niemand, der Autoren durch Geſchenke ſo wenig beſchämt, als unſere Mäcene?

Leben Sie wohl, und bleiben Sie, lieber Niemand! ferner mein Gönner und Freund!

Vorrede.

Den Litteratoren iſt bekannt, daß die Gelehrten voriger Zeiten, unter denen wir ſelbſt einen Melanchthon erblicken, ſcherzhafte Lobreden auf mancherlei Gegenſtände aufſezten, die ſonſten eben nicht panegyriſiert zu werden pflegen. Wir führen, von mehreren, nur zwei Sammlungen derſelben an: Laus Aſini tertia parte auctior, cum aliis feſtivis opuſculis &c. Lugd. Bat. ex offic. Elzev. 1629. 12. und Admiranda rerum admirabilium Encomia, ſ. diſerta & amœna Pallas diſſerens ſeria ſub ludicra ſpecie — opuſculum tam lectu jucundum, quam auditu gratum, omni vitæ tempori & ſtudiorum generi in primis accommodatum. Noviomagi Batavorum. 1666. kl. 8. oder gr. 12.

Wäre ich weniger aufrichtig, oder wollte ich mir ein erborgtes Ansehen geben, so könnte ich nun sagen: wie diese Reden mir manche Stunde aufheiterten, wollte ich durch Uebersezung derselben auch meinen Mitbürgern fröliche Augenblicke verschaffen. Allein ich liebe die Wahrheit mehr, als die gewönlichen Vorredner, und bekenne daher offenherzig, daß ich von diesen Scherzreden nur darum einige übersezte, weil es mir an Zeugungskraft fehlte, etwas Eigenes hervorzubringen. Ja, ich schäme mich dieses Geständnisses nicht. Denn da ich in den Meßkatalogen bemerkte, daß seit einiger Zeit viele alten Bücher wieder aufgefrischt werden, so schloß ich daraus: erstlich, daß die meisten unsers Autorheers wohl die nämliche Unfruchtbarkeit und Geistesarmut fühlen, wie ich, folglich sie mir allein zu keiner Schande gereicht — und dann, daß unsere izigen Leser das Alte lieben, und in diesem Falle ists billig, sich nach dem Geschmake des großen Publikums zu richten. Daher ist die Insel Felsenburg von einem litterarischen Cook wieder aufgesucht, das Ländchen Felicia von einem neuen Peyrouse abermals entdekt, und manches, im Schutte der Vergessenheit begrabene, Produkt ausgegraben worden. Warum sollte nun nicht auch mir erlaubt sein, jenen alten Reden, wie bestäubten Gemälden, einen neuen Firnis zu geben, und sie als modisches Machwerk auszustellen?

Ich nenne die Originalien, die ich übersezte, damit niemand glaube, die Reden seien neu und

aus eigener Fabrike, wenn auf izige Zeiten oder Menschen hier und da angespielt zu werden scheint. Reis! Da diese Aufsätze schon seit hundert und mehreren Jahren verfaßt sind, so darf kein einziger meiner Zeitgenoßen sich durch dieselbe für beleidigt halten. Sollten je einige Züge auf neuere Völker, oder Personen, oder Thatsachen passen, so ist dieser Umstand nur durch die Divinationsgabe ihrer Verfasser zu erklären.

Sie führen den Titel, **Glimpfreden**, weil die Ehre von manchem Geschörfe und Volke darinnen wieder hergestellt wird, die bisher verachtet wurde; und daß das Wort diese Bedeutung hat, wissen wir aus unserm **Adelung**. **Schimpf** aber bezeichnete ehemals Scherz — und so haben wir mit jenen veralteten Produkten auch den veralteten Sinn zweier Worte wieder aufgefrischt, damit alles zusammen paße.

Freilich hätten wir von jeder der folgenden Reden auch den alten Verfasser angeben sollen. Da man sie aber nicht von allen kennt, und z. Er. nur von einem **Dan. Heinsius** weiß, daß er den Esel und die Laus — von einem **Franz. Scribanius**, daß er die Fliege lobte, so glaubte ich, auf dem Titel keinen Autor besonders nennen zu müssen.

Wie ich in unseren neuen Bücherkatalogen den Geschmak des einsichtsvollen teutschen Publikums in Ansehung des **Innhalts** der Schriften su-

dicre, die es liebt, so nahm ich auf denselben auch bei dem Aushängeschilde die gehörige Rükſicht.

Aus eben dem Meßverzeichniſſe kann man die ganze Götterlehre lernen. Alle Götter und Göttinnen treten izt in Teutſchland als Autoren auf, und, wie wir ein gelehrtes Teutſchland haben, werden wdd bald einen gelehrten Olymp erhalten, der dann in Zukunft zur Erlernung der Mythologie beſſer dienen wird, als die mythologiſchen Lehrbücher von Herrmann und Moriz.

Daher glaubte auch ich, einen Gott als Ueberſetzer der alten ſatyriſchen Reden auftreten laſſen zu dörfen — oder vielmehr zu müſſen — niemanden aber konnte ich ſie wohl beſſer andichten — Sie ſehen, lieben Leſer! daß ich mich nicht im Ernſte hinter den Schild einer Gottheit verberge, wie andere — als dem Momus, von dem bekannt iſt, daß er lobte, was andere tadelten, und tadelte, was alle Welt lobte, als welches der Charakter auch dieſer Reden ſeyn mag. Denn z. Ex. unſere geleſenſten Schriftſteller ſind, aus bekannten Urſachen, Feinde der franzöſiſchen Revolution und Grundſätze, und ehren nichts mehr, als unſere Fürſten, die monarchiſche Verfaſſung und die Konſtitution des teutſchen Reichs. Iſt alſo nicht wahrſcheinlich, daß Momus eine Rede einmal im Olympe gehalten haben konnte, in welcher er die Franzoſen, als die redlichſte, großmüthigſte, au-

ſpruchloſeſte, philoſophiſchſte Nation der Welt, wie billig, darſtellte?

Doch, unſere Kunſtrichter ſind zu gerecht, als daß ſie über Titel chikaniren ſollten. Es mag daher in dem Charakter des Momus ſeyn, daß er Reden dieſes Innhalts hielte, oder nicht — genug, der Geſchmak erforderte ein mythologiſches Schild, und darum iſts nun ausgehängt.

Zur allenfalſigen Entſchuldigung, wenn ſie nöthig iſt, dient, daß Momus nicht zum erſtenmale durch mich, als Autor, auftritt. Schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erſchien **Momi Meiſterſtück, Welcher alles tadelt, was Er in der Welt ſiehet. Zu finden bey Paulus Fürſten, Kunſthändlern in Nürnberg**, ohne Jahrzahl in Quecrduodez. — Ich hätte das freilich nicht entdecken ſollen. Denn nun bleibt mir nicht einmal das Verdienſt der Erfindung des Titels. Allein wie vieles bekennt man, wenn man aufrichtig iſt?

Daß man Aufſätze von dem nämlichen Geiſte eigentlich nicht hinter einander leſen, oder, wenn man ſie ununterbrochen lieſt, ſie ſich, als zu verſchiedenen Zeiten gehalten, denken muß, um keine Wiederholung zu fühlen, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Noch gebe ich den Beweiß, mit welcher Treue ich meine alten Redner darstellte, damit niemand den Uebersetzer des geringsten Rükbliks auf neuere Zeiten beschuldigen kann. Hätte ich mir z. B. Zusätze zu der Lobrede auf den Esel erlaubt, wie manches konnte ich einschalten! Daß ich aber nicht alles, was zu seinem weiteren Lobe gesagt werden kann, unterdrücke, würde mir Dan. Heinsius selbst erlauben — oder vielmehr zürnen, wenn ich zu dem Leben des von ihm gepriesenen, gutmüthigen, andächtigen und einsichtsvollen Thiers, nicht einen kleinen Nachtrag lieferte, den ich kürzlich gelegenheitlich entdekte.

Einen Panegyrikus auf dasselbe kann man an einer profanen Stätte desto eher gestatten, und die Schwachen dörfen also sich allenfalls desto weniger darüber ärgern, da der berühmte Pater Abraham von Sancta Clara, der Lieblingsprediger Wiens vor hundert Jahren, ihn von der Kanzel prieß.

„Heut' schenk ich euch ein paar Esel, das ist ja eine ehrliche Schenkung.“ — Spricht er zu den Wienern an einem Palmsonntage *) — Der

*) Reim dich oder ich liß dich, das ist, Allerley Materien, Discurs, Concept und Predigen — — denen Herren Predigern für ein Interim geschenckt ꝛc. ꝛc. Lucern 1687. 4. S. 14.

H. Regulus hat einſt aus einer beſeſſenen Perſohn einen Teuffel ausgetrieben, worüber dieſer höllische Gaſt alſo ergrimmet, daß er gleich hat wöllen in den Eſel des H. Reguli fahren, der Eſel aber hat alſobalden mit dem Fuß ein Creutz auff die Erden gemacht, und ſolcher geſtalten den Sathan vertrieben. Von dieſem **Eſels-Kopff ſollen wir lehrnen**, wie wir in der **Noth unſer Zuflucht zu Gott nemmen.** Vincent in Spec. Exemp. l. 10. Cantipratanus ſchreibt l. 2. daß in einer Statt in Niderland ſene ein Wucherer geſtorben, welcher auff kein Weiß hat können in geweihter Erden begraben werden. Iſt derentwegen beſchloſſen worden, den Cörper auff einen Eſel zu laden, und wo dieſer ihn würd hintragen, allda ſolle ſein Begräbniß ſeyn. Sihe! der Eſel lauft ſchnell eyffrig dem Galgen zu, und ſchittlet daſelbſten den verdampten Cörper vom Rüken herab. **Von dieſem Eſelskopf können wir lehrnen**, wie abſcheulich vor den Augen Gottes ſeye das Wuchern. Der H. Antonius Paduanus hat einen Eſel etlich Tag nit füttern laſſen, ſondern denſelben gantz außgehungert. Nach etlich verſtoſſenen Tagen tragt er dem Eſel ein Futter vor, und beynebens das allerheiligſte Sacrament des Altars. Worauff der Eſel ungeacht des groſſen Luſts zu dem Habern, alſobalden auff ſeine zwey fordern Füß nidergefallen, und dieſen verhüllten Gott alſo knyend verehrt, welches einem Ketzer ein ſattſame Doctrin ware ſeines Irthumbs.

Von **diesem Esels-Kopff können wir lehrnen**, wie das Allerheiligste Altar-Geheimnuß seye zu verehren. Heutiges Tags besticht der gebenedeyte JEsus seinen Aposteln, sie sollen die Eßlin sampt dem Füllen ablösen, und zu ihm führen. **Diese zwey Esel schenk' ich Euch Heut, und von diesen zwey Esels-Köpfen könnet ihr lehrnen.** Was? daß; Gleichwie nicht allein die grosse Eßlin ist los gemacht worden, sondern auch das junge kleine Eselin: Also sollen wir uns frey und ledig machen, nicht allein von grossen Sünden, sondern auch von kleinen läßigen Sünden, zumahlen diese kleine Funken seynd, auß welchen grosse Brunsten entstehen, und pflegt auch der gerechte Richter solche in jener Welt auf das schärpfste zu straffen im Fegfewer."

Wie Pater Abraham auf die zwey Eselsköpfe, die er da zuletzt seinen Wienern schenkte, eine sehr erbauliche Ermahnung gründet: so konnte ich von dem größern derselben, zum Ruhme des ganzen Geschlechts, anführen, daß die Geschichte behaupte; der nämliche Esel, der Christum trug, seie nach Europa gekommen, und zu Verona gestorben — vermuthlich, nachdem er seinen Stamm in Italien in jenen Gegenden zuvor fortgepflanzt hatte, wo izt die Transpadanischen und Cispadanischen Republiken aufwachßen.

„Wenigstens sieht man — sagt der Verfasser **der Denkwürdigkeiten von Wien** *) — in

*) S. 104.

unſerer lieben Frauenkirche zu V. ein Gerippe, welches man in feierlicher Proceſſion umtrug. Dieſes Gerippe, ſagt man, iſt das Gerippe des heiligen Eſels, der die Menſchen in der Folge unwürdig ſchäzte, von ihm getragen zu werden."

„Solchem auserwählten Thiere zu Ehren widmete die Kirche ein eigenes Feſt, das zu Verona auf das herrlichſte begangen ward." — —

„Auch zu Herrenals, eine Viertelmeile von Wien, war alljährlich ein Feſt, welches ganz Wien Gelegenheit gab, herbei zu laufen, und ſich einen geſellſchaftlichen Tag zu machen."

„Die Ordnung des Einzugs iſt in der Sacriſtei zu Herrenals ſo abgemahlt:

1) der Dorfſcherg mit ſeinem Stabe, den kommenden Eſeln Plaz zu machen.

2) Zwei Franciſcaner auf Eſeln.

3) Die drei Mohrenkönige.

4) Eine Menge Juden, Araber und Saracenen auf Eſeln und Pferden.

5) Pilatus und Herodes auf Eſeln.

6) Der Pfarrer zu Herrenals.

7) Maria auf einem Eſel.

8) Der Pflegvater Joſeph und Johannes der Täufer zu Fuße.

9) Die heilige Familie — die zwölf Jünger — Maria Magdalena — Marta Salome — Joseph von Arimathia — theils zu Fuße, theils auf Eſeln.

10) Die Brüderſchaft.“

Wie vielen Stoff gäben dieſe Feſte, manches zum Lobe des guten Thiers beizufügen — auch Joſeph den 2. gehörig zu tadeln, daß er dieſe herrlichen Aufzüge abſchafte! Wie viele andere Materialien konnte ich bei weiterem Nachforſchen noch finden! Allein, der erſten Regel eines Ueberſetzers treuer, als andere, wollte ich meine Originalien weder verſchönern noch bereichern.

Geſchr. den 2. März 1797.

Nachſchrift.

Als ich heute Aushängebogen erhalte, ſehe ich *), daß ich, von der Schrift des Randolph von Duysburgk in der Vorrede etwas zu erwähnen, verſprochen hatte. Es war nämlich, als ich jene Note ſchrieb, meine Abſicht, eine litterariſche Notiz von mehreren ſcherzhaften Aufſätzen zu geben, die in der Manier der Schimpf- und Glimpfreden verfaßt ſind. Allein da mir manches Buch noch fehlt, das ich damals zur Hand hatte, ſo will ich nur von zweien einen kleinen Bericht hier mittheilen.

Der Titel des erſten iſt:

Legation, oder Abſchickung der Eſell in Parnaſſum geſtellet und verfertiget durch Randolphen von Duysburgk Aoe. MDCXXXVIII. Hor. de Arte Poët. Ompœtulit punctum &c.

Der ſchießt den Vogel ab mit allem Ruhm und Ehren,
Wer unter Lieblichkeit vermiſchet gute Lehren.

Leipzig, gedr. bey Gregorio Ritzſchen, Im Jahr 1638. in 4. 9½ Bogen, ohne Seitenzalen.

Nur in zwei Büchern fand ich einige Nachricht von dem Verfaſſer und ſeiner Schrift, wiewohl ich nicht zweifle,

*) S. 45.

daß auch andere seiner erwähnen, die mir nicht zu Gesichte gekommen sind. Adelung sagt in seinen Zusätzen zu Jöcher: *)

„von Deseau (Rud.) ein sächsischer Gelehrter von Adel, lebte 1631. und schrieb unter dem Namen R. v. D. Legation der Esel in den Parnaß ꝛc. ꝛc.“

Placcius **) aber:

„Legatio Asinorum ad Parnassum. Autor est N. a Dieskau, Eques Misnicus, Dux Legionis unius in exercitu Saxon. qui ante hos XXX. annos obiit. Ex ipsius ore, quod acceperat olim, nuper mihi retulit Max. rever. hospes meus, Dn. Georg. Lehmannus. Symbola est Junckeriana.“

Aus diesen kurzen Notizen erhellt, daß weder Adelung noch Juncker das Buch vor sich gehabt zu haben scheinen, wie man aus Vergleichung der angegebenen Titel sieht. Als der von D. das Büchelchen schrieb, ist er wohl noch nicht Oberster gewesen. Denn in der Zuschrift an den Kurprinzen, Johann Georg, vom 10. Sept. 1638. charakterisiert er sich als einen armen Cavalier am Vermögen. Sonsten aber habe auch ich weder in der Zuschrift noch im Buche selbst Spuren von seinen weiteren Lebensumständen gefunden, außer daß er in jener schreibt: „im J. 1623. habe er sein häuslich Wesen in der Stadt geführet, welche die alten Wenden auff ihre Sprache eine Laterne genennet haben.“ Welche Stadt er meint, ist mir nicht bekannt.

*) B. 2. S. 118.
**) Placcii Theatrum Anonymorum Ar. 1425. pag. 348. edit. Fabric.

Daß der Verfaſſer ein Mann von Kenntniß war, erhellt unter anderm, aus ſeiner Schilderung der neun Säle der Muſen auf dem Berge Helikon, wohin er ſeinen Ehrengeſandten auch führt. „In dem erſten waren lauter hiſtoriſche Bücher von allerhand Sprachen, alt und new, beyden in Proſa und Verſen beſchrieben, und lag der Tacitus **ſehr herrlich eingebunden uff einem ganz güldenen Tiſche alleine**“ — Im ſechßten aber, das alle Poeten in ſich enthielt „waren drey kleine Altäre mit Lorbeer-Zweigen geſchmücket, uff dem einen lagen des Opitii opera, uff dem andern der **Bartas** *), und uff dem dritten das **erlöſete Jeruſalem** **) in Teutſch gebracht, da alle drey erſt neulich waren hinein geliefert worden.“

*) Vermuthlich die Semaine, ou la Création, von dem franz. Dichter, Salluſte H. von Bartas, ins teutſche überſezt von Dietr. von dem Werder, einem Mitgliede der fruchtbringenden Geſellſchaft. Daß er als Ueberſezer der Semaine gemeint iſt, erhellt aus den „Nahmen, Gemählde, Vorhaben und Wörter der fr. Geſ.“ nr. 31. wo er ſich ſelbſt als denſelben angiebt.

**) Der nämliche überſezte auch Taſſo's befreites Jeruſalem, von dem die 2te Ausg. 1651. in 4. erſchien. Wann die erſte gedrukt wurde, konnte ich nicht beſtimmt finden. Daß es aber kurz vor der Zeit geſchehen ſeyn muß, wo Dieskau ſeine Legation ſchrieb, erhellt aus angeführter Stelle, und daß Dietr. v. d. W. ſchon ums J. 1620. daran arbeitete, beweißt folgende Stelle in ſeinem Spruche von gedachtem Jahre:

— wenn von der Fauſt mir geht
Ein ſchönerß, ſchwererß Werk, (als Bartas)
vergnüglich wohl von ſtaten,

XX

Daß unſer Autor auch, für ſeine Zeiten, Witz zeigte, mag dieſe einzige Stelle beweiſen.

Bei der Verſammlung der Eſel war die zweite Motion, die gemacht wurde: woher man das Geld zur Legation nehme. „Der Grand Threſorierer oder Groß-Schatzmeiſter, der hierüber befraget wurde, ſagte kurz rund: Da were kein Geld, und ſey kein ander Mittel, als es müßte eine allgemeine Anlage gemacht werden, es hätten ja die Eſel weder Land noch Sand, vnnd nicht eines Fußbreit eigenes, ſo were auch in mancher Zeit keine Stewer erhoben worden, müße derhalben nicht, wo das Geld her kommen ſollte. Da wurde erſt ein Lermen unter den Eſeln, der ſchrye, der ſtampfte mit den Füſſen, manchem entfuhr gar was anders, in gemein ruften ſie, man würde ihnen die Haut noch gar vber die Ohren ziehen, vnd ſie vollends zu Bettlern machen, vnd fehlte wenig, ſo hätten ſie in der erſten Furp den Groß-Schaz-Meiſter, dem Herkommen nach *), zum Fenſter hinaus geworfen, wie ſie es denn nicht vndeutlich zu verſtehen gaben, alſo, daß der Cantzler gnug zu thun hatte, die Eſel zu begütigen, denn er wußte als ein gelehrter Herr, ſehr wohl, daß des Pöbels Vnſinnigkeit, wie das wilde Waſſer bald zu wachſen vnd bald zu verſchieſſen pfleget.“

Jeruſalem erlöſt in Deutſch hab' überbracht,
Und unſrer Sprach' hierdurch ein Kern — new lob gemacht.

*) Vermuthlich eine Anſpielung auf das, was J. 1618. in Prag geſchahe.

„Redete ihnen derhalben freundlich, vnd beweglich zu, ob denn das der modus ſey, Verſammlungen zu halten, ob man denn alle Beſcheidenheit aus den Augen geſetzt hätte? Man ſollte eher meynen es weren volle Bawren, als beſcheidene Eſel beyſamen, ſtünde es doch bey jhnen, ob ſie die Legation fort ſchiken wollten oder nicht, were jhr Zuſtand ſo erträglich vnd dermaſſen beſchaffen, daß ſie es nicht bedörfften, welches er wohl wünſchen möchte, ſo könnten ſie das Geld ſeinet halben wol erſparen: Wo aber nicht (wie denn die allgemeine Noth am Tage) ſo ſey es ja närriſch vnnd zuvor nicht erhöret, daß man in Anſehung des kahlen Geldes jhme eine newe Servitut ſollte auff den Hals wälzen laſſen, ob jhnen denn der Reym nicht bekannt were:

Der Pfennig wird wohl außgegeben,
Durch den wird erkauft Fried vnd Leben.

Froſchmäuß.

Er wolle jetzund nicht ſagen, daß gleichwol ein jedweder trewer Patriot ſchuldig, dem nothleidenden Weſen mit williger Darzade bey zu ſpringen vnnd das allgemeine Fewer mit allgemeinem Waſſer zu löſchen, welches auch die erbaren Heyden rühmlich in Acht genommen.“

„Mit der Armuth könnten ſie ſich nicht entſchuldigen, hätten ſie nicht viel, dörften ſie auch nicht viel geben, es weren ja ſo viel Eſel in der Welt, daß, wenn ein jeder nur ein wenig her ſchöſſe, man die Summa leichtlich auffbringen könne, jhme gelte es gleich, ſie möchten thun was ſie wollten, er habe ſeine meiſten

Jahre nun hingebracht, er wolle sehen, wie er die übrigen, so ihme die Götter noch zulegen würden, auch mit Ehren hinter sich werfen, vnd die Dienstbarkeit mit Gedult ertragen könne. Ob aber der Posteritæt damit gerathen sey, stelle er dahin, vnnd wenn er dieses gewärtig seyn sollte, was man jetzo dem Grand-Thesorierer angemuthet, so wolle er sein Ampt vnnd seine Charge hiemit niedergelegt haben, denn er nicht gewohnt, Lufft-sprünge zu thun, stellete sich auch, als wollte er gleich fort aus der Versammlung gehen. Weil aber die erste Cholera vorüber, schlugen die Herren Esel in sich, schämeten sich gewaltig, vnnd baten, er mögte da bleiben vnnd jhnen jhren gebrauchten Vnverstand und incivilitæt zu gute halten, sie wollten sich zum Ziele legen, verwilligten auch von freyen Stücken hernachmals mehr, als man jhnen sonsten wol hätte zugemuthet, alls daß auch der Kinder Paten-Geld zuletzt nicht verschonet wurde.

Bleibt dennoch das Sprüchwort wol war:

— Varium & mutabile semper
Vulgus.

Eigensinnig, wanckelmüthig, Thumm
Ist und bleibt des Pöbels proprium.“

„Hiemit endigte sich diese Session!“ —

Ein Jahr vor dieser Eselslegation erschien Francisci Albani T. D. Einfältiger Römisch Catholischer Münchs-

Esel. Ridentem dicere verum Quid vetat? Wittenberg MDCXXXVII. 4. ein sehr seltenes Buch: *) Der Verfasser war aus der Gegend von Worms gebürtig **), hatte sich ziemlich lange in Rom aufgehalten, kam hierauf nach Wien, und zuletzt nach Joachimsthal in Böhmen, von da er sich im J. 1635. nach Wittenberg begab, und die Religion änderte, aber schon im J. 1637. starb.

Den Inhalt verräth schon der Titel. Ich führe daher — auch um die Nachschrift nicht weitläuftig zu machen — nur eine naive Stelle aus der Zuschrift an die damalige verwittwete Kurfürstin, Hedwig, eine dänische Princeßin, an:

„Demnach aber, wie ich Ewer Churfürstl. Durchl. meine Päbstische Anatomiam ***) überantwortet, Ewer Churfürstl. Durchl. selbige nicht allein gnädigst angenommen, sondern auch mich ganz unverdient, zu ihrer Churfürstl. Tafel gewürdigt, vnd stattlich verehret, so

*) s. Witt. diar. biogr. a. 39. Widek. ausf. Verzeichn. von raren Büchern ꝛc. St. 1. S. 46. Salthen. S. 247. Bauer Suppl. 1. S. 35.

**) Auf dem Titel seiner Revocation- und Confessions-Predigt ꝛc. Wittenb. 1636. 4. nennt er sich Vangionem. Daraus macht Jöcher einen Ort, Wangen — „von Wangen in der Niederpfalz bürtig.“ starb auch nicht 1639. wie Jöcher sagt, sondern J. 1637. das Adelung schon rügt.

***) Wittenb. 1636.

dab zu öffentlicher Bekandtnuß solcher empfangenen hohen Wohlthaten, Ewer **Churfürstl. Durchl. Ich diesen Römisch Catholischen Münchs-Esel unterthänigst** præsentiren wollen; demüthigst bittend, gleichwie unser Heiland und Seligmacher, Jesus Christus **den Ochsen und das Eselein**, bey seiner Geburt **nicht verschmehet**, und derselben hat lassen Zeugen seyn; also auch Ewere Churfürstl. Durchl. **solchem (dem Mönchsesel) ein Plätzlein zu vergönnen**, gnädigst geruhen wollen, bey **dem Krippelein**, so Ewere Churfürstl. Durchl. in ihrem Herzen dem lieben Christkindlein erbawet und auffgericht ꝛc. ꝛc.“

den 14. März.

I.

Lobrede

auf die

Laus

in einem

Clubb von Sanscülottes

gehalten.

Verehrungswürdige Ohnehoſen!

Eine der ſchönſten Früchte, die wir von dem Studium des Horaz erndten, iſt die Philoſophie des Lebens, die er in ſo mancher, rund und ſtark ausgedrükten, Maxime uns lehrt — ein Vorzug dieſes Dichters, den er unter den Alten faſt ausſchließlich beſizt, und worinnen ihm unter den neuern keiner näher kömmt, als unſer treflicher Uz, der von dieſer Seite mehr Horaz für ganz Teutſchland iſt, als der Sänger an der Spree.

Unter andern ſeiner Grundſäze erinnern Sie, theuerſten Mitbürger und Brüder! ſich gewiß auch dieſer goldenen Worte:

Das erſte, wo nicht gar das Einzige,
Was glüklich machen und erhalten kann,
Iſt — Nichts bewundern! *)

*) Sechste Epiſtel des erſten Buchs, nach Wielands Ueberſezung.

Wie wohl befinden wir uns dabei, daß wir tausend Dinge nicht anstaunen, über die der Trop der Menschen nicht nur Maul und Nase — wie wir in unserer populären Sprache zu reden pflegen — sondern noch Augen und Ohren dazu aufsperrt! Ich will Sie izt nicht in die alte Geschichte zurüke führen, aus der Ihnen Ihre Belesenheit, hochgelahrte Ohnehosen! eine Menge von Beispielen von selbst darstellen wird. Laßen Sie uns nur bei den neuesten Auftritten stehen bleiben, deren Andenken noch am frischesten ist! Wie sehr bewundrte die übrige Welt *) den Muth, mit dem die koalisirten Mächte seit einigen Jahren Festungen eroberten und zurüke gaben — Sie denken hier ohne Zweifel an Longwy, Verdun, Landreci, le Quesnoi, Conde und Valenciennes — die taktische Geschiklichkeit, mit der die Preußen die Belagerungen von Bitsch und Landau aufhoben — die Schönheit des Rükzugs der Engländer und Holländer von Dünkirchen bis Nimegen, und der Oesterreicher von Dornik bis Düsseldorf — zwei Rükzüge, mit denen man keinen, weder eines Baniers noch Schulenburgs, vergleichen kann! — wie sehr die Eilfertigkeit, mit der das teutsche Reichsheer zur Rettung seiner Gränzen sich sammelte — wie sehr die Politik des Sardinischen Königs, nie für einen Bundsgenossen zu viel, und nie einem Feinde zu wehe zu thun — wie sehr die einmüthige Entschlossenheit der Italiäner, den einbrechenden Fluten der Franken unübersteigliche Dämme entgegen zu setzen — wie sehr endlich die Tapferkeit der Spanier, die nicht die Pyrenäen, nicht die Bidassoa, nicht Fe-

*) Bersandi Venatio hominum etc. cap. 1. p. 5. Est admiratio motûs ignorantis & simplicis.

Bänken, die ſie alle freiwillig verließen, ſondern bloß ihre Bruſt und den Ebro, oder vielleicht gar Madrid, dem Feinde entgegen ſetzen wollten!

Ueber alle dieſe Auftritte erſtaunte die unpolitiſche Welt, und konnte ſie, vor lauter Verwunderung, nicht faſſen. Wir aber, weiſe Sansculottes! von unſerm Horaz gelehrt, blieben kalt und ruhig bei denſelben, und ließen uns durch nichts unſere Gleichmuth rauben, noch zu irgend einer Ekſtaſe uns verführen.

Indeſſen ſind wir eben ſo aufrichtig, als weiſe! So lange wir Menſchen heißen, müſſen wir doch etwas von menſchlichen Leidenſchaften verrathen. Bewundern wir gleich nicht, was der große Haufe anſtaunt, ſo bewundern wir deſto mehr, was er ſtolz zu verachten ſcheint. Ein wahrer Ohnehoſe wird nie vom Strome dahin geriſſen. Auf die größten Thaten ſieht er mit Gleichgültigkeit herab. Dafür bewundern wir — weil wir doch etwas bewundern müſſen — diejenigen Dinge, die andere verachten.

Der Blik der Neugierigen begleitet den Adler in die Lüfte. Wir folgen dem Beiſpiele unſerer Sansculottiſchen Brüder im Seehoſpitale zu Chelſea, und folgen dem Gange einer Laus auf dem Tiſche weit begieriger, als ihr Nachbar Herſchel den Sternen, oder der politiſche Kannengießer dem ewigen Aus- und Einlaufen der Howeſchen Flotte in Torbay. Das iſt gerade die ächte Weisheit,

— — der Ding' Urſprung zu ergründen *)

*) Virgil, vom Landb. II. 490.

und ſich vom Scheine nicht blenden zu laſſen, vielmehr die geheimen Vorzüge derjenigen Sachen zu unterſuchen, die dem Pöbel nicht in die Augen ſpringen. Als Alexander vor der Tonne des Diogenes zu Korinth ſtund, gafften die Korinthiſchen Schönlinge *) nach dem Könige: aber gewiß haben die Sansculotten Korinths den ohnehoſigten Philoſophen mehr bewundert, weil er den gekrönten Mann ſo demüthigte.

Wenn fremde Thiere in eine Stadt kommen, ſo werden ſie von den reichen Müßiggängern angeſtaunt. Wir, die wir den wahren Werth der Dinge kennen, ſchätzen eine Laus höher, als den Vogel Strauß. — Ja, ſetzen wirs nicht an unſerm eigenen Beiſpiele, daß die Welt — dörfen wirs ſagen? von uns ſelbſt aufgeklärt — die Augen zu öffnen anfängt?

Sonſten wurde ein Mann, der in einem Sammtrokе, mit einer geſtikten reichen Weſte von Lyon und allem dazu gehörigen Prunke über die Straße gieng, aufs höflichſte von jedermann begrüßt. Izt begleiten ihn höhniſche Reden: „ſeht da den Ariſtokraten! ſeht den Egoiſten! ſeht den Aufkäufer!“ Wie freundlich hingegen nikt man uns Ohnehoſen zu, die wir die Macht in Händen haben, und die Gewölbe der Reichen plündern können, ſo bald wir wollen! Wie ſehr hat man izt gelernt, den innern Werth von dem äußern zu unterſcheiden, und ſich überzeugt, daß derjenige reich an reellen Vorzügen ſeyn muß, ders wagen darf, ſich der Welt ſo gar ohne Beinkleider zu zeigen, wie wir!

Laßts uns alſo ohne Scheu bekennen, muthvolle Sansculottes: daß unſere Urtheile diejenigen durchkreu-

*) Elegants?

gen, welche man bisher zu fällen pflegte — daß ein Kaufmann für uns keinen Werth hat, wenn er gleich hundert Familien nähret, und tausend H. . . . delt, weil seine Reichthümer ihn zur Herrschsucht verführen — daß wir die Antonine selbst Tyrannen nennen, weil sie keine Uebersammlungen gestatteten, um sich hinrichten zu lassen — daß wir diejenigen für die besten Feldherren halten, die vor einem Jahre noch keine Kompagnie anführten — daß uns die trefflichsten Staatsverwalter diejenigen zu seyn scheinen, die eine gute Lunge und am meisten Unverschämtheit haben, und daß wir also auch mit Rechte eine Laus dem Elephanten weit vorziehen.

Doch damit niemand sagen könne, wir urtheilen nur darum so, weil es uns beliebe, so wollen wir die Gründe unsers Urtheils anführen, und die Vorzüge unserer Laus so darstellen, daß jeder Zuhörer von denselben so innigst überzeugt wird, als Sie, vorurtheilsfreie Ohnehosen! an die meine Lobrede gerichtet ist, es schon lange sind.

Zuerst, wie alt, wie vornehm ist ihr Geschlechte? Zwar uns ist ein Edelmann schon dadurch lächerlich, daß er ein Edelmann ist: noch mehr; es zu seyn, oder gewesen zu seyn, ist ein Verbrechen, wiewohl man sagen könnte, es seye ungerecht, jemand für den Zufall der Geburt büßen zu lassen, an dem er, und oft auch der Mann, dessen Namen er führt, sehr unschuldig ist. — Allein laßt uns diesesmal, um des allenfalls schwachsinnigen Theils unserer Zuhörer willen, dem Vorurtheile nachgehen, und die Abstammung unserer Heldin rühmen, um zu zeigen, daß ihr so gar die zufälligen Scheinverdienste nicht fehlen.

Der Genealogiſt eines königlichen und fürſtlichen Hauſes entdekt, für gute Bezahlung, den Ahnherrn deſſelben im Herkules oder Priamus. Noch gröſſer iſt ſein Verdienſt, wenn er ihn gar in der Arche Noahs findet. Wie viel älter iſt das Geſchlechte der Läuſe! Ihr Stammbaum endigt ſich auf dem Haupte Adams, oder in ſeinem erſten Kleide, das ihm der Schöpfer ſelbſt von Schaafellen machte. Hat vollends Peyrerius recht, daß Adam nicht der erſte Menſch war, das leicht möglich iſt — wie viel höher ſteigt der Urſprung unſers geprieſenen Thierchens!

Und um wie viel ächter iſt die Stammtafel einer Laus, als die des erſten Hauſes in Europa! Könnte, oder wollte, oder dürfte man den wahren Fortpflanzer einer manchen adelichen Familie angeben, wie oft fände man den Kammerdiener, oder den Gärtner, oder gar den Stallknecht als den Vater des edeln Sprößlings! aber in die Fortpflanzung des Läuſegeſchlechts hat gewiß kein unedleres Thier gepfuſcht.

Endlich rechnet die älteſte Familie, könnte ſie auch ihren Sippſchaftsbaum bis zu Adam hinaufführen, nur etwa hundert und fünfzig Ahnherren. Denn in einem ganzen Jahrhunderte zählt der Menſch ungefähr drei. Allein da die Inſekten ſich ſo ſtark vermehren, daß manche, innerhalb vier und zwanzig Stunden, Kinder, Enkel und Urenkel ſehen, ſo kann unſere Heldin nicht nur zwei und dreiſſig, oder vier und ſechzig, das der höchſte Adel Europens ſeyn mag, ſondern Millionen von Ahnen zählen. Wo iſt alſo ein Ritterſtift, eine Domherrenpräbende in der Welt, auf die ſie nicht mehr, als

den gerechteſten Anſpruch machen könnte! Ja, aus eben dem Grunde ihrer auſſerordentlichen Fruchtbarkeit wird ſie in wenigen Monaten, oder gar Wochen, ſiftsfähig, d. i. kann ſie in ſo kurzer Zeit ſo viele Ahnen, als zu einer Kapitelſtelle nöthig ſind, aufweiſen, das die Menſchen kaum nach dem Verfluſſe von Jahrhunderten können. Welcher auſſerordentliche Vorzug, deſſen weder ein Bourbon noch Naſſau ſich zu rühmen vermag *):

So alt nun ihr Geſchlechte iſt, fürchten ſie doch nicht, wie der neuere hohe und niedere Adel, daß es zu zahlreich werden möge. Hat mancher unſerer Edelleute oder Grafen von der Reiſe nach Paris noch ſo viel Kraft und Saft übrig behalten, daß er mit Mühe und Noth Einen Stammerben noch kümmerlich zeugte, ſo iſt er vergnügt. Denn es iſt Maxime, die Familie dadurch immer reicher und mächtiger zu machen, daß die Güter und Lehen ſo wenig, als möglich, getheilt werden, wiewohl viele Häuſer dadurch in augenſcheinliche Gefahr gerathen, gänzlich zu erlöſchen. Nicht ſo die Laus: Ihre Fruchtbarkeit iſt unbegränzt und durch Politik nicht eingeſchränkt, und ſo zahlreich die Familie iſt, ſezt doch die Verſorgung derſelben den Stammvater nicht in die geringſte Verlegenheit. Er hat nicht nöthig, darauf zu ſinnen, wie er dem zweiten eine fette Pfründe, den übrigen Nachgebohrnen Officiersſtellen, ſollte es auch nur beim Kreiskontingente ſeyn, verſchaffen möge. Nein: bei unſerm Thiere beobachtet man die weiſe Maasregel der alten Griechen und Römer, oder haben wohl gar dieſe von ihm ſie entlehnt, daß ſie, wenn ihr Staat übervölkert

*) Let Bourbon, or let Naſſau heigher, gehn!

war, Kolonien ausschikten. Wie weit verbreitet sich die Herrschaft der Läuse durch diese politische Anstalt! wie sicher, wie feße wird sie dadurch gegründet! Sie fürchten nicht, daß ihre Kolonien ihnen abtrünnig werden, und sich ihren Feinden in die Arme werfen, wie die menschlichen schon öfters, und erst vor wenigen Jahren die, gegen England so dankbaren, Amerikaner, gethan haben. Nein! nie hat man gehört oder gelesen, daß eine Läusekolonie sich gegen das Mutterland empörte. Welcher Ruhm der Treue! — freilich ein zweideutiger Ruhm in unseren Tagen, in denen man, nach dem Urtheile der Aristokraten, sichs zur Ehre macht, die feßesten Bande zu trennen, wenn man nämlich recht viele Vortheile von der Treulosigkeit erndtet; — ja, in denen man sich nicht begnügt, nur allein treulos zu seyn, sondern auch andere dazu verführt, und sich noch oben drein den Schein des Patriotismus giebt!

Allein eben hierinnen glauben wir auch eine der Quellen von der Feindschaft der Menschen gegen die Läuse zu entdecken.

Sie fühlen selbst täglich, tugendhafte Ohnehosen: daß Sie keine bitterere Feinde haben, als die Lasterhaften. Ob es gleich der Mensch nicht gesteht, daß die Läuse mehr Treue halten, als wir, so müssen wirs doch innerlich bekennen, und eben daher suchen wir sie auf alle mögliche Art auszurotten, damit wir ein Volk aus dem Wege räumen, dessen Treue unsere Gewissenlosigkeit so sehr beschämt. Hierzu kömmt noch eine Ursache dieses sonst unerklärbaren Hasses.

So sehr sichs unser Stolz auch immer verbergen will, so wenig läugnets der Wahrheitsfreund, daß die Läuse Fleisch sind von unserm Fleische, und Blut von unserem Blute. Hat man aber nicht von je her bemerkt, daß kein Haß größer und wüthender ist, als zwischen Verwandten? Die Völker, die von einander abstammen, sind sich die erklärtesten Feinde. Wer hat den Teutschen mehr Schaden gethan, als die Franzosen, die doch ursprünglich Franken sind, und einst an unsern Flüssen wohnten? Haßt ein Christe den Muselmann so sehr, als ein Katholike den Reformirten, oder der Reformirte den Lutheraner, seinen protestantischen Glaubensbruder? Welche Feindschaften sind unversöhnlicher, als die in Familien, wenn etwan ein Theil durch die Erbschaft oder ein Testament besser bedacht wurde? Ists nicht eben so mit den Läusen? Ungeachtet wir ihnen das Daseyn geben, sinnen wir doch auf nichts so sehr, als auf ihre Ausrottung, wie die J*** auf die Zertrümmerung aller Königsthronen und Fürstenstüle.

Doch laßt uns gerecht seyn! nicht alle Völker sind solche Barbaren, nicht alle so grausam, als wir, die wir uns doch die policiertesten zu seyn dünken. Ja, gerade diejenigen Völker, die wir Barbaren nennen, sind die läusefreundlichsten.

Sie wissen, belesene Ohnehosen! daß in Indien unsere ächtesten Brüder wohnen, die Gymnosophisten. Ja diese scheinens, wenn wir es ohne Neid sagen dörfen, in der Weisheit fast noch weiter gebracht zu haben, als wir. Denn wir setzen die unserige nur in Entbehrung der Beinkleider, sie aber bedürfen gar keines Gewands. Welch'

erhabene Stufe, auf der diese Philosophen stehen! Ohne Zweifel sinds also sie, die dem Bankaner, einem Volke in dem heutigen Güzurate, die Vorzüge und treffliche Eigenschaften unserer Heldin so bekannt machten, daß es die größte Achtung vor ihr zeigt, und sie aufs gastfreundlichste aufnimmt. Hat eine verruchte Hand eines unserer Thiere gemordet, ha! wie beklagt der Bankaner sein Schiksal, daß er eine solche Frevelthat sehen und erleben mußte! wie fleht er den Bösewicht an, des edeln Geschöpfes zu schonen! wie erkauft er jeden Lebensaugenblik desselben mit Golde! Wer schäzte bisher jeden Europäer nicht höher, als jenes Hindostanische Volk? und zeigt ie ein Teutscher, ein Engländer, ein Franzose so vieles Gefühl?

Eben so — wie weit dünken wir uns über die Juden erhaben! Weil sie so viele sonderbare Gebräuche haben, die wir für Aberglauben halten, so stehen sie, nach dem Wahne der Welt, tief unten auf der Leiter der Aufklärung. Aber wie viele Ehre machts dafür ihrem Herzen, daß sie einen Theil der Feier ihres Sabbaths auch in das Mitleiden setzen, welches sie gegen arme, unschuldig verfolgte, Geschöpfe zeigen! Nie wird sichs ein wahrer Jude erlauben, an diesem heiligen Tage eine Laus zu tödten. Wie sehr schäzt, wer dieses weiß, ein so empfindsames Volk aufs neue! Zwar hat es wohl ehemals sein Schwerd um die Hüfte gegürtet, und, auf Befehl seines Gesezgebers, ein Bruder den Bruder, ein Freund den Freund, ein Verwandter den Verwandten gemordet, damit die übriggebliebenen sich bekehrten — zwar hat es unschuldig scheinende Völker ausgerottet, weil es Lust hatte, ihr Land zu bewohnen — zwar hat es selbst einen

seiner eigenen Stämme mit unerklärbarer Wuth vertilgt, weil in einer Stadt desselben böse Buben eine Hure geschändet hatten, die man ihnen Preiß gab. Die Ammoniter sägte es, vermuthlich kraft des Jüdischen Völkerrechts, in der Mitte von einander, als sie ihre Schuldigkeit gethan, und sich tapfer vertheidigt hatten. Allein weiß man nicht das neueste Beispiel eines Volks, das die größten Schandthaten verübt, indem es zu gleicher Zeit die Tugend auf die Tagesordnung setzt — das, der Freiheit zu Ehren, wie einst die Inquisition zur Ehre Gottes, Weiber und Kinder zu tausenden in Flüße stürzt, das, um die Republiken bei allen Nationen recht beliebt und wünschenswürdig zu machen, nakte Jünglinge und Mädchen zusammen bindet, und sie diese republikanischen Hochzeiten, wie der schröklich-witzige Leichtsinn sie nannte, in den Fluthen der Loire feiern läßt — und ist dieses nicht das nämliche Volk, dessen Masse, nach allen Berichten der Repräsentanten und Jakobiner, doch immer gut ist? Sollte man also die Juden, um jener vorübergehenden kleinen Anstöße von Grausamkeiten willen, tadeln? Gesezt, sie verdienten auch, machen sie durch das mitleidsvolle Schonen der Läuse am Sabbat nicht alles wieder gut? Nein! mordeten sie gleich Menschen zu tausenden ohne Schuld, und Grund, so kann doch Grausamkeit kein Zug ihres Charakters seyn, wie man an der bitteren Reue sieht, die sie zeigten, nachdem vom Stamme Benjamin nur noch sechshundert Mann übrig waren! Ist die Folgerung nicht richtig: wer so gar Läuse zu gewissen Zeiten umzubringen sich ein Gewissen macht, wie leid muß es diesem seyn, jemals einen Tropfen Menschenbluts vergossen zu haben!

O ihr harmlosen Bankaner! O ihr gefühlvolle Juden! wie ruhmwürdig ist dieses Mitleiden gegen unschuldige Thierchen! Doch erlaubt, daß noch ein Volk diesen Ruhm mit Euch in einem Punkte theilt — ein Volk, das sonsten durch Sklavensinn so tief herabgewürdigt ist, daß es die Knute seiner Tyrannin küßt — wie Sie, demokratische Ohnehosen! durch Ihren entscheidenden Machtspruch, alle Herrscher der Welt mit so vielem Rechte nennen — das seinen Bojaren den Staub von den Schuhen leckt, und sich zur Schlachtbank führen läßt, wie Schafe oder Franzosen. Nun wissen Sie, daß ich die Russen bezeichne.

Kaum kann mans glauben, ob es gleich alle Reisebeschreiber, diese großen Gewährsmänner der Wahrheit, bestätigen, wie viele Achtung und Zärtlichkeit die Russen für unser gepriesenes Thierchen haben! Die vornehmsten Leute — um mich in der Sklavensprache anderer Nationen auszudrücken — schämen sich nicht, Läuse in die glänzendsten Gesellschaften mitzunehmen, und ihnen zu gestatten, daß sie mit voller Freiheit auf Stirne und Wangen herumspazieren. Ha! wie tief muß das Gefühl für die großen Vorzüge derselben jedem menschlichen Herzen eingegraben seyn, daß es selbst in Sklaven, so gar in Russen, nicht erstickte! Läßt dieser einzige, unauslöschlich eingeprägte Zug der Menschlichkeit nicht hoffen, daß auch sie einst zu der Höhe sich heranschwingen werden, auf der Sie, erhabene Ohnehosen! izt schon vor den Augen Europa's stehen, das seine erstaunten Blicke, wie in allen Sitzungen des Nationalkonvents bemerkt wird, auf sie allein richtet?

Aber, so iſt es, leider! Keine Tugend iſt ganz rein — kein Gold ohne Schlacken. In der Nachbarſchaft der heilſamen Pflanze entdekt man ein giftiges Kraut. Der heilige Boden, auf dem unſere beiſpielloſe Freiheit keimte, nährt auch noch niederträchtige Seelen, die in den Monarchien und im Chriſtenthume etwas Gutes finden. Der zärtliche Ruſſe bebt nicht zurücke, seinen treuen vielfüßigen Geſellſchafter, wie einſt Polyphem die Gefährten des Ulyſſes, mit wilder Hand zu ergreifen, und ihn, troz alles Gaſtrechts — ich ſchauere, und Sie mit mir — lebendig zu verzehren — und, was noch das ſchröklichſte iſt — vor den Augen der Geſellſchaft. Andere Bubenſtüke werden in der Finſterniß begangen — dieſes aber öffentlich — und die Sonne, die doch bei dem Brüdermorde vor Theben erblaßte, verbirgt ihr Antlig nicht vor dieſen Greueln?

Wie viele Widerſprüche finden ſich nicht in der Geſchichte der Menſchheit! Die Juden morden die Benjaminiten, ihre Brüder, und ſchonen das Leben der Läuſe am Sabbat! In keiner Geſchichte der Barbaren lieſt man von Nantiſchen Noyaden *), die allein das aufgeklärteſte Volk Europens ſich erlaubte, und von denen das freieſte Volk Europens ein ganzes Jahr nicht zu reden wagt, bis es endlich die veränderten Umſtände erlauben, jene Mordſcenen ſchröklich zu finden. Eben dieſe Franzoſen richten ihren gutmüthigen König hin, der ihr Glüke wollte, und unterwerfen ſich dem eiſernen Scepter

*) Wir haben kein Wort, das die Sache hinreichend ausdrükte. Dieſe That mag alſo ihren Originalnamen behalten, wie ſie ſelbſt der Nation eigen bleibt.

eines Advokaten — eines Robespierre, der, jener Waſſerſchlange gleich, die Pariſer als Fröſche verſchlang. Sie gründen eine Republik, die nur dann beſtehen kann, wenn alle Glieder des Staats wahr aufgeklärt ſind, und zernichten zu gleicher Zeit alles, was Aufklärung befördert, haben keine Religion und keine Schulen, verfolgen die Talente, und zerſtören die ehrwürdigſten Denkmale der Kunſt und Geſchichte — und die Ruſſen nehmen unſere Laus in ihre glänzende Cirkel auf, zu denen einem Menſchen, wenn ſein Vater nur ein ehrlicher Bürger war, der Zutritt verſagt iſt, hätte er gleich die reellſten Verdienſte: aber ſie nehmen ſie nur auf, um ſie blutdürſtig zu fangen, und mit den Zähnen zu zerbeißen! So verſprachen ſie auch den Polen eine ruhige Verfaſſung, um dieſes Reich alsdann zu zertrümmern! O der grauſamen Zärtlichkeit! o der todbringenden Hochachtung! o der Lykaoniſchen Gaſtfreundſchaft!

Mein ganzes Herze wird erſchüttert, wenn ich ſehe, wie man unſern treuſten Freunden, unſern Hausgenoſſen ſo treulos mitſpielt. Denn ſind ſie es nicht, dieſe unſere unzertrennlichen Begleiter? Sinds nicht wir ſelbſt, die wir ſie immer beherbergen? Leihen wir ihnen nicht den beſten Theil von uns, ſo gar unſer Haupt — wiewohl es freilich nicht von allen der beſte Theil iſt — um ihre Wohnung bei uns zu nehmen? Da wandeln ſie umher, wie Nebukadnezar auf dem Dache ſeines Palaſts, um die Schönheiten der zu ihren Füſſen liegenden Welt zu betrachten. Da hauſen ſie in der erhabenſten Atmosphäre des Menſchen, wie einſt die Baronen auf den Schlöſſern, die ſie auf Felſen und auf Anhöhen erbaueten: aber nicht in ſo ſchlimmen Abſichten, wie jene alten Edelleute,

die

die auf den Zinnen ihrer Burgen auf Kaufmannsgüter und den vorüberziehenden friedlichen Wanderer lauerten. Da leben sie, als ächte Bergmänner, die, gleich Ihnen, von dem Gipfel der Tugend in den Morast der Laster und des Egoismus hinabblicken, in den reinsten Lüften, und fast sollte man glauben von den reinsten Lüften, erinnerten sie uns nicht zuweilen durch ein gewisses Jücken an ihre Erhaltung durch reellere Nahrung.

Der Pöbel gafft die Seiltänzer an. Wie weit geschikter tanzt die Laus, ohne Stange, ohne Blei, auf einem Seile, das zehentausendmal feiner ist, als jene von Hanfe! wie gaukelt, wie schaukelt sie da so fruchtlos herum, ohne je eine andere Lehrmeisterin, als die Natur selbst, gehabt zu haben!

So wenig man nun zwar Beweise von andern Künsten und Einsichten von ihr hat — denn Bescheidenheit, die ihre Vorzüge verbirgt, ist eine ihrer Haupttugenden — so ist doch schon aus dem Sitze, den sie sich wälte, vieles auf ihre Kenntnisse zu schliessen. Warum las sie sich gerade das Haupt des Menschen hauptsächlich zur Wohnung aus? Gewiß nur darum, um in der Nachbarschaft unsers Gehirns zu leben, und die feinsten Ausdünstungen des menschlichen Verstandes und Witzes in sich zu saugen. Diese ihre Kost ist reiner, als das Ambrosia der Götter, und unser Kopf ihr Parnaß. Auf demselben entspringt sie, wie Minerva aus Jupiters Haupte. Auf demselben haußt und nährt sie sich, ihrer Geburtsstätte getreu.

Man weiß, daß ein warmes Klima den Wissenschaften günstiger ist, als das Lappländische. Sollte es also nicht

ein Beweis von der Liebe unserer Heldin zu den Wissenschaften seyn, daß sie nur warme Wohnplätze liebt? Durch Kälte schrumpft das Genie gleichsam ein: die Hitze von Angola versengts: am besten entwickelt es sich in dem gemäßigten Klima, das die Laus allen andern vorzieht. Daher ist aus der Geburtsstätte, die sie mit der Göttin der Gelehrsamkeit gemein hat, aus dem Wohnplatze, den sie sucht, aus der temperirten Wärme, die ihr so sehr behagt, aus der Nahrung, die sie von den edelsten Ausdünstungen unsers Gehirns in sich zieht, sicher zu schließen, daß sie eine größere Freundin und Kennerin der gründlichsten Wissenschaften ist, als wir bisher wußten — eine Wahrheit, die zuerst entdekt zu haben, ich mir ohne Ruhmsucht schmeichle!

Doch wie eitel ist der Ruhm der Gelehrsamkeit! wie gefährlich so gar in unsern demokratischen Zeiten: Gewiß macht auch unsere Heldin selbst nicht den geringsten Anspruch auf litterarische Verdienste, zufrieden, wenn man ihr das gröste, das entschiedenste aller Verdienste gestatter, eine **Freundin des Volks** zu seyn, und zwar vorzüglich desjenigen Theils des Volks, der von den ruchlosen Aristokraten am meisten gehaßt wird, der so genannten niedrigsten, eigentlich aber der höchsten und wichtigsten, Klasse des Volks!

Hier kann ich mich nun, ohne den geringsten Widerspruch zu fürchten, weit über das Feld ihres Lobs ausbreiten. Man mag von der Verachtung des Reichthums und der Hoheit, die der Philosophe zuweilen vorgiebt, sagen, was man will: ein Seneka heuchelt sie nur, aber die Läuse üben sie aus. Sie meiden die stolze Schwel-

len mächtiger Mitbürger *): ſie verachten den Purpur, und fliehen aus den Palästen, in denen nur Tyrannen und Zwingherren wohnen. Ihr liebſter Aufenthalt iſt die Hütte des Bettlers; das Haupt eines Ohnehoſen ihre wünſchenswürdigſte Wohnung. Wo nur ein Schein von ariſtokratiſchem Reichthume iſt, entfernen ſie ſich, um demokratiſchen Schmuz aufzuſuchen, vor dem ihnen ſo wenig ekelt, daß ſie eben durch die Liebe zu demſelben ſich als die gröſten Volksfreunde bewähren. Durchwandern wir einmal die Straßen von Paris! Wo finden wir zahlreichere Clubbs von ihnen, in dem ehemaligen Louvre, oder in der St. Antonius Vorſtadt? in den Tuilerien oder bei St. Marcel? Dies iſt die Krone der Verdienſte unſerer Heldin. Ihr Wahlſpruch iſt auch der Ihrige, tapfere Ohnehoſen!

Friede den Hütten und Krieg den Schlöſſern!

Zwar ſagen Ihre Feinde: Sie ſchenken den Hütten nur darum Friede, bekriegen die Schlöſſer nur darum, weil in dieſen mehr zu plündern ſeie, als in jenen — eine Verläumdung, die ſich von ſelbſt widerlegt! Denn kündigen Sie den Schlöſſern den Krieg um der darinnen enthaltenen Schätze, oder um der darinnen wohnenden Tyrannen willen an? Wer kanns läugnen, daß ſie nur die Perſonen ſuchen, und nicht, weder ihr Gold noch Silber? Denn folgt gleich dieſes Ihnen nach, ſo geſchiehts nur freiwillig, wie die Heiligen aus den Niederlanden und allen Departementen der Republik, kraft des

*) Superba vitat
Civium potentiorum limina.
Horat. Epod. II.

sie begleitenden Adressen, eine unwiderstehliche Sehnsucht fülten, sich dem Nationalkonvente darzustellen: unterwegens aber sich gefallen ließen, hier und da bei den sie begleitenden Patrioten zu bleiben, um ihren Patriotismus zu belohnen. Wer kann also Ihnen ein Verbrechen daraus machen, wenn die Vorsehung ihre Freiheitsliebe auf eine so wunderbare Art segnet, und Ihnen, großmüthige Ohnehosen! die Kostbarkeiten, die in Ihrem Wege liegen, gleichsam wider Ihren Willen aufdrängt? Immer ist dieses das Schikal der Tugend. Je reiner sie ist, desto mehr blendet ihr Glanz den Neid — desto mehr sucht das Laster, sie zu beschmuzen. Wundern wir uns, daß Sie, tadellose Ohnehosen! den Pfeilen der Verläumdungssucht sich ausgesezt sehen, da die Läuse selbst es sind? Giebts nicht Läuseseinde, die unser so ganz demokratisches Thier mit dem verabscheuungswürdigen Namen eines heimlichen Aristokraten brandmarken? „Schont es nicht — sprechen diese Böswichte — das Haupt des Reichen? findet mans unter der Krone eines Königs, oder unter der Hornmüze des Venedigischen Doge's?“ — Aber wie leicht ist der Triumph über diese gewissenlose Beschuldigungen! — Eben daher, weil die Reichen und Vornehmen unsere Heldin als ihre gefährlichste und unversöhnlichste Feindin kennen, weil sie wissen, daß sie von unserer Demokratie alles zu fürchten haben, suchen sie sich vor ihr auf alle mögliche Art zu verwahren, und bieten allen ihren Trabanten auf, sie gegen die Angriffe unserer Heldin zu schüzen. Sie aber verachtet die gepanzerten Schaaren, dringt unaufhaltsam durch die zahlreichen Wachen, und besiegt, wenn sie will, den gekrönten Tyrannen in der Mitte seiner Trabanten.

Die ganze Geſchichte lehrts, wie theuer man die Verachtung ſeines Feindes bezahlt. Die Oeſterreicher und Preußen verachteten die fränkiſchen Sansculottes, und büßten dafür. Sind nicht eben ſo mehrere Fürſten und Gewaltige von der kleinen Laus bezwungen worden, die ſie nicht achteten! Sylla ſchlug einen Marius und Mithridates, den Heren von zwei und zwanzig Nationen, aber ihn beſiegten die Läuſe. Vor ihm zitterte Rom, und er vor einer Laus! Ein Wink von ihm richtete Demokraten zu tauſenden hin. Wer wagte es, ihn anzutaſten? Wer hatte den Muth, den Tod der Römiſchen Sansculottes zu rächen? Alles beugt ſich unter das Joch des Tyrannen, nur unſere Läuſe nicht. Sie — ſie ſinds, die den frevelnden Ariſtokraten angreifen, die das Rachegeſchrei des, in Strömen vergoſſenen, Volksbluts hören, und denjenigen, der Hunderttauſende ſeiner Feinde bezwungen hatte, ihrer gerechten Wuth aufopfern. Welche That! — ſo würdig, als irgend eine, in die Säulen des Pariſer Pantheons, neben den Thaten eines Marats, eingegraben zu werden!

Wie viele Könige und Fürſten könnte ich noch nennen, die nicht den zahlreichen Schaaren ihrer Feinde, aber unſerer Heldin unterlagen! Ihr Gedächtniß ſelbſt, gelehrte Ohnehoſen! erinnert Sie aus dem Schatze Ihrer hiſtoriſchen Kenntniſſe an einen Herodes, den ſogenannten Großen, den die Läuſe ſo klein machten, an einen Antiochus, einen Kaiſer Maximinianus, einen Arnulph, einen Honorius und an ſo viele andere Fürſten, an denen die Läuſe ihre ganze Thatkraft zeigten, gegen die ſie ſich als Tyrannenfeinde darſtellten, und für die gute Sache des Volks mit aller, ihnen eigenen, Unerſchrockenheit

kämpften. So wie unsere sanculottischen Waffenbrüder sich ihrer Bajonete gegen die Sklavenhorden bedienen, so unsere Heldin ihres unwiderstehlichen Rüssels. Aber jene Waffen sind nur den Lenden gefährlich, diese dem edelsten Theile, dem Haupte selbst. Sie haben's in Ihrem Cäsar gelesen, daß die Römer in der Schlacht gegen den Ariovistus über die gedrängten Schaaren der Deutschen hineinstiegen, und die Feinde gleichsam aus der Luft herab verwundeten: eben so erstürmt unsere Heldin das Haupt der Aristokraten, und mordet sie durch die Stiche, die sie von oben herab ihnen beibringt.

Und alle diese, und wohl noch größere Thaten, welche die Menschen aus Neide verschwiegen, haben sie verrichtet, ohne sich ihrer nur im geringsten zu rühmen. Sie haben keine Barden, ihr Lob auszuposaunen, keine Barrere's, dem besiegten Gegner noch Hohn zu sprechen. Wenn ein neueres Volk einen Vorposten verjagte, der sich nach einiger Zeit von selbst zurükgezogen hätte, wenn es einen Ausfall zurüke schlug, wenn es Festungen eroberte, die man ihm wieder gab: welch' ein Jubel erhob sich da! welche ehrenvolle Meldungen wurden dekretirt! wie der Bericht an alle Heere gesandt! wie prieß man die Tapferkeit der Nation als unwiderstehlich! Wie demüthig sind dagegen unsere unüberwindliche Thiere! hat sich je eines derselben auf die Tribune gestellt, um sich selbst über alle andere Thiergeschlechte zu erheben? Haben sie sich Feste dekretirt? Nein! zufrieden, ihre Thaten vollendet, und ihre Siege erkämpft zu haben, hüllen sie sich dann in das Bewußtseyn ihrer Größe ein, ohne nur Einen Stoß weder in die hintere noch vordere Posaune der Fama zu thun.

So iſts alſo durch Thatſachen erwieſen, daß die Läuſe die Freunde und Rächer des Volks ſind. Tauſend Menſchen ſetzen ihren Patriotismus in hochtrabende Worte und in gewiſſe angenommene Redensarten, für den ächten Demokratismus der Läuſe aber ſprechen — die Handlungen ſelbſt, als die unbezweifeltſten Zeugniſſe.

Menſchen haben zuweilen die Schwachheit, gegen ariſtokratiſche Wohlthäter noch dankbar zu ſeyn. Allein unſere Laus zeigt die wahre **Volksdankbarkeit**. Sie verwundete und tödtete ſo gar die Könige und Ariſtokraten, die ſie auf ihre Häupter aufnahmen. Wie mancher Diener der Fürſten vergißt, daß ihn dieſe ſo viele Jahre ernährten, und hält es für höhere Pflicht, an dem Sturze der Fürſtenſtüle zu arbeiten, als dankbar für die liebreiche Aufnahme und die reichliche Verſorgung der Seinigen zu ſeyn. Ungeachtet alſo ein Herodes, ein Antonius, die einmal populär ſeyn wollten, den Läuſen einen Wohnſiz bei ſich geſtatteten, ihnen erlaubten, auf ihren königlichen Häuptern Junge zu hecken, und ſich ins Unendliche zu vermehren; glaubten die Läuſe doch, wie jene teutſchen Fürſtendiener, als ächte Demokraten: es ſeye ihre Schuldigkeit, ihren Wohlthätern, ja gewiſſermaßen ihren Schöpfern, nicht nur allen Schaden zuzufügen, ſondern ſo gar das Leben zu rauben. Denn ſie lieben Gerechtigkeit. Daher jener griechiſche Dichter, ein großer Läuſefreund, mithin, wie auch aus dem Epigramme ſelbſt erhellt, ein ächter Demokrate, ſie zu Kindern der Göttin der Gerechtigkeit, der griechiſchen Themis, mit allem Rechte erhebt — oder vielmehr, der Themis die Ehre erweißt, ihr die Läuſe zu Kindern zu geben. „Ich, — läßt ſie der ungenannte Dichter

ſelbſt aufrufen, wiewohl er dadurch ihre Beſcheidenheit faſt beleidigt:

Ja, ich bändige Menſchen, ich bändige ſelbſt die Tyrannen:
Ich, der Nemeſis Kind, der Benedeiten, — die Laus!

Aus dieſem Umſtande, daß ſie eine Tochter dieſer Göttin iſt, erklärt ſichs nun ganz, warum ſie ſo ſehr Feindin alles Haders, ſo ſehr Freundin des Rechts, Schützerin und Verehrerin des Eigenthums iſt, daß ſie nicht den entfernteſten Neid des Reichthums, der größeren Beſitzungen, der reichlichern Nahrung verräth.

Schon manchmal haben Philoſophen die Gemeinſchaft der Güter vorgeſchlagen — aber vergeblich! der Menſch kann kaum eine Erdſcholle mit dem Nachbar theilen, ohne zu rechten. Was Menſchen nur projektierten, zum Glücke des geſellſchaftlichen Lebens, oder, wie gewiſſe Leute ſagen, nur träumten, hat die praktiſch-philoſophiſche Laus ſeit Jahrtauſenden ausgeführt. Ruhig und friedlich bewohnt ſie das Haupt, das ſie ſich zur Wohnung wählte, mit ihren Brüdern und Schweſtern gemeinſchaftlich: da ſcheidet, wie im goldenen Zeitalter, kein Gränzſtein Provinzen und Diſtrikte. Alles iſt Gemeingut, über deſſen Nutznieſſung nie Proceſſe entſtehen. Wo zeigt ſich bei dieſen Kolonien von Weiſen nur die entfernteſte Spur von Eigennutz und Habſucht? Geſetzt, man wieſe einem Dutzend Menſchen eine Quadratmeile Landes an. Mit welch' ſcheelen Augen würden ſie's anſehen — wie ſo wenig es zugeben, wenn noch einige andere Theil daran nehmen wollten! Wie liebreich hin-

gegen bewillkommen die Läuſe neue Anbauer! wie zeugen ſie ſelbſt immer mehrere Glieder der verzehrenden Klaſſe! wie ſcheinen ſie nicht eher vergnügt zu ſeyn, bis ſich ihre Kolonie ins unendliche vermehrt hat, ſtatt daß ſie, wie Menſchen, fürchten ſollten, der Zuwachs derſelben möchte ihre Portionen ſchmälern! Lobenswürdige Genügſamkeit! Nachahmenswürdige Einſchränkung der Begehrlichkeit! Wahre Gleichheit der Rechte, die man weder in Platons noch in der franzöſiſchen Republik findet! Selbſt die menſchlichen Sansculottes liegen ſich immer in den Haaren, wenn etwan dem einen ein gröſſerer Antheil an der Erbſchaft von den Ariſtokraten zufällt. Sie ſind einig, bis es ans Theilen kömmt. Wie eine weit ächtere Sansculottes iſt unſere Laus! Denn nie hat man gehört oder geleſen, daß zwei auch nur den kleinſten Streit nur über den zehntauſendſten Theil eines Haars mit einander erregten. So lieſt man in der Kirchengeſchichte mit innigem Vergnügen, daß die erſten Chriſten in den ſchönen Zeiten des Urſprungs der Religion ihre Güter aufs brüderlichſte theilten, und ohne Zank und Zwiſt alles in Gemeinſchaft beſaßen.

Was ſoll ich von ihrer Standhaftigkeit und Unerſchütterlichkeit in der Freundſchaft rühmen! ſie bewährt ſich — ſagt man — durch die Feuerprobe des Unglüks. Bei den Menſchen iſt der Fall unſerer Freunde gewöhnlich das Signal zur Flucht. Den Miniſter, der ſeiner Stelle entſezt wird, begleitet kaum ſein Kammerdiener in den Ort der Verbannung. In einem ſolchen kritiſchen Zeitpunkte ſpricht ſo gar ein Petrus von ſeinem bisherigen treuen Lehrer: „ich kenne des Menſchen nicht, weiß auch nicht, von wem du ſageſt.“ Bei der Laus aber

entdekt man ein weit edleres Betragen, als selbst beim ersten der Apostel. So lange der Mann auf seiner Höhe stund, und Menschen zu tausenden ihn umlagerten, um Gnaden zu erbetteln, hielt sie sich von dem Glüklichscheinenden entfernt, um nicht in den Verdacht schändlicher Schmeicheley zu gerathen. Aber kaum liegt er zu Boden, kaum tritt er ins Gefängniß, da erscheint sie dann als seine Gesellschafterin, da bereitet sie ihm manchen Zeitvertreib, und beeifert sich recht, durch immer zahlreichere Kolonien seine Langeweile zu verkürzen, unbekümmert, was die Feinde des Manns dazu sagen, unbekümmert, als einer seiner Anhänger zu erscheinen, und in sein Unglük verwikelt zu werden.

Von diesen Beweißen der treuen Freundschaft ist abermals die ganze Geschichte voll. Allein auch hier will ich nur die neuesten Thatsachen berühren, weil sie immer dem Gedächtnisse am gegenwärtigsten sind, und am meisten rühren. Sie erinnern Sich, theuerste Zuhörer! der mancherlei Parteien, die seit einigen Jahren in Frankreich wechselten. Bald herrschte ein Lameth, bald ein Mirabeau, dann wieder Girondisten, dann Herbertisten, Dandonisten, Robespierrianer — und wer kann die Parteien alle nennen, die sich aus lauter Liebe zum Glücke des Staats wechselsweise stürzten? Sie erinnern Sich ihrer um so eher, weil Sie, thatenreiche Ohnehosen! so kräftigen Antheil an allen diesen Auftritten hatten. Denn wäre ein sechster Oktober, ein zweiter September, der ein und dreißigste Mai ohne die Kaminfeger aus Savoien, die teutschen Schneiders- und Hutmachersgesellen, die Pflästerer aus der Normandie, die Kohlenbrenner aus Auvergne, die gascogneschen Bader

und Barbierer, besonders aber ohne die Fischweiber und die Taglöhner aus den Vorstädten von Paris, lauter Klassen der staatsklugsten und aufgeklärtesten Menschen, irgend möglich gewesen? Fiel nun durch eine dieser Revolutionen ein Mann, der in der freiesten aller Republiken als ein Tyrann geherrscht hatte, wie plötzlich verließen ihn alle Freunde: wie erklärten sie sich so gar als seine Feinde! Da flogen Adressen in die Wette, deren jede versicherte, den Ehrgeizigen nie gekannt zu haben! Da konnte die Geschichte nicht Namen genug darbieten, mit denen man den Gefallenen stempelte, und wer kurz zuvor Cato oder Timoleon, Brutus oder Aristides hieß, wurde izt zu einem Nero und Caligula umgeprägt: ja der Name eines Catilina war nicht beschimpfend genug, um die Tyrannei des Hingerichteten zu bezeichnen. So handelten Menschen — so bisherige Freunde und Anhänger — aber nicht so die Läuse: Sie begleiteten den Unglücklichen in den Kerker, theilten sein Schikksal, und trozten sogar seinen siegenden Feinden dadurch, daß sie sich immer zahlreicher um ihn versammelten; ja verließen ihn selbst im Tode nicht. O wie viele tausend dieser treuen, dieser standhaften Freunde mögen schon mit den Häuptern der Gestürzten unter dem Messer der Gerechtigkeit gefallen seyn! Wer kann sie zählen — diese Opfer der Freundschaft! Aber wer fühlt sich auch nicht erweckt, ihre unerschütterliche Treue zu bewundern und zu preißen!

Tugend — wie selbst Catilina — Robespierre bekannte — ist die Haupteigenschaft eines Republikaners — ein Republikaner aber die erste Menschenklasse der Welt: Da nun niemand läugnen wird, daß Treue in

der Freundſchaft eine Gattung von Tugend iſt, welche, wie wir erwieſen haben, die ſchreiendſten Republikaner oft nicht beſitzen: zu welchem Grade muß ſich unſere Hochachtung für dasjenige Thier erheben, das die Menſchen von dieſer Seite ſo ſehr beſchämt! Noch höher ſteigt ſie, wenn wir das Betragen der Läufe noch von einer andern Seite mit dem menſchlichen vergleichen.

Der Menſch urtheilt und handelt nur gar zu oft nach dem Anſehen der Perſon. Man bekümmert ſich heut' zu Tage ſelten darum, daß der Unglückliche ein Menſch iſt; und jener große Grundſaz: „auch ich bin ein Menſch, und was Menſchen begegnet, intereſſirt auch mich!“ iſt faſt gänzlich vergeſſen. Man fragt nur: iſt er von unſerer Partei? hat er unſere Grundſäze, oder nicht? Daher verläßt ein Girondiſte den Bergmann, und ein Patriote wird dem Ariſtokraten nicht zu Hülfe eilen. Ja, ein ächter Republikaner hälts für ein gutes Werk, den Royaliſten zu plündern, und in der äuſſerſten Noth verſchmachten zu laſſen. Unſere Heldin aber bekümmert ſich nicht um Parteien, ſondern geſellt ſich zum Unglücklichen, ſo bald ſie nur ſieht, daß er ein Menſch, noch mehr, daß er ein Unglücklicher iſt. Wo machte ſie je einen Unterſchied zwiſchen Feuillants und Jakobinern? Leiſtete ſie nicht ſo gar dem Ariſtokraten eben ſo Geſellſchaft im Gefängniſſe, als dem Mitgliede vom Clubb der Cordeliers? Habe man nicht in den Seminarien der großen Städte, wo die Verdächtigen, kraft des menſchenfreundlichen Dekrets vom ſiebenzehenden September des Jahrs 1793, gleichſam eingebötelt waren, wie die ehemaligen Diener der Fürſten und der Bauer, der Pfarrer und der Profeſſioniſte, alle, der Verſchiedenheit ihrer Grundſäze und

Meinungen ungeachtet, von den Läusen gleich freundſchaftlich beſucht, des Morgens ihre Wäſche ausſchüttelten. Die Unglücklichen, die ſelbſt Weib und Kind nicht ſehen durften, zu beſuchen, ſtörte unſere Heldin weder ein tyranniſcher Kommendant, noch ein allmächtiges Aufſichtscomite, und das ehemalige Seminar der Jeſuiten wurde izt — wunderbarer Wechſel! — ein Seminar der Läuſe!

Nein! unter dem Thiergeſchlechte, das mir mit ſo vielem Rechte erheben, herrſcht kein Partheigeiſt. Da giebts weder ariſtokratiſche Läuſe, noch patriotiſche, weder La Fayettianer, noch Briſſotiſten. Da iſt Ein Geiſt, Ein Sinn, Ein Trieb der Geſelligkeit und der ſtandhafteſten Freundſchaft: Ja, man könnte ſie ſo gar tadeln, wenn anders ein Exceß der Freundſchaft gerechten Tadel verdiente, daß ſie mit ihrer Geſellſchaft zu zudringlich ſeien. Denn nichts — nichts macht ſie dem Freunde abtrünnig, den ſie ſich einmal wählte.

Die rechtliebende Laus, ihrem Vorſaz getreu,
Bleibt beim Toben des Volks, wenn es ein Laßen gebeut,
Bleibt bei dem wilden Blik' drohender Wüthriche
Unbewegt: vor dem Africus,
Der aufs Adriſche Meer peitſchende Stürme treibt,
Selbſt vorm donnernden Arm Jupiters ſtehet ſie
Unerſchütterten Muths. Stürzte der Himmel ein,
Unerſchrocken erſchlüg er ſie!

Marchez, der die geiſtliche Inquiſition nicht gefürchtet hatte, ward bange vor der politiſchen, die, noch ſchröklicher als die Spaniſche, eine halbe Million Menſchen

einkerkerte: aber unsere Laus achtete ihrer nicht, und lachte der zahllosen Denuntianten. Mancher, der keine Gottheit fürchtete, ungeachtet sie von dem Nationalkonvente feierlich dekretiert war, bebte desto mehr vor den Tribunalen, die eine Masse von Gefangenen nach dem Loose zusammenrafften, um sie, oft unverhört, zum Richtplatze zu führen: unsere Laus nicht: Laternen und Guillotinen — unsterblicher Muth! — waren ihr Spott, und ein Kopfabhauer Jourdan, ja ein Carrier selbst, hätte sie nicht bewogen, ihre Freunde in der äussersten Noth zu verlassen.

Denn gerade, wenn man sie zu einer Treulosigkeit, oder einer kleinmüthigen Handlung zwingen will, widersteht sie desto standhafter: Gleich der Steineiche,

Saugt sie bei Verlust, bei Mord, neue Kräfte nur,
Neuen Muth von dem Eisen selbst *).
Tauch' in Ocean sie: schöner steigt sie empor!
Ringe! — Mit grossem Ruhm stürzt sie nieder den
Unbeschädigten Sieger: sie kämpft schröckliche
Schlachten, wovon die Gattin spricht **).

*) Horaz Oden 3. vergl. mit Taschenb. für Dichter und Dichterfreunde. 1. Abth. S. 18.
Per damna, per caedes ab ipso
Ducit opes animumque ferro.
Hor. Od. IV. 4, 59.

**) Mersęs profundo, pulchrior evenit:
Luctere; multa proruit integrum
Cum laude victorem, geritque
Praelia coniugibus loquenda,
ib. v. 65. seqq.

Keiner ſterblichen Macht weicht ſie, vereinigten ſich gleich Welten gegen ſie. Nur dem ewigen Rathſchluſſe des Schikſals unterwirft ſie ſich, dem Jupiter ſelbſt ſich unterwerfen muß. Nur dann, wenn ſie kraft der Weiſſagungsgabe, die in ihr liegt, vorausſieht, daß ihr kranker Freund nach dem natürlichen Laufe der Dinge, nicht auf eine gewaltſame Art, den Weg iſt antreten muß, den wir alle wandern müſſen — nur dann ſcheidet ſie ſich, und gewiß nicht ohne Thränen, von ihm, ſo wie die Götter einſt das ihnen ſo liebe Troja nur gezwungen verließen, als der unwiederrufliche Zeitpunkt ſich genähert hatte, auf den ſein Sturz feſtgeſezt war.

Mancher, den ſeine Freunde verließen, hat ſich aus dem Unglücke wieder empor geſchwungen. Viele, an denen die Aerzte verzweifelten, ſind wohl eben darum wieder geneſen, weil ſie ihnen nichts mehr verordneten. Aber verlaſſen uns die Läuſe, vortrefliche Ohnehoſen! dann iſt keine Rettung mehr, und wir machen zu unſerer Abreiſe die ernſtlichſten Anſtalten.

Ohne daß ich nöthig habe, Sie darauf aufmerkſam zu machen, wird Ihr Scharfſinn, tiefdenkende Ohnehoſen! von ſelbſt die Einigkeit bemerkt haben, mit welcher die Läuſe bei dieſer, ſo wie bei jeder andern Gelegenheit, handeln. Haben nur einige angefangen, von dem Patienten zu weichen, ſogleich folgt die ganze Schaar. Da iſt nicht eine einzige, die zurücke bliebe! Wie ganz anders iſt dieſes bei den Menſchen, die oft gerade darum etwas nicht wollen, oder thun, weil ſie ſehen, daß es die übrigen wünſchen. Richten Sie Ihre Augen nur auf unſern erlauchten Nationalkonvent! welche Gährung!

welcher Kampf der Leidenschaften! Wie oft hat man ihn schon vergebens ermahnt, lieber das allgemeine Beste zu beherzigen, als sich von Privatleidenschaften hinreißen zu lassen! Aber bei unseren Helden ist nur Ein Wille, nur Ein Entschluß. Keine spricht zur andern: „sie sei so frei“ — keine: „sie sei ein so guter Patriote, wie sie:“ keine pocht darauf: „wir haben dich gewählt, daß du thust, was wir wollen, und können dich eben so geschwinde wieder absetzen:“ Bei ihnen findet sich ächter und williger Gehorsam gegen die Gesetze, ächte Gleichheit, kein Ehrgeiz, der sich den konstituirten Gewalten widersetzte, keine Sucht, eine glänzende Rolle zu spielen, kein Werben um Stimmen, kein Heucheln des Patriotismus, um zu einträglichen Stellen gewält zu werden. Einer jeden ists gleichgültig, ob und zu welcher Stelle sie ernennt wird, und jede verwaltet dasjenige Amt, zu der das wirkliche Zutrauen ihrer Mitbürger sie erhebt, eben so gewissenhaft, als geschikt. Denn alle sind so erzogen, und dazu gebildet, daß sie jedes Staatsamt zu verwalten im Stande sind, wie jener Römer, der bisher nur in seinem Kabinete von Kriegsgeschichten gelesen hatte, sich sogleich an die Spitze eines Heers stellen konnte, und Siege gegen den Mithridates erfocht *). So scheinen sie also mehr zu Republikanern gemacht zu seyn, als selbst die Franzosen, die doch bekanntlich, um ihres Phlegma, um ihrer totalen Aufklärung, um ihrer Standhaftigkeit, oder, wie der große Campe sagt, um ihrer allgemeinen Erleuchtung willen, zu den ersten Republikanern Europens geschaffen sind.

In andern Republiken ist man zufrieden, wenn der Ruhigen und Stillen im Lande nur die größere Anzahl

*) Lucullus.

Anzahl ist, die durch ihre Masse und ihr Gewichte am Ende doch den wichtigsten Einfluß gewinnen, wenn die Stürme auf der Oberfläche nach und nach aufgehört haben, zu gähren. — „Nur durch sie“ — sagt ein bescheidener Verehrer des großen Hans Jakobs — welch' ein Name! — nur durch sie ist, gedeiht, und pflanzt sich das Menschengeschlechte fort. Sie allein heilen den Schaden, den Krieg und Zwitracht verursachten. Daher sucht die gesunde Politik, sie immer auf ihrer Seite zu haben.“ *) Hier aber finden wir ein ganzes Volk, unter dem nicht ein einziges Mitglied des Staats ist, das den Namen eines Stillen und Ruhigen im Lande nicht verdiente. Ihre Berathschlagungen sind ohne Geräusche. Keiner sucht dem andern das Wort zu entreißen. Nie hat der Präsident bei ihren Versammlungen nöthig, den Zauberhut aufzusetzen, nie einer Glocke nöthig, um die unbändige Heerde zur Tagesordnung zurücke zu schellen: noch weniger ist diese Glocke jemals in Gefahr, zerrissen zu werden. Ja, seit den Jahrtausenden, da sich die Läuse entweder als Legislaturen oder zu andern Staatsgeschäften versammeln, hat man in der Geschichte kein einziges Beispiel, das doch beim erhabensten Senate der Welt öfters vorkömmt, daß der Präsident des Läusekonvents nur einmal in Versuchung kam, ein Mitglied desselben in die Abtei zu schicken.

Als die Reichsversammlung die Konstitution vom J. 1791 vollendet hatte, der die vernünftigsten Freiheitsfreunde Europens ihren Beifall nicht ganz versagen

*) Gudin Suppl. au Contr. Social de J. J. Rousseau p. 323.

konnten, wurde festgesetzt: nicht eher, als nach zehen Jahren, dürfe die Nation sich wieder versammeln, um die Mängel des Staatsgebäudes, als eines doch menschlichen Machwerks, zu verbessern, und nachzusehen, was für Veränderungen der fortschreitende Geist des Zeitalters allenfalls nothwendig mache. Allein nicht Ein Jahr verfloß, so fand der Scharfsinn schon tausend Gebrechen, und der Convent mußte zusammen kommen — nicht um auszubessern — sondern ganz niederzureißen. Wie weise hingegen müssen die Läuse ihre Konstitution nach dem Genie des Volks, nach den Zeitumständen, nach ihrem Verhältnisse mit anderen Thierstaaten, nach den Fähigkeiten der Bürger vom größten bis zum kleinsten, vom verständigsten bis zum dümmsten, berechnet haben! Denn nie haben sie eine Aenderung ihrer Konstitution nöthig gefunden: nie so gar dekretiert, daß man, nach einiger Zeit, eine Ausbesserung vornehmen dürfe. Welche tiefe Kenntniß der Sitten, des Charakters, und der Fähigkeiten der Nation muß bei der ersten ihrer Nationalversammlungen den Vorsitz gehabt haben, daß sie sich sogleich eine Verfassung gaben, die ewig auf den unerschütterlichen Grundsäulen der Freiheit und Gleichheit ruht, und nicht der geringsten Revision jemals bedarf!

Eben so wenig hat das Läusevolk den Ehrgeiz der Franzosen, daß sie glauben, nicht eher ruhen zu dürfen, bis alle andere Thiernationen ihre Konstitution auch annehmen. Es lächelt vielmehr darüber, daß die Neufranken alle Völker zwingen wollen, so frei zu werden, wie sie. — „Sollte — sprechen die philosophischen Läuse — nicht die Geschichte ihrer Moden sie belehrt

haben, wie man über die Völker herrscht? Hätte ihr ruhmsüchtiger Ludwig der 14. darum alle Nationen bekriegt, um sie der Mode seines Hofs zu unterwerfen, so wäre sein Projekt gescheitert. Aber da Europa sie freiwillig annahm, weil es sie schön fand, so herrschten die französischen Moden um so ungestörter und uneingeschränkter. Wäre es nicht eben so mit der französischen Konstitution ergangen? Alle Völker warteten nur darauf, die Stufe des Glüks und des Wohlstands zu sehen, auf die Frankreich durch seine neue Verfassung sich erheben würde, und dann hätten sie, was Zeit und Umstände erlaubten, eben so gut nachgeahmt, als den Schnitt der Kleidung, wie man sie in Paris trug. Dadurch aber, daß sie Regierungsgrundsätze allen Nationen, dem phlegmatischen Teutschen, so wie dem sich schon frei denkenden Britten, dem bigoten Spanier, so wie dem itzt unthätigen Italiäner aufdringen wollten, erwecken sie sich gerade Widersacher, und setzen sich in Gefahr, ihr eigenes Werk zerstört zu sehen.“ So sprechen die kaltblütigeren Läuse: Ob sie recht haben? entscheiden wir nicht. Das aber ist gewiß, daß sie ihre Verfassung ganz ruhig sich immer neue Verehrer gewinnen lassen, und geduldig abwarten, ob andere Nationen sie freiwillig annehmen wollen, oder nicht? Denn nur das behält man, was man von selbst aufnahm. Nur die Früchte welken nicht so bald, die erst recht reiften, wie man an den Belgiern sieht, die mit Gewalt municipalisiert wurden, und nach einem halben Jahre die Oesterreicher und ihre alte Verfassung zurüke riefen — wie man an den Polen lernt, die, von einem Schwindelkorfe und französischem Gelde elektrisiert, nach einer Freiheit hintaumelten, deren sie

noch nicht fähig sind, um desto tiefer in die Sklaverei zu versinken.

So gesetzt, mit solcher kalten Ueberlegung denken die Läuse, und lassen sich nie durch den Strom eines falschen Enthusiasmus dahin reißen. Der Ruhm, die Befreier Europens zu werden, und sich dadurch zum ersten Volke der Welt zu erheben, reizt sie wenig. Noch weniger haben sie Lust, ihre Schätze, ihr Blut um anderer willen, die vielleicht gar am Ende undankbar dafür seyn könnten, zu verschwenden, und sich so zu entkräften, daß sie zuletzt der Raub ihrer besser koalisierten Feinde würden. — Eben so standhaft und entschlossen handeln sie! dieses sieht man besonders bei ihrem Tode!

Ungeachtet sie sich nicht alle Welt zu Feinden machen, ja ob sie gleich eigentlich gar niemand beleidigen, haben sie doch die bittersten Feinde, und zwar selbst diejenigen, die sie beherbergen. O Unschuld! wie wirst du verfolgt! wie ists doch ewig dein Schikksal, in keiner Ecke der Welt, selbst in den erhabensten Gegenden, nicht sicher zu seyn!

Aber eben daher sterben sie gelassen, weil sie unschuldig sind. Durchfurcht der kontrerevolutionaire Kamm die Stätte ihres Aufenthalts, so findet man bei ihnen nicht den geringsten Widerstand. Geduldig lassen sie sich zur Schlachtbank dahin reißen, und nie hörte man ein Gewinsel oder einen Klagelon der Sterbenden — ein Gleichmuth, eine Furchtlosigkeit vor dem Tode, den vermuthlich ihre Anherren schon vor zwei Jahrtausenden aus den Bärten der Stoiker sogen, und auf ihre Nachkommen vererbten! Denn wie vieles Recht hätten sie, sich über die

Grausamkeit des Mannthiers zu beschweren! Könnten sie nicht ihren Mördern entgegen rufen: „O all' ihr Heiligen! ihr Bettler! ihr Philosophen! die ihr uns sichere Wohnung in euern Bärten und Kleidern und auf euern Häuptern gestattetet, habt ihr nur darum das Gastrecht gegen uns ausgeübt, um uns desto gewisser zu vertilgen? Was hat euch die friedsame Nation der Läuse gethan? Kamen wir, um eure Penaten mit dem Schwerde zu zerstören, und nicht vielmehr, sie zu bevölkern? *) Kamen wir, Beute zu machen, oder euere Häuser zu zertrümmern? Nein! nur ruhigen Sitz verlangten wir, und den gewährtet ihr uns, um uns desto treuloser zu verfolgen!" — Allein wer hat je gehört, daß das fromme, duldende Volk den Menschen diese so gegründete Vorwürfe machte?

So gar Menschen sterben zuweilen entschlossen und standhaft, scheinen aber dafür von der Nachwelt zu verlangen, daß man nicht aufhöre, ihren Muth zu erheben. Auch dieses wollen unsere Helden nicht. So groß ihre Unerschrokenheit ist, so wenig erzählt sie doch die Geschichte.

Kein Pomp begleitet ihre Leiche, wornach selbst Christen so sehr geizen. Kein Leichenredner tritt zu ihrem Lobe auf. Weder Gesang noch Klang ertönt um ihr Grab, und so stille werden sie beerdigt, wie ein Neufranke. So frei sind sie so gar von Vorurtheilen, die noch vielen Tausenden ankleben, daß sie nicht einmal eine geweihete, oder eine mit ihren Glaubensbrüdern gemeinschaftliche

*) Non nos aut ferro vestros populare Penates
Venimus etc.
Virg. Aen. I. 527.

Ruhestätte verlangen, und da sie eben so leicht auf Särge von Nußbaumholze Verzicht thun, so hätte Josephs des Zweiten Verordnung, daß jeder Verstorbene in einem ledernen Sake beerdigt werden solle *), bei ihnen nicht so vielen Widerstand gefunden, als bei den aufgeklärten Menschen in Wien. Jeden Plaz, der ihren sterblichen Rest aufnimmt, halten sie für einen Theil der Erde des Schöpfers, und daher ist jeder Winkel der Natur ihnen für ihre Ruhe willkommen. Welche aufgeklärte Philosophie!

Und nun sagen Sie, hellblikende Ohnebosen! verdienen unsere Helden nicht all' den Ruhm, dessen kleinsten Theil nur meine schwache Zunge darzustellen vermochte? Hätte ich hundert Zungen und hundert Kehlen und eine Stimme von Eisen — nein! nie wäre mirs möglich, die Verdienste unserer Laus gehörig anzupreisen. Zufrieden, sie gegen die Verachtung, die sie schwer drükte, vertheidigt, und ihre Unschuld so gerettet zu haben, daß sie nicht mehr das Opfer der Mordlust werde, hülle ich in meine gute Absicht mich ein, und — schweige!

*) Vom 15 Sept. 1784.

II.

Lobrede
auf den
Esel.

Lobrede

auf den

Eſel

gehalten

bei einer

Doktorspromotion *)

zu

* * *

Hochgeehrteſten Zuhörer,

beſonders Sie,

vortreffliche Doktoranden!

Der Stoff meiner heutigen Amtsrede an dieſem feierlichen Tage ſeie das Lob der Eſel? — Sie lächeln? — oder zürnen? — oder wundern Sich wenigſtens? —

*) Ob wirkliche Doktoren aus den ſogenannten drei oberen Fakultäten an dieſem Tage promovierten, iſt darum unentſchieden, weil diejenigen, die ihr Biret aus den Händen eines Dekans der Philoſophie erhalten, heut' zu Tage auch, mit aller Gewalt, Doctoren heißen wollen, und ſich ſo nennen. Bis alſo durch nähere Umſtände erwieſen wird, aus welcher Fakultät die Doktoranden waren, kann jeder Leſer annehmen, welche er will.

Immerhin! Itzt noch muß ich mir jeden geheimen Tadel, selbst das Flistern des einen Nachbars gegen den andern, jedes stärkere oder schwächere Kopfschütteln gefallen lassen. Genug, daß ich sicher hoffe, am Ende meiner Rede werden Sie mir alle den erwarteten Beifall geben, und bekennen, mein Held verdiene eher gelobt zu werden, als hundert andere — und das ist alles, was ich wünsche.

Freilich wage ich einen harten Kampf — den Kampf gegen die öffentliche Meinung, diese Göttin des Tags, der unsere Nachbarn jenseits des Rheins so gar ein Fest *) stifteten, ob sie gleich so veränderlich war, wie ihre Moden. Allein die ächte Philosophie prüft alles, und tritt jegliche Furcht und das unerbittliche Schikksal nieder, selbst das Getöse des gierigen Acherons höhnend **). Spotten nicht weibliche Dienstboten des souveränsten, folglich des aufgeklärtesten Volks in Europa auf der öffentlichen Straße ***) über die Hölle, und zweifeln folglich auch wohl an dem Himmel? Was man bisher glaubte, ist erlaubt zu verwerfen, und dagegen anzunehmen, was noch kein Mensch für wahr hielt. Dörfen

*) Der fünfte Tag der Sansculottiden ist dazu durch einen Robespierre bestimmt, der freilich im Präreal (Mai) 1794 sehr viele Ursache hatte, der öffentlichen Meinung zu huldigen, die ihn damals für den entschiedensten Patrioten hielt.

**) Virg. vom Landb. II. 491.
Atque metus omnes et inexorabile fatum
Subjecit pedibus strepitumque Acherontis avari.

***) Eine Thatsache, am 21 Brumaire (11 Nov.) 1794 vorgefallen!

wir alſo nicht ſogar die öffentliche Meinung prüfen, und behaupten: nicht jeder, der ſeine Kette zerbreche, ſei darum frei, ob ers gleich ſelbſt der ganzen Welt ſage; und der bis izt ſo verachtete Eſel ſeie ein ehrenwerthes Thier?

Ja, meine Herren! der bisherigen öffentlichen Meinung von unſerm preißwürdigen Helden des Tags zu widerſprechen, werden Sie deſto eher erlauben, wenn Sie den Grund der öffentlichen Meinung, die wir ſo oft als baare Wahrheiten annehmen, etwas näher unterſuchen.

Treten einige ehrſüchtigen Köpfe — allenfalls auch nur Einer — vor einer gröſſern oder kleinern Geſellſchaft auf, und tragen ihre Meinung mit Beredſamkeit, mit gewiſſen hochtrabenden Ausdrücken, in überſpannten Ideen, vor, die man deſto eher beklatſcht, je weniger man ſie verſteht, ſo wird ihre Meinung die öffentliche, beſonders, wenn ſie etwan noch die Vorſorge gebrauchten, die Zuhörer, die am lautſten ſchreien, die am meiſten zu gewinnen, und am wenigſten zu verlieren haben, durch das, in der Stille ausgetheilte, Gold zu beſtechen, das noch ſtärker wirkt, als die Beredſamkeit eines Demoſthenes. Dann verbreiten die beſoldeten Schreier die Meinung ihres Haupts auf allen öffentlichen Plätzen und Gaſſen. Der Weiſere widerſpricht nicht, weil Gefahr dabei iſt: der gröſsere Haufe, der nicht prüft, ſondern nachlallt, wiederhohlt, was man ihm vorſagte, und zulezt ſtammeln's die Kinder auf den Straßen nach. Würde nun der Fremde, der, mit den Umſtänden unbekannt, auf einmal in die Stadt käme, und in der

ganzen Stadt nur den Wiederhall jener Meinung des Redners hörte — nicht glauben müssen: diese Meinung seie die öffentliche, d. i. diejenige, die ein ganzes Volk nach langer Prüfung angenommen habe, und nun, als die einzig wahre erkenne, und mit Gut und Blut gegen jedermann zu vertheidigen bereit seie?

Kann aber diejenige Meinung die öffentliche seyn, die mit jedem Wechsel der Parteihäupter sich ändert? Wer am Abende des sechs und zwanzigsten Julius *) nach Paris kam: welches war die öffentliche Meinung, die er da hörte: „Robespierre seie der bewährteste Patriote, an dessen ächter Volksliebe zu zweifeln Hochverrath gegen die Nation wäre!“ Noch vor dem Abende des folgenden Tages hieß der nämliche Mann — Catilina, und war als ein Treuloser hingerichtet! Was ist also öffentliche Meinung? — Eine Seifenblase, die ein Demagoge vor den Augen der großen Kinder umherflattern läßt, daß sie das schöne Farbenspiel bewundern, und darüber auf seine wahre Absicht nicht merken! Ein Wetterhahn, der mit jedem Lüftchen sich dreht! Ein Gebäude, das auf Strohhalmen ruht! Noch heute scheint die öffentliche Meinung aller Neufranken zu seyn: „Die demokratische Verfassung seie die beste, selbst für die Franzosen!“ Zögen aber morgen die Royalisten aus Bretagne siegend in der Hauptstadt ein, wie würden alle Pariser in die Wette rufen: es lebe der König! und sich sehr wundern, wie es möglich war, daß sie einige Jahre ohne König leben konnten!

Durch diese und tausend andere Thatsachen mit Muthe erfüllt, glaube ich nun auch der öffentlichen Meinung

*) am 8 Thermidor.

von der Verächtlichkeit des Eselgeschlechts desto kühner widersprechen, ja behaupten zu dörfen: die Esel verdienen unsere ganze Hochachtung! Gründe mögen entscheiden!

Zuerst nun frage ich diejenigen, die allenfalls noch Parteigänger der öffentlichen Meinung sind: wenn ganze Nationen den Esel schätzen, wenn selbst Götter seine Gesellschaft lieben, und ihn als ihren Liebling annehmen, kann man dann noch einen so geringen Werth ihm beilegen? ists alsdann nicht erwießen, daß seine Verächtlichkeit nicht einmal eine öffentliche, sondern vielleicht nur die Privat-Meinung derer ist, die aus Neide, oder wer weiß sonsten warum, unsern Esel der Verachtung aussezten?

Hier stellt sich uns eine solche Wolke von Beispielen dar, daß unsere Augen sie fast nicht durchdringen können. Erscheinen nicht schon im alten Testamente Esel, denen, als alttestamentlichen Eseln, wir unsere Achtung nicht versagen? Hielt sich der ganze Stamm Isaschar für beschimpft, daß ihn der Erzvater Jakob einen Esel nennt? Und dieser Stamm war doch ein Theil des heiligen, des von allen Völkern der Erde auserwählten Volks! In Ostindien leitet eine ganze Familie ihr Geschlechte in gerader Linie von einem Esel ab, und macht sich eine Ehre daraus! Man glaube nicht, daß es ein Stamm von Landleuten sele, die der ehrliche **Randolph von Duisburgk** *) unter dem Bilde der Esel eine **Legation auf den Parnaß** schicken läßt, um dem Apoll ihre

*) S. die Vorrede.

Heftbeschwerden vorzutragen — nein! es ist selbst der väterliche Stamm des Königs dieses Ostindischen Volks, der einen Ruhm darinnen sucht, von einem Ostindischen Esel abzustammen.

Von den Karamaniern meldet Strabo, daß sie sich der Esel selbst zum Kriege bedienen — ob, die Heere anzuführen, wie heut zu Tage geschehen soll, oder nur sonsten? ist nicht aufgezeichnet — und wie noch weit mehr schätzen sie, nach Aeliani Zeugnisse, die Sarakoren, die sich scheuen, einem so edeln Thiere irgend eine Bürde aufzulegen, oder sich ihrer in der Mühle zu bedienen — nein! nur denjenigen Dienst erwarten sie von ihnen, den uns die tapfersten Pferde leisten.

Doch ists Wunder, daß es Menschen giebt, die nicht so blind gegen die Eigenschaften unsers verehrlichen Thiers sind, oder waren, als wir, da die Götter selbst sich in seiner Gesellschaft gefallen? Konnte nicht Silen auf einem Pferde reiten? allein er zog den Esel vor, so wie mancher Fürst einen Mann von Genie und Treue haben könnte, aber, wie jener Haldgott, den Esel vorzieht, den die herrschenden Familien ihm empfalen. Eben so liebte ihn Bacchus! Selbst Neptun, ungeachtet er für sein Geschöpfe, das Pferd, so sehr eingenommen war, ließ dem Esel doch Gerechtigkeit widerfahren, daß man an seinem Feste, den Censualen, in Rom die Esel eben so mit Blumen bekränzen solle, wie die Pferde.

Der Venus opferte das Alterthum Tauben, der Juno Pfauen. Wer weiß nicht, daß diese Vögel die Lieblinge jener Göttinnen sind? Da man nun, nach der Nachricht,

die ein großer Dichter *) uns aufbewahrte, im Lande der Hyperboreer, eines tugendhaften Volks, dem Apoll nur Esel opferte, ist nicht sicher daraus zu schließen, daß unser Held ein Günstling des Gottes der Dichtkunst ist? das, im Vorbeigehen, auch daraus erhellt, daß so mancher Dichterling ein Liebling Apolls zu seyn wähnt.

Wenn das Bild der größten Göttin der weisen Aegypter in einer feierlichen Procession umher geführt wurde, so faßte man es auf einen Esel, und das ganze Volk fiel auf die Knie — die Priester behaupteten, vor der Isis; aber wer weiß, ob der Esel, der sie trug, nicht Recht hatte, wenn er glaubte, es geschehe aus Ehrfurcht vor ihm? Denn ereignet sich nicht das nämliche in neueren Zeiten mehr vor dem Priester, der sich rächen, und die Ruchlosigkeit bestrafen lassen kann, als vor dem Hochwürdigen, das er trägt, und das toleranter ist, als der Mensch!

Allein — könnte man einwenden — „dieses seien fremde Völker, es seien gar blinde Heiden, die dem Esel so viele Ehrfurcht erwiesen: die Esel in Asien seien wohl schöner und größer, als die Europäischen" — und was der Neid oder Unverstand, zur Herabwürdigung unsers guten Thiers, noch mehr erfinden mag. Erstlich aber ists noch sehr unentschieden, ob es in Europa nicht größere Esel giebt, als in andern Welttheilen, und dann, wenn selbst hellsehende Christen, wenn Gelehrte, wenn Philosophen und Ritter ihre Achtung für ihn öffentlich bekannten: wird man alsdann seine Vorzüge noch bezweifeln?

*) Pindar.

Es ist bekannt, daß die Edelleute und Ritter sich zu den Turnieren solche Sinnbilder wählten, durch die sie sich zum voraus als mannveste und stattliche Kämpfer ankündigten, woraus in der Folge die Waapen entstanden sind. Da sahe man auf ihren Schilden Löwen und den Vogel Greif, Bären und Drachen, mithin Bilder solcher Thiere, deren Anblik schon den Gegner in Schrecken setzen konnte, und die also nicht zu verachten waren. Finden wir nun auch einen Esel als ein solches Waapenbild, ist nicht sicher daraus zu schließen, daß unsere alten teutschen Ritter den Esel eben so schäzten, ihn eben so den edleren Thieren beigesellten, wie den Löwen oder Vogel Greif?

Noch sieht man in der alten Klosterskirche zu Anhausen, im Herzogthume Wirtemberg, das ritterliche Waapen der Familie von **Eselsburg**, mit der Aufschrift: **Rudolph von Eselsburg der Esel.** Welcher Ruhm dieses Thiers, daß es die Ritter aus den Zeiten Friederichs des Rothbarts gleichsam als Knappen auf die Turniere begleitete! Scheinen nicht jene Tage, da man von keinem Vorurtheile gegen die Esel eingenommen war, heller gewesen zu seyn, als die unsrigen? Scheint es nicht ein Beweiß für das Alter einer adelichen Familie zu seyn, wenn sie die Esel noch heut' zu Tage liebt — eine Achtung, von der man glauben muß, sie habe sich von den Ahnherren auf ihre Nachkommen fortgeerbt? Diese Muthmaßung wird durch ganze Reihen mehrerer der angesehensten Familien des alten Roms bestärkt, die ihren Namen von Eseln ableiteten, und sich, wie den Antiquariern wohl bekannt ist, Asinen, Asinier, Asellen und Asellionen nannten.

Cicero

Cicero hat sehr Recht: wir müssen dem Amte, das wir bekleiden, Ehre machen, nicht das Amt uns — wir dem Hauße, das wir bewohnen, und nicht das Hauß uns. Eben so sollen wir dem Namen, den wir führen, Glanz mittheilen, und nicht unsern Ruhm von dem Namen borgen.

Da also die alten Ritter und Römer von dem Vorurtheile, als ob ein Name schimpflich seyn könnte, so frei waren, so ists desto weniger von Gelehrten zu verwundern, daß sie sich von dem pöbelhaften Glauben: der Esel sei ein verächtliches Thier, nicht hinreißen ließen. Daher haben ein Paseratius, ein Bochart, ein Falster, ein Geßner, ein Aboer, ein Ricci, ein Kloz, ja selbst das gelehrte Frauenzimmer, die berühmte Anna Dacier, sich des Esels kräftiglich angenommen, und seine Würde, zu ihrem eigenen Ruhme, vertheidigt. Daher die stoische Antwort des alten Athenischen Philosophen Kleanthes. Ohne Zweifel dachten ihn seine Feinde gar sehr zu demüthigen, da sie ihn einen Esel nannten. — Die Thoren! — Wie weise antwortete ihnen Kleanthes! „Ja ich bin ein Esel — aber ein solcher, der die Bürde meines Meisters Zeno's tragen kann!“ Wie mancher unserer kleinen Philosophen würde aufbrausen, wenn man ihn einen Esel nennte! oder vielmehr, wie mancher ist schon aufgebraust, wovon wir Beispiele genug in unserm Bruker finden! Aber der ächte Philosophe bekennt, was er ist. Wie einst Kleanthes, so würden heut zu Tage auch ein **, ein ** ꝛc. zu J. oder K. offenherzig gestehen: „ja, wir sind Esel! aber — setzten sie gewiß hinzu — solche, deren Schultern gemacht sind, die schwere und reichhaltige Philosophie eines Kant oder Fichte zu tragen.“

Doch gesezt, weder Ritter, noch Gelehrte, weder alte, noch neue Philosophen hätten sich von den Verdiensten unsers Esels überzeugt, wie sehr würden sie allein durch die Beweise, die ihm die Geistlichkeit von ihrer Achtung gab, ans hellste Licht, und völlig außer Zweifel gesezt!

Cistercienser Geistliche, Söhne des großen Bernhards, welcher der schwarzen Maria in der Domkirche zu Speier ewiges Stillschweigen gebot, wollten einst ein Kloster stiften. Aber welchen Plaz sollten sie wählen? Weise überließen sie die Wahl einem Esel. Sie beluden ihn mit dem, zum Klosterbaue bestimmten, Gelde, und folgten gelassen seinen Schritten. Konnten Mönche einen schicklichern Wegweiser haben, als den Esel? Als er in eine morastige Gegend kam, blieb er stecken. Die gottlose Welt hätte sein Stillestehen für etwas Natürliches erklärt: aber die Geistlichen merkten den Wink der Vorsehung, und fiengen da an, Maulbronn zu bauen, wo ihr Führer stille gestanden hatte. Noch izt erhebt sich auf der Stelle ein Thurm, der Eselsthurm genannt. Noch izt führet das Kloster einen Esel im Wappen: noch izt ist sein Bild in halb erhabener Arbeit über dem Thore aufgestellt — und so findt man izt noch die Spuren von dem Esel, wo diese Mönche einst hausten. Nun läugne noch jemand die Wirkungen der Sympathie!

Wie sehr zeigt sich diese noch mehr in dem berühmten Eselsfeste der mittleren Zeiten! Da wurde der Esel von den Geistlichen durch die ganze Stadt in feierlicher Procession umher geführt — da zierten sie ihn mit ihren eigenen Kleidungsstücken, mit einer Mönchskappe, als

einen ihrer Brüder — da ſtellten ſie ihn vor den Hauptaltar, und traten ihm großmüthig ihren ſonſtigen Platz ab — da ſtimmten ſie einen heiligen Lobgeſang auf ihn an, den die Geſchichte noch erhalten hat. Wie da ein Mönch den Eſel iedesmal ſo natürlich darzuſtellen, ſeine Stimme auszudrücken wußte, daß man ſchwur: der Geiſtliche ſeie ein wirklicher Vierbein! Wie der Pfarrer die Tugenden des Thiers ohne Neid intonierte, und die Gemeinde im Chor antwortete! Fromme Zeiten, da man den trefflichen Eigenſchaften unſers Thiers noch huldigte, und ihn und die Mönche ſo reichlich nährte! Da konnte man ſagen, daß Religion noch galt, als man die Eſel ſo ehrte. Aber itzt? — o Zeiten; o Sitten! — Ha! was mindert nicht die ſchädliche Zeit? Unſere Väter, ſchon ſchlimmer, als die Ahnherren, haben in uns gröſſere Böſewichte gezeugt — uns, die Fortpflanzer eines noch verdorbenern Geſchlechts *): Und ſo wirſt du unſchuldig der Voreltern Verbrechen büßen, o Teutſcher! bis du wieder herſtellſt die Eſelsfeſte und die ſinkenden Kapellen der Götter **)!

Doch nein! ſo ganz in Ruchloſigkeit iſt unſer Jahrhundert nicht verſunken, daß es die Eſel nicht, wenig-

*) Damnoſa quid non imminuit dies?
Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitioſiorem.
Hor. Od. III. 6, 45.

**) Ebendaſ. V. 1.
Delicta majorum immeritus lues,
(Germane) donec templa refeceris,
Aedesque labentes Deorum!

stens in einigen Ländern noch ehrte. Erscheint nicht der Palmesel noch in verschiedenen Domkirchen? Wurde nicht, wenigstens vor einigen Jahren, am Palmsonntage die große Procession noch in Heidelberg gehalten, wo die Esel eine ansehnliche Rolle spielten? Waren die Palmesel nicht noch vor kurzer Zeit im Oesterreichischen und im Salzburgischen in den verdienten Ehren? Wer kennt nicht die vorzüglichsten derselben in der Stephanskirche zu Wien *) und auf dem Nonnenberge in Salzburg **)? Der Tag, an welchem er öffentlich aufgestellt wurde, war für Alte und Junge ein Fest. Um und um drängte man ihn, voll Freuden über den Anblik des guten Thiers, mit Opfern und Heiligthümern. Andachtsvoll trugen oder schikten die frommen, adelichen und bürgerlichen, Mütter ihre Kinder herbei, um sie auf dem Grauen reiten zu lassen, vermuthlich, weil durch diese Berührung die Kraft seiner Tugenden in die unschuldigen Kleinen übergieng. Ja, nur in jene Gebürge, in die kleinen Kantone Helvetiens, auf das Eichefeld, scheint sich die Frömmigkeit und Andacht mit den Verehrern unsers guten Esels gerettet zu haben. Aber wird sie noch lange in Ländern hausen, in deren Nachbarschaft, ja, in welchen selbst, Illuminaten stüken, deren geheime Operationen, wie die frommen Mönche sagen, der Religion so gefährlich sind?

Hätte aber auch kein Gott der Heiden und kein altes Volk die Verdienste des Esels geschäzt, kein Philosophe und kein Geistlicher sie erkannt, ists dem erhabenen

*) Schlözers Staatsanz. XXXIX. St. S. 327.

**) Journal von und für Deutschl. 1785. VIII. 238.

Geiſte unſers Zeitalters, das Siege und die vollkommenſte Staatsverfaſſung nur befehlen darf, um alles ſogleich ausgeführt zu ſehen, nicht angemeſſen, auch die verkannten Tugenden unſers Eſels ans hellſte Licht zu bringen? Vielleicht werden ſie in den Staaten, wo man ſie nicht findet, zur Tagesordnung gemacht, und mit allgemeinem Beifalle der Gallerien dekretiert. Laſt uns alſo die Reihe ſeiner Tugenden, gleichſam als eine ſchöne Pätile, betrachten!

Mit Rechte glauben wir die Treue gegen ſeinen Herrn, als ſeine vorzüglichſte Eigenſchaft, oben an zu ſetzen, weil dieſe Tugend heut' zu Tage die ſeltenſte iſt. Denn verdient der Mann, der unter hundert Betrunkenen der einzige Nüchterne bleibt, deſto größeres Lob, weil er ſich durch das allgemeine Beiſpiel nicht hinreißen ließ: wie ſehr iſt die Treue des Eſels zu loben, den das Beiſpiel ſelbſt der Menſchen, ja der aufgeklärteſten Völker, nicht verführen kann, gegen ſeinen Herrn zu rebelliren? Hat man in der ganzen Eſelsgeſchichte je eine Spur von einer heiligen Inſurrektion *) geleſen? Denn ungeachtet es in den unveräußerlichen Rechten des Eſels gegründet iſt, daß er nicht gerade nöthig hat,

*) „Wenn die Regierung die Rechte des Volks verletzt, ſo iſt der Aufſtand für das Volk und für jeden Theil deſſelben, die heiligſte und nothwendigſte ſeiner Pflichten.“ Fränk. Conſt. Urk. vom 24 Brachmon. 1793. Art. XXXV. dekretiert von Repräſentanten, die ſich ſchon damals, und noch ein Jahr lang, unterdrücken ließen, ohne für das Volk, das ſie repräſentierten, eine heilige Inſurrektion gegen Robespierre zu wagen.

für jeden Fehltritt sich prügeln zu lassen, so bleibt er seinem Wohlthäter, der ihn und seine Kinder nährt, doch treu. Daher ist er auf der andern Seite wieder freier, als ganze Völker, die in ein Land gebannt sind, und es nicht mit einem andern vertauschen dörfen, wenn ihnen gleich die Staatsverfassung nicht im mindesten gefällt. Der Esel hingegen irrt ungebunden auf der Weide, nährt sich, wo er will, und bedarf nicht einmal eines Aufsehers, wie so gar die Schafe. Hat er seine Arbeit verrichtet, so ist er Herr von seinen übrigen Stunden, und kann hin spazieren, wo er will, ja selbst den Rathsversammlungen beiwohnen, wie er einst in einem sowäbischen Städtchen sich auf das Rathhaus in dieser Absicht verfügte. Wenn also Menschen und diejenigen Thiere, die man sonsten für edler hält, als unsern Esel, Zaum und Gebiß nöthig haben, so sind sie selbst daran schuld. Denn warum mißbrauchen sie ihre Freiheit? Warum sind sie immer versucht, treulos zu werden? Wäre man ihrer Treue so versichert, wie von dem Esel, so würden gegen alle Menschen und Thiere alle Zwangsmittel aus der Welt verschwinden, die nur der Mangel an Tugend, besonders an Treue, nothwendig macht.

Aus eben dieser Quelle fließt auch seine Toleranz. Setzt sich ein Mensch auf seinen Rücken, fragt der Esel erst: ob der Mann, den er tragen soll, an den Alkoran glaubt, oder an den Moses? Wird er an einen andern verkauft, folgt er nicht gutwillig dem neuen Herrn, ohne erst zu untersuchen, ob dieser Vater Unser betet, oder Unser Vater? Giebt ihm jemand Futter, erkundigt er sich, ob die Hände, die es ihm reichen, die Gebete unserm Herrn Gott vorbeten, oder nicht? indessen protes-

ſtantiſche Dienſtboten gar öfters ſich weigern, einem Katholiken zu dienen, weil ſie auch am Freitage Fleiſch zu eſſen Luſt haben. Um wie viel lobenswerther iſt dieſe Toleranz des Eſels, da ſie eine Familientugend iſt, die er ſeit undenklichen Zeiten beſitzt! Bis vor ungefehr dreißig Jahren glaubten die Menſchen, Gott einen groſſen Dienſt zu thun, wenn ſie ſeine Geſchöpfe, von denen ſie wähnten, ſie beten nicht recht, d. i. nicht, wie ſie, auf allerhand Art hinrichteten. Ja noch ſpäter hin, hätte Pater Merz in Augsburg ſo andere Paſteten gegeſſen, als katholiſche? und ſahe man nicht bis vor zwei Jahren noch lutherſche und katholiſche Haarzöpfe im Elſas? Ein Voltaire mußte auftreten, um die Menſchen Toleranz zu lehren, und ein Friedrich ſie erſt ausüben, bis man ſie nach und nach allgemeiner annahm. Unſere Eſel aber bedurften keines Voltaire's aus ihrer Mitte, wie die Menſchen, um tolerant zu werden. Sie dulden, wer ihnen auflegt, und dulden, was man ihnen aufbürdet.

Sind neue Auflagen in einem Staate nöthig, ſo will der Reiche ſie auf die Bauern gelegt ſehen, und der Kapitaliſte verlangt, man ſolle ſie auf die Güter austheilen. Der Landmann will ſie dem Städter, und die Stadt dem Lande zuſpielen. Fragt der Eſel, obs Holz iſt, was man ihm aufbürdet, oder Spelz? Fragt er: warum man ihms gerade auflegte, und nicht ſeinen Gefährten? Nein! er trägt, was man ihm zutheilt, und iſt dabei zufriedener, als die Menſchen, die erſt lange grübeln, tauſend unnöthige Fragen aufwerfen: warum ſie dieſes und nicht jenes — warum ſie ſo viel — warum ſie es tragen ſollen, und nicht ihr Nachbar? — und dadurch nichts als Unruhe, Zank und Streit erregen.

Ueben auch die Menſchen noch zuweilen eine oder die andere Tugend aus, ſo wollen ſie doch dafür belohnt ſeyn. Denn nur ſehr wenige lieben ſie um ihrer ſelbſt willen, und verlaſſen ſie wohl gar, wenn ſie das Lob und den Lohn, die ſie erwarteten, nicht in einer gewiſſen Friſt einerndten. Nicht ſo der Eſel! Wird gleich weder ſeine Treue noch ſeine Toleranz erkannt und belohnt, bleibt er doch dieſen Tugenden ergeben. Denn hat er jemalen eine Forderung an ſeinen Herrn gemacht: „weil ich dir ſo lange treu und redlich gedient, weil ich alles getragen habe, was du mir aufbürdeteſt, ſo mußt du mir nun nicht mehr bloße Kleie, ſondern reinen Spelz, nicht bloß Diſteln, ſondern jungen Klee zur Koſt geben?“ Nein: erhält er nur, was er bedarf, den Hunger zu ſtillen, kann er ſich nur ſatt eſſen, ſo iſts ihm einerlei, ob ſeine Bedürfniſſe durch Leckerbiſſen, oder durch rauhes Futter geſtillt werden: indeſſen Menſchen, die einem Staate eine Zeitlang gedient haben, ihre Dienſte nicht genug erheben können, und immer von Zulagen und Erhöhung der Beſoldungen ſprechen, auch wohl, um ſie zu erhalten, ſich erdichtete Vokationen in andere Dienſte zuſchicken laſſen, und, giebt man ihnen nicht, was ſie verlangen, gar viel über Undankbarkeit und Kargheit der Fürſten reden und ſchreiben. Zwar hat man aufgezeichnet, daß einſt ein Eſel nach einer Feige lüſtern war, und der komiſche Dichter Philemon ſich darüber todt lachte. Allein — ſollte das Geſchichtchen auch wahr ſeyn, das wir itzt nicht unterſuchen — ſo beweißt es eben ſo wenig gegen die Genügſamkeit der Eſel, als es für die Genügſamkeit der Gelehrten beweißt, fände ſich irgend einmal einer, der mit dreihundert Thalern zufrieden wäre, wenn er einen Kaſtraten mit dreitauſend bezahlt ſieht.

So ist also der Esel mit seiner Nahrung immer vergnügt, und murrt nie, wenn er nur satt hat, es mag nun von Spreu oder von Waizen seyn: ja selbst, wenn ihm zur Stillung seines Hungers noch etwas fehlt, das wohl manchmal geschieht, murrt er doch nicht. Ist dieses nicht ein schöner Zug seiner Gelassenheit bei jedem Schicksale, folglich seiner wahren **Frömmigkeit**? Da er so zufrieden mit dem ist, was die Götter über ihn beschließen, so bezeugen ihm die Götter dann ihre gegenseitige Zufriedenheit, daß sie ihn lieben, und in ihre Gesellschaft aufnehmen — und nicht nur die heidnischen Götter, sondern, wie wir schon erzählt haben, selbst die christlichen.

Nur vier Tugenden sind bis izt, die wir bei unserm Esel fanden, und doch bin ich überzeugt, daß, ehe ich zur Darstellung seiner übrigen Eigenschaften und Vorzüge fortschreite, Sie, einsichtsvolle Doktoranden! schon izt eine große Meinung von unserm Thiere gefaßt haben, und in Ihrem Herzen erhalten werden. Denn Ihrem Scharfsinne ist es gewiß nicht entgangen, daß diese vier ersten Tugenden, Treue gegen seinen Herrn, Toleranz, Genügsamkeit und Frömmigkeit gerade diejenigen sind, die auch das erste Volk der Welt von alten Zeiten her, und gegenwärtig in so hohem Grade zeigte.

Welche Nation ist treuer gegen ihre Herren, als das edle Frankenvolk? Hat es sich nicht von jeher einen Ruhm daraus gemacht, den ersten König Europens zum Herrscher zu haben, und mit dem lezten Heller in der Tasche, den ihm der Generalpachter großmüthig noch ließ, dennoch ausgerufen: es lebe unser König! Freilich hat

diese königliebende Nation einige ihrer Fürsten gemordet, wie jene Affenmutter ihre Jungen aus lauter Liebe erdrosselte. Zwar haben mehrere Glieder derselben einem der besten Könige, der sie herzlich liebte, und sein eigenes Glüke darein setzte, der elendesten Hütte eine Henne in den Topf zu schenken, so lange mit Gift' und Dolche nach dem Leben getrachtet, bis es endlich einem gelang, das Messer in diejenige Brust zu stoßen, die für den Wohlstand des ganzen Volks so warm schlug. Zwar hat es einen andern König, den unglüklichsten nicht nur aller Fürsten, die je auf einem Thron saßen, sondern selbst den unglüklichsten aller Menschen, der sich so gutwillig die Hände binden ließ, weil selbst ein Neker ihn versicherte, und ers so herzlich gern glaubte: es diene zum Besten des Staats; erst feierlich als Wiederhersteller der Freiheit erklärt, und dann, dem Beispiele der, nach gleich festen Grundsätzen handelnden, Juden gemäß, bald hernach das: Kreuzige! Kreuzige! über ihn ausgesprochen. Allein diese Handlungen, die einem angegebenen Grundzuge des Charakters dieser Nation zu widersprechen scheinen, waren nur Ausbrüche einer augenblicklichen Verführung, nur Wirkungen einer vorübergehenden Laune, und man kann ihr das Lob der Treue gegen ihre Herrscher nicht rauben. Die Schmähsucht, die immer Tugenden läugnet, könnte zwar abermals einwenden: nachdem dieses Volk seinen besten König gerichtlich mordete, sie es seinen neuen Regenten eben so wenig treu geblieben, habe diejenigen, die es gestern für seine besten Freunde hielt, heute der Rache ihrer Gegner aufgeopfert, und mit dem äussersten Wankelmuthe, bei dem keine Treue statt finde, verlassen. Allein, gesezt auch, diese Thatsachen seien so wahr, als sie zu fern scheinen, so bleibt

doch immer feſte, daß es gegen den Herrn des Tags allezeit ſo lange ſich treu zeigt, als er die Gewalt in Händen hat; und iſt das nicht alle Treue, die man von einer großen Hauptſtadt erwarten kann?

Ferner, welch' eine uneingeſchränkte Toleranz gewährt dieſe Nation allen Meinungen und Handlungen! Ehemals war wohl ihr Grundſaz: auſſer der Kirche ſeie kein Heil! aber izt darf eines derjenigen Mitglieder, der ſie darſtellt, die Gottheit ohne Scheu läugnen. Noch vor wenigen Jahren mußte es ihr König befehlen, daß ſie ihren chriſtlichen Glaubensbrüdern die bürgerliche Exiſtenz geſtatten ſollte: izt duldet ſie Atheiſten! Welche Fortſchritte der Aufklärung!

Ehemals liebte ſie eine gute Tafel, und im Palais Royal konnten die Wiederherſteller der Kräfte, die man in einem anderen Theile dieſes öffentlichen Hauſes verloren hatte, nicht Leckerbiſſen genug auftiſchen. Wie genügſam iſt ſie hingegen izt! Ohne Holz, ohne Kohlen, ohne Fleiſch, mit einem Stücke ſchwarzen Brods in der Hand ruft ſie aus: „es lebe die Freiheit, und ſterbe der Deſpotiſmus, ob er gleich Rebhüner-Paſteten aus Perigord und Wein aus Champagne gab!“

Die Frömmigkeit des Eſels — ſagte ich — beſtehe in der Ergebenheit in den Willen der Götter. Die Götter dieſes Königvolks *) ſind ſeine Repräſentanten. Ihr Wille iſt ſein Wille, ob es gleich eigentlich umgekehrt ſeyn, und der Abgeordnete nur den Willen deſſen haben

*) Populus rex.

ſollte, der ihn abgeordnet hat. Beſchließt nun der Konvent etwas, ſogleich erſcheinen die Adreſſen von allen Enden und Orten, und alle verſichern: was der Konvent dekretierte, ſeie ſchon lange auch ihre Meinung geweſen, ungeachtet die Verfaſſer der Adreſſen den Abend vorher ſelbſt noch nicht wußten, was der Konvent den andern Tag in ihrem Namen wollen wird, ja, ungeachtet ſie oft gerade das Gegentheil gewollt hatten.

Doch ich bitte unſere Eſel um Verzeihung, daß ich ſie über dem Hinblicke nach dem großen Volke, das die Verfaſſung von der ganzen Welt umſchmelzen, und ſeine Demokratie eben ſo Mode machen wird, wie vormals ſeine Kleiderſchnitte, aus den Augen verlor. Ich fahre alſo fort, Ihnen die Eſelstugenden darzuſtellen, theuerſte Doktoranden!

Je mehr der Egoiſmus heut' zu Tage herrſcht, worüber ſelbſt in der franzöſiſchen Demokratie ſo ſehr geklagt wird, deſto lobenswürdiger ſind diejenigen Tugenden, die einige Aufopferung fordern. Welche aber fordert mehr, als die ſorgfältige Erziehung der Kinder! Was für Nachtwachen, Mühe, Aufmerkſamkeit und Pflege heiſcht ſie von einer treuen Mutter — und alle dieſe mütterlichen Tugenden entdecken wir bei der Eſelin. Nicht nur die körperliche Stärke, nicht nur die ausharrende Geduld, ſondern auch die Treue gegen den künftigen Herrn pflanzt ſie in ihren zarten Kindern von Generation zu Generation fort. Welche Zärtlichkeit! Welche Liebe! Sieht ſie eines in Gefahr, ſo iſt ſie entſchloſſen genug, es mitten aus den Flammen zu reißen, und ſelbſt den Verluſt ihres eigenen Lebens nicht zu achten. Wie beſchämt

ſie auch hier den egoiſtiſchen Menſchen, ja nicht nur den Troß, ſondern ſelbſt den erſten der Menſchen, ob er gleich alle ſeine Mitbrüder haßte, und keinem einzigen traucte — einen Hans Jakob Rouſſeau! denn er ſchikte bekanntlich ſeine Kinder ins Findelhauß, ungeachtet er ein ſo ſchönes Buch über die Erziehung geſchrieben, und die Welt erwartet hatte: er werde ſeine Grundſätze durch ſeine eigene Kinderzucht praktiſch bewähren. Unſere Eſelin aber, von ihrem Gatten treulich unterſtüzt, ſchikt ihre Kinder nicht ins Findelhauß, ſondern hält's für Pflicht, ſie eben ſo ſelbſt zu erziehen, wie ſie ſelbſt ſie geboren hatte. So üben die Eſel aus, was ein Rouſſeau nur ſpekulierte! So zeigen ſie ſich als Praktiker in der Erziehung, indeſſen die Menſchen ſich begnügen, nur ſchöne, oft nur idealiſche, Theorien aufzuſtellen.

Kinderliebe ſcheut keine Gefahr — Kinderliebe macht Helden: Dieſer Naturtrieb flößt alſo auch dem Eſel Muth ein, wenn er ſeine Jungen in Noth ſieht. Er berechnet nicht erſt kaltblütig, was er wagt, um ſie zu retten, ſondern eilt der Gefahr blindlings entgegen, wie die franzöſiſchen Ohnehoſen den feindlichen Schanzen.

Doch die Tapferkeit des Eſels bedarf nicht einmal dieſes Sporns der Natur, um ſeinen Muth zu zeigen. Er hat ihn in tauſend Gelegenheiten bewährt. Warum bedienten ſich die Völker, die ich oben genannt habe, des Eſels in ihren Kriegen, wenn ſie nicht gewußt, nicht durch die Erfahrung es erprobt hätten, wie ſehr ſein Muth den ihrigen unterſtüzt? Aus Ihrem Homer, gelehrte Doktoranden! kennen Sie alle den Ajax, den

Telamonier, als einen der tapferſten Fürſten Griechenlands, und wiſſen, wie ſehr der Dichter ihn ehrt. Um nun auch in ſeinen Leſern oder Zuhörern einen großen Begriff ſeiner Tapferkeit zu erwecken, womit vergleicht er ihn, als der Held bei einer großen Gefahr der Griechen einen ganz außerordentlichen Muth zeigt? Mit keinem Thiere weiß er ihn würdiger zu vergleichen, als mit einem Löwen und — unſerm Eſel. Hören Sie die Stelle, die ich Ihnen, ſo bekannt ſie Ihnen iſt, zu Ihrem Vergnügen an Ihrem heutigen Ehrentage ganz wiederhole.

Wie der falbe Löwe, den Hunde und Hirten verfolgen,
Ihn von der Krippe der wohlgenährten Stiere vertreibend,
Und ihm nicht geſtatten, das Fett der Thiere zu ſchlingen,
Ganze Nächte durchwachend: er ſtürzet, gierig nach Fleiſche,
Gegen die Heerden, aber umſonſt: die häufigen Spieße
Fliegen ihm entgegen, von kühnen Fäuſten geſchwungen,
Und die flammenden Fakeln: er ſcheut ſie, ſo ſehr ihn auch hungert:
Mit der Morgenröthe entfernt er ſich traurigen Herzens:
Alſo kehrt unwillig und trauernd, der Telamonide
Vor den Troern: er fürchtete ſehr für die Schiffe der Griechen.

Alſo geht ein Eſel im Acker langſam, viele
Stecken der Knaben brechen ob ihm, die wankenden Aehren

Waidet er ab, ihn treffen die Knaben mit kindischen Kräften.
Kaum vertreiben sie ihn, nachdem sein Hunger gestillt ist! *)

Und dieser Ajax ist doch ein solcher Held, daß, um ihn zu schröcken, selbst Jupiter vom Olympe herabsteigen muß! Welch' ein Bild von der Tapferkeit unsers Esels! Einen Ajax und ihn kann kaum der erste Gott der Heiden in Schrecken setzen!

Bemerken Sie hier gelegenheitlich den verschiedenen Geschmak der Zeitalter. Sagten wir heut' zu Tage von einem der tapfersten Feldherren, von einem Herzoge, einem Duke, oder von einem la Union: er habe sich zurük gezogen, wie ein Esel: würden diese großen Generale sich nicht für beschimpft halten? — Einem Ajax aber macht dieses Gleichniß Homers Ehre. Ja Alexandern selbst hätte es geschmeichelt — ihm, der dem Achill den Ruhm der Unsterblichkeit beneidete, die ihm die Homerische Iliade zutheilte. So ändern sich mit den Zeiten die Sitten, und mit den Sitten die Meinungen von Ehre und Schande!

Doch nicht bloß bei Rükzügen zeigt der Esel seinen Muth, wie mancher der heutigen Feldherren, sondern selbst im Angriffskriege.

In dem berühmten Streite der Titanen mit den Göttern wankte der Sieg lange. Ja diese waren in Gefahr, besiegt zu werden. Schon — erzält die ärgerliche Chronik

*) Iliade Ges. II. V. 547. folgg.

des Olymp — sahe sich Jupiter selbst nach der Flucht um, als Silens Esel, tapferer, scheints, wie sein Herr, ein Kriegsgeschrei erhob, und die furchtbare, hundertarmigen Feinde der Götter in die Flucht trieb. Welche That! Sezte seine Stimme schon die so gewaltigen Titanen in Furcht und Schrecken, welch' eine Niederlage hätte er angerichtet, wenn es nöthig gewesen wäre, daß er seine Tapferkeit auch mit dem Hufe thätiger zeigte! Jupiter erkannte den großen Dienst, den ihm der Esel geleistet hatte, besser, als manche Fürsten die Dienste der Weisen ihres Landes, und versezte ihn unter die Sternen, wo ihn noch izt die Astronomen im Zeichen des Krebs finden.

Unsterblicher Esel! wären die Menschen so dankbar gegen dich, als es Jupiter war, wie viel gelender wäre oft dein Schikſal! Denn nur diesen einzigen Dienst findet man aufgezeichnet, den er dem Obersten der Götter that, und doch ehrte ihn dieser, und stellte sein Bild am Himmel auf: dem Menschen aber leistet er Dienste ohne Zahl.

Ich rede izt nicht von den gewöhnlichen seiner Arbeiten, durch die er uns unterstüzt — sie sind zu bekannt — nein! auch mit seiner Milch dient er unserem schwindsüchtigen Zeitalter, und stirbt sogar für den Menschen, um ihm noch nach seinem Tode zu nüzen. Denn gleichwie seine Milch ein kräftiges Mittel gegen das Auszehren des Körpers ist, so heilt diese nämliche Krankheit auch der Genuß seines Fleisches, wie uns Aelian *) ein über-

*) Gesch. der Thiere B. II. Kap. 35.

überzeugendes Beiſpiel erzählt. — Werden nicht ferner aus den Röhren ſeiner Beine die beſten Pfeifen verfertigt? und zu welch herrlichem Gebrauche dient ſeine Haut, zu Pergament verarbeitet, als Schreibtafel? kömmt ſie dem ſchwachen Gedächtniſſe zu Hülfe, und erlaubt uns, ihm alles anzuvertrauen, was wir wollen — einen ſchönen Gedanken oder eine Sottiſe. Wie beſonders nüzlich iſt ſie einem Gellius und ſeinen reiſenden Kollegen, die, mit ihren Schreibtafeln in der Hand, die Welt durchlaufen, und ſich an Ort und Stelle aufzeichnen: „Von hier aus ſieht man einen Wald! von dorten aus einen Berg! Izt gehts bergab — dann wieder bergan!“ Hätten wir ohne ſeine Haut die unſterblichen Werke des Alterthums? Und da man glaubt, daß dieſe uns weiſer machen, wären wir nicht Eſel — im gewöhnlichen, freilich ungerechten Sinne dieſes Worts! — wenn die Eſel nicht wären?

Vorzüglich aber dürfen wir den großen Dienſt nicht vergeſſen, den einer ſeiner Kinnbacken einſt einem jüdiſchen Helden leiſtete. Dreitauſend Philiſter zogen aus, um den einzigen Simſon zu fangen. Schon glaubten ſie, nun werde er ihnen nicht mehr entrinnen. Denn unbewafnet, wie er war, wie konnte er ſich ſo vieler Feinde erwehren! aber ein Eſelskinnbacken, den er in ſeinem Wege fand, noch dazu einer, der ſchon halb verfault war, dient ſeinen Händen zu einer Waffe, mit der er — ohne daß ſie, o Wunder! beim erſten Streiche zertrümmert wird — tauſend geharniſchte Feinde erlegt! Hat je ein Ritter durch ſeine Keule von Stahl — oder ein Roland durch ſein ſchröckliches Schwerd eine größere That vollbracht, als dieſer beſchnittene Herkules durch ſeinen Eſelskinnbacken?

Schon dieſes erſte jüdiſche Wunder muß in Erſtaunen ſetzen: aber das zweite, gleich darauf folgende, gewiß noch mehr! Man kann denken, wie eine ſolche Arbeit, tauſend Mann mit einer ſo zerbrechlichen Wehre zu erlegen, ſelbſt einen Simſon erſchöpfte. Dieſe Feinde hatte er beſiegt, ihm aber drohete nun ein weit gefährlicherer den Untergang — der Durſt. „Du, Herr! ſpricht er, haſt ſolch groß Heil gegeben durch die Hand deines Knechts, nun aber muß ich Durſts ſterben, und in der Unbeſchnittenen Hände fallen!“ Wie manchen Helden hat auch ſchon der Durſt beſiegt, der vor den Feinden nicht fiel! — Auf einmal quoll Waſſer aus einem Zahne des Eſelskinnbackens — und Simſon w.rd erquikt und gerettet! Wie Schade, daß unter den viel tauſend Reliquien nicht auch dieſer Zahn ſich findet! Man hat in Mailand eine von den Schlangen, die Moſes ſchuf — in Köln Flachs von dem Spinnrocken der Jungfrau Maria — das Haupt des Johannes, des Täufers, iſt in mehr, als nur in einem Domſchatze, wiewohl er ſelbſt nur eines gehabt haben ſoll: aber hätten wir dieſen Zahn des Eſels noch, wie ſehr würde er dem einbrechenden Unglauben ſteuern, und den Mönchen die herrlichſten Dienſte gegen den Durſt leiſten, der ihnen zu drohen ſcheint, ſeitdem die Zehenden zu verſiegen anfangen!

Setzen Sie, vortrefliche Dokteranden! ſo vieles haben Eſel ſelbſt — ſo vieles haben Menſchen durch Eſel gethan! und wir ſollten ſie noch verachten? — ſie, die einen Schwindſüchtigen beſſer heilen, als Tiſſot — ihre Kinder mehr lieben, als Rouſſeau und manche Fürſtin — ſo tapfer ſind, als Ajax, oder als neuere

Generale; denken Sie Sich, welche Sie wollen, denn alle, die seit vier Jahren *) Heere anführen, haben sich schneller zurükegezogen, als der Homerische Esel vom Gerstenfelde — ſie, die — und das sezt ihren Verdienſten die Krone auf — so treu gegen ihre Herren, so tolerant, so genügsam und so fromm sind, als die Neufranken! — Nun entscheiden Sie, ob wir uns nicht selbst einiges Verdienſt erwerben, wenn wir seine verkannten Verdienſte ins Licht sezen, und ihm die Ehre wieder erwerben, die nur Neid oder Dummheit ihm rauben konnte?

Rabener hat seine Abhandlung über Sprüchwörter dem großen Esel des großen Sancho Panſa zugeschrieben. Man hielt es für Satyre: ich aber glaube, daß Rabener einer von jenen helldenkenden Köpfen war, die sich über ihr Jahrhundert erheben. So wie Matthias Flacius, der Illyriker, die Zeugen der Wahrheit aufſuchte, d. i. aus den Schriften der Gelehrten vor Luthers Zeiten erwieß, daß viele schon vor Luthern lutherisch gedacht haben: wie man Wolfianer fand vor Wolf, und wie ohne Zweifel schon irgend ein Gelehrter Kants Philoſophie im Diogenes von Laerte entdekt hat: so wird Rabener einſt — wenn die Achtung für die Esel eine öffentliche Meinung von einem Pole zum andern, oder, wie die **franzöſiſche Akademie** schrieb, vom kalten bis zum heißen Pole **), seyn wird — unter den Zeugen dieſer Wahrheit aufgeſtellt werden, und er hat ſich durch die frühzeitige Lobrede, wodurch er den künftigen Jahrhunderten zuvorkam, als einen großen Geiſt bewährt.

*) Geſchr. 1794.
**) Oeuvres de Voltaire, Vol. LXXI. 219.

Glauben Sie nun nicht, weise Doktoranden! daß die vortrefflichen Eigenschaften unsers Helden ihm einen großen Vorzug so gar vor den erlauchtesten Pferden geben? Ist ein Brilliador so getreu gewesen? ein Rossinante so genügsam und mäßig? ein Bucephalus so tolerant? ein Babiesa so fromm? Hat Caligula's wiehernder Consul in Rom solche Kinderliebe gezeigt? Ist das Fleisch der Pferde so heilsam, als ein Lendenbraten vom Esel?

Da also entschieden ist, daß seine Verdienste ihm den Rang vor den berühmtesten Pferden in der Welt geben, daß er hohe Tugenden besitzt, die er nur mit der ersten Nation in der Welt theilt, und daß in Ansehung seiner übrigen Talente und Vorzüge die gemeinen Völker der Erde, als, Teutsche, Engländer, Italiäner, weit unter ihm stehen, so könnten wir nun Triumph rufen, wenn nicht die Hartnäkigkeit seiner Tadler noch immer von einigen seiner Mängel und Schwachheiten ein Geschrei erhübe.

„Um so vollkommen zu seyn — sprechen sie — als der Redner ihn uns, wer weiß aus welcher geheimen Sympathie, schildert, fehlt ihm die Sprache!“

Die Sprache? fehlt demjenigen die Sprache, der einst wirklich gesprochen hat? Haben Sie denn nicht in Ihrer Bibel gelesen, wie Bileams Eselin einst mit ihrem Herrn eine Unterredung hielt?

„Ja, aber das war ein Wunder?“

Ein Wunder soll es seyn, wenn Esel sprechen? Etwa gar nur ein Wunder des alten Testaments, wo auch

Schlangen reden? — Finden Sie denn die geringſte Spur von Verwunderung, die Bileam über die Anrede der Eſelin äuſſerte? Hat er alſo nicht ihre Sprache für etwas ganz Gewöhnliches gehalten? Nein! meine Herren! es iſt kein Beweiß, wenn jemand nicht ſpricht, daß er nicht ſprechen kann, wie ich mich auf ihr Beiſpiel, meine Herren Doktoranden! bei Vertheidigung Ihrer Streitſchrift berufen kann: ſo wenig, als es ein Beweiß iſt, daß jemand ſprechen kann, ſo viel er auch ſpricht. Den Grund davon finden ſie in unſern Geſellſchaften, in den Verſammlungen, in den Kirchen, in allen gelehrten Diſputationen. Seien Sie alſo verſichert: es iſt bloße Beſcheidenheit des Eſels, wenn er ſeinen Mund nur ſelten öffnet; und gewiß denkt er deſto mehr, je weniger er redt.

„So glaubt der Redner wohl gar auch, daß er geſcheider iſt, als er ſcheint?“

Und Sie nicht? — Hat er ſich nicht in jenem ganzen Auftritte, den die Bibel uns darſtellt, geſcheider erwieſen, als ſein Herr, der doch ein Prophete war? Der Mann Gottes wollte ein ganzes Volk verfluchen. Die Eſelin ſahe die Unnützlichkeit dieſer Operation ein, und ſuchte den heiligen Mann durch eine ſcheinbare Widerſpenſtigkeit davon abzuhalten. Die Eſelin bemerkte den Engel, Bileam war blind. Der Prophete läßt ſich von ſeinen Leidenſchaften dahin reißen, und droht ſogar voll Zorns, das Thier zu tödten, wenn er nur ein Schwerd bei ſich hätte. Aber die ſtoiſche Eſelin bleibt gelaſſen bei allen Prügeln des Mannes-Gottes, und ſpricht mit der Ruhe eines Weiſen und mit der

Gutmüthigkeit eines alten treuen Dieners: „Bin ich nicht deine Eselin, darauf du geritten hast zu deiner Zeit bis auf diesen Tag? Hab' ich auch je gepfleget dir also zu thun?“ So zeigte sich also der Prophete rachsüchtig, kurzsichtig und zornmüthig — Eigenschaften, die einen frommen Mann eben nicht sehr zieren, wiewohl sie manchen schon zeigte, — die Eselin tolerant, hellblickend und gelassen — und wer verdient also mehr unsre Achtung, sie oder der Prophete?

„Wie? der Redner ertheilt dem Esel so gar vor jenem Propheten den Vorzug? Hat er denn die Sprüchwörter vergessen: ein Esel bei der Sakpfeife — ein Esel mit der Laute! Diese Sprüchwörter bezeichnen die Ungeschicklichkeit des Esels doch deutlich genug! und die Wahrheit derselben wird er doch nicht läugnen?“

Nein! so wenig, als Rabener! Allein daß der Esel seine Geschicklichkeit auf der Flöte oder sonst einem Instrumente nicht zeigt, ist daraus zu schließen, daß er sie nicht besitzt? Sind große Genie's nicht gerade am geizigsten mit ihren Talenten? Mußte man eine Gabrieli nicht durch ihren Liebhaber reizen, wenn sie trillern sollte? Versagte es nicht Vestris einem Könige von Schweden, seine Springkünste sehen zu lassen? Ists also nicht vielleicht eine Künstlerlaune des Esels, wenn er nicht singen und nicht tanzen will? Denn könnte ers nicht, warum liebte ihn denn der Gott der Tonkunst und der Dichter? Gewiß kann er singen, wie eine Gabrieli, gewiß tanzen, wie ein Vestris, gewiß Violine spielen, wie Lolli, und das Klavier, gleich einem Jomelli, wenn er nur wollte. Er, der die Welt durch

ſeine Tugenden zur Nachahmung zu erwecken, und ſie durch ſeine Vorzüge zur Nacheiferung zu reizen geſchaffen iſt, hält's unter ſeiner Würde, ſie durch Sprünge und herausgepreßte Töne nur zu vergnügen. Denn er ſieht wohl ein, daß die Menſchen, wenn er ſie ergötzte, ſeine reine Sitten verderbten. Sie würden ihn mit beſſerem Futter belohnen, wie die Fürſten ihre Geiger und Pfeifer, und dieſes könnte ihn muthwillig und übermüthig, folglich der Tugend ungetreu machen, die, wie gewöhnlich, auch bei ihm zwar gelobt wird, aber darbt *).

Geſetzt aber auch, unſer Eſel könne weder ſingen noch tanzen, iſt der Mangel dieſer Talente ein weſentlicher Fehler, um deſſen willen wir berechtigt wären, ihm einen Theil unſerer Hochachtung zu entziehen? Halten Sie die Göttin der Gelehrſamkeit weniger hoch, weil ſie die Flöte nicht blieſ? Wer weiß, bläßt ſie der Eſel auch aus dem nämlichen Grunde nicht, wie Minerva, um durch das Aufblaſen der Backen die Schönheitslinie nicht zu zerſtören **)? Iſt Herkules weniger Herkules, weil er die Cither ſpielen zu lernen zu ungeſchikt war? Erinnern Sie Sich nicht des großen brittiſchen Staatsmanns, über den ſein franzöſiſcher Tanzmeiſter ſich ſo ſehr wunderte, daß er in der Folge Miniſter wurde? — „Wie? ſprach der Pariſer; Lord Holland ſoll Miniſter geworden ſeyn? er, der nicht einen Schritt im Menuet ordentlich machen lernte?“ Aber war er darum

*) Juvenal I. 74. Probitas laudatur & alget.

**) Propert. II. 23, 86.
Turpia cum faceret Palladis ora tumor.

weniger Miniſter, ob er gleich nicht ſchön tanzte — und iſt alſo auch unſer Eſel weniger Eſel, wenn er ſchon weder flötet, noch Solo tanzt?

„Aber hat er nicht Dummheit verrathen, als er ſich die Laſt der Schwämme, die er trug, dadurch zu erleichtern ſuchte, daß er ſich ins Waſſer legte, und ſie gerade deſto ſchwerer machte?“ *)

Hierauf antworte ich: iſt denn dieſe Geſchichte auch erwieſen? Iſts vielleicht nicht eine Anekdote irgend eines Reiſenden, die er von ſeinem Lehnlakeien erhielt? Man weiß ja, wie zuverläßig dieſe ſind. Geſetzt aber auch, ſie ſeye wahr: kann man ihn darum dumm ſchelten. Hat nicht das klügſte aller Völker, die ſind, waren und ſeyn werden, die Abgaben abgeſchüttelt, die einſt ein König ihm auflegte, um alsdann von den Stellvertretern ſeiner Majeſtät ſich nicht bloß auf einige Louisd'or taxieren, ſondern ſo gar alle Früchte, alles Vermögen, ſein Weib und ſeine Söhne, ja ſich ſelbſt und ſein Leben in Requiſition ſetzen zu laſſen! Hat es ſich nicht vom Deſpotismus eines Miniſters losgemacht, der nur in die Baſtille ſetzte, um ſich einer Revolutionsregierung zu unterwerfen, die ſogleich zu Hunderten in den Tod ſchickte? — Soll dieſer Umſtand für ſeine Dummheit mehr beweiſen, als der andere, daß er vorher einmal ſeine Laſt Salz im Waſſer untertauchte, für ſeine Klugheit beweißt? Laßt uns billig ſeyn! Wer weiß, aus welchen Abſichten er die Schwämme mit Waſſer anfüllte? Hat ers nicht vielleicht gethan, um Experi-

*) Aeſops 281. Fabel.

mente über die Schwere, oder in der Hydroſtatik zu machen? Wenn jemand, der ſonſten klug handelt, einmal etwas thut, das den Schein der Dummheit hat, ſoll man nicht menſchenfreundlich glauben, er habe gute Gründe gehabt, ſo zu handeln, ob wir ſie gleich nicht allemal einſehen? Denn ſelbſt die **Langſamkeit**, mit der er zu handeln pflegt, und die man ihm ſonſten vorrükt, beweißt gar ſehr, daß er immer, gleich uns Teutſchen, vorher lange überlegt, ehe er einen entſcheidenden Schritt thut. Hat er ihn aber einmal gethan, ſo wird er ihn nie gereuen, weil er ihn vorher nach allen Seiten überlegte. Man rühmts am Cäſar Auguſtus, daß er dem Grundſaze folgte: Eile mit Weile! Iſts nicht ungerecht, die Ausübung der nämlichen Maxime an einem Menſchen zu loben, und beim Eſel zu tadeln? Etwan, weil jener ein regierender Herr war? Welche Parteilichkeit! —

Ich ſchmeichle mir nun, die Einwürfe der Eſelsfeinde hinreichend widerlegt, und alle Zuhörer dieſer anſehnlichen Verſammlung, vorzüglich aber Sie, unparteiiſche Doktoranden! von der Denkkraft und den großen Fähigkeiten des Eſels überzeugt zu haben. Gewiß würden auch Sie ausführen, was jener Grammatiker, ein Kenner der Eſel, übernahm *), ihn in zehen Jahren zu einem Doktor, das iſt, Ihrem Kollegen, zu machen, wenn ers nicht wirklich ſchon iſt. Denn einen Liebling Apolls werden Sie von der akademiſchen Geſellſchaft um ſo weniger ausſchließen, da wir bereits das

*) S. die Fabel des Abſtemius S. 592. Reveletz Ausgabe des Aeſops.

Beiſpiel der baieriſchen Univerſität Ingolſtadt haben, daß die Eſel — wie aus dem Namen der Eſelsbaſtei und der Eſelswieſe zu ſchließen iſt — dorten nicht fremde ſind, wiewohl mirs ſelbſt einigen Verdacht gegen ſeine Kenntniſſe erwecken müßte, wenn einer derſelben ſchuld geweſen wäre, daß Bayle's Wörterbuch daſelbſt verbannt wurde.

Doch geſezt, auch ein Eſel hätte ſich einmal vergeſſen, wie ein Held, oder von einem Jeſuiten verführen laſſen, die ja manchen großen Herrn, und nicht nur Eſel, verführt haben, ſo verzeihen wir dieſem einzigen Bayle's Verbannung, wegen der Verdienſte, die das Geſchlechte im Ganzen um die Menſchheit hat, beſonders um der Kunſt willen, welche die Menſchen von ihm lernten, die Reben zu ſchneiden. Ja, von dieſer Seite nähert er ſich den Wohlthätern der Menſchheit, und den Erfindern der nüzlichſten Handgriffe des Akerbaus, und ſteht alſo nahe an der Seite einer Ceres und eines Bacchus.

Nur Ein Punkt ſcheint mir noch übrig zu ſeyn, an dem ſeine Gegner ihn halten — die **Ohren**. Dieſe, beliebt es ihnen, zu lang zu finden. Wo iſt dann die Schönheitsregel, die das Maas der Ohren ohne Widerſpruch beſtimmt hätte? Welcher Hogarth hat die Linie hierinnen gezogen? Was ein Gott einſt einem Könige mittheilte, ſollte das ein Fehler an dem Eſel ſeyn?

Körperliche Fehler ſind uns genau bekannt. Was die Frauenzimmer zu viel oder zu wenig haben, wiſſen ſie von und an ſich ſelbſt gar wohl, und beſizen die Kunſt,

es zu verbergen — ein Beweiß, daß ſie das Fehlerhafte erkennen. Nun aber verbirgt der Eſel ſeine Ohren nie: Iſt alſo nicht ſicher daraus zu ſchlieſſen, daß er ſie für keinen Fehler hält — und in der That, ſie ſinds auch nicht! Denn kann dasjenige ein Fehler ſeyn, was unſere Sinnen feiner macht, und ihnen größere Vollkommenheit giebt? Nun iſt bekannt, daß die Wilden in Amerika größere Ohren haben, als die Europäer, weil dorten die Mütter die Ohren ihrer Kinder nicht an den Kopf drücken, ſondern ſie ihrem natürlichen Wachsthum überlaſſen. Daher hören die Wilden beſſer, und viel weiter, als wir. Sehen Sie, meine Herren! wie das, was man dem Eſel zum Fehler machen wollte, nun ſogar ein neuer Beweiß ſeiner beſſeren Einſichten wird! Denn könnte er die Ohren ſeiner Jungen nicht auch andrücken, und dadurch verkleinern, wie wir? Daraus aber, daß ers nicht thut, erhellt, wie ſehr er in der Erziehung nur der Natur und dem J. J. Rouſſeau folgt, folglich ſeine Kinder vernünftiger erzieht, als die Europäer.

Geſetzt auch, ſeine größeren Ohren wären ein Mißwachs, ſo gewinnt er, was er an körperlicher Schönheit verlöre, auf der andern Seite an Schönheit der Seele, deren gewiß ein Theil die Offenheit ſeines Charakters iſt. Denn dieſe erlaubt ihm nicht, ſeine Fehler zu bemänteln, wie die Menſchen, beſonders die Frauenzimmer, thun, ſondern er trägt alles, was die Natur ihm gab, öffentlich zur Schau, und meiſtert nicht, wie

die Menſchen, an der alma mater rerum. Zwar — ſagt man — er habe die Löwenhaut darum einmal angezogen, um ſeine Ohren zu decken. Wie ungerecht! Wäre dieſes ſeine Abſicht geweſen, hätte er dann ſo ſehr ſeiner vergeſſen, daß er ſich durch ſein Geſchrei ſeinem Herrn verrieth? Und gäben wir auch zu, er habe ſich einmal den Spaß machen wollen, **mehr vorzuſtellen, als er iſt** — wie verzeihlich iſt ſolch' ein Scherz, da es Menſchen ſo oft und ſo viel im Ernſte thun, und dieſer Fehler alſo ſehr menſchlich geweſen wäre! Denn die Hand aufs Herze! — wie **wenige** von uns, ſelbſt auf den berühmteſten hohen Schulen, **ſtellen vor**, was **ſie ſind**, und wie **noch viel wenigere ſind, was ſie vorſtellen**! Wie mancher will heut' zu Tage in Frankreich für einen ächten Freiheitsfreund gehalten werden, weil er immer gewiſſe hochtrabende Ausdrücke von Stürzung der Tyrannen und Zertrümmerung aller Thronen im Munde führt! Wie mancher ſetzt ſeinen Patriotismus in die langen Hoſen, die abgeſchnittenen Haare und den Schnurrbart! Was aber der Eſel vorſtellt, das iſt er! und wie viel er iſt, wie groß, wie weiſe, wie treu, wie wohlthätig, wie genügſam, wie tolerant, wie fromm, glaube ich nun durch meine Rede hinreichend erwieſen zu haben.

Menſchen halten Lobreden auf Menſchen — aber nie hat ein Eſel eine Lobrede auf ſich ſelbſt gehalten. Dieſes hat ſeine **Beſcheidenheit** — der letzte und zugleich der erſte ſeiner Vorzüge, die Krone ſeiner Tugen-

den! — den Menſchen überlaſſen, weil er verſichert war, daß ſelbſt der Menſch, ſo blind er ſonſten gegen andere Verdienſte iſt, als gegen ſeine eigenen, ſo hart er den Eſel zuweilen behandelt — gegen ſeine Vollkommenheiten, ſo bald er die Augen öffnete, nicht mehr ungerecht ſeyn würde.

Dieſe Beſcheidenheit des Eſels gewährt mir den natürlichen Uebergang von unſerm preißwürdigen Thiere zu Ihnen, gleich beſcheidene Doktoranden! Schon lange konnten ſie ihr Haupt mit dem Doktorhute zieren. Allein Sie wolltens nicht eher, bis Sie Sich die vollen Verdienſte erworben hatten, die ſein gerechter Beſitz erfordert. Mancher ließ ſich ihn früher ertheilen, um ſeine Ohren damit zu decken — Sie nicht: Mancher ließ ſich ihn von einer fremden Akademie um ſein baares Geld zuſchicken, ohne erſt eine öffentliche Streitſchrift gegen die Einwürfe der Fakultiſten zu vertheidigen, wie ſelbſt D. **Bahrdt** gethan hat. Sie aber betraten muthvoll den akademiſchen Katheder, löſten die Syllogiſmen der Opponenten nach allen Regeln der Logik auf, zeigten die Schwäche der gemachten Einwürfe, und kehrten als Sieger aus dem gelehrten Kampfe zurücke. Doch um eben dieſer Ihrer anerkannten Beſcheidenheit keine Gewalt anzuthun, ſchweige ich von Ihren übrigen Verdienſten. Wenn ich Ihnen alſo hiermit den Doktorhut öffentlich aufſetze, ſo iſts keine Löwenhaut, die Sie dekt, ſondern Sie ſtellen vor, was

Sie ſind, und ſind, was Sie vorſtellen — ächte Doktoren. Ja,

Digni, digniſſimi eſtis intrare
In noſtro docto corpore!

Dixi!

III.

Rede

über die

Vortrefflichkeit

der

teutſchen Reichsverfaſſung.

Geſchrieben im Anfange des Jahrs 1795.
Revidiert — — — — 1797.

— difficili bile tumet jecur.
Hor. Od. I. 13, 4.

Rede
über die
Vortrefflichkeit
der
teutſchen Reichsverfaſſung
gehalten
auf dem
Reichstage zu Regensburg.

Teutſche Männer!

So rede ich Sie an, Geſandten der teutſchen Fürſten und Stände! und dieſe Anrede wird Ihnen, hoffe ich, mehr ſchmeicheln, als wenn ich zu Hoch- und Wohlgebohrnen, von Hoch- und Wohlweiſen, Geſtrengen, Fürnehm- und Fürſichtigen Herren redete. Denn ſeitdem die neueren Barden durch ihre Lieder, die bekanntlich in aller Händen ſind, und von der Jugend verſtanden, gelernt und geſungen werden, den alten Nationalgeiſt wieder erweckt haben, tönt dem Ohre ſchon des Knaben nichts lieblicher, als Eutherion, Filea und Wurdi, und ſo meichelt einem ächten

Teutschen nichts mehr, als das Lob der Mannheit. Zwar verdienen wir oft dasjenige Lob am wenigsten, was uns am meisten schmeichelt. Allein meine ganze Rede wirds beweisen, daß wir aufs neue sind, was unsre Väter waren, stark, wie die Eichen im Haine der Veleda, tapfer, wie wenn wir alle Hermanne wären, und einig, wie die Cherusker am Tage der Schlacht gegen den Varus.

Also, teutsche Männer! werden Sie nicht überrascht seyn, wenn ich Sie von der Vortrefflichkeit unserer Staatsverwaltung unterhalte. Vielmehr sind Sie von der Wahrheit meines Satzes so überzeugt — denn Sie selbst sind ja die Hebel, die diese Staatsmaschine in Bewegung setzen und erhalten — daß ich fürchten muß, Ihnen durch den Vortrag einer längst bekannten und entschiedenen Sache Langeweile zu machen, oder gar ihre Bescheidenheit durch das Lob, das nothwendig von ihnen in meine Rede einfließen muß, zu beleidigen. Allein thun Sie Sich, ich bitte, einmal nur eine kleine Gewalt an, etwas, wiewohl so wenig, als möglich, zu Ihrem Ruhme zu hören. Man preißt edle Männer, nicht um sie durch Lob zu bestechen, oder stolz zu machen, sondern um sie zu überzeugen, daß man ihre Verdienste erkennt. Man setzt die bekannte Vortrefflichkeit einer Sache ins Licht, um die Zeitgenossen und Nachwelt zu erwecken, sie in ihrem Glanze zu erhalten.

Schon beinahe seit die Menschen in Gesellschaft leben, ist von den Philosophen und Staatsklugen die Frage aufgeworfen worden: welche Verfassung die beste ist? Ists besser, unter einem einzigen Haupte zu leben, oder unter mehreren? und, wenn das Regiment mehrerer

den Vorzug verdient, so fragt sich wieder: sind diese Mehrere nur aus gewissen Familien zu wälen, oder aus der ganzen Masse des Volks? Mit Einem Worte: welches ist die beste Regierungsform, die monarchische? die aristokratische oder die demokratische?

Sie sehen sehr leicht ein, daß jede gewiße Vorzüge hat. Daher haben auch parteiische Schriftsteller keine große Mühe gehabt, das Gute derjenigen darzustellen, unter welcher sie selbst lebten.

Vor dem Jahre 1789 lebte und starb der Franzose für seinen angebeteten König — der Nürnberger erhebt bekanntlich seine Patricier, und der Nordamerikaner lobt die Demokratie.

Je einfacher die Maschine — sagt der Monarchiste — je ausgezeichneter das Haupt des Staats ist, desto leichter und sicherer gehen die Operationen, desto gewisser werden die Gesetze befolgt.

Unsere Edelleute — sezt der Venetianer voraus — sind der gebildetste und aufgeklärteste Theil des Volks. Bei ihnen ruht daher die gröste Weisheit, und sie müssen also die besten Gesetzgeber seyn.

„Ist denn — ruft der Demokrate den Ulmern entgegen — die Weisheit nur auf diejenigen Familien eingeschränkt, die eine gewiße Anzahl von Ahnen aufstellen können? Nein! der geringste Schuhflicker sieht besser und weiter, als ein Nürnberger Junker. Es ist denn doch billig, daß wir zu den Gesetzen, denen wir gehorchen, und zu den Abgaben, die wir bezahlen sollen, auch ein Wörtchen zu sprechen haben. Sonsten fürchte

man uns die unsinnigsten Gesetze und unerträgliche Lasten auf.“

Wer hat Recht? — Keiner, und alle drei! — Schon der einsichtsvolle Polyb hat es entschieden, daß diejenige Verfassung die beste ist, wo diese drei Regierungsarten weise gemischt, und gegen einander abgewogen sind, so viel menschliche Klugheit es kann, und die Vorzüge der vermischten Verfassung an dem alten Rom erwiesen.

Die Konsule hatten die Macht und das Ansehen eines Königs, sie führten die Kriege fast uneingeschränkt. Der Adel verwaltete die Staatseinkünfte, von denen er Rechnung ablegte. Denn er konnte besser rechnen, als der Plebeier. Auch saß er bei den meisten Rechtshändeln zu Gerichte. Denn er hatte, wie wirs nennen, gleichsam studiert. Ueber Leben und Tod hingegen sprach das Volk, das die Gesetze annahm oder verwarf, denen es hauptsächlich gehorchen mußte, und den Krieg entschied, zu dem es Mannschaft stellen sollte.

Jeder dieser drei Gewalten schien in ihrem Wirkungskreise uneingeschränkt — und doch mußte immer die eine auf die andere Rücksicht nehmen, und jede bewachte die andere aus einer natürlichen Eifersucht, so daß Polyb mit Recht sagt: „Niemand, selbst kein Römer, könne entscheiden, ob das Ganze der Verfassung aristokratisch, demokratisch, oder monarchisch sei?“ *)

Schon lange ist auch über die Verfassung des teutschen Reichs unter den Publicisten gestritten worden, und nie

*) S. Buch 6. Kap. 9.

wurden sie einig. Schon lange tadelte man bald diesen, bald jenen Punkt derselben, und entwarf tausend Verbesserungsprojekte. Die übrige Welt, ausser den Projektemachern, sahe ein, wie unnütze sie waren, und daher wurde an diesem Staatsgebäude auch nichts ausgebessert. Immer blieb beim Alten, und Polyb entscheidet nun, daß unsere Verfassung die beste ist, so trefflich, wie die Römische. Denn kann man nicht von der unsrigen eben so wenig, als von der Römischen, sagen: ists eine Monarchie, oder Aristokratie, oder Demokratie?

Betrachtet man den Kaiser, so zeigt er den Pomp und das Ansehen eines Monarchen. Die Fürsten stellen den teutschen Senat dar — und der Hauptumstand, daß bei so vielen Köpfen so wenig, so langsam, mit so vielen Widersprüchen beschlossen, und noch weniger ausgeführt wird, giebt dem teutschen Reiche das Ansehen der Demokratie. Und wie sehr es auch darinnen mit dem Römischen Staate übereinkömmt, daß jeder Stand den andern bewacht, jeder die Schritte des andern beobachtet, und keinen gestattet, der weiter führte, als man zur Zeit Maximilians oder Ludwigs des Baiern gegangen war, wird die weitere Ausführung meines Satzes darstellen.

Freilich kann der Zuschnitt einer Verfassung noch so herrlich seyn, und doch das Volk nicht glüklich machen, wenn dieses der politischen Glükseligkeit nicht selbst fähig ist. Ein Beweis davon ist izt die fränkische Nation. So sehr ihre Konstitution auf den Grundschulen der Natur- und Menschenrechte ruht, wie sie selbst alle Welt versichert, sieht man den Bürger doch nicht glüklich, und

der Nationalkonvent muß alle Tugenden nach einander erst dekretieren: statt, daß die Tugenden vorangehen sollten, worauf die philosophische Konstitution sich von selbst eingeführt hätte. Der Teutsche aber ist das schon, was er seyn soll, um durch seine weise Verfassung so glüklich zu seyn, als sie ihn machen kann.

Meine Rede theilt sich also ohne Zwang in zwei Hauptabschnitte:

erstlich entwikle ich die Vorzüge der teutschen Staatsverfassung, und beweiße

zweitens, wie der Charakter der Nation sie fähig macht, des Glüks zu genießen, das ihr diese weise Staatsverfassung gewährt.

Um geneigtes Gehör darf ich Sie nicht erst bitten, wie es gewönlich ist. Der Innhalt meiner Rede reizt Sie gewiß, teutsche Männer! da sie von dem Glanze und dem Glücke einer Verfassung spricht, deren Erhaltung Sie alle Ihre Arbeiten und Nachtwachen, selbst ihre sparsame Ferien, widmen. —

Der Kaiser — denn ab Jove principium! — ist gleichsam der Consul Teutschlands — er, der erste Herrscher der Welt, der König der Könige, wie Homer allzustolz von seinem Agamemnon sagt — er, das Haupt von hundert Fürsten! Mit welcher Feierlichkeit wird er gewält und gekrönt! Selbstregierende Herren bedienen seine Tafel, und Herzoge erwarten seinen Wink. Aber wie weise haben ihm diese Herzoge, Fürsten und Kurfürsten nur den äußerlichen Pomp gelaßen, und ihn in

andern Punkten so eingeschränkt, daß sie ihn dadurch zu einer Art von höherem Wesen erhuben, das sich nur vom Dampfe des Wehrauchs nährt. Denn was die kaiserlichen Einkünfte betrift, so fürchteten die mächtigen, besonders die geistlichen Stände: es möchte einst ein Kaiser sie misbrauchen, eigneten sich daher die ergiebigen Rheinzölle und dergleichen selbst zu, und ließen dem Könige der Könige und dem Fürsten der Fürsten nur ungefehr zehentausend Thaler. Welche weise Sparsamkeit! So ehrte Prometheus, der Erztruchseß des Olymp, den Jupiter, daß er ihm zuerst vorlegte, aber nur Knochen zutheilte, und die besten Stücke für sich behielt.

Gleich weise haben die Stände mit dem Kaiser die Aussprüche der Gerechtigkeit getheilt. Der Kaiser scheint der oberste Richter zu seyn, und sein Reichshofrath fällt Urtheile gegen Fürsten und ganze Länder. Mit welcher Pünktlichkeit und Schnelle wird es gegen den Herrn einer kleinen Insel des festen Landes vollstrekt! Aber gefällt es einem Mächtigeren nicht, hinter wie viele Schanzen kann sich dieser retten, bis der Arm der Gerechtigkeit ihn endlich erreicht! Welches unübersteigliche Bollwerk ist nicht die Appellation an Sie, Männer des Reichstags! Welches heilsame Rechtsmittel! Denn könnte nicht ein Kaiser, wie einst Ferdinand der zweite durch das berüchtigte Restitutionsedikt, durch einen einzigen Ausspruch die Freiheit und Gerechtsame der teutschen Stände umstürzen? Wie klug ist also auch diese Einrichtung, daß die mächtigern Reichsglieder gehorchen dörfen, nur wenn sie wollen! Denn daß sie allezeit wollen, so bald sie überzeugt sind, der zu Wezlar oder Wien geschehene Ausspruch gereiche zum Vortheile des gesammten werthen

teutschen Vaterlands, ist bekannt, und durch tausend Beispiele bestätigt.

Muß endlich das teutsche Reich Krieg führen, wie ists da wiederum so gut, daß der Kaiser, als Kaiser, keine eigene Macht hat, sondern sie erst von den Ständen dekretieren lassen muß! Denn könnte er sie nicht gegen unsere Freiheit misbrauchen?

So herrscht also immer ein weises Mistrauen gegen den Kaiser, der, wie die Stände fürchten, durch den großen Glanz seines Namens und seiner Ehre sich verführen lassen könnte, das sein zu wollen, was er vorstellt — das wirkliche, und nicht nur das scheinbare, Haupt einer weitausgebreiteten Konföderation!

„Allein könnte nicht einer der Stände selbst so mächtig werden, daß er auf dem Reichstage den Ton anaeben wollte, und die übrigen in eine Art von Untermürfigkeit versetzte?“

Auch dafür hat die teutsche Politik gesorgt. Jeder Stand beobachtet sorgfältig die Schritte des andern, die Fürsten jede Handlung der Kurfürsten, die Grafen und Reichsstädte die Maasregeln der Fürsten, die Baronen die Verordnungen ihrer Nachbarn — alle aber des Kaisers. Hätten die Alten eine Göttin des Mistrauens verehrt, so müßte man glauben, noch ist sein sie die Gottheit von Regensburg, und zähle so viele Priester, als Deputierten da sind. Da ist oder scheint wenigstens wichtig, was sonsten ziemlich gleichgültig seyn mag, und was wirklich nicht gleichgültig ist, wird — wie aber nur hypochondrische Politiker klagen — über den minder Wichtigen, oder ganz Gleichgültigen versäumt.

Man erzählt von den Sinesern: sie haben ein großes dickes Gesezbuch, worinnen jeder Schritt bei Besuchen und bei allen Auftritten des gesellschaftlichen Lebens aufs pünktlichste vorgeschrieben seie, und, alle Ceremonien aufs genaueste zu wissen und zu beobachten, mache einen wichtigen Theil der Gelehrsamkeit eines Mandarins. Ist nun das Volk der Sineser, wie die Jesuiten versicherten, das weiseste der Erde, so dörfen wir, ohne unsere Bescheidenheit zu beleidigen, unserer Nation einen, wo nicht höheren, doch gewis gleichen Grad der Weisheit zutheilen. Mißt nicht der fürstliche Gesandte die Schritte, die er ins Zimmer des kurfürstlichen thut, mit geometrischer Genauigkeit ab, und berichtets sogleich, als einen Einariß in die Rechte seines Herrns, sofalich als einen Punkt, der die Glükseligkeit des Landes seines Principalen untergraben kann, wenn ihm der kurfürstliche nur Einen Schritt zu wenig entgegen kam? Welcher Umsturz der teutschen Verfassung war einst zu fürchten, als die kurfürstlichen Gesandten Excellenzen hießen, und auf rothen Stühlen sizen, den fürstlichen aber nur grüne gestatten wollten? Wie? nur mit silbernen Messern und Gabeln sollten diese bei feierlichen Gastmalen bedient werden, jene mit goldenen? Jene sollten einige Maas Ehrenwein mehr von der Stadt erhalten, die fürstlichen weniger, als ob der Abgeordnete eines Landgrafen nicht eben so viel trinken könnte, wie der Mainzische! — Spöttet, oder Kurzsichtige mögen immerhin sagen: das Ceremoniel seie nicht die Hauptsache — über solchen Possen versäume man das Wichtigere — es komme einer großen Nation zu, sich über unbedeutende Gebräuche hinauszusezen, wie die Französische mit Gott selbst keine Umstände mehr macht; oder, lege sie auch einigen Werth

darein, sie endlich einmal durch einen Vertrag auf immer in Ordnung zu bringen.

Allein würde alsdann, wenn alle gegenseitige Ansprüche und Verhältnisse beygelegt wären, nicht das so hochnöthige politische Mistrauen gegen einander aufhören? und kann man nicht jene Stelle des Horaz hier anwenden? „Was Euch Kleinigkeiten scheint,

das kann für einen Freund,
der nur einmal sich lächerlich gemacht,
und schlecht von unserm Publikum
empfangen ward, sehr große Folgen haben! *)

Wie wohl bedachte diese Maxime jener kurfürstliche Gesandte, der in einem rothen Mantel bei einem Gastmale erschien, und ihn, als er sich zu Tische setzte, von den Schultern fallen ließ, um doch auf einem rothen Tuche zu sitzen, das ihm die Eifersucht der altfürstlichen Gesandten versagte! Wie schnell berichtete er seine Kriegslist an seinen Hof, und wie sicher erhielt er das Dekret: er habe sich um das ganze Kurfürstenthum verdient gemacht, und Anspruch auf eine Erhöhung des Gehalts, so wie seine Asche einst auf eine Stelle im teutschen Pantheon, das im Jahr 2440 errichtet werden wird! Wie viel leichter konnte es Frankreich gelingen, sich im Besitze dessen, was es sich ehemals durch seine Reunionskammern, als Kläger und Richter zugleich, zugesprochen hatte, auf immer zu erhalten, wäre es den fürst-

*) Horaz dritte Epistel an die Pisonen, im zweiten Buche, V. 451. 52.
— hae nugae seria ducunt
In mala derisum semel exceptumque sinistre.

lichen Gesandten nicht gelungen, ihre Stüle doch wenigstens auf die Franzen der Teppiche zu stellen, auf denen die Stüle der kurfürstlichen stehen! Und wie gewiß hätten die Türken, wegen der damals langsamen Rettungsanstalten, Wien im Jahr 1683 erobert, wenn die altfürstlichen Gesandten sichs gefallen ließen, daß ihnen nur vier Maien, den kurfürstlichen aber sechs, gesteckt würden! oder hätte der Mellenburgische Gesandte nicht protestiert, im Fall' die Wirtembergische Gesundheit vor der seinigen getrunken würde!

Denn, teutsche Männer! dieses politische Mistrauen, das die gegenseitigen Rechte immer im Gleichgewichte erhält, hindert nicht, daß der ganze Reichstag und die ganze Nation doch mit aller brüderlichen Einigkeit handelt, so bald das teutsche Vaterland in Gefahr ist.

Vor hundert Jahren war das Reich durch die despotischen Reunionskammern Ludwigs des 14. gedrängt, und sollte einen ansehnlichen Theil der am Westufer des Rheins gelegenen Länder verlieren. Was damals Despotismus that, sucht die französische Nation izt nach zertrümmerter Monarchie, theils durch Gewalt der Waffen, theils durch süße Vorspieglungen auszuführen. Daher die reizvollen Einladungen, welche die abgeschikten Repräsentanten an die Pfälzer, Wormser und Mainzer ergehen ließen! Konnte Teutschland diese neuen Freiheitreunionskammern gestatten? Die Nationalversammlung hat die königliche Redensart „daran geschieht unser Wille und Meinung!" *) abgeschaft: waren aber ihre Schlüsse,

*) Tel est notre plaisir.

durch die Pfle dem Pabste Avignon, dem Hause Oesterreich die Niederlande, Sardinien das Herzogthum Savoyen, dem Hause Oranien seine Rechte und Güter ꝛc. entzogen, um daraus die Departemente von Vaucluse, Gemapres, Montblanc ꝛc. zu schaffen — waren diese weniger willkührlich? War nicht auch schon ein Mainzer Departement errichtet? wurden nicht schon eine Urversammlung von Wormsern, Leiningischen und Pfälzischen Deputirten gehalten, und Repräsentanten derselben nach Paris geschikt? Aber da erhub sich Teutschland, wie Ein Mann, und zernichtete das neue Mainzer Departement — zwar nicht so schnell, als ein Custine durch zwar unbegreifliche, aber doch ganz natürliche Mittel es errichtet hatte: allein man sahe doch, wie einig, wie zusammenstimmend Teutschland handelt, wenn es seinen Entschluß einmal gefaßt hat! Wie wetteiferten die Kontingente, welches zuerst auf dem Sammelplatze erscheine! wie brannten die Kraisoldaten von Ulm und Ravensburg vor Begierde, sich recht bald mit dem übermüthigen Feinde zu messen! Mit welcher Bereitwilligkeit schikten Dänemark und Schweden, die in diesem großen Rechtsstreite der Monarchien eine so bewundernswürdige, angeblich-neutrale, Rolle spielen, zwar keine Soldaten — aber dafür schöne Thaler, um Helden damit zu kaufen! Wie harmonisch wurde der Plan entworfen und ausgeführt, daß die Teutschen in neun Monaten bis unter die Kanonen von Straßburg kamen, und wenige Wochen hernach alle wieder diesseits des Rheins waren, ja das Jahr hernach das ganze linke Rheinufer von Nimegen bis Mannheim, nach weisen, freilich unerklärbaren, Absichten, mit einer beispiellosen Tapferkeit, besonders, laut ihrer eigenen Denkschriften, der Preußen, den Franzosen überlassen wurde!

Und wie konnte es anders erge :n? Je mehrere Rath mit einander halten, eine desto gröſſere Maſſe von Weisheit drängt ſich da zuſammen. Zum Kriege ſchikt jeder nur ſein Kontingent von Mannſchaft oder Gelde: aber zum Reichsrathe ſeine Portion von Weisheit, und hier kann ein ſonſt ohnmächtiger Reichsſtand gröſſere Dienſte leiſten, als der mächtigſte. Denn ins Feld ſendet Bopfingen nur anderthalb Mann. Aber zu Regensburg kann der Bopfinger Deputierte ein Kontingent von Einſichten und gutem Rathe aufſtellen, das beſſer im Stande iſt, das Vaterland zu retten, als hunderttauſend Mann, die ſich vor dreiſigtauſend Ohnehoſen zurücke ziehen, oder als Völker, die dem Feinde einige tauſend Mann in der Geſchwindigkeit niederhauen, und dann, ſtatt vorzurücken, ſich wieder in ihre alte Quartiere begeben, wie wenn ſie beſiegt wären, oder, wie wenn ſie nur hätten zeigen wollen, was ſie thun könnten, wenn ſie dürften.

Die franzöſiſche Nationalverſammlung zählt ſiebenhundert Stimmen, die Teutſche ungefehr ein Drittel derſelben. Dem ungeachtet beſchlieſſen jene ſiebenhundert Stimmen in Einer Stunde mehrere und wichtigere Sachen, als der teutſche Reichstag in einigen Jahren. Dafür aber müſſen jene bei der nächſten Seſſion ein Dekret zuweilen wieder zurücke nehmen, das man erſchlichen, oder ihnen entriſſen hatte. Allein hat der teutſche Reichstag ſich nur ein einzigsmal ſo übereilt? Bis alles zur Diktatur gebracht iſt, bis die Abſchriften an die Stände geſchikt werden, und am gehörigen Orte ankommen, bis da die Kollegien ſich entſchlieſſen, Reichstagsſachen vorzunehmen, bis ſie einen Schluß faſſen, bis dieſer ins Reine geſchrieben, bis er den verſchiedenen

Kammern zum Gutachten mitgetheilt, bis allenfalls auch ein Nachbar darüber befragt wird, bis man ihn endlich absendet — wie reiflich, wie von allen Seiten kann die Sache beherzigt — und wie sicher muß sie entschieden werden! Denn ist da ein Gesichtspunkt möglich, aus dem sie nicht betrachtet würde? Sollten so viele hundert helle Augen, die nach dem nämlichen Gegenstande hinblicken, ein Pünktchen desselben übrig lassen, das sie nicht mikroskopisch untersucht hätten? — Diesen großen und einleuchtenden Nutzen gewährt die Vertheilung Teutschlands in so viele kleinere Staaten, deren fast keiner die nämliche Verfassung, folglich fast keiner das nämliche Interesse hat, wie der andere.

Welcher wichtige Vortheil entspringt aus eben dieser Vereinzelung für den Weisen und für die verfolgte Unschuld! Jeder, der über die beste Staatsverfassung gedacht hat, kann dasjenige Land zu seinem Aufenthalte wählen, in dem sie, nach seinen Grundsätzen, die vollkommenste ist. Liebt er Demokratien, und hat Lust, sich in bürgerliche Händel zu mischen, so zieht er nach Worms, oder in eine andere Reichsstadt, wo er immer mißvergnügte Bürger oder Zünfte findet, die mit dem Magistrate procesieren. Glaubt er, die Patricier verbinden mit dem Studium der besten Gesetzgebung und Staatsregierung auch den reinsten Willen, die Bürger glücklich zu machen, sollten sie gleich, wie gewönlich, ihren eigenen Vortheil dabei aufopfern, so begiebt er sich nach Ulm oder Nürnberg. Und wie mannichfaltig sind die Talente und Charaktere der größeren und kleineren Fürsten! Bei einem Karl Leopold von Mekklenburg kann ein Schröpfer sich emporschwingen, wenn er Mittel

und Wege entdekt, die Stände zu schwächen. Ein anderer Fürst, gewöhnlich ein Neubekehrter, liebt und befördert den Mann, der, wie er, die Religion so leicht, als einen Rok, wechselte, und den Protestanten eine Gerechtsame, eine Stelle nach der andern zu entreißen, und sie Katholiken in die Hände zu spielen weiß. Im dritten Lande ist willkommen, wer einen vollen Beutel mitbringt, um einen Dienst kaufen zu können. So giebt es keinen Charakter, kein Talent, keine Eigenschaft, deren Besitzer nicht ein Land im teutschen Reiche fände, dem er brauchbar seyn könnte. Wie muß dieser Umstand das Genie aller Art entwickeln! Hat irgend ein Land diesen Vortheil? und ist dieses nicht die Ursache, daß man Teutsche auch an auswärtigen Höfen sucht und erhebt, weil ihre Staatsverfassung ihnen Gelegenheit giebt, sich zu Besorgung aller Arten von Geschäften zu bilden?

Und wie sehr segnet die gedrükte Unschuld ein Reich, wo sie nur drei Schritte thun darf, um sicher zu seyn! Hat ehemals ein Diener dem Versailler Hofe misfallen, so fand er von Rossel bis Bayonne, und von Breß bis Straßburg weder Schuz noch Freund. In Teutschland aber wird der in Ungnade gefallene am nächsten, wenige Stunden entfernten, Hofe mit desto offeneren Armen aufgenommen, je mehr Kabinets- oder Haus-Geheimnisse er mitbringt, und je genauer er die Schwäche des Landes kennt, das er verließ. Bringt er vollends einige Urkunden aus dem Archive mit, die dem Nachbar einen Rechtsanspruch nur auf eine Mühle oder eine Ecke Waldes geben, wie noch mehr willkommen ist er dann! Man könnte freilich sagen, daß auch Schurken und

Verräther in dieser Zersplitterung des Reichs allzuviele Gelegenheit finden, der Rache der Gesetze zu entgehen, und daß selbst offenbare Diebe und Räuber allzuleicht einen Zufluchtsort entdecken. Allein ist es nicht besser, wenn auch zwanzig Diebe und Mörder sich der verdienten Strafe entziehen, als wenn auch nur Ein unschuldiger Patriote in den Kerker, oder gar aufs Schafot geführt wird? Daß also Bösewichte durch eine kleine Entfernung von dem Orte des Verbrechens sich retten können, scheint wohl eine Unvollkommenheit der teutschen Reichsverfassung zu seyn. Aber ists nicht ein weit größerer Vortheil, daß der Unschuld auch so viele Zufluchtsörter geöffnet sind? Laßt uns also, teutsche Männer! um einiger scheinbaren Gebrechen willen das Gute nicht herabwürdigen, und nie vergessen, daß die Sonne selbst Flecken hat, und doch die Sonne ist!

Zwar könnte man ferner einwenden: „aus der Zerstückung des teutschen Reichs entstehe auch die Langsamkeit seiner Entschließungen: die Franzosen eröffnen den Feldzug, ehe der Teutsche wisse, ob er ihm ein Reichsheer entgegen stellen solle? er nehme eine Stadt ein, ehe es entschieden sey, ob und wie man ihr zu Hülfe kommen wolle? die Menge der Meinungen erschwere einen Reichsschluß aufs äusserste — und mit welch' schneckenartiger Geschwindigkeit sammeln sich die Stimmen! der eine Gesandte gebe vor, nicht instruirt zu seyn — der andere, er wolle erst einen Eilboten absenden — der dritte warte vergeblich auf neue Instruktion, und durch den Abgang derselben werden oft die dringendsten Geschäfte aufgehalten. Wie viel Schaden sey dadurch dem Reiche schon zugewachsen, und wie mancher Vortheil ver-

verſäumt geworden! Wäre z. B. Teutſchland entſchloſſener geweſen, die durch Ludwigs 14. Intoleranz vertriebenen Hugenoten aufzunehmen, würden ſie nicht lieber nur über den Rhein, ſtatt nach Amerika, gewandert ſeyn? und wie vieles wir dadurch gewonnen hätten, lehre das Beiſpiel der Länder, die einen Theil derſelben aufnahmen. Wie nüzlich konnten die im Spätjahre 1793 emigrirten Elſaſſer werden, wären ſie in die vom Schauplaze des Streits entferntere Länder gerufen, und da, wo der Krieg einen Mangel von Händen beim Ackerbau verurſachte, zur Arbeit angeſtellt worden! Aber da reife kein Entſchluß, und, bis man ſich endlich entſchließe, ſeie es zu ſpäte.“

Geſezt auch, dieſe Vorwürfe unſerer Langſamkeit ſeien gegründet; iſt Langſamkeit allezeit ein Fehler? Zeitigen nicht durch ſie die beſten Entwürfe? Schon oft hat mans bereut, zu ſchnell, aber nicht ſo oft, langſamer ſich entſchloſſen zu haben. War nicht die Schildkröte eher am Ziele, als der Haſe? und erreichen wir vielleicht nicht die höchſte Stufe der politiſchen Glükſeligkeit eher, wenn wir alle zehen Jahre nur Einen Reichsſchluß faſſen, wie der Elephante, nach der alten Meinung, nur alle zehen Jahre ein Junges zur Welt bringt, als die Franzoſen, die in Einem Jahre mehrere tauſend Dekrete geben, die man nicht halten, und nicht behalten kann, und die ſich alle Augenblicke widerſprechen? Bekanntlich kömmts ja nicht darauf an, wie viele Geſezze, und wie ſchnell — ſondern wie weiſe und mit dem Charaktere der Nation übereinſtimmend ſie gegeben werden. Laße es alſo immer mehrere Zeit koſten, bis ein Schluß gefaßt wird. Wir haben den Vortheil davon, daß ihn

der Teutſche alsdann deſto beſſer vollſtrekt, wie die Erfahrung lehrt, weil er der allgemeine Wille iſt, als das Haupterfordernis zu einem guten Geſetze, welches wir an Frankreich ſehen. Denn ungeachtet die Repräſentanten manches dekretieren, das ganz anders lautete, wenn man das Volk fragte, und dieſes ſeine Stimme frei und ohne Einfluß geben dürfte, ſo beredet man es doch: es ſei ſein eigener Wille, und darum gehorcht es auch dem Nationalkonvente mit ſolcher Bereitwilligkeit!

So iſt alſo zwar Langſamkeit der Entſchließungen eine Folge von der Zerſplitterung Teutſchlands in gröſſere und kleinere Fürſtenthümer, in gröſſere und kleinere Grafſchaften und Baronien — dieſe Langſamkeit aber ein Vortheil. So groß er aber auch ſeyn mag, verſchwindet er doch gleichſam gegen den unbeſchreiblichen Nutzen, der von einer andern Seite daraus entſpringt, daß das Reich aus ſo vielen Staaten, von ſo mancherlei Regierungsformen, zuſammengeſezt iſt. Denn welch' ein heilſamer Wetteifer entſteht daraus zum Vortheile des Ganzen! Kaum führt der eine Staat eine gute Verordnung ein, ſogleich ahmen hunderte ſie nach, und bemühen ſich natürlicherweiſe, ſie noch zu verbeſſern. Wie ſezt jeder Fürſt ſeine Ehrliebe darein, daß man von ſeinem Lande ſagen möge: „das Seinige ſeie das blühendſte! in ſeinem Staate werden die beſten Geſetze gegeben, die trefflichſten Anſtalten ausgeführt, das Glüke der Unterthanen am eifrigſten befördert!“ Dieſer edle Wettſtreit geht ſo weit, daß er ſo gar in eine Art von Neide auszuarten ſcheint. Denn mit welcher Eiferſucht ſehen Fürſten den Wohlſtand einer benachbarten Reichsſtadt! Wie ſucht Pfalz die Wormſer und Speierer, Anſpach

die Nürnberger, Brandenburg die Mühlhäuser, Köln die Stadt Köln, Baiern unſer liebes Regensburg, andere Fürſten andere Reichsſtädte einzuſchränken, und dieſen einen Theil der Nahrung zu entziehen, nur um ihn ihren lieben und getreuen Unterthanen zuzuwenden! Laſſen nicht einige Reichsſtände Wagen und Pferde ihrer Bürger in einem grundloſen Wege lieber verſinken, als daß ſie eine Dammſtraße machen ſollten, wenn dieſe einem Nachbar auch nützte? Iſt Mißgunſt rühmlich — wie vieles Lob verdient dieſe, die aus Liebe zum Wohlſtande der Unterthanen entſpringt! Zwar findet man zuweilen eine ſcheinbare Großmuth mächtigerer Reichsſtände gegen einen kleineren. So laſſen z. Ex. Pfalz und Wirtemberg eine oft entworfene Landſtraße nicht anlegen, die den Weg von Ludwigsburg nach Frankfurt um einige Meilen verkürzte, und einem halben Duzend ihrer Aemter großen Vortheil brächte, weil die gute Reichsſtadt Heilbronn einen Theil, ihrer Nahrung und des Handels dadurch verlöre. Allein muß denn immer nur der Akersmann und Winzer gewinnen? Iſts nicht auch Nutzen für das Land, wenn die Heilbronner die Großmuth derer, von denen der Bau jener Straße abhängt, erkennen, und nach Gebühr belohnen? — Genug, daß man aus edelm Wetteifer itzt überall Dammſtraßen anlegt, wo man ſie in gewiſſen Rükſichten nüzlich findet, und bald wird ſich durch denſelben Deutſchland von einem Ende zum andern mit Hochwegen durchſchnitten ſehen.

Zeigt ſich nicht gleich löblicher Nachahmungstrieb auch in den übrigen Verbeſſerungsanſtalten? Als man von den Lotterien glaubte, ſie machen den Unterthan ſchnell reich, wie geſchwinde erhuben ſich Lotto's aller

Art, selbst in kleinen Orten! In der Folge wollte man bemerken, daß Lotterien doch auch einige Familien ruiniert haben, sogleich wetteiferten die Stände in Abschaffung derselben.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts legte Aug. Hermann Francke sein Waisenhaus zu Glaucha an, erhob es zu einem fürstlichen Gebäude, und zog Geld aus allen Welttheilen dahin. Nun wurden Waisenhäuser Mode, und selbst ein **Muthmann**, der sich ein Francke zu seyn dünkte, entwarf eines zu Gränstadt. Itzt findet man's für die Kinder gesünder, sie aufs Land zu vertheilen, und für den Landmann vortheilhafter, wenn die Waisen ihm in seiner Arbeit helfen, er noch dazu jährlich eine, obgleich kleine, Summe baaren Geldes in die Hand erhält, und die Kinder den Ackerbau lernen, statt mit der alten Waisenmutter einen halben Tag zu beten und zu singen: wie erkaltet ist daher itzt der Eifer, Waisen- und Findelhäuser zu stiften!

In dem einen Staate fieng man an, statt: „In dulci jubilo“ und „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt' und Felder“ erbaulichere Lieder von Gellert und Cramer zu singen, und nun erhielt selbst Wirtemberg ein verbessertes Gesangbuch, obgleich einige alte Pastoren und Betschwestern herzlich bedauern, daß der **Satan nimmer auf sie scheußt!**

Hat sich nicht gleich rühmlicher Wetteifer in der Erziehung gezeigt, als Basedow den alten Schlendrian angriff? errichtete da nicht selbst ein **Bahrdt**, der in den Hurenhäusern zu London Menschenexemplare sammelte,

zu Heidesheim sein Philanthropin? und als man vollends sahe, wie einträglich einem Campe, dem Diener eines teutschen Fürsten und — französischen Bürger, seine pädagogischen Spekulationen wurden, da erhob sich ein Erziehungsinstitut nach dem andern.

Die übrigen teutschen Fürsten bemerkten, welch' ein Ansehen das Haus Brandenburg durch seine immer gerüstete und wohl disziplinierte Mannschaft erhielt. Wie wetteiferten nun selbst die Grafen, jeder ein Heer von — fünfzig Mann aufzustellen, und mit welchem Fleiße ließen sie in ihrem Schloßhofe schultern, und sonstige Kriegsübungen vornehmen!

Sehen Sie, teutsche Männer! ein so glücklicher Trieb der Nacheiferung belebt und beglükt unser liebes teutsches Vaterland! So steigt es durch denselben mit jedem Jahre zu einer neuen Stufe des Ruhms und des Wohlstands empor! Wie leicht ists möglich, daß dem Fürsten, der ein weitläuftiges Reich beherrscht, bei so vielen andern wichtigen Geschäften eine gemeinnüzige Anstalt unbekannt bleibt! Aber wenn je in einem Reiche von dem nämlichen Umfange hundert Souverains regieren, ists da nicht eher möglich, daß einer derselben einen für seinen Staat nüzlichen Entwurf faßt? Müssen nicht alle darauf sinnen, wie sie ihrem Lande einen Vorzug vor dem Nachbar geben wollen? und hat dann nur Einer etwas ausgedacht, das Geld in die Kasse bringt; welch' allgemeiner Wetteifer, sich die nämliche Quelle zu eröffnen, und so gar noch ergiebiger zu machen!

Niemand wird also mehr läugnen, daß der **teutsche Verein** die beste Verfaßung darstellt. Er gleicht einem

Gebunde von Pfeilen, die an ſich ſchwach zu ſeyn ſcheinen, die aber, vereiniget, die ſtärkſte Hand nicht zerbrechen kann, beſonders wenn ſie der höhere Genius eines Friedrichs zuſammenknüpft, wie wirs alle ſeit zehen Jahren an dem berühmten **Fürſtenbunde** ſehen. Welche Einigkeit in den Geſinnungen! Welche Einheit der Ausführung! Welche Raſchheit im Handeln, die man vom teutſchen Phlegma nicht erwartete, das gewöhnlich erſt derbe Stöße fühlen muß, ehe es ſich rüttelt, und die Waffen nicht eher ergreift, bis es den Feind weit über den Gränzen ſieht! Wußten die teutſchen Fürſten nicht ſeit dem Jahr 1789. daß die Grundſätze der Jakobiner über den Rhein verpflanzt wurden, und daß viele ihrer Diener ſelbſt ſie verriethen? Demungeachtet verſtatteten ſie die Verbreitung der Schriften, in denen die franzöſiſche Freiheit angeprieſen wurde, der ſiegenden Blätter, in denen man die Teutſchen zur **heiligen Inſurrektion** aufrief, und der Straßburger Zeitungen, die ihnen laut genug Hohn ſprachen, bis endlich gegen Ende des Jahrs 1794 einige erwachten, und ſich entſchloßen, diejenigen Schriftſteller zu unterſtützen, die dem Freiheitstaumel entgegen arbeiteten. Ließ man nicht einen Euſtine Mainz und Frankfurt ohne Schwerdtſtreich einnehmen? Flehten nicht ſchon die Kammerrichter um Sicherheitsbriefe? bot nicht ein dankbarer Zögling der **Georgauguſte** ſeiner Vaterſtadt großmüthig bereits ſeinen Schuz an? Wären nicht die Franken immer weiter vorgedrungen, hätte ihnen nicht die Vaterlandsliebe der biedern Heſſen einen Damm entgegengeſezt? So ſicher iſt Teutſchland der Wirkungen ſeines gegenſeitigen Bundes, daß es den Feind, iſt er auch noch ſo weit vorgerükt, aus ſeinen Gränzen zurüke

weisen kann, so bald es will — und es will, so bald es nöthig findet, sich in Bewegung zu setzen, oder Rußland, statt eines Suwarows mit 100000 Mann, eine abermalige Ermahnung an die Kreise schikt.

Endlich beweißt die Vortreflichkeit unserer Verfassung auch der Vortheil, den wir einzig und allein haben, daß wir eine beträchtliche Anzahl unserer Fürsten, so gar der drei ersten Kurfürsten, selbst wählen dörfen. Zwar auch Polen konnte ehemals seinen König sich ernennen; allein selten, oder nie, daß nicht Säbel dabei blitten. Warum? weil sie Staatsränken und fremden Höfen Einfluß gestatteten, und nicht allemal den Würdigsten wälten, wie wir in unsern geistlichen Fürsten. Wird bei der Wahl eines Bischofs von Hildesheim oder Abts von Fulda nur ein einziges Ohr abgehauen? Alles geht friedlich vorüber, und entschiede sich in den ersten Tagen, wenn die Domkapitel bei ihren Stimmen nicht so gewissenhaft wären, daß sie unter den Guten nur den Besten auf den Fürstenstul erheben wollen. Denn wie leicht wäre sonsten ihre Wahl, da in dem ganzen Kollegium kein einziger ist, der nicht, seit seinem Eintritte ins Kapitel, statt der ehemals gewöhnlichen Zeitverspliterungen mit Spielen und der Jagd, oder dem Frauenzimmer, in unsern aufgeklärteren Tagen zum Geschäfte sichs gemacht hätte, gemeinnüzige Philosophie, die Regierungskunst in ihrem ganzen Umfange und den Menschen zu studieren — kein einziger, von dem man fürchten müßte, er werde seine Regierung nur dazu nüzen, um seine Familie auf einige Jahrhunderte mit Gütern und Kapitalien zu versorgen! Wie sind daher die geistlichen Staaten bekanntlich so glüklich! wie werden sie von denjenigen Unterthanen fast beneidet, in denen der Fürstenstuhl erblich ist!

So iſt alſo erwieſen, daß unſere Konſtitution die vollkommenſte iſt — nicht zwar ein Ideal von Vollkommenheit, dergleichen eines zu dekretieren nur dem erhabenen Volke der Franken vorbehalten war, um es wenige Monate nach ſeiner Vollendung auf die Seite zu ſezen — aber doch durch ſo wenige Gebrechen verunſtaltet, daß wir uns dabei glüklich fühlen. Denn wir kältere Deutſchen bedenken immer, daß unterm Monde vollkommen heißt — nicht, woran gar nichts zu beſſern wäre — ſondern, was die wenigſten Unvollkommenheiten hat, ſo wie ſelbſt der Tugendhafteſte der Sterblichen nur derjenige iſt, der am wenigſten Schwachheiten begeht, oder zeigt.

So glaube ich nun erwieſen zu haben, daß unſere Verfaſſung die beſte iſt, und werde daher bei der Abhandlung des **zweiten Theils** meiner Rede deſto mehr und deſto leichter Glauben finden, wenn ich zeige, wie der Charakter der Nation ſie fähig macht, des Glüks ihrer beſten Staatsverfaſſung zu genießen. Denn eine Konſtitution ruht auf den Menſchen, nicht auf Dekreten, und man kann wohl ſicher ſchließen: ſind die Einwohner gut, ſo wirds die Verfaſſung auch ſeyn. Was nüzen Geſetze ohne Sitten? ja Sitten machen die Geſetze faſt unnöthig. Darum haben wir auch nur wenige — und ſelbſt, wenn eines zu Stande gekommen iſt, ſcheints überflüßig zu ſeyn, weil es ſelten beobachtet wird.

Doch ehe ich unſere Tugenden nach einander aufzähle, muß ich erſt meine Verlegenheit abermals bekennen. Nur die Franzoſen können Europa ins Angeſicht ohne Schamröthe ſagen: ſie ſeien das erſte Volk — ſie das

Muſter der Welt: Nur der Franzoſe iſt eitel genug, ſich einzubilden: alle Nationen müſſen Proſit ſagen, wenn er nieſe, und die ganze Welt ſehe darauf, wie er ſeine Priſe Tabak nimmt. Nur der Franzoſe, Karl du Moulin, kann drucken laſſen: er könne von niemanden etwas mehr lernen — nur der Franzoſe Saumaiſe die übrige gelehrte Welt gegen ſich allein herausfordern: nur ein Franzoſe, Veſtris, ſagen: es giebt nur Einen Gott und Einen Veſtris! Der Teutſche aber wird nur dann etwas Gutes von ſich ſprechen, wenn er durch den Stolz anderer Nationen dazu gereizt wird, ſich der Verachtung zu erwehren. Nichts bleibt auch mir übrig, als mich mit den Worten Cicero's *) zu entſchuldigen: „hat jemand die Gränzen der Beſcheidenheit nur einmal überſchritten, ſo muß er alsdann vollends ganz unverſchämt ſeyn.“ Daher will ich unſere Nation, folglich auch Sie, teutſche Männer, folglich auch mich ſelbſt, nun ſo tüchtig loben, wie wenn ich ein Franzoſe wäre.

Erſtlich behaupte ich, daß wir die **höflichſte** Nation von der Welt ſind. Zwar nennen eben jene oftgerühmte Nachbarn uns die plumpen, ſchwerfälligen **) Teutſchen, obgleich kein Volk weniger Urſache hat, unſere Höflichkeit zu bezweifeln, als ſie. Haben wir nicht von jeher treuherzig geglaubt, was ſie uns ſagten — gethan, was ſie verlangten? Wollte einer ihrer vorigen Könige Kaiſer werden; fand er nicht jedesmal Fürſten, die es für wahr hielten, wie glücklich er die Teutſchen

*) Epiſt. ad div. V. 12. §. 9. Qui ſemel verecundiæ fines tranſierit, eum bene & naviter oportet eſſe impudentem.

**) Lourd Allemand.

machen, zu welchem Glanze er uns erheben wolle, wenn wir ihn wählten, und die ihm daher ihre Stimmen gaben! Fielen sie in Teutschland unter dem Vorwande ein: sie haben diesen Schritt zur Erhaltung der teutschen Verfassung und als Garanten des westphälischen Friedens nöthig gefunden: welcher Teutsche war nicht so gefällig, daß er ihnen nicht Recht gegeben hätte? Verlangten sie Proviant und Kriegssteuern, wie bereitwillig lieferten wir sie, ohne einen Heller zu erhalten, wie die großen Rechnungen beweisen, die mancher unserer kleineren Staaten noch nachführt! Und welche überwiegende Höflichkeit zeigten wir nicht im neuesten Kriege! Verlangten die Franzosen eine Festung: man gab sie ihnen! Wollten sie einen Paß besetzen: man räumte ihn ein! Wünschten sie bis an den Rhein vorzurücken; eilends zog sich der Hesse und Oesterreicher, selbst der sonst nicht so feine Pommer, über den Strom zurücke! Und wer weiß, hätten wir nicht eben so gefällig die Elbe und Oder verlassen, wenn's dem Nationalkonvente beliebt hätte, es zu dekretieren! — Für die feinsten hält man die Sachsen und Pfälzer — oder halten sie wenigstens sich selbst dafür: mithin sind sie auch die höflichsten unter den Teutschen. Hätten sie dieses nicht auch sonsten bewiesen, so erhellte es izt aus der neuesten Zeitgeschichte. Der Franzose verlangte die Rheinschanze — man ließ ihn ein! Begierig blikten die Pfälzer, besonders die Mannheimer, an das jenseitige Rheinufer hinüber: ob den Franzosen nicht bald beliebte, weitere Beweise der pfälzischen Höflichkeit zu verlangen? Nun begehren sie Düsseldorf — man öffnets mit Freuden, obgleich die Franzosen izt berechtigt sind, Mannheim zu beschießen. Leute von feiner Lebensart kennen einander. Um dem

Merlin von Thionville, der die Rheinländer ſo ſehr bezaubert, die Mühe des Bombardierens zu erſparen, übergeben ihm der Miniſter, der das Vertrauen ſeines Herrn hat, und der Kommendant ſieder die Feſtung ſelbſt! Der weniger höfliche Wurmſer — freilich ein Huſar — eilt herbei, und ängſtigt die höflichen Teutſch-Franzoſen in Mannheim mit Bomben, die ihnen nicht ſo wohl gefallen, als die Hähne auf den neuen franzöſiſchen Münzen. Jeder ächte Teutſche blikt nach Mannheim, flehet um die Wiedereinnahme der Stadt und Teutſchlands Erhaltung. Der höfliche Sachſe ſieht von Aſchaffenburg her, wie die Franzoſen bei Frankfurt und Heidelberg, dorten Mainz, hier Heilbronn verlangen, gönnts ihnen, zieht ſich, voll Höflichkeit, wie mit einer tiefen Reverenz, über den Thüringer Wald zurücke, überläßt Südteutſchland den Ohnehoſen, und kehrt nur dann zurücke, wenn die braven Kaiſerlichen die Unhöflichkeit ſchon begangen haben, die er nicht begehen wollte, die Projekte des Reichsfeinds zu vereiteln.

Und nun zweifle man noch an unſerer Höflichkeit! Der Franzoſe ſcheint nur höflich, der Teutſche iſts! Der Franzoſe macht viele Worte, und denkt nicht daran, zu halten, was er verſprach: der Teutſche aber verläßt ſo gar die Provinzen, die er ſchon eingenommen hat, ſo bald er nur merkt, daß den Franzoſen eine Gefälligkeit dadurch geſchieht.

Und warum ſollten wir nicht ſo gefällig ſeyn? Kamen denn die Franzoſen in böſen Abſichten zu uns? Warum verlangten ſie von den Niederländern, von den Jülichern, Kölnern, Trierern, Pfälzern und andern ihr Gold und

Silber, ihre eisernen Oefen, ihr Vieh, ihr Korn? so gar die Teller und Schlösser an der Thüre? Geschahs nicht, um desto eher im Stande zu seyn, uns von dem Oesterreichischen Joche frei zu machen? Weil wir nun diesen löblichen Vorsaz gar wohl wußten, so gaben wir ihnen alles, und ließen ganze Provinzen ausleeren, um des großen Glüks ihrer Freiheit theilhaftig zu werden. Ists nun nicht klar, wie sehr der Deutsche Freiheit über alles liebt? Denn opfern wir ihr nicht alles auf — selbst unser Hab' und Gut, und allen Ruhm der Tapferkeit? Bisher hielten wir uns für die streitbarste Nation der Welt, und glaubten den Gelehrten, die uns versicherten: wir seien die Lehrer Europens in der Kriegskunst. Allein um frei zu seyn und zu bleiben, achteten wirs nicht, daß man unsere Tapferkeit und Kriegskunde in Zweifel ziehen könnte, wenn wir uns von einem Lande ins andere zurücke zogen, und machten den Franzosen überall Plaz. Denn daß wir unsere Unerschrockenheit zeigen können, so bald wir wollen, lehrt die Geschichte hinreichend — aber nur dann zeigen wir sie, wenn man unsere Freiheit antastet. Als die Römer uns unterjochen wollten, da schlugen wir sie in dem Teutoburger Walde, weil wir wollten. Aber den Franzosen, die uns ihre Freiheitsmüzen entgegen tragen, erlauben wir, um ihrer menschenfreundlichen Absichten willen, ins Herze unsers werthen teutschen Vaterlandes einzubrechen, und vor ihren Feldherren, die vor drei Jahren noch Korporale waren, und izt, wie von der Göttin Freiheit in den Geheimnissen der Taktik und aller Kriegskünste wunderbar erleuchtet, ganze Heere anführen, zieht selbst ein Clarfait und Möllendorf sich zurücke! Wie kann das anders als absichtlich geschehen? — Da-

mit nämlich die Nachwelt nicht ſagen kann, das freie Teutſchland, das einſt den Norden vor dem Joche Roms rettete, habe den ſiegenden Lauf desjenigen Volks gehemmt, das ſich die hohe Beſtimmung gab, ſelbſt den Baſchkiren und Samojeden und Kamtſchadalen die Feſſeln zu löſen!

Zu dieſer Freiheitsliebe geſellt ſich dann noch unſer natürliches Phlegma. Gewöhnlich muß der Feind erſt in der Mitte unſerer Provinzen ſtehen, der Türk Wien belagern, und ein Ludwig der 14. bis in Franken vorgedrungen ſeyn, ehe wir den Schlaf aus den Augen reiben, und zur Thätigkeit uns aufraffen. Sollen wir nur ein wenig gemeinſchaftlich handeln, ſo iſt ſtarker Verluſt erſt nothwendig, und eine Waſſerfluth erweckt uns nicht eher, bis ſie die Kehle erreicht. Die Einnahme von Speier warnte uns im J. 1792 noch nicht genug. Cuſtine mußte ſich noch die Pforten von Mainz durch den Freiheitsapoſtel Eickenmaier und den Wormſer Konrektor, Böhmer, mit goldenen Schlüſſeln, öffnen, ehe wir die Augen öffneten. Wie nothwendig iſt ſolches Phlegma bei unſerer Staatsverfaſſung! Denn wären wir ſo feurig, ſo aufbrauſend, wie unſere Freunde, die Franzoſen: könnten wir den langſamen Gang unſerer Reichstagsſachen, beſonders unſerer Proceſſe, ertragen? könnten wir, ohne Unwillen, die Aktenſtöße in Wien und Wezlar anſehen, in denen das Recht von längſt ausgeſtorbenen Familien begraben liegt? Hätten wir nicht ſchon oft den Souverain eines Dorfs, und wohl noch mächtigere Herren, die das Land ihren Leidenſchaften aufopferten, und ihre Stände unterdrücken wollten, aus ihren Gränzen vertrieben? Hätten wir die

kameralistischen Plusmacher, und die Projektanten so phlegmatisch in der Hofnung geduldet: es werde die Zeit schon von selbst kommen, wo dergleichen Druk ein Ende nähme? Allein, haben wir uns einmal aufgerafft, dann ruhen wir auch nicht eher, bis wir unsere Absicht erreicht, und unsere Feinde gedemüthigt haben — gleich dem Palmbaume, dessen Schnellkraft desto stärker wirkt, jemehr er gedrükt wurde. Dann ist jeder Teutscher ein Entellus, den zum Kampfe zu reizen den Aeneas viele Mühe kostete. Aber so bald er einmal die Faustriemen umwunden hat, dann bindet er sie auch nicht eher los, bis er die französischen Darete *) mürbe gemacht hat **).

Doch hat vielleicht diese politische Duldsamkeit auch unsere Frömmigkeit, die sich hauptsächlich im Vertrauen auf die Gottheit äußert, zur Quelle. Mit Erstaunen hatten wir gelesen, daß die Franzosen aller Religion entsagten. Mit Entsezen hörten wir die Stelle eines Nationalrepräsentanten, der von Gott sprach: „wenns einen gebe!“ fanden ihn weder durch das Murren der Tribunen, noch durch einen Verweis des Präsidenten gestraft, und schlossen also aus dieser stillschweigen-

*) — *Prima* Dares *caput altum* in praelia tollit,
Ostenditque humeros latos, *alternaque jactat*
Brachia protendens, & *verberat ictibus auras.*
Aen. V. 375.

**) — Genua aegra trahentem,
Jactantemque utroque caput, crassumque cruorem
Ore licitantem mixtosque in sanguine dentes,
Ducunt ad naves —
ibid. 468.

den Billigung: daß die Verſammlung, ja wohl ein großer Theil der Pariſer, keinen Gott mehr glaubt. Hoffen wir nun nicht deſto zuverſichtlicher, Gott ſelbſt werde für uns in den Streit ziehen, und unſere Sache, als ſeine eigene, vertheidigen; ließen daher die Hände ſinken, und verſammelten uns zum Streite ſo langſam, wie wenn der Krieg ein ganz fremdes Volk beträfe? Und als unſere Waffenbrüder auch endlich erſchienen, welche weitere Beweiſe der Frömmigkeit gaben ſie nicht: Warum flohen Männer, Felſen von Anſehen, der ſchönſte Wuchs, vor Buben von achtzehn Jahren, die ſich kaum ſchleppen konnten? warum Soldaten, die ſich ſeit vielen Jahren zum Kriege geübt hatten, vor Bauerpurſchen, die geſtern noch die Hacke, und heute die Flinte trugen? Geſchahe es nicht darum, weil ſie ſich auf die Gerechtigkeit ihrer Sache verließen, folglich glaubten: wenn auch ſie ſich entfernen, werde doch Gott für ſie ſtreiten? Bedienten ſie ſich nicht der Gaben des Schöpfers, wozu er ſie ihnen gegeben hatte? — denn kann er etwas ohne Abſicht geben? — nämlich die Füße zum laufen? „Sollten wir — dachten ſie wohl — auch hinter Wien uns verbergen, ſo kann die Vorſehung wohl eine Feuerſäule hinter uns erheben, die den Feind von uns trennt, oder ihn mit Blindheit heimſuchen, daß er uns nicht findet. Wird gleich indeſſen unſer väterliches Erbe am Rheine und Neckar geplündert, und unſern Kindern oder kleinen Geſchwiſtern nicht einmal ein Tellerchen gelaſſen: was ſchadets? der Segen des Höchſten erſetzt alles wieder!“

Vorzüglich ſichtbar aber war dieſes Vertrauen zu höherer Hülfe bei unſern Fürſten. Denn ungeachtet der

Kampf ihre Exiſtenz bedrohete, und die Franken laut genug über den Rhein herüber erſchallen ließen: „Was braucht ihr noch Fürſten? Regiert Euch ſelbſt, Teutſche! wie wir: jagt eure Zwingherren und Tyrannen unter den Nordpol!“ ſo rüttelten ſie ſich doch ſehr wenig auf den Thronen und Fürſtenſtühlen, die unter ihnen wankten, ſchikten zum Theile, ſtatt Männer, Geld, ließen ſich durch Neid und kleinliche Eiferſucht abhalten, ſo thätig zu ſeyn als ſie ſollten, und glaubtens wohl gar: Oeſterreich und Preußen haben einen geheimen Plan, die teutſchen Kreiſe unter ſich zu theilen, und bei Gelegenheit dieſer Rüſtung unſere Verfaſſung umzuſtürzen, weils die Franzoſen ihnen ſagten, ungeachtet man zu gleicher Zeit in den überrheiniſchen Zeitungen las: Oeſterreich und Preußen ſeien nichts weniger, als einig. Welch' ein erhabenes Beiſpiel von Zutrauen zur Vorſehung! Nichts, oder ſehr wenig thun, nur ſchläfrig, nicht einig handeln, und doch allen guten Erfolg erwarten, den ſonſten nur vereinigte Thätigkeit und Kraft gewähren kann: Einen Kreis nach dem andern beſetzen und ausſaugen — eine Stadt, eine Feſtung nach der andern vom gemeinſchaftlichen Feinde einnehmen laſſen, und doch hoffen: bald werde wohl ein Würgengel vom Herrn ausgehen, und den Franzoſen einige hunderttauſende, wie einſt die Aſſyrier, in Einer Nacht, erlegen! Verdiente eine ſolche Frömmigkeit nicht, ihre Hofnungen gekrönt zu ſehen? Man betrachte den ſtarken Glauben, den die mekkenburgiſchen, anhaltiſchen, holſteiniſchen Fürſten, vorzüglich auch das ſo patriotiſche Hamburg, zeigten, und behaupte noch: Religion ſeie aus der Welt verbannt! Freilich mochten die Fürſten von Heſſen *) unglau-

*) Vor dem J. 1795.

ungläubiger seyn, und weniger Wunder erwarten, da sie zur Rettung des teutschen Vaterlands alle ihre Macht aufboten, und dem ausgebrochenen Strome der Franken Dämme entgegen setzten, an denen er sich brach. Doch scheint immer der größere Theil der Stände derjenige gewesen zu seyn, gegen den fast Zwangsmittel beim Aufgebote nöthig waren, die folglich den stärksten Glauben hatten, mithin sich frömmer zeigten, als jene, die gottlos genug glaubten: wir müssen zu unserer Rettung auch selbst etwas beitragen, und Gott habe uns die Hände dazu gegeben, uns ihrer gegen den gemeinschaftlichen Feind zu bedienen, der unserer Konstitution den Untergang drohete.

Bisher stund man im Wahne, unter dem freilich nicht sehr christlichen Friederich habe der Glaube im Preußischen sehr abgenommen. Es ist auch sehr möglich, daß der alte Fritz, wäre der itzige Krieg vor dreißig Jahren ausgebrochen, mit einem Volke, das wegen seiner Treue in Verträgen eben nicht sehr berühmt ist, statt in Unterhandlungen sich einzulassen, kräftig mit dem Schwerde, obgleich sonsten kein Petrus, darein geschlagen hätte. Allein entweder fand sich noch Saame Apizischer Altchristen genug an der Spree, oder wurde er durch die neuere Bemühungen und bekannte orthodoxe Anstalten wieder so erweckt, daß man die Früchte davon mit Erstaunen bemerkt. Denn wars nicht offenbar Glaube an die Vorsehung, daß man den unternehmenden Feind durch eine bloße, auf der Landcharte gezogene, Linie, die wie mit einer Feder des Papsts Alexanders des sechsten gemacht schien, einzudämmen glaubte, und ihm gleichsam sagte: Bis hieher sollst du kom-

men, und nicht weiter! — oder: diesen Weg sollst du an dem rechten Rheinufer vor Mainz rücken, und keinen andern!

Gleichwie nun diese berühmte und in allen Geschichtbüchern der kommenden Jahrhunderte mit dem verdienten Ruhme anzuführende **Demarkationslinie** unsere teutsche Frömmigkeit augenscheinlich aufs neue ins hellste Licht sezt: so beweißt hingegen das Dekret des Pariser Regierungsausschusses vom 12 Oktober: man wolle diese Linie nicht mehr achten, und sich durch dieselbe so wenig aufhalten lassen, als Cäsar durch den Rubicon; daß die Franzosen immer noch die Religion, folglich auch so feierliche Verträge, geringe schäzen, obgleich der Advokate Robespierre Gott die Ehre anthat, ihn aufs neue dekretieren zu lassen. Dörfen wir also nicht hoffen, daß der fromme Eifer Preußens aufs neue erwachen, und die Gottlosigkeit der Franzosen durch neue künstliche Rükzüge und standhaftes Zusehen bei dem großen Kriegsschauspiele strafen wird, bis es bei allenfallsigen Anzeichen von naher Bekehrung der Franzosen Gründe findet, sich in erneuerte Unterhandlungen einzulassen, und ihre Treue abermals zu prüfen? Ist nun nicht selbst diese Demarkationslinie, bei der viele tausend Biedermänner die Köpfe schüttelten, ein neuer Triumph unserer Frömmigkeit und unsers unerschütterlichen Glaubens?

Also wird nun auch von dieser Seite niemand mehr daran zweifeln, daß wir für unsere Verfassung geschaffen sind. Denn zur Erhaltung derselben scheinen von jeher Wunder nöthig gewesen zu seyn, und sind wir nicht fromm genug, Wunder zu glauben, also auch würdig, sie erfüllt zu sehen?

Soll endlich das teutsche Reich fortdauern, so ist auch Treue gegen die Fürsten nöthig. Nun ist unsere

Nation ſchon ſeit den älteſten Zeiten wegen ihrer Treue berühmt, und ſelbſt die Zeugniſſe unſerer Feinde, der römiſchen Schriftſteller, legen uns das Lob derſelben bei. Wie ſtark hat ſich dieſe unſere Nationaltugend in den ehemaligen Kriegen mit Frankreich, und vorzüglich im izigen, gezeigt! Iſt den Franzoſen nur ein einziger Plan aus den teutſchen Kabineten verrathen worden, ſelbſt aus dem Wiener? Die ſchönen Briefe von Hamburg, Frankfurt, Berlin, Stutgard, Tübingen, und andern Orten, die wir in den franzöſiſchen Blättern laſen, und die von Verräthern geſchrieben zu ſeyn ſchienen — was waren ſie anders, als boshafte Erdichtungen der Pariſer und Straßburger Zeitungsſchreiber, die unſere Treue verdächtig machen wollten? Wie wenn es uns möglich wäre, gegen unſere Fürſten eben ſo geſinnt zu ſeyn, in ihnen eben ſo nur Tyrannen zu finden, wie ſie! Nein! wem wir Teutſchen einmal Treue geſchworen haben, dem ſind und bleiben wir treu, auch wenn unſere Fürſten nichts für unſer Glücke thäten — noch mehr alſo, wenn ſie uns und unſere Familien in Brod und Nahrung ſezten.

Und wie wir unſere beſonderen Fürſten lieben, verehren wir auch unſer allgemeines Oberhaupt, den Kaiſer, als den Ring, der das Band der teutſchen Völkerſchaften ſchließt, und, wie Jupiter die Erde, an ſeinem Throne befeſtigt. Zwar hat es wohl Fälle gegeben, daß wir der Wuth der Türken ſeine Länder überließen, allein ohne unſere Schuld. Denn wer konnte es uns beimeſſen, daß die Türken ſchneller von Konſtantinopel bis Wien vorrükten, als wir bei Linz zuſammenkamen? *)

*) Illud ex libertate vitium, quod non ſimul, nec ut juſſi, conveniunt, ſed & alter & tertius dies

Zwar haben manche den Vorspiegelungen der Franzosen geglaubt: „die Schwächung der österreichischen Macht seie die Erhaltung des teutschen Reichs:“ Allein sind wir izt nicht überzeugt, daß Frankreich die Ruhe Europens weit mehr stört, als je ein Habsburger? daß Ferdinand zwar die protestantische Religion vertilgen wollte, der Pariser aber nichts wünschenswürdiger fand, als ganz ohne Gott und — ohne Hosen zu leben? Daß zwar sonsten die Macht der bigoten und ehrgeizigen Kaiser der teutschen Staatsverfassung gefährlich war, izt aber kein Kaiser von Jesuiten mehr ire geführt wird, und wegen Rußlands angesprochener Garantie des Teschner Friedens, und Preussens bewährter Liebe zu seinen Mitständen und der Reichsverfassung, der Umsturz des Reichs nicht mehr so leicht zu fürchten ist? Zwar ließen wir sonsten Mez, Toul, Verdun, Elsas und andere Länder dem teutschen Reiche entreißen, um die Großmut Frankreichs zu belohnen, die es bei damaliger Vertheidigung des teutschen Reichs und des Protestantismus zeigte. Allein izt sind wir belehrt, daß Frankreich nie aus wahrer Liebe zu den Teutschen, die es tief verachtet, sondern aus bloßem Eigennutze und Stolze für Teutschlands Verfassung die Waffen ergriffe. Denn haben sie nicht den Westphälischen Frieden, den sie zum Vorwande nahmen, über den Rhein zu ziehen, so bald es ihr Vortheil zu seyn schien, nun selbst aufgehoben, und mit Füßen getreten? Freudig können wir also behaupten, daß Teutschland sein wahres Interesse izt kennt, und es gut findet, die Kaiserkrone auf einem mächtigen Haupte zu sehen, das seine Heere in Bewegung setzen, und uns einstweilen schützen kann, wozu seine am

cunctatione cocuntium absumitur. Tac. de Mor. Germ. c. 11. Sind wir nicht noch die alten Germanen?

Rheine liegende Länder es von selbst aufrufen, bis die Stimmen der Reichsstände hier endlich gegen die Mitte des Sommers sich nach und nach sammeln, und das Reichsheer am Ende des Feldzugs an dem Orte seiner Bestimmung eintrift, um sogleich in die Winterquartiere einzurücken, von dem langen Zuge von Nürnberg bis Mainz auszuruhen, und seine Kräfte auf das künftige Jahr zu erneuern!

Alle sind wir nun von diesen politischen Wahrheiten überzeugt, erweißen also dem Kaiser alle mögliche Treue, und zeigen den Gemeingeist, der zur Erhaltung eines Staats so nothwendig ist. Daher beeifert sich auch jedes Mitglied des teutschen Reichs, alles beizutragen, was zu seinem Wohlstande im Frieden, und zu seiner Rettung in Kriegszeiten dient. Ist nicht diese Stadt, dieser Saal der gröste Beweis von der Wahrheit meiner Behauptungen? Kömmt ein gemeinnüziger Entwurf zur Sprache, wie eifen alle Stände, ihn zu befördern und auszuführen! Welche Einigkeit herrscht da! Wie bestrebt sich jeder Stand, auch seinen Antheil zu den allgemeinen Reichsbedürfnissen beizutragen! Und wie können hier anders, als die weisesten und heilsamsten Anordnungen gemacht werden? Denn vereinigt nicht unser Regensburg die ganze Masse von Lichtstralen, die durchs ganze Reich in einige hundert Stände vertheilt sind, in Einen wirksamen Brennpunkt? Da nun Teutschland das gelehrteste und klügste Reich ist, wie groß wird der Schaz von Weisheit, der sich hier schneller und wirksamer sammelt, als die Römermonate in der Reichstruche, oder die Mannschaft im Felde! Denn zu diesem Weisheitskontingente kann ein schwacher Stand, der sonsten nur

einen Dragoner zum Heere ſchikt, aufs kräftigſte beitragen, und wie wir ſchon bemerkten, der Bürgermeiſter in Ulm, oder der Reichsprälat zu Ochſenhauſen einen Plan zum Wohl des teutſchen Vaterlands entwerfen, der einem königlichen oder kurfürſtlichen Geſandten nicht einfiel. Geſezt aber auch, daß weder der Prälat noch der Bürgermeiſter ihre groſſen Ideen uns mittheilten, ſo thuns doch die anderen Stände, und es wird wohl immer wahr bleiben, daß, wie die Welt, ſo auch Teutſchland durch eine kleine Portion Weisheit regiert werden kann!

So ſehr wir uns alſo durch das Neue, beſonders wenns über den Rhein kömmt, ſonſten hinreiſſen laſſen, ſo wollen wir — da unſer Phlegma uns bald wieder in den vorigen Ruheſtand zurücke ſezt — doch hoffen, daß unſer teutſches Reich ſich bis ans Ende der Tage erhalten wird! Hofft es ſelbſt, Ihr geheimen Anhänger der franzöſiſchen Freiheit! — ſollten ſich anders einige unter den Gliedern des Reichstags finden — hofft es, wo nicht aus anderen Gründen, doch wenigſtens darum, weil ſo gar der groſſe Hans Jakob Rouſſeau in der Erhaltung unſerer Verfaſſung das Glücke Europens findet *).

*) L'appui du ſyſteme de l'Europe eſt le *Corps Germanique* place presqu'au centre de l'Europe, lequel en tient toutes les autres parties en reſpect, & ſert peut-être encore plus au maintien de ſes voiſins, qu'à celui de ſes propres membres: Corps redoutable aux etrangers par ſon etendue, par le nombre & la *valeur* de ſes peuples; mais utile à tous par ſa Conſtitution, qui, lui otant les moyens & la volonté de rien conquerir, en fait l'écueil des

Obgleich Hunnen, Normänner, Tataren, Türken, und izt die neueren Vandalen an der Seine an unſerem Kaiſerthrone rüttelten, konnten ſie doch in Jahrhunderten ihn nicht umſtürzen. Sollen wir nun nicht glauben, daß er zu unſerm Glücke ewig feſte ſtehen wird? Ja unſere Tugenden, Freiheitsliebe, Frömmigkeit, Treue, unſere Elaſticität und ſelbſt unſer Phlegma, bürgen uns dafür. Laßt uns alſo, teutſche Männer! von der unerſchütterlichen Dauer unſerer Verfaſſung überzeugt ſeyn! Ich ſchließe mit den Gedanken eines Dichters, der ſchon vor bald dreißig Jahren die tauſendjährige Dauer des teutſchen Kaiſerthums beſang *).

Dir, Vorſicht! danket mit gefaltnen Händen,
Dir dankt das nie zerſtörte Reich,
Das tauſend Sonnen grüßen; ſeiner Berge Wänden,
Und ſeiner Eichen gleich:

Dir dankt der Fürſten unzählbare Menge,
Von Land zu Land, vom Rhein' zum Meer,

conquerans. Malgré les *defauts de cette Conſtitution de l'Empire*, il eſt certain, que, tant *qu'elle ſubſiſtera*, jamais l'équilibre de l'Europe ne ſera rompu, qu'aucun Potentat n'aura à craindre, d'être detroné par un autre, & que le traité de Weſtphalie ſera peut-être à jamais parmi nous la baſe du ſyſteme politique. — Oeuvres de J. J. Rouſſeau, T. XXIII. p. 15. (edit. de Deuxponts) vergl. mit S. 24. f.

*) ſ. (Schmids) Taſchenbuch für Dichter und Dichterfreunde. Erſte Abth. S. 57. f. Der Verf. war Thill, ein für die Muſe der Geſchichte und Dichtkunſt zu frühe geſtorbener Wirtemberger.

Groß durch Trophäen, größer noch durch das Gepränge
Um deinen Altar her. — —

O wenn noch droben am erhab'nen Throne,
Vor dem auch unser Schutzgeist steht,
Der Teutschen Nam' erschallt; o! so gieb uns Ottone,
Auf Teutschlands Stul erhöht:

Daß sie das Joch des Vater Rheins zerbrechen,
Und kühn aus ihrem Felsennest
Die Mörder ziehn, und schröklich jede Thräne rächen,
Die ihre Wuth erpreßt!

Das Wetter, das uns zu vernichten, brannte,
Sei unsern Feinden zugekehrt —
Dem, der die Seine bändigt, dem dort, am Strande
Des Strymons, Rose nährt!

IV.

Lobrede
auf die
Fliege.

Univ. Bibl.
München

Lobrede auf die Fliege

in einer Geſellſchaft

von

Journaliſten und Kunſtrichtern

gehalten.

Man giebt Ihnen Schuld, vortreffliche Männer! daß Sie öfters die ſchönſten Werke des Wizes und der Kunſt mit Ihrem Tadel beflecken, daß Sie Ihr eigenes Lob zuweilen poſaunen, daß Sie unter allen Schriftſtellern die Vielwiſſendſten zu ſeyn wähnen, und daß nichts heilig oder ehrwürdig genug iſt, um vor Ihrem Angriffe ſicher zu ſeyn.

Faſt die nämlichen Vorwürfe macht man der Fliege, dieſem unſchuldigen Thierchen, das ſo harmlos iſt, wie Sie. Durch dieſe Rede habe ich beſchloſſen, es gegen alle ſeine Feinde zu ſchüzen, und indem ich alſo die Fliege vertheidige, thue ich zugleich Ihnen — ohne Sie darum beſtechen zu wollen — einen Dienſt, wie ich hoffe. Dies iſt alſo auch der Grund, warum ich unter

Ihnen heute äußerte. Wollen Sie das Lob, das ich der Fliege beilege, zugleich Sich zueignen, wie der nämliche Tadel Sie treffen soll: so kann ichs deſto eher geſtatten, da Sie dadurch gewiß nicht ſtolzer werden, als Sie ſchon, ſagt die Schmähſucht, ſeyn mögen.

Nichts iſt ſo groß, das nicht Fehler — nichts ſo klein, das nicht auch treffliche Eigenſchaften hätte. Die Sonne und Friedrich haben Flecken; die Kunſtrichter und Fliegen ihre Vorzüge. Durch den Glanz jener läßt der Philoſophe ſich nicht blenden, und durch die kleinliche Figur dieſer nicht abſchrecken, ihre Vollkommenheiten mit Hülfe des Mikroſkops aufzuſuchen.

Allgemein und ſchwer ſind freilich die Vorwürfe, die man der Fliege macht, geheim und verkannt ihre Vorzüge. Doch verliere ich den Muth nicht, jene ſiegreich zu widerlegen, und dieſe aufzufinden, und überzeugend darzuſtellen. Möge Ihr Anblik und Beiſpiel meinen Muth unterſtützen! Denn auch Sie, werthesten Zuhörer! nehmen manchmal in Schuz, was alle geſittete Welt verwirft: — denn haben Sie nicht ſo gar das ſittenloſe Buch, „Leben und Schikſale Laukhardts“ gelobt? — und tadeln, was Tauſende mit ihrem Beifalle belohnen.

Zuerſt will ich die ſchlimmen Eigenſchaften, die man bei unſerer Fliege entdekt, in ein günſtigeres Licht ſetzen. Das Löbliche, das ich hierauf von ihr ſagen werde, findet dann deſto leichteren Eingang.

Die Fliege — ſagt man — ſei unverſchämt, und ſezt ſich ſelbſt auf königliche und fürſtliche Naſen! Weiß man dieſe angebliche Unverſchämtheit nicht anders zu

beweiſen, als durch den angeführten Umſtand: wie ungegründet iſt dieſe Beſchuldigung! Denn was beweiſt ſie anders, als daß die Fliege gerne um Könige und Fürſten iſt, und ſich ihnen — wir wollen es zugeben — ſo gar aufdringt. Allein thut ſie hierinnen mehr, als ein Edelmann, der auch in der bürgerlichen Luft einer Hütte ſich nicht zum Beſten befindet, und nirgends vergnügter athmet, als in der Atmoſphäre der Höfe, die für ihn geſchaffen iſt, wie er für ſie! und hat jemand die Edelleute darum unverſchämt genannt? —

Ferner weiß ſie denn, daß es die Naſe eines Sultans iſt, auf der ſie ruht? hat denn die Natur einen Unterſchied zwiſchen der Naſe eines Auguſts und eines Irus gemacht? Zeigt ſie nicht darinnen die ächte Philoſophie eines Menippus, der bei dem Anblicke eines Haufens von Schädeln den Merkur erſt fragen muß: welches war das Haupt Achills? und welches gehörte dem Therſites? welches zierte Helenens Körper, und welches trug die keuſchere Penelope?

Geſetzt aber auch, daß ſie's wüßte, ſie habe ſich auf eine bedeutende Naſe gelagert, deren Rümpfen eine Schaar von Höflingen im Stande iſt, in Verzweiflung zu ſetzen: beweiſt es nicht abermals ihre Menippiſche, oder demokratiſche, d. i. diejenige Philoſophie, welche die erhabenſte der Welt iſt, indem ſie alles verachtet, was bisher die Welt am höchſten verehrte — nicht, als ob es allezeit Verachtung verdiente, ſondern gerade darum, weil die übrige Welt es ſonſten ſchätzt — dieſe hochherzige Philoſophie der franzöſiſchen Ohnehoſen, die den Adel vertilgten, um ſeine Güter zu plündern,

Gold und Silber in den Koth traten, um es in der Stille aufzulesen, und die Fürsten vertreiben oder morden, um an ihrer Stelle noch grausamer und blutdürstiger zu regieren, als je ein Schach gethan hat? Unerschütterter Muth unserer Heldin, die hundert Trabanten zu Truze auf den Nasen der Könige sich lagert, und von diesem hohen Standorte lächelnd umherblikt, wie die feilen Sklaven sich bücken, und den Speichel lecken! Wird noch jemand es wagen, Unverschämtheit zu nennen, was bei der Fliege der höchste Grad der praktischen Philosophie ist?

„Aber — sprechen ihre Tadler — wer ein solcher Philosophe ist, daß er Fürsten nicht achtet, der muß auch über den Ruhm erhaben seyn. Die Fliege hingegen ist ruhmredig, und auf ihre Thaten stolz. Als sie einst einen Löwen ein paarmal an einem Orte gestochen hatte, wo er ihr nicht beikommen konnte: wie erhub sie sich in die Lüfte, und sang da ein Siegeslied! Sein eigenes Lob posaunt ein Weiser nicht aus!“ Wie? hat man nicht Beispiele genug von Gelehrten, die auch Weise seyn sollen, und doch ihre eigene Lobredner sind? nicht Beispiele von tapferen Feldherren, die sich selbst über alle andere erhuben? Was für einen hohen Rang wies sich Hannibal selbst an? Wie groß dünkte sich Alexander? Sollte den Mückenfeinden unbekannt seyn, daß sich eine ganze Nation selbst die erste der Welt nennt, und ihre Gelehrte zu den ersten von Europa stempelt, weil sie die ersten in Frankreich sind, oder seyn sollen? *)

*) Journ. de Perlet Nr. 854. p. 463. Lagrange, Daubenton, Bertholet, Laharpe, les premiers

Noch dazu posaunt die Fliege von ihrem Siege erst alsdann, wenn sie ihn erhalten hat — jene erste Nation aber öfters schon vor demselben. Was also Menschen sich erlauben, will man einem Thierchen nicht gestatten? will an ihm tadeln, was man grossen Männern allenfalls verzeiht, oder an einer großen Nation als das Gefühl ihrer Uebermacht bemundert?

„Wie kann aber eine Näscherin große Thaten thun? denn das wird der Panegyriste der Fliege doch nicht läugnen, daß seine Heldin gerne nascht? „Nein! als ein Wahrheitsfreund giebt ers zu, daß sie eine gute Kost liebt, und die Tafel eines ehemaligen Generalpachters oder itzigen Kommissairs zahlreicher umschwärmt, als den Tisch eines Taglöhners, läugnet aber die Folge, daß ihre Näscherei sie verhindere, Thaten zu thun. Denn wer Thaten gethan hat, wie noch mehr aus der Folge meiner Rede erhellen wird, muß wohl fähig seyn, zu thun. Haben wir nicht aus der Geschichte das Beispiel eines Alcibiades, der nicht nur eine gute Tafel, sondern noch andere Gattungen von Wollüsten liebte, und doch den Feind schlug, so oft er wollte? Ja, konnte nicht selbst Friederich die Oesterreicher leichter besiegen, als den Appetit zu einer Polenta? Jener Tadel erhöht vielmehr unsere Fliege. Diesen Augenblik scheint sie eine solche Freundin der Epikurischen Philosophie zu seyn, daß sie, in einen Fleischtorf versenkt, den Tod in demselben so gar angenehm findet, und ausruft: „Satt

geometres, les premiers physiciens, les premiers chymistes, les premiers litterateurs de France, *par conséquent de l'Europe*. Cft. Cour. Univ. du 9 Pluv. 1795.

habe ich gegeſſen und getrunken, und mich noch oben drein gebadet. Nun kümmert mich's nicht, daß ich ſterben muß!“ *) Aber den zweiten Augenblik ſehen wir ſie ſo muthvoll von einer andern Seite ſich zeigen, wie wenn ſie nichts, als ſchwarze Suppen der Spartaner, koſtete, und nur von dem rauhen Brode genöße, durch das die Franzoſen zu ihren Thaten ſich ſtärken! **)

„Gut! antwortet der Fliegenfeind; daß ſie mit Friederich über Polenta ißt, als bloße Zwibeln mit den Spaniern, will ich ihr verzeihen. Aber wenn ſie eine Leckerin ſeyn will, warum ſezt ſie ſich denn auf Aas, auf Leichname? warum ſucht ſie Gräber auf?“

Iſt das Aufſuchen der Gräber eine tadelnswürdige Handlung, wie gerne will ich ſie alsdann zugeben, weil die Fliege ſie abermals mit der erſten Nation der Welt theilt? Denn welches Volk hat mehr in Gräbern gewühlt, als die Franzoſen? Haben dieſe nicht im vorigen Jahrhunderte — von früheren will ich nicht reden — die kaiſerliche Gruft zu Speier geöffnet, die Särge zerſchmettert, und die Gebeine zerſtreut? Haben ſie nicht erſt in unſeren Tagen, da ſie ſchon als das erleuchteteſte Volk der Welt ſich darſtellten, den Schatten einer Sevigne beunruhigt, und ſich um die halb vermoderte Lumpen geſtritten? Sind ſie nicht zu St. Denys eingebrochen, um die Könige auch nach ihrem Tode zu verfolgen, und die bleiernen Särge in Kugeln umzuſchmelzen? Haben ſie nicht zum zweitenmale in Speier die Aſche eines Heinrichs des 4. entweiht, dem doch die Päpſte endlich

*) Aeſops 247 Fabel.

**) Im Winter 1793.

endlich Ruhe gegönnt hatten? Als ſich in Grüften verſenken, kann keine verabſcheuungswürdige Handlung eines Thiers ſeyn, da es die Mitglieder einer Nation thun, deren letzter Bürger mehr innern Menſchenwerth hat, als ein Haupt von Sklavenhorden. Noch weniger kann man die Fliege wegen dieſes abſcheulichſcheinenden Geſchmaks an Aesern und Leichnamen tadeln, wenn man die Abſicht bedenkt, in welcher ſie ſich darauf ſetzen. Denn thun ſie's aus Grauſamkeit, oder um ihre ermordeten Feinde zu höhnen? Nein: nur in der menſchenfreundlichen Abſicht, um ſie zu begraben, und die Luft von den ſchädlichen Ausdünſtungen zu reinigen. Was die alten Völker, ob ſie gleich Barbaren waren, für Pflicht gegen die Verſtorbenen hielten, nämlich ihre Schatten durch das Begräbniß zur Ruhe zu bringen, das thut auch die Fliege! Wie viele tauſend Menſchen danken ihr alſo die Ruhe nach dem Tode, die das neue philoſophiſche Volk muthwillig ſtörte! Und welch' beſſeres Grab, welche ehrlichere Ruheſtätte können ſie den Todten geben, als ſich ſelbſt? Sehen Sie, meine Herren! wie der Tadel, der die Fliege herabwürdigen ſollte, abermals in ihr Lob ſich verwandelt! — O du frommes Volk der Fliegen! ſo undankbar iſt der Menſch gegen dich, daß er dir zum Verbrechen macht, was Wohlthat für Verſtorbene und für Lebende iſt! Doch iſts das erſtemal, daß wir denen, die ſich am meiſten um uns verdient machen, mit Undanke lohnen?

Und doch ſchweigt die Verläumdungsſucht noch nicht! „Eine ſchöne Freundin der Menſchen, ſpricht ſie, die unſer Blut ſaugt!“ — Auch über dieſe Beſchuldigung triumphiert ſie! Denn zu ihrem Glücke macht man ihr

keine andere, als solche, durch die man wieder das erste Volk der Welt herabsetzen will, und dieser günstige Umstand rettet sie vor allem Tadel. Ist denn Blutsaugen ein Verbrechen? Ist es nicht zuweilen heilsam, daß uns einiges Blut abgezapft wird? Hat die Welt je größere Freunde der ächten Freiheit gesehen, als die Jakobiner in Frankreich? und haben diese nicht, zum Besten der Republik, Blut in Strömen vergossen, weil es, wie ein Kitt, zur Befestigung der Freiheit diente? Und unter allen Jakobinern sind je so allgemein anerkannte Patrioten aufgestanden, als Robespierre, den alle Clubs als ihren Gott verehrten, und Marat? Wie sehr erkannte jener, daß oft nichts nothwendiger ist, als dem überflüßigen Blute Luft zu schaffen! Daher entwarf er die Rollen von Freiheitsfeinden zu Hunderten, deren Blut vergossen werden mußte, damit das große Gebäude immer besser gegründet würde. Man sagt von den Baumeistern der alten Zeiten: ihre Gebäude trotzen darum allen Stürmen der Zeit und des Wetters, weil sie ihren Mörtel mit Weine anmachten. Wie dauerhaft, wie ewig muß nun ein Staatsgebäude seyn, zu dem der Mörtel mit zähem Blute bereitet wird! — Und wie bekannt genug ist es vom rankheonisirten Marat, daß er die Opfer, durch deren Blut die Republik noch befestigt werden müsse, zu hunderttausenden berechnete! Menschen, noch dazu Philosophen, die unserm Herrn Gott die Ehre erweisen, ihn feierlich erkennen zu lassen, lobt man, daß sie den unschuldigen Vater, statt des Sohns, und den Sohn, statt des Vaters, hinrichten, damit die Zahl der Hekatombe, die sie der Freiheit heute bringen wollen, voll wird — und die Fliege soll grausam seyn, die doch wenigstens nur von unnützem und verdorbenem

Glute saugt? Ich bitte Sie, meine Herren! in ihren Tagblättern den Fliegenfreinden eine bessere Logik zu empfehlen!

„Aber dürfen gelehrte Journalisten die Fliege in Schuz nehmen, Sie eine Feindin der Gelehrsamkeit ist? Beschmuzt sie nicht die Gemälde eines Titians und die Bildsäulen eines Puget? Zeigt sie sich nicht überall als eine Verächterin der Künste, und überhaupt alles dessen, was sich durch Schönheit empfiehlt?" Auch dieses gebe ich zu, daß das herrlichste Kolorit der grösten Maler öfters durch ihren Unrath verunreinigt wird? aber beweist dieses einen Haß der Künste und Wissenschaften? Hat nicht jene erste Nation der Welt, die wir so oft loben müssen, und die wir lieben, weil sie uns gegen die Widersacher unserer Heldin zu Hülfe kömmt, noch weit mehr gethan? hat sie nicht die herrlichsten Stücke eines van Dyk und Rubens zerschnitten, weil der alte Maler nicht wußte, daß nach anderthalb hundert Jahren die philosophische Nation sich als eine geschworene Feindin des Adels erklären wird, und daher die Thorheit begiena, das Waapen der Familie, für die er gemalt hatte, seinem Gemälde beizufügen? Hat sie nicht die schönsten Bildsäulen, die unsere Vorfahren bewunderten, darum gestürzt, weil sie Mitglieder der verworfenen Menschenklasse von Königen und Prinzen darstellten? Hat sie nicht so manches nüzliche Manuscript, so manche Schäze von Bibliotheken vertilgt, und das mit Rechte? Denn warum zeigten unsere Alten den Wahnsinn, etwas vom Feudalwesen zu schreiben, und das kanonische Recht zu studieren? Hat sie nicht Denkmäler vernichtet, die auf ewig verloren sind — und man

will die Fliege tadeln, deren Unrath doch so leicht wieder abzuwaschen ist? Und wer weiß, thut es die Fliege nicht als eine geheime Anhängerin des verewigten Hans Jakob Rousseau's, überzeugt, daß die Künste die Sitten verderben? Wollte sie nicht vielleicht, ehe noch der Genfer seine Preißschrift verfaßte, diesen Saz schon seit Jahrtausenden praktisch aufstellen, und durch die bezeugte Verachtung gegen die Kunstwerke anschaulich machen? Wenn sie wenigstens auf die schönsten Lyoner Weßen sich sezt, und die neuesten Kleider mit ihren schwarzen Punkten bemalt, was thut sie hiemit anders, als daß sie der Eitelkeit der Menschen spottet, und diese dadurch lehrt, sie sollen auf äuſserliche Zierden nicht stolz seyn, sondern ihren wahren Werth in erhabener Denkungsart und edeln Gesinnungen suchen?

Die lezte Beschuldigung, die man der armen Fliege macht, ist die schwerſte, und daher zögerte ich, sie vorzutragen, aus Furcht, Sie, theuerſten Zuhörer! möchten dadurch so gegen sie eingenommen werden, daß sie sich um so weniger geneigt zeigten, meiner Rechtfertigung in andern Punkten Gehör zu geben. Nun aber kann ichs nicht länger verschweigen: Leider! unsere Fliege soll eine Atheistin seyn!

„Wir dachten, nach den Anstalten des Redners, Wunder, was für ein Tadel dieser lezte seyn müſse — sagen vielleicht manche von Ihnen in Ihrem Herzen —" Wir glaubten gar, sie seie der Kontrerevolution — o Himmel! — des Obscurantiſmus verdächtig! Jüs nur das, daß sie keinen Gott glaubt? Wie lächerlich macht sich der Redner, daß er so sehr von der alten Welt zu seyn scheint, und aus dem Unglauben

der Fliege ſo viel Aufhebens macht! Iſts nicht der Geiſt der Zeit, nichts mehr zu glauben, ſelbſt keinen Gott?“

Ich bekenne, daß ich auf den ſchlimmſten Fall die Fliege auch nicht anders retten kann, als durch das Beiſpiel der aufgeklärteſten Männer, beſonders derer, die in dem franzöſiſchen Senate ſitzen, und die jede andere Allgewalt verwerfen, nur ihre eigene nicht. Freilich denken manche von denen, deren Geſinnungen und Meinungen ihnen anvertraut ſind, anders, als ihre Kommittenten; das ſich bald ergeben würde, wenn jene nöthig fänden, das Volk in wichtigen Fällen zu fragen. Der erleuchtete Manuel war ein zu groſſer Jakobiner, um einen Gott anzunehmen. Aber es waren auch nur Pariſer Spieſsbürger, die, bei ſeiner Hinführung zum Schafote, ſprachen: „Nun wird er bald ſehen, ob ein Gott iſt?“ und ein Pons von Verdun hatte mit ſolchen Schwachköpfen gewiß ſo groſſes Mitleiden, als der erhabene Peyrard *).

Ja, ſo ſehr es beim erſten Blicke ein Verbrechen der Fliege zu ſeyn ſcheint, von einer Gottheit nichts zu wiſſen, oder nichts wiſſen zu wollen, ſo erhebt ſie ſich dagegen, bei näherer Unterſuchung, in den hohen Rang derer, die alles desjenigen mit groſſem Muthe ſpotten, was der Pöbel bisher für heilig hielt. Immer mag ein Saint-Pierre durch alle drei Reiche der Natur aus Thatſachen beweiſen, daß eine Vorſehung, folglich auch ein höheres Weſen, die Welt regiert. Ein franzöſiſcher, vermuthlich auch der gefällige Teutſche, Patriote und

*) De la Nat. & de ſes loix. Par. 1794. 12. pag. LVIII.

unſere Fliege lachen einer ſolchen Weltregierung, und thun, was ihnen wohlgefällt, gleich den Juden zur Zeit, als ſie keine Könige hatten.

Indeſſen da es immer noch Schwachſinnige giebt, die glauben, man könne die Religion, und beſonders den aus ihr fließenden Troſt, zu einer Zeit nicht entbehren, wo das menſchliche Geſchlechte durch den Umſturz aller bisherigen Verfaſſungen zu der einzig beſten, nämlich der vielköpfigen Regierung, und durch Zerrüttung aller Privatglückſeligkeit zum allgemeinen Volksglücke geführt werden ſoll; ſo muß ich doch verſuchen, ob es nicht möglich iſt, die Fliege auch bei denen in Achtung zu ſetzen, die noch einen Gott glauben?

Ich hoffe vorausſetzen zu dörfen, daß, wer die Heiligen Gottes ehrt, einen Gott ſelbſt glaubt. Nun iſt ja bekannt, und wird von keinem einzigen Fleiſcher in Augsburg, der katholiſche Schönkeulen verkauft, irgend bezweifelt, daß die Fleiſchbänke dieſer Stadt darum von Fliegen nicht beſucht werden, weil einſt der heilige Ulrich ihnen zu entweichen befolen hat. So gehorchen alſo dieſe Thiere, die alle Trabanten eines Königs nicht achten, die, zehenmal mit Strießen und Schwerdern vertrieben, immer in den nämlichen Platz zurücke kehren, dem bloßen Worte eines Manns Gottes; und nicht nur in dem Augenblicke, da er ihnen ſich zu entfernen gebot, ſondern ſein Befehl wirkt auf Jahrhunderte! Iſt alſo dieſer ſtrenge Gehorſam nicht ein bündiger Beweiß des Glaubens der Fliege an die Macht der Heiligen, folglich der Gottheit ſelbſt? Und ſo ergiebt ſich vielleicht, daß unſere Thierchen, ſtatt Atheiſten zu

ſeyn, gerade als entſchiedene Verehrer Gottes zu ſchätzen ſind. So verwandelt ſich in Ruhm für ſie — wenigſtens bei demjenigen Theile meiner Zuhörer, die einen Gott glauben — was man zu ihrer Schmach erdichtete, indeſſen freilich die andern ſie deſto mehr verachten, weil ſie zu glauben ſcheinen, was kein franzöſiſcher Patriote, und kein teutſcher Affe, mehr glaubt.

Dieſe lezte Beſchuldigung, die man unſerer Fliege machte, gewährt mir nun auch den natürlichen Uebergang zum zweiten Theile meiner Rede, die ihre anerkannt-lobenswürdigen Eigenſchaften darſtellen ſoll.

Hier muß ich ausrufen, wie Ulyß beim Homer: *)

Aber was ſoll ich zuerſt — was dann — was am Ende erzälen?

So viele glänzende Eigenſchaften unſerer Fliege ſtellen meinen Blicken ſich dar!

Zuerſt rühme ich ihre Vorſicht und Klugheit. Ihr, als ſeiner Verehrerin, hat der Schöpfer die Gabe mitgetheilt, daß ſie die Veränderungen der Witterung vorausſieht. So bald ſie nun merkt, daß Regen oder ſonſt ſchlimmes Wetter einfallen wird, iſt ſie darauf bedacht, ſich den nöthigen Vorrath einzuſammeln, damit ſie mit den ihrigen nicht darbe. Welch' ein Fleiß zeigt ſich da bei ihrer Arbeit! welche Schnelligkeit des Flugs! Wie beſchämt ihre Aemſigkeit den Menſchen, der ſonſten die Thiere verachtet, und doch in ſolchen Fällen ihre Klugheit und Vorſicht nicht beſizt, ſondern wohl gar hofft: die Gottheit werde um ſeinetwillen Wunder thun, und

*) Geſ. 9. V. 14.

den Lauf der Natur ändern! Auch sonsten erscheint sie klüger und vorsichtiger, als der eingebildete Herr der Schöpfung. Kömmt sie bei ihren Wanderungen auf eine glatte Stelle, so fühlt sie die Gefahr, die ihr droht, und eilt so schnell, als möglich, aus der tückischen Gegend, wo sie ein Bein brechen könnte, hinweg. Der Mensch aber, der sich auf einen schlüpfrigen Platz gewagt hat, wandelt darauf fort, und bricht nicht nur das Bein, sondern gar öfters den Hals. Kaum hat der erste ihn gebrochen, sogleich stellt sich ein zweiter ein, ungewarnt durch das Unglücke des ersten, und der dritte, der vierte und noch mehrere lassen sich durch den Fall ihrer Vorgänger nicht abhalten, das nämliche Eis zu betreten. Wie wenige Minister, die alle Gewalt an sich zogen, haben sie bis ans Ende ihres Lebens behalten! Wie viele verloren mit der Gewalt Freiheit, Vermögen und Leben! und doch giebts immer Thoren, die nach der schlüpfrigen Stelle trachten, auf der jene entweder durch eigene Ungeschicklichkeit und Unvorsichtigkeit, oder daß Neider ihnen ein Bein unterstellten, so jämmerlich gefallen waren! Doch was reden wir von den Menschen aus den alten Zeiten, die sich der Klugheit der unsrigen auf viele Meilen nicht nähern — was von Griechen, Römern, Spaniern, Engländern, Teutschen! finden wir doch Beispiele aus unseren Tagen — Beispiele von Gliedern der ersten Nation der vergangenen und der künftigen Jahrhunderte, die sich nicht so klug betrugen, nicht so vorsichtig zeigten, als die Fliege.

Unter allen Nationen und in allen Zeiten hats die Erfahrung bestätigt, daß man auf einem spiegelhellen Boden, auf dem glättesten Eise nicht so sehr in Gefahr

iſt, zu fallen, als aus der Volksgunſt. Man findet Beiſpiele, daß ein Kardinal von Amboiſe unter einem Ludwig dem 12. ein Richelieu unter einem Ludwig dem 13. ſich in ihrer Macht erhielten — aber keines, daß ein Liebling des Volks es bis an ſein Ende blieb — vielmehr, daß die meiſten ſeiner Abgötter noch glüklich waren, wenn ſie nicht hingerichtet wurden. Man leſe den einzigen Cornelius in dieſer Rükſicht! — Nur von den Athenienſchen Demagogen ſtarben Miltiades, der Retter des Vaterlands, im Gefängniſſe — Themiſtokles, ſelbſt ein Ariſtides, wurden verbannt, ſie, die Griechenland, und beſonders Athen, gegen die übergroße Macht des Xerxes gerettet hatten — Iphikrates, Timotheus, andere wurden auf Leben und Tod angeklagt, weil ſie den Sieg nicht immer in ihrer Gewalt hatten, und namentlich dem Sturme nicht gebieten konnten — Alcibiades ſtarb, als ein Flüchtling, er, den das Volk ſo geliebt hatte, daß es ehemals an dem Schikſale ſeines Schooßhündchens Theil nahm — und ein Phokion wurde noch im etlich' und achtzigſten Jahre gemordet! Dieſe und noch tauſend andere Beiſpiele müßen doch jedem vor Augen ſchweben, der ein Günſtling des Volks zu werden ſucht, um es alsdann zu beherrſchen. Dem ungeachtet ließen ſich die gröſten Männer der gröſten Nation, folglich aller Nationen und aller Jahrhunderte, nicht abhalten, die ſchlüpfrigſten Stellen zu betreten, von denen die Fliege ſich entfernt. Zuerſt buhlte ein la Fayette um die Gnade der Pariſer Vorſtädtler, und mußte fliehen! Abgott Mirabeau ſtarb zu rechter Zeit eines, ſo Gott will! natürlichen Todes, um nicht eines gewaltſamen zu ſterben. Man brachte ſeine Aſche ins Pantheon, um ſie wieder heraus zu tragen. Orleans,

Briſſot, Robespierre, Marat und eine Menge anderer erſtiegen die nämliche Höhe, um alle wieder eben ſo tief geſtürzt zu werden, und kein einziger ließ ſich durch den Fall ſeiner Vorgänger warnen. Welch' große Männer! La Fayette verwandelt ſeinen König, deſſen Macht ſeit tauſend Jahren Wurzeln getrieben hatte, in einen Dogen! Mirabeau ſpricht, und tauſend Dolche ſind gegen die Majeſtät gezükt! Briſſots Worte ſezen ganz Europa in die Flammen des Kriegs, und von einem Robespierre hiengs ſo gar ab, ob eine Gottheit in der neuen Republik verehrt werden ſollte, oder nicht? Welche Sterne am franzöſiſchen Staatshimmel! und doch, in Anſehung der Vorſichtigkeit und Klugheit, wie weit unter der Fliege!

Wie ſehr beſtätigte ſich bei dieſer Gelegenheit, was ſchon ein alter Staatsmann *) bemerkte, daß der Menſch,

*) Da die Stelle, die ich hier vor Augen habe, auch in der großen Streitfrage wichtig iſt, die itzt durch die Waffen entſchieden werden ſoll, ob ſie es gleich, wie mich dünkt, durch die Erfahrung ſchon iſt: ob die eingeſchränkte monarchiſche Verfaſſung einer demokratiſchen, oder gar ochlokratiſchen, vorzuziehen iſt? ſo ſetze ich ſie ganz hieher. Sie ſteht in den herrlichen Memoires des Duc de Sulli. (B. 5. S. 320. Lond. 1778.) Les conſidérations, qui déterminent le *peuple*, ſont rarement ſans quelque *intérêt*, ou ſans quelque *paſſion*: mais jamais, ou préſque jamais elles ne *s'étendent au-delà du préſent*. Les perſonnes mêmes les plus raiſonnables, abuſées par leur propre ſentiment, ſemblent conſpirer ſéparément, quoiqu'elles n'en conviennent, ni même ne s'ap-

beſonders der Franzoſe, nur auf den gegenwärtigen Augenblik ſieht, immer nur glänzen, immer gleich die Früchte ſeiner Arbeit genießen, und nicht für die Nachwelt eine zwar ſpäte, aber deſto ſicherere Erndte bereiten will! Ja, die Fehler jener Volkshäupter ſcheinen der Fehler der drei Verſammlungen zu ſeyn, die Frankreich ſeit dem Jahre 1789 ſahe. Statt zum künftigen Glücke

perçoivent point, à *ſe ſatisfaire*, ſans *s'embaraſſer des ſuites*.

Cet abus eſt fondé dans le déſir naturel même. On veut jouir, & être heureux (honoré, puiſſant &c.) c'eſt le partage du préſent: & malheureſement il y a telle conjoncture de la politique & du gouvernement, qui demande, qu'on *récule ſagement cette jouiſſance & l'accompliſſement* de ce *bonheur*, dans dix ans, vingt ans, cinquante ans, & quelques fois plus. Comment faire gouter cette privation à la multitude, & à ce petit nombre de perſonnes, qui *pouvant s'élever par leurs lumières* (par leur éloquence, par leur hypocriſie, même par leur argent &c.) au-deſſus de la multitude, lui demeurent attachées par les mêmes deſirs? Il n'eſt pas ainſi d'un *roi bon & ſage*, ou d'un miniſtre, qui le repréſente, & fait ſes fonctions. Il doit travailler, il eſt vrai, pour le bonheur de ſes ſujets, mais il ſait en même tems, que, *pour vouloir trop anticiper ſe bonheur*, on le *manque presque toujours*; que, quand il eſt manqué, il n'y a *plus de proportion entre le mal trop réel*, où *cette erreur précipite*, & le *mal ſeulement idéal & imaginaire*, dont tous les hommes ſe plaignent, dès-là, qu'il leur manque quelque choſe. Qu'un état eſt heureux, lorſqu'il ſe conduit par des *prin-*

des Staats einen feſten, unerſchütterlichen Grund zu legen, wollten ſie ſchimmern, und jede Partei über die andere herrſchen. Statt den Blik auf das Reich einzuſchränken, mit dem ſie ſich einzig und allein beſchäftigen ſollten, und wo ſie Arbeit genug fanden, umfaßten ſie mit ihrem weitſchichtigen Plane die Umſchmelzung von ganz Europa: Statt durch gute Erziehungsanſtalten das Volk ſo zu bilden, daß es fähiger wird, ſich ſelbſt zu regieren, und das Gängelband der, einer einzigen Hand anvertrauten, Gewalt weniger nöthig hat, übergaben ſie die Zügel izt ſchon ſeinen Händen. Statt durch weiſes Zaudern gute Geſezbücher zu ſchaffen, gaben ſie alle Tage ein Duzend Geſetze für den gegenwärtigen Augenblik, um ſie in der folgenden Sizung zu widerrufen. Alle dieſe Uebereilungen hätte eine Nationalverſammlung der klugen und vorſichtigen, in die Zukunft mehr, als auf das Gegenwärtige blickenden, Fliegen gewiß nicht begangen; Da alſo die Fliegen klüger ſind, als ſelbſt die Franzoſen, wer bedenkt ſich einen Augenblik, ſie auch für klüger und vorſichtiger zu halten, als es das ganze Geſchlechte der Menſchen iſt?

Auch ſchon der Bau ihres Körpers beweißts, wie ſehr ſie den Menſchen an dieſen Eigenſchaften übertrift. Der Menſch kann zwar den Nacken ſeitwärts drehen,

cipes de gouvernement, qui le *mettent ſur le voie de l'être*! Il foule aux pieds tout *intérêt particulier* & *paſſager*, pour tendre à ce bien général. Sa qualité de roi ne le rend moins le pere de ſes ſujets, qui *ne vivront*, que *dans trois ou quatre générations*, qu'il l'eſt de ceux, qui vivent aujourd'hui, &c.

aber nicht ſo nach allen Richtungen, wie die Fliege. Der Menſch hat nur zwei Augen, die Fliege unzählbare. Daher entgeht ihrem Blicke nichts, was ſelbſt hinter ihrem Rücken ſich ereignet, und, da ihr kleiner, feiner Körperbau ſie fähig macht, durch die kleinſten Oefnungen in die verſchloſſenſten Kabinete zu dringen, ſo giebts kein Geheimniß, das ihr nicht bekannt wäre. Gewiß wußte das Comité des öffentlichen Wohls zu Paris den weiſen Plan, den Mack zu St. James vorgelegt hatte, und der ihm einen goldenen Degen eintrug, nicht ſo bald, als die Fliege, die unbemerkt den großbritanniſchen Staatsrath umſchwirrte, oder, wie von ungefehr und ohne allen Schein der Abſicht, auf den Papieren Pitts umher ſpazierte. Man nennt die Abgeſandten öffentliche Spionen, die ein Staat dem andern zuſchikt, ſeine Geheimniſſe auszuſpähen. Konnte aber je ſelbſt ein franzöſiſcher Geſandter, die gewöhnlich die feinſten, oder, wie ihre Feinde ſagen, die unverſchämteſten ſind — ſogar einen Pater Joſeph und d'Eſtrades nicht ausgenommen — die Geheimniſſe der fremden Mächte ſo unbemerkt ausſpähen, als es unſere Fliege im Stande iſt? Kann ein Haußvater ſein ganzes Weſen ſo überſchauen, kann er überall ſo ſchnell gegenwärtig ſeyn, kann er ſein Geſinde ſo beobachten, ohne von ihm bemerkt zu werden, als es die Fliege kann? Daher weiß jener Jüngling, dem ſein Vater eine zu ſtrenge Aufſicht führte, ihn mit nichts paſſender zu vergleichen, als mit einer Fliege *). Aus gleichem Grunde iſt ſie auch die trefflichſte Policeidienerin, wie wirklich das einſichtsvollſte Volk von der Welt, das alle Verhältniſſe der Dinge beim erſten Blicke

*) Plaut. Mercat. II. 3, 26.

bemerkt, diejenigen Mücken nennt *), die auf alle geheime Verbrechen Achtung geben, und so für die Sicherheit der Gesellschaft wachen. Ja sie ist mehr, als der schärfste Polizeispäher zu Paris, der oft nur sieht, was er will. Die Fliege aber sieht alles — er oft nur, was auf den Strassen sich ereignet, sie in den Kabinetchen, wo kein Sonnenstral hindringt. Der Polizeispäher hat kein anderes Interesse, geheime Schandthaten anzugeben, als, weil er dafür bezahlt wird. Die Fliege bemerkt sie, als eine wahre Freundin der Gerechtigkeit und erklärte Feindin des Lasters. Daß sie dieses ist, erhellt daraus, daß sie einst einen Papst strafte, und selbst die Exekution gegen einen Mann übernahm, der sonsten, um seines Standes willen, der Strafe sicher entschlüpft wäre. Hadrian der 4. bezeugte sich gegen den Kaiser so übermüthig, daß er behauptete: die Krone Deutschlands habe er nur ihm zu danken. Ja er schalt den Kaiser, seinen rechtmäßigen Herrn, daß er ihm, beim Absteigen bei ihrer Zusammenkunft zu Viterbo, den linken Steigbügel gehalten habe. „Wie er dann ein großes Reich regieren könne, wenn er nicht einmal wisse, welchen Steigbügel man dem Absteigenden halte?“ So sehr sich nun Friederich, der Rothbart, besonders mit der wahren Entschuldigung: „noch nie habe er die Dienste eines Stallknechts verrichtet“ zu entschuldigen suchte, konnte ihm Hadrian den Fehler doch nicht verzeihen, verfolgte den Kaiser, und erregte ihm tausend Verdruß. Friederich mußte den Uebermuth des Papsts dulden. Was aber ein sonst so mächtiger Fürst nicht ausführen konnte, das that eine kleine Fliege, als Freun-

*) Mouches.

din und Dienerin der Gerechtigkeit. So wie der römische Patriote, Curtius, sich in den offenen Abgrund stürzte, so brachte auch eine Fliege ihr eigenes Leben zum Opfer, flog dem Vicegott in den Schlund, und erdrosselte ihn *). Hat man je von einem menschlichen Richter gehört oder gelesen, daß er sich, um einen Schuldigen zu strafen, selbst aufopferte? Aber eine Fliege thats zu Anagnia! Ewiges Denkmal ihrer Gerechtigkeitsliebe und zugleich — ihrer tiefsten Einsicht!

Wahrscheinlich waren viele Tausende der damals lebenden Menschen von dem Glanze der dreifachen Krone noch so geblendet, daß sie es nicht wagten, die Handlungen eines Papsts ungerecht zu finden. Unsere Fliege aber erhub sich über ihr finsteres Jahrhundert, und erblikte in Hadrian nicht den Statthalter Gottes, dem jede Freveltat erlaubt wäre, sondern einen bloßen Menschen, der um so frömmer und tugendhafter seyn sollte, je mehr er Gott darstellen wollte, einen Bischof, der gegen das Oberhaupt des Staats, folglich auch gegen seinen Herrn sich empörte, und strafte denjenigen, den anzutasten sonst niemand gewagt hätte.

Welch' hohen Begriff von dem durchdringenden Verstande der Fliege gäbe uns schon diese einzige Thatsache, könnten wir auch nicht aus mehreren Gründen ihn beweisen! Ueber jenes finstere Jahrhundert erhaben, schwebte sie damals in einem Lichte, das nur sie umgab, und ihr in Hadrian einen gewöhnlichen Menschen zeigte, indessen die Menschen in ihm wie ein höheres Wesen

*) den 31 Aug. 1159.

blindlings verehrten. So erscheint ſie uns noch heut zu Tage, als eine erklärte Freundin des Lichts. Wie zahlreich umſchwärmen ſie uns in den Tagen des Herbſts, ſo bald ein Licht ins Zimmer gebracht wird, und bleiben munter, ſo lange ſie ihren Aufenthalt erleuchtet ſehen! Kaum löſchen wir unſere Lampe, und allmählich hört das fröhliche Summen auf: jede ſucht ſich ihr Ruheplätzchen, und bald herrſcht Todesſtille um uns her: ſo wie durch eine entgegengeſetzte Wirkung das Licht die Mönche, Eulen, Diebe und Feldmäuſe verſcheucht, Dunkelheit hingegen aus ihren Winkeln hervorruft.

Sehen Sie nicht, meine Freunde, die Sie auch das Licht ſo ſehr lieben! wie die Fliege dem großen Grundſatze eines Ageſilaus folgt, der zu ſagen pflegte: „nur wer ſchändlich lebe, habe nöthig, ſich zu verbergen: ein Rechtſchaffener dörfe das Licht nicht ſcheuen.“ Gleich bekannt iſt Ihnen die erhabene Antwort jenes Römers, dem man bemerkte: die Nachbarn könnten alles ſehen, was in ſeinem Hauſe vorgehe. „Deſto beſſer! erwiederte er, denn ich thue nichts, deſſen ich mich ſchämen müßte!“ So lebte auch der gute Kaiſer Titus, ſo viel möglich, im Lichte des Publikums, weil er nicht das Volk, und dieſes ihn nicht ſcheuen durfte, indeſſen ein Tiber ſich in eine einſame Inſel verbarg, um ſeine Schandthaten dem Auge der Welt zu entziehen, die aber doch die Fakel der Geſchichte genug beleuchtet hat.

Doch, würde auch der Umſtand, daß die Fliege im Lichte der Welt lebt, nichts für die Reinigkeit ihres Gewiſſens und das Untadelhafte ihrer Handlungen beweiſen, ſo müßte ſchon ein anderer uns von ihrer Tugend über-

überzeugen. Denn wer das Schikſal der Tugend hat, der muß doch ſelbſt wohl tugendhaft ſeyn! — und wer iſt der Verfolgung des Laſters mehr ausgeſezt, als die Fliege? Gleich dem Meuchelmörder, lauert auf ſie die Spinne. In der Ecke, in die ſie ſich zurücke zieht, ſpannt ſie ihr Neze aus. Sorglos flattert die Fliege umher, und denkt an den geheimen Feind eben ſo wenig, als der Unſchuldige an den Verläumder. Wie die fröliche Jugend ſich dem Tanze und den Freuden des Lebens überläßt, ohne ſich zu erinnern, daß eine Spinne von einer alten neidiſchen Jungfer aus einem Winkel des Tanzſaals nach ihr ſchielt, um den kleinſten zärtlichen Blik zum Verbrechen zu machen, ſo hüpft unſere Fliege im Sonnenſcheine des guten Gewiſſens umher, und fühlt ſich plözlich in die Neze der lauernden Feindin verwickelt. So wird Tugend und Unſchuld faſt immer ein Raub des Böſewichts!

Sollten wir ferner, da ſie eine ſolche Liebhaberin der Aufklärung iſt, an ihrer Gelehrſamkeit zweifeln? Nein! dieſe iſt ſo Allgemein, ſchon aus den früheſten Zeiten anerkannt, daß die Griechen einem gelehrten Frauenzimmer den ehrenvollen Namen einer Fliege *) gaben. So heißt die kenntnißreiche Tochter der gleich einſichtsvollen Theano, dieſer berühmten Gattin des weiſen Pythagoras, Myia! So finden wir noch mehrere Dichterinnen Griechenlands, ſelbſt eine Korinna, die den Pindar beſiegte, mit dieſem Beinamen bezeichnet, der alſo nicht anders, als rühmlich, geweſen ſeyn kann. So ſehr liebt ſie die Gelehrſamkeit, ſo ſehr die Aufklärung, daß ſie ſich der Quelle des Lichts manchmal zu ſehr nähert, und ſich die Flügel verſengt, wie Menſchen zuweilen aus allzugroßer Anſtren-

*) Μυια.

gung der Seelenkräfte den Verſtand verlieren, wie über dem überſpannten Nachdenken ein Empedokles ſich in den Schlund des Aetna, und ein Ariſtoteles in die Fluten des Meeres ſtürzte.

Auch eine Kennerin der Pflanzen iſt ſie, und, wie ein Störk aus Schierling, weiß ſie aus einem andern Gewächſe ſich eine geſunde Nahrung zu bereiten. Der Oleaſter führt für faſt alle Thiere einen giftigen Saft bei ſich: die Fliege aber ſucht ihn auf, und nährt ſich von ihm unſchädlich, ohne Zweifel, weil ſie ihn, durch einen uns unbekannten chymiſchen Proceß, ſich heilſam zu machen gelernt hat. Ja, gleichwie ein erfahrner Botaniſte ſchon aus dem Klima und andern phyſiſchen Umſtänden ſchließt, welche Gattung von Pflanzen er in gewiſſen Gegenden zu ſuchen hat, ſo entdekt auch die Fliege jeden Zweig des Oleaſters, ſollte ihn gleich die Bosheit oder der Vorwiz des Menſchen in die Erde vergraben haben, um zu ſehen, ob ſie ihn auffinden kann? Welche Feinheit der Sinnen! Welche Sicherheit des Gefühls! — Wer dieſe ihre Eigenſchaften kennt, wird ſich nun auch weniger über ihre muſikaliſchen Talente wundern, die ganz unwiderſprechlich ſind. Denn wie lieblich iſt ihr Summen! wie harmoniſch ihre Symphonie!

Man macht viel Aufhebens davon, wenn in Wien vierhundert, und in London bei Händels Todenfeier einſt, glaube ich, gar tauſend Muſiker in voller Harmonie mit einander ſpielten, daß alles nur Ein Strich, nur Ein Hauch zu ſeyn ſchien. Aber laßt eine Million Fliegen ihr Concert anſtimmen: wird man nur einen einzigen Mißlaut hören? wird eine einzige aus dem Tone fallen,

den die groſse Meiſterin, Natur, ſie gelehrt hat? Freilich ſind nicht alle Ohren fähig, dieſe Symphonie ganz zu fühlen! Dieſes beweiſt aber eben ſo wenig gegen die Wirklichkeit und Schönheit derſelben, als wenn wir, weil wirs nicht vernehmen, das Concert bezweifeln wollten, das der erhabene Kenner, Pythagoras, die Sphären aufführen läſt, und ein Scipio einſt, als ein Eingeweiheter, deutlich und mit vielem Vergnügen hörte *).

Und warum macht die Fliege dieſe Muſik? Gewiß nur zur Ergözlichkeit des Menſchen! Denn erwekt uns das wenige, was wir von ihren Symphonien faſſen können, ſchon ſo vieles Vergnügen; was würden wir erſt fühlen, wenn nicht das groſse Ganze derſelben unſere ſchwachen Sinnen gleichſam betäubte! Denn ſie kann, als eine groſse Menſchenfreundin, keine andere Abſicht haben, als mit ihrem Geſange uns zu vergnügen. Daher umſchwirrt ſie unſere Tafel, um durch ihre Muſik die Eßluſt in uns zu erwecken und zu erhalten. Freilich giebt es böotiſche Ohren, die das Feine derſelben nicht empfinden. Allein wer wundert ſich darüber, ſo bald uns einfällt, daß ſelbſt ein König einſt ein ſehr ſchlechter Kenner war, und einem Marſyas den Kampfpreiß zuſprach, der einem Apollo gebührte? Gleich ungerecht zürnen manche Tafelgeſellſchaften über ſie, daß ſie mit ihnen ſich gleichſam zu Tiſche, und alles in Requiſition ſezt, was aufgetragen wird. Allein thut die National-Convention zu Paris weniger? Wie vergnügt wären die Franzoſen, wenn man nur ihre Eßwaaren in Requiſition ſezte, wie die Fliege, die ſich mit wenigen Schüſſeln begnügt, indeſſen jene er-

*) Cicero, der Traum Scipio's, Kap. 5.

habene Repräsentanten die Söhne, die Talente, die Mäntel, die Früchte — selbst die Schuhe, und so gar die Miene der freien Franken in Anspruch nehmen. Und dann erinnern sich diese Feinde unsers gesellschaftlichen Thierchens nicht, wie allgemein anerkannt die Wahrheit des Sprüchworts ist, daß die uneingeladenen Gäste die werthesten sind? Noch dazu zeigt sich bei dieser Gelegenheit die Fliege als eine wahre Freundin der so sehr gepriesenen Gleichheit. Denn macht sie immer einen Unterschied zwischen der Tafel eines Fürsten und der schwarzen Suppe des Taglöhners? Nein! zu dieser lädt sie sich zuweilen eben so gerne, als zu jener, ein.

Endlich kommen wir zum wichtigsten aller Lobsprüche, welche der Fliege gebühren — zwar zum lezten in der Reihe, aber zum ersten in Ansehung des innern Gehalts. Homer räth, die Tapfersten in die letzte Reihe zu stellen — und so führen auch wir den gröſten Vorzug der Fliege zulezt auf, um ein deſto erhabeneres Bild von ihr in dem Herzen unserer Zuhörer zurückzulassen.

Die Fliege ist außerordentlich kühn, und so tapfer, daß sie selbst Löwen angreift, und besiegt — so tapfer, möchte ich sagen, weils alles umfaßt — als ein Franzose. Wie dieser zu gleicher Zeit mit dem Englischen Leoparden, mit dem teutschen Adler, mit dem portugiesischen Drachen und andern Ungeheuern streitet, die ihre Freiheit in der Wiege ersticken wollen, wie die Schlangen den neugebornen Herkules: so fürchtet auch die Fliege weder den Löwen noch Elephanten. Voll Verwegenheit wiegt sie sich auf dem Rüssel des Rhinoceros, und spaziert um den Rachen eines Krokodils. Wie der Franzose sich hauptsächlich des Bajonets bedient, so die Fliege ihres Stachels, und beide thun Wunder damit, worob die französischen

Zeitungen und die Naturgeſchichte voll ſind. Wie die Fliege von der Natur mit einer Trommete begabt iſt, um ihre Siege gleich auszuroſaunen, ſo ſcheinen auch die Franzoſen Poſaunen zu haben, um der Welt ihre Vortheile vorzublaſen — nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe oft ſchon vor dem Siege trompeten, und jene erſt, wenn ſie ihn erkämpft haben. Wie die Franzoſen, ſind gleich einige tauſend gefallen, ſogleich andere Tauſende aufs Schlachtfeld führen, eine Klaſſe nach der andern auffordern, und an Mannſchaft unerſchöpflich ſcheinen: ſo kann man Myriaden von Fliegen tödten, und, unerſchrocken durch die Niederlage der Schweſtern, treten neue Myriaden an die Stelle der Erſchlagnen. „In Einer Nacht — ſagte Prinz Conde bei Freiburg — kommen in Paris wieder ſo viele Tauſende auf die Welt, als hier gefallen ſind:“ und ſo erſetzt auch Ein Tag den größten Verluſt der Fliegen. Die Schlachten an der Trebia und bei Cannä machten die Römer — die bei Azincourt und Maupertuis die Franzoſen nicht muthlos: und ſo kehrt auch die Fliege zu wiederholten Angriffen ihrer Feinde zurücke! Schon dieſe Parallele — auf welche Höhe ſtellt ſie unſere Heldin! Ihre Kühnheit beſeelt den Redner ſelbſt, und er wagts, zu behaupten, daß die Fliege noch tapferer iſt, als Löwen, Römer und Franzoſen. Denn dieſe letztern ſo gar hat ſie ſchon beſiegt.

Als im J. 1285. der franzöſiſche König Philipp 3. Gironna in Katalonien mit 100000 Mann belagerte, plünderten ſeine Völker das Grabmal des heiligen Narciſſus, ehemaligen Biſchofs dieſer Stadt, und entweiheten eben den Leichnam des Patrons. König Peter von Arragonien mußte dieſen Frevel aus der Nähe anſehen, ohne ihn rächen zu können. Aber die Fliegen geriethen über dem Anblike der Entweihung in eine gerechte Wuth, fielen die

Gottlosen an, und trieben sie zurücke. Mit welch' frommem Eifer die entrüsteten Thierchen kämpften, erhellt daraus, daß einige Geschichtschreiber erzälen, es seien Hornisse gewesen, welche die französischen Reuter in die Flucht schlugen — entweder, weil der Grimm der Fliegen ihnen das Ansehen größerer Thiere gab, oder suchten die Franzosen die Schande ihrer Niederlage dadurch zu decken, daß sie unsere tapfere Fliege in Hornissen verwandelten.

Noch weniger werden Sie vielleicht, geehrtesten Zuhörer! meine Behauptung, daß die Tapferkeit der Fliege die französische selbst übertrift, als ein Paradox ansehen, das nur meine Bewunderung derselben mich aufstellen hieß, wenn wir die Mittel vergleichen, die beide zur Erhaltung ihrer Siege anwenden. So gar die größten Verehrer der Franzosen werden nicht läugnen, daß sie in gegenwärtigem Kriege die Thore mancher Stadt mit silbernen Schlüsseln sich öfneten, und manchen Rükzug mit goldenen Bajonetten bewirkten. Wären sie bis Amsterdam vorgedrungen, und hätten sie die Niederlande erobert, bahnte ihnen nicht Bestechung und heimliche Aufwieglung der Völker den Weg? Denn konnte bis izt alle ihre Macht die armseligen Bauern der Vendee besiegen, die, nach den Berichten der Repräsentanten und Generäle, schon so oft ausgerottet waren, und immer wieder gleich furchtbar sich zeigen? Mußte nicht die Hoheit des Convents vor den Räubern *) sich so demüthigen, daß er mit allen Schmeicheleien und Versprechungen sie zur Niederlegung der Waffen zu bewegen sucht? Nie wären also, nach aller Wahrscheinlichkeit, die Waffen der Neufranken so glüklich gewesen, als man sie izt sieht, hätten sich ihre Feinde mit dem gehörigen

*) Chouans.

Muthe vertheidigt, hätten ſie, ſtatt die Angriffe zu erwarten, ſich thätiger gezeigt, die Teutſchen den Ruhm, das kriegeriſchſte und geübteſte Volk in Europa zu ſeyn, nicht ſo leichtſinnig aufgeopfert, nicht Mitglieder der Koalition mehr ihren eigenen Vortheil und die Schwächung ihrer Verbündeten, als das Beſte Teutſchlands, geſucht; und beſonders hätten ſich nicht die aus allen Kirchſprengeln nach Paris eilenden Heiligen von Silber und Golde gefallen laſſen, in Barren umgeſchmelzt, zu gewißen Miniſtern und Feldherren, zu den geheimen Geſellſchaften und in diejenigen Städte und Feſtungen auszuwandern, wohin man ſie zu ſchicken nöthig fand; — Aber wer kann von der Fliege ſagen, daß ſie ihre Siege den Beſtechungen und veranſtalteten Inſurrektionen dankte Nein! ſolche nidrigen Mittel, ſolche geheime Springfedern erlaubt ihr erhabener Geiſt, ihr gegründeter Stolz, und das Gefühl der ächteſten Tapferkeit ſich nicht!

O wie groß erſcheinſt du, kleinſtes der Thiere! nun nicht nur mir, ſondern auch allen meinen Zuhörern! Kann ich mit ſo ſchwacher Zunge dich würdig genug preiſen? O! hätte Homer, der deinen unerſchütterten Muth, als ein entſchiedener Verehrer heroiſcher Tapferkeit, kannte, und von einem ſeiner beſten Helden ſang:

Ihm verliehe die Kraft in ſeine Schultern und Kniee
Und flößt' ihm in die Bruſt den Muth der Fliege
Athene — *).

o! hätte der Sänger Achills und des Ulyß ſich entſchloſſen, ſtatt der Thaten von dieſen, die deinigen zu erheben: in welch' hellerem Lichte würden ſie itzt, ſeit bald drei Jahrtauſenden, glänzen! Wie würden deine herrlichen Eigenſchaften nicht in Gefahr ſeyn, durch meine ſchwache

*) Iliade, 17, 570. 71.

Darſtellung verdunkelt zu werden! Nur ein Lyſias bildet Alexandern — nur vor einem Titian ſitzt ein Karl der fünfte — und nur ein Homer ſollte die Fliege beſingen, nur ein Demoſthenes eine Lobrede auf ſie halten.

So ſchwach indeſſen meine Aehnerſchwingen waren, die Höhe meiner Heldin zu erreichen, ſo ſchmeichle ich mir doch, in Ihnen, Verehrungswürdigſte Journaliſten und Kunſtrichter, die ſie den wahren Maasſtab aller Größen beſitzen! ein ſolches Bild von der Fliege erweckt zu haben, daß Sie, ſo groß Sie auch ſind, von nun an Sich ſelbſt nicht für größer halten werden, als mein Inſekt, und Ihr größtes Lob, womit die Autoren Sie in Zukunft ſicher beſtechen, wird dieſes ſeyn: „Sie nähern Sich den geprieſenen Eigenſchaften der Fliege!“ — Laſſen Sie uns, am Schluße, die Vorzüge derſelben in eine Maſſe, wie Lichtſtralen in einen Brennpunkt, faſſen!

Die Fliege liebt die Menſchheit, als eine wahre Kosmopolitin — ſie liebt das Licht, wie ein tugendhafter Cato und Aretilaus — ſie iſt auf alles aufmerkſam, wie der unermüdetſte Haukrater — ſie iſt aufgeklärt, wie ein Philoſophe — ſie iſt gelehrter und eine größere Freundin der Künſte, als ein Jakobiner — ſie hält ſtrengere Policei, als ein le Noir — endlich, ſie iſt ſo tapfer, ja erkämpft rühmlichere Siege, als die Franzoſen!

Dixi!

V.

Lobrede
auf die
Zigeuner.

Lobrede
auf die
Zigeuner,
gehalten an 25ſten Pluvios (15 Febr.)
in einer Geſellſchaft
von
Jakobinern.

Wertheſte Brüder!

Unſchuld und Tugend in Schuz nehmen, iſt heut' zu Tage ein deſto gröſseres Verdienſt, da es faſt Ton unſerer Zeiten zu ſeyn ſcheint, die Rechtſchaffenheit mit Kothe zu beſpritzen, und an den ſchönſten Bildern nur die Flecken aufzuſuchen, wie man dieſes an den Schriften, die über die Univerſitäten erſchienen, an den Anekdotenſammlern und Reiſebeſchreibern ſieht. Wie ſehr ſchmeichelte man ehemals unſerm verewigten Robespierre, dem Märtyrer der wahren Freiheit, und fand alle Tugenden in ſeiner Perſon vereinigt! Jezt entdekt man keine einzige

gute Eigenschaft mehr an ihm. Itzt heißt er ein Tyrann, und die alte Geschichte kann nicht Namen genug borgen, um ihn damit zu stempeln. Wo war ein Mann von größerm Muthe und mehr Standhaftigkeit, als unser unerschütterter **Marat**: Wessen Blik umfaßte mehr das Ganze, als der seinige! Um zehentausend Tugendhafte sittlich zu machen, erforte er eine Million Aristokraten und Royalisten, d. i. Böswichter auf. Wiegen Tausende von diesen — ohne Stolz sei es gesagt! — nur einen Einzigen Jakobiner auf? — Itzt, nachdem die Hand einer Furie sein Herze durchbort hat, das so warm für die Macht unserer erhabenen Gesellschaft schlug, heißt er ein Ungeheuer, und man raubt ihm die Ehre des Pantheons, die der heilige **Berg** ihm zuerkannt hatte! Wie wird dein glühender Eifer für die Freiheit, dein ewiger Haß gegen aristokratische Schätze nun verkannt, Held **Collot**! Du, der du die blühendste Handelsstadt mit Rechte umstürztest, weil sie gemäßigte Freiheit der unsrigen vorzog, heißt itzt ein Blutsauger. War der Donner der Karterschen, der die Elenden zu Tausenden niederschmetterte, die einst dein Talent eines Schauspielers verkannten, nicht gerecht? Und was soll ich von dir sagen, unsterblicher **Carrier**! Wie glüklich war deine Erfindung der Klappschiffe, um die Welt von den Mördern zu reinigen, die nur auf den Untergang der Bergmänner lauerten! Kann derjenige ein Wüterich sein, der nicht mit Leidenschaft, sondern mit kaltem Blute straft? Was beweißt aber mehr das kalte Blut unsers **Carriers**, als der Scherz, den er sich mit den elenden Vendeern machte, daß er sie nakend, als so viele Brautpaare, zusammen band, um sie ihre gegenrevolutzische Hize in den Gewässern der Loire ablöschen zu lassen?

So iſts alſo das Schikſal der Tugend und Rechtſchaffenheit, daß ihre beſten Abſichten immer verkannt werden. Aber gewiß kömmt die Zeit zurücke, da ein Robespierre und Carrier mit ihren Freunden die verdienten Altäre erhalten, und die geheimen Anſtalten unſers Duhem, Amar, Maignet und anderer edeln Brüder beſchleunigen dieſen Zeitpunkt. Laßt uns indeſſen das unſrige zur Rettung der Unſchuld und zur Vertheidigung derſelben beitragen! Ein ganzes, eben ſo, wie jene einzelne Helden, wie unſere Geſellſchaft, verkanntes Volk ſtellt ſich mir dar, und ich mache mirs zur Pflicht, ſein Apologete zu ſeyn.

Was iſt ſchlimmes, das man nicht von den Zigeunern ſchon geſagt hätte: Räuber und Mörder nennt man ſie, wie uns. Allein ſie ſinds eben ſo wenig, als wir. „Sie lieben die ſcheußlichſte Koſt — halten nichts auf Erziehung der Jugend — leben mit der ganzen Welt in geheimer oder offener Fehde — haben keinen Charakter, oder wenigſtens nur einen häßlichen — verehren keinen Gott“ — alles dieſes, und noch mehreres beſchuldigt man ſie — gerade wie uns. Seht, Brüder! dies iſt zugleich ein Beruf weiter, ſie in Schuz zu nehmen, und zu zeigen, daß ſie den Pfeilen der Verläumdung eben ſo unſchuldig, als wir, ausgeſezt ſind. Nur in dem erſten Augenblicke kanns einen oder den andern meiner Zuhörer befremden, Jakobiner und Zigeuner in Parallele geſtellt zu ſehen — nur ſo lange, bis meine Rede aufs gründlichſte erwieſen hat, daß die Zigeuner das Lob der Rechtſchaffenheit, Philoſophie des Lebens, Mäßigkeit, Verachtung der Reichthümer und anderer trefflicher Eigenſchaften ſo ſehr verdienen, als wir Jakobiner.

Dunkel, wenigſtens für das Auge des Ungeweiheten, iſt der Urſprung der Jakobiner — eben ſo die Herkunft der Zigeuner. Lange wußte man ihr Vaterland ſo wenig, wie Homers. Schon dieſes erweckt Ehrfurcht. Denn daß man nicht weiß, woher der alte griechiſche Sänger ſtammt, hat gewiß vieles zu ſeinem Ruhme beygetragen. Es gab Gelegenheit, deſto mehr, wie gewöhnlich, von ſeinem Vaterlande zu reden und zu ſchreiben, je weniger man davon wußte. Sieben Städte ſtritten ſich, welcher die Ehre zuerkannt würde, einen Homer hervorgebracht zu haben. So läßt man auch die Zigeuner bald in Zeugitana, bald in Egypten, bald wieder in anderen Ländern Afrika's und Aſiens entſtehen, und kannte ihre Väter eben ſo wenig, als die Eltern Melchiſedechs. Allein nach neuern Unterſuchungen iſt ihr wahrſcheinlichſtes Vaterland Hindoſtan, — jene Gegenden, welche die erſten Weiſen, und wahrſcheinlich auch die erſten Menſchen ſahen. Laßt dieſe immerhin von andern am Euphrat ſuchen! Jener erſte Sohn der Natur muß in Gegenden gelebt haben, die ſeine nothdürftige Nahrung von ſelbſt hervorbrachten, bis er, in weniger milde Gegenden zerſtreut, von der Noth getrieben, die Kunſt nach und nach lernte, den ihm mangelnden Theil ſeines Unterhalts aus der Erde zu graben. So erweiſt alſo die Unwiſſenheit des Zigeuners im Ackerbau und ſo gar ſeine Abneigung gegen denſelben, daß er aus Gegenden ſtammen muß, wo die Natur ihren Kindern die erſten Bedürfniſſen, ohne Pflug, freiwillig darreicht.

Es iſt ein charakteriſtiſcher Zug der Morgenländer, daß ſie ihren alten Sitten und Gebräuchen zu allen Zeiten und unter allen Völkern getreu bleiben — und

eben dieſer Umſtand beweiſt den orientaliſchen Urſprung der Zigeuner. Seitdem die Geſchichte Nachrichten von ihnen ertheilt, finden wir, daß ihre Sitten und Eigenſchaften immer die nämlichen ſind. In welchen Ländern ſie ſich auch aufhalten, macht Spanien ſie nicht aufgeklärter, Frankreich nicht beſcheidener, Italien nicht aufrichtiger, Teutſchland nicht liſtiger, England nicht demüthiger, die Wallachei nicht ehrlicher, Holland nicht herzhafter, Dänemark und Schweden nicht uneigennüziger. Wie Oel auf dem Waſſer ſchwimmt, bleiben ſie immer unter allen Nationen der Erde mit ihnen unvermiſcht, und lernen weder in Baiern den Fleiß der Einwohner dieſes Landes, noch in Lothringen die Großmuth der Lothringer; weder in Berlin die wahre Liebe für die teutſche Reichsverfaſſung, noch in Leipzig die Beſcheidenheit, mit welcher der Sachſe den Schwaben ſich zur Seite ſtellt.

Ungeachtet aber die Zigeuner mit keinem andern Volke ſich vermiſchen, ſondern immer ein eigenes Menſchengeſchlechte bleiben, ſind ſie doch Verwandte und Brüder aller Nationen. Daher ihr wohlgegründetes Recht auf alle Güter der Welt: Hat der Zigeuner Luſt zum Geflügel in einem Dorfe gezeigt, ſo ſagt der rohe, unaufgeklärte Bauer: er habe ihm ſeine Hühner geſtolen. „Nein! Bruder! erwiedert der Zigeuner: ich habe nur meinen Theil von den Hühnern des Dorfs geerbt. Bei der allgemeinen Austheilung der Güter erhieltſt du meinen Antheil von Hühnern, die du indeſſen futterteſt, und nun hohle ich ſie mir, da ich ſie brauche. Haben nicht eben ſo deine Väter ſchon vor tauſend Jahren Stiftungen für Klöſter gemacht, und die Geiſtlichen ſie dis

auf den heutigen Tag ordentlich verwaltet, erhalten und verbessert, damit die erhabene französische Nation sich izt alles zueignen kann? Haben nicht eben so die Voreltern der Pfälzer, der Niederländer, der Holländer klüglich zusammengespart, damit die Neufranken sich selbst die Mühe belohnen können, daß sie zu ihnen kamen, und sie frei machten? Haben nicht eben so die Ritter und Edeln seit Jahrhunderten Güter gekauft oder erkämpft, damit man ihre Enkel fortschicken, und das, was sie nicht mitnehmen können, von ihnen erben kann? Sagte nicht neulich ein ehrwürdiges Mitglied des Convents, dessen Anblik mehr Ehrfurcht einflößt, als einst des römischen Senats dem epirischen Gesandten Kyneas *) — denn saß in diesem ein Marat, ein Legendre, ein Robespierre? — sagte nicht Cambon: Es ist nöthig, daß wir wieder einen Emigrantenschwarm ausstoßen **)! Denn von Zeit zu Zeit zeigt sich in der Staatskasse eine Lücke, die man mit den Bruchstücken des Vermögens der Edelleute ausfüllen kann, denen man

*) Cyneas en entrant dans le Senat de Rome crut voir une assemblee des rois. Cet éloge seroit pour *nous une injure*. Manuel in der ersten Session des Nat. C. 21sten Sept. 1792. Wäre Kyneas vor den N. C. getreten, so wäre die höchste Idee von der Würde desselben diese gewesen: qu'il crut de voir une assemblee des Sansculottes: wie auch der Kapuziner Chabot, ein wirklicher Sansculotte, weislich und wahr Manueln antwortete: Vous ne pouvez rechercher d'autre dignité, que de Vous meler avec des Sansculs.

**) Il faut une nouvelle émission des émigrés — sind seine eigenen, öffentlich gesprochenen Worte.

man so lange drohete, bis sie auswanderten, um nur das Leben zu retten.

Diese aus der reinen Philosophie geschöpften, und also erhabenen Begriffe von der Brüderschaft des ganzen Menschengeschlechts und von der Gleichheit, besonders des Vermögens, fanden sich also schon lange bei unsern Zigeunern, bis sie endlich in diesen aufgeklärten Tagen der übrigen Welt mitgetheilt wurden. Was die alten rohen Menschen Diebstal nannten, ist nichts, als eigentliche Erbschaft, und dem Nächsten den Ueberfluß nehmen, nur eine billigere Vertheilung der Güter, auf die wir alle gleiche Rechte haben! Nun erkenne man, wie viel es auf das Wort ankömmt, mit dem man eine Sache stempelt! Alle, die man sonsten mit dem Namen der Diebe und Räuber brandmarkte, erscheinen nun als Wiederhersteller der unverjährten Rechte der Menschheit. Diebstal und Räuberei selbst sind aus der Welt verbannt, und mit unserer Republik, ja durch sie, beginnt die alleinige Herrschaft der Tugend, die ihr reines Scepter bald über die Gränzen von Kamtschatka ausrecken wird.

Gesezt aber auch, einige hartnäckigen Köpfe wollten immer noch an den alten Begriffen von Stehlen, Plündern und Rauben kleben: wie sehr muß man sie bemitleiden, daß sie so wenig erleuchtet sind! „Wisse — sagte einst der erhabene Robespierre zu Fouche! — daß Patrioten nicht stehlen! denn alles gehört ihnen!“ O der erhabenen Worte, die eben so in Erz und Marmor eingegraben zu werden verdienen, wie sie noch, selbst nach dem Sturze des tugendhaften Advokaten von Arras, der seinen Wohlthäter, den dortigen

Bischof, und Hunderte seiner, ihm im Wege stehenden Anhänger, sich und dem Vaterlande opferte, in dem Herzen der Volontairs und Nationalgarden eingegraben sind, die ein fremdes Gebiete betreten! Als die Juden Egypten verließen, in dessen fettsten Gegenden sie vierhundert Jahre ruhig wohnen durften, borgten sie von ihren bisherigen Mitbürgern silberne und goldene Gefäße, und ihr Befehlshaber entschuldigte die That, welche die übrige, besonders die heutige grübelnde, Welt einen Diebstal nennen möchte! Nun haben bekanntlich die Republikaner Frankreichs einen eigenen Gott, der von dem, den die Aristokraten und wir dumme Deutschen *) verehren, himmelweit verschieden ist. Was sie also andern Völkern abnehmen, ist von ihrem Gotte ihnen bestimmt, und so haben auch wohl die Zigeuner wahrscheinlich, wiewohl es nicht ausdrüklich aufgezeichnet ist, eine eigene, gegen sie vorzüglich wohlthätige Gottheit, die ihnen alle Schätze der Erde gönnt und schenkt. — Und nun tadle noch jemand die Juden, Franzosen und Zigeuner!

Es ist also entschieden, daß bei gemeinen Menschen etwas Raub oder Diebstal seyn kann, was es bei den Juden, Franzosen und Zigeunern nicht ist. Davon, wäre es nicht schon erwiesen, überzeugten uns die Zigeuner selbst. Denn es ist von bewährten Autoren bemerkt **): daß sie öfters verborgene Diebställe entdeken.

*) Noch im Jul. 1796 saaten die Franzosen in der Gegend des Ramsthals laut und ungescheut: der alte Gott seye vor fünf Jahren gestorben — eine beglaubigte Thatsache!

**) Grellmann, S. 206.

Da sie nun in der nämlichen Handlung, die sie selbst begehen, bei andern Menschengattungen Diebe und Räuber erkennen, ists nicht klar, daß sie ihre Thaten für keinen Diebstal halten, und sie es folglich auch nicht sind? Denn so wie die Hinrichtungen unsers demüthigen und tugendhaften Robespierre, dem Butenschön im Straßburger Welthoten auf jedem Blatte Hände voll verdienten Weihrauchs streuete, keine Justizmorde, sondern nur Hekatomben waren, die er dem Vaterlande auf seinem Altar brachte: so sind auch die Güter, welche die Zigeuner, wie die Unaufgeklärten sagen, stehlen, nur die Portionen, die ihnen aus der großen, über die Welt hin zerstreueten, Erbschaftsmaße gerechter Weise zukommen?

Und wozu sollten sie auch stehlen? Bedörfen sie denn so vieles, als ehemals ein französischer Prälat, oder ein Generalpachter? Nein! bei einem kleinen Fläschchen Branntewein, das ein mitleidiger, reicherer Bruder ihnen reicht, sind sie genügsamer, als ein Aristokrate bei den dampfenden Schüsseln des Restaurateurs, und gewiß hat Uz einen Zigeuner mit der Pfeife kopiert, wenn er den Tabaksraucher singen läßt:

Ich beneide keine Krone,
Wenn aus weißgebranntem Thone
Manch' balsamisch Wölkchen dringt!

Wie vieles erspart ihm seine erprobte Genügsamkeit! Bedarf er der Gabeln und Messer, wenn er die Bedürfnisse der Natur durchs Essen befriedigt? Nicht einmal Stäbchen hat er, deren der Sineser sich bedient: sondern, wie dem Engländer, der den Salat mit den Hän-

den faßt, ſind ihm die Finger hinreichend, die Speiſen zu zerlegen, und zum Munde zu bringen.

Wie leicht packt er daher ſein ganzes Hausgeräthe zuſammen, um von einem Orte zu dem andern zu wandern! Der Rücken ſeiner Familie, oder höchſtens eines Pferds, trägt alles, was er braucht, und wo er hin kömmt, findet er, was zur Erhaltung des Lebens nothwendig iſt, wenigſtens einen Trunk friſchen Waſſers.

Lukan beſchreibt die groſſe Noth, in der ein Theil der Pompeiſchen Soldaten in Iberien dadurch geriethen, daß Cäſar ſie eingeſchloſſen hatte, und ruft dann aus, als Cäſars Gnade ihnen erlaubte, ſich an dem nahen Fluſſe zu erquicken, und die verlorenen Kräfte wieder herzuſtellen *):

— Verſchwenderiſche Ueppigkeit,
Mit kleinem Vorrath nie zufrieden!
Du ſtolze Hungerſucht nach Speißen,
Zu Land und Waſſer aufgeſucht!
Lernt doch, wie wenig Aufwand uns
Das Leben längert, und wie wenig die
Natur erheiſcht! Nicht unter einem
Vergeßnen Konſul längſt gefaßter Wein
Erquikt die Kranken, und ſie trinken nicht
Aus Golde, nicht aus Murrhen. Nein!
Das Leben kehrt durch reinen Quell' zurücke,
Und Fluß und Brod genügt den Völkern.

Was hier der römiſche Dichter uns bei Gelegenheit der dürſtenden Pompejaner lehrt, können wir an den Zigeu-

*) Pharſal. IV. 373.

nern, als praktischen Philosophen, alle Tage lernen. Zwar versagen sie sich nicht eine Flasche Branntewein, wenn ihnen der Zufall oder die Mildthätigkeit eine reicht, allein wahrscheinlich nur aus erlaubter Sorge für ihre Gesundheit, um den schlimmen Folgen vorzubrugen, die aus dem reichlichen Genusse des Wassers entstehen könnten, das bekanntlich nicht überall gesund ist.

Gleich genügsam und philosophisch zeigt sich der Zigeuner in der Kleidung, wenn man anders die Lumpen, die man öfters an ihm erblikt, so nennen kann. So gar ein Hemde hält er für unnöthig, und ehe noch unsere Philanthropen die Bedeckung des Hauptes für schädlich erklärten, hat er das seinige längst allem Wetter und allen Stürmen ausgesezt, und dadurch gehärtet.

Doch, damit Sie sehen, theuerste Brüder! daß ich, wie Sie, Wahrheit über alles liebe, daß ich an unsern Zigeunern nichts schäzenswürdiges finde, als was es wirklich ist, und daß Sie Sich also desto mehr von den rühmlichen Eigenschaften überzeugen, die ich an ihnen bewundere, will ich eine Schwachheit nicht verhelen, die man an ihnen entdekt. Ungeachtet sie kein Hemde tragen, wie wir keine Hosen, und sich sonsten mit den ersten Bedürfnissen der Natur begnügen, lieben sie doch einen gewissen Puz. Wirft der Zufall dem Zigeuner ein schönes Kleid, besonders von der rothen Farbe, zu, noch mehr, ist es gar mit Tressen besezt: so zieht ers ohne Bedenken an, und gebärdet sich darinnen wohl gar stolz. Allein da ers zu seinem erdegrauen Hemde trägt, wenn er eines hat, und so gar die zerrissenen mit dem schönen Kleide paart, so kann ich mirs nicht anders denken,

als daß er durch das Abſtechende ſeines Habits des Kleiderſtolzes ſpotten will. Denn wer ein rothes, mit Golde verbrämtes, Kleid hat, von dem muß man glauben, daß er ſich auch die kleinere Kleidungsſtücke verſchaffen konnte, wenn er wollte, und der Zigeuner ſpricht alſo gleichſam zu denen, die ſeines buntſcheckigen und, wie es uns ſcheint, übel zuſammenpaſſenden Auszugs lächeln: „Seht! was Stolz auf Kleider für eine Thorheit iſt! Daß ich mich beſſer kleiden könnte, beweiſet Euch mein Rok; das übrige aber, daß ich meinen Werth nicht in ſchöne Kleider ſetze“ — und iſt diſes nicht wahre Philoſophie, obgleich nicht die reine?

Geſezt aber auch, er liebe doch den Puz, finden ſich nicht genug Mitglieder unſers erhabenen und heiligen Bergs, welche troz ihrer Verdienſte um Welt und Nachwelt, die ihnen allen Puz entbehrlich machten, ſich die Koſtbarkeiten zueignen, mit denen Ariſtokraten, Emigrierte, Verdächtige und Reiche einſt ihre Schande deken? Sehen wir nicht Mitglieder unſers Clubbs, die ehemals wahre Ohnehoſen waren, und izt in Seide einhertreten? Darum bleiben wir doch uneigennüzig, wie die Zigeuner demüthig, und wiſſen, gleich ihnen, wohl, daß alles nur Außenſeite iſt, ſey's die rothe Müze oder ein Treſſenhut, eine Schifferjacke oder ein Staatsrok.

Und doch nüzen ſo viele Menſchen die Gelegenheit nicht, jene theuern Lappen verachten zu lernen, ſo oft ſich uns auch der Zigeuner in ſeinen Lumpen, ohne Hemde, mit ſeiner ganzen Genügſamkeit und Lebensphiloſophie darſtellt. Denn wer hat noch keinen von ihnen geſehen? Findet man ſie nicht überall? Stellen ſie nicht

Wanderungen durch alle Welttheile an? oder vielmehr, iſt nicht ihr ganzes Leben Eine Wanderſchaft?

Hier entdecken wir ein neues Verdienſt derſelben. Sie reiſen, und beſchreiben doch ihre Reiſen nicht! ſie reiſen weder auf die Koſten eines Staats, noch ihres Volks, mithin nicht ohne eigenen Aufwand, und ſuchen doch die Reiſekoſten nicht durch die Beſchreibung ihrer Reiſe wieder zu gewinnen! Um dieſes recht zu ſchäzen, berechne man nur, wie viele Bände ſie liefern könnten, ſo gar ohne Zuſäze und Beilagen! Wie manchen Berg kommen ſie herab, ohne uns zu belehren, daß ſie ihn erſt erſtiegen mußten! Wie oft überfällt ſie ein Regen, ohne daß ſie uns ſagen, ſie ſeien davon naß geworden! Wie manchen Kirchthurm ſehen ſie, ohne uns zu berichten, daß ſie ihn ſahen, ſo bald er ſichtbar ward! Wie manches Dorf, wie mancher Hof liefert ihnen ein gutes Mahl, und doch nüzen ſie dieſe Gelegenheit nicht, ihre Gaſtfreunde für die genoßene Mahlzeit zu verewigen, ſondern ſie zollen ihnen nur den ſtillen Dank des Herzens. Daher kann man ihnen die geheimſten Gedanken und Entwürfe, die kühnſten Urtheile über berühmte Männer und die wichtigſten Zeitangelegenheiten eröffnen, ohne daß man bei ihnen, wie bei einem Sander und andern, in Gefahr geräth, dasjenige in kurzer Zeit gedruckt zu leſen, was man dem Reiſenden, wie im Vertrauen, mittheilte, und ſich durch dergleichen Klatſchereien Haß und Feindſchaft zuzuziehen. Gewiß ein noch unbekanntes, oder wenigſtens nicht genug erkanntes Verdienſt unſerer fahrenden Philoſophen — beſcheidener zu ſeyn, als unſere fahrende Gelehrten! Einſt ſchrieb ein Geiſtlicher ein Buch von den unerkannten Sünden. Ein größeres

könnte man schreiben von den allzusehr gepriesenen Verdiensten und dem überspannten Lobpreisen der Schriftsteller, die bei jeder oft erzwungener, Gelegenheit auszuposaunen Mode ist, war und bleiben wird — das gröste aber, von den unerkannten Verdiensten, wenn auch nur unsere Zigeuner Stoff dazu geben sollten.

Aus der Quelle ihrer weiten Reisen fließt ohne Zweifel auch ihre große Menschenkenntnis. Der sicherste Beweiß derselben ist, wenn man, wie ein Terminant, die Menschen so studiert hat, daß man nie eine Fehlbitte bei ihnen thut. Alles erhalten die Zigeuner, was sie wollen. Wie schlau schmeicheln sie sich bei jedem ein, von dem sie etwas verlangen! Wie genau wissen sie, von welcher Seite man einem Mann — und von welcher man einer Frau beikommen kann! Wie schlau gewinnen sie eine schöne Jungfrau — und wie listig den frölichen Jüngling! „Meine Tochter kann betteln!“ sagte jener Vater zu ihrem Freier — eine erhabene Rede, die beweißt, wie sehr der Mann überzeugt war, daß Betteln eine der ersten Künste der Welt ist, und ihren Mann reichlich nährt! Wie mancher, der's recht verstund, hat sich schon zu den einträglichsten Stellen, zu den vornehmsten Ehrenstufen hinaufgebettelt: indessen der vielleicht verdienstreichere Mann, der aber nicht betteln konnte, oder zu betteln sich schämte, am Fuße des Berg's stehen bleibt, den jener erstieg! O! welch' einen Ruhm erwärbe sich — welchen Dank dürfte sich der Mann, der so sprach, versprechen, wenn er das System des Bettelns der Welt mittheilte. Welch' ein unentbehrliches Studium wäre sein Buch für alle Supplikanten, Solliciteanten, Kollektanten und Kompetenten aller Art!

Doch wozu soll er uns erst lehren, wie wir die gewünschten Glüksgüter von andern erhalten! Ist ers nicht selbst, der sie uns giebt. Denn wie groß sind bekanntlich die Wohlthaten, die wir den Prophezeiungen der Zigeuner danken! Mit wahrer Großmuth theilen sie uns die fettesten Pfründen, die ansehnlichsten Ehrenstellen, die schönsten und reichsten Frauen, kurz, alles, was wir uns wünschen, zu! Welch' tiefen Blik, welch' durchdringenden Geist verrathen sie hier! Wie wenn sie in der Seele eines jeden läsen, wissen sie seine geheimsten Wünsche, und entdecken, was er sich oft kaum selbst deutlich genug bewußt ist. — Und diese Freigebigkeit dörfen wir nur mit wenigen Pfenningen belohnen. Wer sonsten ein Amt will, muß entweder ein Zweig einer herrschenden Familie seyn, eine Muhme aus derselben, oder eine Haußhälterin des Lieblings heiraten, dem Fürsten oder Referenten Geld geben, oder schmeicheln und kriechen, kurz, sich vieles gefallen lassen, was der ehrliche Mann höchst ungerne, oder gar nicht thut. Der Zigeuner aber schenkt euch die ansehnlichsten Ehrenstellen auf euern bloßen Anblik, und lägts euch an Geld und Bräuten niemals fehlen. Wie manchen süßen Traum erwekte er schon den Mädchen, die den schönen und reichen Liebhaber schon zu ihren Füßen sehen!

Wie nüzlich es öfters ist, Blicke in die Zukunft zu thun, ist wohl niemanden zweifelhaft. Hätten manche unserer guten Teutschen, die lauter wahre Menschen und ein goldenes Zeitalter in Frankreich suchten, und dann Tod und Kerker da fanden, das Schikksal, das ihrer Gutmüthigkeit wartete, vorausgesehen, wie viel lieber wären sie Unterthanen eines teutschen Zwingherrn gebli-

ben, als Opfer der jakobiniſchen Mordluſt und der Spott ihrer neuen Brüder geworden! Wer einem Euſtine, Lameth, la Fayette, den Noailles und Montmorency vorausgeſagt hätte, diejenigen, um derer willen ſie ihrem Stande entſagten, und gegen ihre Mitglieder treulos wurden, werden ihnen einſt mit dem Mordmeſſer lohnen: wählten ſie jemals die Partei des immer wankelmüthigen und undankbaren Volks? Und du, ſcharfſinniger Guillotin! lieber hätteſt du fortgefahren, Recepte zu ſchreiben, und Kranke zu heilen, als das Werkzeug erfunden, unter dem du ſelbſt blutetſt! Wie wohlthätig ſind alſo die Prophezeiungen der Zigeuner, die uns ſagen, was wir thun, oder nicht thun, und wofür wir uns hüten ſollen! O wie manchen hat ihre Weisheit und Gabe, in die Zukunft zu blicken, ſchon vor dem Unglücke bewahrt, und den geraden Weg zum Wohlſtande geführt! Nicht berechnen läßt ſichs, wie verdient ſich unſere Wahrſager ſeit ihrer Erſcheinung in Europa um das Menſchengeſchlechte gemacht haben, und noch machen werden, daß es ſcheint, die Vorſehung habe ſie uns geſchikt, um das Elend unſerer Staaten zu mildern.

Und doch habe ich noch nicht alles erſchöpft — wie könnte ichs auch? — was die Zigeuner, beſonders ihre Weiber, uns nüzen. Wiſſen ſie nicht die geheimſten Mittel, die verlorene Geſundheit wieder herzuſtellen? Wie verdient machen ſie ſich beſonders um den Landmann, wenn ſein Vieh nicht freſſen will, folglich in Gefahr iſt, Hungers zu ſterben? Braucht da die Zigeunerin mehr, als wenige Minuten allein im Stalle zu ſeyn? Sogleich iſt das Uebel gehoben, und mit Erſtaunen ſieht

der Bauer, mit welchem Heißhunger sein Stier wieder frißt. Zwar sagen Leute, die an den Menschen wenig Gutes finden wollen, und jedes Verdienst herabwürdigen: die Zigeunerin habe vorher gemacht, daß die Kuh nicht fraß, und nun sei es ihr ein leichtes gewesen, das Uebel, das sie selbst bereitete, wieder zu heben. Allein wer wird dem Neide das Ohr öffnen? Wer wird es nicht verdächtig finden, daß man an Leuten, die es nun einmal Mode ist zu verläumden, gar nichts Gutes entdecken will? Wird dieses nicht durch unser eigenes Beyspiel erwiesen? Denn machen wir uns durch Anklagen der Aristokraten, der Gemäßigten, der Verdächtigen noch so verdient um das Vaterland, so ist doch unser Schicksal, daß man jede unserer Handlungen dem Eigennutze und einer unbändigen Herrschsucht zuschreibt, da wir uns doch bewußt sind — und o wie sehr erhebt daher den Jakobiner unser gutes Gewissen über alle Schmähsucht! — daß nur die reinsten Absichten, unsere Mitbürger recht glücklich zu machen, nicht Raub des Reichthums, nicht Plünderung, nicht der Erwerb schöner Landgüter, die Quellen der Hinrichtungen sind, die wir veranstalten! Doch das ist immer das Schicksal der Tugend gewesen, und wirds bleiben, vom Hauche des Neids verdunkelt zu werden.

Aber laßt uns von der Höhe des Bergs herab, auf den wir uns durch die Elasticität unsers Patriotismus geschwungen haben, mitleidsvoll auf die elenden, im Schlamme am Fuße unserer Zinne kriechenden, Insekten herabsehen, und fortfahren, der Menschheit wohl zu thun — wie der Zigeuner, ob er gleich weiß, daß das ganze Menschengeschlechte sich gegen ihn verschworen

zu haben scheint, doch nicht aufhört, ihm zu dienen, wo er kann, besonders auch den Traurigen das Leben durch die angenehmste Musik zu erheitern. Wie manche sorgenvolle Stirne haben seine Saiten schon entrunzelt! wie manchen Kummer von dem gepreßten Herzen weggespielt!

Und doch ist die Welt so undankbar, sie immer noch zu haßen, und zu verfolgen! Rom vertrieb die Philosophen, Plato die Dichter aus seiner Republik, bei der er selbst sich so sehr als Dichter zeigte, Spanien die Mauren, Sina die Jesuiten, Japan die Christen, und wir werden bald allen Königen, Fürsten und Oberleuten in Europa den Abschied geben. Aber daß man die harmlose Heerde der armen Zigeuner so grausam verfolgt, ist ein Beweiß, daß die Menschheit noch nicht auf der erhabenen Stufe steht, auf die wir sie erhöhen werden. Seyd uns daher in der freiesten aller Republiken willkommen! Mit beiden Armen wollen wir euch aufnehmen, unschuldiges Volk, die ihr die wahren Grundsätze der Freiheit und Gleichheit längst hegt und ausübt! Denn was die noch unaufgeklärte Welt stehlen nennt, was thut ihr anders, als daß ihr den Ueberfluß der reichen Aristokraten, den diese Egoisten so ungerne mit ihren Brüdern theilen, euch rechtmäßig zueignet, wie ein ächter Sansculotte soll? Ja, so sehr unterscheidet ihr euch zu eurem Vortheile vor den übrigen Bewohnern Europens, daß ihr alles, was den Schein des Sklavengeistes hat, haßt.

Denn wie anders kann mans erklären, wenn die Zigeuner zuweilen Kinder entführen? Sie haben Mitleiden mit den armen Kleinen, daß diese von ihren an-

geblich gebildeten Eltern durch Stok und Ruthe gezogen werden sollen. Daher suchen sie die unschuldigen Geschöpfe der Tyrannei der Eltern zu entziehen, um sie zur natürlichen und ewig unverjährten Freiheit zu erziehen. Wie sehr sind also die Zigeuner über die kultiviertesten Völker seit langer Zeit erhaben! Schon lange haben sie den Saz aufgestellt, ehe selbst die Neufranken, die doch, nach ihrem eigenen Bekenntnisse, die erste Nation der Welt ist, daran dachten: daß, wer vor der Ruthe, als Kind, sich fürchte, als ein Mann den Nacken vor einem Tyrannen beuge. Hätte also je Despotismus in der Welt aufkeimen können, wenn alle Völker ihre Kinder den Grundsätzen der Natur gemäß so erzogen, wie sie? Ha! ein ganzer Staat, nach der Sitte der Zigeuner gebildet, wie reich muß er an Patrioten seyn — oder vielmehr, wie sind alle Bürger desselben wahre Ohnehosen, folglich die glühendsten Patrioten, die Vater und Bruder, und Söhne, als ächte Brutusse, mordeten, oder wenigstens dem Rachemesser überlieferten, wenn sie sie anderer, als patriotischer Gesinnungen, verdächtig fänden! Wonne durchbebt meine Seele, wenn ich mirs denke, wie herrlich unter einem so gebildeten Volke sichs wohnen ließe! Auch hoffe ich, da wir alle alte Erziehungsinstitute abgeschaft, und die zweckmäßiger scheinenden nur dekretiert, nicht errichtet haben, unsere ganze Jugend solle einst ächte Zigeuner, d. i. wahre Naturmenschen werden.

Geh' auf, du schöner Tag, in vollem Glanz' und Ehre,
Und herrscht, Zigeuner! unbegränzt,
Von einem bis zum andern Meere,
Wo Sklaven sind, und Gottes Sonne glänzt!

Denn bemerkt nur dieſes Einzige, Zukdrer! wie glüklich muß das Menſchengeſchlechte werden, wenn jeder Staatsbürger ſo genügſam, ſich ſelbſt in allem und für alles ſo hinreichend iſt, wie die Zigeuner. Wozu braucht man alsdann die Profeßioniſten, die nur für die ſchwelgenden Ariſtokraten arbeiteten! Jeder Zigeuner iſt ſich ſelbſt Schuſter, Schneider, Schloſſer, Kohlenbrenner, alles! Jeder derſelben iſt ein wahrer Diogenes, der einen Alexander demüthigt, und ihm beſteilt, aus der Sonne zu gehen, von deren Blicke angelächelt unſer Virtuoſe arbeitet. Das ſind die ächten Republikaner, für einen Staat, wie der unſrige iſt, gemacht. Da darf der Konvent nur dekretieren: ſeyd Salpeterſieder, und ſie ſinds! ſeyd Feuerwerker! und ſie ſinds! ſeyd Richter! und ſie ſinds! ſeyd Generale! und ſie ſinds! So lebte in dem alten Rom Lucullus nur unter Büchern. Das Volk ſchikte ihn in den Krieg gegen den furchtbaren Mithridates, und der Konſul, der vorher keinen Feldzug gemacht hatte, zwang den pontiſchen König, nach Armenien zu fliehen. So führten auch bei uns Aerzte und Bierbrauer ganze Heere an. Von ihren Thaten entzükt, poſaunen ſie ſelbſt Deutſche ihren Landsleuten vor, und noch wird die Nachwelt davon reden und ſchreiben. So riefen wir ein Halbtauſend Ignoranten in die Normalſchulen der Hauptſtadt, und nach wenigen Monaten kehrten ſie, wie durch Zauberruthen zu Gelehrten umgeſchaffen, als die erſten Erzieher der Welt in ihre Provinzen zurüke.

Noch dazu kann man ſie mit deſto weniger Furcht, ſie möchten ihr Anſehen misbrauchen, zu den höchſten Würden erheben, da ſie unerwartete Standeserhöhungen

von ihren Wayvodenwahlen schon gewohnt sind. Denn, wenn sie sich bei einer zahlreichen Zusammenkunft ein Oberhaupt geben wollen, so kömmt weder Verstand, noch das, was die alte einfältige Welt Tugend nannte, bei ihnen nicht im geringsten in Betrachtung, sondern, gleich den Juden, wälen sie den ansehnlichsten, und glauben: wer eines Kopfs länger ist, als alles Volk, müsse seine Mitbürger auch an Verstande übertreffen. Ist er nun in seine Würde eingesezt, so gehorchen ihm dann seine neuen Unterthanen, so oft sie wollen, das wiederum ein Beweis ist, wie sehr die Zigeuner verdienen, den Neufranken an die Seite gesezt zu werden. Denn sehen jene nicht so gut, wie diese, ein, wie sehr eine heilige Insurrektion gegen die obrigkeitliche Gewalt öfters nicht nur nothwendig, sondern selbst ein Zeichen ist, daß man auf einer höhern Stufe der Aufklärung steht, als der sklavische Pöbel der Russen und anderer Nordländer, die ihren Fürsten blindlings gehorchen.

Freilich werden diejenigen, die es ihren Feinden glauben, sie essen Menschenfleisch, nicht zugeben, daß sie ein so aufgeklärtes Volk seien. Allein erstlich läßt sich immer fragen: sind diese Nachrichten unbezweifelt wahr? und dann, gesezt, es geschehe zuweilen, kann nicht die allgewaltige Noth sie dazu zwingen? kann nicht die Hartherzigkeit der Menschen sie zu dieser Kost nöthigen, wenn man ihnen die ersten Lebensbedürfnisse mitzutheilen sich weigert? Endlich sezt sie der Genuß des Menschenfleisches wirklich unter die übrigen Menschenklassen herab? Giebts auf der ganzen Welt edlere, größere, erhabenere Menschen, als die Pariser, sind? und haben nicht diese in den ersten Tagen des Septembers des J. 1792 als

dieſe Bürger der Hauptſtadt der Welt ihrem Humor ein wenig freien Lauf ließen, die nämliche Naivetät mit beſonderem Appetite zu ſich genommen? Alſo die Eigenheiten deßwegen minder hoch ſchätzen, oder wohl gar, ſie verabſcheuen, wäre ein Verbrechen der Majeſtät gegen die erſten Menſchen der Welt! und wer wird ſolchen Hochverrath begehen?

Dem ungeachtet hören Neid und Vorurtheile nicht auf, ſie zu verfolgen, und ſie wohl gar ums Leben zu bringen. Weil ſie, als wahre Kinder der Natur, oft an etwas Glänzendem, z. Er. von Golde und Silber, Freude haben, und es, ohne etwas Arges dabei zu denken, wie die Otahiten die für ſie ſo verführeriſche Nägel, zu ſich ſtecken, ſind chriſtliche Richter ſo grauſam, ſie öfters zu dem ſchmählichen, durch die elenden Feudalgeſetze eingeführten, Tod mit dem Strange, nicht einmal an einer Laterne, das doch noch ehrenvoll wäre, ſondern an den deſpotiſchen Galgen zu verdammen. Aber der Heldenmuth, mit dem ſie ſterben, beſchämt die Unmenſchen — können ſie anders noch erröthen — die ſo ſchröckliche Juſtizmorde an dem unſchuldigen Völkchen begehen. Denn, ihrer Unſchuld ſich bewußt, ſterben ſie gewöhnlich, als Helden, als praktiſche Stoiker, ruhig und gelaſſen. Ja, ſie zeigen eine erhabenere Philoſophie, als ſelbſt manche Glieder unſers ewig merkwürdigen Nationalkonvents, die aus Furcht einer andern Todesart ſich ſelbſt durchbohren, oder erſchoßen. Steht er ſchon auf der fatalen Leiter, ſo blikt er noch gelaſſen und ruhig um ſich, und ſtirbt mit Gleichmuthe unter den Augen der Natur,

und dankt den kleinen Quellen,
die gütig ihn getränkt,

dem

Dem Zephyr und den Waſſerfällen,
Die ſeinen Geiſt in ſtille Ruh' geſenkt;
Dem Monde, der ihm ſanft geſchienen,
Dem Laube, das den Schlafenden gedeckt,
Der Lerche, deren Lied im Grünen
Aus leichten Träumen ihn geweckt —

und ſpringt dann muthvoll von der Leiter hinab, in das Reich der Schatten hinüber!

Und was iſts, das ihn ſo ſehr über Leben und Tod erhebt? Iſts nicht die hohe Philoſophie unſers Zeitalters, die nichts von Unſterblichkeit der Seelen hält, und weder Belohnungen noch Strafen in einem andern Leben glaubt? Wie ſehr entſcheidet dieſe Apathie den Vorzug der Ichsphiloſophie unſerer Tage vor der Lehre der vielgläubigen Chriſten und der altfränkiſchen Philoſophie eines Leibniz und Wolf! Nichts verbittert ihre letzten Stunden, als der ungeſtümme Beſuch der Geiſtlichen, die ſie zwingen oder überreden wollen, auf ihrem Wege in ihren eingebildeten Himmel einzugehen. Welche Intoleranz! Wie beſchämt dieſe Eiferer die Gleichgültigkeit der Zigeuner gegen jede Religion! Daher iſt er auch ein wahrer Koſmopolite, der überall leben kann, überall in ſeiner Heimat iſt, überall jedem Staate, den er ſich zum längern oder kürzern Aufenthalte wählt, die gröſte Ehre macht.

Gewiß ſind Sie nun, theuerſte Brüder! von dem vortrefflichen Charaktere und den großen Vorzügen der Zigeuner aufs innigſte überzeugt, ſo daß ich nicht nöthig habe, ein Wort noch beizuſetzen. Oder dürfen Sie vielleicht gar, daß ich ſo viele Worte verſchwendete, um eine Sache zu beweiſen, an der Sie, nie zweifelten?

Denn da es in die Augen ſpringt, daß ſie ſo viele Eigenſchaften mit der erſten Nation der Welt gemein haben, daß ſie eine beſſere Gleichheit der Güter einführen wollen, daß ſie ſo unerſchrocken in den Tod gehen, daß ſie die Gleichheit lieben, daß ſie alle Religionsſyſteme verwerfen, daß ſie die reine Philoſophie unſerer Tage nicht nur kennen, ſondern auch ausüben, daß die Erziehung ihnen eine ſehr gleichgültige Sache iſt: was bedarfs noch beſonderer Lobſprüche? Alles, was man von ihnen Groſſes und Rühmliches ſagen kann, ſchränkt ſich auf dieſe einzige Wahrheit ein: die Höhe, welche die franzöſiſche Nation, und beſonders der Jakobiner, erſt ſeit wenigen Jahren, vor den Augen und zum Erſtaunen des ganzen Europa's und der Nachwelt, erklimmte, hat das Volk der Zigeuner ſchon ſeit Jahrhunderten erreicht!

Ja, unſer höchſter Wunſch und Stolz ſeie, ſo zufrieden und genügſam, ſo tolerant, ſo wohlthätig gegen die ganze Menſchheit, ſo wahre Freunde der Natur, ſo ächte Weltbürger zu werden, oder zu bleiben, wie ſie!

VI.

Lobrede
auf die
Hottentotten.

Ad prodendam virtutis memoriam, sine gratia aut ambitione, tantum conscientiæ pretio ducebamur.

Tac. Jul. Agric. Vita cap. 1.

Meine Herren!

Gewöhnlich glänzt in der Geschichte, oder auf dem Schauplaze der Welt, nur derjenige, dessen Ruhm auf den Trümmern verheerter Länder ruht, und dessen Namen, mit dem Blute von Hunderttausenden eingeschrieben, auf Trophäen prangt. Karln 12. kennt der Knabe, und weiß nichts von dem wohlthätigen Weltweisen, dem Stanislaus, der einst Lothringen beglükte, und von dessen Regierung man zu Luneville und Nancy noch, wie von dem Jahrhunderte Saturns, spricht. Selbst Friederich, der Vater seines Volks im Frieden, der Moräste austroknete, Sandfelder urbar machte, so viele Kolonien anlegte, durch errichtete Magazine immer gleichen Getreidepreiß erhielt, und sein Volk speißte, als das übrige Teutschland hungerte, ist weniger bekannt und verehrt, als der Sieger bei Roßbach und Lissa. Weiß nicht von einem Timur Leng zu sprechen, wer einen Wilhelm Penn oder Howard, oder sonst einen stillen Menschenfreund nicht schäzt? Gegen den großen Condé be-

hauptete einſt ein Gelehrter: Sokrates ſeie eben ſo berühmt, als Alexander. Der nächſte Bauer, der entſcheiden ſollte, wurde herbeigerufen, und gefragt: wer war Alexander? „Gnädiger Herr! ein groſſer König?“ — Wer war Sokrates? — Der Bauer ſchüttelte den Kopf. Es iſt, wie wenn das Menſchengeſchlechte ſein Blut gerne verſprizte, um von dem ehrgeizigen Manne reden zu können.

Eben ſo verhält ſichs mit ganzen Nationen, die durch ihren Leichtſinn und unruhigen Geiſt, durch Neuerungsſucht, durch Tapferkeit und Kühnheit von je her Gelegenheit gaben, daß man vieles von ihnen ſchrieb und ſprach. Der Name der Franzoſen iſt in aller Munde, und findet ſich in allen Geſchichtbüchern. Wie kanns anders ſeyn? Seit den früheſten Jahrhunderten haben ſie die Ruhe der Welt geſtört, Rom geplündert, das nun ein zweiter Brennus zu wiederholen Luſt hat, den Tempel von Delphi beraubt, den die übrige Welt als ein Heiligthum verehrte, wie ihre eigenen, und ſind bis nach Aſien mit eben dem unüberlegten Muthe vorgedrungen, wie ſie in unſern Tagen gerade vor Wien rücken, und die Fackel ihrer Freiheit bis nach Moskau tragen wollten. Daher iſt der Stof, von ihnen zu reden, unerſchöpflich.

Wer ſpricht aber von dir, du ſtilles, ruhiges Volk der Hottentotten. Nie haſt du einen Verſuch gemacht, nur das kleinſte Schloß des geringſten Edelmanns anzuzünden — nie gegen die herrlichſten Meiſterſtücke der Künſte aller Art gewüthet, nie deine Mitbrüder zu Tauſenden, unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit und des Wohls des Vaterlands, geſchlachtet, um auf den Leich-

namen deiner Mitbürger einen Thron zu gründen, der despotischer war, als je eines Königs oder Ministers, nie um eines angeblichen Verbrechens willen eine teutsche Stadt muthwillig angezündet, nie auf alle Nationen der Welt mit beleidigendem Stolze und Uebermuthe umher geblikt, nie andere Völker zum heiligen Aufruhr und zur Ermordung ihrer rechtmäßigen Fürsten eingeladen, und daher nie einen Ankerström heilig gepriesen. Ja, gehst du gleich wirklich ohne Beinkleider einher, legtest du doch dir selbst nie den erhabensten und glorreichsten Namen der Welt, den Namen der Ohnehosen, bey, der alles in sich begreift, was nur irgend Weisheit, Tugend, Menschenliebe und Patriotismus in sich faßt.

Da also die Franzosen sich selbst preißen, oder wenigstens, wenn sie es auch nicht thäten, ihre Thaten laut genug von ihnen sprechen, und kommende Jahrhunderte nicht aufhören werden, zu erzählen, welche Menschenliebe, Disciplin, Großmut sie von dem Rheine an bis an die Iser hin zeigten, und sich dadurch die Liebe aller Welt, selbst unserer Bauern, erwarben, die noch vor wenigen Jahren hofften, daß sie bald den Franzosen die Freiheit von allen Abgaben und die Theilung aller Güter der Reichen danken werden; so wollen wir keine Lobrede auf diese erhabene Nation halten, die wir ohnehin nicht erschöpfen könnten. Dafür preißen wir das friedliche Volk Afrika's, das zu bescheiden ist, und zu viele Vorzüge hat, als daß es sich selbst loben sollte. Freilich springen seine lobwürdigen Eigenschaften nicht so in die Augen. Desto mehr Ehre macht es unserm Scharfblicke, sie entdekt zu haben. Nur Eines fürchte ich, die Demut der Hottentotten zu beleidigen, wenn ich das laut

zu ihrem Lobe sage, was sie kaum von sich selbst zu denken wagen, und dann, ists nicht bekannt, daß Lob zuweilen verderbt? Ist nun nicht auch zu besorgen, die Hottentotten möchten, trunken von unserer Lobrede, glauben, sie seien schon alles, was sie fähig sind, zu werden, und ablaßen, auf der Bahn ihrer Tugenden weiter vorzuschreiten? Und wer nicht vorschreitet, geht, wie Sie wissen, zurücke. Oder behalten sie auch ihre trefflichen Eigenschaften, die unser Lob erweckten, könnten sie nicht so eitel werden, wie ein Franzose, oder ein Mädchen?

Doch, da unser Panegyrikus uneigennüzig ist, so werden wir ihn keinem der Häuptlinge des Volks zuschicken, um etwa ein Duzend Hämmel mit Fettschwänzen zu erhalten, und wollen es sorgfältig zu verhüten suchen, daß unsere Rede in keiner der gelesensten Zeitschriften angezeigt wird, das uns desto mehr gelingen muß, da der Redner zu keiner der herrschenden Parteien gehört, deren Schriften oder Schriftchen man dem Publikum mit Posaunentone ankündigt, ehe sie das Licht noch recht erblikten. Mithin werden die guten Hottentotten auch weder lesen noch hören, was zu ihrem Ruhme in Deutschland gesagt oder geschrieben wird, und ihre Sitten durch unser Lob nicht verdorben.

Das aber muß ich Sie, meine Herren! voraus bitten, daß Sie nicht glauben: ich spiele hier die Rolle eines Tacitus, der durch seine Schilderung der alten Germanen — ha! unserer großen Voreltern! — den Römern ein Gemälde darstellte, das für sie, wenn sie ihren Luxus, ihr Sittenverderbniß und ihre Treulosigkeit mit der Genügsamkeit, Keuschheit und Ehrlichkeit der

Teutſchen verglichen, eben nicht ſehr ſchmeichelhaft war. Eben ſo könnten Sie vielleicht glauben, ich wolle die Hottentotten loben, um unſere Zeitgenoſſen herab zu würdigen! Nein! ich ehre die Rechtſchaffenheit, den ächt-teutſchen Patriotiſmus, die liebenswürdigen Eigenſchaften unſerer Landsleute zu ſehr, als daß ich in den Verdacht kommen könnte, unſere Tugenden zu miskennen. Das Lob der Hottentotten wirft keinen Schatten auf uns, und ſollte hie und da unſer Gewiſſen uns etwan ſagen, daß dieſes Hirtenvolk in einigen Punkten uns übertrift, ſo iſt ja der Redner ſehr unſchuldig, wenn der Zuhörer oder Leſer findet, daß dieſe Afrikaner zufriedener ſind, als wir. Zum Glücke werden wir nicht in allen Punkten zu ihrem Lobe aufgerufen, in manchem müſſen wir ſie vertheidigen, oder entſchuldigen.

Und da rümpfen wir nun gleich unſere längern, zugeſpitzten Naſen über die platten, eingedrükten Naſen der Hottentotten! Allein iſt es durch ewige Geſetze deſſen, was ſchön iſt, oder ſeyn ſoll, entſchieden, daß wir berechtigt ſind, nur unſere Naſen ſchön zu finden? Kann der Hottentotte nicht eben ſo ſehr recht haben, wenn er eine Adlers- oder Habichtsnaſe, oder das Profil einer Griechiſchen gegen die ſeinige verachtet? Wo iſt denn der große Geſetzgeber, der die Schönheitslinien für die Naſen auf immer und unter allen Nationen feſtſezte? Hat der Araber unrecht, wenn ihm der watſchelnde Gang ſeiner Geliebten beſſer gefällt, als der hüpfende der Europäerinnen? Iſt es nicht zu weit getriebener Stolz, daß uns nur gefällt, was und wie es bey uns ſich findet? Iſt es nicht genug, daß wir die Völker anderer Welttheile unſerm Geize und unſerer Ehrſucht unterwerfen?

Wollen wir auch ihren Geſchmak tyranniſiren? Wollen wir befehlen, die Afrikaner ſollen nur europäiſche Naſen ſchön finden, und ihre eigene nicht? ſo wie ein gewiſſes Volk detretiert, daß eine ſolle man haſſen, und das andere lieben? und ſolls ſogar beſchwören, daß man die Könige haßen, und nur eine vielköpfige Regierung lieben wolle?

Weil die Natur uns Bärte zutheilte, ſo beliebt es unſerm einſeitigen Geſchmacke, den Mangel derſelben an den Hottentotten zu tadeln — und wahrſcheinlich, hätten die Hottentotten Bärte, wir aber nicht: wir würden wirs ſo köſtlich finden, daß ein Wald von Haaren die Wangen dieſer Afrikaner dekte! Izt finden wir in unſeren Bärten alle Weisheit, Kraft, Philoſophie, Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit, kurz, alle männliche Tugenden. Wie? hat mancher unſerer Kriegshelden, der als Knabe ſchon Lieutenant, und vor dem zwanzigſten Jahre Rittmeiſter iſt, mehr Bart, als die Hottentotten? Hat das an Autoren ſo fruchtbare Teutſchland nicht ſchon viele Schriftſteller geſehen, die ſo wenig Bart haben, als die Anwoner des Kap? Sitzen nicht hier und da Männer in Kollegien, die, wenn die Weisheit nur im Barte keimt, den Verſtand erſt erwarten müßten, der zum Amte gehört? Wer wird dieſen unsern Offizieren, Autoren und Aſſeſſoren Einſicht, und die nöthigen Qualitäten um des glatten Kinns willen abſprechen? Eben ſo, meine Herren! laßen Sie uns von dem Verſtande der Hottentotten darum nicht verächtlicher denken, weil ſie keinen Bart haben! Denn die nämliche Toleranz und Billigkeit, die wir gegen unſere bartloſen Mitbürger in Europa zeigen, ſind wir auch den Einwoh-

mern anderer Weltheile schuldig. Ertheilt ihnen der Bart nicht das Männliche, auf das wir so stolz sind, so giebt ihnen dafür ihre schwarzbraune Haut das Ansehen von wirklichen, durch Frost und Hitze abgehärteten Männern.

Um diese schwarzbraunen Farben werden zwar unsere Frauenzimmer, und selbst unsere Schönlinge, den Hottentotten nicht sehr beneiden, desto mehr um seine kleinen Hände und Füße, die bei diesem Volke charakteristisch sind. Das schöne Geschlecht in Sina und Spanien preßt den Fuß so unbarmherzig zusammen, um ihn recht klein zu erhalten, daß es kaum gehen kann. Was man da durch die Kunst erzwingt, giebt die Natur unsern Afrikanern freiwillig, ohne ihnen einmal die Eitelkeit mitzutheilen, daß sie stolz darauf sind. Der Hottentotte sucht daher keine Gelegenheit, seine kleinen Hände immer vor den Augen der Gesellschaft spielen zu lassen, damit sie bemerkt werden, noch die kleinen niedlichen Füßchen immer in Bewegung zu setzen, damit der bewundernde Blik sich darauf hefte.

Eben so wenig lacht er, gleich unsern Schönen, wo oft nichts zu lachen ist, um seine schneeweißen Zähne zu zeigen, die, wie glänzende Perlen, an einander gereihet sind, und den Neid eines jeden Frauenzimmers erregen müssen, das nur mit verbissener Lippe lachen darf. Seine Reize nicht zu kennen, oder wenigstens nicht wissen zu lassen, daß man sie kennt, ist der höchste Grad der Bescheidenheit. Diesen besizt der Hottentotte, und erwirbt sich dadurch den Preiß selbst vor den Weisesten und Gelehrtesten Europens, die ihre Vorzüge oft nur allzusehr

kennen, und ins Licht ſetzen. Aber eben ſo wenig ſucht er auch ſeine Fehler zu decken.

Die Quelle der meiſten Moden ſind die Fehler, die Frauenzimmer und Herren an ſich bemerken. Den nicht gut gewachſenen Fuß deckt die Schleppe eines langen Rocks, den dicken Hals der Wulſt von einem Tuche, das zwiſchen Kinn und Bruſt eine unüberſteigliche Scheidewand bildet, und, gleich einem Vorgebürge, in die Lüfte hinausragt, andere Mängel und Gebrechen verhüllen andere Erfindungen, deren immer die folgende ebentheuerlicher iſt, als die vorhergehende. Der Hottentotte aber unterſucht nicht, ob die Natur ihn in dieſem oder jenem Punkte ſchöner ſchaffen konnte, und geht, weil er ein gutes Gewiſſen hat, beinahe nakt. Faſt ſeine einzige Bedeckung iſt der Kroß, d. i. ein Schaafell, das er ſich ſelbſt bereitet. Wir wechſeln unſere Kleider nach der Witterung, und wer die Moden recht getreu nachahmt, trägt in jeder Jahrszeit eine andere Gattung von Tuche oder Zeuge. Der ganze Wechſel des Hottentotten hingegen, den er mit ſeiner Garderobe vornimmt, iſt dieſer, daß er die rauhe Seite ſeines Kroß im Sommer auswärts, und im Winter auf dem Leibe trägt. Mit wie wenigem iſt doch die Natur zufrieden, und wie ſehr machen wir uns ſelbſt durch die Menge der eingebildeten Bedürfniſſe unglüklich! Ließ ein Fürſt den Befehl ergehen, man ſolle ſich die Ohrläppchen durchſtechen, und etwas Glänzendes daran hängen: wie würde ſich ein neues Geſchrei über Deſpotismus und Zwingherren erheben! aber da die Göttin Mode befiehlt, man ſolle ſich unnöthigen Schmerzen machen, ſo unterwerfen wir uns mit allem Willen dieſem Geſetze, und ſind

noch ſtolz darauf, ſolche Sklaven zu ſeyn. Nicht ſo der freiere Hottentotte, der ſeinen Ohrläppchen kein Gewichte anhängt, um die Natur auf eine eingebildete Art zu verſchönern.

Doch, da wir die Wahrheit einzig verehren, ſo dörfen wir nicht verſchweigen, daß er den Puz nicht ganz verwirft. Sie tragen Ringe an Armen und Beinen — aber ſind ſie etwan von Golde oder Silber? nein! nur aus dickem Leder geſchnitten. Sie binden um den Leib Riemen, an denen Schneckenhäußchen gereihet ſind, ungefehr in der Größe einer Bohne, mit ſchwarzen Flecken: allein was beweißt dieſer Puz? Nicht Modeſucht, nicht Stolz, ſondern nur die kindiſche Einfalt ihrer Sitten und Denkart. Denn ſo wie unſere Kinder Freude an Kleinigkeiten haben, und ſich auf ein buntes Federchen, auf einen Kranz von Schmalzblümchen, mehr einbilden, als die Dame auf die gröſte und bunteſte, wie vom Helme des Hektor wallende, Straußenfeder, ſo umhängen auch die Hottentotten ihren Körper mit den Schneckenhäußchen, als wahre Söhne und Töchter der Natur. Denn ſie laſſen das, womit ſie ſich zu puzen ſcheinen, nicht über Meere bringen, wie wir. Sie glauben nicht, je theurer etwas ſeie, deſto mehreren Werth ertheile es uns. Nein! von dieſem koſtſpieligen Wahne der aufgeklärten Nationen ſind ſie frei, und wälen nur, was ihnen ihr Land darreicht, gleichſam um die Gaben deſſelben nicht zu verachten, wie wir.

Zwar lieben ſie auch Glaskorallen, beſonders blaue und weiße von der Größe der Erbſen: aber ſie umwinden damit nicht den Hals, um die Auswüchſe deſſelben zu

decken, wie unſere Damen, ſondern nur den Leib, vermuthlich, um nicht mit ihrer Philoſophie allzuſehr zu pralen, als ob ſie über alle menſchliche Schwachheit erhaben wären! und wer weiß auch, hat die Habſucht der Europäer ſie nicht beredet, ſolche glänzende Spielwerke zieren ſie, damit die Kaufleute ihre gläſerne Waare deſto theuerer verkaufen? Was ſie alſo vielleicht aus allzugroßer Gefälligkeit annehmen, will man der Puzliebe zuſchreiben? oder, geſezt, es iſt auch Puzliebe, ſo iſt ſie gewiß weit unſchuldiger, als die europäiſche.

Dieſes erhellet beſonders aus der Art, wie die Hottentotten ſich ſchminken, und die Wangen bemalen. Sie reiben den Körper mit Fette ein, unter das gewöhnlich Ruß gemiſcht wird, und malen den erhabenſten Theil der Wangen. Aber thun ſie es, um deſto reizender zu ſeyn? Nein! wahrſcheinlich, um in ihrem heißeren Klima den Schweiß zu hemmen, beſonders auch um ihren Anblik dem Feinde deſto furchtbarer zu machen. Werden aber unſere ſüßen Herren durch die Toilette dem Feinde furchtbarer? nicht vielmehr lächerlich? werden unſere Damen durch die dik aufgeworfene rothe Schmiere liebenswürdiger? wird nicht vielmehr die Haut dadurch völlig verdorben, das bei den Hottentottinnen nicht geſchieht? Die Fettſchminke aber erhält dieſen Wilden ihre Haut glatt und weich, und riecht ſie nicht ſo gut, wie Biſam und Ambra, ſo kennen ſie dafür auch weder Krämpfe noch Vapeurs, noch Migraine.

Vermuthlich iſt Ihnen bekannt, meine Herren! woher die Mode des Puderns entſtund. In Polen herrſcht eine Art von Ausſchlag, den man den Weichſelzopf

nennt — ein häßliches Uebel! Um es zu verbergen, ſtreuen die Polen Mehl oder Puder auf den Kopf, und, ohne dieſe Krankheit zu haben, beſtreut itzt ganz Europa das Haupt, daß Männer und Jünglinge das Anſehen der Greiße haben, und man die natürliche Farbe des Haars kaum mehr unterſcheiden kann. Wie viel vernünftiger pudert ſich der Hottentotte! nicht, mit einem Puder, deſſen Verſchwendung manche Familie nährte, ſondern mit dem Pulver von einer Staude, die ſie Buku nennen — nicht ſo, daß ihre natürliche Farbe dadurch bedeckt würde, ſondern nur wenig — nicht aus Eitelkeit, ſondern vermuthlich aus Höflichkeit, um den Geruch der Fettſchminke zu verbeſſern, von dem ſie wahrſcheinlich bemerkten, daß er den Naſen der ſie beſuchenden Europäer nicht ſehr behagte. Denn daß bei ihnen ein hinreichender Grund ſich findet, warum ſie dieſes oder jenes thun, was wir puzen nennen, erhellt auch aus den ledernen Ringen und dem Schilfe, womit ſie die Füße umſchlingen. Die Läſterſucht der Europäer hat von dieſem Naturvolke erzählt, ſie ſeien ſtolz auf dieſen armſeeligen Puz. Ja unwiſſende und läſternde Reiſende ſezten noch hinzu: ſie umwinden die Beine mit Därmen von Thieren, und verzehren ſie alsdann, wenn ſie anfangen, in Fäulniß überzugehen, als Leckerbiſſen. O Unſchuld! welchen Pfeilen und Zungen biſt du ausgeſezt! O Einfalt der Sitten! wie ſchmähen dich liebloſe Federn! Nicht zum Zierrathe — nein! gegen den Biß der Schlangen, die in dem Lande häufig ſind, gegen die ſtachlichten Pflanzen und Dornen verwahren ſie ihre Beine. Tragen nicht auch wir Leder um die Füße? hat aber je ein reiſender Hottentotte ſeinen Landsleuten von uns erzählt, wir ſeien ſtolz auf unſere Stiefel, und

wenn ſie noch ſo ſchön gewizt ſind? Eſſen nicht auch wir Wildpret, wenn es einen Hochgeſchmak hat? und noch hat kein hottentottiſcher Nikolai daraus gefolgert, daß wir einen verdorbenen Geſchmak haben.

Doch damit Sie ſehen, meine Herren! wie wenig parteiiſch wir ſind, und daß wir nicht ein Volk vor dem andern, ſondern nur die Wahrheit lieben, ſo wollen wir zugeben, der Hottentotte, und beſonders die Hottentottin ſeie ſo eitel, als eine europäiſche Schöne, ſie ſchmiere ſich aus eben der Urſache mit Fette, weßwegen unſere Schönen ſich mit wohlriechendem Waſſer beſprengen, ſie pudere ſich mit Buku, lege Glaskorallen um den Leib, und lederne Ringe oder Schilfrohr um Arme und Füße, um Herzen zu erobern, und junge Herren an ihre Reize zu feſſeln, ſo muß man doch das zugeben, was wahrheitsliebende Reiſende verſichern, daß die Hottentottinnen über ihrem Puze kein einziges ihrer häußlichen oder täglichen Geſchäfte verſäumen, ſondern in ihrem Haußweſen alles ſeinen regelmäßigen Gang fortgehe, wie wenn ihr Anzug ſie keine Minute Zeit gekoſtet hätte. Wie ganz anders iſt dieſes bei den Schönen Europens! Schon der alte Terenz hat geſagt: „bis ſie ſich ſchniegeln und biegeln, darüber geht ein Jahr ins Land:“ und wie viel einfacher war wohl der Puz der alten Römerinnen, als der unſrige!

Endlich wie wenig koſtbar iſt der Schmuk der Hottentottendamen! Bei uns muß der Mann, um alle Bedürfniſſe des Puztiſches anzuſchaffen, zuweilen aus der ihm anvertrauten Kaſſe etwas — entlehnen, oder der Liebhaber den Juden ſchmeicheln, oder wird das Pathengeld

der

der Kinder und der Nothpfennig hervorgesucht. Aber die Nippen einer Gonaquin kosten den Ehemann wohl gar das ganze Jahr kaum ein Schaaf!

Als jene Frau eines holländischen Gesandten sich dem Herrscher von Marocco einst im großen Putze darstellte, mit dem Wulste von aufgethürmten Locken, mit allen Kostbarkeiten der Mode behangen, vermuthlich auch mit alle den Auswüchsen, welche die Mode vor einigen Jahren an allen Theilen des Leibes hervorsprossen ließ, drehete er sie von allen Seiten, und konnte sein Erstaunen nicht ausdrücken. Vermuthlich erwartete die Gesandtin: die Bewunderung werde ihn ganz stumm gemacht haben. Endlich aber brach er in die bedeutende Worte aus: „Bist du das alles?“ Bei unsern Hottentottinnen brauchen wir nicht so zu fragen: sie wollen nicht mehr seyn, als sie sind, und was sie zu seyn scheinen, das sind sie wirklich — mit so wenigem zufrieden, daß wir ihnen allenfalls das bischen Eitelkeit, die ihren Rechten unter keinem Himmelsstriche entsagt, wohl verzeihen können. Denn wer einer Schwachheit ein kleines Opfer bringt, seine Hauptpflichten aber darüber nicht versäumt, sollten wir auf ihn zürnen? Hat man je in Europa eine Dame gesehen, die mit ihrem Kinde im Arme auf den Ball gienge? Noch mehr, hat je eine europäische Mutter mit einem Kinde auf dem Rücken einen teutschen Walzer durchgetanzt? und läßt eine europäische Mutter ihre Tochter jedesmal an ihren Lustpartien Theil nehmen? Geschiehts nicht öfters, daß sie ihre Vergnügungen den Augen der Kinder entziehen muß? Nicht so die Hottentottin! Wo sie ist, ist auch das Kind. Wo sie sich vergnügt, darf auch der Sohn sich freuen.

Wenn die Mutter tanzt, legt sie den Kroß, oder Beutel, in dem sie ihre Kinder tragen, nicht ab, sondern die Tochter darf auf dem Rücken der Mutter mittanzen, und diese Freude mit ihr theilen, und wird um so tüchtiger herumgeschaukelt, je mehr die Mutter hüpft und springt.

Doch nicht nur zum Tanze — auch zur Arbeit begleitet das Hottentottchen seine Mutter, und wird so frühzeitig auf die beste Art für dieses Leben gebildet. Dann es sieht, daß man arbeiten muß, wenn man sich vergnügen will, und sieht, daß man sich vergnügen darf, wenn man gearbeitet hat. Daher sind die Kinder auch immer so zufrieden, daß man sie fast nie weinen hört. Da giebts also keine übele Launen der Kinder, wo bei uns oft Vater und Mutter nicht wissen, wie sie dem Kleinen genug schmeicheln sollen, um es wieder aufzuheitern. Da stekt man den Kindern keine süße Lappen in den Mund, um ihnen das Bauchgrimmen wieder durch Mixturen zu vertreiben. Da wirft man sie nicht in einer polternden Wiege von einer Ecke zur andern, um sie zu Dummköpfen zu machen, damit sie einst fähig sind, Inquisitoren oder Rathsherren zu werden.

Sollen sie gehen lernen, so schließt man sie in kein Laufstühlchen, noch preßt man den weichen Leib in ein Gängelband, durch das die Brust zusammengedrükt wird, sondern man sezt sie vor die Hütte auf die Erde, wo sie ihre Glieder gebrauchen, und nach und nach sich auf die Füße erheben, wie sie die Kräfte dazu fühlen. So haben sie also die Grundsäze des erhabenen Hans Jakob befolgt, ehe dieser große Erzieher seine Kinder ins Findelhauß schikte, statt, selbst der Welt Emile zu bilden.

Was für einer andern Urſache, als ihrer weiſen Erziehung, kann mans zuſchreiben, daß ſie ſich im Dunkeln nicht fürchten? Wie viele Mühe koſtets oft die Eltern in Europa, dem aufgeklärten Theile der Welt, bis ſie ihren Kindern die Ammenmärchen von Hexen und Geſpenſtern wieder aus dem Kopfe bringen, und ſie gewöhnen, an einen finſtern Ort zu gehen, oder allein in einem Zimmer zu ſchlafen! Und gleichwie die Hottentotten die Phantaſie nicht mit albernem Zeuge überladen, eben ſo wenig verderben ſie die Mägen der Kinder durch Leckerbiſſen, wie aus ihrer Lebensart leicht erhellt. Denn ſie nähren ſich von ihren Heerden, wie das goldene Zeitalter. Die natürlichſte Koſt von Milch und Früchten iſt die ihrige, und gewiß erhebt ſich kein Streit in den Geſellſchaften der dortigen Frauenzimmer, ob das **Knörliſche** oder **Löfflerſche Kochbuch** das beſſere iſt? noch weniger, ob nicht etwan die Ragouts eines franzöſiſchen Mundkochs allen Schüſſeln vorzuziehen ſind, die ein ſchwäbiſches oder ſtraßburger Frauenzimmer nur immer aufzutiſchen vermag? Zwar eſſen die Hottentotten Flügelameiſen und Heuſchrecken, wie die Franzoſen Froſchkeulen, Schnecken und Igel ꝛc. allein nicht mit Gewürzen bedekt, wie man indianiſche Neſter ſpeißt, oder den Auswurf der Schnepfen, ſondern entweder roh, oder ganz einfach gekocht, wie die gute Mutter Natur es lehrt, die überhaupt ihre treue Führerin iſt.

Wohnt man in einem Palaſte zufriedener, weil es ein Palaſt iſt, als in einer niedrigen Hütte? Sizt der reiche Pachter vergnügter vor ſeinem Kamin, weil es von Marmor iſt, als der Hottentotte in ſeinen Rauch gehüllt? Immer ſpotte man darüber, daß ſie in ihre

Hütte auf allen Vieren kriechen müſſen. Dafür ſind ſie alsdann vor den Anfällen der wilden Thiere in denſelben deſto ſicherer, als der Reiche in ſeinem hohen Saale vor den Dieben, oder vor dem Verdruße, der ihn überall begleitet.

Um nach ſeiner Meinung bequemer zu wohnen, ſich beſſer zu kleiden, ſanfter zu ſchlafen — wie viele Hände muß nicht der Weichliche in Bewegung ſetzen, bis er ſeine unzähligen Wünſche erfüllt ſieht! Der Hottentotte aber iſt ſich ſelbſt alles, Maurer und Zimmermann, Schuſter und Schneider, Tapezierer und Tiſchler. Seine Matten und Decken, ſeine Wohnung, ſeine Kleider, ſein Hauſsgeräthe, das gewöhnlich nur aus einem ſchlechten Topfe von Erde beſteht, ſo gar ſeine Waffen — alles bereitet er ſich ſelbſt, und, wie er ſichs verfertigt, iſt er damit zufrieden.

Wer bewundert hier nicht die wahre Lebensphiloſophie dieſes Hirtenvolks! Wie vielerlei Bedürfniſſe aller Art, welche die Mode den Europäern nothwendig macht, hat nicht der Hottentotte ſchon auf dem Kap oder bei den Koloniſten geſehen, die ſich um daſſelbe herum anſiedelten! Dem ungeachtet hat er noch keine Lüſternheit darnach bezeugt, ſondern iſt der alten, einfachen Lebensweiſe ſeiner Voreltern treu geblieben, und wirds bleiben, ſo lange die Sitten der Europäer ihn nicht verderben.

Denn wollte er den Kreiß ſeiner Bedürfniſſe erweitern, ſo glaube ja niemand, daß es ihm an Geſchicklichkeit fehlte, allerhand Kunſtwerke zu verfertigen. Mit wie wenigen und noch dazu rohen Werkzeugen weiß der

Afrikaner mancherlei Geräthe zu verfertigen, daß wir bei einer Menge von Hülfsmitteln nicht beſſer und nicht dauerhafter machen? Denn an Scharfſinne fehlt es ihm nicht, und die Geduld des Wilden iſt unerſchöpflich. Man leſe, wie Vaillant das Inſtrument ſchildert, deſſen ſie ſich als eines Blaſebalgs bedienen — leſe, wie ſie ihr Eiſen glühend machen, und auf einem Amboße von Granit mit bloßen Steinen, ohne alles andere Geräthe, ihre Spieße bekklaaen — leſe, wie ſie ihren Stieren ſo viele Hörner und in ſo mancherlei Geſtalten ſchaffen können, als ſie wollen! Wiſſen wir die Ochſen ſo zum Kriegsdienſte abzurichten, wie ſie? ſo zum Tragen einer Laſt von 300. Pfunden zu gewöhnen? Zwar ſcheint die Kunſt der ehemaligen Finanzminiſter in Frankreich noch größer zu ſeyn, die Menſchen unerträgliche Laſten aufbürdeten. Dafür aber ſind die Menſchen auch gelehriger, als die Ochſen, oder ſollens wenigſtens ſeyn. Können wir der Uhren ſo leicht entbehren, als ſie? Ohne die Zeit in der Taſche zu tragen, wie wir, wiſſen ſie aus dem Stande der Sonne die Stunde des Tags anzugeben. Haben wir ſolche Sänger und Dichter, die aus dem Stegreife über einen einzigen Stof ganze Nächte hindurch Lieder abſingen können? und was ihnen noch einen weitern Vorzug vor uns giebt, ſingen ſie Gegenſtände, die ihnen fremde ſind? Wir preiſen eher die Größe eines Cäſar, als Hermanns oder Herzog Chriſtophs, eher das ſchöne Tempe in Böotien, als die herrlichen Gegenden Deutſchlands, eher den Niagara, als den Rheinfall, oder das Nebelloch. Die Hottentotten aber wälen, als ächte Barden, die Thaten ihres oder eines benachbarten Stamms, oder eines ihrer Mitglieder, zum Inhalte ihrer Lieder.

Ein groſſer Arzt hat ſelbſt geſagt: was in der Medicin zuverläſſig ſeye, fülle nur ein kleines Blatt. Das haben die Hottentotten gewiß ſchon lange gewußt. Darum gaben ſie ihrer Arzneikunde auch keinen weiten Umfang. Die Kenntniß weniger heilſamen Pflanzen iſt für ſie hinreichend gegen innerliche Krankheiten: Beinbrüche und Verrenkungen aber wiſſen ſie treflich zu heilen. Wenn ſie krank werden, ſuchen ſie keine Hülfe weder bei dem Scharfrichter, noch bei Schäfern, weder bei alten Weibern noch Pfuſchern, wie wir aufgeklärte Europäer thun, ſondern bei dem Manne, der es wirklich verſteht — und daß er es verſteht, zeigt ſich beſonders nach dem Tode des Patienten. Denn da beweißt der hottentottiſche Arzt, ſo gut, wie der europäiſche, der Verſtorbene habe eine verwickelte und unheilbare Krankheit gehabt, daß er ſterben mußte. Die Hinterlaſſenen erſtaunen über die Menge von Uebeln, mit denen der Verſtorbene zu kämpfen hatte, und über die Namen, die der Arzt ihnen beilegt, und behalten das vorige Zutrauen zu ihrem Doktor, der ihnen die Nothwendigkeit des Todes ſo gelehrt bewieß. Wie kann man alſo den afrikaniſchen Aerzten tiefe menſchliche Kenntniſſe abſprechen, da ſie ſo gar die Charlatanerie eines jungen Praktikanten beſitzen? Noch mehr! Wenn bei uns anſteckende Krankheiten herrſchen, an wie wenigen Orten macht man Anſtalten gegen die Verbreitung der Seuche? Gegen die Peſt haben wohl ehemals die Nachbarn des alten Polen Kordon gezogen, um ſich in der Folge ihre Mühe mit einem Theile des Reichs bezalen zu laſſen. Aber ſollte man nicht auch überall Blatternhäuſer anlegen? ſollte man nicht bei andern epidemiſchen Krankheiten die Patienten abſondern, und den Umgang mit angeſteckten

Oertern hemmen? und das thun doch die Hottentotten! die Kranken werden vom Kraal abgesondert, und in besondere Hütten gebracht. Ja — so groß ist die Menschenliebe dieses liebenswürdigen Hirtenvolks! — daß die Patienten sich selbst aus der Gesellschaft verbannen, und bei der ersten Anwandlung der Unpäßlichkeit entfernen.

Es giebt Europäer, die sich ihrer Krankheiten so wenig schämen, daß sie fast damit prahlen, oder sie wenigstens mit der Allgemeinheit des Uebels entschuldigen. Der Hottentotte aber fühlt die Schande seiner Krankheit, ungeachtet er gewönlich daran unschuldig ist — und, statt seine Achtung für die menschliche Gesellschaft zu loben — stempeln wir ihn mit dem Namen eines Barbaren! Wie? er sollte ein Barbar seyn — er, der seine Todten nicht lebendig begräbt, wie wir kultivierten Europäer, und die Lebendigen nicht durch die Todten vergiftet?

In verschiedenen Städten Deutschlands hat man Todtenhäuser angelegt, wohin der Leichnam gebracht, und dann erst begraben wird, wenn die Zeichen des Todes unläugbar sind. Aber sollten nicht an hundert andern Orten Scheinbartodte noch lebendig begraben werden? Bei den Hottentotten gewiß nicht! denn da wird derjenige, den man für todt hält, so gerüttelt und geschüttelt, so gestoßen und gezerrt, so gezwikt und gezwakt, so ihm in die Ohren geheult und geschrieen, bald zärtlich: „er möchte sie doch ja nicht verlassen“ bald zankend: „warum er sie verlassen habe?“ daß er, ist noch ein Funke von Leben in ihm, gewiß erwacht, oder, erwacht

er nicht, für sicher todt gehalten werden kann. Was also bei uns Menschenliebe nicht überall auszuführen vermag, thaten die guten Hottentotten schon lange, von der Natur gelehrt! — und wir sind doch immer auf unsere Anstalten so stolz, oder gegen die Gefahr, lebendig begraben zu werden, so gleichgültig, daß wir gar keine Anstalten machen?

Wann Seuchen wüthen, sollte man die Leichname tiefer begraben: statt dessen geschieht es öfters nachläßiger, daß die Ausdünstungen die Krankheit desto leichter verbreiten. Noch gefährlicher ists, wenn die Begräbnißplätze den Wohnorten zu nahe sind. Nicht so bei den Hottentotten! Diese tragen die Leichname jedesmal in eine gewisse Entfernung von der Horde, und da den andern Morgen gewiß nichts mehr von demselben zu sehen ist, so ist auch keine Ansteckung möglich. Denn sie decken den Verstorbenen nur leicht mit Erde oder Steinen zu. Dann kommen bei Nacht die Jakals, oder anderes Wild, und verzehren den Leichnam — und so ists besser, daß reißende Thiere ihn geschwinde verzehren, ehe er schädliche Dünste verbreiten kann, als daß Würmer Monate lang an ihm nagen. Wie vieles kömmt darauf an, daß man die Sachen nur immer aus dem rechten Gesichtspunkte, oder wenigstens von mehreren Seiten, betrachtet! Nach dieser Regel beurtheilen wir auch die übrigen Sitten und Gebräuche unsers Hirtenvolks.

Daß sie ihre Todten nur leicht mit Erde decken, haben wir schon erzählt. Daher bedarfs bei ihnen auch nicht der Särge, und sie lassen nicht so vieles Holz in der Erde umsonst verfaulen, wie wir, die wir doch lei-

nen Ueberfluß davon haben, noch die schönste Leinwand im Grabe vermodern — der schlechteste Kroß ist alles, was man ihnen mitgiebt — noch weniger haben sie abgesonderte Oerter. Denn bei ihnen herrscht das Vorurtheil nicht, daß zwar Leute, die Wittwen und Waisen bestahlen, ihren Nächsten verleumdeten, ein großes Vermögen durch Wucher zusammenscharrten, aber nicht der Schwermüthige, der schneller an das Lebensziel eilte, als er sollte, an der Seite seiner christlichen Mitbrüder ruhen darf. Endlich tritt bei ihnen kein Redner auf, der dem Verstorbenen die gebührenden Lobsprüche nach der Schwere des zu erwartenden oder erhaltenen Geschenks darwiegt, und der Hottentotte ist sich seiner lobenswürdigen Eigenschaften zu gut bewußt, als daß er durch eine bezahlte Lobrede die öffentliche Meinung von sich bestechen sollte. So zahlt er also keine Leichenfrau, die, wie zu einer Maskerade, vermummt, die Straßen durchwanderte, und an den Häusern so lange klingelte, bis jemand den Kopf zum kleinen Fensterchen heraus reckt, dergleichen man noch in Ulm sieht. Er dingt keinen Barbier, der im großen Trauermantel im Namen der ganzen Familie ein betrübtes Gesichte machen muß, weil diese keines macht. Er bestellt keine Klageweiber, wie selbst die alten Römer, um bezahlte Thränen zu vergießen, oder nach einem gewissen Takte zu heulen. Er hält kein weißes Tuch vor das Gesichte, um die, über den Gedanken an die Erbschaft lächelnde, Miene zu decken. Nein: er weint selbst, und wenn er weint, weint er von Herzen, und unterhält so gar eine gewisse zärtliche Gemeinschaft mit dem Verstorbenen. Denn er bittet ihn, wie wenn er lebte, ferner auf gutem Wege zu wandeln, die Ruhe recht zu genießen, und sich von

Zauberern ja nicht misbrauchen zu laſſen, den Hinterbliebenen Böſes zuzufügen.

So lieht alſo der Hottentotte, gleich einem wahren Philoſophen, keine Ceremonien bei den Begräbniſſen, und eben ſo wenig bei den ehelichen Verbindungen, worinnen ihre Sitten faſt gänzlich von den unſrigen abweichen. Denn wie viele Umſtände koſtets bei uns, bis ein Ehelüſtiger die Augen zu ſeiner Göttin erheben, und den vermegenen Gedanken verrathen darf, er ſtrebe nach der Ehre, der Mond dieſer Sonne zu ſeyn! — wie viele Umſtände, bis die Sache den Eltern vorgetragen, und die Einwilligung erhalten wird! wie viele, bis man ſich der ganzen Sippſchaft auf beiden Seiten darſtellte! wie viele mit der Ausſteuer, der Trauung, der häuslichen Einrichtung! In der Folge kann alsdann jeder Theil leben, wie und mit wem er will, beſonders in großen Städten, wo man ſich ſehr lächerlich machte, etwas ſo Verjährtes, als eheliche Treue iſt, von einander zu fordern. Ganz anders iſts bei den Hottentotten. Sind beide Theile einſtimmig, ſich mit einander zu verbinden, ſo bedürfen ſie nur eine Hütte, um da zu leben, und dieſe iſt in Einem Tage fertig, und der Bund geſchloſſen. Dafür leben ſie alsdenn im Eheſtande deſto treuer und keuſcher. Die Natur verlangt, daß jeder Vater das neugeborene Kind als das ſeinige erkenne, und, um dieſes Geſetze befolgen zu können, ſchweifen die hottentottiſchen Eheleute nicht aus. Bei uns aber iſt das Bekenntnis des Ehemanns, daß er der Vater ſeie, eine unbedeutende Formalität, und nach den Geſetzen der römiſchen Kirche, muß derjenige Vater des Kinds ſeyn, das ſeine, einſt ihm angetraute, Frau geboren hat,

sollte er gleich seit zehen Jahren hundert Meilen von ihr entfernt gewesen seyn.

So zeigen sich diese Wilden als ächte Weisen, indem sie keine Ceremonien machen, wo sie nicht nöthig sind, wir hingegen machen sie — hingegen ists ihnen eine sehr ernsthafte Sache, ob sie Vater des neugebohrnen Kindes sind, oder nicht? das wir als eine bloße Ceremonie ansehen — und wiederum: wird je eine Oberfrau jener Gegenden ihrem Gatten untreu, so sinds wir Europäer, die sie verführten. So besuchen wir dieses unschuldige Volk, um ihnen unsere Laster, unsere Krankheiten, unsern Branntewein und elende Glasperlen zu bringen, damit wir uns vor ihren Tugenden weniger schämen dörfen. Bald werden sie auch von uns lernen, ihre Obrigkeit weniger zu ehren.

Bei den Hottentotten ist wahre Gleichheit, und kanns seyn, weil kein besonderer Unterschied des Vermögens, kein ausgezeichneter Stand bei ihnen sich findet. Doch wälen sie sich ein Oberhaupt, um gewiße Ordnung zu erhalten. Ungeachtet sie nun den Vorsteher ihres Kraals selbst gewält haben, ungeachtet dieser sich weder durch eine Amtskleidung, noch durch eine Ehrenwache auszeichnet, wie die Pariser Direktoren, so sagen sie doch nicht zu ihm, wie unsere philosophische Nachbarn: „Wir haben dich itzt gewält. Thust du aber nicht, was wir wollen, so setzen wir dich wieder ab, erklären, wir haben das Zutrauen zu dir verloren, und geben dich als verdächtig an.“ Hat aber vollends ihr Haupt von der holländischen Kompagnie einen Stab zum Geschenke als ein Ehrenzeichen erhalten, das er beständig trägt,

dann wird niemand ihm den gebührenden Respekt verſagen, und die ganze Horde erlaubt ihm, alles Gute zu ſtiften, das er vermag — indeſſen wir geſitteten Europäer ſehr oft unſerer Obrigkeit ungehorſam ſind, den Fürſten manchmal nicht geſtatten, das Gute auszuführen, das ſie dem ihnen anvertrauten Volke zugedacht haben, und von Regenten in einem Tone ſprechen, der uns Privatperſonen nicht gefiele, wenn man von uns in demſelben redete.

Warum ſollten ſie auch das Anſehen ihres Oberhaupts beneiden — ſie, die eine ſo philoſophiſche Gleichmut beſitzen, daß ſie in ihrer kaltblütigen Ruhe nichts ſtören kann? Fiel ſelbſt der Himmel — drücken würde er unſere unerſchütterten Hottentotten, aber nicht ſchrecken. Er hütet ſein Vieh, erlegt ſich ſein Stückchen Wild, wenn der Hunger ihn treibt, freut ſich über Glücke nicht allzuſehr, trauert nicht zu heftig im Unglücke, vergißt leicht das Vergangene, iſt wegen der Zukunft unbekümmert, und lebt, wie ein Kind, das wohl manchmal nach dem Beſitze eines eingebildeten Guts ſich ſehnt, aber auch bald ſeinen Wunſch wieder aus dem Sinne ſchlägt, und daher oft durch eine Kleinigkeit glücklicher ſich fühlt, als wir bei allen Schätzen und Ehren der Welt. Wie erſtaunten einſt alle Hottentottinnen über das Glücke der Gattin des Haaba's! wie huben ſie die Hände voll Verwunderung empor! wie prieſ man ſie als das reichſte und glücklichſte Weib! und warum? — ein reiſender Franzoſe hat ihr einen Lappen rothen Tuchs, einen Stahl, ein Meſſer und einige Glasperlen geſchenkt! Darüber dieſes Erſtaunen! darüber das Gefühl eines auſſerordentlichen Glücks! Man verſuche es in Europa,

und mache der Frau nur eines Schulzen ein Geſchenke von einem ſchlechten Meſſer und ein paar Glaskugeln — mit welchem Spotte wird der Geber empfangen werden! wie würden die Weiber des Dorfs zu einem ſo herrlichen Geſchenke höhniſch lächeln! — und nun vollends der Gattin eines Raths — eines Oberamtmanns — eines Statthalters: wer da nicht die reichſten Stoffe, und goldene Uhren ſpendete — wie übel würde der Mann empfangen!

Nur eines ſcheinen unſere Hottentotten mit einiger Leidenſchaft zu lieben, und zwar den Tanz, vorzüglich beim Mondſcheine. Allein wer wollte ſie deßwegen tadeln. Lieben ihn unſere Schönen weniger? hat nicht manche ſchon bei uns ihre Unſchuld vertanzt? manche ſchon durch Erſchöpfung aller Kräfte beim Tanze Krankheit und Tod ſich zugezogen? — Und geſetzt auch, ſie lieben den Tanz zu ſehr, muß uns das nicht mit ihnen ausſöhnen, daß ſie auch den Mond lieben, wie unſere Werther und Lotten? unſere Sigwarte und Marianen? O wie iſts ihnen ſo **wohl und ſo wehe**, wenn ſie zum Monde, dieſem Vertrauten der Verliebten, hinaufblicken, und er mit ſeinem freundlichen Geſichte, das ſo voll und ſo rund iſt, wie die Wange eines Prälaten, zu ihnen herablächelt, daß die **Welt ſchwindet den Seeligen**! Zwar hat man gar geglaubt, ſie beten den Mond an, was aber nicht erwieſen iſt. Denn das Angaffen deſſelben beweißt ſo wenig göttliche Verehrung, als man von dem Jünglinge, der den Blik auf die Geliebte heftet, ſagen kann: er verehre ſie göttlich, ob er ſie gleich in Verſen hundertmal Göttin nennt, das gewöhnlich nur ſo eine Redensart iſt.

Daß sie den Mond anbeten, ist um so weniger wahrscheinlich, da verschiedene Reisende bemerkt haben wollen, sie verehren gar keinen Gott — etwan, weil man diejenigen Ceremonien nicht bei ihnen entdekt, in die so viele Europäer ihre ganze Gottesverehrung setzen, um alsdann die Pflichten der Religion nicht ausüben zu dörfen: wie manche die Kirche fleißig besucht, um in dem neuen Anzuge der Nachbarin Stof zur erbaulichen Unterhaltung in den Wochenvisiten und zum Seufzen über die Eitelkeit der heutigen Welt zu finden — wie manche ihren Morgen- und Abendsegen recht laut betet, um der dürftigen Wittwe auf Pfänder leihen zu dörfen — wie manche ihren Gesang in der ganzen Nachbarschaft erschallen läßt, um desto mehr über diejenigen zu lästern, die Gott durch einen stillen Seufzer, oder einen Blik zum Himmel auf, oder gar nur durch ein tugendhaftes Leben preißen?

Einst frug ein Missionar einen Hottentotten, der in Europa gewesen war: warum er nicht da geblieben seie? die Europäer haben doch, wenn auch keine andere Vortheile, wenigstens eine bessere Religion. — „Das ist gerade die Ursache, antwortete der Afrikaner: warum ich Europa verließ. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß Ihr einen Gott verehrt. Zwar redet Ihr viel von ihm, und gebt schöne Lehren, aber Euer Leben und Euere Thaten sind ganz anders. Deswegen habe ich immer gezweifelt, ob Ihr Leute auch einen Gott glaubt? Denn Eure Aufführung ist so schändlich, so voller Ungerechtigkeit, Bosheit, Mord, Betrug, Unzucht und aller Gattungen von Ausschweifungen, daß ich vor Euch einen Abscheu fühlte, und viel lieber in Afrika bei mei-

nen Landsleuten seyn will, die zwar nicht so viel Geschrei von Gott machen, nicht in seinem Namen morden, nicht auf seinen Befehl verfolgen, aber dafür ihn im Herzen desto mehr fürchten, und durch ihr Leben verehren?“

Das ist nun freilich keine Lobrede des Hottentotten auf uns. Desto unpartheiischer sind wir, daß wir seiner Nation doch Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ob sie gleich nicht sehr geneigt zu seyn scheint, uns zu rühmen — und desto eher wird man sich überzeugen, wenn wir versichern, daß die Hottentotten so gut Religion haben, als manche unserer europäischen Christen. Glauben sie nicht Zaubereien, wie wir? Glauben sie nicht eben so gut einen Teufel, als wir? fürchten nicht Millionen von unsern gemeinen Christen den Teufel mehr, als sie Gott lieben? Aus Furcht vor diesem unterlassen sie manches, nicht aus Liebe zu Gott. Einem Teufel schreiben sie es zu, wenn es regnet. Mit einem Teufel zanken sie, wenn es donnert. Ein Teufel ist Schuld an den Krankheiten und andern Unglüksfällen. Sollten sie also nicht Religion haben, da sie, wie wir, in der ganzen Natur mehr den Teufel sehen, als den Schöpfer?

Noch einige andere Vorwürfe macht ihnen die Schmähsucht, die aber eben so leicht zu widerlegen sind, als die Verleumdung: sie haben keine Religion?

Sie sollen Barbaren seyn, weil sie die Wissenschaften nicht lieben? und wodurch beweißt man dieses? Etwan, weil sie in ihrer ganzen Sprache kein Wort haben, das einen Doktor ausdrükt? Wie? ist immer ein Doktor, wer Doktor heißt? ist nicht vielmehr mancher ein Doktor, wenn er auch nicht so genennt wird? Nur einen

einzigen Umstand will ich zum Beweiße anführen, daß ein Hottentotte ein Doktor seyn kann, ohne graduirt zu seyn. Wenn wir zur Ader lassen wollen, so sehen wir erst nach dem Zeichen in dem Kalender, ob der Wassermann oder der Krebs erlaubt? Die Hottentotten aber zapfen das Blut ab, wenn sie glauben, daß es eine Krankheit nothwendig macht.

Man rükt den Hottentotten Vielweiberey vor. Der Fall ist selten, doch nicht ganz zu läugnen. Aber was beweißt es mehr, als daß einen Hottentotten die Toilette der Dame des Hauses nicht so viel kostet, als einen europäischen Ehemann — und besonders, daß die Weiber am Kap besser zu seyn scheinen, als bei uns? denn warum anders nimmt der Hottentotte zwei Frauen, als, weil man des Guten nicht zu viel haben kann? In Europa ist manchem eine einzige zu viel. Aber ist von unserm Frauenzimmer auf die afrikanischen zu schließen?

Man sagt: sie trennen ihre Ehen eben so leicht, als man sie schließt. Es ist wahr. Aber hälts in Berlin schwerer, von einer Frau sich scheiden zu lassen, als am Kap? — und nun vollends in der neuen Hauptstadt der Welt! Was brauchts heut' zu Tage in Paris mehr Formalitäten zur Ehescheidung, als zu erklären: die Frau gefalle einem nicht mehr! Will man nun einem Afrikaner ein Verbrechen aus einer Handlung machen, welche die philosophischste Nation der Welt eben so wenig unmoralisch findet, als die Jakobiner die republikanischen Hochzeiten eines Carrier, oder die Ausbrüche der Launen, die sich Vorstädtler von Antoine einst am zweiten September erlaubten?

Ferner

Ferner beschuldigt man die Hottentotten, so wie andere Wilden: sie stehlen gerne. Welch' ein häßliches Wort, stehlen! Aus allen Sprachen und Wörterbüchern sollte man es verbannen, so wie die Handlung selbst aus der Moral verbannt ist. Es wird in unsern aufgeklärten Zeiten nicht mehr gestolen, sondern nur in Requisition gesezt, wenn mans gleich nicht zur Rettung des Staats anwendet, sondern für sich behält. Kann man die Wilden darum schelten, daß sie sich überzeugen, kraft der unverjährten Rechte der Natur dörfe niemand nichts ausschließungsweise besizen? Wenn der Europäer mehrere Flinten besizt, warum sollte sich der Hottentotte nicht auch eine derselben zueignen, da jener doch noch genug an den übrigen hat, dieser aber schon durch den Besiz einer einzigen sich glüklich fühlt? Wird nicht auf diese Art die beliebte Gleichheit deßo eher hergestellt? Alles kömmt nur auf den Gesichtspunkt an, aus welchem man eine Sache betrachtet, und ist es nicht Menschenliebe, eine Handlung lieber aus dem besseren Gesichtspunkte anzusehen, als aus dem schlimmern? Joh. Jakob Rousseau eignete sich ein Band zu, das ihm gefiel, und läugnete die That. Der Verdacht fiel auf ein unschuldiges Frauenzimmer, die dadurch sehr unglüklich wurde. Kann man diesen Philosophen, der ein so schönes Buch von der Bildung der Menschen schrieb, darum tadeln? Hier galt es entweder seinen oder des Frauenzimmers guten Namen. Wars ihm zu verdenken, daß er ihre Ehre der seinigen aufopferte? War er nicht sich selbst mehr schuldig als einer andern Person? Deßwegen erkennen ihn doch unsere Zeitgenossen als den Gesezgeber des menschlichen Geschlechts, und jene Handlung hat auf das Urtheil der Welt von ihm, namentlich des Verfassers der

Schweizerbriefe, nicht den geringſten Einfluß. Er ruht doch im Pantheon neben Voltaire, der die Buchhändler betrog, und manches, was ihm bei ſeinem Wohlthäter Friederich gefiel, in Requiſition ſetzte!

Hat nicht ein anderer berühmter Geſetzgeber das, was Unaufgeklärte ſtehlen nennen, förmlich, doch freilich unter der Bedingung erlaubt, wenn man es ſo liſtig angreife, daß es nicht entdekt werde? Denn nur diejenigen Lacedämonier ließ Lykurg züchtigen, die über dem Stehlen ergriffen wurden. Wie ſehr hätte daher dieſer ſpartaniſche Nomothete jene Wilden bewundert, die einem Sparrmann nicht nur den Degen von der Seite wegnahmen, ſondern ihn ſo gar faſt nakt auszogen, ohne daß ers merkte? So wurde auch in Frankreich mancher in neueren Zeiten ein Bettler, ehe er daran dachte!

Endlich tadelt man unſere Hottentotten auch darüber, daß ſie ihre Kranken und Greiſe verlaſſen. Zwar allgemeine Gewohnheit iſt es nicht, und wir könnten diejenigen Reiſenden, die von vielen Beiſpielen reden, leicht widerlegen; läugnen aber auch nicht, daß es zuweilen geſchieht. Allein dieſes Schikſal trift nur Greiſe, die ſchlechterdings nicht mehr im Stande ſind, ſich zu nähren. Iſts nicht eben ſo bei uns, daß Kinder die Mütter, die ihnen ihr Vermögen austheilten, faſt Hungers ſterben laſſen? daß man alte Männer, die in jüngeren Jahren dem Staate gedient haben, im Alter darben läßt? Wie viele Soldaten ſieht man in der Welt herumſchleichen, die Kräfte und Blut dem Vaterlande aufopferten, und mit grauen Haaren nun betteln? Sieht man nicht — was bei den Hottentotten nicht geſchieht — ſo gar junge Männer bei uns hungern,

die dem Staate nützliche Dienste leisten könnten? War nicht selbst ein Kepler, Newtons Lehrer, in Gefahr, Hungers zu sterben? Wäre es also nicht klüger, diesen Afrikanern keine solche Vorwürfe zu machen, da die nämlichen Untugenden und Fehler, wenn es anders Gebrechen sind, sich bei uns selbst finden?

So haben wir nun unser gutes Volk der Hottentotten nicht nur gegen allen unbilligen Tadel entschuldigt, sondern schmeicheln uns auch, ihre Tugenden und treffliche Eigenschaften ins hellste Licht gesetzt zu haben. Diese Lobrede auf sie waren wir der Gerechtigkeit schuldig, die man gegen alle Nationen der Welt ausüben soll, und Sie, meine Herren! werden die Wahrheit unserer Darstellung desto eher erkennen, da ihre reine Quelle nur Liebe zur Wahrheit ist. Hätten wir irgend ein europäisches Volk gelobt, so könnte man uns im Verdachte haben, als suchten wir ein Dekret zu erhalten: wir haben uns um die Nation wohl verdient gemacht; oder blikten gar nach einer Ruhestätte im Pantheon. Prießen wir einen Helden, oder sonst vornehmen, berühmten Mann: wie mancher würde nicht glauben: nur Interesse habe uns zur Lobrede gereizt! Von den Hottentotten aber sehen wir weder einer ehrenvollen Meldung in ihren Protokollen, noch einer Stelle in ihrem Pantheon, weder goldenen Daken noch Ketten entgegen. Ja wir erwarten, wie gesagt, nicht einmal ein Schaaf mit einem Fettschwanze.

Unsere ganze Belohnung ist und sei das Bewußtseyn, die Unschuld gerettet, und die, von unserem Stolze und unserer Selbstsucht nicht genug anerkannten, Vorzüge

einer ganzen Nation dargeſtellt zu haben. Hundert Schriftſteller haben ſchon die großen Eigenſchaften eines Cäſar oder Hannibal geprieſen', das keine Kunſt iſt. Wir aber ſuchten das ſtille Verdienſt eines armen kleinen Volks auf, und haltens für Pflicht, es deſto mehr zu ehren, je beſcheidener es ſich hinter dem Glanz der großen Weltnationen verbirgt.

Bisher bemerkte Drukfehler.

S. 20. Z. 8. von unten, l. ihrer, ſt. unſerer.'
S. 41. Z. 13. lies: Eſel: ſt. Eſel?
S. 65. Z. 4. l. verarbeitet? Als Schreibtafel kömmt ꝛc.
S. 81. Z. 13. ſtreiche „von" aus.
S. 96. Z. 6. ſtreiche „auch" aus.
S. 111. Z. 20. l. der ſt. die.
S. 132. Z. 5. von unten: l. der Kontrerevolution, oder —
S. 140. S. 18. ſeze . ſtatt: